**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK
0482 4584
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Unsere Zeit.

## Deutsche Revue der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

919 F.

# Unsere Zeit.

## Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

**Rudolf von Gottschall.**

---

Jahrgang 1887.

Erster Band.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK STOCKHOLM

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1887.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Am Teufelssee.

Novelle

von

Emil Taubert.

## I.

Auf sandigem Waldwege, dessen halbverschüttete Gleise von dem äußerst spärlichen Verkehr auf der eintönigen Straße Kunde gaben, ritt ein einsamer Reiter in später Nachmittagsstunde durch den Forst. Der Schimmel verfolgte die traurige Wagenspur mit lässigem Gang, von keinem Zuruf seines Lenkers aufgemuntert, und schüttelte dann und wann den klugen Kopf, wenn ein im friedlichen Abendtraum aufgestörter Falter aus der Furche der schwerbelasteten Holzgespanne vor seinen Hufen aufflatterte, als müsse er sich wundern, daß der lebensfrohe Schmetterling an diesem wüsten Sandgarten ein Behagen finde. Der Reiter war der Gutsherr, zu dessen Besitzthum die ausgedehnte Kiefernwaldung gehörte. Es war der Tag, an welchem er vor wenigen Jahren sein heißgeliebtes Weib durch den Tod verloren hatte. Die wehmüthigen Erinnerungen, denen er sich hingab, waren ihn im Schloß zu qualvoll geworden, wo ein jedes Polster ihm die gebrechliche Gestalt seiner langsam hinsiechenden Gattin zeigte; so hatte er satteln lassen und flüchtete in den unwegsamsten und verlorensten Theil seines Gebietes, um in der Trostlosigkeit dieser Landschaft einen Widerhall seiner trostlosen Stimmung zu finden. Bei seinem Hang zur Einsamkeit besaß er keinen vertrauten Freund, dem er seinen Kummer hätte ausschütten mögen, und das Geplauder seines einzigen, erst sechs Jahre zählenden Töchterchens, das ihn sonst aufzuheitern pflegte, vermehrte heute nur seinen Gram. Doch die Natur war seine Vertraute, die mit ihm jubelte oder trauerte; mit ihren Keimen und Trieben keimte und trieb sein Hoffen; ihre düstern Schatten waren die ernsten Leidtragenden, die dem Sarge seines Glückes folgten, und so vernahm er auch jetzt aus dem leisen Rauschen der schwermüthig nickenden Kiefernwipfel den Ton einer verständnißvollen Mitklage.

Der Pfad wurde mit jedem Hufschlag öder und sandiger; das Pferd störte den Staub auf, der sich in leichtem Gewölk, von der Sonne angeglüht, langsam zwischen den Stämmen verlor, und blieb endlich, ohne ein Zeichen seines Reiters abzuwarten, an einem verfallenen Wegweiser stehen, welcher, einem zum Bettler



Digitized by Google

herabgesunkenen Athleten gleich, mit letzter Kraftanstrengung seinen Arm mehr um ein Almosen als um eine Probe seiner Kunst in die Luft zu strecken schien.

Der Gutsherr gab dem Schimmel recht, daß er an dem gewohnten Rastort der bis hierher ausgedehnten Spazierritte Halt gemacht hatte, schwang sich aus dem Sattel, schlang den Zügel des Thieres um den Stamm des Wegweisers, klopfte dasselbe liebkosend auf den schlanken Hals und wanderte in grüblerischem Sinnen durch die lautlose Stille fort. Als er nach kurzer Zeit den Saum des Waldes zur Linken erreicht hatte, blickte er zurück. Der Schimmel schlug unruhig mit dem Schweif nach den zudringlichen Stechfliegen und nahm, die einzige Staffage in der Oede, der Landschaft den beängstigenden Eindruck völliger Erstorbenheit.

Um die Lippen Waldemar's, des Gutsbesitzers, spielte ein Lächeln der Zufriedenheit, als er sich so unbelauscht sah und hoffen durfte, in diesem entlegenen Winkel seines Eigenthums mit sich allein zu sein. Er that ein paar Schritte vorwärts und überschaute zur Linken seinen Lieblingsplatz, den er in Stunden des Grams aufsuchte, um ungestört sich seinen Gedanken hingeben zu können.

Ein ziemlich abschüssiger Abhang führte zur Seite des Sandweges an das Ufer eines jener kleinen tiefdüstern Seen, an denen die brandenburgische Mark so reich ist. Von der Abendsonne mit flammendem Roth übergossene Kiefern umkränzten in engem Halbkreise das Wasser, dessen schwarze, von keinem emporschnellenden Fisch, von keiner Vogelschwinge gekräuselte Fläche in ihrer starren Unbewegtheit von den leuchtenden Stämmen seltsam abstach. Ein paar Wasserrosen vermochten ebenso wenig wie ein silberner Schmuck auf schwarzem Trauergewande den einförmigen Ernst des Bildes zu mildern, und die zu beiden Seiten des Sees in dichten Gruppen wie mit verhaltenem Athem flüsternden Binsen schienen in furchtsamer Beweglichkeit zu zittern. Da flog ein Raubvogel mit lautem Schrei, der wie ein Angstruf durch die Stille drang, über die Wipfel, und sein dunkler Schatten streifte den finstern Spiegel wie der Flor eines Leichenträgers den glatten Ebenholzdeckel eines Sarkophags.

Mit Behagen lauschte Waldemar auf das ihm so wohlthätige Schweigen und sog die Melancholie dieses Waldabendfriedens begierig ein, als er plötzlich, die Brauen runzelnd, ein lebendes Wesen am Ufer bemerkte, das ihm offenbar zuvorgekommen sein mußte, um in dieser von Mensch und Thier gemiedenen Umgebung seinem Harm nachzuhängen. Den Rücken ihm zukehrend, saß eine jugendliche Frauengestalt auf dem Stumpf einer längst gefällten Kiefer. Auf ihrem Schos ruhte ein weißes Blatt, das sie, indem ihr das Knie als Schreibpult diente, mit hastigen Zügen beschrieb. Sie wendete keinen Blick von den Zeilen, und an dem Umstande, daß sie den feingeformten, von üppigen Locken umflossenen Kopf immer tiefer herniederneigte, wurde der Beobachter gewahr, wie ihr bei dem Sinken der Sonne und der hereinbrechenden Dämmerung das Schreiben beschwerlich fiel.

Seine Theilnahme war sofort durch die Wahl des Ortes geweckt, den die Unbekannte, ihm sympathisch genug, für ihre Herzensergüsse sich auserlesen hatte. Er vermuthete eine Schriftstellerin, einen Schöngeist aus der seinem Gute benach-

Digitized by Google

barten Provinzialstadt in der Schreiberin, die, eine Art von Mannweib, ohne schützende Begleitung den in weiter Umgegend verrufenen Waldplatz aufgesucht, um ihre spröde Einbildungskraft durch die gespenstigen Schauer des Teufelssees zu befruchten, und kein Bedenken trug, in so später Stunde getrost den mondbeglänzten Heimweg durch die Waldung einzuschlagen.

Auf dem weichen Sande schlich er die paar Schritte an den Rand der Kiefern zurück, um den Reiz des Abenteuers nicht durch eine zu frühe Entdeckung zu stören und vielleicht mehr als den unbestimmten Saum ihres Profils zu erblicken. Hinter einem dickstämmigen Baumriesen verborgen, faßte er die Einsame ins Auge, während die Linien ihres ausdrucksvollen Hauptes sich von der klaren Abendluft genugsam abzeichneten.

Jetzt hatte sie das Schreiben beendigt, legte die Hände in den Schos und betrachtete unverwandten Blickes die unheimliche Flut. Die Sonne war verschwunden; nur über den Wipfeln der jenseitigen Anhöhe schimmerten ein paar rosige Gewölkstreifen; die Kiefern am Ufer standen starr und stumm und eine herzbeklemmende Traurigkeit waltete über Wald und See.

Da entrang sich der Brust der Fremden ein so qualvolles Aufstöhnen, daß Waldemar zusammenschreckte und auf einmal durch den langgezogenen Klagelaut an den eigenen Schmerz gemahnt wurde, der ihn in diese Einöde getrieben hatte. Es war kein Zweifel: die Unbekannte war eine Unglückliche, die umsonst mit ihrem Leid rang, und seine Theilnahme steigerte sich von Minute zu Minute. Jetzt erhob sich die Räthselhafte mit einem neuen Seufzer, und was sie nunmehr begann, erfüllte den Gutsherrn mit einer schmerzlichen Spannung peinvollster Erwartung, sodaß er sich bereit hielt, in jedem Augenblick aus seinem Versteck hervorzubrechen und die Aufgabe der Vorsehung zu übernehmen.

Wie von einem Frostschauer geschüttelt, zitterte die Frauengestalt, breitete die Hände gegen den See aus und führte sie gegen ihr Gesicht zurück, als wollte sie den über der Flut wallenden Nachthauch schöpfen und ihre aufgeregten, glühenden Sinne mit dem kühlen Element allmählich vertraut machen. Dann blickte sie sich scheu nach allen Seiten um, als fürchte sie einen Zeugen ihres Vorhabens, sah hastig nach den Zeigern ihrer zierlichen Taschenuhr und thürmte unruhig eine kleine Pyramide von regellos umherliegenden Feldsteinen auf, unter deren oberstem sie das Papier mit ihren Aufzeichnungen sorgfältig verwahrte, sodaß nur der Randstreifen des Blattes unter dem wunderlichen Briefbeschwerer hervorschimmerte. Darauf spähte sie am Boden umher, ergriff einen vom Wind gebrochenen Kiefernzweig, pflanzte ihn neben den Steinen in die Erde und befestigte ihren Sommerhut daran, den sie bisher lose an ihrem linken Arm getragen hatte. Wem mochte das trübselige Merkzeichen errichtet sein? Mit dem Grausen, mit dem man das Thun eines Irrsinnigen wahrnimmt, verfolgte Waldemar eine jede ihrer Bewegungen.

Dann fühlte sie mit beiden Händen nach ihrem Herzen, kniete vor den Steinen wie vor einem Altar nieder und verharrte eine geraume Weile in der Stellung einer gnadeflehenden Büßerin. Dem Lauscher war, als könne er die Worte vernehmen, die ihre Lippen murmelten, den zum angstvollen Flüsterton herab-



Digitized by Google

gestimmten Aufschrei einer jammerbeladenen Seele, den Ruf nach Rettung und Erlösung.

Als sie sich aufgerichtet hatte, schweifte ihr Auge wieder über die schwarze Fläche. Sie erfaßte einen Stein und warf ihn in den See, daß das Wasser hoch aufspritzte; dann streckte sie die Hand wie abwehrend aus, irrte am Ufer auf und ab, und jedesmal, wenn sie stehen blieb, löste Waldemar den rechten Arm von der Kiefer, die er umschlungen hielt, bereit, mit dem hurtigsten Anlauf die drohende Katastrophe abzuwenden.

Sie konnte die Kraft des Entschlusses nicht finden. Die weißen Wasserrosen lockten nicht, und die Binsen hielten einen leichten Nebel auf, der aus der Tiefe stieg und sich wie ein zur Bleiche ausgespanntes Todtenhemd über das Schilfrohr breitete.

Es ist zu viel gefordert, hart am Rande des Grabes kaltblütig den Fuß zu heben und in die gähnende Gruft zu springen; aber im wilden heißblütigen Niederlauf mußte es gelingen, mußte der fliegende Athem ihr Flügel verleihen, um sich über den schreckenden Saum hinwegzuschwingen. Dieser Gedanke beschäftigte die Fremde, als sie mit gesenkten Augen die Anhöhe hinaufstieg, in der Nähe des Spähers sich plötzlich umwendete und mit unaufhaltsamen Schritten, mit ausgebreiteten, todverlangenden Armen den Abhang herniedereilte. Hinter ihr jagte es her, ohne daß sie es merkte. Ein Schrei! Im Begriff, sich in die Flut zu stürzen, fühlte sie sich von kräftigen Männerhänden gepackt, jählings zurückgezogen und auf den Boden niedergedrückt.

„Um Gottes willen, mein Fräulein, was haben Sie vor?“ redete Waldemar sie an. „Der Teufelssee ist unergründlich, und das üppig wuchernde Schlingkraut gibt seine Beute nicht frei.“

„Ich kenne das Wasser von Jugend auf“, gab sie tonlos zurück und streifte ihren Lebensretter mit einem feindlichen Blick, „und darum wählte ich die Stelle, um einen sichern Tod zu finden.“

Die Blässe ihrer Wangen, der müde Klang ihrer Stimme und das Ringen nach Athem zeigten ihm, wie erschöpft sie war. Sie schloß die Augen, und ein paar heiße Thränen brachen unter den madonnenhaften Lidern hervor. Willenlos ließ sie es geschehen, daß der Fremde sie aufrichtete, ihren Arm in den seinigen legte und sie langsam und vorsichtig an den Baumstumpf geleitete, auf dem sie vordem gesessen hatte. Auf seine Bitte ließ sie sich nieder, und er hatte Gelegenheit, während sie gramvoll auf den düstern Spiegel schaute, sich in den Anblick ihrer Züge zu vertiefen. Er gestand sich, daß er ein Gesicht von gleicher Schönheit, eine Gestalt von gleich vollendetem Wuchs noch nie gesehen habe. Mitleid und Staunen bewegten ihn, und er grübelte über die Ursache, die dieses zur Lebensfreude und zum Daseinsgenuß von der gütigen Natur bestimmte Geschöpf in der Blüte der Jahre zu dem wahnsinnigen Entschluß der Selbstvernichtung getrieben haben mochte.

Da besann sie sich auf sich selbst, empfand das Peinliche ihrer Lage in voller Schärfe, zog ihre Uhr, blickte sich furchtsam um und sagte mit dringlichem Ton: „Wenn er käme, jetzt, zu früh käme!? Bitte, mein Herr, dem ich Dank schulde

Digitized by Google

und doch nicht zu danken vermag, seien Sie barmherzig, verlassen Sie mich und überantworten Sie mich meinem Schicksal!"

„Im Gegentheil", versetzte er fest und bestimmt; „ich werde mich an Ihre Fersen heften und mein Gewissen nicht mit der schweren Schuld der Säumigkeit beladen, wo mich eine so wunderbare Begegnung gebieterisch zu Rath, Trost und Hülfe verpflichtet hat."

Als sie dennoch auf ihrer Bitte bestand, daß er sie verlassen möge, stellte er sich ihr vor und fügte mit einem leichten Lächeln hinzu, daß er ein doppeltes Recht habe, an ihrer Seite zu bleiben, da er sich hier auf seinem eigenen Grund und Boden befinde. „Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, mein Fräulein, und ich werde es sicherlich nicht misbrauchen", fuhr er fort. „Mich erfüllt der lebhafteste und aufrichtigste Wunsch, Ihnen beizustehen, Sie dem Leben wiederzugeben, und kein Mittel soll mir zu beschwerlich, keine Mühe zu lästig sein, um sie Ihnen zu versagen. Betrachten Sie mich als Ihren väterlichen Freund, über den Sie, wie es die Umstände erfordern, verfügen dürfen. Aus Ihren Ausrufungen habe ich entnommen, daß Sie hier an diesem Schreckensort einen Mann erwarten, der Ihnen Furcht und Entsetzen einflößt?"

„Nein, nicht nur Furcht und Entsetzen, auch Wonne und Seligkeit, Himmel und Hölle zugleich", entgegnete sie mit einem plötzlichen Aufflackern der halb erloschenen Stimme, aus dem Waldemar erkannte, welcher Leidenschaftlichkeit dieses Herz fähig war, dessen Flammenglut die Flut auf immer hatte löschen sollen.

Er ergriff ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, und sagte mit einem Ausdruck, dessen herzgewinnende Wärme ihren Widerstand mit jedem Worte mehr besiegte: „Wer der Ankömmling auch sei, auf den Sie harren, und welcher Zwist und Streit Sie auch bewogen haben mag, vor seinem Erscheinen in den Tod zu flüchten: vertrauen Sie mir und lassen Sie mich der Versöhner sein, der die Kluft zwischen Ihnen überbrückt und in selbstloser Hülfsbereitschaft den Frieden fördert."

„Nicht Streit und Zwist, ach, die Unheilbarkeit seiner unseligen Gemüthserregung verdirbt ihn und mich", seufzte sie zur Antwort.

Es gibt Situationen im Leben, welche Personen, die sich nie vordem gesehen haben, augenblicklich näher bringen und ein Vertrauen herstellen, wie es oft kaum aus einem langjährigen Umgang erwächst. Wer der Zeuge des Selbstmordversuches eines andern war und das Glück hatte, den Versuch zu vereiteln, gewinnt unwillkürlich eine Macht über die Seele des Geretteten, der das unabweisliche Bedürfniß fühlt, seinen Entschluß zu rechtfertigen und die Nothwendigkeit desselben als eine zwingende zu erweisen, um sich in der Achtung des edeln Wohlthäters einigermaßen zu behaupten. Solange das Dasein als ein Gut gilt, das Millionen in ängstlicher Sorge zu erhalten streben, wird derjenige, der es fortwirft, wenn er nicht ganz verkommen ist, sich bemühen, nicht als ein gewissenloser Verschwender zu erscheinen, sondern als ein vorsichtiger Rechner, der die volle Summe seiner Tage auf einmal zahlt, um sich den ohnehin sichern Tod in dem Zwange seiner Lage vorwegzukaufen. Der Zahlpfennig des einzelnen Tages spart ihm doch nur das Ende heran, während die freie Hingabe einer unberechenbaren Zukunft es zur Großmuth spornt.

Digitized by Google

Aus diesem Gefühl heraus und von der Aufrichtigkeit der Worte des Mannes überrascht, in dessen Zügen sie forschte, Zügen, die nicht die herbe Strenge eines Anklägers, sondern Güte, Wohlwollen und den innigen Wunsch der Möglichkeit der Freisprechung verriethen, setzte die Unglückliche zögernd hinzu: „Es wird mir schwer, Herr Waldemar, mich so schnell in das Leben zurückzufinden, mit dem ich für immer abgeschlossen zu haben glaubte. Der Brief dort unter dem Stein, der Abschied für immer . . .“

Die Stimme versagte ihr; der Gutsherr folgte dem Winke ihrer Hand, löste das Blatt aus der Steinpyramide und begann mit halber Stimme zu lesen, indem er, dann und wann über die Zeilen hinwegblickend, die Schreiberin vorsorglich im Auge behielt. Es war gerade noch hell genug, um die mit Bleistift geschriebenen, ziemlich großen Buchstaben, wenn auch mühsam, zu entziffern. Der Brief lautete:

„Mein heißgeliebter Erich!

„Getreu unserer Verabredung habe ich mich an dem See meiner Heimat eingefunden, aber einige Stunden früher, als wir verabredet. Du wolltest gemeinsam mit mir den Tod suchen; seine priesterliche Hand sollte uns vermählen, da das Leben dem Bunde unserer Liebe so eigensinnig widerstrebt.

„Doch es darf nicht, darf nicht sein. Ich will Dir vorangehen, und Du mußt zurückbleiben. Nenne mich nicht grausam, daß ich Dich allein zurücklasse! Ich entfliehe ja nicht feigherzig meinem Leid, das ich um Deinetwillen ohne Murren ertragen würde; ich will ja nur allein den Leiden ein Ende machen, welche ich Dir ohne Aufhören verursache, will Dich von dem Fluch erlösen, zu dem ich Dir geworden bin, obwol Du Dein erstes und letztes Glück in mir zu besitzen wähnst. Mein Tod gibt Dich dem Aelternhause zurück, aus dem ich Dich vertrieben, gibt Dich Deinen Freunden zurück, mit denen ich Dich entzweit, gibt Dich den reichen Gaben Deines Geistes wieder, die Du zum Segen der Deinen und Deiner Mitmenschen ausnutzen sollst. Nach mir wird niemand fragen; ich hatte neben meinem Bruder, den ich durch die Gnade Gottes im Jenseits mit Dir zu versöhnen hoffe, kein treues Herz außer Dir. Die Qual der Sehnsucht, die Du um mich empfinden wirst, werden Pflicht und Arbeit heilen, und die endliche Ruhe, die Dir mein Verlust gewährt, wird Dich entschädigen für die maßlose, ewige Unruhe, die Dich in meinem Besitz verzehrte. Die kalten Wellen dort unten, die mich in traumlosen Schlummer wiegen sollen, wirst Du nicht beneiden, nicht zudringlich und anmaßend schelten, und die Schlingpflanzen, die mich mit ihrem grünen Gerank umklammern, wirst Du nicht in eifersüchtiger Aufwallung des lüsternen Verraths zeihen.

„Um mich her herrscht die Stille des Sterbens. An dieser Stätte, wo Du mich zu finden glaubst, soll Dir dies Blatt meine letzten Grüße sagen. Lies es, geliebter Freund . . .“

Waldemar stockte. Die Rührung mußte die Schreiberin übermannt haben; Thränen waren auf das Papier gefallen und hatten die Schriftzüge verwischt. Die Fremde, die ihre eigenen Worte wie die eines dritten, welche aus einer für sie verschollenen Welt zu ihr herüberklangen, schweigsam angehört hatte, ergänzte

Digitized by Google

mit hauchender Stimme, was der Leser nicht enträthseln konnte, und sagte: „Lies es, geliebter Freund, und versprich, mir nicht in den Tod zu folgen! Lebe und wirke, dulde und strebe! Es ist die Bitte einer Sterbenden, die Du nicht versagen kannst. Ich hätte auch im Grabe keine Ruhe gefunden, wenn ich die, ob auch unschuldige Ursache Deines Todes geworden wäre; so scheide ich, damit Du lebest, und mein Erwachen wird ein freudiges sein."

„Gedenke", fiel er ihr ins Wort und las die letzten Zeilen, die sie in der Erregung mit immer größern und breitern Buchstaben geschrieben hatte, mit gesteigertem Ton, „gedenke meiner in leidenschaftsloser, inniger Freundschaft! Meinen Leichnam, wenn er dem See entrissen werden kann, laß auf dem Friedhof neben den Gräbern meiner Aeltern bestatten! Es ist so süß, neben der geliebten Mutter zu schlafen; laß mich, die ich auf Erden keine neue Heimat zu finden vermochte, in der Heimat aller, im Tode, die Nähe der Liebe nicht entbehren! Die Sonne geht zur Rüste, und wie sie ins Meer sinkt, um von dem heißen Lauf zu ruhen, so will auch ich in die Flut mich betten, um nach der langen Irrfahrt auszurasten. Lebe wohl, Erich, und erringe über dem Frieden meines Grabes den Frieden Deines Lebens! Deine Clara."

Er schwieg lange Minuten, nachdem er geendigt hatte, und betrachtete mit tiefer Rührung die Liebende, die ihre stillen Augen, in Sinnen verloren, auf den See heftete. So jung und so entsagungsfähig, so daseinsberechtigt und so todesfroh! Wieder überraschte ihn ihre auffallende Schönheit, die classische Vornehmheit ihrer Züge, welche durch den Gram beseelt und durchgeistigt wurden. So mußte einst Ariadne trauernd am Ufer des felsigen Eilandes gesessen und dem enteilenden Schiff des Theseus nachgeblickt haben, das ihr am fernen Horizont ein Glück entführte, dessen Besitz so vergänglich gewesen war.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Fräulein Clara", sagte er und drückte ihr die Hand. „Noch heute hoffe ich mich desselben würdig zu erweisen. Zu welcher Stunde erwarten Sie den unglücklichen Freund, der mit Ihnen zu sterben beschlossen hat?"

Diese Frage versetzte die Angeredete in den ganzen Jammer der Gegenwart zurück, und wiederum traf den Sprecher ein vorwurfsvoller Blick, als ob sie ihm zürnte, daß er sie in dem Vorhaben, welches allein die Wirrnisse ihres Lebens schlichten konnte, so jählings unterbrochen hatte. Dann faßte sie sich und erwiderte, daß Erich schon hier sein müßte, wenn es ihm nach seinem Wunsche noch möglich gewesen wäre, mit dem vorletzten Tageszug von der Hauptstadt aufzubrechen; jetzt könne sie ihn vor dem endgültig festgesetzten Zeitpunkt, eine Stunde vor Mitternacht, nicht mehr erwarten.

„Die Sommernacht ist lau und lind", versetzte er, „und so wage ich, Ihnen das Anerbieten zu machen, in Ihrer Gesellschaft die Ankunft Ihres Freundes zu erharren. Vielleicht daß es mir noch heute gelingt, Ihnen beiden neuen Muth zuzusprechen, Sie mit neuer Lebenshoffnung zu erfüllen und alle Hindernisse zwischen Ihnen hinwegzuräumen."

Er sagte das mit einem so frohen Ton der Zuversicht, von der willigsten Sorge für die schöne Fremde hingerissen, mit einer so aufrichtigen Selbsttäuschung,

Digitized by Google

er könne mit der Kraft seiner Ueberredung um der Lebensmüden willen die Berge selbst versetzen, daß er doppelt betroffen war, als Clara ihm mit einer fast heftigen Abwehr zurief: „Ihr Vorschlag, so gut er gemeint ist, so sehr er Ihrem Herzen Ehre macht, ist gleichwol unannehmbar. Sie kennen die gewaltsame Art eines Erich von Hochdorf nicht. Wenn er mich hier, anstatt mich mit der Vorbereitung zum Tode beschäftigt zu sehen, in der Unterredung mit einem Fremden träfe, der sich, ob auch in der redlichsten Absicht, meiner annähme und sich zum Vermittler aufwürfe: er würde nicht fragen, nicht untersuchen, würde blindlings seiner Verblendung folgen, und es gäbe ein Unglück nicht allein für ihn und mich, sondern für Sie selbst, Herr Waldemar. Dann müßte ich den Augenblick verwünschen, der Sie herführte, um mich von dem Rande der Flut zurückzureißen."

Wie schmerzlich ihn auch diese Erwiderung berührte, es war doch dabei ein Name genannt, der ihn zu erneuter Zuversicht berechtigte. „Ist jener Erich von Hochdorf, den Sie nannten, der Sohn des Herrn von Hochdorf, des reichen Grundbesitzers in Westpreußen?"

„Derselbe", entgegnete sie und sah ihn verwundert an.

Die ängstliche Spannung in den Zügen des Fragers machte einem Ausdruck der Befriedigung Platz, indem er mit einem Anflug von Jubel erklärte: „O, nun glaube ich, daß sich alles zum Besten fügen wird. Erich ist mein Freund, war wenigstens mein Freund. Wenige Jahre jünger als ich, lernte mich der frühreife Studiosus auf der Universität zu Berlin und auf der landwirthschaftlichen Hochschule kennen. Bald entspann sich ein reger Verkehr zwischen uns, ein inniges Freundschaftsverhältniß, das freilich die Zeit gelockert hat."

„Wunderbar", unterbrach ihn Clara. „Sie standen ihm so nahe, und doch hat er nie, als wir in unserer verzweifelten Lage Umschau nach allen hielten, von denen wir etwa Rath und Hülfe erbitten konnten, Ihrer auch nur mit einer Silbe Erwähnung gethan."

„Auch dafür, mein Fräulein, kann ich Ihnen eine Erklärung geben. Sein Stolz wird ihn abgehalten haben, sich an mich zu wenden; denn wir schieden vor sieben Jahren nicht ohne bittern Groll. Erich brachte mir während unserer Universitätszeit eine geradezu schwärmerische Neigung entgegen, die ich von ganzem Herzen erwiderte; aber er wurde von einem so ungestümen Verlangen nach dem ausschließlichen Alleinbesitz meines Umgangs beherrscht, daß er selbst die Bücher haßte, die mich dann und wann von ihm abzogen, meinem alten Diener die Freundlichkeit beneidete, mit der ich dem Pfleger meiner Kindheit begegnete, und mit unüberwindlichem Eigensinn auf der völlig ungerechtfertigten Forderung bestand, ich solle einem bewährten Kameraden, den ich vor der Bekanntschaft mit Hochdorf schätzen und lieben gelernt hatte, um seinetwillen den Laufpaß geben. Ich widersetzte mich, hielt an dem braven, ältern Genossen fest, und die ersten Reibungen drohten uns für immer zu entfremden. Die bald darauf erfolgende Abreise jenes Gefährten erleichterte die Wiederherstellung unserer frühern Eintracht. Ich gewöhnte mich mehr und mehr an Erich's Eigenart und trug ihr um so mehr Rechnung, als ich es für meine Pflicht erachtete, über den jüngern Freund zu [illegible], der bei seinem excentrischen, oft unberechenbaren Wesen in allerhand Ver-

Digitized by Google

drießlichkeiten gerieth und vor so mancher Thorheit und leidenschaftlichen Uebereilung zu behüten war. Er bedurfte eines Haltes, und ich sorgte für ihn mit der Besonnenheit, deren ich bei meiner eigenen Unfertigkeit fähig war. Als ich später nach dem Tode meines Vaters den Besitz meines Erbes angetreten hatte, gab ich meinen Gütern eine Herrin. Erich kam meiner Einladung nach, weilte einige Wochen in meiner Nähe und beglückte mich mit seiner alten Herzlichkeit. Dennoch lastete ein Druck auf ihm, der ihn nicht ganz froh werden ließ. Ich bemerkte eine von Tag zu Tag anwachsende Reizbarkeit an ihm, unter welcher besonders meine Frau zu leiden hatte. Er konnte es nicht ertragen, daß sie mir mehr war als er, konnte es nicht begreifen, daß ich, der Neuvermählte, immer und immer von ihr sprach, klagte mich an, daß ich ihn zusehends vernachlässigte wie einen lästig gewordenen Gast, und meine Gattin, das Opfer seiner Eifersucht, mußte alle Kraft der Selbstbeherrschung aufbieten, um bei seinen Stichelreden und kränkenden Glossen Meisterin ihrer selbst zu bleiben. Ich begütigte sie im stillen, wir schonten unsern Genossen wie einen Kranken, ja, wir legten uns eine Zurückhaltung in unserm Betragen, eine Gemessenheit bei jeder Begrüßung, jedem Abschied auf, daß ein Uneingeweihter unsere Ehe für keine allzu glückliche hätte halten müssen. Endlich, als er auf einem Spazierritt mit den alten Vorwürfen auf mich eindrang, mich bis zur Verzweiflung quälte, in seiner Erbitterung seinem Gaul mit einer Heftigkeit die Sporen gab, daß das Blut von den Weichen des Thieres herniedertropfte: da stellte ich ihn allen Ernstes zur Rede und suchte ihn durch den absichtlich gesteigerten Nachdruck meiner Entrüstung zur Besinnung zu bringen. Vergebens. Wir hielten gerade unsere Pferde an diesem melancholischen Gewässer an, für das ich von jeher eine grillenhafte Vorliebe hegte, welche mir in dieser Stunde als eine heilige, mir von der Vorsehung zu Ihrer Rettung ins Herz gesenkte Empfindung erscheinen will. Erich ließ sich nicht beschwichtigen und pochte auf sein älteres Anrecht an meine Liebe. Während ich ihn, um ihn bei der bedrohlich anschwellenden Gewitterglut seines Gemüthszustandes zu begütigen, aufs neue meiner unverbrüchlichen Freundschaft versicherte, hob er sich plötzlich im Sattel hoch empor, blitzte mich mit glühenden, wie von fieberischer Begeisterung trunkenen Augen an und machte mir mit einer Stimme, die den Widerhall weckte, den aberwitzigen Vorschlag, daß wir auf dieser Anhöhe vor uns unsere Rosse spornen und in rasendem Galopp den Abhang hernieder mitten in den abgründigen See hineinjagen sollten, um, eine echte Probe der Treue, unsern einst für das Leben geschlossenen Bund durch einen jähen, gemeinsamen Tod zu besiegeln. Ich hatte unrecht, mich nicht zu beherrschen; aber die Ueberspanntheit des tollen Ansinnens reizte mich zu einem kurzen, höhnischen Auflachen, das alles Blut aus seinen Wangen trieb. Blaß, wie die Wasserrosen dort, riß er gewaltsam sein Pferd herum, daß es sich hoch aufbäumte, und brauste durch den stäubenden Sand von dannen. Ich stürmte der fliegenden Staubwolke nach, die, Roß und Reiter verschlingend, vor mir einherwirbelte; ich rief ihn an, ich beschwor ihn; er hörte nicht, und ein Fehltritt meines Pferdes, der mich in Lebensgefahr brachte, zwang mich, die athemlose Verfolgung aufzuheben. Er aber jagte zum Entsetzen meiner Frau, die auf der Veranda nach uns ausblickte, ohne

Digitized by Google

Gruß an meinem Schloß vorbei, sprengte mitten durch den Gutshof, daß das Geflügel auseinanderstob, durch das offene Thor auf die nach der Stadt führende Chaussee, durch die Straßen ohne Aufenthalt über das holperige Pflaster bis an den Bahnhof, schwang sich von dem schweißtriefenden Pferde, das er einem dort lungernden Arbeiter übergab, um es mir zuzustellen, und fuhr mit dem eben bereit stehenden Eilzuge davon. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen. Sein Verlust hat mich lange geschmerzt, schmerzt mich noch heute. Seine Freundschaft war ein Danaergeschenk: sie entzückte, um zu schrecken; sie wärmte, um zu verzehren; sie umstrickte, um zu ersticken."

Clara, die den Worten des Gutsherrn mit unverrückter Spannung gefolgt war und sich, von dem Schluß der Erzählung mächtig erregt, unwillkürlich von ihrem Sitz erhoben hatte, erwiderte in sichtbarer Ergriffenheit: „Sie schildern den Armen nur zu getreu. O, nun begreife ich auch, warum er gestern, als wir die weltverlorene Stelle für unser Sterben aussuchten, so ängstlich den nähern, am Schloß vorüberführenden Weg vermied und eine Ortskunde in dem Labyrinth der Gehölze bewies, welche die meinige, die einer Eingeborenen, weit übertraf, und für die ich mir keine Erklärung wußte. Ja, Sie schildern ihn in seinem ganzen Wesen; doch Sie haben nur in Tropfen gekostet, was mir in langen, schmerzensreichen Zügen zu leeren beschieden war. Die Ichsucht seiner Freundschaft wird noch durch die Ichsucht seiner Liebe überboten. Ach, wie oft habe ich mich ihm zu entziehen versucht, und wurde doch durch das unsäglichste Mitleid mit seinen Qualen aufs neue an ihn gekettet! Wie oft habe ich ihm bis zum Haß gezürnt, und wurde doch durch seine Reue und Zerknirschung ohnmächtig entwaffnet! Wie oft hoffte ich auf die endliche Genesung seines Gemüths, und wurde doch nach jeder verheißungsvollen Krise die Zeugin eines um so schlimmern Rückfalls! Und trotz aller Leiden, die er mir bereitet: es geht ein allmächtiger, ein unlöslicher Zauber von ihm aus, der mich ohne Willen an ihn bindet, und der es mir so schwer machte in dieser Stunde, mich ohne ihn zu opfern, um ihm die Rückkehr in den Kreis der Seinen, in die Ruhe einer segensvollen Thätigkeit zu ermöglichen. Schelten Sie mich immerhin eine Thörin, Herr Waldemar! Wenn ich nicht sterben soll, was Sie mir verweigern, so muß ich ihn lieben, lieben bis ans Ende und kann nicht von ihm lassen!"

Ihre Augen wurden feucht und das Bekenntniß ihres Herzens verbreitete einen solchen Weiheglanz traurig sanfter Milde und elegischer Schönheit über sie, daß der Gutsherr, von seinen Empfindungen übermannt, ihre Hand ergriff und mit ritterlicher Ehrerbietung an seine Lippen führte.

Sie ließ es ruhig geschehen. Waldemar war ihr kein Fremder mehr. Wie man dem Arzt, dem man anvertraut hat, was man sorgfältig vor jedem andern Ohr hütet, allmählich ohne Scheu in die Augen sieht und keine Beichte vorenthält, so blickte sie jetzt zu dem Manne auf, welcher der Mitwisser ihrer geheimsten Leiden geworden war, und die gemeinsame Antheilnahme, die sie an Erich knüpfte, schlang ein geheimnißvolles Band um beide, das sich mit jeder Minute fester zog.

„Lassen Sie uns überlegen, was jetzt noththut", nahm der neue Freund das

„Auch ich stimme Ihnen bei, daß es für mich gerathener ist, Ihren Ver-

Digitized by Google

lobten zunächst nicht in Ihrem Beisein zu sprechen. Ich will seiner Ankunft hier entgegensehen; aber wohin soll ich Sie, Fräulein Clara, in der Zwischenzeit geleiten? Haben Sie Freunde in der Stadt oder Verwandte?"

„Ich bin eine Fremde auf der heimischen Scholle geworden", versetzte sie, „und seit Jahren auf wechselvoller Irrfahrt. Die Nacht von gestern zu heute habe ich in der Bahnhofsherberge zugebracht; aber es graut mir, dahin zurückzukehren, die langen Stunden bis zum Morgen, diesem Schauplatz so fern, in tödlicher Ungewißheit zu durchwachen, ohne Nachricht von dem Erfolg Ihrer Zwiesprache mit dem Armen, ohne Nachricht, zu welchem Schritt ihn vielleicht die Verzweiflung gedrängt. Ach, die Wasser auf dem Grunde des Sees werden ja mein Bewußtsein nicht mit wohlthätigem Schauer erstarren machen: dafür stehe ich wieder mitten in der Sorge und Qual meiner Liebe, und der schlechteste Unterschlupf in der armseligsten Tagelöhnerhütte soll mir hoch willkommen sein, wenn ich nur noch in den nächsten Stunden eine Kunde von dem Ausgang Ihrer Begegnung mit dem Freunde empfangen darf."

In diesem Augenblick erscholl ein lautes Gewieher vom Waldrande her. „Der Schimmel wird ungeduldig", beruhigte Waldemar, „und ruft seinen Herrn. Lassen Sie uns aufbrechen! Mein Haus steht Ihnen selbstverständlich zur Verfügung." Dann zog er seine Uhr und fuhr fort: „Wir müssen die Zeit zu Rathe halten. Sie besteigen mein Pferd ... wehren Sie nicht ab, diese verhängnißvolle Stunde hat Sie über Gebühr angegriffen! ... und ich begleite Sie zu den nicht allzu entfernten Wirthschaftsgebäuden des zunächstliegenden Vorwerkes meiner Güter. Um 10 Uhr können wir dort sein. Ich übergebe Sie der Obhut der Frau meines Verwalters, sprenge auf dem Schimmel nach dem Teufelssee zurück, treffe noch zur Zeit ein, um unsern Erich zu empfangen, setze ihm den Kopf zurecht, bringe Ihnen den Freund und führe Sie in Gemeinschaft in mein Schloß."

„Um unsern Erich zu empfangen." Dieses „unser", mit so freundlichem Ton gesprochen, schlug alle Bedenken nieder, die sich in der Seele Clara's regen wollten. Sie reichte ihm die Hand zum Dank. Die Munterkeit und Siegesgewißheit, mit der er ihr seinen Plan entworfen hatte, regte ihre Lebensgeister zu frischem Pulsschlag an. Ein Strahl der Hoffnung brach unter ihren dunkeln Wimpern hervor. Nach langer, trostloser Verzagtheit ein Augenblick der Ermuthigung! Ihre klangreiche Stimme verlor den Schleier, der sich bis dahin über dieselbe gebreitet hatte, als sie ausrief:

„O, wenn es möglich wäre, daß Sie die Wunderkraft besäßen, auf den Unglücklichen einzuwirken, ihn mir, ihn sich selbst zu erhalten! Ich verspreche, mich in allem Ihren Anordnungen zu unterwerfen. Sie haben mir das Leben gerettet und damit den Anspruch auf meinen vollen Gehorsam erworben; ich bin Ihr Geschöpf, noch halb starr und leblos unter der Qual der Sorge; seien Sie mir der väterliche Prometheus, der seinem Gebilde Athem und Seele gibt."

Die Worte der Sprecherin offenbarten ihm genugsam, wie sehr dieses schöne, noch vor kurzer Frist mit den Gedanken des Todes so vertraute Weib sich wieder an das Leben klammerte, und er fuhr fort, sie zu ermuthigen: „Lassen Sie mir Ihren Abschiedsbrief! Er soll ihn nicht unter dem kalten Stein finden, sondern

Digitized by Google

aus warmer Freundeshand empfangen, und wenn ihn dieses ihr Liebesopfer nicht zur Erkenntniß zwingt, daß er einen Engel besitzt, den er nicht quälen, sondern von nun an auf Händen tragen und reuig vergöttern solle, so will ich fortan an aller menschlichen Tugend verzweifeln. Der Einfluß, den ich einst auf ihn geübt und mit dem ich ihn von so mancher Narrheit zurückgehalten, wird noch nicht ganz gebrochen sein. Wir sind beide an Jahren reifer geworden, und die Zunahme des Alters ist nicht die unwesentlichste Bürgschaft der Verständigung."

Sie blickten auf den See, der sich bei der Windstille regungslos zu ihren Füßen dehnte. Clara konnte sich eines Schauers nicht erwehren, als sie sich vorstellte, wie sie jetzt ohne ihren Retter, von den Polypenfangarmen des Schlingkrautes umstrickt, von der Flut überspült werden würde, und fühlte, als ihr Waldemar im Hinaufschreiten seinen Arm bot, mit Behagen die Lebenswärme, die von ihm ausströmte.

Schweigend schritten sie auf dem Sandwege dahin. Die Traumhaftigkeit der nächtlichen Dämmerung, aus welcher ihnen die undeutlichen Umrisse des ungeduldig stampfenden Schimmels entgegenschimmerten, vermehrte die Empfindung der grenzenlosen Verlassenheit, die sie umgab und aus dem verworrenen Dunkel des Waldes gespenstig angähnte; nur das Knarren der Stiefel auf dem weichen Boden bezeugte, daß sie keine Schatten waren, die, dem fahlen Gewässer entstiegen, in unhörbarem Geistergange dem verrufenen Kreuzweg zustrebten.

Sie hatten den Wegweiser erreicht. „Wohin weist die Tafel?" fragte Clara ihren Begleiter.

„Zum Frieden, zur Versöhnung, zum Glück", antwortete er bedeutungsvoll, während er die Steigbügel auf der gleichen Seite des Sattels zurechtrückte. Dann schickte er sich an, den Zügel von dem Holzstamm loszunesteln, und war noch damit beschäftigt, als sich die Gefährtin bereits auf den Rücken des Pferdes gehoben hatte und sich mit anmuthigem Geschick zum Ritt bereit machte.

„Ich bin des Reitens nicht ungewohnt", sagte sie, indem er verwundert zu ihr hinaufsah. „Wie oft habe ich an Erich's Seite die Felder durchflogen!"

Er führte das gemächlich ausschreitende Thier am Zügel, und ein lange nicht gekanntes Gefühl seliger Spannung und Erwartung durchdrang ihn. Daß es der Todestag seiner Frau war, dessen Feier er in der Stille hatte begehen wollen, war ihm ganz aus dem Sinn gekommen. Oftmals blickte er sich nach der Reiterin um und war jedesmal entzückt, wenn sie mit geschmeidiger Beweglichkeit den schlanken Körper über den Hals des Schimmels neigte, um das Abstreifen ihres leichten Sommerhutes, der noch vor kurzem ein Merkzeichen ihres Opfertodes hatte sein sollen, durch einen überhängenden Zweig zu verhüten. Das Wettschreiten mit dem Pferde machte ihn warm, noch wärmer die Nähe seines Schützlings. Er spürte, daß er seinen Gedanken eine andere Richtung geben, daß er sich auf die ernste Aufgabe vorbereiten müsse, deren Lösung ihm noch heute bevorstand, und so bat er die Umhergetriebene, ihm in Kürze die Geschichte ihres Lebens und ihrer Liebe zu erzählen, damit er, in jede Wandlung derselben eingeweiht, um so leichter und um so sicherer auf Erich einwirken und alle seine Einwendungen entkräften könne.

Digitized by Google

Sie verhehlte sich nicht, daß das Verlangen Waldemar's durch die Noth der Umstände geboten war, und kam demselben nach trotz ihres Widerstrebens, sich ihr Glück und Unglück vor dem neuen Freunde in grausamer Beichte zu zergliedern. Ihre Stimme nahm wieder den verschleierten Ton an, als sie anhub, ihre Schicksale zu berichten, dann und wann von dem Schnaufen des Schimmels unterbrochen:

„Ich bin die Tochter des Doctors Breitenstein, des längst verstorbenen Gymnasiallehrers der Stadt, an welche Ihre Güter grenzen. Schon als Kind der Mutter beraubt, zählte ich kaum siebzehn Sommer, als mir der Tod auch den Vater entriß. Mein um einige Jahre älterer Bruder, welcher Offizier geworden war, vermochte mich bei der Knappheit seiner Mittel nur wenig zu unterstützen, und so wendete ich den mir zufallenden Antheil an der kärglichen Hinterlassenschaft meines Vaters dazu an, einen Beruf zu ergreifen, der meine Zukunft einigermaßen sicherstellen sollte. Ich trat in ein Seminar ein und bildete mich zur Lehrerin aus.

„Schelten Sie mich nicht eitel und hoffärtig, Herr Waldemar, wenn ich von meiner Schönheit spreche. Sie wurde das Hinderniß, das mir bei meiner Lehrthätigkeit überall im Wege stand, und ich habe oft genug erfahren müssen, daß diese Mitgift der gütigen Natur, um die ich so vielfach beneidet wurde, das Geschenk einer falsch angebrachten Freigebigkeit derselben gewesen ist.

„In meiner ersten Stellung fühlte ich mich froh und glücklich; aber die Schulvorsteherin mußte mich wider ihren Willen entlassen, weil meine Larve den jüngern Lehrern die Köpfe verdrehte und zu unliebsamen Auftritten Veranlassung gab. Ich versuchte es, in einem Pfarrhause auf dem Lande als Erzieherin thätig zu sein; ein Predigtamtscandidat, der dort verkehrte, vergaffte sich in mich und trieb mich durch seine überlästigen Werbungen in die Flucht. Ich kehrte auf den Schauplatz meiner ersten Wirksamkeit, in die Residenz, zurück, um in der zurückgezogensten Weise mein Leben durch Privatunterricht zu fristen; aber ich brachte Unfrieden in die Familien, deren Töchter ich unterwies, erregte die Eifersucht der Hausfrau oder den ärgerlichsten Zwist unter den ältern Brüdern meiner Schülerinnen. Nirgends war meines Bleibens lange. Man machte mir den Vorschlag, mich für die Bühne auszubilden; die widrige Zudringlichkeit des ersten Künstlers, an den ich mich wendete, ließ mich von allen fernern Versuchen abstehen.

„Was thun? Eine Untugend kann man ablegen, einen Fehler verbessern; meine Schönheit konnte auch durch den vollsten Verzicht auf alle Daseinsfreuden nicht beseitigt werden. Ich mußte, um zu leben, meinem Berufe treu bleiben, wenn ich nicht durch die Annahme der ersten besten Bewerbung um meine Hand, ohne mein Herz zu fragen, mir ein mehr als zweifelhaftes Glück erkaufen wollte. So gelangte ich schließlich auf das Gut des Herrn von Hochdorf, der, seit einem Jahre verwitwet, mich mit der Erziehung seiner unmündigen zwei Töchter betraute. Bald gewann ich die hingebende Liebe meiner Zöglinge, deren Vater mich mit der ausgesuchtesten Zuvorkommenheit behandelte; aber noch mehr: der Magnet meiner unseligen Schönheit bewährte auch hier seine alte Anziehungskraft, und alle Besucher des gutsherrlichen Schlosses brachten mir eine Art von Huldigung entgegen. Ich wuchs schon in den ersten Wochen meines Aufenthalts aus der bescheidenen Stellung einer sonst wenig beachteten Erzieherin heraus; der Wunsch

Digitized by Google

und die Freigebigkeit des Schloßherrn gestatteten mir einen Aufwand in Kleidung und Putz, der um so nothwendiger war, als keine Lustbarkeit ohne mich gefeiert, kein Fest ohne mich begangen, keine Einladung ohne mein Miterscheinen angenommen wurde. Der schulmeisterliche Hauch, der sich in meiner bisherigen Kümmerlichkeit über mein Wesen gebreitet hatte, verflog mit jedem Tage mehr; ein Gefühl von Lebenswonne und Jugendlust erfaßte mich, und ich athmete in sorgloser Unbefangenheit, in einem naiven Genuß des mir überall zurauschenden Beifalls die köstliche Würze meines Jugendlenzes ein. Bis auf die Diener erstreckte sich die Zauberkraft, die ich ohne mein Wollen übte, und sie rissen, wenn ich zu einem Feste erschien, die Flügelthüren mit einer Dienstbeflissenheit und Ehrerbietung auf, als ob das blühende Glück in Person seinen Einzug halte, um über einen jeden die Segensgaben seines Füllhorns auszuschütten.

„Trotz aller Zerstreuungen vernachlässigte ich keineswegs meine trauten Zöglinge, zu denen ich mit immer neuer Freude und Zärtlichkeit zurückkehrte. Aber nur zu bald wurde ich gewahr, daß mein argloses Heraustreten aus der Enge der mir bestimmten häuslichen Sphäre sich rächte, und daß die anspruchslose Hinnahme aller der mir fast aufgezwungenen Genüsse, daß meine Triumphe am Klavier, das ich ziemlich beherrschte, der Beifall, den mein Gesang errang, meine bei der großen Zahl der festlichen Spazierritte schnell erworbene Reitkunst, mein Umworbensein beim Tanze, ja, daß der Modeschnitt meiner Kleider von gewisser Seite als ebenso viel gesellschaftliche Taktlosigkeiten angesehen wurden. Neidische Zungen trugen mir manches böse Geklätsch zu; meine Unbefangenheit war dahin, und ich fing an, den Umstand, daß der Schloßherr ab und zu, dann immer häufiger den Unterrichtsstunden seiner Töchter beiwohnte, in einem andern Lichte als dem der bloßen Fürsorge des Vaters für die Fortschritte seiner Kinder argwöhnisch zu betrachten. Ueber mein Lehrbuch hinwegblickend, sah ich die Augen des Mannes mit einer Glut auf mich gerichtet, die mich in Verwirrung setzte und erschreckte, und bei der Tafel bemerkte ich die boshaften Blicke, die sich die Dienerschaft zuwarf, wenn ihr Herr nach der Mahlzeit die Kinder auf den Spielplatz schickte und mir zu einer Wanderung durch den Schloßpark den Arm bot. Wieder brannte mir der Boden unter den Füßen, und wieder war es meine Larve, die mich heimatlos zu machen drohte. Ich beneidete die Häßlichen, deren Geist und Gaben um ihrer selbst willen geschätzt wurden, während man schon ein Vergnügen daran fand, mich nur anzublicken, ohne nach meinem Geist zu fragen.

„Von einer neuen Zuträgerei, die mir die Schamröthe ins Gesicht trieb, auf das empfindlichste verletzt, faßte ich den Entschluß, meiner Stellung zu entsagen; doch als ich meinen Pfleglingen die ersten Andeutungen von meinem bevorstehenden Scheiden machte, flehten sie mich mit einer Inbrunst an, sie nicht zu verlassen, daß ich ihren heißen Thränen, ihren stürmischen Umhalsungen nicht zu widerstehen vermochte. Ich blieb, aber ich änderte mein Verhalten; ich unterrichtete die süßen Mädchen auf meinem eigenen Zimmer, das ich abzuschließen ein Recht hatte; ich vermied, so gut es anging, jedes Alleinsein mit dem Vater; ich schützte Ermüdung und Unpäßlichkeit vor, um den Festen fern zu bleiben, und meine Gemessenheit, die ich zur Unnahbarkeit zu steigern suchte, hatte den Erfolg,

Digitized by Google

daß der Schloßherr, dessen Gedanken überdies durch die Verhandlungen über den Ankauf eines zweiten Gutes stark in Anspruch genommen wurden, sich weit weniger als vordem mit mir befaßte und mir mit freundlicher, aber doch kühler Herablassung begegnete. Ich glaubte zuletzt, daß ich dem Neid und der Misgunst ein allzu schnelles Gehör geschenkt, und daß, was ich für das Zeichen einer aufkeimenden Leidenschaft gehalten, nichts anderes als die wärmste Erkenntlichkeit für die seinen Kindern bewiesene Liebe gewesen war.

„Bald darauf reiste er fort, um das in Ostpreußen gelegene Gut vor dem Abschluß des Kaufes gründlich zu besichtigen. Dorthin wollte er später übersiedeln, während Erich, den man in kurzem von seiner italienischen Reise zurückerwartete, das bisherige Besitzthum verwalten sollte. Und wirklich, während der Abwesenheit des Vaters traf Erich, ein Sohn Hochdorf's aus seiner ersten Ehe, in der Heimat ein. Da begann für mich eine neue Zeit. Meine Seele flog dem jungen Manne entgegen, der mir schon in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft eine Aufmerksamkeit bezeigte, die mir einen neuen, wie im Sturm errungenen Triumph meines Wesens offenbarte; ach, es war das erste mal in meinem Leben, daß ich mich meines Sieges von ganzem Herzen freute! Er bewunderte nicht nur mein Gesicht, er suchte meine Seele und fand sie. Ein reicher Geist, eine glühende Phantasie, der das Wunderland des Südens die Schwungkraft ihrer Fittiche verdoppelt hatte, sprach aus allen seinen Worten, und statt der Sprache schaler Schmeichelei vernahm ich mit Entzücken zum ersten mal die vollen Accorde einer aus tiefstem Herzensgrund hervorquellenden Leidenschaft, die einen namenlosen Widerhall in meiner Brust erweckten. Nichts erhob mich jemals mehr vor mir selbst als sein Bekenntniß, daß er, was ihn Italien gelehrt, am Ziele seiner Wanderung in mir verkörpert wiedergefunden habe, das Geheimniß aller Kunst, aller wahren Begeisterung: eine schöne Form und eine schöne Seele in unzertrennlicher Harmonie.

„Eines Nachmittags ließ ich mich durch sein inständiges Bitten bewegen, einen Ausflug zu Roß in seiner Gesellschaft zu unternehmen. Wir blieben lange aus. Der Abend dunkelte und die Sterne blickten, wie eben jetzt, durch die Waldwipfel friedreich zu uns hernieder. Nach vielen Gesprächen über Kunst und Wissenschaft schwiegen wir schon eine geraume Weile, als Erich plötzlich sein Pferd anhielt, dem meinigen in die Zügel fiel und die Worte zu mir herüberhauchte: «Ich liebe dich, Clara, mehr als ich zu sagen vermag. Willst du mir angehören, so versprich mir, nicht mehr die flammende Sonne zu sein, die einem jeden den Mitgenuß ihrer Strahlen gewährt, sondern der Stern unter Millionen Sternen, zu dem der Liebende als zu seinem Gestirn mit hoffnungsfroher Seele emporschaut, dessen heimliche Stelle niemand weiß als er, und dessen trauliches Gefunkel nur ihm in seine stille Kammer herniederglänzt!»

„In meiner Erregung verstand ich nur undeutlich den Sinn seiner Rede, der mir später in furchtbarer Klarheit sich enthüllte, und vermochte nichts zu erwidern als: «Lieber, lieber Freund!» Da hob er sich im Sattel, beugte sich zu mir hinüber, und unsere Lippen fanden sich im Schweigen der Waldnacht.

„In überschwenglicher Lust spornten wir unsere Pferde und flogen durch die

Digitized by Google

Lichtung. Nie habe ich Erich freudiger und kindlich harmloser gesehen als in jener Stunde. Im übermüthigen Spiel der Wonnetrunkenheit trabten wir um die Wette dahin, und jedesmal, so oft einer den andern neckend überholte, suchte er, suchte ich im Vorüberstreifen, er meine, ich seine Hand zu erfassen und im flüchtigen Nu zu drücken."

Waldemar hielt den Schimmel an. Die Erzählung Clara's, die eben eine Pause machte, umsummte ihn wie ein schwüler Hauch der Sommernacht; er lüftete den Hut und trocknete sich die Stirn. Das Bild Erich's, wie er ihn selbst lieben und zugleich fürchten gelernt hatte, stand in lebendiger Anschaulichkeit vor seinen Sinnen; noch mehr indessen beschäftigte ihn der melodische Klang der Stimme der Reiterin und die eigenthümliche Art, mit welcher sie über ihre Schönheit sprach, wie über ein werthloses Gut, dessen sie sich ohne Schmerz entäußert haben würde, und das ihm doch so unschätzbar und begehrenswerth erschien, wie der Besitz des Himmels selbst. Er spähte in den Wald und schlug, um die Entfernung abzukürzen, einen Seitenweg ein, der, ziemlich schmal, ihn fort und fort nöthigte, das Pferd vorsichtiger zu leiten und dicht neben der Erzählerin zu wandern, sodaß er ihren Athem spürte, wenn sie sich niederneigte, um die Berührung der sich vorstreckenden Zweige zu vermeiden.

„Die Tage nach der Erklärung Erich's", nahm sie ihre Rede auf, „waren die kostbarsten und ungetrübtesten meines Lebens. Mein Bräutigam zeigte mir einen erquickenden Born von Liebe und Güte, aus dem ich den Trost für eine leidensvolle Zukunft vorwegschöpfte. Da kam der Vater von dem angekauften Gute zurück, und ein glückliches Ungefähr machte mich zur Zeugin des ersten Wiedersehens des Herrn von Hochdorf und seines Sohnes. Die Begegnung konnte nicht frostiger sein; ich empfand die Unmöglichkeit, daß diese beiden so verschieden gearteten Männer, deren Naturen, hier Warmherzigkeit und Uneigennützigkeit, dort Berechnung und vornehme Selbstliebe, sich feindselig gegenüberstanden, in Frieden unter demselben Dache hausen konnten, und ich begriff die Eile, womit der Gutskauf betrieben worden war, damit sich für Vater und Sohn in gemessener Entfernung ein abgesonderter Kreis des Wirkens eröffnete.

„Noch am Abend desselben Tages trat Erich vor den Gutsherrn, um ihm seine Liebe zu gestehen und die Einwilligung zu unserm Bunde zu erbitten. Klopfenden Herzens erwartete ich am verschwiegenen Teiche des Schloßparkes das Ergebniß der Unterredung. Ich wußte, was uns beschieden war, als der Freund, bleich und verstört, aus dem Schatten der herrlichen Linden in die Mondhelle hinaustrat. Der Vater, der sich bisher über so manche engherzige Vorurtheile seines Standes erhaben gezeigt, habe ihm mit dürren Worten auseinandergesetzt, daß er nie in diese Misheirath willigen und ihm die Braut unter den Töchtern des umwohnenden Adels suchen werde: so berichtete der Sohn, und mit solcher Verzagtheit, daß ich ihn kaum mit der oftmals wiederholten Versicherung beruhigen konnte, ich würde, was auch komme, nie von ihm lassen und ihm meine Treue bis an den Tod bewahren.

„Nach einer schlaflosen Nacht glaubte ich am nächsten Morgen die sofortige Kündigung meiner Stellung gewärtigen zu müssen. Es geschah nicht, aus Rück-

Digitized by Google

sicht auf meine Pfleglinge, wie ich annahm, oder weil Erich durch ein anderes Mittel, durch die Trennung von mir, durch die vorläufige Verwaltung des neuen fernen Gutes von seiner Leidenschaft abgezogen werden sollte. Schon nach zwei Tagen, nach schmerzlich verstohlenem Abschied von mir, reiste der Unglückliche ab, in der Befürchtung, seinen Vater durch Widerspruch noch mehr aufzubringen, und in der Hoffnung, ihn durch seinen kindlichen Gehorsam versöhnlicher zu stimmen und allmählich das Ziel seiner heißen Wünsche zu erreichen.

„Die Liebe meiner treuen Mädchen war mein einziger Trost; aber schon nach kurzer Zeit fiel mir auf, daß der Schloßherr meine Nähe aufs neue suchte und mich mit Artigkeiten überschüttete. Aus dem Wahne, er wolle mir durch seine Güte das Weh weniger fühlbar machen, das er mir nach der Strenge seiner adeligen Grundsätze hatte zufügen müssen, wurde ich in jäher Weise aufgeschreckt.

„An einem Sonntage saß ich mit den Töchtern in traulicher Plauderei auf ihrem Arbeitszimmer. Sie schmiegten sich an mich und überhäuften mich in kindlich eifersüchtigem Wettstreit mit ihren süßesten Liebkosungen, als die Thür aufging und der Vater mit hochgerötheten Wangen auf der Schwelle stand. Der liebliche Anblick, der sich ihm bot, gab ihm die erwünschteste Anknüpfung zu seinem Vorhaben. Mit sprühenden Augen trat er vor unsere Gruppe und sagte mit unsicherer, bebender Stimme: «Ich sehe, meine Kinder, mit welcher Zärtlichkeit und Hingebung ihr an Fräulein Clara hängt. Ihr könntet auf der weiten Gotteswelt keine bessere und opferfreudigere Erzieherin finden; aber sie soll, sie muß euch noch mehr werden, muß euch zu euerm Heile unauflöslich verbunden bleiben. Wollt ihr, daß Clara euere Mutter werde, daß die treue Pflegerin bei Nacht und Tag in mütterlicher Obhut euch hege und beschirme?» Während die selig überraschten Mädchen jubelnd von meinem Schoße sprangen und den Vater umringten, ging er mit zuversichtlicher Dreistigkeit auf mich zu, breitete seine Arme aus und versuchte, mich an sein Herz zu ziehen. Die plumpe Ueberrumpelung und das freche Eingeständniß, daß das Standesvorurtheil nur für den im Wege stehenden Sohn, nicht für die Begehrlichkeit des Vaters gelte, gab mir, die ich vor Schrecken sprachlos war, meine volle Besinnung zurück. Ich stieß ihn von mir und rief ihm, ohne in meiner Erbitterung auf die Anwesenheit der zarten Töchter zu achten, die harten Worte zu: «Wenn meine Verbindung mit Ihrem Sohn eine Misheirath ist, so befürchte ich, daß der Vater in mir nicht die ebenbürtige Gattin, sondern nur — die Maitresse sucht.» Er näherte sich mir aufs neue, wie von einem Sinnenrausch getrieben, und ich spürte den ekeln Weindunst, der von seinen Lippen drang. Ich wehrte ihn mit einer Heftigkeit ab, daß er zurücktaumelte, einen giftigen Blick auf mich warf und, die Kinder mit sich fortreißend, aus dem Zimmer stürmte.

„Halb ohnmächtig flüchtete ich mich in mein Gemach und ließ meinen Thränen freien Lauf. Wie hatte mir der selbstbewußte Mann das bieten können? O, wenn er wähnte, daß der Besitz dieser Liegenschaften, dieses Schlosses, dieser Prunkzimmer für den Verlust einer wahren, das ganze Herz erfüllenden Liebe entschädigen, daß der blendende Zauber dieses maßlosen Reichthums meine Augen



Digitized by Google

blind machen könne für den Mangel jedes innern Glückes: wie armselig mußte es um sein Empfinden stehen!

„Das Vorfahren eines Wagens weckte mich aus meinem Hinbrüten auf. Ich spähte durch die Vorhänge hinab und sah, wie der Schloßherr die weinenden Mädchen, die jammernd nach meinem Fenster heraufblickten, auf den Sitz hob und mit ihnen davonjagte. Das Herz wollte mir brechen, als ich die Nothwendigkeit ins Auge faßte, die holden Pfleglinge für immer zu verlassen, und ich fand einen Milderungsgrund für das Vorgehen ihres Vaters in der Vorstellung, daß er vielleicht darauf zählte, die Liebe zu den reizenden Geschöpfen und der Wunsch, sie die meinen zu nennen, werde mächtig genug sein, um mich die Abneigung gegen den Vernichter meines höchsten Glückes allmählich überwinden zu lassen.

„Mit fliegender Hast suchte ich meine sieben Sachen zusammen, ließ alle kostbaren Gewänder, allen Schmuck zurück, mit denen mich meine Verderberin, meine Schönheit, beschenkt hatte, und bald brachte mich der Kutscher, der mir und den Kindern bisher zur Verfügung gestanden hatte, kopfschüttelnd durch die nahe Stadt auf den Bahnhof. Arm und mittellos, wie ich gekommen war, zog ich wieder in die Fremde und fand in einem, mir aus frühern Tagen wohlbekannten berliner Pensionat eine Zuflucht.

„Sofort schrieb ich an Erich und theilte ihm meine plötzliche Abreise mit, ohne den Grund derselben zu bezeichnen, weil ich keine neue Zwietracht zwischen Vater und Sohn zu säen entschlossen war. Der Verlobte eilte augenblicklich, von banger Sorge bewegt, in das Vaterhaus und erfuhr bald genug von den nicht zu beruhigenden Schwestern den wahren Zusammenhang der Dinge. Was darauf zwischen den beiden Hochdorf vorgefallen, habe ich nie mit Bestimmtheit in Erfahrung bringen können, da Erich vor jeder Erinnerung an den furchtbaren Auftritt zurückbebte; jedenfalls hat er sich, unfähig, seine Entrüstung zu bemeistern, bis zur Verleugnung jeder Pietät gegen den Vater fortreißen lassen, sodaß dieser ihm sein Haus verbot, ihm mit Enterbung drohte und auch später jede briefliche Annäherung unbeugsam zurückwies. Meine vielgepriesene Schönheit konnte triumphiren: sie hatte es fertig gebracht, unheilbaren Unfrieden zwischen Vater und Sohn zu stiften.

„Bald kam der Freund nach Berlin, um wenigstens in meiner Nähe zu sein. Wir blickten trostlos in die Zukunft. Zu stolz, durch eine feige Unterwürfigkeit, dem selbstischen Willen des Schloßherrn gehorsam, die Gnade desselben zu erflehen oder auch nur einen Pfennig von ihm anzunehmen, sah er sich darauf angewiesen, sich mühselig eine bescheidene Existenz aus eigener Kraft zu erarbeiten. Mein Herz konnte ihn nicht freigeben, wohl aber mein Verstand, und ich wollte ihm sein Wort zurückerstatten; der bloße Gedanke an eine Trennung auf immer regte ihn so krankhaft auf, daß ich, von der Unerschütterlichkeit seiner Leidenschaft überzeugt, von jedem weitern Versuche Abstand nahm. Meine kärglichen Ersparnisse waren erschöpft, und ich war froh, als die Vorsteherin der Pension die Stelle einer Erzieherin in einer deutschen Familie zu Paris zu vergeben hatte, in der Fremde einen sichern Unterschlupf zu finden. Schweren Herzens gab Erich seine Zustimmung zu meiner Abreise. Für mich sollte die Entfernung ein Prüfstein sein,

Digitized by Google

ob er in seiner Treue beharren würde und Ausdauer genug besäße, uns einen Herd zu gründen.

„Erst aus seinen zahlreichen Briefen lernte ich die quälerische Eigenart seiner Liebe erkennen. Der Empfehlungsbrief, den mir Mutter Natur mitgegeben, erwies sich auch in Paris einflußreicher als alle meine Zeugnisse; auch hier war ich bald der Liebling aller, wurde von jung und alt umschwärmt. Aber welche Vorwürfe, welche empfindlichen Zurechtweisungen enthielten die Zeilen des Geliebten, so oft ich ihm von einer unschuldigen Geselligkeit, einem Theaterbesuch, einer Tanzlustbarkeit berichtete! Den Tanz nannte er eine schnöde Unsittlichkeit und beschwor mich, dieser sinnlosen Hüpferei, dieser scheinbar so arglosen und doch so arglistigen Verhüllung der Sinnlichkeit im Gewande gesellschaftlicher Formen nicht zu huldigen! Er nannte mich in dithyrambischer Verherrlichung eine Heilige und jeden, der es wage, mir in die Augen zu gaffen, mir den Arm um den Leib zu legen, einen Tempelschänder. Es war ihm eine unleidlich peinvolle Vorstellung, daß ein anderer von mir träumen, ein anderer mein Bild in seiner Brust als einen seelischen Besitz bewahren könne; wie ein Kunstwerk, eine herrliche Meisterplatte eines Kupferstiches durch zu häufige Abzüge geschädigt und verdorben werde, so müsse meine Schönheit für ihn verloren gehen, wenn alle, die mich umschmeichelten, die Vergünstigung hätten, eine Copie meiner Gestalt in ihrer begehrlichen Erinnerung hinwegzutragen. Mein Betragen wurde unfrei und unsicher; ich wußte nicht, wie ich den Männern begegnen sollte, um ihm keinen Grund zu seiner aufreibenden Eifersucht zu lassen; ich zog mich kopfhängerisch zurück und galt für launenhaft und stolz. Auf jede Mahnung meinerseits, mich nicht über Gebühr zu quälen und einzuengen, antwortete der Freund mit so herzbewegenden Selbstanklagen und bekundete eine so unaussprechliche Inbrunst seiner Liebe, daß ich ihm nicht zu zürnen vermochte und von dem innigsten Mitleid mit seiner vergebens bekämpften, ihn fieberisch verzehrenden Erregung ergriffen wurde.

„Als mir bald darauf ein sehr vortheilhafter Heirathsantrag gemacht wurde und meine Umgebung in mich drang, ihn nicht zu verwerfen, erkannte ich aufs neue, wie unzerreißbar ich mit Erich verbunden war, wie heiß ich ihn liebte, gab seinem Flehen nach und kehrte in die deutsche Heimat zurück.

„Inzwischen war es dem Unermüdlichen, der vor keiner Thätigkeit zurückschreckte, die Mittel zu meinem Besitz zu erringen, nach manchen Enttäuschungen geglückt, Aufnahme in einem Bankgeschäft zu finden, dessen Inhaber schnell seine großen Fähigkeiten erkannte und ihn voll Theilnahme in jeder Weise zu fördern suchte. Wie rührend war seine Freude, als er mir gleich nach dem ersten Jubel des Wiedersehens mittheilte, daß er in einem Jahre eine Besoldung zu erarbeiten hoffe, die uns bei bescheidener Genügsamkeit an das Ziel unserer Sehnsucht bringen werde!

„Um jene Zeit wurde mein Bruder Richard, der Offizier, nach Berlin versetzt. Er und Erich fanden Gefallen aneinander, und ich genoß einige Wochen ungetrübten Glückes. Ich miethete mir eine kleine Wohnung, gab fleißig Unterricht und erwarb gerade so viel, um meine Unabhängigkeit nothdürftig zu behaupten.



Digitized by Google

„Währenddessen wurde mein Bräutigam, der einst nach der Ableistung seiner Militärpflicht zum Offizier gewählt worden war, zu einer mehrwöchentlichen Dienstleistung eingezogen. Er bezauberte mich im Schmuck seiner Uniform, und ich war nicht wenig stolz, wenn er mich am Arm über die Straße führte; doch die Blicke der Begegnenden, die auf uns hafteten und uns oft genug verfolgten, erregten seinen Verdruß; er tadelte in der ungerechtesten Weise mein herausforderndes Betragen, machte mich für jedes Stehenbleiben eines Unbekannten verantwortlich und grollte mir auch dann noch, als ich mit niedergeschlagenen Augen, mehr einer schüchternen Nonne als einer fröhlichen Braut gleich, an seiner Seite ging und ängstlich die Steine des Bürgersteiges zählte. So entstanden neue Verstimmungen, bis ein unseliger Zwischenfall einen vollständigen Bruch unserer Beziehungen veranlaßte.

„Ich feierte meinen Geburtstag. Richard besuchte mich, brachte mir die Gaben seiner Liebe, und wir verloren uns unter neckischem Geplauder in die Erinnerungen unserer Kindheit. Der Zauber des nur zu früh uns entrissenen Vaterhauses umspann uns; mein Zimmer wurde zu unserer Kinderstube, und wir gedachten mit herzlichem Gelächter so mancher gemeinsam verübten Thorheit. Da zog mich der Bruder in überquellender Zärtlichkeit auf seinen Schos, nannte mich sein süßes Clärchen, überhäufte mich mit übermüthigen Koseworten, tändelte mit meinen Haaren und küßte mich in brüderlicher Umarmung. Als wir aufblickten, stand Erich, der unbemerkt in mein Gemach getreten war, mit gerunzelter Stirn vor den überraschten Geschwistern, und ich hatte es wol nur der Feier des Tages zu danken, daß er sich bemeisterte und den Ausbruch seines Unwillens erstickte. Daß ich absichtlich jeder Bekanntschaft mit den Kameraden Richard's aus dem Wege gegangen war, befriedigte ihn noch nicht; jetzt sollte mir auch die unschuldige Neigung für den Gefährten meiner Kindheit, für den leiblichen Bruder verkümmert werden.

„Seit jener Stunde warf der mehr und mehr verbitterte Freund einen Haß auf seinen künftigen Schwager, einen Haß, der aus jeder Fürsprache für den völlig Verkannten nur neue Nahrung sog.

„Bei einem Festmahl der Offiziere in der Kaserne . . . die beiden Gegner standen bei dem gleichen Regiment . . . kam es zu einem heftigen Wortwechsel. Erich reizte meinen armen Richard mit so verletzenden Reden, die sich bis zur Beleidigung steigerten, zur Beleidigung vor Standesgenossen als Zeugen, daß der Angegriffene nicht umhin konnte, seine Ehre nachdrücklich zu wahren und den Angreifer zum Zweikampf herauszufordern.

„Was geschehen war, blieb mir verborgen; keiner der stolzen Männer zog mich ins Vertrauen. Wol war es mir nicht entgangen, wie der hofmeisterliche Ton, den mein Bruder seit jener Begegnung dem Kameraden gegenüber angeschlagen hatte, meinen Bräutigam mehr und mehr gegen ihn einnahm; stets hatte ich zu vermitteln gesucht, aber gerade der Umstand, daß ich als Versöhnerin einen nicht geringen Einfluß ausübte, mochte beide abhalten, mich von diesem Ehrenhandel, der durch kein weibliches Schmeichelwort hinwegzubitten war, zur Zeit zu benachrichtigen.

Digitized by Google

„Als ich eines Abends, müde und abgespannt vom Unterricht, eben in meine Wohnung zurückgekehrt war, brachten sie mir meinen schwerverwundeten Richard, der sich nur meiner Pflege überantworten wollte. Von einem der Secundanten erfuhr ich den traurigen Hergang. Jeder Sühneversuch war erfolglos geblieben. Erich, der als Geforderter den ersten Schuß hatte, streckte mit abgewendetem Gesicht seine Waffe aufs gerathewohl in die Luft; seine tödliche Eifersucht bestimmte geheimnißvoll der ungezielten Kugel ihr Ziel; sie drang in die rechte Brust ihres Opfers; der Schütze warf sich jammernd auf den Verletzten, raste in trostloser Verzweiflung und wurde, von lange andauernder Ohnmacht befallen, zugleich mit seinem Gegner vom Platze getragen.

„Sofort schrieb ich einen Absagebrief an den Verlobten."

Die Reiterin schwieg. Ein heller Mondglanz säumte die Wipfel der Lichtung, und Waldemar, der verstohlen zu der Sprecherin hinaufsah, bemerkte ein paar schwere Tropfen an ihren dunkeln Wimpern.

„Die Wunde", begann Clara von neuem, „war an und für sich nicht todbringend; doch ein hinzutretendes Leiden raubte mir bald jegliche Hoffnung auf Genesung. Trotz der redlichsten Bemühungen des Regimentsarztes, trotz der treuesten Pflege, in der mich ein paar Kameraden des Kranken, die mit mir in der Nachtwache abwechselten, auf das bereitwilligste unterstützten, hauchte Richard nach wenigen Wochen in meinen Armen seinen letzten Seufzer aus. Mit allen kriegerischen Ehren bestattet, von seinen Untergebenen, Vorgesetzten und Genossen in gleicher Weise betrauert, hinterließ er mir die Wehmuth des Gedankens, welch eine Fülle von Liebe, Treue und Hoffnung auf eine glückliche Zukunft mit ihm begraben ward.

„Der Ehrenhandel kam vor das Gericht. Erich wurde zu einer einjährigen Festungshaft verurtheilt. Ach, dieses Jahr war eine Ewigkeit von Qualen!

„Ich trauerte um den Todten und — um den überlebenden Gegner! Wie ich mich auch zwingen mochte, das Gedächtniß Erich's in meiner Seele auszulöschen: es brach wie eine nahrungsuchende Flamme unter glimmender Asche hervor. Und wenn ich am Tage die Kraft über mich gewonnen hatte, sein Bild zu bannen und nur auf den Schatten meines Richard die Augen zu heften, der sich gebieterisch zwischen mir und dem Geliebten in die Höhe richtete, so zeigte mir der Schlaf einen friedlichen Ausweg, und im Traume reichte ich dem Reuigen, von aller Welt Verlassenen die Hand zur schmerzlichsten Versöhnung. Er schrieb wiederholentlich an mich aus seiner Haft. Die Briefe lagen unerbrochen in meinem Schreibtisch. Ach, konnten Millionen Worte die eine verderbliche That ungeschehen machen?

„Die Tage seines Aufenthaltes auf der Festung näherten sich bereits ihrem Abschluß, als ich in einer schlaflosen Nacht auf das unaufhörliche Geräusch eines Holzwurms lauschte. Aus dem wurmstichigen Schreibtisch, in dem die Briefe Erich's unaufgeblättert ruhten und dessen altfränkischer Bau von seinem mürben Greisenalter zeugte, drang das unheimliche Klopfen an mein Gehör. Da hatte ich das wunderliche Gefühl, als ob es die eingekerkerten Buchstaben der Zeilen des Freundes seien, die um Erlösung anpochten. Ich verhüllte mein Ohr mit den Kissen meines Lagers. Umsonst! Immer aufdringlicher, in immer verworrenerm

Digitized by Google

Takte überfielen mich die gespenstigen Töne, mit denen sich das unruhige Hämmern meiner Schläfe vermischte, bis ich endlich aufsprang, ein Licht anzündete, die Beichte des Gefangenen aus dem Gefängniß des Schubfaches befreite, die Siegel löste und die so lange verschmähten Briefe der Reihe nach durchflog. Welche Sprache, die mir die Gestalt des Schreibers in all seinem Elend, in all seiner Zerrüttung vor die Sinne rief! Welche Reue, welche Selbstquälerei und welcher Fieberathem ungestillter Sehnsucht! Er flehte mich wie eine Heilige an, ihn mit meiner Gnade wieder aufzurichten, und die ganze Siedeglut seines Empfindens schlug mir aus dem Seelenbrande dieser Bekenntnisse überwältigend entgegen. Er schilderte mir, wie ihn das Verlangen nach mir im Wachen und im Traume unentrinnbar verfolge, wie er nichts denken könne als mich, wie ihm die Zeit, die ihn von mir trenne, als eine ungeheuere Sklavenkette erscheine, von der sich jeder dumpf hingebrachte Tag loslöse wie ein langsam abfallendes Glied, und wie er die noch übrigen Glieder in athemloser Ungeduld zähle, um sie im Zählen qualvoll zu verdoppeln. Sinn und sinnloser Ueberschwang, Klarheit und Wahnwitz klangen so ergreifend durcheinander, daß mich das alte Mitleid mit ihm unwiderstehlich gefangen nahm, daß es mir fast wie eine Pflicht vorschwebte, diesen reichen Geist vor der Zerstörung zu schützen und ihn durch den Gnadenstrahl verzeihender Liebe aus der Nacht der Verzweiflung zu erretten.

„Nach seiner Freilassung stürmte er zu mir. Ich mußte die letzte Kraft meines Willens aufbieten, um ihn durch meine Wirthin abweisen zu lassen. Das Blut meines Bruders forderte diese Grausamkeit, die mein Gefühl nicht mehr billigte. Eine Stunde darauf empfing ich einen herzbrechenden Brief von seiner Hand; da ich ihn nicht sehen, ihm nicht vergeben wolle, nicht vergeben könne, so sei sein Leben verwirkt, das er ohne mich nicht fortzufristen vermöge; von der Heimat ausgeschlossen, die er um meinetwillen geopfert, habe er in meiner Liebe eine neue Heimat gefunden, aus der er nun gnadenlos vertrieben werde; so wolle er sterben, sterben an dem Grabe Richard's, um durch sein Todesopfer die Manen des trefflichen Kameraden zu versöhnen.

„Ich kannte Erich, der nur zu schnell seine Worte zur That zu machen pflegte, und fürchtete das Schlimmste. Die Angst um sein Leben, die meinen Fuß beim Gang durch das Labyrinth der Straßen beflügelte, zeigte mir aufs neue, daß ich ihn noch so innig liebte wie je zuvor. Mußte ich mich nicht der Schuld an seinem Tode anklagen, da ich ihm jede Begegnung verweigert hatte? Und wenn ich zu spät kam, wenn er bereits geschieden war, geschieden, ohne noch einmal in meine Augen geblickt, ohne den Trost meiner Verzeihung auf die dunkle Reise mitgenommen zu haben, wie sollte ich fortleben unter der erdrückenden Last der vorwurfsvollsten Gedanken?

„Ich bestieg einen Miethwagen und drängte den Kutscher zur größten Eile. Die Leute, die da auf dem Wege durcheinander hasteten, erschienen mir wie kopflose Narren, die den gleichgültigsten Dingen in blinder Geschäftigkeit nachtrachteten; nur ich hatte ein Ziel, ein großes, furchtbares, und an meinem Gehen und Kommen schien mir die Entscheidung über Wohl und Wehe einer Welt zu hängen.

„In später Nachmittagsstunde sprang ich am Kirchhofsthor aus dem Wagen

Digitized by Google

und eilte durch die Reihen der Gräber der wohlbekannten Ruhestätte meines Bruders zu. Bald stand ich an dem Fliedergebüsch, das den Eingang zu dem dichtumschatteten Pfade bildete, an welchem der Hügel Richard's gelegen war. Da sah ich den Geliebten in die Knie gesunken, das Haupt auf den Deckrasen des Grabes gelehnt. Die Pulse erstarrten mir in dem Gedanken: zu spät! Er regte sich nicht, und die Arme, mit denen er die Seiten des Hügels umklammert hielt, lasteten kraftlos auf dem Epheu. Ein Sonnenstrahl schimmerte auf den goldenen Buchstaben des marmornen Gedenksteins, den die treuen Kameraden ihrem Genossen gestiftet hatten, und eine Palme, die ich vor denselben gepflanzt, berührte mit ihren, im lauen Windhauch herabnickenden Blättern die Locken des Knienden. Dieses Friedhofsidyll, in welches das Abendlied eines Vogels einwiegend hineintönte, war wie eine süße Gewähr, daß der Gegner dem Gegner verziehen, daß der Tod ihnen jede Waffe aus der Hand gerungen, jedes schmerzende Wort von der Lippe genommen hatte. Ach, wenn ihm auch der Todte vergab, ich hatte keinen Theil an dieser Versöhnung Erich's; ich hatte ihn von mir gestoßen, hatte ihm die letzten Daseinsstunden vergiftet!

„Horch! Die Palmblätter rauschten, das Haupt des Lebensmüden hob sich empor; er richtete sich mit einem schnellen Entschlusse auf und führte mit ingrimmiger Todesverachtung ein weißes Fläschchen — ich sah es aufleuchten — an den Mund. «Erich», schrie ich mit gellender Stimme, welche den Widerhall der stummen Gräber zu wecken schien. «Erich», wiederholte ich mit einem die Luft erschütternden Aufschrei. Er schreckte zusammen, starrte mich an, das Fläschchen entstürzte seiner Rechten und ergoß seinen verderblichen Inhalt auf den Rasen.

„Gleich darauf — ich weiß nicht, wie es gekommen — lagen wir uns in den Armen. Kein Wort wurde laut; unser Zwiegespräch war ein einziges Aufschluchzen, und nur das einsame Abendlied des Vogels schaukelte sich wie eine klanggewordene Thräne an dem Zweige.

„Nahende Schritte entheiligten die Weihe dieser unvergeßlichen Minuten. Wir brachen auf. In dem seligen Schmerz und der schmerzlichen Seligkeit, die mein Inneres durchströmten, wagte ich nicht, auf die Grabstätte zurückzublicken; mir war, als müsse sich der Gedenkstein bewegen, vom Arme des zürnenden Todten hinweggerückt, vom Arme des Bruders, der sich aus der Gruft emporstreckte, um die sündige Schwester von der Brust des Schuldigen fortzuzerren.

„Wir schwankten auf abgelegenen Pfaden dem Thore zu. Unsere langen Schatten, die uns im Zwielicht der sinkenden Sonne vorauswandelten, waren ein trübes Sinnbild unserer selbst. Wir suchten den Morgenglanz eines neuen Lebens und gehörten doch der Nacht; wir hatten uns wiedergefunden, um im harten Kampfe ums Dasein unsere Kräfte aufzureiben, unsere Hoffnungen zu begraben.

„Die Stelle, die Erich vordem in dem Bankgeschäft bekleidet hatte, war längst anderweitig vergeben worden. Vergebens bemühte er sich um einen neuen Halt und entschloß sich zuletzt, um nur eine Thätigkeit zu haben und doch einigermaßen der Zukunft vorzuarbeiten, ohne Entgelt in die Dienste seines frühern Principals zu treten, der ihm sein altes Wohlwollen bewahrt hatte. Die großen Sommer-

Digitized by Google

ferien waren im Anzug, und ich verlor eine Lehrstunde nach der andern, weil die Familien, in deren Kreise ich thätig war, sich zum Aufbruch in die Sommerfrischen rüsteten. Wir lernten den Mangel kennen, der unsere Liebe wol verschleiern, aber nicht besiegen konnte. Erich, der seine Mittel während der Festungshaft erschöpft hatte, empfand unsere peinliche Lage um so drückender, als er vor Sehnsucht brannte, mir ein sorgenfreies Leben an seiner Seite zu bereiten, und der einst so blühende Mann begann zusehends zu kränkeln.

„In dieser Noth kämpfte er seinen Stolz nieder und schrieb wiederholentlich an seinen Vater. Herr von Hochdorf sandte die Briefe seines Sohnes uneröffnet zurück. Kein Licht, keine Hoffnung, auch der letzte Ausweg versperrt!

„Bei einem Spaziergange im verlorensten Theile des Thiergartens offenbarte mir der Geliebte zum ersten mal den Gedanken, daß wir gemeinsam den Tod suchen sollten. Für mich hatte diese Vorstellung nichts Schreckhaftes. So lange umhergetrieben, hatte ich ein unbezwingliches Verlangen nach Ruhe und Frieden, und dies um so mehr, als mir in aufgeregten Stunden meine Liebe zu Erich zu einem schnöden, an meinem verklärten Bruder begangenen Verbrechen wurde. Mein Gewissen strafte mich unerbittlich für jeden Kuß, den mir die Leidenschaft des Freundes auf die Lippen drückte, für jede flüchtige Seligkeit, die ich in seinem Arm genoß. Auch als ich mir einredete, daß, wenn seine unglückliche Kugel ihr Ziel verfehlt, wenn der Gegner zum Schuß gekommen wäre, mir Richard vielleicht den Verlobten niedergestreckt und alles Glück der Zukunft zertrümmert haben würde, so schalt ich doch solche Ausflüchte elende Spitzfindigkeiten, ersonnen, um meine eigensüchtige Liebe mit ihren Trugschlüssen zu beschönigen. Für solchen unlösbaren Widerstreit der Empfindung war der Tod eine Errettung, die Vernichtung eine Wollust.

„Die Blässe auf dem Antlitz meines Bräutigams machte einer schnell aufflackernden Glut Platz, als ich in seinen trübsinnigen Vorschlag einstimmte und nur bat, die Ausführung nicht feigherzig hinauszuzögern. Wir gelangten soeben an einen mäßig ausgedehnten See, auf dem ein paar Schwäne ihre Schwingen blähten. Wie der eine derselben seinen Hals in die Tiefe senkte und den Kopf wie in unstillbarem Durst lange unter dem Wasserspiegel behielt, da erblickte ich in ihm einen Boten der Todessehnsucht, der den stillen Raum in der Tiefe zu ergründen schien, wo auch das schwerste Leid von den Wogen der Vergessenheit in ewigen Schlaf gewiegt werden mußte.

„Der gestrige Tag wurde von uns als der Endpunkt unserer Pilgerfahrt bestimmt. Ich hatte darauf bestanden, meine Heimat noch einmal zu begrüßen und auf der heimischen Scholle die letzten Stunden zu verbringen. So waren wir gegen Mittag im Städtchen eingetroffen. Ich führte Erich an mein Geburtshaus, zeigte ihm die Stätten meiner Kindheit, und er durchlebte unter allen Anzeichen einer rührenden Theilnahme mit mir im Fluge die Jahre meiner Jugend. Auch hier gab sich, noch im Angesicht des Todes, die seltsame Eigenart seines Liebens kund, die ihm das süßeste Gefühl zur Qual machte; er haderte mit dem Schicksal, daß es uns nicht früher zusammengeführt, daß es ihm nicht vergönnt gewesen war, mit mir aufzuwachsen und ohne Aufhören um mich zu sein; er

Digitized by Google

beneidete die Spielgefährten, mit denen ich mich getummelt, Busch und Baum, unter denen ich geträumt, und jeden Raum, der mich, fern von ihm, umschlossen hatte. So war er auch nicht zu bewegen, mit mir an den Gräbern meiner Aeltern zu beten; er konnte es nicht ertragen, daß meine letzten Gedanken nicht ihm allein gehörten, daß er sie mit den Todten theilen sollte. Am Thor des Kirchhofs erwartete er in dumpfer Niedergeschlagenheit meine Zurückkunft von der heiligen Stätte. Ich verbarg ihm, so gut es gehen wollte, meine Thränen, und wir wanderten in mühsamem Zwiegespräch an das Ufer des unergründlichen Teufelssees, der, wie ich wohl wußte, seine Opfer nicht wieder an das Licht gab.

„Wir bereiteten uns zum Sterben. Eine sanfte Begeisterung erfaßte ihn, als er mich so willig im Begriff sah, mit ihm zu scheiden, und die Tiefe ihm den Alleinbesitz der Geliebten versprach, nach dem er so heißes Verlangen getragen hatte. Er schloß mich einmal über das andere in seine Arme, dankte mir in überschwenglichen Ausdrücken, und wir näherten uns mit verschlungenen Händen dem Ufersaum.

„Plötzlich hielt er inne und schlug sich vor die Stirn. Noch einmal riß ihn das Leben in seine Kreise zurück. Er war von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit, die ich so oft beobachtet hatte, und nun erinnerte ihn auf dem Todeswege der Druck seiner großen Brieftasche, gegen welche sein stürmisch aufgeregtes Herz mit heftigen Schlägen hämmerte, an eine unachtsam versäumte Pflicht. Sein Principal hatte ihn, den er gern in persönlichen Angelegenheiten ins Vertrauen zog, mit der Aushändigung einer ziemlich bedeutenden Summe an einen Verwandten beauftragt, der einen Theil seines Vermögens zum Ausbau seines Hauses hatte flüssig machen müssen. Die Werthscheine befanden sich wohlverwahrt in der Tasche Erich's; in den Sterbegedanken des letzten Tages, in dem Drang, seine Papiere zu überfliegen und diejenigen zu beseitigen, die er nicht in fremde Hände wollte fallen lassen, war ihm der Auftrag völlig aus dem Bewußtsein gekommen. Und doch mußte er um jeden Preis erledigt werden! Wie ein Schreckgespenst trat die Möglichkeit vor die Seele des Freundes, daß man seinem Entweichen einen unwürdigen Grund, eine schnöde, seine Ehre befleckende Veruntreuung unterschieben konnte, und die Entschlossenheit, ohne jeden Gruß von dem Bankier zu scheiden, der ihm in den Wochen der Noth der einzige Wohlthäter und Berather gewesen war, beurtheilte er jetzt als einen herzlosen Undank.

„Wir eilten auf den Bahnhof zurück. Er versprach, nach der schleunigen Abwickelung der letzten Obliegenheiten um diese Stunde, die während meiner Erzählung verrinnt, an der verabredeten Stelle des Sees mit mir zusammenzutreffen und . . . er hoffte, wie Sie wissen, vielleicht schon früher . . . mit mir in den Tod zu gehen.

„In der mir auf solche Weise gewährten Frist rang ich mich zu dem festen Vorsatz durch, ohne den Geliebten zu sterben und ihn durch die Hinterlassenschaft meines Abschiedsgrußes aufs neue an das Leben zu binden. Mein Untergang mußte ihm die Brücke bauen zur Rückkehr ins Vaterhaus, mußte ihm Reichthum und Ueberfluß zurückgeben, mußte seine Talente einem großen Wirkungskreise erhalten; und wenn ich ihn auch als sein Weib in eine Zukunft

Digitized by Google

voll Noth und Entbehrung hätte begleiten dürfen, wer sicherte mir die Gewähr zu, daß ich ihn bei seiner excentrischen Gemüthsart auf die Dauer beglücken konnte? Mein Verlust machte ihn gewiß unglücklich, mein Besitz hätte ihn vielleicht noch unglücklicher gemacht; das übrige, Herr Waldemar, haben Sie miterlebt, und das Geschick des schmerzensreichsten Liebespaares ruht nun in Ihren Händen."

„Ja, es ruht in meinen Händen", versetzte der Angeredete tiefbewegt und reichte der Sprecherin die Rechte hinauf. „Sie haben mir vorhin am See ein Recht eingeräumt, über Sie zu bestimmen. Wohlan, so hören Sie meinen Beschluß! Die Pflegerin, die ich nach dem Tode meiner Frau für mein Töchterchen ins Haus nahm, habe ich vor wenigen Tagen wegen einer schweren Erkrankung ihrer Mutter entlassen müssen. In diesen Minuten fand ich den vollkommensten Ersatz. Sie, Fräulein Breitenstein, werden die Erzieherin meines Mädchens sein, bis eine günstige Wendung Ihrer Lage Sie auf eigene Füße stellen wird, und aus der Fülle der Liebe, deren Ihr edles Herz fähig ist, schöpfe ich die freudige Hoffnung, daß Sie meiner Therese in allen Dingen die sorgsamste und mütterlichste Leitung werden zutheil werden lassen."

Clara war der Gedanke wohlthuend, daß sie nach den vielen Irrfahrten der Vergangenheit wieder an dem reinen Herzen eines Kindes ruhen, an der unverfälschten, einfältigen Natürlichkeit seines Empfindens gesunden und sich auf sich selbst besinnen könne; und sie sprach sich in diesem Sinne dankbar aus, als das Pferd aus dem Waldesdunkel ins Freie trat und die Gebäude des Vorwerks, des Zielpunktes ihres Rittes, im klaren Mondglanz sichtbar wurden. Ein gastlicher Lichtschein floß aus einem Fenster des Wohnhauses in die Nacht hinaus; nie hatte sie der Anblick einer Herdflamme, einer friedlichen Lampe mehr erquickt als in diesem Moment, und ihre Seele überkam ein langentbehrtes, wohliges Heimatsgefühl mit süßem Schauer. Da zeichnete sich auf dem Feldwege, der zu der Wirthschaft führte, die Gestalt eines kräftig ausschreitenden Mannes ab. „Wenn es Erich wäre!" flüsterte sie bestürzt und war bereit, sich aus dem Sattel zu schwingen.

„Beruhigen Sie sich", sagte Waldemar, „es ist der Verwalter des Vorwerks, der meinen Schimmel erkennt und mir entgegeneilt." Er hielt den Renner an, umfaßte die Reiterin und hob sie mit schnellem Entschluß herab. Eine sonderbare Verwirrung bemächtigte sich seiner, als er das Fräulein nicht ohne Zittern auf den Boden niederließ, und er hatte Mühe, sich zu sammeln, um dem Ankömmling, der die Fremde mit Erstaunen betrachtete, die hastige Erklärung zu geben: „Die Dame ist die neue Erzieherin meiner Therese. Die Nachricht von ihrer Ankunft hat mich nicht erreicht. Ohne meinen Wagen auf dem Bahnhofe zu finden, versuchte sie, den kürzern Weg nach dem Schlosse durch den Wald einzuschlagen. Stundenlang ging sie auf den verworrenen Steigen in die Irre, bis ich sie auf meinem abendlichen Spazierritte entdeckte und aus ihrer unangenehmen Lage befreite. Bringen Sie, lieber Herr Müller, die Ermüdete zu Ihrer Frau, damit sie sich ein wenig erhole! Halten Sie ein Gefährt bereit, um das Fräulein nach meiner Wiederkehr auf das Gut zu bringen! Ich erwarte noch einen

Digitized by Google

Freund, dem ich entgegenreiten will. Lassen Sie einen Knecht Ihr Reitpferd satteln! In einer Stunde soll er mich mit dem Thier am Wegweiser in der Nähe des Teufelssees treffen."

Er stieß das alles ziemlich abgebrochen hervor, sah auf die Uhr, drückte der Erzieherin mit einem Flüsterwort der Ermuthigung die Hand, schwang sich in den Bügel und galoppirte davon.

Clara blickte ihm sorgenvoll nach, bis ihn die Kiefern ihren Augen entrückten. Würde er den Geliebten finden, ihn besänftigen, ihn ihr zuführen? Langsam folgte sie dem grauköpfigen Verwalter, schritt über den Wirthschaftshof und sah sich bald in dem behaglichen Wohnzimmer der Frau Müller. Sie leerte ein Glas Wasser mit durstigen Zügen und lehnte jede weitere Erfrischung ab. Nur mit halbem Ohr hörte sie auf das Geplauder der redseligen Verwalterin, die sich nicht genug thun konnte, die Anmuth und Liebenswürdigkeit der kleinen Therese und die Güte ihres Vaters zu preisen; unverwandt heftete sie ihre Augen auf die Zeiger der hölzernen Wanduhr, die in tödlicher Langsamkeit von der Stelle rückten, zählte die Schwingungen des schwerfällig tickenden Pendels, die ihr heißblütiges Herz in fieberischer Erregung mit jedem Schlage schmerzhafter überholte, und malte sich das Zusammentreffen der ehemaligen Freunde am Ufer des verrufenen Gewässers mit allen Folterqualen der Spannung aus.

„Jetzt muß er da sein, jetzt den Unglücklichen entdecken", so unterbrach sie endlich in unwillkürlichem Selbstgespräch den Redefluß der gutmüthigen Alten. Die Verwalterin schwieg, faltete die Hände auf ihrem Schoße und starrte, ohne sich zu regen, auf die unnahbare Fremde, deren stille, gramumflorte Schönheit sie andächtig wie ein Heiligenbild bewunderte, auf dessen Haupt eine Märtyrerkrone glänzt. Der Gutsinspector, der inzwischen den Befehlen seines Herrn auf das pünktlichste nachgekommen war, polterte in das Zimmer und schlich sich, wie auf einer groben Ungeschicklichkeit ertappt, auf den Zehen zurück, als er das feierliche Schweigen und die regungslose Versteinerung der beiden Frauengestalten bemerkte.

„Das arme Thereschen", dachte die Alte bei sich, „wird keine guten Tage sehen. Der Herr hat den leibhaftigen Kummer zum Hüter der fröhlichen Kinderlust gesetzt." Die tonlose Stille marterte sie, und sie glaubte das Herabfallen der Thräne zu hören, die sich von den Wimpern der hoheitsvollen Dame löste. Selbst das Ticktack der Uhr schien allmählich zu ersterben, und nur dann und wann schallte ein Wiehern aus den nahen Ställen herauf ... der Gutsherr besaß ein Gestüt auf dem Vorwerk ... ein Wiehern, das die mühsam zurückgehaltene Unruhe Clara's vermehrte, indem es ihr das Bild des nächtlichen, zu so schwerem Unternehmen ausgezogenen Reiters vor die Seele rief.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Segesta, Selinunt und der Mons Eryx.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Der Zweck meines Aufenthalts in Palermo im Frühling 1886 war dieser, einige Nachforschungen im Staatsarchiv Siciliens zu machen, welches (beiläufig gesagt) in dem alten Klostergebäude der schönen Kirche Santa-Maria della Catena eingerichtet ist und unter der Leitung des Commendatore Giuseppe Silvestri steht. Mir lag jeder Gedanke an Reisen im Lande fern, allein die verführerische Göttin Gelegenheit klopfte an meine Thür, und sie bewog mich, für einige Tage den Registern des Archivs Lebewohl zu sagen.

Der Senator Prinz Scalea hatte die Liebenswürdigkeit, mich einzuladen, an einer officiellen Fahrt nach Segesta, Selinunt und Trapani theilzunehmen. Dieser Palermitaner, der Zweitgeborene des Hauses der Herzoge von Trabia, ist königlicher Commissar der Alterthümer Siciliens. Er bekleidet demnach ein Amt von hoher Wichtigkeit für die Erhaltung des antiquarischen Nationalschatzes seines Vaterlandes, und setzt so die rühmlichen Traditionen Serradifalco's, seiner eigenen Familie, wie überhaupt des sicilianischen Adels fort, welcher sich zumal seit dem 18. Jahrhundert durch patriotische Pflege der Künste und Wissenschaften ausgezeichnet hat.

Der Prinz war eben erst mit andern Delegirten der Regierung von Syrakus zurückgekehrt, wo die feierliche Eröffnung des neu organisirten Nationalmuseums stattgefunden hatte. Diese durch ihre Venus berühmte Sammlung gehört jetzt dem Staat, und zu ihrem Vorstande ist Saverio Cavallari ernannt worden, der bekannte Topograph des alten Syrakus, einer der verdientesten Antiquare, deren sich Sicilien zu rühmen hat.

Einige der von dort nach Palermo gekommenen Herren gehörten zu einer Commission, die das italienische Ministerium beauftragt hatte, in Calabrien und Sicilien die Kunstindustrieschulen zu besichtigen. Sie nahmen zugleich Kenntniß von dem Fortgang wichtiger Ausgrabungen. Die freundliche Aufforderung, mich einer ihrer Excursionen anzuschließen, verhieß mir so viel gesellschaftlichen Genuß als wissenschaftlichen Gewinn. Denn unter diesen Männern befanden sich anerkannte Autoritäten ersten Ranges in Bezug auf die Kenntniß des Landes und seiner Alterthümer. Wer kann neben Scalea tiefer darin eingeweiht sein als Antonino Salinas, der Verfasser des Werkes „Die Münzen der alten Städte

Digitized by Google

Siciliens", und gegenwärtiger Präfect des palermitaner Nationalmuseums? Oder wer hat gründlichere Studien zumal über die mittelalterlichen Baudenkmäler Siciliens gemacht, als der Architekt Patricolo, der Wiederhersteller der Martorana? Zu diesen drei Palermitanern gesellten sich der mir seit Jahren befreundete römische Alterthumsforscher Professor Barnabei, und ein jüngerer Ingenieur, Herr Bongiovanelli, beide im Cultusministerium unter Fiorelli in Rom angestellt; endlich zwei namhafte Architekten Norditaliens, Camillo Boito aus Mailand und Alfredo d'Andrade aus Genua. Boito ist auch als geistreicher Kunstschriftsteller bekannt, namentlich durch seine Bücher „Architettura del medio evo in Italia" (1880) und „Gite di un artista" (1884). In diesem „Reisebericht eines Künstlers" hat er mit so viel Lebhaftigkeit wie Einsicht die Eindrücke geschildert, welche die Kunstschätze und Monumente deutscher Städte, besonders Münchens, auf ihn gemacht haben.

Wer die letzte turiner Ausstellung besucht hat, wird sich des merkwürdigen Castells im Stil des piemontesischen Mittelalters erinnern, welches dort aufgebaut war und allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Dies ist das Werk des Herrn d'Andrade, eines seit langen Jahren zum Italiener gewordenen Portugiesen aus Lissabon. Die Stadtgemeinde Turin hat jenes Castell angekauft und den Künstler mit ihrem Bürgerrecht beschenkt. Von so viel Weisen, sieben an der Zahl, konnte ich daher recht viel profitiren.

Am 19. April um 5 Uhr morgens bestiegen wir auf der Station Palermo-Lolli den Salonwagen, welchen die Verwaltung der occidentalen Eisenbahnen Siciliens diesen Herren zur Verfügung gestellt hatte. Der westliche Theil der Insel, das wein- und ölreiche Land der Elymer im Alterthum, die Valle di Mazzara im Mittelalter, hat jetzt Eisenbahnen, die es mit Palermo verbinden. Sie umschreiben seine Peripherie in einem verschobenen Viereck, auf dessen Meerseite die beiden Vorgebirge Drepanum und Lilybäum und die Hafenstädte Trapani, Marsala und Mazzara liegen. Die Linie auf der Landseite trifft die Binnenstädte Calatafimi, Salemi und Castelvetrano.

Der Zug geht an den südlichen Abhängen erst des Monte-Pellegrino, dann des prachtvollen Caps San-Gallo hin, durch ein ödes Gebirgsland, bis er sich wieder dem Meere nähert, wo die mit einem Wartthurm bewehrte Fraueninsel (isola delle femmine) sichtbar wird, und sich der Golf von Castellamare aufschließt. Dort liegen die Ufergefilde von Partinico und Sala, von Carini und dem alten Hykkara, der Vaterstadt der schönen Hetäre Lais, herrliche Landschaften, welche meilenweit mit Limonen- und Orangengärten bedeckt sind.

Bisweilen geht neben der Eisenbahn die weiße Fahrstraße her, welche nach Palermo führt, und diese betrachtete ich immer mit jener halb melancholischen, halb freudigen Erregung, die das Wiedersehen eines Weges hervorbringt, auf dem man vor langen Jahren dahergezogen war. Ich sah mich hier selbst wieder, reitend auf einem störrischen Maulthier, neben mir einen gleich schlechten Reiter, einen jungen Landsmann aus Sachsen. Dies war Konrad Bursian, welcher sich nachher als Geograph Griechenlands und als Philologe und Alterthumsforscher

Digitized by Google

einen geachteten Namen erwarb. Dreiunddreißig Jahre sind seit unserer sicilianischen Reise verflossen, und in dieser Zeit haben sich, was kein Sterblicher damals ahnen konnte, in Sicilien und Italien, in Deutschland und der halben Welt staunenswürdige Umwälzungen von Völkern und Staaten vollzogen, während die gesammte Cultur der Menschheit in eine neue, fast wunderbar zu nennende Entwickelung getreten ist. Mein trefflicher Reisegefährte ist leider bereits zu den Schatten seines geliebten Homer auf die große Asphodeloswiese hinabgestiegen. Ich aber pilgere noch weiter, und ein freundlicher Zufall hat mich auf dieselbe Wanderstraße zurückgeführt, aber nicht mehr in ermüdenden xenophontischen Märschen zu Maulthier wie damals, sondern in einem mit aller modernen Bequemlichkeit ausgestatteten Eisenbahnwagen gemächlich hingestreckt, in Gesellschaft geistreicher und bedeutender Männer. Welche der beiden Lagen dürfte wol für mich die schönere und beneidenswerthere zu nennen sein? Wie dem auch sei, ich muß heute mit den Alten sagen: „Χρόνος σωτὴρ ἄριστος."

In dem Buche „Siciliana" habe ich meinen Ritt im September 1853 durch das entzückende Land nach Alcamo, Segesta, Selinunt und Agrigent beschrieben. Deshalb will ich mich in diesen Blättern nicht selbst wiederholen; nur ein paar Striche, Farben und Bemerkungen aus dem Leben der Gegenwart werde ich jenen Eindrücken vergangener Zeit ergänzend hinzufügen.

Nur zu schnell stürmt der Eisenbahnzug durch diese Gärten der Hesperiden hin, für welche er nicht erfunden ist, und ich muß mir oft genug sagen, daß die rasende Hast, mit der wir jetzt über die Erde fortgeschleift werden, den Reisenden zu verflachen droht. Die Selbstthätigkeit des Geistes hört dabei auf; an die Stelle erworbener Erfahrung tritt das nur passive visionenhafte Schauen flüchtiger und zusammenhangsloser Erscheinungen.

Herr Salinas zeigt mir den kleinen Ort Canisi mit weißen, plattgedeckten Häusern in einem schönen Thal, und er sagt mir, daß der gefeierte sicilianische Dichter Giovanni Meli dort als Arzt gelebt und seine Idyllen gedichtet hat. Ein Arzt im Garten Eden! Da hat er wol nicht viel mit Mixturen zu thun gehabt. Ein paar Dosen Chinin und einige Aderlässe, das hitzige sicilianische Blut zu erleichtern: das war genug für seinen Tag, und Meli hatte Zeit vollauf, der moderne Theokrit Siciliens zu sein. Weder Pillen noch Verse haben ihn reich gemacht. Er blieb arm, wie die Grille Anakreon's, die auch er so schön besungen hat, aber doch nicht so bedürfnißlos wie sie; denn in manchen Sonetten hat er sich über seinen kargen Antheil an den Erdengütern beklagt.

Der Frühling blüht jetzt in voller Pracht und entfaltet eine Vegetation von durchaus tropischer Fülle. Die Geranien, Kamillen und Margeriten bilden hier hochaufgeschossene, dichte Gebüsche. Die Abhänge grüner Hügel bedeckt purpurrother Klee, soweit sie nicht mit Reben bepflanzt sind. In Zucco sah ich die ersten Weinmagazine, langgestreckte niedrige Gebäude, und deren sollte ich dann noch viele antreffen. Ich bemerke, daß der Marsalawein seinen Namen nicht durchaus von dem Orte führt, wo er wächst, sondern von den großen Centraldepots in jener Hafenstadt. Ganz Westsicilien erzeugt den starken Wein dieser

Digitized by Google

Gattung. Händler kaufen allerorten von den Bauern die Trauben auf, keltern sie und lagern den Wein in Behältern ab.

Ehedem waren die Engländer Woodhouse, Ingham und Whitaker die alleinigen aus der Fremde eingewanderten Könige dieser Weinfabrikation; aber jetzt schwingt der Palermitaner Florio, der bekannte Schiffsrheder, welcher sich mit der Compagnie Rubattino vereinigt hat, den Thyrsusstab über Sicilien. Selbst am Meeresstrande Selinunts, in nicht zu weiter Entfernung von den ehrwürdigen Trümmern der dorischen Tempel, traf ich Weinmagazine Florio's. Wenn nicht diese Dynastie des neuen Dionysos einmal, was wir ihr nicht wünschen wollen, im Marsala ertrinkt, wie der Herzog von Clarence im Malvasier, worüber sich nachher sein Schatten bitter beklagte (wash'd to dead with fulsome wine), so wird sie hier zum Reichthum des Krösus emporsteigen. Ganz Sicilien müßte wol durch Wein und Korn wieder wie im Alterthum zum reichsten Lande Europas werden, wenn die Steuern nicht den Landmann erdrückten, wenn die Latifundien nicht den Kleinbesitz verschlungen hätten, und wenn sich nicht der ehemalige Baron oder Bischof und Abt in die unscheinbare, aber volkswirthschaftlich nicht minder gefährliche Figur des Speculanten und Mercante di campagna verwandelte.

Wer dies herrliche Culturland an den Höhen Partinicos betrachtet, mit seinen Weizenäckern und Weinbergen, seinen Baumwolle- und Sumachfeldern, seinen Orangen-, Feigen- und Oelgärten, glaubt ein Eldorado vor sich zu sehen. Allein niemand lasse sich über das von diesem saftigen Grün verschleiertc Elend der arbeitenden Volksschicht täuschen. Der kleine Grundbesitz wird nach wie vor durch das große Kapital aufgesogen; die „Lettere meridionali" Villari's haben noch zur Stunde ihre Geltung.

Hinter Ballestrate zeigten sich wieder öde, vom fliegenden Sand verwehte Strecken, sodaß die Eisenbahn durch hölzerne Einhegungen geschützt werden muß; das geht so fort, fast bis gegen die Stadt Castellamare, den alten Stapelplatz und Hafen der Segestaner, dessen weiße Häuserlinie am schönen Golf sich hinzieht. Der Fiume Freddo, der alte Kremisos, mündet dort ins Meer. An ihm führt die Bahn aufwärts in das kornprangende Hügelland nach Alcamo, der Vaterstadt des Ciullo, eines der ältesten Dichter in der Vulgärsprache Italiens.

Wir fanden an der dortigen Station, welche zugleich die für Calatafimi ist, Wagen bereit, und fuhren alsbald über die Berge nach diesem hochgelegenen Ort, um von ihm aus den Tempel Segestas zu besuchen. Ich erinnerte mich des Eindrucks grenzenloser Verlassenheit und Oede, welchen mir dies Bergland machte, als ich im September 1853 mit Bursian von Alcamo nach jenem Tempel ritt. Auch jetzt überraschte mich derselbe Charakter großartiger Wildheit, tiefer Einsamkeit und dorischen Ernstes; nur kleidete der Frühling die Natur in Blumenschmuck und Grün, während ausgedehnte Rebenpflanzungen auf den Berghängen zeigten, daß auch hier der Anbau Fortschritte gemacht hat. Der gut unterhaltene Fahrweg nach Calatafimi ist zu seinen Seiten meist mit Hecken von Aloë eingefaßt, welche amerikanische Pflanze hier ganz besonders kräftig zu wuchern scheint.

Da die Dinge in der Welt durch unsichtbare Ketten von Ursache und Wirkung miteinander zusammenhängen, so will ich behaupten, daß der ganze heutige Cultur-

Digitized by Google

fortschritt Siciliens im Causalnexus zu einer einzigen Schlacht steht: und diese wurde am 15. Mai 1860 in den Bergen Calatafimis geschlagen. Am 11. Mai war Garibaldi mit den „Tausend" in Marsala gelandet und durch den Zuzug der Sicilianer verstärkt in das innere Land vorgedrungen, um die Straße Salemi-Palermo zu gewinnen. Unterhalb Calatafimi, bei Vita, versperrte ihm diese das bourbonische dreifach überlegene Heer. Er zersprengte dasselbe, und schon am 26. Mai stand er vor Palermo. So entschied jenes siegreiche Gefecht zuerst die Befreiung Siciliens, dann die Vereinigung Italiens zur nationalen Monarchie.

Der jüngste Held dieses Landes hat auf demselben Schauplatz oder doch in dessen Nähe einen alten Vorgänger gehabt, den Athener Timoleon, welcher durch seinen Sieg am Kremisos im Jahre 342 v. Chr. Sicilien vom Joch der Karthager befreite. Diese verließen die Insel, wie sie die Bourbonen infolge jener Niederlage endlich räumen mußten. Der Zug Garibaldi's von Marsala nach Palermo hat die classischen, die saracenischen und normannischen Heldenerinnerungen Siciliens, des Landes der heroischen Abenteuer, um eine glänzende Episode vermehrt. Sie übertrifft an Kühnheit sogar alle ihr hier voraufgegangenen Unternehmungen erobernder Krieger, und ist um so erstaunlicher, weil sich dies seltsame Ereigniß in der modernsten Zeit der gleichmäßigen Staatsverfassungen, des kunstvoll geordneten Militär- und Polizeisystems, des friedlichen Bürgerthums, des Dampfes und der Maschine, wie eine ritterlich-romantische Aventure vollzogen hat.

Der muthige Kampf der Tausend hier war im Verhältniß zu den riesigen Schlachten, die nachher die Welt erschüttert haben, nur ein kleines Freischarengefecht; allein das reichte hin, gewaltige Wirkungen hervorzubringen. Denn von dort her laufen Fäden in das ganze Weltgewebe hinein, welches von 1860 bis 1870 in Italien, Frankreich und Deutschland gesponnen worden ist, sodaß ein scharfsichtiger Philosoph aus der Niederlage des bourbonischen Generals, wenn nicht den Fall Napoleon's, so doch den des Papstes hätte vorausberechnen können. Wir thun das jetzt post festum et bellum, da wir alle Daten in der Hand haben. Es hätte aber auch alles anders kommen können. Denn was wäre erfolgt, wenn der General Landi am 15. Mai 1860 jene Freischaren massakrirt und ihren Führer einfach als Räuberhauptmann im Castell Calatafimi hätte erschießen lassen? Es ist gut, daß dies nicht geschehen ist. Aber hängt nicht der Gang der Weltgeschichte von dem kleinsten Zufall ab? Und stecken nicht die Geschicke ganzer Generationen und Völker in den Läufen elender Flinten?

Calatafimi steht auf einer bedeutenden Höhe, sodaß seine graue Häusermasse und das Castell weithin sichtbar sind. Auch die sicilianischen Landstädte zeigen schon einen merklichen Fortschritt in ädilicischer Hinsicht; das Straßenpflaster ist besser geworden, und auf die nettezza publica wird mehr Acht gegeben. Freilich sind die Orte im Innern nicht immer so reinlich gehalten wie in der Nähe Palermos, wo mir Monreale deshalb ganz besonders aufgefallen ist.

Ein Geistlicher, der kundige Genius loci, machte unsern Führer in dem einsamen Ort. Wir besichtigten ein paar Kirchen, einige Alterthümer und Inschriften, worauf wir vor dem Thore an den alten Stadtmauern zu Wagen stiegen, um

Digitized by Google

nach Segesta zu gelangen. Nach einer Strecke fanden wir Pferde unten im Thal bereit, die uns auf unfahrbaren Wegen weiter brachten.

Der einsame Tempel zeigt sich in der Ferne als eine überraschende fremdartige Gestalt über einem Hügel stehend zwischen grauen Bergen mit röthlichen Felsenabstürzen. Dies starre Amphitheater sinkt gegen Calatafimi in einen offenen, vom Fluß Pispisa durchströmten Wiesengrund. Wir ritten durch den von Frühlingswassern lebhaft gewordenen Fluß, da keine Brücke über ihn führt. Eine Fahrstraße gibt es hier nicht, weil das alte Segesta durch keine neue Stadt ersetzt worden ist. Hier hat sich seit 30 Jahren nichts verändert, Kornfelder abgerechnet, welche reiche Besitzer aus Trapani angebaut haben.

Einige Minuten vom Tempel entfernt steht unter dem Monte-Barbaro eine Meierei und das Haus des Custoden, welches auch studirenden Gelehrten zur Unterkunft dienen kann. Solche zweckmäßige Einrichtung ist überall in Italien getroffen worden, wo sich bedeutende Ausgrabungen finden. Seitdem Fiorelli die Generaldirection der Antiquitäten und schönen Künste übernommen hat, sucht die italienische Regierung auch dies Gebiet der Verwaltung des Nationalgutes einheitlich einzurichten, und die verschiedenen Gesetze, welche sie aus der Administration der ehemaligen Staaten Italiens übernommen hat, auszugleichen. Wer sich darüber näher unterrichten will, lese die Berichte Fiorelli's: „Sull' ordinamento del servizio archeologico", von 1883 und 1885. Die Einheit des Systems gibt sich schon äußerlich darin zu erkennen, daß die Custoden überall die gleiche Kleidung tragen.

Der Tempel Segestas ist das besterhaltene, aber nicht das schönste, alte dorische Bauwerk Siciliens. Seine architektonische Wirkung wird durch Lage und Umgebung bedeutend erhöht. Als ein wie durch ein Wunder gerettetes, verlassenes und namenloses Kunstgebilde tritt er zu dieser wilden Natur in Gegensatz, aber nicht in Widerspruch; denn seine ruhigen, einfachen Formen stimmen mit den großartigen Bergen seiner Umgebung so ganz überein wie die gelben Farbentöne seines Gesteins. Er steht auf einer künstlich geebneten Höhe, welche westwärts in eine tiefe, vom Pispisa durchflossene Schlucht abstürzt.

Der Tempel ist unvollendet; er hat keine Zelle; die beiden Giebel sind ohne Schmuck geblieben; die aus Trommeln zusammengesetzten Säulen haben noch keine Cannelirungen. Da der Stilobat noch lückenhaft, die oberste Tempelstufe unvollendet ist, scheinen die dorischen Säulen auf viereckigen Basen zu stehen. Weil ich die Tempel Athens kenne, erschien mir jetzt dieser Segestas etwas schwer und gedrückt, die Säulen plump und sehr nahe beisammen; und diese Wirkung würde noch stärker fühlbar sein, wenn der Innenraum ausgebaut wäre. So unvollendet wie der Tempel ist, bildet er nur eine auf vier Stufen ruhende Halle, gleichsam ein Belvedere für das erhabene und schöne Panorama der Landschaft. Saverio Cavallari hat auch an diesem dorischen Bauwerk den optischen Effect der leisen Curve aller Horizontallinien bestätigt, welchen zuerst im Jahre 1837 die Architekten Pennethorn und Schaubert am Parthenon Athens bemerkt haben.

Wir ritten aufwärts zu den Trümmern der Stadt auf verwilderten Pfaden des Monte-Barbaro über öde Heiden, welche Palmengras, Borax, Asphodelen



Digitized by Google

und der gelbe Fenchel bedecken. Vom alten Segesta und seiner Akropolis ist außer dem Theater nichts mehr über dem Boden zu sehen, als einige Reste der zwiefachen Mauernlinie mit ihren Eingängen und den Fundamenten der Thürme; auch erkennt man Straßen mit ihrem Felsenpflaster. Die zuerst von Serradifalco, dann von Hittorf und Zanth, endlich von Cavallari unternommenen Ausgrabungen des Theaters haben keine nennenswerthen Nachträge erfahren. Dieser schöne Bau, dessen sechs Sitzreihen nebst den Stützmauern noch erhalten sind, bietet bekanntlich neben jenen Taorminas die deutlichste Vorstellung der Einrichtung des altgriechischen Theaters dar. Da die Zuschauer hoch auf der nach Nordost gerichteten Bergflanke saßen, so breitete sich vor ihren Blicken die prachtvollste Scenerie der Natur aus. Nordwärts sieht man das von blauen Küstensäumen umfaßte leuchtende Meer, jenseits im Osten steigt über Höhen der Gipfel des Eryx empor: unten sind lachende Thäler zwischen den rauhen Bergen eingebettet.

Als wir, Segesta verlassend, wieder über den Fluß setzten, wandte sich Herr d'Andrade, welcher neben mir ritt, zu mir und sagte: „Wissen Sie auch, daß Sie den Genuesen einen guten Dienst geleistet haben? Wenn der Palast der Bank von San-Giorgio heute noch aufrecht steht, so haben Sie dazu mitgewirkt."

„Oh! Wie sollte das möglich sein!"

„Nun, haben Sie nicht vor jetzt gerade zehn Jahren einer an Sie gerichteten Aufforderung der genuesischen Commission zur Erhaltung der Denkmäler entsprochen und sich um die Rettung jenes bedrohten Palastes bemüht?"

„Freilich, ich begab mich mit Monteverde zum Ministerpräsidenten Depretis; wir legten ihm die Sache dringend ans Herz, und es ist jener ausgezeichnete Bildhauer gewesen, welchem seine Vaterstadt die Erhaltung des Palazzo delle Compere von San-Giorgio verdankt."

„Wir haben Ihren Brief an uns damals veröffentlicht, und er hat Eindruck gemacht; demnach haben Sie sich um jenen Palast verdient gemacht."

„Nun denn, so ist das Wort wahr, daß auch irgendein geringfügiges Instrument, ein Nagel, ein Stein, welchen man vom Boden aufhebt, bisweilen zu etwas gut sein kann."

Ich erinnerte mich jetzt, daß ich schon eine Beziehung zu meinem liebenswürdigen Gefährten hier hatte, daß die Aufforderung jener Commission auch von Herrn d'Andrade unterzeichnet war. Wenn ich dies Gespräch mit ihm bemerke, so geschieht es aus folgendem Grunde. Kurz vor meiner Ankunft in Palermo hatte ich einen offenen Brief an den Präsidenten der Akademie von San-Luca gerichtet, die gewaltsame Verwandlung Roms durch den Umbau der Stadt betreffend. Ich hatte mir niemals eingebildet, mit einem Strohhalm einen Strom aufzuhalten; aber die Bekümmerniß um die Zerstörung der Villa Ludovisi und des Klosters Araceli und meine alte Leidenschaft für Rom hatten mich zu jenem Briefe veranlaßt, welcher nichts anderes bedeutete, als einen verzeihlichen Klageruf über so viel Schönes, was jetzt in Rom der alles verwandelnden Zeit zum Opfer fällt. Gerade während meiner Anwesenheit in Sicilien erhob sich in manchen römischen Journalen ein heftiger Angriff gegen meinen Brief, nicht von seiten der Römer, welche mir immer wohlwollend und freundlich gesinnt sind, sondern

Digitized by Google

von solchen, die ich nicht weiter bezeichnen will. Darum mußten mir gerade jetzt die Worte d'Andrade's und die Erinnerungen, welche sie in mir erweckten, doppelt erfreulich sein.

Wir waren kaum über den Fluß hinüber, als sich uns in der von Menschen verlassenen Landschaft der überraschende Anblick eines Festzuges darbot. Eine lange Reihe von Reitern, auch von hochräderigen Wagen, die mit anscheinend fröhlichen Menschen angefüllt waren, bewegte sich auf der Straße nach Calatafimi fort. Ein in träumerische Erinnerungen des Alterthums versunkener Archäologe hätte sich einbilden können, daß dies ein Zug von Männern sei, welche einen mit dem Oelzweige bekränzten Athleten aus dem Festspiel heimgeleiteten. Allein der Heros dieses Pompes war, wie man mir zu meiner Ueberraschung erklärte, ein Mensch, welcher als Verbrecher processirt seine Freisprechung erhalten hatte und eben erst von seinen Gemeindegenossen aus dem Tribunal abgeholt worden war. Das Geleite der Gratulanten war schon vorüber, ehe ich mich so weit nähern konnte, um aus dem Angesicht des Glücklichen herauszulesen, ob dies ein Triumphzug der Gerechtigkeit oder ihres Gegentheils sei, und ob auch nach dem Spruche des Richters der unbestechlichen Nemesis noch etwas mit dem Manne zu thun übrigbleiben werde.

Es gibt genug Beispiele der Einschüchterung der Geschworenen, namentlich aus der Zeit des heftigen Kampfes der gesetzlichen Gewalt mit der sicilianischen Maffia. Die Regierung war bisweilen genöthigt, schwerer Verbrechen Angeklagte von Gerichten des Festlandes aburtheilen zu lassen. Als ich mich ein paar Wochen später im Hafen Palermos nach Neapel einschiffte, sah ich gefesselte Männer auf das Dampfschiff bringen, darunter einige von so verwilderter und verthierter Physiognomie, daß ich sie nur mit Grauen betrachten konnte. Wenn sich auch die Zustände Siciliens im allgemeinen sehr gebessert haben und das Land von den Grassatori der Straßen gesäubert ist, so ist doch die Hydra der Maffia keineswegs ganz und gar erstickt; denn sie dauert noch als das die socialen Verhältnisse tyrannisirende Clientelwesen fort, und der Rechtssinn hat noch nicht das Bewußtsein des Volkes durchdrungen. Dem Richter fehlt die Achtung, die aus der Unbestechlichkeit fließt, und dem Gesetz jener Nimbus der Furcht und Ehrfurcht, welcher seine heilige Macht umgeben soll. In dieser Hinsicht haben Kirche, Schule und Gesellschaft in den meridionalen Ländern noch viel zu thun.

Um 4 Uhr nachmittags stiegen wir auf der Station Alcamo-Calatafimi wieder in den Eisenbahnzug und fuhren weiter nach Castelvetrano über Gibellina und Santa-Ninfa. Der erste Ort hat seinen Namen wol eher von dem arabischen Gebel erhalten als von der Faction der Ghibellinen. Das Land sinkt hier schon zum Meere ab; es ist baumlos und kahl, ohne Wein- und Olivencultur, doch von Saaten grünend. Statt wohlhabender Ortschaften, die man hier beieinander anzutreffen erwartet, sieht man nur zerstreute Campagnahäuser, die Zeichen, daß der Freibauer seit alters zum Colonen der Latifundien herabgesetzt ist.

Nach wenig mehr als einer Stunde erreichten wir Castelvetrano. Ich rief mir wieder die Zeit zurück, wo ich vor 33 Jahren in diesem Ort mit Bursian



Digitized by Google

langt war, von dem langen Ritt so ermüdet, daß ich nicht ohne Hülfe vom lthier steigen konnte. Wir waren damals nur zur Nacht in Castelvetrano ritten schon in der nächsten Morgenfrühe weiter fort nach Selinunt und cca.

An der Station standen zwei elegante Wagen mit Dienern in Livree bereit, mehrere Herren, unter ihnen der Syndicus der Stadt, Baron Saporito, fingen die Gesellschaft mit zuvorkommenden Höflichkeiten. Sie luden uns ein, wir uns ins Hotel Bixio begaben, das städtische Museum zu besichtigen. Diese Sammlung ist aus Alterthümern gebildet worden, welche im Gemeindebezirk Zufall gefunden sind. Man hat sie in den obern Räumen des verfallenen nicanerklosters aufgestellt: Thon- und Bronzefiguren, Sculpturtrümmer, große kleine Vasen u. dgl. Ein paar bemalte griechische Gefäße erregten unsere erksamkeit; das eine zeigte auf weißem Grunde die Figur einer sitzenden , welche einen Kranz windet; die in schwarzen Linien gezeichnete Gestalt ist der schönsten classischen Einfachheit. Einen andern Lekythos schmückt das einer Frau, die ihre Toilette macht. Unter den Bronzen fanden wir eine istische Figur in dreiviertel Lebensgröße, welche Apollo darzustellen scheint. Man tadelt das Anlegen kleiner Stadtmuseen, weil dadurch Kunstschätze dem ate entzogen und zersplittert werden. Allein solche Sammlungen sind doch er ein Schmuck der Gemeinden, deren geistige Bedeutung sie erhöhen können. mindert sich im Zeitalter der Eisenbahnen die Unbequemlichkeit, sie an Ort Stelle aufzusuchen. Der Kunstforscher kann heute so ohne Mühe von Neapel Ruvo gehen, um die berühmte Vasensammlung Jatta zu besuchen, als er Palermo nach Syrakus, Noto und Castelvetrano gelangt.

Man hat in demselben Dominicanerkloster auch Elementarschu en und sogar Gymnasium mit fünf Professoren eingerichtet, und dies ist freili h rühmlicher wichtiger, als ein Museum von Antiquitäten oder Bildern sei kann; denn diesem so lange Zeit hindurch von Unwissenheit und Aberglaube verdunkelten ellande vor allem noththut, ist Aufklärung des Volkes durch U terricht. Ich mit besonderm Antheil die dort in drei schmucken Sälen aufgest lte Bibliothek fand darin zu meiner Ueberraschung einige Incunabeln von S erth, so eine Gallus in Wien gedruckte Bibel und einen lateinischen Jos hus aus der kannten Officin des Pannartz zu Rom in domo Maximorum.

Trotz der eingebrochenen Dunkelheit besuchten wir noch die an nliche Kathe- ale San-Giovanni Battista, und wir bewunderten daselbst hinter em Hochaltar, beim Schein von Kerzen, schon aus Pflichtgefühl die übrigens tre che Marmor- figur des Täufers, ein Werk des Antonio Gagini. Dieser berühr ste Bildhauer Siciliens in der Renaissance war im Jahre 1480 zu Palerm geboren. Er und seine talentvollen Söhne haben die Kirchen dieser und ande Städte ihres Vaterlandes mit vielen Statuen, Reliefs und andern Werke er Sculptur geschmückt.

Da wir zwei Nächte in Castelvetrano zubrachten, hatte i Nuße genug, diese geräumige und wohlgehaltene Stadt zu sehen. Ihre freie ge auf einer

Digitized by Google

langgestreckten gartenreichen Bodenerhebung über der zum nahen Meere sinkenden großen Niederung erinnert durchaus an Velletri. Freilich fehlt hier das imposante Naturgemälde, welches dort in Latium durch die schönen Volskerberge, die Pontinischen Sümpfe und das Cap der Circe geschaffen ist. Aber Castelvetrano ist viel ansehnlicher, eine durch Landbau und Weincultur wohlhabende Stadt von 30000 Einwohnern, mit breiten geraden Straßen, manchen stattlichen Palästen und alterthümlichen Kirchen noch aus normannischer Zeit. Ehedem war gebietender Herr des Ortes der Duca di Monteleone. Diese einst mächtige Familie besitzt hier noch ihren großen Baronalpalast. Ein Blick auf das jetzt verfallende Schloß mit crenelirten Mauern und hohem Thurm und mit einem in irgendwelchem Volkstumult ausgelöschten Wappen über dem Portal zeigt, daß auch in Sicilien die Epoche des Feudalismus glücklicherweise der Vergangenheit angehört. Die Monteleone-Pignatelli sind aus großen Lehnsherren zu Gutsbesitzern geworden. Andere Günstlinge der Fortuna, der Speculation und Arbeit haben sich neben ihnen emporgeschwungen, wie die Brüder Saporito, welchen im Gebiet Castelvetranos weite Ländereien angehören.

Am 20. April brachen wir um 6 Uhr morgens nach Selinunt auf und legten diese Strecke von $1\frac{1}{2}$ Stunden zu Wagen zurück. Der Bau einer Eisenbahn bis zu den Tempeltrümmern ist im Plan. Die Straße, die wir nahmen, ist die nach Sciacca führende, welches ostwärts auf einer mäßigen Höhe sichtbar wird. Sie geht erst durch üppige Wein- und Oelgärten an Landhäusern vorbei, dann neben Reisfeldern nach dem öden Küstenstrich, zu welchem wir rechts abbogen. Die gewaltigen Ruinen Selinunts erheben sich vor uns über dem Meeresstrande in zwei getrennten Gruppen; sie scheinen die durcheinandergeworfenen Reste der ganzen Stadt zu sein, und doch sind sie nur die Trümmer von sieben ihrer dorischen Tempel.

Nichts anderes ist heute von jenem alten Selinunt übriggeblieben, welches in die Geschicke Siciliens und Griechenlands so verhängnißvoll eingegriffen hat. Das geschichtliche Leben dieser Stadt, deren Bürger reich und kunstsinnig genug waren, um den Göttern solche gigantische, für ewige Dauer berechnete Tempel aufzurichten, ist für uns ganz so dunkel und unpersönlich wie jenes ihrer Feindin Segesta. Der innern Uneinigkeit, der engherzigen Eifersucht und dem Mangel an Sinn für das höhere Wohl eines gemeinsamen Vaterlandes sind beide Städte zum Opfer gefallen. Der Begriff des Vaterlandes fehlte freilich diesen Griechencolonien, deren jede einen eigenen Staat für sich bildete.

Der erbitterte, durch Grenzstreitigkeiten entstandene Krieg zwischen Segesta und Selinunt, in welchen auch Syrakus verflochten war, hatte zur Folge, daß die erstere die Athener zur Hülfe rief. Diese erlagen in der furchtbaren Katastrophe des Nikias vor Syrakus. Dann rief Segesta unglücklicherweise die Karthager herbei, und Hannibal, der Sohn Giskon's, der Enkel und Rächer des bei Himera besiegten Hamilkar, eroberte und zerstörte nach nur neuntägiger Belagerung Selinunt, im Jahre 409.

Die wahre Blütezeit dieser durch Handel und Ackerbau reichen Stadt, einer

Digitized by Google

im Jahre 628 v. Chr. gegründeten Colonie des dorischen Megara-Hybläa, umfaßte vielleicht nur den kleinen Zeitraum von 480 bis 409, von dem großen Siege der Griechen über die Punier bei Himera bis zu der verhängnißvollen Rückkehr der Karthager. In dieser Epoche sind nicht die ältesten, aber die schönsten jener dorischen Tempel gebaut worden, deren Reste jetzt das unvergleichliche Gemälde einer zertrümmerten griechischen Stadt am Meer, in todtenstiller Verlassenheit darbieten. Selinunt war mit der Zeit selbst bis auf den Namen so verschollen, daß diesen erst der sicilianische Geschichtschreiber Fazello im 16. Jahrhundert wieder entdeckt hat.

Die ersten Ausgrabungen machten hier im Jahre 1822 die Engländer Samuel Angell und William Harris; dann stellten 1824 Hittorf und sein Schüler Zanth ihre epochemachenden Untersuchungen der Trümmer an, ohne jedoch Ausgrabungen zu veranstalten. Solche ließen der Herzog Serradifalco und der Prinz della Trabia durch den jungen Architekten Cavallari im Jahre 1831 fortsetzen. Ihre Resultate stellte dann Serradifalco im zweiten Bande seines Werkes über die Alterthümer Siciliens zusammen. Cavallari führte die Ausgrabungen von 1865 bis 1872 weiter fort, und heute werden sie unter der Leitung Scalea's mit neuem Eifer fortgesetzt. Davon Augenzeuge zu sein, war mir vom höchsten Werth.

Der Stadtplan Selinunts, welchen Cavallari und Schubring im Jahre 1865 topographisch festgestellt haben, zerfällt in zwei Gebiete, deren jedes eine von Nord nach Süd zur Küste hingestreckte Hochfläche umfaßt. Beide sind durch die Vallara, ein langes, tausend Schritte breites Thal voneinander getrennt. Auf dem östlichen, weniger erhobenen Bergrücken stehen die mächtigsten Tempeltrümmer. Die westliche Terrasse tritt näher und schroffer ans Meer und enthält über der Küste die Ruinen der Akropolis. Dann wird sie an der Nordmauer dieser durch einen grabenartigen Einschnitt des Bodens abgebrochen, über welchem sie sich nordwärts als ein von Flugsand und Gestrüpp bedecktes Hochfeld fortsetzt. Hier lag ein großer Theil der eigentlichen Stadt. Von diesem Hügel steigt man westwärts in die sumpfige Niederung, durch welche der Fluß Selinus oder Madiuni ins Meer fällt. Er soll der Stadt ihren Namen gegeben haben. Das Selinon (wilder Sellerie oder Eppich) wird dort in Massen angetroffen. Das zierliche, feingegliederte Blatt dieser Pflanze muß auch die Aufmerksamkeit der alten Künstler erregt haben, denn es wurde zum gewöhnlichen Emblem der selinuntischen Silberdrachmen. Auf dem Avers sieht man das Eppichblatt hinter dem gehörnten Flußgott Selinos oder dem Hypsas, neben dem Bilde eines Stiers, oder eines schreitenden Sumpfvogels, oder eines Viergespanns.

Als ich im Jahre 1853 Selinunt besuchte, waren die Tempelreste des Osthügels durch die Ausgrabungen Serradifalco's zugänglich gemacht; weil aber diese nicht mehr fortgesetzt wurden, boten die Trümmer noch das schöne landschaftliche Schauspiel der Versunkenheit in die Naturwildniß dar. Myrten, Mastix und Fächerpalmen quollen überall zwischen den riesigen Steinblöcken hervor, und der Schritt des kletternden Wanderers störte dort die buntgefleckten Schlangen auf. Heute ist der Ausgraber im Kampf mit der Wildniß wieder Sieger geworden, und wie fast überall in der classischen, von der Wissenschaft eroberten Trümmer-

Digitized by Google

welt ist die Poesie der Ruine gründlich zerstört. Statt der vom Pflanzenwuchs umschlungenen riesigen Steinblöcke gestürzter Tempel, deren tragischen Untergang die Natur selbst zu sühnen schien, indem sie diese zerstörte Pracht unter Blumen bestattete, sieht jetzt der zu künstlerischen oder dichterischen Empfindungen geneigte Wanderer mit Unwillen nur kahle, sorgsam gereinigte Architrave, Metopen, Triglyphen, Säulenstücke auf nacktem Erdboden gruppenweise hingelagert, und es fehlen nur die Nummern oder Aufschriften auf den Blöcken, um ihm darzuthun, daß er Gegenstände eines wohlgeordneten archäologischen Museums vor sich habe.

Der Gewinn für die Wissenschaft ist bisweilen ein Verlust für die Phantasie; denn Dichtung und Kunst ziehen ihr innerstes Leben aus dem Geheimniß. Die nackte Wirklichkeit schreckt sie als Tyrannei der Thatsache ab, und niemals würde Homer die „Ilias" gedichtet haben, wenn ihm ein Archäolog oder Anthropolog die Mumien des Agamemnon und Achill vorgezeigt und nachgewiesen hätte, daß jeder dieser Heroen zwar über sechs Fuß lang gewesen sei, daß aber ihre Schädelbildung eine sehr kleine Gehirnmasse voraussetze; woraus auch der Trojanische Krieg zu erklären sei. Denn bei mehr Gehirn würden jene Könige nicht wegen einer weggelaufenen liederlichen Prinzessin zehn Jahre lang Troja bestürmt haben. So widerspruchsvoll ist unser Verhältniß zu den Dingen der Welt. Wenn Fiorelli und Schliemann Ursache zum Jubeln haben, trauern vielleicht Geister wie Lord Byron und Claude Lorrain.

Ich bekenne, daß der erste Eindruck beim Wiedersehen Selinunts mich gar nicht erfreute. Jedoch nachdem ich mich mit dem Bewußtsein getröstet hatte, diese wunderbare Trümmerwelt noch zu einem großen Theil in ihrem Jahrhunderte alten wilden Naturzustande gekannt zu haben, war ich sehr zufrieden, sie jetzt von den Dienern einer großen Wissenschaft gezähmt zu sehen, welche uns die Entwickelung der Kunst vor Augen führt und fähig ist, Gebiete göttlicher Schönheit zu erschließen, wenn ihr ein Winckelmann seinen Geist einflößt.

Ausgrabungen in Ruinen sind zuerst vom Schatzgräber gemacht worden; denn erst auf das Räubsystem derer, die nach kostbaren Metallen und Steinen suchten, was nie ohne ein frevelhaftes Ruiniren der Ruinen vor sich gehen konnte, folgte deren wissenschaftliche Erforschung in der Renaissance. Sie stockte während der geistigen Verwilderung des 17. Jahrhunderts, und nachdem sie im folgenden wieder aufgenommen, im 19. besonders infolge der Befreiung Griechenlands neu belebt worden war, durchlief sie mehrere Phasen des Schwankens und der Willkür in der Behandlung des Ausgegrabenen, bis sie durch die Hülfe der geschichtlichen Kritik ihre heutige Methode gewonnen hat. Der Zweck des Ausgrabens ist jetzt einfach dieser, verschüttete Monumente der Wissenschaft zugänglich zu machen. Nichts darf daran verändert und aufconstruirt werden, es sei denn, wo architektonische Glieder zu ihrer Erhaltung einer Stütze bedürfen. Wenn demnach die Commission der Ausgrabung ihre Aufgabe vollendet hat, beginnt die andere des wissenschaftlichen Forschers.

Es war in Selinunt nicht leicht, so ungeheuere Trümmermassen vom Pflanzenwuchs, vom Schutt und Flugsande in solcher Weise frei zu machen, daß die untereinandergestürzten Blöcke nicht wiederum in Bewegung kamen. Um dies zu

Digitized by Google

verhüten, hat man beim Graben entstehende Lücken vorsichtig mit stützenden Steinen ausgefüllt, und so sich bemüht, den geschichtlichen Moment des Sturzes gleichsam festzuhalten. Wenn das auch nicht immer geglückt sein kann, so wird doch der Besucher diese Tempeltrümmer wesentlich in denselben Winkeln und Neigungslinien gelagert finden, in welchen sie gefallen sind.

Die östliche Terrasse liegt von der Akropolis so weit entfernt, daß sie als ein eigener heiliger Bezirk der Stadt anzusehen ist, und hier steht die großartigste Trümmergruppe nicht nur Selinunts, sondern des griechischen Alterthums. Zu ihren drei Tempeln haben Ausgrabungen nichts Neues hinzugefügt, denn dort sind keine Reste anderer Bauwerke mehr entdeckt worden. Weil alle Tempel Selinunts bis zum Jahre 1865 namenlos geblieben waren, hat man sie auf dem topographischen Plan mit Buchstaben bezeichnet. Der vorderste Tempel (G) ist der größte von allen gewesen; an Raumverhältniß steht er nur dem Zeustempel Agrigents nach. Leider hat ihn das Erdbeben nicht in einer Richtung umgestürzt, sondern in Entsetzen erregender Wildheit durcheinandergeworfen. Aus diesem Chaos ungeheuerer Architrave und Capitäler und der Säulentrommeln von 4 Meter Durchmesser ragen nur noch eine Ante und eine einzige kopflose Säule thurmartig hervor. Da sich nur zwei Säulen dieses Tempels mit Cannelirungen vorgefunden haben, so ist er nicht vollendet worden. Cavallari fand hier im Jahre 1871 eine altdorische Votivinschrift, die zuerst Holm erklärt hat: sie bewies, daß der Tempel dem Apollo geweiht war, und dieser ist demnach der Schutzgott Selinunts gewesen. Hittorf nennt den Tempel das vollendetste religiöse Monument des griechischen Alterthums, und Benndorf den Parthenon von Selinunt. Er hatte wie dieser 17 Säulen an den Langseiten, 8 an den Fronten.

Der zweite Trümmerhaufen ist namenlos geblieben; den dritten (E) hat eine 1865 entdeckte Inschrift als Heratempel erkennen lassen. Gerade dieser bietet noch heute ein überraschend malerisches Ruinenbild dar. Denn seine mächtigen Säulen (er hatte deren 38) sind meist nach innen auf die Cellawand gestürzt; die Trommeln der einen liegen noch so in ihrer Reihenfolge da, wie jene der umgestürzten Säule des Olympieion Athens. Drei hohe Säulenstumpfe stehen noch aufrecht. Hier grub Cavallari zwischen 1831 und 1833 die fünf Metopenplatten aus, deren Figuren einen schon entwickeltern Stil zeigen; jene des Zeus und der Hera kommen an classischer Schönheit den Parthenonsculpturen nahe.

Als diese drei Bauwerke altdorischer Kunst hier in einer Linie über dem Meer aufgereiht standen, müssen sie einen feierlichern Anblick gewährt haben als die drei voneinander weiter abstehenden Tempel Pästums. Der tragische Ernst ihrer einfachen und streng gegliederten Massen wurde durch polychrome Malerei gemildert. Denn nicht nur die Giebelflächen, der Grund der Metopen und die Triglyphen und Gesimse waren in Roth oder Blau, oder Schwarz und Grün gemalt, sondern auch die Capitäler und Hohlstreifen der mit Stuck überzogenen Säulen lebhaft gefärbt.

Wir gingen über den Osthügel fort ans Meer auf der öden, vom wilden Blumenflor und Palmengebüsch bedeckten Fläche. Virgil hat Selinunt palmosa genannt, daher sind diese Küsten schon zu seiner Zeit von derselben Chamoerops

Digitized by Google

humilis bedeckt gewesen. Ich sah sie nirgends in so erstaunlicher Menge. Die stark wurzelnde Zwergpalme breitet kaum einen Fuß hoch über dem Boden ihre schönen starren Fächer aus und überwuchert gleich dem Gras weit und breit das Land. Die Naturforscher werden kaum zu sagen wissen, ob sie hier autochthon oder von Afrika herübergekommen ist. Ich bilde mir ein, einen warmen Lufthauch von dort her zu empfangen, welcher dies tiefdunkle, weite, leblose Meer leise bewegt. Die Linie, die man von hier nach dem Südwesten zieht, trifft das Cap des Mercur am Golf von Karthago. Selinunt war die am weitesten auf diesem Südrande Siciliens vorgeschobene Griechencolonie, und die Nähe Karthagos brachte ihr Verderben.

Die Küste hier ist eigentlich hafenlos; aus dem Mangel eines großen Seehafens erklärt sich auch die geschichtliche Unwichtigkeit Selinunts. Der mäßige Vorsprung der Akropolis bildet nur einen nothdürftigen Ankerplatz für Handelsschiffe. Wir stiegen über röthliche Dünen an das Meer und fanden in der Ausmündung des fiebervollen Thalgrundes Arbeiter beschäftigt, welche aus dem Sande Mauern von gelbem Stein freilegten, und diese hält man für Dämme des Hafens. Doch sind die Ausgrabungen noch nicht weit genug gediehen, um ein richtiges Urtheil darüber zu haben.

Die Akropolishöhe tritt sehr nahe ans Meer, und auf ihr stehen am südlichsten Rande einige Häuser, die geräumige, auch zur Aufnahme Studirender eingerichtete Wohnung des Custoden, und ein mittelalterlicher Wartthurm, welcher ehemals mehr zum Signalisiren als zum Schutze gegen die Piraten gedient hat. Die ganze Hochfläche erhebt sich nur 30 Meter über das Meer. Sie ist so ausgedehnt, daß sie außer Heiligthümern auch die eigentliche Altstadt umfaßt haben muß. Ihr Grund und Boden gehört jetzt fast ganz dem Staat, und so kann hier die Commission der Alterthümer ungehindert schalten. Ihre Ausgrabungen seit 1875 gehören auch, wie zu den schwierigsten, so zu den am besten gelungenen Italiens. Nur ein Theil der Westseite ist noch freizulegen.

Eine antike Straße im Felsboden geht mitten durch die Akropolis, eine andere durchkreuzt dieselbe; so gelangt man von allen Seiten bequem zu den Trümmerhaufen. Da diese Burgterrasse von Natur nicht stark genug war, bedurfte sie fester Mauern, zumal auf der Landseite nach Norden, ihrem schwächsten Punkte. Mauern umziehen auch die ganze Akropolis: sie sind meist aus oblongen Steinblöcken aufgeführt, zeigen aber verschiedene Epochen des Baues. Auf der Westseite sind sie ganz freigelegt, auf der Ostseite noch größtentheils mit Schutt und Gestrüpp bedeckt.

Im Nordosten liegt das Hauptthor, welchem die Richtung jener alten Straße entspricht. Dort grub man eben aus, und es zeigte sich unter dem Eingange noch eine untere Mauer aus Quadersteinen, wie es scheint mit einem Ausfallsthor. Ein Bodeneinschnitt unterbricht an dieser Stelle die Akropolisterrasse. Es war hier, wo Cavallari im Jahre 1872 die Fundamente eines eine Curve beschreibenden Baues entdeckte, welchen er trotz seines geringen Umfanges und der vom System des griechischen Theaters abweichenden Anlage für ein solches hielt. So hat er dasselbe auch in seiner topographischen Karte verzeichnet. Allein die neuesten

Digitized by Google

Ausgrabungen widersprechen dieser Ansicht. Das räthselhafte Gebäude erschien uns wie ein zum Schutze des Stadtthors bestimmtes Bollwerk, und ihm entspricht seitwärts eine noch auszugrabende Erhöhung, die wahrscheinlich die Reste eines zweiten Flankenthurmes verbirgt.

Vier Tempel, minder gigantisch als jene des Osthügels, liegen auf der Akropolis in Trümmern. Den kleinsten hielt Hittorf für ein Heroon des Empedokles, welcher sich um die von der Malaria verpestete Stadt durch Trockenlegung der Sümpfe verdient gemacht hatte. Hittorf's Studien über Selinunt sind von dieser Ruine ausgegangen. Die vielen bemalten Baustücke, die er daselbst fand, gaben ihm den Anlaß zu seinem berühmten Werk über die polychrome Architektur der Griechen (Paris 1851). Weiter aufwärts auf dem höchsten Punkt der Akropolis lag ihr größester Tempel, der dem Stil nach auch der älteste Selinunts überhaupt ist. (Tempel C.) Seine Säulen sind reihenweise nach innen gestürzt und haben die Tempelmauer zerdrückt. Damit sie nicht tiefer fallen, hat man sie durch Steine gestützt, und so liegt ein riesiges Stück des Architravs der Länge nach ausgestreckt.

In diesem großartigen Trümmerhaufen fanden Harris und Angell die berühmten Metopen, welche Perseus und Medusa, Hercules mit den gefangenen Kerkopen und ein Viergespann darstellen: die ältesten Sculpturwerke Siciliens, deren Stil noch weit jenseit der Aegineten zu liegen scheint und die Einflüsse Assyriens erkennen läßt. Alle Metopen Selinunts sind in dem grauen Kalktuff von Menfrici gearbeitet; nur bei einigen die nackten Glieder der Frauengestalten mit weißem Marmor eingesetzt. Was von diesen Sculpturen in drei Tempeln gefunden worden, ist im Nationalmuseum Palermos aufgestellt, dessen kunstgeschichtlich wichtigsten Schatz sie bilden, wie die Aegineten das kostbarste Kleinod der Glyptothek Münchens sind. Benndorf hat sie illustrirt („Die Metopen von Selinunt", Berlin 1873).

Als dieser kolossale Tempel noch aufrecht stand, legten Christen in seinem Peristyl ihre Kapellen an, und selbst christliche Gräber sind hier entdeckt worden. Man fand im Schutte die bronzene, jetzt im Museum Palermos aufbewahrte Lampe aus der Zeit der von Afrika geflüchteten Donatisten. Auf Stücken des Architravs sieht man griechische Kreuze eingemeißelt. Eine prähistorische Culturschicht liegt übrigens noch unter der altdorischen auf der Akropolis begraben; dies bewies ein Pfeil aus der Steinzeit, welchen Herr Salinas zufällig vom Boden aufnahm.

Die große Nordterrasse jenseit der Akropolis zeigt keine Spuren von Tempeln oder andern Bauwerken, sodaß hier keine Ausgrabungen gemacht worden sind. An ihrem äußersten Ende entdeckte zuerst Schubring eine antike Nekropole mit ihren in den Kalktuff gehauenen Gräbern, worin sich viele bemalte Vasen aus weißem Thon fanden. Eine zweite Gräberstätte wurde westlich vom Fluß Madiuni aufgefunden.

In welcher Zeit die Tempelkolosse untergegangen sind, hat kein Geschichtschreiber gemeldet. Sie überdauerten das classische Alterthum und wol noch manches christliche Jahrhundert. Wenn man vom alten Selinunt, wie dies nachgewiesen ist, leichter bewegliches Material zum Bau von Brücken oder von Campagnahäusern

Digitized by Google

und selbst nach größern Orten verschleppte, von denen Castelvetrano der nächste ist, so konnte man doch nimmer die riesigen Säulen weder fortbringen, noch sie passend verbrauchen. Die Kirchen in Castelvetrano zeigen, so sagte man mir, keine antiken Säulen auf. Erst die furchtbare Naturgewalt eines Erdbebens hat diese Tempel zerstört und die Nachwelt um den Anblick des Großartigsten gebracht, was der dorische Volksgeist zu erschaffen vermochte und was jetzt noch in Trümmern uns mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt. Die Stadt, welche diese kostbaren Prachtmonumente aufrichtete, zählte schwerlich auch nur 20000 freie Bürger. Unsere Hauptstädte zählen Millionen; aber was sind ihre modernen Denkmäler, ihre neuesten Kirchen, Paläste, Opernhäuser, Rathhäuser, Museen im Grunde für geputzte, sterbliche und doch anspruchsvolle Dinge gegen diese Tempel Selinunts. Wenigstens will ich hier mit Boito sagen: „Die einzige classische Kunst ist die der Griechen; sie bleibt immer schön, wie die Verse Homer's."

Nachmittags fuhren wir von Castelvetrano ins Land hinein, um eine kürzlich entdeckte normannische Kirche zu sehen. Da nur Feldwege dorthin führen, mußten wir uns der landesüblichen Carretten bedienen. Dies ist ein archäologisches Fuhrwerk so primitiv dorisch, daß es nicht weit von den Streitwagen des Hektor und Diomedes entfernt zu sein scheint. Drei Breterwände, gelb angestrichen und je nach dem gewählten Muster mit mythologischen, heiligen, profanen und romantischen Figuren bemalt, bilden das Sitzgehäuse, welches zwischen zwei hohen Rädern feststeht. Die Gemälde sind nicht gerade so schön wie antike Vasenbilder, aber sie haben Inschriften wie sie, und auch der Name des Künstlers oder der Fabrik ist angegeben. Unsere Karren stammten aus Catania. Sie setzten sich kaum in Bewegung, als uns das Staucken und Rütteln jene wehmüthigen Laute auspreßte, welche Dante dolenti note nennt. Zwei Culturzustände miteinander zu verbinden, die durch Jahrtausende so weit getrennt sind, wie ein Salonwagen der Eisenbahn und ein sicilianischer Karren auf dem Feldwege, machte mir kein geringes Vergnügen.

Die Kirche Santa-Trinità di Delia, das Eigenthum des Barons Saporito, wurde in einer Meierei desselben, drei Kilometer von Castelvetrano entfernt, aus einem sie verbergenden Häuserklumpen gleichsam ausgegraben. Als der Architekt Patricolo diesen abbrach, kam zu aller Erstaunen ein Juwel der Architektur ans Licht, eine kleine, vollkommen erhaltene arabisch-byzantinische Kirche des 12. Jahrhunderts. Sie ist ein regelrechtes Viereck aus Kalksteinquadern mit entsprechenden Façaden und einer Kuppel, welche in dem ganz schmucklosen Innenraume auf vier Säulen aus Cipolin und rothem Granit ruht, und über diesen spannen sich arabische Spitzbogen aus. Der Plan ist genau derselbe der beiden Kirchen San-Giovanni degli Eremiti und Martorana in Palermo, und auch der Metropolis in Athen.

Kein anderes Land bietet einen gleich großen Reichthum kunstgeschichtlicher Epochen dar wie Sicilien. Die wechselnde Formenwelt der Griechen, Phönizier, Römer, Byzantiner, Araber, Normannen, Italiener — kann man hier beisammen finden. Eben erst hatten wir dorische Tempel betrachtet, auf denen ein Reflex altägyptischer Kunst liegt, und jetzt zeigte uns eine Kirche den künstlerischen Zu-

Digitized by Google

sammenhang des byzantinischen Orients und des arabischen Aegypten mit Sicilien. Herr Patricolo hat seiner schönen Entdeckung eine Abhandlung gewidmet im „Archivio Storico Siciliano" (Neue Serie, Jahrg. 5), und in demselben „Archiv" wird der Leser noch andere lehrreiche Schriften dieses Baumeisters finden, auch über die Martorana. In Castelvetrano führt er gegenwärtig ein Theater im dorischen Stil auf.

Unsere architektonischen Studien in der Deliakirche wurden plötzlich sehr angenehm unterbrochen, denn Landleute brachten große Körbe herein, mit duftigen Orangen gefüllt, welche man frisch aus dem Garten geholt hatte. Wir fanden die köstliche Frucht so schmackhaft, daß sie dem Namen des Barons Saporito Ehre machte. Als es nach unserer Rückkehr Abend wurde, nahmen wir im Hotel Bixio ein treffliches Mahl ein, wozu der Prinz auch einen ehemaligen deutschen Diplomaten eingeladen hatte, welcher vor wenigen Jahren mein zufälliger Schiffsgefährte zwischen Smyrna und Konstantinopel gewesen und jetzt plötzlich unter den Ruinen Selinunts mir wieder begegnet war. Bei diesem Symposium verschmähten wir alle den feurigen Wein Siciliens und tranken den milden Chianti Toscanas, welcher sich demnach auch auf dieser Insel eingebürgert hat.

Am folgenden Morgen besuchten wir die Steinbrüche Selinunts, die nicht weit von Castelvetrano in der Nähe der Station Campo Bello an der Straße nach Trapani gelegen sind. Diese Latomien kommen denen von Syrakus nicht gleich, und sind nur wie ein Spielwerk im Vergleiche zu den Felsengalerien bei Heluan am Nil, aus denen die Steinblöcke für die Pyramiden gehauen worden sind; allein nirgends in Italien findet sich noch ein anderes Atelier wie dieses hier, wo die Urstoffe für die Tempel Selinunts in der ersten rohen Arbeit des Bruchs und der Ausmeißelung zu Tage liegen. Eine plötzliche Katastrophe hat, vor mehr als 2000 Jahren, diese Arbeiten für die noch zu vollendenden oder für neu geplante Tempel der Götter abgebrochen, und das Material blieb hier verlassen, wie die Marmorblöcke auf dem Tiberemporium in Rom oder die Säulen von Granit in der ägyptischen Wüstenstadt des Mons Claudianus, welche Schweinfurth besucht hat. Jene Katastrophe aber war die Belagerung und Zerstörung Selinunts durch Hannibal.

Dies kunstliebende Dorervolk wurde von den Säbeln der Afrikaner zusammengehauen oder zu Tausenden in die Sklaverei fortgeschleppt, und an einem einzigen Tage versank hier eine ganze herrliche Cultur. Ein ähnliches Schicksal haben in spätern Jahrhunderten Mongolen und Türken den blühenden Griechenstädten in Kleinasien bereitet.

Hittorf hat die Steinbrüche von Campobello zu einem Theil gekannt; vor zwei Jahren fanden Scalea und Patricolo dort noch andere auf. Die italienische Regierung hat sie angekauft, und der Ingenieur Rau, welcher in Selinunt beschäftigt ist, macht davon einen Plan. Die Brüche liegen in weiter Ausdehnung auf einem öden von Palmengestrüpp bedeckten Felde in größern und kleinern Schluchten und Vertiefungen, wo man senkrecht abgehauene Kalktuffwände sieht, und viele Säulenstücke, erst zur Hälfte aus dem Fels gearbeitet oder schon völlig von ihm abgetrennt, sodaß sie nur noch umzuwerfen sind. An manchen Stellen sieht man

Digitized by Google

sogar nur die ersten Kreislinien vertieft, und so die auszuhauende Säule erst angedeutet. Einige Stücke haben bis zu 10 Meter Umfang. Man steht auf grauen Säulentambours, worauf Cactus, wilde Feigen und Oleaster emporgewachsen sind. Da die Brüche zehn Kilometer von Selinunt entfernt liegen, muß der Transport so ungeheurer Blöcke schwierig genug gewesen sein. Auch hier haben wol Tausende von gefangenen Kriegssklaven Frondienste leisten müssen.

Die Bahn geht von Campobello in einer Curve der Küste entlang nach Trapani fort, und deshalb ist die Fahrt auf ihr höchst angenehm. Die Westküsten des Mittelmeeres sind meist zerrissener und daher malerischer als die Ostküsten; nur in Sicilien ist das nicht der Fall; denn hier senkt sich gerade im Westen eine meilenweite Ebene zur Lybischen See hinab, an deren Saum vom Vorgebirge Lilybäum bis zum Drepanum ein Kranz aus dem Meere aufblühender schöner Eilande, die Aegadischen Inseln, sich vom Festlande abgesondert hat. Diese große Ebene mit ihren Gärten, Saatfeldern und Heerden dickwolliger Schafe und rother Rinder scheint unermeßlich reich zu sein. Allein auch hier sind die Ortschaften selten; die Bevölkerung hat sich ans Meer gezogen, wo die Hafenstädte in langen weißen Linien aufgereiht stehen und seit uralten Zeiten den Verkehr der Insel mit Afrika vermitteln.

Wie der Ostrand Siciliens am Jonischen Meere die stärkste hellenische Colonisation aufnehmen mußte, ebenso naturgemäß hat der Westrand die nahen Phönizier von Afrika und später die Saracenen an sich gezogen. Hier gründeten die Karthager bis nach Panormus und Soluntum im Norden hin ihre wichtigsten Emporien und festesten Seeplätze: Lilybäum, Motye, Drepana und Eryx. Hier mußte auch der heftigste Zusammenstoß zwischen den Puniern und Römern stattfinden und die Frage entschieden werden, welche dieser Nationen den Welthandel beherrschen sollte. Auch im Mittelalter wiederholten sich dieselben Verhältnisse der Colonisation Siciliens; denn der semitische Stamm kämpfte nochmals mit Griechen und Lateinern um den Besitz der wichtigsten Insel des Mittelmeeres, welches in alten Zeiten ein phönizischer See gewesen war. Auf eben dieser Westküste landeten im Jahre 827 von Afrika her die Araber bei Mazzara, um sich dann erobernd und colonisirend über das byzantinische Sicilien auszubreiten.

Wegen so vieler geschichtlicher Beziehungen ist die Fahrt nach Trapani in hohem Maße anregend; allein nur im Fluge betrachtete ich diese schönen Gefilde, ihre sanften Strandlinien und die in smaragdnen Lichteffecten strahlenden Meereswelten. So bin ich Mazzara vorbeigefahren, welches sich mit seinem Hafen, der grauen Burg, den Thürmen und Mauern als eine sehr ansehnliche Stadt darstellt. So sah ich nur als flüchtige Erscheinung Marsala, das alte vielumkämpfte Lilybäum, seinen von Schiffen belebten Hafen, die dort den Feuerwein holen, und die im Meeresduft emporragenden Aegadischen Inseln. Die kühne, von einem geradezu fabelhaften Glücke begünstigte Landung Garibaldi's sollte man dort durch einen kolossalen Löwen aus Stein verewigen, welcher im Begriffe ist aus dem Meer aufs Land zu springen.

Trapani zeigt sich mit seinem sichelförmigen Hafen weit in die See hinaus-

Digitized by Google

greifend, neben dem Drepanum, der Nordwestspitze Siciliens. Weiße Salinen und Dünen sind an diesem flachen Strande hingebreitet, welchen Virgil freudenlos (illaetabilis) genannt hat. Auch die zahlreichen Windmühlen erwecken die Vorstellung, daß dies Drepanum sehr stürmisch und zumal dem Mistral ausgesetzt ist. Landwärts ragt über einem langen Aquäduct ein schön geformter, hoher inselartiger Berg, welchen eine graue Stadt krönt: es ist der Eryx, das Ziel unserer Reise.

Jeder weiß aus dem Virgil, daß Drepanum neben Segesta der wichtigste Schauplatz der „Aeneide" ist, und zwar wegen des uralten Cultus der Aphrodite, der göttlichen Mutter des trojanischen Heros. Anchises stirbt in Drepanum; Aeneas bestattet ihn und segelt dann nach Afrika. Der Stammvater Roms bringt die künftige Gebieterin der Welt mit Karthago in Verbindung, und die Punier haben die Schmach der verlassenen Dido einst an den Enkeln des Frevlers in furchtbaren Kriegen zu rächen. Von Afrika kehrt Aeneas nach Drepanum zurück, wo er das Andenken seines Vaters mit Leichenspielen ehrt.

Ein Enthusiast des Virgil wird demnach am Fuße des Eryx mit derselben Andacht umherwandern, wie in Ardea, Lavinium und Albalonga. Nun aber ertappte ich mich auf einer ganz ketzerischen Gleichgültigkeit gegenüber diesem merkwürdigen Local, soweit es nämlich virgilisch ist. Und doch habe ich manche ionische Küsten und Eilande und selbst das sagenhafte Cap der Circe mit fast gläubiger Andacht begrüßt, weil auf ihnen der Zauber der Homerischen Dichtung liegt. Diese Verschiedenheit der Stimmung ist leicht zu erklären. Das Homerische Epos ist alt und urwüchsig; es ist das Zeugniß eines untergegangenen Heroenalters und einer im Dämmer erst beginnender Geschichte emporsteigenden Religion und Cultur. Seine Schauplätze liegen mehr oder minder in einer dem Abendlande entrückten zaubervollen Welt, und sie sind noch heute geheimnißvoll. All dieser Reize entbehrt die Dichtung Virgil's. Sie ist jung und secundär, ein Werk der Schule und Reflexion, oft erkältend als Nachahmung Homer's. Sie ist am hellen Tage des römischen Staates in einer schon philologisch ausgebildeten Literatur entstanden, und so wenig volksthümlich, daß man sie sogar das aristokratische oder dynastische Product des beginnenden Cäsarenthums nennen kann; denn die Spitze der „Aeneide" ist die Verherrlichung der Julier, die vom Aeneas und der Venus abstammen. Freilich hat Virgil die Aeneassage nicht erfunden, welche griechischen Ursprungs ist. Er hat sie mit genialem Instinct aufgegriffen und künstlerisch gestaltet; er hat Troja mit Rom, die Homerische Welt mit der lateinischen verknüpft, ja eine dritte Culturwelt des Alterthums, die semitische Karthagos, in diesen ethnographischen Kreis gezogen, und so das größte Denkmal der römischen Literatur geschaffen, welches zugleich der Abschluß des antiken Epos überhaupt ist. Also möge mir der Schatten des unsterblichen Dichters meine Ketzerei verzeihen.

Von dem Bahnhofe Trapanis führten uns Wagen ohne Verzug nach dem Eryx hinauf. Die Fahrt dauerte wenig mehr als zwei Stunden. Nicht nur die im Zickzack sich an den Felswänden des Berges emporwindende Straße, sondern der Eryx selbst erinnerten mich lebhaft an den Monte-Gargano, das westliche Cap

Digitized by Google

Apuliens. Auf beiden Berggipfeln liegt hoch über dem Meere eine seltsame Stadt mit einem Heiligthum von weitverbreitetem Ruf. Dort pilgerten das Mittelalter hindurch und wallfahrten noch heute die Christen zur Grotte des Erzengels Michael; hier zogen die Gläubigen des Alterthums zum Tempel der Venus Urania. Aus Asien stammen beide Culte.

Der Eryx ist die westlichste Station Europas für den von dort fortwandernden Dienst der Aphrodite-Astarte. Hier stand ihr Tempel, gleich berühmt wie der zu Paphos und Kythera. Nachdem die Karthager die elymeische Stadt Eryx auf der Ostseite des Berges zerstört und ihre Bewohner nach Drepanum verpflanzt hatten, verehrten sie die phönizische Venus oder Astarte, die große Schutzgöttin des Mittelmeeres, in einem Prachttempel auf dem Berge droben, und ihr Cultus wurde dann auch von den Römern fortgesetzt. Die erycinische Göttin war international; die Schiffer von Afrika, von Spanien, Gallien, Italien, Griechenland, alle huldigten ihr, legten Opfer und Weihgeschenke in dem Tempel nieder, und feierten Bacchanale mit den Hierodulen. Tausend üppige Tempeldienerinnen machten hier ihrer Gebieterin Ehre.

Jetzt stehen graue Thürme des Mittelalters und verwitterte hohe Mauern um den Eingang der sonderbaren Stadt, welche sich über der steilen Kante des Felsenberges mit cyklopisch aussehenden Straßen emporzieht. Sie heißt San-Giuliano, und so steckt wenigstens in diesem Namen noch die Erinnerung an das Geschlecht der Julier. Gleich zur Linken liegt der Dom, ein Bau vom Anfange des 14. Jahrhunderts mit crenelirten Zinnen und einem Thurm aus schwärzlichem Stein, und mit einer schönen Vorhalle von Spitzbogen. Neun byzantinische Kreuze sind an der Seitenwand der Kathedrale eingemauert, und eine lateinische Inschrift vom Jahre 1685 sagt, daß diese Kreuze vom Kaiser Konstantin in dem „vaterländischen Venustempel" der ehrwürdigen Muttergottes geweiht gewesen und von dort hierher gebracht worden sind. So hat die Jungfrau Maria die Astarte vom Eryx verdrängt, und der Cultus dieser sich in den Dienst jener verwandelt. Ich sah in der Kirche ein altes heiliges Madonnenbild, und da es die Osterwoche war, hatte man das Grab Christi in einer Kapelle dargestellt und mit reichem Blumenflor geschmückt. So schmückte man im Tempel der Aphrodite einst auch deren altes heiliges Cultusbild, wenn in demselben Lenzmonat April ihre Feste oder der Tod und die Auferstehung des Adonis gefeiert wurden.

Wir gingen links von der Kathedrale fort zu den berühmten Stadtmauern, die sich hier auf der Meeresseite in langen Linien hinziehen und meist noch wohl erhalten sind. Obwol sie im Mittelalter erneuert wurden, erkennt man doch streckenweise noch die cyklopischen Reste grauen Alterthums an ihren gewaltigen Kalksteinblöcken; noch vierzehn viereckige Thürme sind übrig. Herr Salinas, welcher bisweilen die Sommerzeit in der frischen Luft San-Giulianos zubringt, hat diese Mauern untersucht und auf ihnen phönizische Schriftzeichen entdeckt. Er machte mich auf sie aufmerksam, doch mein ungeübtes Auge hatte Mühe, sie als solche wahrzunehmen. Von seiner Entdeckung hat er einen lesenswerthen Bericht veröffentlicht („Le mura fenicie di Erice, Accad. dei Lincei, Notizie degli scavi", April 1883).

Digitized by Google

Auf entsetzlichen Pfaden bergauf und bergab sind wir an diesen ehrwürdigen Mauern fortgeschritten, bis wir durch ein Thor wieder die Stadt betraten. Ihre niedrigen Häuser aus grauem Stein mit wenigen Fenstern, und mit roh aufgemauerten dunkeln Höfen, bieten den Anblick wahrhaft primitiver Zustände dar. Im Grunde wohnen die Menschen hier, wie sie vor Jahrtausenden gewohnt haben. Freilich gibt es auch modern eingerichtete, oft sogar malerische Häuser mit steinernen Freitreppen. Die kleine Eryx-Stadt ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Malerei der seltsamsten Architektur, die man sich vorstellen mag. Sie hat Raum für etwa 4000 Einwohner. Die Männer tragen hier wie auf dem Gargano aus denselben klimatischen Ursachen dunkle Kapuzenmäntel, und die Frauen, welche noch heutigentages, wie in den Zeiten der Aphrodite, mit seltener Schönheit begabt sein sollen, hüllen sich in lange schwarze Schleier. Die Stadt war übrigens auffallend menschenleer. Da immer mehr Einwohner von dem unwirthlichen Berge in die Ebene hinabziehen, ihr Land zu bebauen, so wird mit der Zeit San-Giuliano ganz entvölkert sein, wie andere auf hohen Bergen gelegene Ortschaften Siciliens und Italiens, die der Epheu zugedeckt hat.

Wir traten auf einen Felsenvorsprung am östlichen Ende der Stadt, wo durch alte Untermauerungen eine künstliche Fläche hergestellt und vom Municipium des Orts zu einem kleinen öffentlichen Garten mit Ruhesitzen eingerichtet ist. Von hier blickt man auf das tief unten glänzende Meer, und hat rechts vor sich das mächtige in zwei Gruppen gegliederte Castell des Eryx. Hohe steinerne und stumpfe Thürme bilden den vordern Theil der Burg; dann setzt sich dieselbe noch auf den höhern und äußersten Felsgipfel fort, welchen sie bekrönt. Der Anblick der Thurmkolosse, die sich in dieser Höhe vom blauen Himmel finster abheben, ist ganz unvergleichlich schön. Vom Castell überblickt man ein Meer- und Küstenpanorama, dessen farbenreiche Pracht nicht mit Worten zu sagen ist. Neben jenem von Taormina ist es sicher das großartigste Siciliens.

Die Burg steht auf der Stelle, wo einst der Venustempel lag. Dies Heiligthum war demnach schon in meilenweiter Ferne dem sehnsüchtigen Schiffer sichtbar. Welche Gestalt der Tempel gehabt hat und wann er unterging, melden keine Kunden. Die mittelalterliche Burg hat seine letzten Reste begraben. In dem vordern Theile des Castells hat sich der Marchese Pepoli einige Räume zum Sommeraufenthalt eingerichtet. Seine Familie gehört zu dem bekannten bologneser Geschlecht, von welchem ein Zweig im 16. Jahrhundert nach Trapani übersiedelte. Herr Pepoli führte uns in seine romantische Wohnung, die mit modernem Comfort, mit Gemälden, Antiquitäten und Büchern ausgestattet ist. Sie erschien mir als das interessanteste Heim, welches ein lebensfroher Signor wählen kann, wenn er sich zu zeiten aus der großen Welt in die Einsamkeit zurückziehen will. Auf der geheimnißvollen Stätte des uralten Astartetempels kann er hier, wie Manfred, diese Göttin und die andern Geister versunkener Religionen citiren, wenn der Mond die alten Thürme, die bleichen Mauern der Phönizier, die wilden Felsenufer und das endlose Meer bescheint. Auf allen meinen Reisen habe ich nichts so schauerlich Phantastisches und zugleich so Bezauberndes gesehen wie den Gipfel des Eryx.

Digitized by Google

Durch die lange Wanderung in den steinigen Labyrinthen erschöpft, beschlossen wir den seltenen Tag mit einem Festmahl, welches der Marchese und die erycinische Municipalität ihren Gästen darboten. Auf der reichbesetzten Tafel erregten meine besondere Aufmerksamkeit zwei Osterlämmer aus Confect, von beträchtlicher Größe, die mit bunten Fähnchen und Goldfäden geschmückt und umsponnen waren. In der Osterzeit sieht man solche zierliche Bildwerke der Marzipanplastik in allen Confiturläden Palermos massenhaft ausgestellt. Man verschickt sie weit und breit, auch nach dem Festlande. Ich gestehe freilich, daß sie mehr mein Auge als meinen Gaumen reizten; denn innen sind diese Figuren mit Ricotta angefüllt. Aehnliches Backwerk mögen auch die alten Ericiner an ihren Adonisostern genossen haben.

Trapani sah ich nur beim Schein der Gasflammen. Wir durchwanderten den Hafen und mehrere Straßen, sodaß ich bedauerte, so viel Merkwürdiges nicht am Tage sehen zu können. Wir besuchten auch eine Kunstindustrieschule und fanden in später Stunde die Ateliers mit emsigen Künstlern gefüllt, welche hier in Marmor und Alabaster, in bunten Muscheln und schwarzen Korallen die traditionelle Kunst eifrig fortsetzen, durch welche Trapani seit der Renaissance berühmt geworden ist.

Am folgenden Morgen traten wir unsere Rückreise nach Palermo an, und so verdanke ich der Liebenswürdigkeit meiner ausgezeichneten Gefährten eine der genußreichsten und lehrreichsten Reisen, die ich in diesem schönsten Lande Europas gemacht habe.

---



Digitized by Google

# Die gegenwärtige Stärke und Organisation der französischen Armee.

Von

Julius von Wickede.

Wir leben leider in der Zeit des bewaffneten Friedens. Millionen von Kriegern, die in Wehr und Waffen starren, zählen die Heere unserer europäischen Großmächte, zu fast unerschwinglichen Summen schwellen alljährlich immer höher die Budgets der Kriegsminister an, und statt daß, wie so viele hoffen und harren, eine Minderung dieser wahrhaft riesigen Heeresmassen in nicht zu ferner Zeit in Aussicht stände, müssen wir fast täglich von neuen Verstärkungen der Armeen, vermehrten Rüstungen, steigenden Kriegsetats, verbesserten Kriegswaffen und neu angelegten Festungen und Forts hören. Wahrlich, ein unheilvoller Wetteifer, die stärksten Streitkräfte zu Lande und zu Wasser für den blutigen, alles vernichtenden Kampf schon im Frieden auszurüsten, scheint fast ausnahmslos alle Staaten unsers alten Welttheils jetzt ergriffen zu haben, und mit tiefinnerer Trauer wird und muß jeder Freund der wahren Humanität solch unheilvolles Schauspiel betrachten, das in so schroffem Gegensatz zu den Fortschritten der Civilisation steht, deren unser Zeitalter sich sonst so gern mit fast übervollen Backen zu rühmen liebt. Und dennoch darf jetzt kein einzelner Staat in diesem Streben nach den stärksten und am besten kriegstüchtig ausgerüsteten und ausgebildeten Heeren zurückbleiben, solange er noch auf Selbständigkeit Anspruch machen und das Selbstgefühl, daß seine Stimme von Gewicht und Geltung bei der Berathung und Ordnung der allgemeinen politischen Verhältnisse sein wird, bewahren will. „Ultima ratio regum“ ließ Friedrich der Große auf seine Kanonen gießen; wahrlich, wenn man das Wort „regum“ durch „populorum“ ersetzt, hat dieser Sinnspruch auch jetzt noch seine volle Geltung.

Unter den Staaten Europas, die durch immer fortgesetzte Rüstungen unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und leider zwingen, solch bösem Beispiel mit zu folgen, ist außer Rußland unbedingt Frankreich der bedeutendste und besonders für uns Deutsche auch gefährlichste. Keine andere Nation der Welt hat im Laufe unsers Jahrhunderts so viele und verschiedene blutige Kriege fast in allen Welttheilen geführt, wie gerade die Franzosen; keine ist von einer so unruhigen, beständig im Volke gärenden Kampf- und Eroberungslust erfüllt wie

Digitized by Google

unsere sonst so begabten und in vieler Hinsicht überaus tüchtigen Nachbarn jenseit der Vogesen. Gerade diese stete französische Kriegslust zwingt uns ruhige, friedliebende Deutsche unausgesetzt zu solcher Wachsamkeit und fortdauernder Kriegsbereitschaft. Seit Ludwig XIV. schmachvollen Andenkens bis auf den letzten Riesenkampf von 1870—71 ist es eine nur zu lange Reihe der blutigsten Kriege, die uns Bewohnern Germaniens von den Franzosen oft auf die wirklich frivolste und verabscheuungswürdigste Weise aufgedrängt wurden. Und auch jetzt nach der zwar strengen, aber ebenso gerechten Buße, die wir Frankreich für seine vollständig recht- und ruchlose Kriegserkärung im Sommer 1870 auferlegten, nachdem wir mit dem Blute von Hunderttausenden tapferer deutscher Krieger nach langem Ringen und Kämpfen uns endlich den vollständigen Sieg erzwangen, scheinen die Franzosen aufs neue von einer Kriegslust gegen Deutschland ergriffen zu sein, die bei uns allen die größte Entrüstung erregen muß. Wird doch die französische, ohnehin schon numerisch so starke Landarmee und Flotte fast alljährlich immer mehr vergrößert und scheinen besonders seit den letzten Monaten der Kriegs- wie der Marineminister in Paris förmlich einen Wettstreit miteinander beginnen zu wollen, wer die höchsten Forderungen für sein Budget zu stellen und die übermäßigsten Pläne für die Vermehrung der unter ihm stehenden Streitkraft den Kammern vorzulegen vermöge. Und wozu bedarf Frankreich jetzt noch diese fortgesetzten Rüstungen seines Heeres und seiner Kriegsflotte? dürfen wir mit vollem Rechte fragen. Ist doch die Flotte unter der Tricolorflagge nächst der englischen weitaus die stärkste und bestausgerüstete der ganzen Welt, und das Heer unter der gleichen Fahne zählt auf vollem Kriegsfuß fast an 1½ Mill. Soldaten. Sollte solche Stärke aber nicht vollständig genügen, um den Franzosen einen stolzen Platz in der Reihe der europäischen Völker zu sichern?! Daß Frankreich nach seiner gänzlichen Niederlage im letzten Kriege, die besonders auch seine Landmacht vollständig zerrüttete, mit vollem Eifer und rücksichtsloser Aufopferung von Geld dahin strebte, sich in möglichst kurzer Frist nicht allein ein kriegstüchtiges, sondern auch numerisch starkes Heer wieder zu schaffen, war vollständig gerechtfertigt. Ist doch, wie wir schon anführten, für jeden Großstaat in unserm Welttheil eine starke Flotte und Armee ein ganz unbedingtes Erforderniß, wenn er auf Beachtung, ja selbst nur auf Selbständigkeit den mindesten Anspruch erheben will. So darf man diesem Patriotismus der Franzosen, mit welchem sie, ohne ängstliche Rücksicht auf die ungeheuern dadurch entstehenden Kosten zu nehmen, sich im Laufe weniger Jahre wieder eine in jeder Hinsicht tüchtige und Achtung gebietende Flotte und Landmacht zu schaffen verstanden, die höchste Anerkennung nicht versagen. Aber jetzt, wo dies Ziel vollständig erreicht ist und Frankreich wieder eine Kriegsmacht auf dem Meere wie auf dem Lande besitzt, die eines Großstaates ersten Ranges in jeder Hinsicht würdig ist, sollte man doch endlich einmal mit diesen unausgesetzten Rüstungen aufhören und den übermäßigen Anforderungen des Kriegs- wie Marineministers ein entschiedenes Veto entgegensetzen. Gegen welch andern Staat rüsten die Franzosen fort und fort, wenn es nicht gegen Deutschland ist? Außer dem meerumfluteten England befindet sich Frankreich in der glücklichen Lage, unter allen europäischen Großstaaten die besten natürlichen Grenzen zu seiner Vertheidigung zu besitzen, während



Digitized by Google

wieder umgekehrt Deutschland leider die ungünstigsten besitzt. Die drei Gebirge der Pyrenäen, Alpen und Vogesen trennen Frankreich größtentheils an seinen Grenzen von Spanien, Italien und Deutschland, und eine lange Reihe geschickt angelegter und vorzüglich ausgerüsteter Festungen, Forts, Schanzen und Festungsthürme von Stein wie Eisen füllen alle Lücken in diesen natürlichen Wällen sehr geschickt aus und vermehren die Defensivkraft des Landes im höchsten Grade. Haben wir Deutschen doch im Kriege von 1870—71 nur zu sehr erfahren müssen, welche Stärke Frankreich in seiner Defensive besitzt und welche ungeheuern Opfer an Gut und Blut es uns trotz der unausgesetzten Reihe der glänzendsten Siege unserer tapfern Truppen gekostet hat, bis wir endlich in das Herz des Landes eindringen und bis unsere Kanonen das übermüthige Paris zur vollständigen Ergebung zwingen konnten. Und wenn auch jetzt durch den Verlust von Metz und Straßburg, die glücklicherweise endlich wieder in deutschen Besitz zurückgekommen sind, die französische Defensivkraft ein paar sehr empfindliche Lücken erlitten hat, so sind diese doch durch eine Reihe großartiger neuer Befestigungsanlagen, welche seit 1872 an den Ostgrenzen entstanden, möglichst wieder ersetzt worden. Wenn aber Frankreich nunmehr eine sehr starke Defensivkraft besitzt: wozu diese unausgesetzten, oft wirklich mit krampfhaftem Eifer jetzt betriebenen Verstärkungen der Flotte und Armee, wenn man nicht die Absicht hegt, bei der nächsten günstigen Gelegenheit einen Offensivkrieg — und zwar nur zu wahrscheinlich abermals gegen Deutschland — zu beginnen? Welcher fremde Staat sollte auch wol daran denken, Frankreich ohne Grund und Ursache mit einem Eroberungskriege zu bedrohen? Das durch und durch zerrüttete Spanien doch wahrlich nicht, und ebenso wenig Italien, das mit ungeheuern Opfern soeben erst seine Einheit vollendete, in seinem Innern noch mit zahllosen Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hat und alles andere mehr wünschen kann, als in Frankreich Eroberungen zu machen und sich durch französisches Gebiet zu vergrößern. Die Friedensliebe Deutschlands aber ist zu bekannt, als daß man nicht auch in Frankreich selbst davon überzeugt sein sollte. Als wir 1871 nach einer fast beispiellosen Reihe glänzender Siege in dem uns auf die frivolste Weise aufgezwungenen Kriege die vollständigen Besieger der Franzosen geworden waren, nahmen wir nur unser früheres deutsches Gebiet wieder zurück, suchten unsere Grenzen durch den Erwerb von Metz möglichst zu sichern, ließen uns eine angemessene Entschädigung für unsere angewandten großen Kosten und erlittenen Verluste bezahlen und zogen dann sobald als möglich unsere Truppen aus dem Lande der Franzosen zurück, diesen ihre Selbständigkeit wiedergebend und sie ihrem eigenen Schicksal überlassend. Welcher irgendwie vernünftige Deutsche sollte auch wol nach Eroberungen in Frankreich lüstern sein! Wahrlich, wenn die Franzosen uns nur in Ruhe lassen, so können sie vor jeder Störung ihres Friedens von uns Deutschen vollständig sicher sein und brauchen aus Furcht vor unsern Angriffen nicht ihr ohnehin schon übergroßes Kriegsbudget alljährlich noch mehr zu steigern; hieran wird niemand, der die Verhältnisse wirklich kennt, nur im mindesten zweifeln können.

Daß die Franzosen sich aber durch ihr stetes Kriegsgeschrei und ihre fort und fort gesteigerten Kriegsrüstungen selbst am meisten schädigen, ist selbstverständlich.

Digitized by Google

Frankreich ist noch immer ein sehr wohlhabendes, von einer fleißigen und wirthschaftlichen Bevölkerung bewohntes Land; aber sein Wohlstand ist in den letzten Decennien in einem entschiedenen, sehr bedeutenden Rückschritt begriffen: das ist eine ganz unleugbare Thatsache. Zu dieser Verringerung der nationalökonomischen Verhältnisse tragen aber die steten Kriegsrüstungen und fortwährenden Vermehrungen des Heeres und der Flotte unbedingt das meiste mit bei. In runden Ziffern angegeben, beträgt die durchschnittliche Einnahme des Jahresbudgets der französischen Republik 4000,990000 Frs. Davon gebraucht der Kriegsminister aber jetzt schon alljährlich 700 Mill. Frs. und der Marineminister 290 Mill. Frs., während das Budget des Cultusministers nur die hiergegen höchst bescheidene Summe von 152 Mill. Frs. aufweist. Sollten die Kammern aber wirklich die neuesten Forderungen des jetzigen Kriegsministers Boulanger, der von einer ungemeinen Kriegslust und Eitelkeit besessen scheint, genehmigen, so wird sich dessen Budget schon im Frieden um jährlich 70—80 Mill. Frs. wiederum steigern, während der neue Marineminister auch schon mit einer erneuten, womöglich noch größern Forderung für die Vermehrung und Reorganisation der Kriegsflotte im Hintergrunde steht. Wohin aber soll solch unsinniges Treiben zuletzt anders führen als zu dem gänzlichen finanziellen Bankrott Frankreichs?

Für uns ruhige, friedliebende Bewohner Deutschlands bringt diese stete Kriegslust und ständige Vergrößerung der Streitmacht unserer westlichen Nachbarn ebenfalls manche entschiedene Unannehmlichkeiten und schwere Lasten. Wenn Frankreich fort und fort rüstet, so darf auch Deutschland ganz unzweifelhaft nicht ungerüstet bleiben, und es erwächst dadurch die dringende Pflicht der Selbsterhaltung, auch unsererseits für unser Heer und unsere Flotte alljährlich sehr bedeutende Summen zu verausgaben, die wir wenigstens theilweise ungleich besser und nützlicher für Werke der Friedens und der Humanität verwenden könnten. Auch das Vertrauen im Handel und Verkehr und die Stetigkeit aller Zustände wird nicht wenig dadurch erschüttert, wenn wir unausgesetzt auf unserer Hut vor einem Kriege der gewaltigsten Art sein und jeden Tag befürchten müssen, daß uns ohne Grund und Ursache eine Kriegserklärung aus Paris zugesandt wird. Abgesehen von diesen, gewiß nicht gering anzuschlagenden Uebelständen, brauchen wir uns sonst vor allen diesen französischen Kriegsrüstungen und Kriegsdrohungen nicht im allermindesten zu fürchten, sondern können im Gefühl unserer Sicherheit und Stärke diese steten Rodomontaden aus Paris belächeln und die Resultate aller Vergrößerungen der französischen Armee ruhig abwarten. Mag auch jeder Kriegsminister in Paris — und in dem letzten Decennium allein haben ungefähr ein Dutzend verschiedene Generale diesen äußerlich so glänzenden Posten eingenommen — sofort beim Beginn seines Amtes mit einer gänzlich veränderten Organisation hervortreten und mit wahrhaft krampfhaftem Eifer sich bestreben, alle Gesetze umzuändern und das wieder zu zerstören, was sein Vorgänger vielleicht soeben erst mit großer Mühe und mit nicht geringen finanziellen Opfern des Landes errichtet hat: ein besseres, kriegstüchtigeres Heer, als Deutschland zu seinem Ruhm und Segen unter der gemeinsamen schwarz-weiß-rothen Fahne sich endlich gegründet hat, schaffen sich die Franzosen durch alle ihre Organisationen und Reorganisationen

Digitized by Google

nun und nimmermehr: dessen dürfen wir sicher sein. Im Gegentheil, alle diese steten Aenderungen, Abänderungen und Umänderungen in den Dienst- wie Exercirreglements, in der Disciplin, den Avancementsverhältnissen, Bewaffnungen, Uniformirungen der Friedens- wie Kriegsstärke u. s. w., wie die französische Armee solche seit 1872 fast unausgesetzt erdulden mußte, schwächen sogar die Ruhe und Festigkeit aller Truppen im höchsten Grade und verringern dadurch, trotz aller sogenannten Verbesserungen, deren wirkliche Kriegstüchtigkeit nicht wenig. Was aber die numerische Stärke des Heeres anbetrifft, so kann und wird, wenn es die Nothwendigkeit gebieterisch verlangt, das vereinte Deutschland noch immer eine stärkere Landarmee in das Feld marschiren lassen, als Frankreich dies jemals, selbst bei der allergrößten Anstrengung vermag. Das Kaiserreich Deutschland zählt jetzt gegen 49 Mill., die Republik Frankreich aber nur 37 Mill. Einwohner: dies ist ein numerischer Unterschied in der Leistungsfähigkeit eines Landes für die Ergänzung des Heeres, der durch nichts ersetzt werden kann. So mögen die Franzosen zum größten Schaden ihrer eigenen Finanzen fort und fort rüsten und ihre Armee und Flotte bis in das Ungemessene vermehren: Furcht werden und können sie uns Deutschen nun und nimmermehr dadurch einjagen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß diese französischen Rüstungen auch uns zu großen Ausgaben zwingen.

Nach diesen mehr allgemeinen Betrachtungen wollen wir nun zu den Einzelheiten der französischen Armee übergehen, und zwar zuerst die numerische Stärke der verschiedenen Waffengattungen angeben. Es sind ganz bedeutende Zahlen, mit denen man hier rechnen muß, und sie zeigen mehr als Worte, wie ansehnlich die Landmacht der französischen Republik schon geworden ist, selbst wenn die neuen Reorganisationspläne des jetzigen Kriegsministers Boulanger niemals zur Ausführung gelangen sollten.

Wie in jedem Heere der Neuzeit, bildet auch im französischen die Infanterie die Hauptwaffe. Sie ist nicht allein die numerisch stärkste, sondern wird trotz aller Vervollkommnungen und Vermehrungen, welche die Artillerie besonders in den letzten Decennien erfahren hat, immer die letzte und wichtigste Entscheidung der Schlachten herbeiführen; dies haben die gewaltigen Kämpfe der Jahre 1866 und 1870—71 so recht überzeugend gezeigt. Wie Friedrich der Große dem preußisch-deutschen Heere seinen Grundcharakter verlieh, den es trotz aller Reformen der Neuzeit im wesentlichen noch bis auf unsere Gegenwart behalten hat, so Napoleon I. dem französischen. Selbst bei uns in Deutschland hat man mit vollem Rechte sehr viele Einrichtungen Napoleon's I., dieses großen Schlachtenmeisters, als ganz vorzüglich erkannt und, soweit es die Verschiedenheit in der Nationalität der Franzosen und Deutschen gestattet, möglichst nachzuahmen versucht. So hat in mancher Hinsicht die französische Infanterie, besonders in der Anwendung des Tiraillirens, der Verwendung im zerstreuten Dorfgefecht, der subjectiven Ausbildung der einzelnen Soldaten, den Deutschen ganz entschieden mit als Vorbild gedient und wir haben vieles von ihr gelernt. Und daß wir das Erlernte trefflich zu benutzen und geschickt anzuwenden verstanden, zeigten die Kämpfe des Krieges von 1870—71. Auf der andern Seite haben, durch böse Erfahrungen belehrt,

Digitized by Google

die Franzosen seit dem letzten Kriege wieder manches von der deutschen Infanterie angenommen, was noch von Friedrich dem Großen her bei der preußischen fest eingebürgert war und von dieser aus auf alle unsere andern deutschen Heerestheile zu deren größtem Nutzen überging. Hierzu gehört vor allem das Feste, Geschlossene, Stramme, besonders im Marschiren und allen größern geschlossenen taktischen Bewegungen, und dann auch das nicht allein schnelle, sondern auch sichere Schießen und richtige Treffen, worin das französische Fußvolk so weit hinter dem deutschen zurückstehen mußte. So exercirt und manövrirt die französische Infanterie jetzt ungleich fester und sicherer als früher und hat seit 1871 in ihrer taktischen Ausbildung ganz ungemeine Fortschritte gemacht; hierin sind alle competenten Beurtheiler, die den Manövern der französischen Truppen vor 1870 und auch jetzt wieder beiwohnten, vollständig einig.

Die französische Infanterie in ihrer jetzigen Organisation und Stärke zählt nun in der Feld- oder activen Armee:

I. 144 Regimenter Linieninfanterie. Auf dem Friedensfuße soll jedes Regiment enthalten: 4 Bataillone und 2 Depotcompagnien, mit zusammen 73 Offizieren, 380 Unteroffizieren und 1188 Soldaten im Gliede. Die gesammte Linieninfanterie würde demnach eine Stärke von 576 Bataillonen mit 2304 Feld- und 288 Depotcompagnien mit 238000 Mann Stärke besitzen.

II. 30 Bataillone Chasseurs à pied oder Jäger; eine Neuerung, welche die Franzosen zuerst 1836 von den Deutschen nachahmten und bei sich einführten. Von dem Orte ihrer Einrichtung hießen diese Jäger zuerst Chasseurs de Vincennes oder auch von ihrem Errichter, dem Herzog von Orléans, Chasseurs d'Orléans, und wurde deren Zahl von ursprünglich 4 Bataillonen allmählich auf 30 vermehrt. Die Formation und Stärke dieser Chasseurs, welche ausgesucht tüchtige und gewandte Rekruten, besonders auch aus den Gebirgsdistricten Frankreichs erhalten, umfaßt 120 Feld- und 30 Depotcompagnien mit einem Friedensbestande von 18000 Mann. Nach dem neuesten Plane des Generals Boulanger sollen alle diese Chasseursbataillone aufgelöst und in Linieninfanterie verwandelt werden, da die neuere Taktik und die verbesserten Schußwaffen verlangten, daß sämmtliche Infanterie gleich gewandt tiraillire und sicher schieße und daher ein Unterschied zwischen Chasseurs und Linieninfanterie aufhören müsse. Erheben sich doch auch bei uns in Deutschland neuerdings viele militärische Stimmen, welche verlangen, daß die Jägerbataillone sämmtlich in Linienbataillone verwandelt würden, da sie bei der jetzigen Ausbildung der Infanterie keinen besondern Nutzen mehr gewährten.

III. 4 Zuavenregimenter in Algerien, in der Friedensstärke von 64 Feld- und 8 Depotcompagnien mit 10400 Mann. Diese vom General Lamoricière errichteten Zuaven bestehen aus gewandten Soldaten, die sich nach sechsmonatlicher Dienstzeit freiwillig aus der Linie in diese Truppe versetzen lassen. Ursprünglich waren diese Zuaven, deren Stärke anfänglich nur 1 Regiment betrug, ausschließlich für den Krieg in Algerien bestimmt; doch wurden sie schon 1853—54 in der Krim, 1859 in Italien, später in Mexico und auch im Kriege von 1870—71 verwendet und kämpften stets mit großer Auszeichnung, da sie unter ihren Offizieren wie Mannschaften viel vorzügliches Material für den Dienst im Felde enthalten.

Digitized by Google

IV. 3 Regimenter Turcos mit 48 Feld- und 3 Depotcompagnien in einer Friedensstärke von 8200 Mann. Diese Turcos, deren Offiziere fast durchgehends aus Franzosen, die Soldaten aber aus Negern bestehen, sind ursprünglich nur für den Dienst in Algerien bestimmt, kämpften jedoch 1859 in Italien und 1870—71 in Frankreich mit vielfacher Tüchtigkeit, wenn sie freilich auch dem Ruf der Unüberwindlichkeit, der ihnen häufig vorausgegangen war, in keiner Hinsicht entsprachen. Außerdem sind noch eine Fremdenlegion, leider größtentheils aus deutschen Deserteuren bestehend, die von französischen Offizieren commandirt werden, von circa 2000 Mann Stärke, und 3 Disciplinarbataillone oder leichte afrikanische Infanterie vorhanden.

Wird diese gesammte Infanterie der Feldarmee auf volle Kriegsstärke gebracht, so soll sie dem Etat nach enthalten: 468 Feldbataillone mit 468000 Mann, 146 Depotbataillone in den Festungen mit 156000 Mann, 30 Bataillone und 30 Depotcompagnien der Chasseurs mit zusammen 37500 Mann; insgesammt also eine Stärke von 817000 Mann.

Man dürfte wol annehmen, daß eine Linieninfanterie von in runder Zahl 800000 Mann dem Bedürfnisse Frankreichs in jeder Hinsicht vollständig genügen würde und ihre Vermehrung daher wahrlich nicht nothwendig wäre; allein der Ehrgeiz und die Eroberungslust des Kriegsministers Boulanger scheint anderer Ansicht zu sein. Diese Stärke genügt ihm nicht mehr, und er hat jetzt einen neuen Organisationsplan ausarbeiten lassen, der den Kammern zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden soll.

Der Kriegsminister Boulanger wünscht, statt wie bisher 144 Regimenter Linieninfanterie, fortan 194 Regimenter dieser Truppe, in denen dann aber die jetzigen 30 Bataillone Chasseurs à pied, die aufgehoben werden sollen, mit aufgehen. Jedes Regiment soll 3 Feld- und 1 Depotbataillon enthalten, ebenso wie dies bei uns in Deutschland der Fall ist. Außer dieser zunächst für den Krieg in Europa bestimmten Infanterie soll noch eine besondere Infanterie für den Dienst in den Kolonien organisirt werden, welche ausschließlich aus sich dazu meldenden Freiwilligen, die dann einen höhern Sold beziehen, gebildet wird. Diese Colonialtruppen sollen nach dem Boulanger'schen Plane enthalten: 6 Regimenter Zuaven zu 3 Feldbataillonen, 4 Regimenter Tirailleurs d'Afrique zu 4 Bataillonen, 2 Regimenter Fremdenlegion zu 4 Bataillonen, 4 Bataillone leichter Infanterie und 4 Disciplinarcompagnien, sämmtlich für Algerien bestimmt; für die übrigen Colonien 4 Regimenter Colonialinfanterie mit 36 Bataillonen, 6 Regimenter eingeborene Tirailleurs vom Senegal, Tongking und den übrigen Colonien.

Man sieht, es ist allein an Infanterie schon eine sehr bedeutende Verstärkung des Heeres, welche der General Boulanger verlangt.

Die Cavalerie der französischen Armee enthält in der Linie: 12 Regimenter Kürassiere, die sehr schwer bewaffnet und beritten sind und im letzten Kriege wiederholt Beweise des größten Heldenmuthes gaben, ohne jedoch bei ihren Angriffen auf Infanterie irgendwie bedeutende Erfolge erreicht zu haben. Gehört doch auch bei den jetzigen verbesserten Schußwaffen ein erfolgreicher Angriff der Reiterei auf geschlossene Infanterie überhaupt zu den Unmöglichkeiten. Ferner enthält die

Digitized by Google

französische Cavalerie 26 Dragoner-, 20 Chasseurs-, 12 Zuaven- und 4 Regimenter Chasseurs d'Afrique, welche im letzten Kriege sämmtlich gegen Deutschland fochten und sich im allgemeinen sehr bewährten, und 3 Regimenter Spahis. Letztere sind gleich den Turcos eigentlich nur für den Dienst in Algerien bestimmt, enthalten viele Türken und Araber unter ihrer Mannschaft, kämpften aber im letzten Kriege ebenfalls mit gegen uns, ohne sich jedoch besonders hervorzuthun. Die Gesammtstärke dieser Cavalerie hat 308 Feld- und 84 Depotschwadronen mit 68000 Mann und 61600 Pferden. Die Cavalerie ist sehr gut bewaffnet und ebenfalls gut, theils mit französischen, theils mit afrikanischen Pferden beritten und steht in dieser Hinsicht der deutschen gar nicht nach, wie sich denn überhaupt die Pferdezucht in Frankreich, welche seit 1852 sehr große Fortschritte gemacht hat, mit der in Deutschland in jeder Hinsicht messen kann, was früher entschieden nicht der Fall war. Dem General Boulanger genügt aber diese ohnehin schon so beträchtliche Stärke der französischen Cavalerie nicht mehr. Nach seinem neuesten Organisationsplan soll dieselbe enthalten: 12 Regimenter Kürassiere, 30 Regimenter Dragoner, 22 Regimenter Chasseurs, 14 Regimenter Husaren, alle für Frankreich, und 6 Regimenter Chasseurs d'Afrique und 4 Regimenter Spahis, für Algerien und die übrigen Colonien bestimmt, was einen Zuwachs von 11 Regimentern bedeuten würde.

Die Artillerie galt stets mit als die angesehenste und tüchtigste Waffengattung der französischen Armee, und man erkennt auch hierin wie in manchen andern Einrichtungen recht bezeichnend, daß ihr Hauptschöpfer, Napoleon I., ursprünglich ein einfacher Artillerielieutenant gewesen war. Auch in dem letzten Kriege hat sich die französische Artillerie bei mehr als einer Gelegenheit rühmlichst ausgezeichnet und uns den Sieg wiederholt äußerst schwer gemacht.

Nach ihrer jetzigen Organisation besteht die französische Artillerie der Feldarmee aus 19 Regimentern Divisions- und 19 Regimentern Kriegsartillerie mit einem Friedensetat von 437 bespannten Batterien und 278000 Soldaten.

Ferner enthält die Artillerie 2 Pontonnierregimenter, welche in Frankreich eigenthümlicherweise zu dieser Waffengattung gerechnet werden, mit 3000 Mann Friedensstärke. Der General Boulanger will auch noch diese Waffengattung durch 4 Bataillone afrikanischer Artillerie und 1 Regiment Colonialartillerie vermehren.

Die Genietruppen der französischen Feldarmee bestehen bisjetzt aus 4 Regimentern Sappeurs-Mineurs zu einer Friedensstärke von 11000 Mann, die eine in jeder Hinsicht vorzügliche Truppe bilden, welche auch im letzten Kriege wieder sich besonders bei der Vertheidigung der zahlreichen französischen Festungen im höchsten Grade ausgezeichnet hat.

Nach dem Plane des Generals Boulanger soll die französische Armee in Zukunft enthalten: 12 Genieregimenter zu je 3 Bataillonen, 1 Eisenbahnregiment zu je 2 Bataillonen für den Dienst in Frankreich selbst und 1 Genieregiment zu 4 Bataillonen für den Dienst in den Colonien. Es ist also gerade für diese wichtige Waffengattung eine ungemein bedeutende Verstärkung in Aussicht genommen.

Der Train, der gut organisirt ist, besteht aus 20 Bataillonen im Frieden.

Digitized by Google

Recapituliren wir nun noch ganz kurz, so ergibt sich, daß die jetzige Feldarmee Frankreichs, welche für die Offensive bestimmt ist, in ihrer vollen Kriegsstärke enthalten soll: 468 Feldbataillone mit 468000 Mann, die sogleich für den ersten Ausmarsch bestimmt und in 8—14 Tagen vollständig mobilisirt werden sollen, 146 Depotbataillone zur Ausbildung der Ersatzmannschaften dieser Feldbataillone, mit einer etatsmäßigen Stärke von 156000 Mann, 30 Bataillone Chasseurs mit 30000 Mann, 30 Depotcompagnien der Chasseurs mit 7500 Mann; ferner 392 Schwadronen Reiterei, 312 Feldbatterien, 57 reitende Batterien, 76 Depotbatterien, 26 Bataillone Genietruppen, 5000 Mann Pontonniere. Diese Feldarmee soll nach dem jetzigen System, mit Einschluß ihrer Depots und der für die Colonien bestimmten Truppen, eine Kriegsstärke von zusammen 1,031300 Mann besitzen. Nach dem Plane Boulanger's soll diese Stärke noch um circa 80000 Mann vermehrt werden, und es würden dann 582 Bataillone Infanterie der Feldarmee vorhanden sein, während unsere deutsche Armee nur 503 Bataillone Infanterie von gleicher Stärke für den Ausmarsch besitzt. Auch die französische Artillerie würde demnächst stärker als die deutsche sein, wogegen auch nach der beabsichtigten neuen Organisation die deutsche Reiterei um 25 Schwadronen stärker als die französische bleiben wird.

Außer dieser Linienarmee besitzt Frankreich nach seiner jetzigen Organisation auch noch eine sogenannte „Territorialarmee". Die Truppen dieser Territorialarmee, deren Organisation im wesentlichen der unserer deutschen Landwehr nachgeahmt wurde, sind nur für den Dienst im Innern des Landes bestimmt, wenn ein Feind abermals es wagen sollte, den geheiligten Boden Frankreichs zu betreten. Diese Territorialarmee, von welcher im Frieden nur die Stäbe vorhanden sind, ebenso wie dies bei unserer Landwehr der Fall ist, wird aus den Soldaten, die ihre Dienstzeit in der Linie bereits beendet haben, oder auch aus solchen, die sogleich wegen geringer körperlicher Fehler vom Liniendienst ausgeschlossen und der Territorialarmee zugewiesen wurden, gebildet. Die jüngern Offiziere dieser Truppen sind entweder frühere Einjährig-Freiwillige, während die höhern Befehlshaberstellen mit pensionirten Offizieren besetzt werden, ganz wie dies auch bei uns geschieht. Dem Plane nach soll diese Territorialarmee nun enthalten: 145 Regimenter Infanterie mit 435000 Mann, 9 Bataillone Zuaven mit 9000 Mann, 5 Bataillone Chasseurs mit 5000 Mann, 79 Schwadronen Cavalerie mit 11800 Mann, 38 Batterien Feldartillerie, 19000 Mann Genietruppen, besonders zum Dienst in den zahlreichen Festungen bestimmt. Die Gesammtstärke dieser Territorialtruppen ist auf dem Papier mit 535000 Mann berechnet, dürfte aber in Wirklichkeit schwerlich jemals diese Stärke erreichen. Besonders an irgendwie brauchbaren Offizieren würde diese sogenannte „Territorialarmee" stets den empfindlichsten Mangel leiden und ihre Brauchbarkeit für den Krieg dadurch wesentlich verringert werden. Ist doch bei uns in Deutschland das Gleiche der Fall und war es bei der großen Mobilmachung 1870—71 äußerst schwer, ja theilweise sogar unmöglich, den mobilisirten Landwehrtruppen die nöthige Zahl von halbwegs kriegstüchtigen Offizieren zuzuweisen. Man mußte aus Mangel an geeigneten

Digitized by Google

Offizieren die Lieutenantsstellen häufig mit jungen militärisch ganz unerfahrenen Männern besetzen, zu den höhern Stellen aber schon zu alte, körperlich schwache und oft 15—20 Jahre jedem militärischen Berufe vollständig entfremdete, pensionirte Offiziere verwenden. Selbst bei dem besten Willen und dem glühendsten Patriotismus genügte die Körperkraft dieser Männer nicht mehr für den harten, beschwerlichen Dienst im Felde, und sie erkrankten oft schon nach einigen Wochen, ja selbst Tagen und füllten die Hospitäler. Und ein gleiches oder womöglich noch ungünstigeres Verhältniß fand nur zu häufig bei den ältern, verheiratheten Familienvätern, besonders des Mittelstandes, statt, die man aus ihrer bürgerlichen Behaglichkeit herausgerissen, in die Uniform gesteckt und als Unteroffiziere oder Soldaten der Landwehr dann ohne weiteres in das Feld gesandt hatte. Nach ein bis zwei angestrengten Märschen waren nur zu viele dieser Landwehrsoldaten marode und ein bis zwei kalte Bivuaknächte im Unwetter brachten eine verhältnißmäßig ungleich größere Zahl von ihnen sofort in die Lazarethe, als dies bei den jugendlich kräftigern, widerstandsfähigern oder auch durch längere Gewöhnung abgehärteten Soldaten der Linienarmee der Fall war. Begeisterung und Patriotismus der Soldaten sind eine gar schöne Sache, und ein Heer, welches solche nicht besitzt, wird schwerlich jemals bedeutende Erfolge zu erreichen im Stande sein; aber körperliche Abhärtung und Gewöhnung an die vielen, nun einmal ganz unvermeidlichen Beschwerden und Strapazen aller Art des Soldatenstandes, besonders gar im Kriege, werden niemals dadurch ersetzt, und wo diese fehlen, pflegt alle ideale Begeisterung nur zu bald zu erlahmen. Leistete aus diesem Grunde im allgemeinen die deutsche Landwehr 1870—71 verhältnißmäßig ungleich weniger als die Linie und hatte dabei, obgleich man sie vernünftigerweise, soviel als nur irgendwie die Umstände gestatteten, möglichst zu schonen suchte, ungleich mehr Kranke als letztere, so glauben wir auch der französischen Territorialarmee ein unbedingt noch ungünstigeres Prognostikon hinsichtlich ihrer wirklichen Kriegstüchtigkeit stellen zu können, wenn sie solche wirklich in einem ernstlichen Kriege erproben sollte.

Im Kriege 1870—71 leisteten alle diese Bataillone der mobilisirten Nationalgarde, Francs-Tireurs, Volontärbataillone, Rachecorps, und welche oft wirklich lächerlich-gruselige Namen sie noch weiter erhielten, trotz aller Reclamen und der schwülstigsten Fanfaronnaden in den Volksversammlungen und Zeitungen nicht die Hälfte der wirklichen Dienste der alten Linientruppen, ja waren theilweise sogar vollständig unbrauchbar für den wirklichen Krieg, raubten den guten Linientruppen nur die nöthige Munition und Verpflegung und füllten unnütz die Hospitäler.

Wenn wir daher die Bedeutung der sogenannten französischen „Territorialarmee" für den wirklichen Krieg nicht allzu hoch anschlagen, so kann sie doch immerhin beim Ausbruche eines solchen manche andere nützliche Dienste leisten. Als Besatzungen in den großen Städten und Festungen, bei dem Transport von Lebensmitteln, Bewachung von Gefangenen, kurz bei den mannichfachen derartigen Commandos, wie solche jeder größere Krieg in Menge bringt, können auch die Bataillone und Schwadronen der Territorialarmee immerhin die besten Dienste leisten und es ermöglichen, daß alle Linientruppen in die erste Kampflinie gesandt werden.

Digitized by Google

Rechnet man nun die Stärke der Linien- und Territorialarmee zusammen, so ergibt sich, daß die französische Armee nach ihrer jetzigen Organisation die ungeheuere Zahl von 1,780000 Mann Truppen aller Art inclusive der Handwerker in den Arsenalen, der Sanitätstruppen u. s. w. besitzen soll. Wenn auch freilich, wie schon angeführt, ein hoher Procentsatz von dieser Stärke nur auf dem Papiere steht und in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, so bleibt doch immer eine so imposante Macht zurück, daß Frankreich vor jedem unberechtigten Angriffe friedfertig gesinnter Nachbarn vollständig sicher sein kann. Diese so bedeutende französische Landmacht soll dem jetzigen Plane gemäß, den aber der Kriegsminister Boulanger schon möglichst wieder abzuändern sich bestrebt, in 24 vollständige Armeecorps für sofortigen Ausmarsch in die erste Linie, 8 selbständige Cavaleriedivisionen, 36 leichte Infanteriebataillone zum Aufklärungsdienst, zu denen man vernünftigerweise viele Jäger, Feldhüter, Douaniers, kurz solche Leute, die schon im Frieden im Recognosciren von Gegenden und Patrouilliren geübt sind, nehmen will, 24 Fußpositionsbatterien, ferner in 8 Reservearmeecorps vertheilt werden.

Es zeigt sich, daß es schon jetzt ein ungemein großes Heer ist, welches ein Land von 37 Mill. Einwohnern, wie Frankreich ist, für den Frieden wie Krieg organisirt hat. Darf sich bei solcher Stärke des Heeres ein Franzose wol noch wundern, daß die jetzige französische Staatsschuld, welche größentheils durch Ausgaben für das Heer und die Flotte entstanden ist, schon die ungeheuere Summe von 20 Milliarden beträgt und der französische Steuerzahler jährlich an 22 Frs. Steuern blos für militärische Ausgaben entrichten muß, während z. B. bei uns in Deutschland die Jahresausgabe für gleichen Zweck nur fast 12 Frs. per Kopf ausmacht? Sollten aber wirklich die Reorganisations- und Vergrößerungspläne des Generals Boulanger und die Forderungen des jetzigen Marineministers die Genehmigung der Kammern erhalten, so würde fortan die Jahresausgabe für militärische Zwecke etwas über 39 Frs. für den Kopf betragen. Sind solche Forderungen für blos militärische Zwecke aber wol mit der Humanität und Civilisation, deren sich doch sonst die Franzosen so gern und so laut zu rühmen pflegen, vereinbar, zumal kein auswärtiger Staat nur im allergeringsten daran denkt, die Ruhe Frankreichs durch einen frivolen Angriffskrieg zu gefährden? Wenn wir diese Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten, so glauben wir der unbedingten Zustimmung aller Vernünftigen nicht allein in Deutschland, sondern ebenso sehr im Lande jenseit der Vogesen vollständig sicher zu sein.

Die französische Landarmee ist aber nicht allein seit der Katastrophe von 1870—71 bedeutend verstärkt, sondern in vielfacher Hinsicht auch sehr verbessert worden. Dies ist das übereinstimmende Urtheil aller militärischen Sachverständigen, welche Gelegenheit fanden, ihren größern Uebungen beizuwohnen. Es wird bei der Infanterie ein entschieden größeres Gewicht auf festes geschlossenes Exerciren, vermehrte Manövrirfähigkeit bei Aufmärschen und festen, taktischen Bewegungen und besonders auch sicheres Schießen gelegt, als dies früher zu ihrem Schaden nur zu häufig der Fall war. Wie wir in Deutschland 1870 zu unserm großen Nutzen sehr vieles in der leichtern Beweglichkeit der Truppen von den Franzosen lernten, so haben sie seitdem zu ihrem gleichen Vortheil wieder

Digitized by Google

vieles von uns gelernt. Auch das sämmtliche Material der Ausrüstung an Wehr und Waffen, Uniformen, kurz an allem, was eine kriegstüchtige Armee für das Feld bedarf, ist bei der französischen Armee jetzt vortrefflich und zeigt, daß Frankreich eine in jeder Hinsicht hoch ausgebildete und leistungsfähige Industrie besitzt.

Ebenso wie die Infanterie, ja vielleicht sogar in noch höherm Grade, hat auch die Cavalerie seit dem letzten Kriege sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Es wird jetzt im allgemeinen besser und besonders auch geschlossener geritten als früher; die Pflege der Pferde ist vervollkommnet, und da letztere eine höhere Friedensration erhalten, als dies leider noch immer in Deutschland der Fall, so sind sie auch in besserm Futterzustande. Ebenso befindet sich Frankreich jetzt in der glücklichen Lage, daß es seine gesammten Pferde für die Kürassiere, Dragoner und Artillerie aus seinen eigenen Provinzen, die der leichten Cavalerie aber häufig aus Algerien und Nordafrika zu beziehen vermag. So kann die französische Cavalerie hinsichtlich ihrer ganzen Ausrüstung sich unbedingt mit unserer deutschen vergleichen.

Die französische Artillerie hat sowol in der Trefflichkeit ihres Materials wie in der Ausbildung ihrer Offiziere und Mannschaften stets einen ehrenvollen Rang eingenommen und sich auch seit 1871 nicht allein Verstärkungen, sondern mannichfache Verbesserungen, besonders auch in der Construction ihrer Geschütze, zu erfreuen gehabt, sodaß sie jetzt in jeder Hinsicht sich auszeichnet.

Wenn nun die französische Armee in ihrer ganzen Ausrüstung, bei welcher in keiner Hinsicht und im allermindesten an Geld gespart wurde, unbedingt allen Anforderungen, welche unsere Neuzeit an ein kriegstüchtiges Heer stellt, genügt, so besitzen deren Soldaten auch sonst noch eine Menge vorzügliche Eigenschaften. Die Franzosen sind im allgemeinen genügsam, munter, lebendig, von leichter militärischer Fassungskraft, ihren Führern, wenn sie erst einmal Vertrauen zu ihnen gefaßt haben, treu ergeben, und in der Regel auch gute Fußgänger, sodaß sie leicht marschiren lernen. Eine ganz vorzügliche Eigenschaft der Franzosen ist ihr reger Patriotismus und ihre große Liebe zu ihrem gemeinsamen Vaterlande, „la belle France". Ohne diesen lebhaften Patriotismus des französischen Volkes hätte Frankreich 1870—71 nicht diese vielen und großen Opfer aller Art gebracht; nun und nimmermehr würde es Gambetta gelungen sein, diesen Widerstand auf das äußerste zu entflammen, sodaß es Deutschland so schwere Anstrengungen kostete, bis wir endlich nach langem Ringen als vollständige Sieger aus diesem Riesenkampfe hervorzugehen vermochten. Alles dies sind Vorzüge, welche wir mit der unparteiischen Gerechtigkeit des Urtheils, deren wir Deutschen uns stets rühmen können, unsern westlichen Nachbarn zuerkennen müssen.

Auf der andern Seite hat die französische Armee sehr bemerkliche Schattenseiten aufzuweisen gehabt, und diese sollen sich seit 1871 noch bedeutend vermehrt haben. Die steten Neuerungen und Reorganisationen, die jeder der vielen Kriegsminister, deren Frankreich seit 1871 sich zu erfreuen hatte, mit dem größten Eifer auszuführen strebte, gänzlich unbekümmert darum, ob sein Vorgänger nicht soeben erst das gerade entgegengesetzte Princip verfolgte, haben die Stetigkeit des Heeres ungemein erschüttert. Es sind so viele neue Reglements und Vorschriften aller

Digitized by Google

Art erschienen, daß weder Offiziere noch Soldaten sich dazwischen hindurchfinden können, ja sehr häufig sich kaum noch die Mühe geben sollen, eine neue Verordnung gründlich kennen zu lernen, da sie überzeugt sind, daß dieselbe doch bald wieder umgestoßen und durch eine neue, nach vollständig andern Principien umgeänderte ersetzt wird.

So herrschen jetzt Desorganisation und Verschiedenheit in arger Weise in der französischen Armee, und jeder Corps-, Divisions-, Brigadegeneral, ja selbst Oberst und Kapitän handelt so ziemlich nach eigener Willkür, ohne sich um die vom Kriegsministerium in Paris erlassenen Vorschriften sonderlich viel zu bekümmern. Dazu ist ein Günstlings- und Protectionsunfug jetzt in den französischen Offiziercorps und als natürliche Folge davon eine Augendienerei, ein Buhlen um die Gunst der Vorgesetzten, ein heimliches Intriguiren und Spioniren, kurz eine Unkameradschaftlichkeit darin eingerissen, wie solche bei uns in Deutschland, wo die Offiziercorps glücklicherweise wie aus einem festen Guß hervorgegangen sind, gänzlich unbekannt ist. Besonders seit der General Boulanger in das Kriegsministerium zu Paris eingezogen ist und unbekümmert um alles andere gänzlich nach persönlicher Willkür handelt, alte bewährte Einrichtungen umstößt, sich um die guten Gesetze und Traditionen der Armee nicht im allermindesten kümmert und seine Günstlinge und Gesinnungsgenossen möglichst bevorzugt, soll dieser Mangel an Kameradschaftlichkeit im Offiziercorps noch bedeutend zugenommen haben und dadurch dessen Festigkeit und Kriegstüchtigkeit wesentlich erschüttert worden sein. Auch der politische Parteihader, der ja überhaupt das französische Volk so sehr zerrüttet und so viel Gutes verhindert und Böses erzeugt, ist tief in das Offiziercorps, ja in die ganze Armee eingedrungen. Sehr viele Offiziere, besonders aus den alten Adelsfamilien, die vorzugsweise gern noch immer in der schweren Reiterei dienen, sind entschieden Royalisten, unbedingte Anhänger der klerikalen Partei und hegen einen tiefen innern Haß gegen den jetzigen Kriegsminister und dessen ganzes System, wenn sie auch ihre Gesinnung nicht immer offen aussprechen. Andere sind eifrige Orléanisten, welche dringend wünschen, daß die jetzige Republik gestürzt und durch einen König aus dem Hause Orléans ersetzt werde; noch andere wünschen ebenfalls den Untergang der Republik, aber dafür einen Kaiser aus dem Stamme der Napoleoniden. Besonders unter den ältern Generalen und Stabsoffizieren aller Waffengattungen soll die Republik fast gar keine Anhänger, aber desto mehr heimliche oder offene Feinde zählen. Im Gegensatze hierzu sind besonders bei der Infanterie und den Chasseurs die meisten jüngern Offiziere entschiedene Republikaner und eifrige Anhänger von Boulanger, unter dessen Führung sie einen baldigen neuen Rachekrieg gegen Deutschland, der ihnen schnelles Avancement und militärischen Ruhm bringen könnte, dringend wünschen. Unter vielen jüngern Offizieren soll die socialdemokratische Lehre auch schon stark verbreitet sein, wenn sie es auch noch für gerathen halten, ihre Ansichten bisjetzt nicht ganz unumwunden auszusprechen. In ihren religiösen und politischen Ansichten ebenso verschieden wie die Offiziere sollen die Unteroffiziere und Mannschaften der französischen Armee sein. Unter den Rekruten aus der ländlichen Bevölkerung, besonders aus den westlichen und südlichen Departements, sind sehr viele, welche

Digitized by Google

ganz unter dem Einfluß der Geistlichkeit stehen, während umgekehrt die großen Städte und die Fabrikgegenden gar manche entschiedene Socialdemokraten, die an nichts glauben und nur mit Mühe sich nothgedrungen der militärischen Disciplin einigermaßen fügen, in die Armee senden. So ist die Zahl der Disciplinarvergehen in der französischen Armee jetzt sehr groß und alljährlich noch bedeutend im Zunehmen begriffen.

Daß die wirkliche Kriegstüchtigkeit der Armee durch solche religiöse und politische Zerrüttung ganz bedeutend leidet und kein gegenseitiges kameradschaftliches Vertrauen der Offiziere unter sich, keine wahre Anhänglichkeit und Hingebung der Mannschaften gegen ihre Vorgesetzen dabei gedeihen können, ist selbstverständlich. Und so hat die Streitkraft Frankreichs, wenn sie auch in vieler Hinsicht seit dem Jahre 1871 ganz entschieden gewonnen, in anderer Hinsicht auch wieder sehr eingebüßt, was freilich nicht ausschließt, daß sie immer eine imposante, in jeder Hinsicht die größte Berücksichtigung verdienende Macht bildet, deren Besitz der französischen Republik einen hohen Rang unter den europäischen Großmächten sichern wird.

Zum Schluß wollen wir in aller Kürze noch eine möglichst zusammengedrängte Darstellung der französischen Kriegsflotte folgen lassen.

Dank unserer ausgedehnten, großartigen Befestigungen aller wichtigen Hafenplätze der deutschen Ostsee- wie Nordseeküste, des Beistandes unserer eigenen, zwar verhältnißmäßig nur kleinen, aber vorzüglichen Kriegsflotte und der Erfindung der zur Küstenvertheidigung so überaus wirksamen Torpedoboote, brauchen wir jetzt bei einem etwaigen Kriege mit Frankreich einen Landungsversuch französischer Kriegsschiffe an unserer vaterländischen Küste nicht im allergeringsten mehr zu befürchten. Konnten schon 1870 die zahlreichen französischen Kriegsflotten weder in der Ost- noch Nordsee sich auch nur des mindesten Erfolges rühmen, keinen deutschen Hafen blokiren, keinen Mann landen, kein Schiff mit der schwarz-weiß-rothen Flagge kapern, so sind sie jetzt noch ungleich weniger hierzu im Stande. Wie viel mächtiger steht hierin jetzt das Kaiserreich Deutschland da als der elende Deutsche Bund im Jahre 1848, wo einige kleine dänische Fregatten den gesammten deutschen Seehandel sperren konnten! Auch dürfte die Zeit, wo durch gewaltige Seeschlachten das Schicksal der Kriege und somit auch der Völker entschieden werden konnte, für Europa für immer vorüber sein; das hat die Kriegsgeschichte seit 1848 sehr überzeugend gezeigt. Und dennoch nehmen die Kriegsflotten sowol in der Offensiv- wie Defensivkraft eines Staates noch immer einen sehr bedeutenden Rang ein, können große Erfolge erringen, aber auch verhindern, und kein Großstaat, der sein Ansehen behaupten will, darf die Sorge für seine Flotte nur im allermindesten vernachlässigen, oder er würde dies sehr empfindlich büßen müssen.

Unter den Flotten Europas nimmt aber, sowol in ihrer Stärke wie in der trefflichen Bauart ihrer Schiffe, Ausbildung ihrer Offiziere und Uebung der Mannschaften, die französische Marine nächst der englischen unbedingt den höchsten Rang ein. Nicht allein, daß sie an Zahl ihrer Schiffe unserer deutschen sich weitaus überlegen zeigt, ist sie auch ungleich größer und besser ausgerüstet als die russische,

Digitized by Google

italienische und österreichische. Dennoch verlangt der jetzige französische Marineminister, dem bösen Beispiel seines Collegen, des Kriegsministers Boulanger, folgend, noch eine bedeutende Verstärkung der Flotte, und es ist mit Recht zu befürchten, daß die Kammern in Paris diese vollständig unberechtigte Forderung bewilligen werden.

Die jetzige französische Kriegsflotte enthält nach ihrem letzten Etat 60 Panzerfahrzeuge, darunter 20 Schlachtschiffe ersten Ranges (Deutschland nur 7), ferner 32 Volldecks- und Glattdeckscorvetten zur Kreuzung, dann eine große Zahl Torpedos aller möglichen Systeme, Avisodampfer, Transportschiffe, Schulschiffe, Kanonenboote, zusammen 380 Schiffe, die noch zum Dienst auf der See fähig sind, wenn auch wol manche derselben eine sehr veraltete Construction besitzen und für die offene Seeschlacht nicht sehr brauchbar sein mögen. Dem Etat nach soll die Mannschaft der Flotte enthalten: 20 Viceadmirale, 30 Contreadmirale, 100 Linienschiffskapitäne, 208 Fregattenkapitäne, 780 Linienschiffslieutenants, 304 Schiffsfähnriche, 134 Aspiranten, im ganzen 1600 Seeoffiziere und 41000 Matrosen, Maschinisten und militärisch organisirte Werftarbeiter in den großen Arsenalen in Frankreich und den Colonien; ferner 4 Regimenter Marineinfanterie, in voller Kriegsstärke 800 Offiziere und 18000 Mann, und ein Marine-Artilleriecorps von 280 Offizieren und 4200 Mann. Diese Marineinfanterie und -Artillerie zeichnete sich 1870—71 besonders bei der Vertheidigung von Paris sehr aus und ist jetzt im Frieden in den verschiedensten Colonien zerstreut.

Es zeigt sich also, daß wie bei der Landarmee Frankreichs so auch bei dessen Flotte schon mit sehr bedeutenden Zahlen gerechnet werden muß. So steht die französische Republik sowol zu Lande wie auf dem Meere stark gerüstet da, verfügt über Streitkräfte, welche ihr einen vollgültigen Platz in der Reihe der übrigen europäischen Großmächte sichern, und bedarf, wenn sie nicht selbst von frevelhafter Kriegslust ergriffen, ohne Grund und Ursache einen Eroberungskampf beginnen will, wahrlich keine Verstärkung ihrer Heere und Flotten.

Möchte doch das, in so vieler Hinsicht begabte und tüchtige Volk der Franzosen endlich von diesen Kriegsgelüsten und Rachegedanken ablassen und den alten goldenen Grundsatz beherzigen, daß der Friede ernährt, der Krieg aber verzehrt. Diese steten französischen Rüstungen und Kriegswünsche stören nicht allein die Ruhe und den Frieden der ganzen Welt auf das empfindlichste, sondern schädigen den Wohlstand und das Gedeihen Frankreichs selbst am meisten; dies ist eine unleugbare Wahrheit.

---

Digitized by Google

# Deutsche Literarhistoriker der neuesten Zeit.

Von

Rudolf von Gottschall.

Wie man Literaturgeschichte schreiben soll, darüber sind in neuester Zeit, besonders seitens der Germanisten, Gesichtspunkte aufgestellt worden, deren ganze Einseitigkeit nachzuweisen es einer eingehenden Abhandlung bedürfte: die Quintessenz dieser Vorschriften besteht darin, daß die „ästhetische" Literaturgeschichtschreibung für veraltet erklärt und geächtet wird. Dies geschieht jedenfalls unter Anlehnung an die Worte, welche Gervinus in seiner Einleitung zur „Geschichte der deutschen Dichtung" über sein Werk ausspricht: „In einem Punkte weicht es besonders von andern literarischen Handbüchern ab, daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun." Das ist das Dogma für die strenggläubigen Literarhistoriker. Gervinus hat aber schon selbst durch die That bewiesen, daß es unmöglich ist, dies unfehlbare Dogma festzuhalten.

Seine „Geschichte der deutschen Dichtung" enthält eine Menge ästhetisch-kritischer Urtheile, und, fügen wir hinzu, meistens sehr subjectiver Art; es sind von oben herab gefällte kritische Orakelsprüche, die nicht aus eingehender Betrachtung der einzelnen Dichtwerke hervorgehen; denn dergleichen wäre ja eine Ketzerei. „Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und seine Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältniß zu seiner Gattung und etwa zu der Nation und dem Charakter des Dichters." Das alles soll der Literarhistoriker also nicht thun; aber etwas sagen will und muß er doch über die einzelnen Dichtwerke, und da er sein Urtheil nicht durch eine Analyse derselben gewinnen darf, so spricht er in der Regel nur seine eigene Meinung über dieselbe aus — und dies Verdict muß dem autoritätsgläubigen Publikum genügen. Außer diesen oft einseitigen und scharfen Censuren enthält aber auch die Literaturgeschichte von Gervinus selbständige ästhetische Abhandlungen, wie den Essay, in welchem er dem Grund und Boden von Epos und Tragödie nachzuspüren sucht, und das halten wir sogar, die wir auf dem entgegengesetzten Standpunkte stehen, für ein überflüssiges ästhetisches Einschiebsel. Wenn die Detailforschung der Germanisten aus ihren Fachwerken und Fachzeitschriften heraustritt und in der Literaturgeschichte das große Wort führen will, so heißt das die Nebensache zur Hauptsache machen — und darin leistet die deutsche Gelehrsamkeit auf



Digitized by Google

manchem Gebiete Erstaunliches. Gewiß hat die Literaturgeschichte die Pflicht, wie Gervinus sagt, die Entstehung der Dichtwerke aus der Zeit, aus dem Kreise der Ideen, Thaten und Schicksale nachzuweisen, namentlich wo es die Geschichte der Literatur eines ganzen Volkes und vieler Jahrhunderte gilt: aber das Charakterbild der einzelnen Dichter bleibt auch hier immer die Hauptsache; das Dichterporträt ist das Medaillon an dem geschichtlichen Fries, und der Literarhistoriker, der nur den letztern zu schaffen, kein Porträt mit frappanten Zügen zu gestalten vermag, der kann getrost sein Atelier schließen. Die andern Nationen sind uns hierin voraus, so wenig der Hochmuth der deutschen Specialforschung — Specialisten sind bei ihrem engen Horizont stets am hochmüthigsten — das zuzugeben geneigt ist. Wir verweisen nur auf den Engländer Taine, der ja, was eine pragmatische Literaturgeschichtschreibung betrifft, noch weit über Gervinus hinausgeht; denn ihm genügen nicht literarische Daten, Wechselbeziehungen und Zusammenhänge; er geht überall sogar auf die culturgeschichtliche Grundlage zurück, ja bis auf physiologische Voraussetzungen. Gleichwol bilden den Kern seines Werkes die Charaktergemälde der einzelnen englischen Schriftsteller und Dichter, die mit einer die feinsten Züge berücksichtigenden, ausgezeichneten Porträtmalerei ausgeführt sind. Dagegen tritt das Zusammengestückelte deutscher Literaturgeschichtschreibung, der sich die Dichterköpfe oft zu Vexirbildern verschieben, wo man die Profile aus Baumstämmen heraus entziffern muß, tief in den Schatten.

Wenn schon eine allgemeine Literaturgeschichte oder die eines einzelnen Volkes undenkbar ist, ohne die Würdigung der Bedeutung der einzelnen Dichter, das heißt ohne eingehende ästhetische Kritik, so ist bei der Literaturgeschichte einzelner Epochen, besonders der neuern und neuesten, die nur eine Zeit umfassen, welche über das Lebensalter einzelner zu hohen Jahren gekommener Dichter nicht hinausgeht, die sogenannte streng geschichtliche Darstellung, welche nur disjecti membra poetae geben kann und alles in synchronistische Tabellen auflöst, entschieden ein Uebel: hier gilt es, die Autoren nach den Richtungen und der Eigenart des Schaffens, nach ästhetischen Rücksichten zu gruppiren, und die Zeitgeschichte selbst hat hierin schon vorgearbeitet, indem durch die gleichzeitige Kritik schon derartige Gruppen fixirt werden; hier gilt es, Porträts und Charakterbilder der einzelnen Dichter aus dem Ganzen und Vollen zu geben, sodaß ihr Bild sich dauernd dem Geiste und Herzen des Volkes einprägt, was sollte hier ein todter Notizenkram nützen?

Wir haben also Literaturgeschichten der stricten Observanz nach dem Recept von Gervinus, wir haben andere, die mehr oder weniger von ästhetischen Gesichtspunkten ausgehen, dann wieder solche, die eine tendenziöse Färbung besitzen, wie namentlich die ultramontanen Schriftsteller, die auf diesem Gebiete ziemlich productiv sind, sie ihren Werken geben; andere wiederum tragen das Gepräge einer scharf ausgeprägten einseitigen Geschmacksrichtung, wie seinerzeit die Literaturgeschichte von Wolfgang Menzel. Aus der Zahl der neuern Literaturgeschichten greifen wir einige heraus, welche mehr oder weniger diese verschiedenen Richtungen vertreten.

Am farblosesten erscheint die bereits in dritter Auflage vorliegende „Geschichte der deutschen Literatur" von Wilhelm Scherer (Berlin, Weidmann'sche Buch-

Digitized by Google

handlung). Scherer, ein tüchtiger Germanist, ist durch einen frühen Tod seinen Studien entzogen worden; er starb am 6. Aug. 1886 zu Berlin, wohin er berufen worden, nachdem er in Wien seine akademische Carrière begonnen und dann an der Universität in Straßburg eine Professur bekleidet hatte. Mit gründlicher Gelehrsamkeit die verschiedenen Epochen deutscher Literatur beherrschend, wie er dies in wissenschaftlichen Monographien mit lebhafter Anerkennung der Fachgelehrten bewiesen, glaubte er auch eine „Geschichte der deutschen Literatur" für das große Publikum verfassen zu müssen und unterzog sich dieser Aufgabe mit großem Geschick, indem er seine klare und elegante Darstellung mit keinem gelehrten Ballast befrachtete, sondern diesen in einen Anhang verwies. Er schrieb ein lesbares Werk von handlichem Umfange, und das ist für einen deutschen Gelehrten eine rühmenswerthe That; denn nur wenigen gelingt es, das Atelier zu verleugnen und ihren Stoff künstlerisch zu gestalten.

Scherer nennt uns selbst die Vorgänger, die ihn zu diesem Werke angeregt. Professor Müllenhoff stellte ihm alles zur Verfügung, was er von seinen Arbeiten gebrauchen könne und wolle. „Dies war allerdings nothwendig; denn seit ich im Winter 1860 und 1861 Müllenhoff's Vorlesungen über ältere deutsche Literaturgeschichte gehört, war ich gewohnt, eigene Forschungen und Gedanken an das damals Gelernte anzuknüpfen, sodaß sich mir Eigenes und Fremdes unauflöslich vermischte und ich eine Gesammtdarstellung nur unternehmen konnte, wenn ich über meinen Besitz, gleichviel aus welcher Quelle er mir zugeflossen, frei verfügen durfte. Wo ich mir der Entlehnung bewußt war, habe ich das stets in den nachfolgenden Anmerkungen ausdrücklich hervorgehoben; aber es wird an unbewußten Entlehnungen nicht fehlen und die Geschichte unserer Heldensage ruht ganz auf Müllenhoff's Untersuchungen. Noch weniger wäre ich im Stande, im einzelnen anzugeben, was ich seit nun wohl 27 Jahren von Gervinus gelernt, den ich mit immer neuer Bewunderung lese, soviel ich auch Veranlassung finde, ihm zu widersprechen. Und ebenso lange mag es her sein, daß Julian Schmidt's «Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert» mich mit einem wahren Enthusiasmus erfüllte und mir zu den literarischen Erscheinungen der Gegenwart einen vorläufigen festen Stand gab." Wir mögen es daher nicht allzu sehr bedauern, daß Scherer seine deutsche Literaturgeschichte ganz wie Gervinus mit Goethe's Tode abschließt; denn er würde ja, wie er selbst bekennt, die neuern Dichter durch die Brille Julian Schmidt's gesehen haben, und in welcher Gestalt sie da erscheinen, kennt man ja hinlänglich aus dem Werke des letztern. Der Abschluß mit Goethe's Tode gehört im übrigen zu den Merkmalen der vornehmen deutschen Literaturgeschichtschreibung, die sich nicht durch die Berührung mit den modernen Schriftstellern etwas vergeben will. Dieses Princip herrscht ja auch bei unsern Gymnasien und Universitäten und hat zum Theil die vollständige Urtheilslosigkeit unserer wissenschaftlich eingebildeten Männerwelt über neuere literarische Erscheinungen und auch die Theilnahmlosigkeit ihnen gegenüber zur Folge, während die auf höhern Töchterschulen herangebildeten Frauen in der neuesten deutschen Literatur eher Bescheid wissen. Doch auch diese Thatsache läßt ja die Würde der Wissenschaft gefährdet erscheinen, wenn diese sich auf ein Gebiet herabließe, das



Digitized by Google

in den höhern Mädchenpensionen angebaut wird. Scherer rechtfertigt seine vornehme Zurückhaltung gegenüber der Literatur der Gegenwart mit folgenden Worten: „Mit dem Erscheinen des vollendeten «Faust» bricht meine Erzählung ab. Nur hierdurch gewann ich einen würdigen Schluß, den ich durch einen Blick auf die letzten 50 Jahre unserer Literatur, der sich wie ein zerstreuter und zerstreuender Anhang ausgenommen haben würde, nicht verderben wollte. Vielleicht ließe sich später einmal ein Ausweg treffen, um etwaigen Wünschen des Publikums entgegenzukommen: es könnte wirklich innerhalb des Anhanges eine Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen unserer Literaturgeschichte und eine kurze objective Charakteristik unserer hervorragendsten Schriftsteller seit 1832 versucht werden." Also die neuen Schriftsteller in den Appendix verwiesen und dann durch einen Auszug aus Julian Schmidt gewürdigt! Wir hätten dem Herrn Verfasser von Herzen ein längeres Leben gewünscht, aber dieser Anhang in Petit wäre doch auch dann besser fortgeblieben.

Goethe's Tod gilt für den einzig würdigen Abschluß einer deutschen Literaturgeschichte: wir können diesem äußern Datum keine solche Wichtigkeit beimessen. Auch die Vollendung des „Faust" hat auf unsere Literatur keinerlei maßgebende Wirkung mehr ausgeübt, nur die blinde Bewunderung Goethe's, die sich auch auf diesen mislungenen zweiten Theil erstreckt, kann dies behaupten: gleichwol ist dieser Abschluß für das Scherer'sche Werk ein berechtigter; denn ein Drittheil desselben läßt sich nur als eine Biographie und Charakteristik Goethe's bezeichnen, in welche die andern Dichter episodisch mit eingeflochten sind. Nur Schiller nimmt einen breitern Raum ein, wenigstens dort, wo sein Leben mit demjenigen Goethe's eng verwebt ist, während seine Jugenddichtungen ebenfalls sehr stiefmütterlich behandelt sind. Deshalb konnte Scherer mit gutem Gewissen mit Goethe's Tod sein Werk abschließen; denn alle Biographien enden ja mit dem Tode ihres Helden. Scherer hat wie Gervinus ein Schlußkapitel über die Romantik, in welchem auch Dichter wie Platen, Rückert, Grillparzer, selbst Heinrich Heine besprochen werden, welcher letztere allerdings auf Brentano und die romantische Schule zurückweist.

Wenn indeß Goethe's Tod nicht an sich ein so tiefgreifender Einschnitt ist, daß eine Literaturgeschichte damit schließen und die Werke der nachfolgenden 50 Jahre klanglos zum Orcus hinabgehen lassen könnte, so fällt er doch in eine Zeit, in welcher in der That eine neue literarische Epoche beginnt. Zwei Jahre vorher hatte die pariser Julirevolution stattgefunden und in der deutschen Literatur ebenfalls eine revolutionäre Epoche begründet, aus welcher die moderne Schule der Dichtung hervorging; wer also mit dem Modernen sich nicht befassen will, der thut wohl daran, vor dem Einbruche dieser jungdeutschen Sturm- und Drangperiode sein Literaturwerk abzuschließen und höchstens noch dem Sturmvogel derselben, Heinrich Heine, etwas die Federn auszurupfen.

Das Verdienst der Scherer'schen Literaturgeschichte besteht besonders in einer glücklichen Abgrenzung und Charakteristik der einzelnen Epochen und in einer eleganten Reproduction der einzelnen Dichtwerke. In letzterer Hinsicht mag sie an die Literaturgeschichte Vilmar's erinnern: nur sind bei Scherer die kritischen

Digitized by Google

Reflexe häufiger, welche der geschmackvollen Inhaltsangabe der einzelnen Werke aufgesetzt sind. Was die Darstellung unserer classischen Epoche betrifft, so vermissen wir freilich jede originelle Auffassung. Wer die Goethe-Literatur kennt, wird in den umfassenden Kapiteln, in denen Scherer den großen Dichter behandelt, kaum irgendeine neue Anschauung vertreten finden. Eine geschmackvolle Compilation der Goethe-Commentare: das ist es, was uns Scherer hier bietet.

Jedenfalls verdient die erste Hälfte des Werkes den Vorzug: es ist da Culturgeschichtliches und Literargeschichtliches glücklich vereinigt, und hier fehlt es auch nicht an neuen Gesichtspunkten. Es läuft indeß in der Darstellung bisweilen eine etwas gesuchte Metaphorik mit unter und in den Combinationen eine willkürliche Spielerei. So sagt Scherer z. B.: „Der große Umriß unserer Literaturgeschichte bekommt eine außerordentliche Klarheit, wenn man sich gegenwärtig hält, daß sie drei Höhepunkte erklommen hat, welche ungefähr je 600 Jahre voneinander liegen. Um das Jahr 600 n. Chr. — es sei gestattet, eine solche bestimmte Zahl zu nennen, welche nur ganz ungefähr zu nehmen ist — um das Jahr 600 also, nachdem die gewaltige Umwälzung Europas vollzogen ist, die Germanen auf die Völkerwanderung zurückblicken und zugleich die geistige Macht des besiegten Römerthums fehlte, erlebt das germanische Nationalepos seine Blüte. Um 1200 kamen jene in der Zwischenzeit halb vergessenen Stoffe der Heldensage wieder in Aufnahme, und die uns bekannten Gedichte von den Nibelungen und von Gudrun entstehen. Zugleich aber wirken Epiker und Lyriker von erstem Range, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide. Um das Jahr 1800 besitzt Deutschland seinen Goethe, seinen Schiller, deren dichterische und gelehrte Genossen und Nachfolger. Wenn wir von Höhepunkten der Entwickelung sprechen, so setzt dies voraus, daß ein Streben zu diesem Punkte hin, ein Emporsteigen und nachher ein Herabsinken stattfinde. Die Höhepunkte sind gleichsam Wellenberge, und den Wellenbergen müssen Wellenthäler entsprechen.“ In ein solches Wellenthal gleiten wir also auch jetzt allmählich hinab, und wir können es uns gleichsam an den Fingern abzählen, daß es in den nächsten zwei Jahrhunderten immer tiefer in die Tiefe geht. Diese Kabbala Scherer's können wir nur für ein sehr müßiges Combinationsspiel halten. Von einer ersten Blüte der Nationalliteratur um das Jahr 600 zu sprechen, ist kein Literarhistoriker berechtigt: die Literaturgeschichte kann nur an vorhandene Denkmäler anknüpfen, und nicht im Dunkeln tappend Preise vertheilen. Auch ist das Jahr 600, wie Scherer selbst zugibt, sehr willkürlich angenommen; diese ganze literarhistorische Arithmetik gehört zu den Belustigungen des Witzes und der Einbildungskraft.

Dagegen ist das mittelhochdeutsche Volksepos, sind die höfischen Epen treffend charakterisirt, die Physiognomie eines Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach und ihrer Epigonen treten in scharfen Umrissen hervor. Auch die Kapitel „Reformen und Renaissance“, „Die Anfänge der modernen Literatur“ enthalten viele treffende Beleuchtungen und Charakteristiken, obschon die Grenze zwischen diesen beiden Abschnitten eine fließende ist. Warum z. B. Andreas Gryphius in dem erstern und Hofmannswaldau und Lohenstein in dem letztern

Digitized by Google

untergebracht sind, ist nicht recht abzusehen; ebenso wenig, warum diese schwulstigen Poeten der zweiten Schlesischen Schule in einem Abschnitt geschildert werden, welcher die Ueberschrift trägt: „Veredlung des volksthümlichen Geschmacks.“ Im übrigen sind sie auch sehr stiefmütterlich behandelt, wenn auch die Parallele zwischen beiden eine geistreiche ist; Lohenstein's Dramen verdienten doch ebenso gut wie die von Andreas Gryphius genannt zu werden. Sehr eingehend dagegen ist die Charakteristik von Gottsched und Gellert; es sind lebensvolle Porträts. Gottsched's Verdienste um die deutsche Sprache und Literatur werden im allgemeinen anerkannt, seine „Poetik“ indeß wird nicht nach Verdienst gewürdigt; sie enthält viele Kapitel, die auch noch heute Beachtung verdienen würden. „Gottsched vertrat alle seine literarischen Interessen als fleißiger Journalist. Er lebte von 1700 bis 1766, und 34 von diesen 66 Jahren gab er Zeitschriften heraus, die er geschickt redigirte und größtentheils selbst schrieb. Seine Stellung an der Universität gewährte ihm die Möglichkeit, junge Leute heranzuziehen und als Mitarbeiter zu gebrauchen. Er rief zahlreiche Uebersetzungen ins Leben und diente damit nicht blos der Literatur, sondern der allgemeinen Aufklärung. Die wichtigsten englischen Wochenschriften, Bayle's «Dictionnaire», Leibniz' «Theodicee», Werke des Fontanelle, «Die Geschichte der französischen Akademie» und anderes wurden durch ihn, seine Frau oder sonstige Helfer für jedermann zugänglich. Ueberschlägt man diesen Theil seiner Thätigkeit, die literarhistorischen Arbeiten, den vorwaltenden Antheil am Drama, die Verbindung von Theorie und Geschichte, von eigener Production und Uebersetzung und frägt man, wer hierin sein Nachfolger war, wie Adelung für die Sprache, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein: Gottsched's Erbe war Lessing, der erste Kritiker, Aesthetiker, Uebersetzer, Dramatiker und Dramaturg der Deutschen in der nach-Gottsched'schen Zeit. Er war aber nicht blos Gottsched's Erbe, sondern auch Gottsched's Vernichter.“ Daneben tritt nun Gellert. „Der kränkliche Mann, der mit hohler Stimme im weinerlichen Tone vortrug, sammelte einen großen Zuhörerkreis um sich, den er zur Reinheit der Sitte und zur Reinheit des Stils anleitete. Seine Autorität war groß im protestantischen wie im katholischen Deutschland; er hatte im Adel wie im Bürgerthum seine Correspondenten und Correspondentinnen; ihm huldigten die Soldaten des Alten Fritz und deren österreichische Gegner. Nannte man einst Melanchthon den Lehrer Deutschlands, so hätte er Deutschlands Hofmeister heißen können. Von ihm erbat man literarischen Rath und moralische Hülfe; er sollte Lektüre empfehlen und Gewissensfragen entscheiden, aus seiner Hand wollte man Erzieher und Gesellschafterinnen, ja womöglich Bräute und Gatten empfangen. «An Gellert, die Tugend und die Religion, glauben», sagte ein späterer Kritiker, «ist bei unserm Publico beinahe eins.» Aber das allgemeine Zutrauen, welches der Mensch und der Lehrer genoß, beruhte im letzten Grunde auf der außerordentlichen Popularität des Schriftstellers.“ Er hatte sich in mannichfachen Dichtungsarten versucht, in Schäferspielen und Lustspielen, auch einen großen Roman verfaßt, doch die Grundlage seines Ruhmes blieben seine poetischen Fabeln und Erzählungen und die geistlichen Oden und Lieder.

Die beiden leipziger Professoren erschienen bereits im Rahmen des Frideri-

Digitized by Google

cianischen Zeitalters; an sie reihen sich Lessing, Klopstock, Herder, Wieland, der junge Goethe und der junge Schiller. Im ganzen bringen diese Abschnitte dem Literaturkenner nichts Neues, nur die freundliche Beleuchtung Wieland's, der von vielen Literarhistorikern über die Achsel angesehen wird, macht einen wohlthuenden Eindruck. Ein Misverhältniß aber macht sich geltend in der Behandlung des jungen Goethe und des jungen Schiller: wie eingehend ist „Götz" und „Werther", wie beiläufig sind die Schiller'schen Jugenddramen besprochen! Später nennt Scherer einmal gelegentlich diese Jugenddramen satirische Dichtungen; es geschieht dies jedenfalls im Hinblicke auf Schiller's eigene Erklärung derselben im Aufsatz „Ueber reine und sentimentalische Dichtung": „Satirisch ist der Dichter, wenn er die Entfernungen der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideal (in der Wirkung auf das Gemüth kommt beides auf eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Das kann er aber sowol ernsthaft und mit Affect, als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen."

Das allgemeine Moment der Begriffsbestimmung des Satirischen scheint zwar hier vorhanden zu sein; schwerlich aber hätte der Dichter die Anwendung auf seine „Räuber" und „Fiesco" selbst gemacht. Der Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und dem Ideal beherrschte zwar die Stimmung des Dichters; aber in der dramatischen Gestaltung sind doch noch ganz andere Kräfte und Stimmungen lebendig, und wenn wir bei dem landläufigen Begriff der Satire an ihre selbständigen Formen denken, so befremdet doch die Unterstellung großer Tragödien unter diese Rubrik.

In dem großen Abschnitt „Weimar", dessen Held Goethe ist, wird Schiller's Wirken, werden seine dramatischen Werke und Gedichte etwas eingehender behandelt. Scherer steht nicht auf dem Standpunkte Goethe's, welcher meinte, das deutsche Volk müsse sich freuen, zwei solche Kerle zu haben, und sich nicht darüber streiten, wer von beiden der größere sei. Für ihn ist Goethe unbedingt der größte deutsche Dichter: eine Größenmessung, die uns für eine objective Literaturgeschichtschreibung wenig geeignet erscheint, da sie doch immer aus der Perspective subjectiver Schätzung hervorgeht. Im ganzen wird Schiller in derartiger Weise behandelt, daß man dieser Behandlung den subalternen Rang anmerkt, den Scherer dem Dichter einräumt: schwerlich würde man aus der Analyse der Schiller'schen Dramen ersehen, worin diese einen so großen Vorsprung vor den Goethe'schen in Bezug auf tiefer greifende Wirkung haben. In die ganze Darstellung Schiller's sind neben dem Anerkennenden, was ja dem Liebling der Nation nicht versagt werden kann, herabsetzende Wendungen verwebt, welche die mangelnde Sympathie des Literarhistorikers für diesen Dichter hinlänglich illustriren. So z. B. wird Posa mit Nathan verglichen, die Scene, in welcher der Malteser vor König Philipp steht, mit derjenigen, in welcher Nathan dem Sultan die Geschichte von den drei Ringen erzählt. Daß Posa von dem Sohne Karl's V. einen Staat verlangt, worin die Krone nach Menschenglück ziele, veranlaßt Scherer zu der Bemerkung: „Männerstolz vor Königsthronen wollte Schiller darstellen, wie er es im «Lied an die Freude» verlangte; aber gerade die unreife Erfindung wirkte auf die Gemüther; gerade in den psychologischen und poetischen Fehlern lag eine unwiderstehliche

Digitized by Google

Gewalt." Unreife Erfindung, poetische und psychologische Fehler — damit ist Posa beseitigt. Dergleichen übt doch sonst keine Wirkung, höchstens eine abstoßende aus. Bei der Analyse von „Wallenstein" heißt es gelegentlich: „Durchgängig charakterisirt Schiller mehr durch das, was seine Figuren über sich und andere von ihnen aussagen, als durch Handlungen, aus denen wir selbst die Charakterzüge entnehmen könnten." Wenn das wahr wäre, würde Schiller kaum den Anspruch haben, unter den deutschen Dramatikern in erster Reihe genannt zu werden; doch es ist nur eine gänzlich unbegründete Redensart. Alle Schiller'schen Helden mit wenigen Ausnahmen charakterisiren sich sehr scharf durch ihre Handlungen. „Die Jungfrau von Orleans" soll an Goethe's „Egmont" und „Götz" erinnern: wiederum eine durch nichts gerechtfertigte Behauptung. Es gelang Schiller hier nicht, das Neue darzustellen, etwas besser, aber auch nicht ganz, im „Tell". „Die Braut von Messina" dagegen ist das höchste Werk reiner Kunst, das Schiller hervorgebracht hat. Das ist die akademische Schätzung. Bei der Besprechung seiner Gedankendichtungen heißt es: „Schiller's Sprache ist nicht reich. Er muß auch hier mit Wenigem haushalten, aber er weiß es glänzend zu verwerthen." Es sind das Behauptungen, denen gegenüber man förmlich verstummt. Schiller's Sprache nicht reich, sie, die aus unerschöpflichem Quell die ganze Literatur des folgenden Jahrhunderts befruchtet hat? Das ist übrigens alles auch nicht neu; man kennt dergleichen aus der Zigeunersprache der gelehrten, ästhetischen Cliquen, welche meinen, etwas vor dem Volke vorauszuhaben, wenn sie auf Schiller vornehm herabsehen.

Leider finden wir diese Feindlichkeit gegen Schiller, und zwar in noch schrofferer Form ausgesprochen, auch in einem sonst höchst verdienstlichen Werke: „Geschichte der deutschen Literatur", von Franz Hirsch (3 Bde., Leipzig, Wilhelm Friedrich). Von dem Werke Scherer's unterscheidet sich dasjenige von Franz Hirsch durch seinen consequent durchgeführten anthologischen Charakter. Es ist zwar weit davon entfernt, der Anthologie ungehörige Zugeständnisse zu machen; der Charakter der wissenschaftlichen Darstellung, der historischen Entwickelung bleibt immer gewahrt; doch das Porträt der einzelnen Dichter erhält durch kürzere Auszüge aus ihren namhaftesten Werken eine für das große Publikum wünschenswerthe Beleuchtung. Franz Hirsch hat tüchtige germanistische Studien gemacht, wenn er auch nicht zu den Fachgelehrten der Universitäten gehört wie Scherer. Doch stellt er nirgends seine Gelehrsamkeit in überflüssiger Weise zur Schau, was allerdings auch Scherer nachgerühmt werden muß, der alle Quellenangaben in den Anhang verweist; die Darstellung von Franz Hirsch ist durchweg fließend und geschmackvoll, und wetteifert hierin mit dem Scherer'schen Werk: doch sie ist reicher an Perspectiven und Parallelen. Eine streng pragmatische Darstellung hat zwar ein Recht, dieselben zu verschmähen: aber sie sind durchaus kein müßiges Spiel des Witzes, sondern dienen für einen großen Leserkreis dazu, oft in frappanter Weise die Eigenart eines Schriftstellers ins Licht zu setzen. Da sich heutigentags jede Wissenschaft in Specialitäten verflüchtigt, die einzelnen Forscher oft nur einzelne Epochen beherrschen, so sind sie auch gar nicht in der Lage, sich jene vermeintlichen Versündigungen

Digitized by Google

zu Schulden kommen zu lassen: es fehlt ihnen der dazu nöthige Ueberblick, besonders wo es Vergleiche zwischen Schriftstellern der mittlern und der neuesten Literatur gilt.

An Gustav Freytag's Vorbild sich anlehnend, hat Franz Hirsch lebensvolle Culturbilder in seine Literaturgeschichte verwebt. Ohne den Zusammenhang mit der Culturgeschichte wird jede Literaturgeschichte in der Luft schweben. Hirsch schildert das Leben der Klöster, das Wesen des Ritterthums, die erste Gestaltung der Volksbühne in lebendiger und anschaulicher Weise; ebenso widmet er einzelne Kapitel der neulateinischen Dichtung, der Journalistik, den Literaturbedingungen des Jahrhunderts der Reformation und vieles, was mit den culturgeschichtlichen Zuständen im Zusammenhang steht und von den Literaturhistorikern meistens nicht berücksichtigt wurde, in eingehender und geistvoller Weise. Sehr treffend sind die Charakterbilder, die er von den berühmten Dichtern des Mittelalters, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, entwirft; da ist nichts Zusammengestückeltes, es sind Charakteristiken aus Einem Guß. Hirsch behauptet mit Aschbach die Unechtheit der Dramen der Horswitha, als deren Verfasser ihm Konrad Celtes gilt. Spätere Perioden sind im ganzen treffend charakterisirt, einzelne Dichterporträts, z. B. Goethe, von frappanter Aehnlichkeit. Ebenso treten die Männer des Reformationszeitalters, die Vorläufer unserer classischen Epoche, meist mit scharfen Zügen hervor. In Bezug auf die neueste Zeit hat Franz Hirsch seine Lieblinge, die vorzugsweise unter den Realisten zu suchen sind; es begegnet ihm dabei nicht selten, daß er unbedeutende Autoren überschätzt, oder im Streben nach Vollständigkeit seine Register so überfüllt, daß bei dem gleichartigen Massenaufgebot die Sonne seiner Kritik über Gerechte und Ungerechte wahllos aufgeht. Die Rangunterschiede zwischen den einzelnen Autoren treten nicht scharf genug hervor, wenn auch die erklärten Lieblinge des Tages bei dem Autor auf keine Opposition stoßen, sondern mit einer der Stimmung des Lesepublikums entsprechenden vollen Anerkennung gewürdigt werden. Doch wer die Literatur der Gegenwart bespricht, wird sich schwerlich von persönlichen Sympathien und Antipathien ganz frei machen können, ebenso wenig von den jetzt herrschenden Strömungen der öffentlichen Meinung, während erst die Zukunft das Endurtheil über die Bedeutung der einzelnen Dichter sprechen kann. Wie oft hat ein späteres Geschlecht die frühern Größen des Tages zu den Todten geworfen! Auch verleugnet Franz Hirsch nie das Streben nach unbefangener Würdigung der einzelnen literarischen Leistungen der Gegenwart; sein Urtheil über dieselbe ist nie einseitig oder gar hämisch, und er weiß immer geistreiche Gesichtspunkte festzuhalten.

Dagegen müssen wir bei seiner Charakteristik unserer classischen Epoche auch einen Augenblick verweilen. Die Verherrlichung Goethe's geht Hand in Hand mit einer Herabsetzung Schiller's, wie sie nun einmal bei unsern Literarhistorikern üblich ist, welche meistens aus gewiß sehr schätzenswerthen germanistischen Studien heraustreten, wenn sie an die Darstellung der neuern Literatur gehen. Nun muß aber die Thatsache festgehalten werden, daß jene literarische Blütenepoche, der unsere großen Dichter angehören, mit der altdeutschen Dichtung gar nichts gemein hat. Einflüsse

Digitized by Google

des Alterthums und der gleichzeitigen Weltliteratur, Philosophie und Naturwissenschaft bestimmten sie: irgendwelcher Zusammenhang mit altdeutscher Volkslyrik, mit den Kunstepikern, den Minne- und Meistersängern ist fast gar nicht vorhanden. Bei Goethe allenfalls, was die letztern betrifft, da er mehrfach den Hans Sachs'schen Ton anschlug; bei Schiller aber ist keinerlei Beziehung nachweisbar. Erst die Romantiker griffen auf die altdeutschen Quellen zurück und neuerdings haben wir eine etwas erkünstelte, oft in Bänkelsängerei ausartende Nachblüte des Minne- und Meistergesanges zu verzeichnen; wir haben eine aus germanistischen Studien herausgewachsene Modepoesie: davon ist bei Schiller und Goethe, Lessing, Wieland und Jean Paul gar nicht die Rede. Schiller ist den Germanisten eine unbequeme Größe; denn sie können doch nicht leugnen, daß er unser volksthümlichster Dichter geworden ist, während er mit der alten Volkspoesie und der sogenannten ersten deutschen Blütenepoche der Dichtung nicht in die geringste Berührung kommt.

Franz Hirsch sagt: „So erhaben, so großartig die edle Gestalt Lessing's in der deutschen Geistesgeschichte erglänzt, so muß sie doch hinter einem Größern, Gewaltigern zurücktreten. Dieser bestimmt nicht nur die geistige Richtung eines Zeitalters, er ist auf viele Jahrhunderte hinaus der verkörperte Inbegriff dessen, was deutsche Poesie Großes zu schaffen vermag. Lessing's zwingende Logik gibt auf lange hin dem Verstande seines Volkes zu denken. Goethe's literarische Gewalt bewegt Aeonen hindurch das Herz der Völker." In diesem Tone einer Schönrednerei von zweifelhafter Berechtigung wird Goethe durchweg verherrlicht: mit „Jahrhunderten" und „Aeonen" sollte doch eine ernste Literaturgeschichte nicht um sich werfen, nicht solche Wechsel auf die Zukunft ausstellen. Die Schätzung vom Standpunkte gegenwärtiger ästhetischer Einsicht möge genügen — „das Künftige ruht im Schoße der Götter".

Bei Schiller hält es Franz Hirsch für nöthig, nachzuweisen, daß er überhaupt ein Dichter ist, und nimmt ihn gegen diejenigen in Schutz, welche das bestreiten. „Es wäre zu viel gesagt, wollte man behaupten, daß Schiller eigentlich kein Dichter, sondern ein großer Geschichtsphilosoph war, bei dem die Reflexion die Anschauung unterdrückte. Da sich aber zu dieser Reflexionsthätigkeit die Gestaltungskraft der schaffenden Phantasie gesellt und die Ideen in Gestalten verkörperte, die sich in poetischen Formen geben, so ist Schiller ebenso ein Dichter wie Lessing." Schiller und Lessing — wir könnten den Kritiker Lessing selbst gegen diese Gleichstellung ins Feld führen! Schiller, dem die Muse in feurig hinreißender Inspiration alles in die Feder dictirte, und Lessing, der alles durch „Röhren" in sich in die Höhe treiben mußte, können niemals als Dichter in gleiche Linie gestellt werden. Schiller bewegt sich, nach Franz Hirsch, in einer Atmosphäre des Rhythmus, die den Poetenverstand sehr häufig im Taumel schöner Worte berauscht. Schiller's Gestalten sind in der Anlage verzeichnet; eine innere Unwahrheit der Charaktere wird bei vielen Persönlichkeiten der Schiller'schen Dramatik auch ohne den Vergleich mit Goethe'schen Gestalten empfunden. Wie weit steht Schiller mit seinen verzeichneten Charakteren z. B. gegen Friedrich Friedrich zurück, dem von unserm Literarhistoriker ein „plastisches Herausarbeiten der Charaktere" nachgerühmt wird. Weiterhin sagt Franz Hirsch von Schiller: „Ein Dramenstil, in welchem die sorglich und fein

Digitized by Google

herausgearbeitete Situation, der theatralische Effect die Hauptsache und die auf Naturwahrheit beruhende Charakterisirung Nebensache ist, gleicht einer Wohnung mit prächtigem Meublement, in der sich dürftig gekleidete Gestalten bewegen!" Gegenüber dieser, aus der romantischen Schule herstammenden und hundertfach nachgesprochenen Behauptung, daß Schiller keine Charaktere zu zeichnen verstehe, muß geltend gemacht werden, daß seine Charakteristik eine durchaus scharfe ist, innerhalb des Idealstils der Tragödie, die freilich keine überflüssigen Ecken und Kanten zuläßt, wie dies ja auch schon Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas" ausgesprochen hat. „Erst Goethe und Schiller", sagt er, „haben den Deutschen das historische Drama aufgeschlossen, den höhern Stil in Behandlung der Charaktere, welcher für große, tragische Wirkungen unentbehrlich ist." „Durch mehr als ein halbes Jahrhundert hat Pracht und Adel der Charaktere Schiller's die deutsche Nation beherrscht, und lange haben die schwachen Nachahmer nicht verstanden, daß die Fülle seiner Diction nur deshalb so große Wirkungen hervorbrachte, weil unter ihr ein Reichthum von dramatischem Detail wie unter einer Vergoldung bedeckt liegt." Das übersehen aber nicht nur die schwachen Nachahmer, sondern auch die einseitigen Kritiker.

Zum Ueberfluß hält es Franz Hirsch für geboten, dem Dichter, nachdem er ihm Mangel an Originalität vorgeworfen und daß er durchaus nicht peinlich gewesen sei im Verwerthen von Situationen und Figuren, die er bei andern Dichtern gefunden, auf zahlreichen Seiten eine Art von Beweis dafür zu liefern durch Nebeneinanderstellung von Scenen und Stellen aus Schiller's und Shakspeare's Dramen, die im übrigen durchaus nicht überzeugend sind, sondern nur darthun, daß ähnliche Situationen bei geistesverwandten Dichtern auch einen ähnlichen Ausdruck finden. Wie hat Shakspeare seine Vorgänger und Zeitgenossen geplündert! Greene nannte ihn eine Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt. Keinesfalls gehört ein so weitschweifiger Excurs dieser Art in eine Literaturgeschichte.

Ferner wird Schiller der Anachronismus der Ideen in seinen Dramen vorgeworfen. Ohne einen solchen Anachronismus gibt es überhaupt kein historisches Drama, welches das Publikum der Gegenwart packen könnte, sondern da gibt es nur geschichtliche Costümstudien, welche zur Freude der Schneider und Alterthumsforscher auf die Bühne gebracht werden. Wir müssen uns immer von neuem gegen historische Stoffe erklären, mit denen das geistige Leben und Streben der Gegenwart keine Fühlung hat. Solche hat übrigens Schiller nicht gewählt: jene Anklage kann sich überhaupt nur gegen den „Don Carlos" richten: in „Tell", „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans" finden sich durchaus keine geschichtlichen Costümfehler, keine Anachronismen der Ideen!

Oberflächlich wird Jean Paul von Franz Hirsch behandelt, der sich auf eine Angabe und Analyse seiner Hauptwerke gar nicht einläßt, dafür einen seitenlangen Auszug aus „Schulmeisterlein Wutz" mittheilt. Desto mehr bevorzugt Franz Hirsch die Romantik: er nennt das Romantische die vorherrschende und auch die gesundeste Richtung in der modernen Literatur. Die „gesundeste" — man denke an Novalis, Clemens Brentano, Amadeus Hoffmann, an Heinrich von Kleist, aus dessen

Digitized by Google

Dramen drei umfangreiche Auszüge mitgetheilt werden, der in anthologischer Hinsicht am meisten von allen deutschen Dichtern bedacht ist. Und gar die „vorherrschende" — leider führen die Epigonen der Romantik in der neuesten Zeit wieder das große Wort; aber die durch das Junge Deutschland inaugurirte moderne Richtung unserer Literatur wird zuletzt den Sieg davontragen über die ganze anachronistische Lyrik, Epik und Dramatik, welche doch nur zu den vergänglichen Tagesmoden gehört.

Trotz dieser Proteste gegen den Standpunkt von Franz Hirsch, in welchen ja Gleichgesinnte nur eine Empfehlung des Werkes sehen können, wird dasselbe sich selbst den Lesern aller Parteien durch seine frische, warme Darstellungsweise, die Selbständigkeit des Urtheils, die Belebung durch die aus den Dichtern mitgetheilten Proben empfehlen.

Neben der anthologischen Literaturgeschichte tritt die illustrirte in die Schranken und zwar mit glänzendem Erfolg; denn die „Deutsche Literaturgeschichte" von Robert König (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing) liegt in der 17. Auflage vor: ein Beweis dafür, wie glücklich der Gedanke war, der durch zahlreiche Welt- und Volksblätter genährten Neigung unsers Publikums für illustrativen Schmuck auch einmal auf dem Gebiete der Literaturgeschichte entgegenzukommen. Der Herausgeber sagt von seinem Werke in der Vorrede: „Seinem Ursprunge und seiner Bestimmung gemäß hat es weder einen streng wissenschaftlichen Charakter, noch will es die deutsche Literatur in ihrer Gesammtentwickelung berücksichtigen; doch hofft es durch treue Benutzung der Forschungen mehrerer hervorragenden Germanisten und Literarhistoriker dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft gerecht geworden zu sein und ein anschauliches, wenn auch nicht erschöpfendes Bild des Entwickelungsganges unserer deutschen Dichtung im Rahmen unserer ganzen Cultur darzubieten. Dem deutschen Hause wünscht es vor allem zu erzählen, was die Altvordern gesagt und gesungen haben, und im Bilde zu zeigen, wie sie Bücher geschrieben, gedruckt, geschmückt haben. Es möchte nicht nur ein Hausbuch sein, es möchte eins der Erbbücher werden, die W. H. Riehl in dem Bücherschrank des deutschen Hauses neben der Hausbibel und der Familienchronik zu erblicken wünscht."

Die Zahl der bisher erschienenen Auflagen beweist, daß die kühnen Hoffnungen des Verfassers keineswegs illusorisch waren. In den neuen Auflagen ist das Werk wesentlich erweitert worden, auch in Bezug auf die neueste Literaturepoche, und unverkennbar tritt das Streben nach parteiloser Beurtheilung auch solcher Autoren hervor, welche der persönlichen Richtung des Herausgebers weniger zusagen. Zu statten kommt ihm dabei, daß er den blos kritisirenden Standpunkt weniger hervorhebt als den charakterisirenden; seine Hauptabsicht bleibt immer, die Leser mit den einzelnen Dichtwerken vertraut zu machen, was er durch Inhaltsangabe, einzelne Proben und Angabe ihrer dichterischen Eigenart erreicht. Ein Haus- und Erbbuch muß in der That unparteiisch sein und den verschiedenartigsten Sympathien gerecht werden, soweit sie durch die Talente gerechtfertigt sind. Einzelne Schriftsteller möchte man indeß eingehender gewürdigt sehen; bei

Digitized by Google

ihnen vermißt man die Analyse einzelner Werke, die bei andern wieder ins Detail geht. Mit Recht sind Gutzkow, Hebbel, Geibel u. a. eingehend beurtheilt; Freiligrath, den wir sehr hochstellen, ist doch, gegenüber andern auf vielen Gebieten schöpferischen Dichtern, durch eine viele Seiten lange Charakteristik zu sehr bevorzugt.

Der illustrative Schmuck beschränkt sich in der neuesten Epoche auf die Porträts der Dichter; in der classischen, in welcher die Würdigung Schiller's eine uneingeschränkte ist, finden sich neben den Porträts auch die Bilder ihrer Frauen, Freundinnen und Liebchen, selbst humoristische Skizzen, Titelkupfer und Titeldrucke und Autographen jeder Art. In den weiter zurückliegenden Epochen kommen dazu Proben der alten Handschriften, alten Drucke und Holzschnitte, welche eine in den wissenschaftlichen Literaturgeschichten fehlende Anschauung des ältern Schriftthums ermöglichen.

Robert König's „Literaturgeschichte" soll ja nicht bahnbrechend sein, nicht neue Gesichtspunkte vertreten: sie gibt das Residuum aller bisherigen literaturgeschichtlichen Analysen in einer Einkleidung, welche das große Publikum siegreich erobert hat.

Wir dürfen an dieser Stelle ein bedeutendes Werk nicht unberücksichtigt lassen, welches sich nicht ausschließlich mit deutscher Literatur beschäftigt, aber dieselbe doch im Zusammenhange mit denjenigen der andern Nationen darstellt, die „Geschichte der neuern Literatur" von Adolf Stern (7 Bde., Leipzig, Bibliographisches Institut). Natürlich erscheint die deutsche Literatur in solcher Darstellung in einer etwas andern Beleuchtung, obschon auch diejenigen, welche sie ausschließlich zum Gegenstande ihrer Darstellung machen, nicht umhin können, die Reflexe der allgemeinen Literaturentwickelung auf ihre Bilder und Gruppen spielen zu lassen. Adolf Stern ist im wesentlichen ein ästhetisch-kritischer Literarhistoriker, und das ist nach unserer Ueberzeugung der einzig richtige Standpunkt; er nimmt das Geschichtliche, Culturgeschichtliche und Wissenschaftliche so weit hinein, als es die Entwickelung der einzelnen Dichter und Schriftsteller bestimmt; aber er hemmt unsere Schritte nicht durch ein Gerölle zerbröckelnder Daten oder durch übertriebene synchronistische Gewissenhaftigkeit, welche die Charakterbilder der einzelnen Dichter auflöst, um in einzelnen Jahrzehnten oder Lustren gleichzeitig geschaffene Werke und die entsprechenden Bruchstücke aus dem Leben der Dichter zusammenzuordnen. Wir verlangen von einer Literaturgeschichte den Gesammteindruck einer dichterischen Persönlichkeit und ihrer Schriften zu erhalten. Das Gewordene festzuhalten, den dauernden Besitz der Nation und die Bedeutung ihrer literarischen Schätze zu fixiren, das ist ihre erste Aufgabe, erst ihre zweite, das „Werden" der Dichter und ihrer Werke darzustellen, den Zusammenhang zwischen ihrem Leben und ihrer Dichtung nachzuweisen: die Ueberschätzung des oft gleichgültigen biographischen Details ist ein Grundfehler der mit ihrer Gelehrsamkeit prunkenden Literaturgeschichte. Das Werk von Stern würde allerdings vielleicht besser den Titel „Geschichte der neuern Dichtung" führen, denn die großen Philosophen und Historiker, die doch auch so wichtige Bausteine für die Nationalliteraturen herbeigetragen, sind sehr beiläufig und skizzenhaft behandelt; doch jeder Autor hat ja das Recht, den Kreis, den er darstellen will, zu umschreiben.

Digitized by Google

Adolf Stern besitzt ein glückliches Talent der Gruppirung; er weiß die einzelnen Richtungen scharf zu sondern und oft mit einem bezeichnenden neuen Namen in die Literatur einzuführen. Mit Bezug auf die deutsche Literatur tritt dies in den ersten Bänden weniger hervor: da überwiegt entschieden die Literatur der andern Nationen an Bedeutung und auch in der Schilderung. Was über die Humanisten, über Luther, Hans Sachs, was später über die französische Schule in der deutschen Dichtung, über die erste und zweite Schlesische Dichterschule gesagt wird: das bietet nichts wesentlich Neues, obschon gerade durch die Darstellung der internationalen Literaturbeziehungen einzelne frappante Lichter auch auf die deutsche Literatur fallen. Schon die Unterordnung unter die einzelnen Bücher: „Die Gegenreformation", „Der Akademismus", „Der Classicismus", „Die Aufklärung", als gemeinsame Rubriken für die gesammte europäische Literaturbewegung, rückt die einzelnen Erscheinungen in eine andere, von höhern geistigen Lichtquellen ausgehende Beleuchtung, als sie die gesonderte Darstellung einer einzelnen Nationalliteratur bieten könnte. Mit dem neunten Buch: „Rückkehr zur Natur", und besonders mit dem zehnten: „Die goldene Zeit der neuen Dichtung", übernimmt Deutschland die Führerschaft in der literarischen Bewegung und die andern Völker treten mehr in den Hintergrund: hier entwirft uns Adolf Stern ein Bild unserer Classiker und Romantiker, welches ebenso lebensvoll wie unparteiisch ist, sodaß jedem unserer großen Dichter das gebührende Recht zutheil wird. Nur der Unterschied zwischen den Romantikern der ersten und zweiten Generation erscheint uns nicht genugsam gerechtfertigt.

Anfangs hatte Stern die Absicht, sein Werk wie Gervinus und Scherer etwa mit Goethe's Tode zu schließen; doch abweichend von diesem Programm hat er noch in zwei umfangreichen Bänden die neuere und neueste Literatur charakterisirt. Hier, wo es sich nicht um fertige literarische Rubriken handelt, die in Bezug auf frühere Perioden schon eine kanonische Geltung erworben haben, war für neue Gruppirungen der Autoren ein größerer Spielraum gegeben. Er theilt diese neue Epoche in zwei Abschnitte, von denen er den ersten „Liberalismus und Demokratismus" benennt, während der zweite als die Epoche des „Realismus und Pessimismus" bezeichnet wird. Es lassen sich indeß diese Grenzen schwer einhalten, da die Thätigkeit einzelner Autoren über beide hinübergreift: alle solche mehr oder weniger chronologische Eintheilungen haben etwas Irrationales, da das Leben und Wirken der einzelnen Dichter selten ohne Rest in ihnen aufgeht. Zwar in die erste Epoche lassen sich Börne und Heine, die jungdeutschen Autoren, die politischen Lyriker ohne sonderliche Schwierigkeit unterbringen, obschon Gutzkow's große Romane, Laube's tonangebende dramaturgische Thätigkeit und sein bestes Drama „Essex", sowie besonders Wilhelm Jordan's „Nibelungen" schon in die zweite Epoche fallen. Was aber diese betrifft, so erscheinen uns einzelne Rubriken, wie besonders die erste: „Die Rückkehr zur Kunst", in der deutschen Dichtung anfechtbar. Oft scheint es uns, als würde hier unter Kunst die akademische Selbstgenügsamkeit verstanden, die sich vom Geist der Zeit abwendet und insofern durchaus keine Fortsetzung der durch unsere Classiker angebahnten, mit allen Ideen des Jahrhunderts aufs engste verknüpften Poesie

Digitized by Google

bedeutet. Die Vorliebe, mit welcher Adolf Stern Dichter wie Gottfried Keller, Paul Heyse, Theodor Storm u. a. behandelt, beweist zur Genüge, daß er in dieser Abwendung von den geistigen Bestrebungen der Gegenwart einen Triumph der reinen und echten Kunst erblickt. Abgesehen von diesen persönlichen Sympathien würde ja die Bezeichnung dieser mit so liebevollem Nachdruck behandelten Richtung berechtigt sein, soweit es die erwähnten Autoren angeht: aber es sind andere in diese Rubrik gesperrt, welche sich offenbar nicht ohne Gewaltsamkeit darin unterbringen lassen. Spielhagen's Romane z. B. stehen durchaus mit denen Gutzkow's in Einer Linie, was ihre Tendenz und Richtung betrifft, und könnten unter der Bezeichnung „Demokratismus" wohl untergebracht werden; selbst Geibel ist ein politischer Lyriker, wenn er auch nicht im Heerlager der Opposition stand, wogegen Gottfried Keller sehr gut wie Jordan unter die Epigonen der vormärzlichen Dichtung gerechnet werden könnte, denn seine ersten Gedichte enthielten vormärzliche politische Lyrik. Was nun Gustav Freytag betrifft, so wird ihm gewiß niemand das Recht bestreiten, für den Führer der neuen Realisten zu gelten. Sehr treffend ist die Bemerkung Stern's, daß Freytag's poetische Gesammtanschauung in jenem Realismus gipfelt, welcher zu der großen Vergangenheit der deutschen Literatur insoweit in einen bewußten Gegensatz trat, als er auf gewisse Gebiete der Darstellung, auf gewisse Momente der Empfindung von vornherein Verzicht leistete und in der Verherrlichung und Ueberschätzung bestimmter Lebenskreise und ihrer Vorurtheile in die moralisirende Periode zurückverfiel; doch gerade aus Stern's Darstellung gehen nicht nur die jungdeutschen Zusammenhänge Freytag's hervor, sondern auch daß er mit Bezug auf seine beiden Hauptwerke „Soll und Haben" und „Die verlorene Handschrift" ein durchaus tendenziöser Dichter ist; denn die Tendenz derselben ist gegen den Adel zu Gunsten des Kaufmannsstandes und gegen die Höfe zu Gunsten der Universitätsgelehrsamkeit gerichtet, und wenn irgendein Autor die Etikette des Liberalismus deutlich zur Schau trägt, so ist es Gustav Freytag.

Mehr als diese großen Hauptabtheilungen entsprechen die Unterabtheilungen der Gruppirung der charakteristischen Bedeutung einzelner Richtungen. Da stoßen wir auf die poetischen Realisten der deutschen Literatur, auf die katholische Gruppe in der neuesten deutschen Literatur, die in der That ein zusammenfassendes Bild einer Reihe zum Theil von den Literarhistorikern allzu sehr beiseitegeschobenen und vernachlässigten Schriftsteller gibt, ferner auf die protestantisch-orthodoxen Parteien und frommen Lyriker.

Der Abschnitt „Die neueste deutsche Literatur" zerfällt in mehrere Unterabtheilungen: 1) Die Dichter größern Stils, worin Adolf Stern die Selecta der vornehm auf den Gipfel des Parnasses gestellten Poeten zusammenfaßt, während wir in Dichtern wie z. B. Gottfried Keller und Theodor Storm keineswegs hervorragende Träger unserer Literaturepoche finden können, welche die maßgebende Entwickelung unserer classischen Zeit weiter fortführen. 2) Lyriker und lyrisch-epische Dichter. 3) Romandichter und Novellisten, unter denen nach Verdienst Friedrich Spielhagen und Wilhelm Rabe mit besonderer Vorliebe behandelt sind, während Wilhelm Jensen nicht mit dem Nachdruck, der seinem hervorragenden Talent

Digitized by Google

gebührt, in den Vordergrund gestellt ist. 4) Dramatiker, eine Art von Supplementrubrik, in welcher besonders Ernst von Wildenbruch mit treffenden Zügen charakterisirt wird. 5) Gelehrte und archäologische Poesie. 6) Die Pessimisten, eine Gruppe, in der auf einmal ein älterer Dramatiker wie Brachvogel wieder auftaucht, während ein Autor wie Sacher-Masoch, der doch durch sein „Vermächtniß Kain's" zu den Führern der modernen Pessimisten gehört, in der reichsten, etwas farb- und physiognomielosen Gruppe: „Die zeitgemäßen Schriftsteller", untergebracht ist, wo er sich gewiß zu seiner Verwunderung mit der Marlitt zusammen in einer Rubrik findet.

Es ist überaus schwer, aus den Strömungen der Gegenwart bereits fest krystallisirte Gruppen auszuscheiden, noch mehr aber für das in der eigenen Sympathie und in der Meinung des Tages Hochstehende einen unbefangenen kritischen Standpunkt zu gewinnen. Wir rechten daher nicht mit dem Autor, wenn er der herumtastenden Muse der Akademiker seine volle Bewunderung entgegenbringt oder z. B. den dramatischen Werken Heyse's acht Seiten und selbst den verfehlten eine eingehende Analyse widmet, während er auf kaum einer Seite die Dramen Adolf Wilbrandt's flüchtig berührt, der doch an dramatischem Talent Paul Heyse bei weitem überlegen ist. Doch von solcher Ungleichheit der Behandlung abgesehen ist die Darstellung Adolf Stern's durchaus rühmenswerth: nirgends überwiegt ein krittelnder und geringschätziger Ton; überall ist ein wohlwollendes Entgegenkommen gegen die neuern Talente unverkennbar und das sichtbare Bestreben, ihre literarische Physiognomie und Eigenart mit einer sich dem Gedächtniß einprägenden Schärfe darzustellen. Auch die Vollständigkeit, mit der alle nennenswerthen Schriftsteller, welcher Richtung sie angehören mögen, registrirt werden, verdient Anerkennung. Wie er aber die hier allein in Betracht kommenden deutschen Schriftsteller mit geschmackvoller Feinheit und in lebensvoller Schilderung charakterisirt, so noch mehr die Größen der Weltliteratur, wie Tasso und Calderon, Shakspeare und Milton, Byron und Victor Hugo, Dickens und Thackeray, bis zu Daudet und Zola herab: es sind zum Theil plastische Bilder von monumentalem Charakter, und eine Reihe feinsinniger ästhetischer Reliefs zieht sich um ihren Sockel. Ueberall sind auch die dii minorum gentium gewissenhaft verzeichnet und ebenso die Literaturen der nicht tonangebenden Nationen in ihren Hauptvertretern bis zur Gegenwart herab in eingehender, meist treffender Weise geschildert.

Gegenüber diesen Größen der Weltliteratur und den Dichtern anderer Völker zeigt sich Adolf Stern in seiner Kritik durchaus unabhängig von einseitigen ästhetischen Theorien, was gegenüber der deutschen Literatur der Gegenwart bei ihm nicht immer der Fall ist. Von dem Verfasser dieser Zeilen sagt er an einer Stelle: „Er vertheidigte leidenschaftlich das Recht der Gedankendichtung, das doch im Ernst wol kaum angefochten wurde und aus dem ein Lebensrecht der politischen und philosophischen Rhetorik in poetischer Form noch nicht erwächst." Diese Unterscheidungen sind aber durchaus nicht so klar und selbstverständlich, wie Stern zu glauben scheint, wir könnten ihm selbst manche Verwechselung mit Bezug hierauf nachweisen; es genügt aber wol der Nachweis, daß neue Literarhistoriker wie Franz Hirsch und Wilhelm Scherer, und daß Romantiker wie die

Digitized by Google

Schlegel unsern großen Dramatiker Schiller nicht etwa blos für einen Gedankendichter, sondern auch geradezu für einen politischen und philosophischen Rhetoriker erklärt haben.

Ein Muster historischer Darstellung ist die „Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit" von Julian Schmidt, von welcher, als der Verfasser starb, die zwei ersten Bände erschienen waren (Berlin, Wilhelm Hertz), während die drei andern noch nicht veröffentlichten großentheils vollendet sind und das Werk so vor dem Schicksal bewahrt worden ist, ein Torso zu bleiben. Die beiden ersten Bände reichen bis zum Jahre 1781, etwa bis zum Auftreten Schiller's. Das neue Werk tritt an die Stelle zweier ältern Werke: „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod" (2 Bde.) und „Geschichte der deutschen Literatur von Lessing's Tod bis auf unsere Zeit" (3 Bde.) und ist die Verschmelzung derselben zu einer „endgültigen Ausgabe letzter Hand". Julian Schmidt hat den Titel des Gesammtwerkes von seiner zweiten Schrift übernommen, die ihm ja vorzugsweise einen Namen gemacht hat; er hätte ihn, wie er in der Vorrede andeutet, auch von der ersten entnehmen können, und nach unserer Ansicht besser daran gethan. Eine Geschichte geistigen Lebens ist sein Werk schon nach den Gesichtspunkten, die er in der Vorrede angibt; denn er schildert im Grunde „ein Segment der allgemeinen europäischen Culturbewegung während jener Jahrhunderte". Mit Recht hebt er hervor, was auch wir bereits mehrfach betonten, daß der wunderbare Aufschwung des 18. Jahrhunderts nur in geringem Maße mit den vergangenen Schöpfungen der deutschen Literatur zusammenhänge und daß die Einwirkung der früher gereiften Culturvölker von größerm Belang sei. Es geht daraus hervor, daß einseitige Germanisten als solche wenig berufen sind, unsere classische und moderne Literatur darzustellen. Von den geistigen Elementen unsers goldenen Zeitalters ist nur die Reformation, wie Julian Schmidt hervorhebt, echt deutschen Ursprungs; „selbst das mittelalterlich Nordische ist uns Modernen eher durch Shakspeare, als durch unsere eigenen Vorfahren aufgegangen, das Alterthum durch die italienische Renaissance vermittelt worden; in der allgemeinen Weltbildung treten wir in die Fußstapfen der Franzosen". Den Zusammenhang dieser verschiedenen Bildungselemente — Renaissance, Reformation, Gothik und Classicismus — untereinander und ihren Einfluß auf unsere Literatur deutet Julian Schmidt mit möglichst starken Strichen schon in der Einleitung an: er lehnt es ab, sich in Epochen, wo die Dichtung erlahmt, vorzugsweise mit ihr zu beschäftigen; Politik und Religion, Recht und Sitte kommt bei dem Verständniß der Dichtung in Betracht; die Geschichte der Literatur hängt überdies mit der Geschichte der Wissenschaften eng zusammen. Theologie, Jurisprudenz, Naturwissenschaften, die classische und germanistische Philologie haben auf unsere schöne Literatur großartige Wirkungen ausgeübt. Die Literaturgeschichte hat diese Disciplinen nicht methodisch darzustellen, sondern nur solche Momente zu ergreifen, in denen die eine oder andere derselben ihr volles Gewicht in die Wagschale wirft. „Fortgang und Bewegung der Ideen in möglichst deutlichen Umrissen zu zeichnen", sagt Julian Schmidt, „ist der Hauptzweck einer Darstellung." Das ist aber ebenso



Digitized by Google

Aufgabe der Geschichte, vor allem der Culturgeschichte — und wenn dieser Hauptzweck in den Vordergrund gestellt wird, so wird der Literaturgeschichte von Hause aus eine nur subalterne Stellung eingeräumt, die geistigen Richtungen und ihren innern Zusammenhang darzustellen darf diese nicht verabsäumen; aber ihr Schwerpunkt muß ein für allemal auf der Charakteristik der Dichter und ihrer Werke liegen.

Die allgemeine Einleitung mit ihren Rückblicken auf die „europäische Culturbewegung bis zum 17. Jahrhundert" ist in ihrer summarischen Fassung schlagend und reich an geistvollen Lichtern; im übrigen beschäftigt sich das erste Buch: „Leibniz und seine Zeit", vorzugsweise mit diesem Philosophen in seinen Beziehungen zur englischen und französischen Bildung, dann mit dem Kampfe der Pietisten gegen die Orthodoxen, und nur im letzten Kapitel tauchen die Hofdichter Canitz und Besser auf. Gab es denn in dem Zeitraume von 1670 bis 1720 keine deutsche Poesie? Gewiß, es ist eine von den gleichgültigen Perioden, von denen Julian Schmidt in der Vorrede sagt, daß ihr gegenüber ein summarisches Verfahren gerechtfertigt sei: der Geschichtschreiber solle so viel wegwischen als möglich, damit das Auge des Lesers sofort den Gegensatz zwischen vollen und leeren Perioden erkenne. Ob Julian Schmidt hier nicht zu viel weggewischt hat? Wol werden in der Einleitung Hofmannswaldau, Lohenstein und Christian Weise erwähnt; aber die damaligen Dichter- und Sprachgesellschaften, aus denen eine „Poetik" nach der andern hervorging, die Zesen, Harsdörffer, Ruß durften doch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden; auf die Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur waren sie doch von großem Einfluß.

Die nächsten Abschnitte geben nur ein interessantes Dichterbild: Günther. Gottsched, Gellert, Gleim, Bodmer werden gelegentlich in dem Gemälde der Zopfzeit mit berücksichtigt; der Abschnitt „Der Idealismus im Aufsteigen" setzt etwas voller ein mit der Charakteristik Klopstock's, später Lessing's; Kant und Winckelmann werden in einem selbständigen Kapitel behandelt, der „Siebenjährige Krieg", Voltaire und Rousseau, Sterne und Hume fast ebenso eingehend wie die deutschen Autoren gewürdigt.

Eine Eigenart der Schmidt'schen Literaturgeschichtschreibung sind die geschichtlichen Abrégés, die sich mitten in seine Darstellung einschieben. Da wird uns der spanische Erbfolgekrieg auf mehrern Seiten erzählt, ohne die allergeringste Beziehung zu den literarischen Zuständen und Leistungen Deutschlands, ebenso später die Schlesischen Kriege und der Siebenjährige Krieg, mit welchem allerdings Lessing, Gleim, Ramler, Ewald von Kleist, auch Gottsched und Gellert eng verwebt sind; aber die Chronik der einzelnen Schlachten konnte uns wol erlassen werden. Neben diesen Abschweifungen auf das Gebiet der Kriegsgeschichte finden sich durch das ganze Werk hier und dort einzelne chronologische Daten zerstreut, die sich ganz fremdartig ausnehmen und sich gewiß mit Verwunderung unter literarischen Schilderungen wiederfinden, gleich als wären sie aus einem aufgeblätterten Notizbuch herausgestreut worden.

Bezeichnend ist auch das synchronistische Schnitzelement für Julian Schmidt's Darstellungsweise. Seine Charakteristik der Dichter, die meist auf biographischer

Digitized by Google

Grundlage ruht, hat keinen vollen Athem, da sie bei jedem Anlaufe auf eine Schranke stößt, welche die chronologische Ziffer ihr aufrichtet; das Leben der Dichter ist nicht nur in Epochen gegliedert, sondern in allerlei kleinste Zeiträume zerstückelt, die auf den Namen einer Epoche nicht Anspruch machen können und die auch nicht durch die eigene Entwickelung der Dichter bestimmt werden.

So taucht z. B. unser Messiasdichter zuerst in dem Abschnitte „Die seraphische Dichtung" auf (1748—51), da hat er die führende Stimme; im zweiten Bande finden wir ihn wieder unter den Barden (1763—69), dann 1771—74 spielt er unter den Hainbündlern seine Rolle, später werden die Berührungen mit Goethe und der Bruch mit ihm (1775—76) geschildert; im nächsten Bande werden wir ihm jedenfalls wieder begegnen. Ebenso begegnet uns Lessing zuerst in dem Abschnitt „Der Siebenjährige Krieg" (1756—63), dann im zweiten Bande im Abschnitt „Die productive Kritik" (1763—69), worin Lessing in voller Manneskraft geschildert wird, dann wieder heißt ein Abschnitt „Lessing in Wolfenbüttel" (1770—77) und zuletzt ein Kapitel „Lessing's Ausgang" (1776—81). Dazwischen sind eine Menge anderer Kapitel, in denen gelegentlich Lessing auch erwähnt wird.

Sind das in Wahrheit nicht disjecti membra poëtae, die wir uns da in den einzelnen Kapiteln zusammensuchen müssen? Kann sich aus solcher Stückarbeit, aus solcher Mosaik das Gesammtbild eines Dichters mit überzeugender Wahrheit gestalten?

Doch wir erfahren ja von den Hütern des heiligen Grals unserer deutschen Sprache und Literatur an den Universitäten, daß die ästhetische Literaturgeschichtschreibung zum alten Eisen in die Rumpelkammer gehört, jene Literaturgeschichtschreibung, welche die Dichter und ihre Werke in ihrer Eigenart und der Bedeutung charakterisirt, welche sie in der Welt des Schönen einnehmen! Wenn ausländische Schriftsteller von hohem Rufe auf diesem Gebiet, wie Taine, so breit sie auch die culturgeschichtlichen Voraussetzungen bis in ein physiologisches und materialistisches Detail anführen, doch die Triumphe ihrer Darstellungskunst in den zusammenfassenden glänzenden Charakterbildern der großen Schriftsteller feiern, in denen die Analyse der einzelnen Werke und das mit echter Intuition erfaßte Gesammtbild der dichterischen Physiognomie Hand in Hand geht, so soll dergleichen in deutschen Landen nicht mehr erlaubt, oder ein veraltetes dilettantisches Unterfangen sein, während die wahre Gelehrsamkeit in der Aufhäufung und Sichtung von Daten, Detailnotizen jeder Art, Briefstellen u. s. w. besteht, in der Ausgrabung aus den Archiven und scharfsinniger Benutzung der dort gemachten Funde, kurz, indem man die classische Epoche behandelt wie die altdeutsche. Wer wollte das Verdienstliche solcher Forschungen leugnen? Nur dürfen sie sich nicht an die Stelle der Literaturgeschichte setzen wollen, nur darf die Nebensache nicht zur Hauptsache gemacht werden.

Zu den Zeiten, welche für solche Darstellungsweise am günstigsten sind, gehört z. B. „Goethe's Jugend", die im zweiten Bande von Julian Schmidt's Werke den breitesten Raum einnimmt, wie überhaupt Goethe, bei dem sich Erlebniß und Dichtung eng verweben, der in Briefen, Aufzeichnungen jeder Art, in seiner Selbstbiographie den vollkommensten Anhalt zu solchen Ausführungen gibt, der Liebling



Digitized by Google

der exacten Literaturforscher — sit venia verbo — ist. Die Kapitel Julian Schmidt's, welche den jungen Goethe behandeln, sind in ihrer Art vortrefflich: die Mädchenbilder, die Friederike, Lotte und Lilli, treten in ihrem Wesen, wie in ihrer Bedeutung für die Dichtungen des jungen Stürmers und Drängers lebendig vor uns hin; die Entstehungsgeschichte von „Götz" und „Werther", „Clavigo", „Stella", dem „Triumph der Empfindsamkeit", den ersten „Faust"-Fragmenten wird uns aus Leben und Briefen des Dichters erläutert; aus den Briefen der Zeitgenossen erfahren wir den Wellenschlag, den jene Schöpfungen im deutschen Geistesleben hervorgerufen, und die Urtheile derselben ersetzen zum Theil die ästhetischen Urtheile des Literarhistorikers, mit denen dieser sich in der Regel nicht abgibt. Und da Goethe nicht nur mit Herder und Wieland in freundliche und feindliche Beziehung getreten, da er mit den Stolberg gereist, mit Lenz und den Stürmern und Drängern verkehrt hat, so gestaltet sich seine Jugendgeschichte von selbst zu einem umfassenden literarischen Zeitgemälde, in welches sich ungezwungen die andern werdelustigen Jünger und vorgeschrittenen Meister einreihten.

Es könnte hier der Anschein erstehen, als wäre die Methode wirklich eine richtige, und doch ist sie falsch und kann auf andere Epochen und andere Dichter nur mit größtem Zwang angewendet werden. Ohne Frage sind Schiller's Tragödien von „Wallenstein" bis „Tell" die größten Schätze unserer dramatischen Literatur: in welcher Beziehung haben sie aber zu seinem Leben gestanden? Er hielt sich in Weimar auf, als er sie dichtete, als Familienvater, in geordneten, bürgerlichen Verhältnissen, ließ fast in jedem Jahre ein neues unsterbliches Trauerspiel erscheinen und correspondirte nur mit seinen Freunden über die Stoffe und Erfolge. Die nach Notizen grabende Biographie geht hier ganz leer aus und die Literarhistoriker müssen sich nolens volens dazu entschließen, die Lücke, die für ihre alle Details zusammenraffende Methode hier entsteht, mit kritischen Betrachtungen über die einzelnen Werke auszufüllen.

Unsere bisherigen Ausstellungen betrafen die Methode Julian Schmidt's, welcher in seiner ersten, noch von den Gelüsten der synchronistischen Geschichtschreiberei nicht angekränkelten Auflage seiner Literatur des 19. Jahrhunderts, sowie in den Sammlungen seiner einzelnen Essays genugsam bewiesen hat, daß er auch die Gabe einer zusammenfassenden Charakteristik und farbenreichen Porträtirung besitzt. Die Vorzüge seiner „Ausgabe letzter Hand" werden zwar durch die Methode, welche ja alle Wünsche der heutigen Fachmänner erfüllt, beeinträchtigt, behaupten sich aber trotzdem gegenüber den oft einseitigen Darstellungen der Literatur, in denen ausschließlich dichterische Erzeugnisse zur Sprache kommen. Als Geschichte des geistigen Lebens verdient Julian Schmidt's Werk volle Anerkennung. Gleich das Bild von Leibniz ist mit bedeutsamen Zügen entworfen; wie bei ihm sind überall die Zusammenhänge mit der englischen und französischen Literatur hervorgehoben. Der junge Goethe, Lessing, wenn man die einzelnen Kapitel zusammenfügt, außerdem mehr im Zusammenhang dargestellte Dichter wie Günther und Bürger geben Zeugniß von der Porträtirkunst des Verfassers. Daß er ein scharfsinniger Kopf war, hat er in seiner kritischen Thätigkeit hinlänglich bewiesen, bisweilen nicht blos zu Ungunsten der Dichter, sondern auch zu Ungunsten der Dicht-

Digitized by Google

kunst: in seiner Literaturgeschichte beweist er es weniger durch die kritischen Lichter, die nicht allzu häufig auf die einzelnen Dichtwerke fallen, als durch die Zusammenordnung alles beweiskräftigen Materials aus den Briefen und zeitgenossischen Schriften, sowie aus den Dichtungen*) selbst, welche immer den leitenden Gesichtspunkten entspricht. Dabei ist die Darstellung Julian Schmidt's stets klar und durchsichtig, auch wo er es mit den Problemen unserer nicht immer durchsichtigen speculativen Philosophen zu thun hat.

Ein ebenso fleißiges wie interessantes Werk ist „Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland", von Dr. Karl Borinski (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung). Sowenig die Epoche, welche der Autor schildert, von Bedeutung ist für die Gegenwart, da sie in allen ihren Bestrebungen von der classischen überholt wurde, so groß ist das literarhistorische Interesse, das sie erwecken muß: denn es ist bisher nur in den eingeweihtesten Kreisen bekannt gewesen, mit welchem Eifer man in der Zeit der Renaissance auch in Deutschland nach einem Kanon für poetisches Schaffen suchte und in welchem innern Zusammenhange alle diese Tendenzen miteinander standen. Freilich wird man nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl in dem Album dieser vergilbten Unsterblichkeiten der Poesie und Poetik blättern; die Mehrzahl dieser Männer, deren Namen zu ihrer Zeit einen guten Klang hatten, die als große Meister gefeiert wurden, sind jetzt so verschollen, daß selbst viele Literaturgeschichten ihrer nicht oder nur in der beiläufigsten Weise gedenken: andere werden überhaupt nur durch den Fleiß einer ins größte Detail gehenden Forschung aus dem tiefsten Dunkel ans Licht gezogen. Eine verwirrende Fülle von Namen taucht in der Borinski'schen Schrift auf; wenn indeß auch kein Leser der Gegenwart sich alle einzelnen ins Gedächtniß einprägen wird, so empfangen wir doch aus derselben den Gesammteindruck, daß in jener Zeit die Dichtkunst zu den angelegentlichsten Beschäftigungen der Gelehrten und Gebildeten gehörte und daß mit Bezug hierauf ein Vergleich mit unserer Zeit sehr zum Nachtheil der letztern ausschlagen muß. Wer kümmert sich heute um die Regeln der Dichtkunst? Kaum werden sie auf den Schulen gelehrt, wohl noch mehr in den höhern Töchterschulen als in den gelehrten Anstalten; das große Publikum hat kaum ein Urtheil über die Formenschönheit eines Gedichts, begnügt sich oft mit den größten Stümpereien und bewundert poetische Ergüsse, denen jeder künstlerische Halt fehlt; selbst Dichter von Ruf, denen mancher, auch in formeller Hinsicht tadellose Wurf gelungen, verfassen ein anderes mal ganz stillose Gedichte mit den gröbsten Verstößen gegen Regeln von unzweifelhafter Gültigkeit. Damals standen deutsche Fürsten an der Spitze von Gesellschaften, welche die Dichtkunst pflegten; aber die Fragen derselben wurden gleichsam von Land zu Land verhandelt. Das Genie läßt sich freilich nicht aus der Erde stampfen, und gerade

*) Die Sitte Julian Schmidt's und anderer Literarhistoriker, alle Verse, die sie citiren, in die Prosaform aufzulösen, ist gewiß nicht zu billigen; es gemahnt oft wie eine Flucht vor den dichterischen Formen, deren Berührung den Autoren unbequem ist, weil sie auch in ihrer Kritik nie auf dieselbe zurückkommen.

Digitized by Google

in diesem Jahrhundert ist es dem deutschen Volke nicht aufgegangen; aber der Sinn für die Dichtung war in weitesten Kreisen verbreitet, man suchte nach festen Regeln für den guten Geschmack, und darin lag ein Interesse, welches der Gegenwart fehlt. Freilich, bei diesem Suchen machte man oft sehr bedenkliche Irrfahrten durch und scheiterte an manchen Klippen — doch in magnis voluisse sat est.

Die große Autorität, welche der damaligen Epoche vorausging und vorausleuchtete, war Scaliger, dessen lateinisch geschriebene Poetik in der That zum ersten mal einige höhere Gesichtspunkte aufstellte, welche über das blos Formale, die Metrik und Prosodie, die durch zahlreiche Beispielsammlungen und Eselsbrücken jeder Art ergänzt und erläutert wurden, hinausging. Seitdem wurde das Poetikenschreiben Mode und diese Werke ein beliebter Verlagsartikel; namentlich aber wurden zahlreiche Metriken und Prosodien der lateinischen Sprache verfaßt. Der Altmeister der deutschen Poetik bleibt trotz der zahlreichen vorausgehenden lateinischen und deutschen Werke über dieselbe immer doch Martin Opitz mit seinem „Buch von der deutschen Poeterei". Obschon von fremden Einflüssen, von Scaliger, Ronsard, Heinsius anfänglich bestimmt, hatte er doch stets eine hohe Meinung von der uralten Sprache der Germanen, die „unzertheilt, unverderbt, rein und unverwischt auf uns gekommen sei". Die Deutschen allein besäßen noch die Sprache ihrer gewaltigen Ahnen; die der Griechen und Römer sei durch die Barbarei verderbt. Das schrieb er schon in seinem „Aristarchus", einem lateinischen Sermon über die Verachtung der deutschen Sprache. In seiner „Poeterei" ist Opitz in vieler Hinsicht von grundlegender Bedeutung. Nur was er zur Vertheidigung der Poesie gegen die Angriffe auf ihre sittliche Schädlichkeit und ihrem heillosen Einfluß auf das Leben der Poeten vorbringt, über die „Erfindung" und „Abtheilung", über die „Heroischen Getichde", über die „Tragedie", die nur von „Königlichem Willen, Todschlägen, verzweiffelungen, Kinder- und Vatermördern, brande, Blutschäden, kriege und auffruhr, klingen, heulen, seuffzen" und dergleichen handelt, über die Komödie sagt: das ist wenig bedeutend, und wenn er Virgil über Homer und Seneca über Sophokles stellt, so huldigt er damit nur dem damals allgemein verbreiteten Zeitgeschmack. Auch was er über den Charakter der übrigen Dichtarten, die Elegie, die Idylle, das Epigramm sagt, ist zwar fast durchweg berechtigt, aber es ist damit kein neuer Weg eingeschlagen. Dagegen ist er bahnbrechend geworden in Bezug auf dichterische Technik; er zuerst hat das Princip der regelmäßigen Hebungen und zwar so umständlich und deutlich wie möglich verkündet. Lange Zeit hieß die dichterische Technik „Opitzische Verskunst", ein richtig gebauter Vers ein „Opitzischer Vers". Opitz wurde „der berühmte Urheber der neuen deutschen Dichtkunst" genannt; seine Jünger bekannten sich schon auf dem Titel ihrer Werke zu ihm. Opitz kannte nur Jamben und Trochäen; der Daktylus wird nur geduldet. Maßgebend war er für das folgende Jahrhundert durch die uneingeschränkte Bevorzugung des Alexandriners als des heroischen Versmaßes; die sogenannten vers communs, welche Ronsard für geeigneter hielt, verwarf er; seine Vorliebe für den Alexandriner war in den Niederlanden fest gewurzelt: „Somit scheiterte wie in Frankreich durch Malesherbes' Ertödtung aller Ronsard'schen Bestrebungen bei uns schon im Entstehen die Opposition gegen den

Digitized by Google

eintönigsten aller Verse. Durch diese Stelle in der «Poeterei» blieb der Alexandriner für mehr als hundert Jahre sanctionirt in unserer Literatur, bis das erste große hexametrische Gedicht den lang gereiften Ueberdruß wie einen Orkan entfesselte."

Borinski faßt sein Urtheil über die „Poeterei" von Opitz dahin zusammen: „Das wichtige Büchlein hat Anstoß zu einer neuen Literatur gegeben, und auch wir, die auf ihre ersten Früchte herabsehen dürfen, datiren von ihr eine neue Epoche. Opitz hat damit zuerst gewirkt für die Verbreitung der nothwendigsten Grundbegriffe und formalen Anschauungen von der poetischen Kunst, die im Auslande schon lange Gemeingut aller geworden waren. Daß er dadurch auf die Production irgendwelchen autoritativen Druck hätte ausüben wollen: von einer solchen Absicht zeigt sich in seinem ganzen Wirken keine Spur. Wie er in den Fragen der Verskunst von der Rigorosität Malesherbes' weit entfernt ist, so in denen der höhern poetischen Theorie von der Beschränktheit der Französischen Akademie. Er ist uns Deutschen Ronsard und Malesherbes zugleich, aber sein eigentliches Wesen steht unter dem Einfluß des Siebengestirns. Wie dieses von philiströser Pedanterie weit entfernt war und hauptsächlich durch die Kraft frischer Anregung seinen Einfluß erlangte, so ist auch Opitz noch kein zopfiger Schulmeister; noch ist er angeweht von dem frischen Hauche der Renaissance, und nicht Gottsched's «Kritischer Dichtkunst» ist mit Gervinus sein theoretisches Büchlein zu vergleichen, sondern eher dem Manifest, mit dem die Plejade die neuen Gallier zur geistigen Eroberung der sacrez thresors des Alterthums einlud."

Erst spät und nachdem er in den Adelsstand erhoben, wurde Opitz in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, welcher das dritte Kapitel des Borinski'schen Werkes gewidmet ist. Lange Zeit war der Erzschreinhalter Tobias Hübner der einzige Bürgerliche der Gesellschaft; später mußte man sich zur Aufnahme der Bürgerlichen entschließen, da gerade die Hauptzwecke der Gesellschaft von Bürgerlichen erfüllt wurden, doch hatte dies nicht die Meinung, daß große Herren und hohe Fruchtbringende Gesellschafter sich mit den Niedrigern in verächtliche und allzu gemeine Kundschaft einlassen sollen. Noch einmal wurde 1647 der Versuch gemacht, alles nicht Rittermäßige aus der Gesellschaft auszuschließen, doch ohne Erfolg; dagegen wurde allmählich auch Hinz und Kunz in dieselbe aufgenommen. Die „Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschafter", die „Abtreibenden", „Blähenden" oder wie die appetitlichen Bezeichnungen dieser nominellen Vegetarianer heißen mögen, trieben sich bald gleich den gekrönten Poeten wie Hündlein auf den Gassen umher. Als das Verdienst der Fruchtbringenden Gesellschaft hebt Borinski hervor, die Gefahr, gegen welche schon Opitz sich zur Wehr setzte, gänzlich abgewendet zu haben, daß die „rauhe Sprache" für längere Zeit entweder ganz den fremden weiche oder doch durch Einmischung ihrer Worte, Phrasen und Constructionen bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde. Ludwig von Anhalt, die Perle der schulmeisterlichen Renaissancefürsten, war einer der ersten Vorkämpfer, stand an der Spitze gerade dieser Bestrebungen; der hallische Rector Guenz, der Ordnende, erhielt von ihm den Auftrag, eine deutsche Sprachlehre zu schreiben, von welcher Ludwig indeß wenig entzückt war. Guenz hatte die Kunst-

Digitized by Google

wörter verdeutscht; er wünschte ein Lexikon aus den besten Schriften, ein großes, epochemachendes, im Stil der ausländischen Akademien. Die Sprachlehre hatte geringen Einfluß, weit größern die Orthographie, welche Guenz einführte. Noch bei Opitz hatte die Rechtschreibung sehr im argen gelegen; hier machten die Fruchtbringenden einen entschiedenen Schritt nach vorwärts. „Die deutsche Rechtschreibung" von Guenz erschien 1645 mit einem Ehrengedicht von Herzog Ludwig selbst; und es war hohe Zeit, „da nicht allein von Spielenden (Harsdörffer und Clajo in Nürnberg), sondern auch von Suchenden (Schottel) neue und sich übelschickende Schreibarten wollen aufgebracht, sondern auch eine fremdere und ungewöhnlichere von Zäsir eingeführt werden". Die Zeit war also auf diesem Gebiet so productiv wie die unserige — nur daß die Regierungen sich nicht in den Kampf der orthographischen Parteien mischten.

Noch fruchtbarer war die Epoche an Poetiken, denn über die subtilsten Fragen der Verskunst zerbrechen sich die Fruchtbringenden die Köpfe. Herzog Ludwig geräth über derartige Feinheiten oft mit seinen Genossen in ernstliche Differenzen: so über die „Daktylen", welche Opitz empfiehlt. Ludwig schrieb selbst eine Poetik in schöngereimten Alexandrinern. Dies Opus erschien 1670 mit dem Wappen der Fruchtbringenden Gesellschaft, aber ohne den Namen des Fürsten. Im Jahre 1642 erschien Buchner's „Deutsche Poesie". Der Verfasser, Professor in Wittenberg und Freund von Opitz, war damals eine große Autorität und wurde auch als Dichter gefeiert. Buchner's „Poetik" enthält viel Beachtenswerthes; sie ist in mancher Hinsicht eine Ergänzung zu der von Opitz; sie ist freier in der Anordnung des Stoffes, reicher an Citaten. Buchner neigt in der Auffassung des dichterischen Talents mehr zu Plato als zu Aristoteles, betont die Begeisterung mehr als die Besonnenheit; der Dichter ist dunkeln Dranges voll; „bei allem, was er schafft, leiten ihn mehr göttlicher Trieb und Einfluß als Kunst und Geschicklichkeit". Es ist das offenbar das Richtige; in der Begeisterung liegt eine incommensurable Macht, welche den Dichter selbst entflammt und auf alle Herzen zündend wirkt: das Beispiel aller großen Poeten beweist es. Das „einmal Gesprochene", das ewig Bleibende wird dem Dichter in die Feder dictirt. Gewiß gibt unsere Aesthetik auch dem andern Factor, der Besonnenheit, das gebührende Recht: doch mögen die Realisten und ihre gefeierten Tagesgrößen sagen, was sie wollen: ohne jenes Dictat der Begeisterung gibt es keine Dichter. Noch ein anderer Punkt in Buchner's „Poetik" wäre selbst für unsere Gegenwart wichtig, denn er enthält eine Verurtheilung der akademischen Richtung in der Poesie; die Bedeutung der Idee gegenüber der äußern Form wird stark hervorgehoben. Die Fabel sei nicht blos äußerliches Beiwerk; die das nicht beachten, seien „Sänger und Versemacher"; Plato habe zum Dichter nur der Vers gefehlt. Buchner versucht auch eine Klassifikation der Dichtungen. Doch beschränkt er sich auf Epos und Drama; es fehlt die Lyrik. In Bezug auf den Stil wird die gehobene Rede verlangt, nur eine Ausnahme gemacht in der Komödie, wenn die niedriger gestellten Personen mitsprechen: denn man könne einen Baum nicht mit rother Farbe malen. Sehr eingehend wird die Technik der Verse behandelt, so wie etwa heute diejenige der Musik und der bildenden Künste. Den Daktylen verhalf Buchner zuerst zu ihrem Recht, ebenso der Sapphischen

Digitized by Google

Strophe und dem elegischen Versmaß, das allerdings nicht aus Hexametern und Pentametern bestand, sondern aus Alexandrinern mit abwechselnden männlichen und weiblichen Endreimen. Sonette wurden verwilderte Epigramme genannt, und das ist nicht so verkehrt; das letzte Sixain brachte die Pointe, die natürlich weit ausgeführt war, das Sonett war gleichsam ein Epigramm in Pauschärmeln. Die eigentliche Strophenform für das Epigramm war das Madrigal.

Dieser Poetik des „Genossenen" (so war Buchner's Ordensname) folgte eine andere von Georgius Schottelius, welcher endlich für die deutsche Poesie das ersehnte Ziel der „Grundrichtigkeit" finden wollte. Das Titelblatt rühmt, daß in dieser teutschen Vers- oder Reimkunst unsere deutsche Muttersprache, soviel dero „süßeste Poesis" betrifft, in eine richtige Form der Kunst zum ersten mal gebracht worden sei. In der lateinischen Vorrede wird hervorgehoben, eine Nation höre auf zu sein, wenn sie ihre Sprache aufgebe. Was seine Metrik betrifft, so läßt er die Quantität nach der Betonung wechseln. Eine Menge seltsamer Ausdrücke verunzieren seine Poetik. Unter den Reimarten findet sich auch die gereimte Sapphische Strophe, die wir neuerdings wieder in unserer „Poetik" empfohlen haben; nur ist sie ohne Rücksicht auf die Cäsur gebildet:

Jetzt vermehrt sich Unglück und Jammer,
Böser Krieg uns schläget mit starkem Hammer.
Gott den Krieg doch endlichem stürze nieder,
Rette uns wieder.

Die mit so großem Pomp auftretende, viel citirte Poetik Schottel's enthält viel Läppisches und Geschmackloses. Oft benutzt ist Harsdörffer, der nürnberger Patricier, dessen berüchtigter „Kretischer Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Strophen einzugießen" im Jahre 1648 erschien. Den Nürnberger Spielgesellschaften, den Arkadiern der Pegnitzschäferei hat Borinski einen besondern Abschnitt gewidmet: „Nürnberger Spielkunst." Zierlicher Ausdruck, keine hohen Gedanken, doch hohe Worte — das war die Losung der neuen Schule. Eine reiche Bildlichkeit wird empfohlen, statt der mythologischen Figuren allegorische Gestalten. Wie geschmacklos indeß die Bilder waren, beweist das folgende von Harsdörffer empfohlene, „Es ist der Sonne Magd vom Bett erst aufgestanden, sie hat das Kammerpot in ihren rothen Handen und schüttet es gar aus" (womit der Tag gemeint ist). Für das Dramatische hat Harsdörffer mehr Sinn als seine Vorgänger, doch dem Charakter der Nürnberger gemäß, trat das Opernhafte und das Ballet in den Vordergrund. Das historische Trauerspiel kam dabei auch in Aufnahme: die Hohenstaufen, der unzähligemal geköpfte Konradin; für alle Lande die Bezugsquelle für den „kalten Angstschweiß der Tragödie" ward die Türkei.

Eine dickleibige Poetik hat Sigmund von Birken, der geniale Beherrscher der Nürnberger Arkadier, abgefaßt, „eine trostlose Verballhornung des lustigen, etwas epikuräisch angehauchten Spielenden ins Bußfertige und Zelotische. Eine biblisch gefärbte Literaturgeschichte, welche das Patriarchenalter verherrlicht". Die Musik ist bei ihm die bevorzugte Kunst, in der Poesie ist die „Blümelei", das zierliche Ausbilden der Rede die Hauptsache. Die erste aller Gedichtarten ist ihm der Hymnus; dann folgen die „Feld-, Helden- und Straffgedichte".

Digitized by Google

Wie die Nürnberger ihren Pegnitzschäferorden, so stiftete Rust, der Pastor von Wedel, seinen Elbschwanenorden. Seine Poetik, die er für die Cimberschwäne geschrieben, hatten die Schweden verbrannt; aber aus seiner Schule gingen mehrere Poetiker hervor. Der wüthende Gegner Rust's, Zesen, gründete die deutschgesinnte Genossenschaft zur lieblichen Maienzeit in einem schönen Rosengarten. Zu der neunmalneun Mitglieder zählenden Rosenzunft kam bald eine siebenmalsiebenfache Lilienzunft und eine fünfmalfünffache Nägleinzunft. Als „Wohlsetzender" wurde Zesen auch in den Palmenorden aufgenommen; doch bewahrte er selbst eine gewisse Selbständigkeit dem Oberhaupt desselben gegenüber. Sein „Helikon", seine Poetik wurde der Zankapfel der literarischen Parteien. Zesen und seine Schule machten sich eines deutschen Purismus schuldig, der oft ins Burleske überging. Wie Rust wurde auch Zesen, der zeitlebens ein unabhängiges Literaturleben führte und ein überaus productiver Vielschreiber war, geadelt.

Borinski schildert in seinem Kapitel „Zunftpoeten und Poetenzünfte" den Streit der Anhänger von Rust und Zesen, diese Männer selbst und die fahrenden, gekrönten Poeten, die Schulfüchse und Pritschemeister. Das Kapitel läßt dem Humor ein weites Feld; es heißt von diesen Dichtern: „Difficile est satiram non scribere." Im letzten Kapitel: „Die Franzosen", werden wir mit dem Einfluß der Boileau'schen Poetik auf Deutschland bekannt gemacht, mit der neuen Romandichtung, der galanten Poetik, dem Streit der „kriechenden Poesie" gegen die „verstiegene"; nüchterne Poeten, Weise, Kanitz, Besser erscheinen auf der Bildfläche; eine Reihe aus Frankreich herübergekommener Kunstausdrücke befruchtet die deutsche Poetik.

Das Werk von Borinski ist eine der besten literarischen Monographien, die wir besitzen: ausnehmend reichhaltig, geistreich in Urtheilen und Parallelen, fast erschöpfend in Bezug auf das Quellenstudium. Gleichwol würde es noch wesentlich gewonnen haben, wenn die Gliederung des Ganzen eine durchsichtigere wäre; es fehlen für das große Lesepublikum die markanten Einschnitte und oft die Abstufung vom Wesentlichen zum Unwesentlichen. Die Hauptgestalten müßten sich noch schärfer herausheben: vieles erscheint durch den übergroßen Notizenreichthum etwas durcheinandergewirrt. Davon abgesehen ist eine Epoche, über welche ein Theil der Literarhistoriker ziemlich flüchtig hinweggleitet, hier mit einer Gründlichkeit dargestellt, welche das Werk Borinski's zu einem grundlegenden für die deutsche Literaturgeschichte macht.

Neben den größern literargeschichtlichen Werken erscheint fortwährend eine große Zahl von Monographien, welche meistens an unsere classische Epoche anknüpfen. Selten werden spätere Zeiträume dargestellt, und doch sind auch schon diese zum Theil in eine literargeschichtliche Perspective gerückt. Eine Ausnahme, die wir schon deshalb hier erwähnen, bildet die Schrift „Das Junge Deutschland" von Feodor Wehl (Hamburg, J. F. Richter), in welcher dieser Autor eine geist- und geschmackvolle Charakteristik der jungdeutschen Epoche gibt, zu der ihn seine Intimität mit einigen Führern derselben besonders befähigte. Mit Pietät gedenkt er vorzugsweise Theodor Mundt's, der nach seiner Ansicht von

Digitized by Google

den Literarhistorikern unterschätzt wird; es liegt das aber wol daran, daß Mundt sich nicht wie Gutzkow und Laube später zu größern Dichtwerken in Roman und Drama emporgearbeitet hat. Gutzkow protestirt in einem mitgetheilten Briefe gegen eine Vorlesung, welche Wehl in Dresden über die „Geistreichen" halten wollte, weil er dies Stichwort für eine Waffe der Gegner der jüngern Literatur hält. Gleichwol schildert auch Wehl in seiner neuesten Schrift die Epoche des Jungen Deutschlands, die wir in unserer „Nationalliteratur" als die moderne Sturm- und Drangepoche bezeichnet haben, als die eigentliche Espritepoche. Jedenfalls interessant sind die zahlreichen mitgetheilten Briefe von Mundt, Laube und Gutzkow, der erstere meist mild und anerkennend, der zweite gespornt und gestiefelt mit dem kurz angebundenen Parolebefehl in seinen Urtheilen, Gutzkow aber tiefverstimmt, doch mittheilsam in Bezug auf seine eigensten Angelegenheiten. Der Mangel an Erfolg bei seinen spätern dramatischen Werken, die hämische Kritik der „Grenzboten" gegenüber seinen Romanen, fortwährende Sorgen nährten die hypochondrische Stimmung. Wol hat er ein Recht, über die aufreibende Arbeit zu klagen, der er sich hingeben mußte, nur um seine Existenz zu fristen — und dies äußerliche Moment sollte bei Würdigung schriftstellerischer Leistungen mehr als bisher mit angeschlagen werden. Einem Gustav Freytag, einem Paul Heyse gegenüber, welche nach freier Wahl dichten und schaffen können, ist Gutzkow fortwährend im Kampf mit der Noth des Lebens. „Sie haben in den «Jahreszeiten» gesagt", schreibt er an Wehl, „ich verdiente jährlich circa 3000 Thaler. Ach, lieber Freund, Sie haben da ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Hätten Sie es lieber nicht gethan. Ich bedarf fast soviel, aber verdienen? Erschreiben? Da sein muß fast diese Summe jährlich, um anständig zu leben, vier Kinder zu erziehen, eine junge Frau nicht mit Mühsal zu placken und der Welt nicht den Triumph zu gönnen, daß es einem Literaten, der nicht schmeicheln, speichellecken, sich verkaufen, in den Modeton des Tages nicht einstimmen kann, pauvre geht. Aber daß sie da sein muß, daß ich sie erschreiben soll, das ist mein Elend, und ich erlag ihm auch. Nicht, daß ich nichts zu schreiben wüßte, nein, daß ich alles, was ich schreibe, herangeben muß! Daß ich nichts wegwerfen, liegen lassen, länger feilen kann! O man spricht von den großen Classikern, von Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Jean Paul! Alle hatten Existenzen, hatten Pensionen. Sie lebten der Sitte jener Zeit gemäß in kleinen Städten. Wär' ich vermögend, oder hätte nur für mich zu sorgen, oder bezöge einen Gehalt, der meine Zeit nicht abkaufte, ich wollte ganz andere Werke schaffen, meinen Gegnern ganz andere Beweise meines Könnens geben." Wer den Brief liest, den Gutzkow nach dem Tode seiner ersten Frau schrieb, wird an seinem oft verkannten, tiefen Gemüth nicht zweifeln können.

---

Digitized by Google

# Das elektrische Glühlicht.

Von

Professor Franz Joseph Pisko in Wien.

Wenn man in frühern Tagen jemand tief sinnend und nachdenklich an einem Wasserfall stehen sah, so wurde er für einen schwärmerischen Reisenden gehalten; zeichnete er dabei in Zwischenpausen, so war er Maler; machte er sich fleißige Notizen in einem Büchlein, so war er Dichter. Wenn einer heute all das am tosenden Wassersturz übt, so ruft jedermann sogleich — der ist ein Elektrotechniker. Ja wohl, ein Elektrotechniker, der die Arbeitskraft des fallenden Wassers studirt, um dieselbe in Elektricität umzuwandeln und als solche nach entfernten Orten zu leiten, wo sich ihre magnetischen, mechanischen, chemischen und Lichtwirkungen verwerthen lassen. In solcher Weise ist schon manche Wasserkraft zur elektrischen Beleuchtung der Touristenhotels, der Fabriken und ländlichen Ortschaften ausgebeutet worden, und wird es in Zukunft in noch erhöhtem Grade immer mehr werden.

Ob dabei die elektrische Leuchte als Bogenlampe oder als Glühlampe aufgehen soll, wird hauptsächlich von dem verschiedenen Zwecke der beabsichtigten Beleuchtung, dann auch von dem Kostenpunkt, und zuweilen nur von dem Geschmacke jener abhängen, welche das elektrische Licht benutzen wollen. Im allgemeinen werden sich für die Beleuchtung öffentlicher Plätze und sehr großer Räume mächtige Centrallichter, also Bogenlampen, besser eignen als Glühlampen. Dagegen empfehlen sich letztere besonders für Privatwohnungen, wo selbst die schwächsten Bogenlichter noch viel zu stark wären, ferner da, wo eine weitgehende Zerfällung, Vertheilung und Regulirbarkeit des Lichtes nothwendig ist; hierher gehören in erster Linie die Theater, dann viele der Kunst, Industrie und dem Handel dienende Etablissements, wie Ateliers, Fabriken, Verkaufsgewölbe, Comptoirs, Bureaus u. dgl. m.

Da sonach die elektrische Glühlampe in unsere häuslichen Räume einzudringen beginnt, und hier höchst wahrscheinlich in nicht ferner Zukunft mindestens so weit zur Herrschaft gelangen wird, wie derzeit das nach mancherlei Richtungen so nachtheilige Gaslicht, da uns ferner jenes Glühlicht bereits vielseitig auf Schritt und Tritt aus den freundlich erhellten Arbeitsräumen jeder Art entgegenleuchtet, so wollen wir uns im Folgenden mit diesem in der Anwendung neuen Lichte etwas näher beschäftigen.

Digitized by Google

Bekanntlich erhalten die elektrischen Lampen ihr Licht aus den rasch rotirenden Dynamomaschinen, deren elektrischer Strom durch den großen Widerstand eines den Docht vertretenden, schlecht leitenden Körpers (meistens Kohle) in Wärme so umgesetzt wird, daß letzterer in ein hell leuchtendes Erglühen geräth. Es kommt also zunächst darauf an, eine Dynamomaschine durch einen Wasser-, Dampf- oder Gasmotor in schnelle und äußerst regelmäßige Umdrehungen zu versetzen. Wo es nicht möglich ist, die Motoren so zu reguliren, daß sie einen höchst gleichmäßigen Gang besitzen, da müssen mit dem schwankenden elektrischen Strome Accumulatoren für den spätern Gebrauch geladen werden. Diese Speicher der Elektricität kommen also aushelfend da zur Anwendung, wo zu fürchten ist, daß infolge der ungleichmäßig rotirenden Räder der Motoren ein seine Stärke stets wechselnder elektrischer Strom auftrete, wodurch dann nur ein unstetes, zuckendes, mithin unangenehmes, ja sogar schädliches Licht erschiene. Man bewirkt also ein ruhiges, constantes elektrisches Licht in erster Linie durch äußerst regelmäßig arbeitende Motoren oder mittels Accumulatoren. Letztere sind eine neue Art von Volta-Elementen, in welchen man mittels „Ladung" von einem elektrischen Strome eine chemische Arbeit hat vollbringen lassen, um diese dann später für die Beleuchtung mittels „Ausladung" wieder in elektrischen Strom zurückzuverwandeln.

Strenggenommen gibt es kein anderes elektrisches Licht als nur das „Glühlicht", welches in jeder Art elektrischer Leuchte die Helligkeit spendet. In den „Regulatoren" oder „Bogenlampen" tritt die elektrische Glüherscheinung an den Kohlenpolen sowie auch an dem Volta- oder Davybogen, d. i. an dem zwischen den Kohlenpolen sich entwickelnden Bogen kleinster, weißleuchtender Kohlentheilchen auf. Ebenso verhält es sich bei den elektrischen „Lampen mit gegeneinandergeneigten Kohlen" und an den „elektrischen Kerzen", bei welchen beiden der Abstand der Kohlenspitzen während der ganzen Brenndauer fixirt ist, im Gegensatz zu den vorher erwähnten Regulatorlampen, in welchen die veränderliche gegenseitige Entfernung der Kohlenspitzen stets entsprechend zur Stärke des Stromes von letzterm selbst so geregelt wird, daß sich das Licht auf das kräftigste entwickeln kann. In den Glühlampen mit „unvollständigem Contact" besteht der Glühkörper aus Kohlenstäben, an deren Berührungsstelle das Glühlicht erscheint. An letzterm betheiligen sich nicht nur das Erglühen des dünnern positiven Pols, sondern auch äußerst kleine, unscheinbare, glühende Volta-Bogen, welche aus dem Verbrennen der Kohlentheilchen an den Unebenheiten der sich berührenden Pole entspringen. Diese Lampen bilden den Uebergang von den elektrischen Leuchten mit Bogen weißglühender Kohlentheilchen (Regulatoren, elektrische Kerzen u. dgl. m.) zu den elektrischen Glühlichtlampen im engern Sinne, welche man allgemein kurzweg „Glühlampen" nennt und deren Licht vorzugsweise als „Glühlicht" bezeichnet wird, obschon, wie wir soeben gesehen haben, es gar kein anderes elektrisches Licht gibt als solches, welches von dem Erglühen der elektrischen Leuchtkörper herrührt. Ja in letzter Instanz beruht jede wie immer geartete Beleuchtung — gleichviel ob elektrisch oder von den Flammen des Gases, Oeles, beliebiger Kerzen herrührend — auf dem Erglühen kleinster Kohlentheilchen.

Die eigentlichen Glühlichtlampen (Incandescenzlampen) besitzen je einen zum

Digitized by Google

Erglühen bestimmten minder guten Leiter, der ohne Unterbrechung des Stromkreises in letzterm aufgenommen ist. Dieser Docht der elektrischen Lampe ist heutzutage immer ein sehr dünner, künstlicher Kohlenfaden, welcher dem elektrischen Strome einen mächtigen Widerstand bietet. Dadurch erhitzt er sich zu einem so hohen Grade, daß er ins Glühen und Leuchten geräth. Da selbst die weißglühende Kohle sich bisher als unschmelzbar erwiesen hat, so eignet sie sich besser als die schwer schmelzbaren Metalle zum Glühkörper der elektrischen Lampen. Zu den minder gut leitenden und schwer schmelzbaren Metallen gehören Platin, Iridium und eine Legirung beider; man hat daher versucht, Drähte aus diesen Stoffen als Glühkörper bei den elektrischen Lampen zu verwenden. Allein Platin, Iridium u. dgl. m. stehen zwar auf den untern Stufen der metallischen Leiter; sie setzen aber in Beziehung auf das Erglühen dem elektrischen Strome einen noch viel zu kleinen Widerstand entgegen. Dieser muß daher derart erhöht werden, daß ein Weißglühen der entsprechenden Drähte eintreten kann, was nur möglich ist, wenn man die letztern von sehr kleinem Querschnitt wählt. Solche äußerst dünne, weißglühende Platin-Iridiumdrähte u. dgl. m. haben jedoch den Uebelstand, daß sie selbst bei nur geringen Erhöhungen der passenden Spannung des Stromes plötzlich schmelzen, wodurch der Strom unterbrochen und die Lampe unbrauchbar wird.

Der weißglühende Kohlenfaden für die elektrischen Lampen schmilzt zwar nicht wie ein dünner Platindraht u. dgl., aber er verbindet sich im Freien chemisch mit dem Sauerstoff der Luft und verbrennt daher. Um dies zu verhüten, umgibt man den Kohlenfaden luftdicht mit einem Glasballon, welcher mittels ausgezeichneter Luftpumpen nahezu luftleer gemacht wird. Manche umgeben jenen zarten Kohlendraht mit einem Gase, in welchem eine Verbrennung unmöglich ist, während der Kohlenfaden doch elektrisch erglüht. Man muß sich demnach hüten, das elektrische Erglühen mit dem gewöhnlichen Brennproceß zu verwechseln. Das elektrische Glühlicht entsteht nicht, wie die chemische Verbrennung, aus einer Verbindung des Sauerstoffs der Luft mit dem Brennmaterial unter Wärme- und Lichtentwickelung, sondern es beruht, infolge des großen Leitungswiderstandes, auf der Umwandlung der elektrischen Arbeit in Wärme. Diese bis zum Weißglühen sich steigernde Erhitzung des als Docht eingeschalteten, einen großen Widerstand bietenden Leiters erfolgt ebenso im luftleeren wie im lufterfüllten Raum; sie tritt ungehindert in den verschiedenen Gasen, und selbst unter Wasser, auf, und dauert so lange fort, als der elektrische Strom seine hierzu erforderliche Stärke behält. Das elektrische Licht ist also eine von der gewöhnlichen Verbrennung völlig unabhängige Glüherscheinung; es rührt von einem physikalischen, und nicht von einem chemischen Proceß her, welcher im Gegentheil bei der elektrischen Beleuchtung möglichst zu vermeiden und auszuscheiden ist.

Die derzeitige elektrische Glühlampe besteht also im wesentlichen aus einem sehr dünnen Kohlenfaden, welcher in einem möglichst luftleeren Glasgefäß eingeschlossen ist. Dieser feine Kohlendraht hat meist die Form eines hufeisenförmigen Bogens. Es ist nicht leicht für die Technik, die Zuleitungsdrähte luftdicht durch das Glas zu den beiden Enden des Kohlenbügels zu führen und

Digitized by Google

daselbst leitend anzuschließen. In diesem Punkte unterscheiden sich besonders die verschiedenen Systeme der Glühlampen. Ebenso weichen die Erfinder voneinander ab in der Herstellungsweise des Kohlenfadens. Die verschiedenen Lösungen dieser schwierigen Aufgaben bilden meist die Hauptpunkte der Patente in Bezug auf die elektrischen Glühlampen.

Das Gemeinsame der hufeisenförmigen oder auch geschlungenen dünnen Kohlenfäden läßt sich dahin zusammenfassen, daß denselben durch ein eigenthümliches Verfahren bei der Verkohlung eine solche Härte und Elasticität verliehen wird, daß die Kohlenbügel den zerstörenden Einflüssen des elektrischen Stromes längere Zeit widerstehen können. Die durchschnittliche Lebensdauer einer guten elektrischen Glühlampe wird auf etwa 1000—1500 Brennstunden geschätzt; so lange muß mithin auch der Kohlenfaden aushalten, was der Lampe eine für mehrere Monate hinreichende Brauchbarkeit verleiht, da ja täglich nur einige Stunden Glühzeit in Anspruch genommen werden. Fast gleichzeitig (1879) haben Swan, Edison, Maxim und Lane-Fox durch mühevolle Versuche den richtigen Weg zur Bereitung eines im luftleeren Raume beim Weißglühen ausdauernden Kohlenfadens gefunden, worauf dann bald die Gebrüder Siemens, Greiner und Friedrichs, Müller, Cruto (Italien), Bernstein (mit der bekannten Bostonlampe) u. a. m. mit ihren Methoden, die Kohlenfäden herzustellen, folgten. Das Rohmaterial für die künstliche Bereitung der Kohlenfäden liefern selbstverständlich kohlenhaltige Materien, so z. B. bei Edison Bambusfasern, bei Swan Baumwollfäden, bei Maxim Cartonstreifen, bei Lane-Fox die Wurzeln der Reispflanzen, später auch Hanffäden, bei Bernstein röhrenförmige Textilgewebe u. s. w. Vorherrschend ist der Kohlenfaden U-förmig, mit dem Bogen nach oben gewendet, Swan windet jedoch den Kohlenbügel im Scheitel kreisförmig, während Maxim seinem Kohlenfaden die Form eines M ertheilt. Man findet auch den Kohlenbügel, um den Leuchtkörper zu vergrößern, wellenförmig (Böhm), oder in Ringen verschlungen, oder in die Länge gezogen u. dgl. m.

Gar mannichfaltig ist die Art und Weise, wie der Kohlenfaden in seine Glashülle eingebracht, und wie ihm der elektrische Strom zu- und abgeleitet wird. Da Platin sich nahezu in demselben Verhältnisse wie Glas in der Wärme ausdehnt, schmelzen die Glasbläser bei vielen Lampenarten feine Platindrähte in den gläsernen Verschluß der Glasballons als Zu- und Ableiter des elektrischen Stromes in Bezug auf den bogenförmigen Kohlenfaden, an dessen Schenkel die Platindrähte leitend befestigt werden. Letzteres geschieht wieder von den verschiedenen Mechanikern in sehr abweichender Weise. Und weil durch die abwechselnde Erhitzung und Erkaltung der Lampen die Platindrähte sich im Glase lockern, wodurch der luftdichte Verschluß leidet, so hilft überdies bei manchen Lampen Schellack (Maxim), Quecksilber (Fox) die hermetische Abschließung sicherzustellen u. dgl. m. Die Zu- und Ableiter des Stromes treten bei vielen elektrischen Glühlampen (z. B. bei Swan) hakenförmig aus dem Fuße des Glasballons, um so in einfacher Weise mit den beiden elektrischen Polen des Lampenträgers leitend verbunden zu werden, wobei durch Federung für die innige Berührung der elektrischen Pole mit den Platinhäkchen vorgesehen ist. Bei andern Glühlampen endigen die Lampendrähte in Contactflächen, welche voneinander durch Ebonit, Gips u. dgl. gut isolirt sind,

Digitized by Google

und welche sich mit den passenden Berührungsflächen der beiden Pole des Lampenhälters leitend verbinden. So z. B. bildet die metallene Schraubenspindel der Edison-Lampe die eine Contactfläche zu der mit einem elektrischen Pole verbundenen Schraubenmutter, während der andere Zuleitdraht isolirt durch die Mitte jener Schraubenspindel geht und beim Heraustreten eine Contactfläche bildet zum zweiten Flächenpol innerhalb des Lampenträgers. Durch Einschrauben der Lampe in ihren Hälter ist also auch schon ihre Verbindung mit den beiden elektrischen Polen hergestellt.

Sowol die Einhakung als die Einschraubung der Glühlampen erlauben demnach eine bequeme Verbindung derselben mit den beiden Polen des Trägers, sowie einen leichten Austausch der Lampen, wenn etwa eine oder mehrere derselben den Dienst versagen sollten. Da der feste glühende Kohlenbügel gestattet, ihm und seiner Glashülle beliebige Stellungen zu ertheilen, so hat hier die Decorationskunst für die Leuchter, Candelaber, Lustres, Ampeln u. s. w. einen viel weitern Spielraum als bei den Flammen, welche nur nach oben brennen, während man die elektrischen Feuerkugeln mit dem Glühbogen lothrecht auf- oder abwärts, wagrecht oder schief legen kann, was neue Formen für die Bogenhälter gestattet, z. B. Glastulpen oder andere Blumen, aus welchen die Glühlampen heraushängen u. dgl. m. Bei der allgemeinen Einführung des elektrischen Glühlichtes wird man jedoch aus ökonomischen Rücksichten in der Regel suchen, die bereits vorhandenen Lichtträger weiter zu benutzen, sie mithin in passender Weise mit den Leitungsdrähten zu versehen. Bei den Gaslampen zieht man meist die letztern wol isolirt durch die entsprechenden Kanäle, obschon Stimmen sich erhoben haben, die Drähte in decorativer Weise außen um die Lustres zu legen, damit sie beim Eindringen in die zuweilen sehr engen Röhren keinen Schaden leiden, ferner um eintretende Fehler in diesen Zuleitungen leicht zu finden. In der Uebergangsperiode, wo man noch Störungen im Betriebe des elektrischen Lichtes zu befürchten hat, und daher — wie es jetzt nicht selten geschieht — der Sicherheit halber auch noch für den Nothfall auf die Gasbeleuchtung als Reserve zählt, ist die Freihaltung der Gaskanäle an den Lampenträgern jedenfalls vorzuziehen.

Wie in Zukunft der Luxus und die Kunst der Ausschmückung die Träger des Glühlichtes für die Salons noch weiter gestalten und umformen werden, lassen wir als offene Frage beiseite und wenden uns jetzt besonders zu den einfachern Lichthältern, wie sie das Geschäftsleben alltäglich beansprucht. Hier verlangt man in der Regel Hängelampen an billigen und schmucklosen Trägern, welche fix oder schwingend befestigt sein können. Wo Beunruhigung und Erschütterung der Lampen voraussichtlich sind, wählt man lieber die schwingende Aufhängung, weil da die Kohlenfäden nicht so leicht durch die Stöße leiden wie bei der fixirten Suspension. Aehnlich wie bei der Gasbeleuchtung hat man außer den Hängelustres noch einfache oder gegliederte Wandarme, tragbare Leuchter und Laternen, fixe Gassenlaternen, bei welchen das Glühlicht seinen Bogen nach auf- oder abwärts wendet, die Zu- und Ableitungen im Innern der Röhren stecken und die Verschiebbarkeit und Tragbarkeit durch lange und spiralförmig gewundene Leitungs-

Digitized by Google

drähte ermöglicht sind. Die transportabeln Laternen haben ihre Elektricitätsquelle im Gestell verborgen.

Goldglänzend, mit einem angenehmen Stich in ein gelbliches Weiß, erstrahlen nunmehr allabendlich die elektrischen Glühlampen in vielen Verkaufsläden der größern Städte und in nicht wenigen Fabriken auf dem Lande, wo die vorhandenen Motoren zur elektrischen Beleuchtung einladen. Nachdem wir uns an dem freundlichen Licht ergötzt haben, suchen wir zu seiner Quelle zu gelangen. Diese liegt entweder nach großem Maßstabe in einer Centralstation, welche hier das Analogon zur Leuchtgasfabrik vorstellt, oder, was zunächst noch am häufigsten der Fall ist, die private Einrichtung für die Erzeugung des elektrischen Lichtes findet sich im untern Geschosse oder in einem Nebengebäude der elektrisch beleuchteten Localität. In Bezug auf die Vertheilung des elektrischen Glühlichtes zeigt sich manche Aehnlichkeit mit jener für das Gaslicht. Die Gasröhren bei der letztern sind beim elektrischen Lichte durch die Leitungsdrähte ersetzt. Und sowie bei der Gasbeleuchtung vom mächtig weiten Hauptrohr das Röhrennetz nach allen Seiten sich entfaltet und in immer enger werdenden Röhren bei der Vertheilung des Gases nach Gassen, Häusern und Zimmern auszweigt, so unterscheidet man auch bei der elektrischen Beleuchtung im Leitungsnetz die dickern Haupt- und die dünnern Nebendrähte, wobei nicht zu vergessen ist, daß hier für die Zurückführung des elektrischen Stromes die voneinander isolirten Leitungsdrähte doppelt liegen müssen, während die Gasröhren nur einfach vorkommen. Der Laie ist nur zu sehr geneigt, die Anlage der elektrischen Leitung für leicht zu halten, und doch verlangt auch dieser Gegenstand die tüchtigste Fachkenntniß. Wegen des vorzüglichen Leitvermögens des Kupfers wählt man die Leitungsdrähte aus diesem Metall. Um den Leitungswiderstand sowie die Anschaffungskosten zu verringern, sucht man die kürzesten Wege für den Draht, welcher jedoch nicht zu dünn sein darf, weil sonst in der ganzen Leitung durch den zu hohen Widerstand ein zu großer Theil des Stromes in Wärme umgewandelt wird, was dann an der beabsichtigten Umwandlungsstelle von Strom in leuchtende Wärme, d. i. beim Glühdrahte fehlt. Die einzelnen Theile der Leitung müssen auf das innigste metallisch verbunden sein, denn durch schlechter leitende Lücken würde die Stromstärke leiden. Um nicht durch seitliche Ableitung an Strom einzubüßen, soll die Leitung in vorzüglichster Weise isolirt, d. i. mit den möglich schlechtesten Leitern (Guttapercha, Kautschuk u. dgl. m.) umgeben sein. Eine gute Isolation des ganzen Drahtes sowie seiner Befestigungsstellen macht die Leitung auch in Bezug auf Feuergefahr, elektrische Schläge an unerfahrene Personen u. dgl. m. minder bedrohlich. Die Leitung wird vor allerlei Unbill bewahrt, wenn man ihr eine stabile Führung und geschützte Lage besorgt, jedoch immer derart, daß alle ihre Theile leicht zugänglich bleiben, damit man bei eintretenden Fehlern diese leicht aufsuchen könne. Die Leitung unerreichbar zu verstecken oder gar einzumauern, wie dies zuweilen vorkommt, empfiehlt sich demnach keineswegs. Dennoch ist man nicht selten durch die Verhältnisse gezwungen, einen Theil der Leitung unterirdisch zu führen. Da in diesem Falle die Isolirung noch sorgfältiger als bei den zu Tage liegenden Drähten sein muß, so bedient man sich der best isolirten Kabel, welche für Beleuchtungszwecke



Digitized by Google

besonders ausgezeichtet angefertigt werden, weil hier die elektrischen Ströme sehr beträchtlich stärker als die in der Telegraphie angewendeten sind. Sollen die Drähte über Höfe, Gassen, Straßen oder Plätze laufen, so können sie, der Wohlfeilheit haber, nackt bleiben, obschon auch für diesen Fall eine isolirende Hülle von Vortheil ist. Jedenfalls aber führt man dann den Draht ähnlich wie bei der freien Telegraphenleitung, wobei man ihn an seinen Trägern auf das vorzüglichste isolirt.

Schon diese wenigen Andeutungen bezüglich der Anlage der Leitungen lassen ahnen, welche vielseitige und schwierige Aufgabe hier vorliegt, besonders in ökonomischer Hinsicht und wenn man nicht verschwenderisch in Bezug auf die Drahtdicke vorgehen will. Im allgemeinen muß der Querschnitt des Drahtes um so größer genommen werden, je schlechter letzterer den elektrischen Strom zu leiten vermag, ferner je bedeutender die Stromstärke und die Länge des Drahtes sind. Obwol für die Berechnung der Drahtdicke mancherlei Regeln und Formeln gegeben worden sind, erfreut sich doch keine derselben einer allgemeinen Geltung, und es entscheidet hier meist die Praxis der Installateure, wobei freilich auch auf Erfahrung basirte Tabellen zu Rathe gezogen werden.

Die Glühlichtlampen schaltet man fast immer parallel oder nebeneinander, d. h. die Drähte, in welchen die Lampen aufgenommen sind, verbinden brückenartig die beiden von der elektrischen Maschine kommenden Poldrähte. Bei dieser Schaltungsweise erscheinen also alle positiven Pole der Lampen mit dem positiven Zuleitungsdrahte verbunden, während sich alle negativen Lampenpole mit dem negativen Rückleitungsdrahte leitend verknüpfen. Im Schema sieht eine solche Schaltung wie eine Leiter aus, in deren Sprossen die Lampen hängen, und wo die langen Stangen die Zu- und Ableitung vorstellen. Denkt man sich den Zu- und Ableitungsdraht in gleich viel Zweige auslaufend, und dann je zwei dieser Gegenäste durch je eine Lampe leitend vereinigt, so sind auch diese Lampen parallel geschaltet. Man kann daher sagen, daß bei der Nebeneinanderschaltung von Lampen die beiden von den Polen der elektrischen Maschine ausgehenden Drähte in so viele Schließungsbogen auslaufen, als Lampen parallel eingeschaltet werden sollen.

Ganz entgegengesetzt verhält es sich bei der Hintereinander- oder Serienschaltung elektrischer Lampen. Hier liegen letztere in einer Reihe oder Serie im Zuleitungsdrahte nacheinander derart, daß je der negative Pol der einen Lampe sich an den positiven der nächsten leitend anschließt. Von der letzten Lampe läuft endlich der Zurückleitungsdraht wieder zur elektrischen Quelle. Die Schaltung nach einer Serie kommt bei den Glühlampen in der Regel deshalb nicht vor, weil jede derselben der Fortleitung des elektrischen Stromes einen hohen Widerstand bietet, welcher sich bei dieser Schaltungsweise addirt, oder für Lampen gleichen Widerstandes multiplicirt. Dadurch wird der zu überwindende Leitungswiderstand so groß, daß man elektrische Ströme von zu hoher Spannung verwenden müßte, was aus mehrern Gründen unmöglich ist. Wenn dagegen die Glühlampen parallel geschaltet werden, dann vermindert sich ihr Leitungswiderstand mit der Anzahl der Lampen. Besitzen diese je einen gleichen Leitungs-

Digitized by Google

widerstand, so erhält man den letztern für alle Lampen, wenn man ihre Zahl dividirt in den Widerstand der Einzellampe. Mehr Lampen bieten also bei dieser Schaltungsweise einen viel kleinern Widerstand als eine Lampe, und zwar beträgt da der Widerstand nur einen Bruchtheil von jenem einer Lampe. Dieser Bruchtheil fällt um so kleiner aus, je größer die Anzahl der parallel geschalteten Lampen ist. In solcher Weise vermindert die Parallelschaltung den Leitungswiderstand der Lampen derart, daß dem elektrischen Strome leicht eine solche Stärke ertheilt werden kann, wie sie für das zu erzeugende Glühlicht der vorhandenen Lampenzahl erforderlich ist.

Demnach kann es vorkommen, daß ein elektrischer Strom eine Glühlampe noch nicht in Feuer zu versetzen vermag, auch nicht 2, 3 oder 4 u. s. w., wohl aber 20 oder mehr derselben, wenn man sie nebeneinander schaltet. Dies anfangs verblüffende Ergebniß erklärt sich leicht, wenn man überlegt, daß bei der Parallelschaltung von z. B. 20 Lampen der Strom gleichsam durch ebenso viele nebeneinanderliegende Drähte läuft, welche sich durch einen einzigen zwanzigmal dickern Kupferdraht, ohne Aenderung des Erfolges, ersetzen lassen. In einem zwanzigmal dickern Draht sinkt aber der Leitungswiderstand auf $^1/_{20}$, und es steigt daher hier — nach einem wichtigen, von Ohm (1826) entdeckten Gesetze — die Stromstärke auf das Zwanzigfache von vorher, was in dem passenden Falle hinreichen kann, die Lampen ins Glühen zu bringen.

Bevor wir nun weiter gehen, müssen wir uns mit drei unentbehrlichen elektrischen Haupteinheiten bekannt machen, wie dieselben seit dem ersten internationalen Congreß der Elektriker in Paris (1881) den elektrischen Messungen zu Grunde liegen. Bekanntlich werden alle elektrischen Einheiten zu Ehren berühmter und um die Elektricität hochverdienter Physiker nach letztern benannt. So heißt die Einheit der elektromotorischen Kraft — d. i. der Ursache des elektrischen Gegensatzes, durch dessen Ausgleich der elektrische Strom entsteht — in Beziehung auf Volta, das „Volt". Auf diese Einheit beziehen sich auch die Messungen der elektrischen Spannung, welche die Kraft bezeichnet, mit der sich die durch die elektromotorische Kraft geschiedenen entgegengesetzten Elektricitäten wieder zu vereinigen suchen. Das Volt ist etwas mehr als 0,9 der elektromotorischen Kraft eines normalen Daniell'schen Elements. Die Einheit des elektrischen Leitungswiderstandes nennt man, zum Andenken Ohm's, das „Ohm"; es gleicht dem elektrischen Widerstande, welchen 48,5 Meter reiner Kupferdraht von 1 Millimeter Durchmesser bei 0° C. dem Strom bieten. Die Einheit der Stärke des elektrischen Stromes ist das „Ampère", was an den großen Physiker dieses Namens erinnert. Diese Stromeinheit liefert in einer Minute durch Zersetzung von angesäuertem Wasser 10,5 Kubikcentimeter Knallgas.

Jetzt können wir verstehen lernen, warum die elektrischen Bogenlampen (Regulatoren, elektrische Kerzen u. dgl. m.) noch vor kurzer Zeit allgemein in Serie, d. i. hintereinander verbunden wurden. Während nämlich der Widerstand einer heißen Glühlampe im Durchschnitt 30—200 Widerstandseinheiten oder Ohms beträgt, besitzt eine brennende Bogenlampe im allgemeinen nur einen Widerstand



Digitized by Google

von 1 bis 2 Ohms. Da nun die Hintereinanderschaltung einfacher ist als die parallele, und dabei — abgesehen von noch andern Vorzügen — viel ökonomischer in Folge des ausgiebig verminderten Leitungsdrahtes, so ladet dieser geringe Leitungswiderstand zur Schaltung in Serien ein. Gewöhnlich verknüpft man etwa 6 Lampen hintereinander, was zusammen erst 6—12 Ohms Widerstand ergibt. Man kann daher noch weiter gehen und ungefähr ein Dutzend Bogenlampen in Serie nehmen. Ueber 24—30 Lampen wird man jedoch bei dieser Schaltungsweise nicht leicht hinauskommen können, weil jede Bogenlampe beiläufig 50 Einheiten der elektromotorischen Kraft, d. h. 50 Volt Spannung braucht, was bei der Nacheinanderschaltung so viel mal 50 Volt gibt, als Lampen in dem Stromkreise leuchten sollen. Bei einer so hohen Spannung des elektrischen Stromes ist aber zu fürchten, daß das Licht an Ruhe und Weiße einbüßen und mit violetten und blauen Farbentönen auftreten könnte. Ueberdies sind bei so hoher Spannung die blanken, entgegengesetzt elektrischen Drahttheile für die Hantierenden durch die bedrohlichen elektrischen Schläge gefährlich; ja es könnte sogar, bei Anwendung von Wechselstrommaschinen, die Isolirung des Maschinendrahtes vom hochgespannten Strome durchbohrt und die elektrische Maschine dadurch unbrauchbar werden. Sind sämmtliche Lampen in Serien geschaltet, so ist die Stromstärke in allen Punkten des Stromkreises dieselbe; mithin besitzt jede Lampe eine gleiche Stromintensität, welche im allgemeinen 8—9 Ampères oder 8—9 Einheiten der Stromstärke ausmacht, aber auch auf 10—20 Ampères sich belaufen kann. Noch stärkere Ströme verwendet man meist für Einzellampen mit mächtigen Bogenlichtern.

Wo also die Hintereinanderschaltung zahlreicher Bogenlampen eine zu hohe und daher nachtheilige Stromspannung beanspruchen würde, da greift man auch hier, wie bei den Glühlampen, zur Parallelschaltung. Bei dieser kommen elektrische Ströme von constanter und minder hoher Spannung zur Anwendung, wobei die erforderliche Stromstärke mit der Lampenanzahl wächst. Die Leitungseinrichtungen für die Parallelschaltung sind zwar complicirter als jene für die Hintereinanderschaltung, dafür vereinfacht sich wieder bei jener die elektrische Maschinenanlage. Weil bei der Nebeneinanderschaltung die von der Elektricitätsquelle entferntern Lampen, wegen des wachsenden Leitungswiderstandes, weniger Strom empfangen als die nähern, leuchten die letztern stärker als jene. Dieser Uebelstand läßt sich dadurch wett machen, daß man den Querschnitt der Leitungsdrähte der entferntern Lampen verhältnißmäßig verstärkt, oder daß man den Rückweg für die schwächer leuchtende Lampe kürzer gestaltet als für die stärkere, was für jene einen kleinern Widerstand, mithin Stromverstärkung und Lichtzuwachs zur Folge hat. Bei der gemischten Schaltung werden entweder hintereinander verbundene Lampenserien parallel verknüpft oder parallel geschaltete Lampenreihen hintereinander verbunden. Da es jetzt Glühlampen von größern und kleinern Widerständen und Spannungen zur beliebigen Auswahl gibt, so können je zwei oder mehrere Glühlampen von minderm Widerstand und geringerer Spannung hintereinander geschaltet werden, wobei sich ihr Widerstand und ihre Spannung addirt zu dem entsprechenden Werth einer größern Glühlampe. Solche in Serie geschaltete kleinere Lampen verbindet man dann parallel. Diese Schaltungsweise

Digitized by Google

hat jedoch den Uebelstand, daß in jeder Serie alle Lampen zugleich brennen müssen und man keine derselben einzeln ausschalten kann, es sei denn, daß man die auszulöschende Lampe durch einen passenden Widerstand ersetzt, was aber einem Vergeuden der elektrischen Kraft gleichkäme. Wenn man jedoch in einer solchen Reihe zu je zwei hintereinandergeschalteten Lampen längs der Mitte einen Leitungsdraht legt, so lassen sich seitwärts von letzterm einzelne Lampen je nach Wunsch auslöschen, wobei alle andern weiter brennen, weil hierfür jener durchgelegte Draht die Zuführung des elektrischen Stromes besorgt.

Lampen und Leitungen erhalten erst Leben von der elektrischen Maschine, über welche wir uns nunmehr in ihrer Eigenschaft als „Lichtmaschine" unterhalten wollen. Dieselbe gehört zu jener Gattung von Erzeugern elektrischer Ströme, welche man „Dynamoelektrische Maschinen", „Dynamomaschinen" oder kurzweg „Dynamos" nennt. Eine solche besteht aus einem oder mehrern ruhenden Elektromagneten, zwischen deren Polen ein ring- oder cylinderförmiger Elektromagnet, Anker oder Armatur genannt, in schnelle Rotation versetzt werden kann. Geschieht dies, so erregen oder induciren jene fixen Magnetpole in der rasch umlaufenden Armatur elektrische Ströme, welche, je nach den passirten entgegengesetzten Magnetpolen, auch entgegengesetzt gerichtet sind und sich im ganzen zu je einem positiven und je einem negativen Strom zusammensetzen. Diese Ströme lassen sich an den magnetisch indifferenten Stellen der rotirenden, ringförmigen Armatur mittels schleifender Drahtbürsten oder Drahtbesen nach außen so ableiten, daß man einen continuirlichen elektrischen Inductionsstrom von einerlei Richtung erhält. Derselbe bleibt beständig in seiner Stärke, solange die Umlaufsgeschwindigkeit des Inductors — so nennt man auch die Armatur wegen Lieferung ihrer Inductionsströme — und solange die magnetischen Verhältnisse der elektrischen Maschine sich nicht ändern.

Der eigentliche Stromspender ist also die ringförmige, elektromagnetische Armatur, auch Inductor genannt. Die Drahtumwindung des letztern besteht, genauer genommen, aus vielen Inductionsspulen, welche untereinander durch einen „Stromsammler" oder „Collector" derart verbunden sind, daß sie zusammen eine einzige, den Eisenring oder die Eisentrommel umgebende Inductionsrolle ohne Ende bilden. Der Stromsammler wird auf dem Umfange der Welle hergestellt aus Metallstreifen oder „Barren", die voneinander isolirt, jedoch mit den zugehörigen Inductionsrollen der Armatur leitend verknüpft sind. Da der Stromsammler am Mantel der Welle liegt, so rotirt er mit dem Inductor zugleich, welcher wie ein Rad auf der Welle sitzt. Weil die obenerwähnten indifferenten oder neutralen Stellen der rotirenden Armatur nach zwei diametral entgegenliegenden Orten am Stromsammler verlegt worden sind, so bringt man auch hierher die Metallbürsten oder Drahtpinsel der „Stromabnehmer", von welchen dann der Strom mittels Kupferdrähte nach außen geleitet wird. Man hört zuweilen auch den Stromsammler als „Commutator", d. i. als Stromwechsler oder Stromwender bezeichnen. Allein dies ist unrichtig, da er selbst zum Gleichrichten der entgegengesetzten Ströme nichts beiträgt, indem der gleichgerichtete Strom schon aus den neutralen Stellen des Ringinductors abgeleitet werden könnte. Im

Digitized by Google

Gegensatze zum Stromabnehmer heißt der Collector auch Stromabgeber. Dieser unterliegt, wegen der Reibung mit den Bürsten, stark der Abnutzung, und man hat durch große Achtsamkeit sowol seine überflüssige Abarbeitung zu verhüten als auch dafür zu sorgen, daß die Isolirung zwischen den Barren gut bleibt. Man sucht auch in neuerer Zeit die zwischen Stromabgeber und Stromabnehmer auftretenden elektrischen Unterbrechungsfunken durch verbesserte Construction auf das kleinste herabzubringen, um so das am unrechten Ort erscheinende elektrische Licht nach Möglichkeit zu unterdrücken zu Gunsten des erwünschten Glühlichtes von den Lampen.

Bei der gewöhnlichen Dynamomaschine läuft der aus der einen Bürste kommende Strom um die Schenkel des ruhenden Elektromagnets, und von da durch die eingeschalteten Körper und den geschlossenen Leitungsdraht zum andern Stromnehmer. Es liegen demnach der fixe Elektromagnet, seine Armatur und die bewegliche Leitung in einem und demselben Strome. Zur ersten Anregung sowol aller Arten von Dynamomaschinen dient der remanente Magnetismus, jener schwache Magnetismus, welcher in jedem Elektromagnete zurückbleibt, wenn er auch nur ein einziges mal von einem elektrischen Strome magnetisirt worden ist. Ja selbst der Erdmagnetismus vermag schon in den meisten Fällen viel Magnetismus in dem Eisen der Elektromagnete zu erregen, als zur Induction des ersten elektrischen Stromes in der schnell rotirenden Armatur erforderlich ist. Da dieser schwache Strom auch um den Elektromagnet geht, so stärkt dieser, wodurch wieder in dem rotirenden Inductor der Strom sich kräftiger, welcher abermals verstärkend um den Elektromagnet fließt u. s. w., bis endlich diese Wechselwirkung zwischen Elektromagnet und Armatur der Strom eine solche Stärke gewinnt, daß er sich zur Herstellung des mächtigen elektrischen Bogenlichtes, zur elektrischen Kraftübertragung, sowie zu noch andern Arbeiten, verwenden läßt.

Die Dynamos unterscheiden sich wesentlich von den magnetoelektrischen Maschinen, bei welch letztern nicht Elektromagnete, sondern fortdauernde Stahlmagnete die elektrischen Ströme in den rotirenden Armaturen erregen. Diese Stahlmagnete bei den Dynamomaschinen durch Elektromagnete, wie wir soeben vernommen, ersetzt, daß die erste schwache Induction von dem zurückbleibenden geringern Magnetismus der anfänglich stromlosen Elektromagnete herrührt, worauf sich dann, die gegenseitige Wirkung von den Elektromagneten und dem rotirenden Inductor, der Strom bis zu einer früher nie geahnten Stärke steigert.

Als Haupttypen der Dynamomaschinen kann man unterscheiden solche mit ringförmigen Inductoren von jenen mit cylindrischen oder trommelförmigen. Die letztern nennt man kurzweg Ringmaschinen, die andern Trommelmaschinen. Obwol schon Pacinotti Anfang der sechziger Jahre unsers Jahrhunderts eine elektromagnetische Ringmaschine baute, datirt man die Ringmaschinen doch nur von Gramme in Paris (1870), weil erst dieser es verstand, dieselben so zu gestalten, daß sie ausgiebige Elektricitätsquellen für die Elektrotechnik wurden. Ein Jahr später (1871) wendete Gramme auf diese Maschinen das von Dr. Werner Siemens (1866) erdachte, vorhin auseinandergesetzte dynamoelektrische Princip an, wodurch

Digitized by Google

ihre Leistungsfähigkeit noch sehr bedeutend erhöht wurde. Die Ringmaschinen sind auf das mannichfaltigste modificirt worden, derart, daß es wol sehr schwer würde, sie alle kennen zu lernen. Zum Glück genügt uns hier das oben behandelte Princip einer Ringmaschine. Unser Leser hat so den Hauptschlüssel zum Verständniß der Ringmaschinen anderer Constructeure, z. B. der Dynamos von Schuckert, Gülcher, Fein, Kröttlinger, Maxim, Brusch u. s. w., erhalten. Bei der von Hefner-Alteneck (1872, Siemens u. Halske) erfundenen Trommelmaschine ist der Gramme'sche Spulenring vertreten durch einen cylindrischen Inductor, welcher zwischen mantelartig erweiterten Polen mächtiger Elektromagnete schnell rotirt. Auch die Trommelmaschine hat sich einer zahlreichen Nachkommenschaft zu erfreuen, wie z. B. der Cylinderdynamos von Ganz, Edison, Weston, Elphinstone u. Vincent und vieler anderer.

Je kräftiger die Elektromagnete einer Dynamomaschine sind, mithin je mächtiger der Wirkungsraum oder das magnetische Feld derselben ist, desto stärker wird die in letzterm rotirende Armatur inducirt. Um das magnetische Feld wirksamer zu gestalten, läßt man den Inductor von den möglichst verbreiterten starken Polen der Elektromagnete, so vielseitig und so nahe als es nur immer angeht, umfassen. Je länger der Gesammtdraht des Inductors ist, und je schneller dieser rotirt, desto größer wird auch die elektromotorische Kraft, d. i. jener elektrische Gegensatz, durch dessen Ausgleichung eben der Strom zu Stande kommt. Die Stromstärke wächst mit der elektromotorischen Kraft in demselben Verhältnisse, und im umgekehrten wie die Summe der im Stromkreise vorhandenen Leitungswiderstände. An der Hand dieses höchst einfachen Grundgesetzes von Ohm (1826) lassen sich alle in Bezug auf Intensität, Spannung und Widerstand des Stromes auftauchenden Fragen beurtheilen und auch numerisch beantworten.

Da man bei den Dynamomaschinen die elektromotorische Kraft nicht unmittelbar messen kann, sondern erst mittels des Ohm'schen Gesetzes aus der vorhandenen Stromstärke und dem Gesammtwiderstande berechnen muß, so gibt man bei den Dynamos, um ihre Kraft zu bezeichnen, nur jene Spannung in Volts, d. i. in Einheiten der elektromotorischen Kraft an, wie dieselbe sich bestimmen läßt an den Maschinenklemmen, welche als die elektrischen Pole dazu bestimmt sind, die beiden Enden der Leitung aufzunehmen. Die so gefundene „Klemmspannung" der Maschine verhält sich zu ihrer elektromotorischen Kraft nahezu wie der äußere Widerstand zur Summe des äußern und innern Widerstandes. Je kleiner also der letztere gegen den erstern ist, desto mehr nähert sich die Größe der Klemmspannung jener der elektromotorischen Kraft. Durch die Division des äußern Widerstandes in die Klemmspannung bekommt man für die Praxis die Stromstärke der elektrischen Maschine.

Bei der bisher besprochenen Dynamomaschine liegt der Elektromagnet im ungetheilten Hauptstrome, weshalb er nur von diesem abhängt und z. B. schwächer wird, wenn der äußere Widerstand, d. i. jener in der Leitung, zu- und daher die Stromstärke abnimmt. Dagegen wächst bei Verminderung des äußern Widerstandes die Stromstärke, mithin auch die Kraft des Elektromagnets. Da die Veränderungen der magnetischen Intensität auch solche in Bezug auf die Ursache der vorhandenen

Digitized by Google

Elektricitätserregung, d. i. auf die elektromotorische Kraft sowie auf die damit zusammenhängende Spannung an den Polklemmen zur Folge haben, zeigt sich in der gemeinen Dynamomaschine eine doppelte Abhängigkeit ihrer Leistungsfähigkeit von den Veränderungen des Widerstandes in der äußern Leitung. Soll hier die Stromstärke beständig erhalten werden, so müssen in den Hauptstrom Regulatoren für den Widerstand, also indirect Stromregulatoren oder Rheostate eingeschaltet werden. Da die heutigen Bogenlampen oder Regulatoren ebenfalls im Stande sind, den durch sie gehenden Strom zu regeln, so lassen sich solche Dynamomaschinen für die elektrische Beleuchtung mit Bogenlampen verwenden. Dagegen sind sie für die Parallelschaltung der Glühlampen unzweckmäßig. Es muß nämlich, wie sich von selbst versteht, möglich sein, eine beliebige Anzahl von Glühlichtern auszulöschen, ohne Veränderungen in der Leuchtstärke der noch übrigen zu bewirken. Sehen wir zu, was geschieht, wenn mehrere Glühlichter ausgeschaltet werden. In diesem Falle wird, wie wir bereits wissen, gleichsam der Querschnitt der Leitung am Orte der parallel geschalteten Lampen verringert, mithin der äußere Widerstand vermehrt, also die Stromstärke geschwächt, was sich durch einen im Hauptstrom eingeschalteten Regulator oder Rheostaten nur schwer in befriedigender Weise ausgleichen läßt, weil die Aenderungen der Stromstärke zu beträchtlich sind, weil ferner die durch den dünnen und schlecht leitenden Neusilberdraht des Regulators gehenden starken Ströme den letztern gefährden, und endlich weil hier zu viel Strom im Rheostaten unbenutzt verloren geht.

Anders ist dies, wenn man nach einem Vorschlage Wheatstone's (1867) die Elektromagnete nicht in den Hauptstrom selbst, sondern nur in eine von demselben kommende Abzweigung legt. Eine Aenderung der Stärke der Elektromagnete kann jetzt vom Hauptstrome aus nicht mehr erfolgen, sondern nur vom Nebenschluß, in welchem sie sich befinden. Und da nach dem Gesetze der Stromverzweigung die Stromintensitäten in den Aesten sich umgekehrt wie ihre Widerstände verhalten, so wird, beim Auslöschen mehrerer parallel geschalteter Glühlampen, die Stromstärke im Nebendraht proportional zu jener Stromschwächung wachsen, welche aus dem zunehmenden Leitungswiderstand im Hauptstrom hervorgeht. Die Elektromagnete im Nebenschluß werden durch die hier gesteigerte Stromkraft stärker, mithin auch die Elektricitätsursache, d. i. die elektromotorische Kraft, sowie die von letzterer abhängige Klemmspannung der elektrischen Maschine selbst, was wieder jene Stromschwächung des Hauptstromes verbessert und sogar ausgleicht, wenn man im Zweigstrom mittels eines Rheostaten, d. i. eines Stromreglers, Widerstände in passender Weise ein- oder ausschaltet.

Diese Regulirung des Stromes für die parallel geschalteten Glühlampen gestaltet sich selbstthätig oder automatisch bei der Compoundmaschine, deren Elektromagnete sowol im Haupt- als Nebenstrom liegen. Diese beiden Zweigströme compensiren sich in ihrer Wirkung auf die Elektromagnete in der vorhin besprochenen Weise, sodaß solche Dynamomaschinen dieselbe Spannung an den Klemmen, mithin auch die gleiche Stromstärke behalten, woraus eine ungeänderte Lichtstärke der Glühlampen entspringt, wenn auch beliebig viele derselben ausgelöscht werden sollten. Es versteht sich von selbst, daß solche sich selbst regulirende elektrische

Digitized by Google

Maschinen sehr sorgfältig gearbeitet und ausprobirt sein müssen, wenn sie anstandslos thätig sein sollen, und daß sie daher auch, bei sonst gleichen Verhältnissen, entsprechend theuerer als die gemeinen Dynamomaschinen sind.

Die parallele Schaltung der Glühlampen gestattet genügend starke Ströme von geringer Spannung anzuwenden, was gerade für die häusliche elektrische Beleuchtung zweckmäßig ist, wo hochgespannte Ströme wegen der mancherlei mit ihnen verbundenen, bereits erwähnten Gefahren zu vermeiden sind. Man wählt daher hier Dynamos mit starken Strömen, bei welchen jedoch, infolge der verminderten Spannung, die Umlaufsgeschwindigkeit des Inductors nicht höher als 300—1200 Touren in der Minute zu sein braucht. Die heutigen Elektrotechniker sind davon abgekommen, die Anzahl der Umdrehungen der Armatur wie noch vor kurzem bis auf 2500 und auch darüber zu steigern; sie sind jetzt im Gegentheile bemüht, jene Umlaufszahl möglichst herabzusetzen, und dafür sehr starke Ströme durch größere Maschinen und passende Verminderung des Leitungswiderstandes herzustellen. So z. B. hat eine Dampfdynamo Edison's nur 350 Umläufe in der Minute, aber eine Stromstärke von 700 Ampères, dann eine kleinere 300 Umdrehungen per Minute und 200 Ampères u. dgl. m.

Unterhalb einer gewissen, von der Besonderheit der elektrischen Maschine abhängigen Grenze wird man jedoch nie mit der Verminderung der einer Minute entsprechenden Tourenzahl des Inductors herabgehen können, weil ja schon das Princip der Dynamomaschine eine größere Geschwindigkeit ihres rotirenden Theiles verlangt. Deshalb gehören auch die Dampfmaschinen, wenn sie eigens für die Dynamos gebaut werden, zu den schnell laufenden, deren Kolbengeschwindigkeit mithin sehr groß ist. Die Verbindung der Dampfmotoren mit der elektrischen Maschine erfolgt entweder mittels Zwischentransmission, oder directer nur mittels Riemen von den Maschinenscheiben, oder endlich geradezu derart, daß der Motor dieselbe Umlaufszahl wie die Dynamomaschine besitzt. Letzteres geschieht jetzt noch selten, weil in der Regel direct rotirende oder eigenthümlich construirte Dampfmotoren dazu gehören, welche derzeit nicht ökonomisch genug arbeiten und noch ihrer weitern Entwickelung harren. Bei der hohen Regsamkeit auf diesem Gebiet wird wahrscheinlich der gewünschte Fortschritt nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Weil die Dynamos einen möglichst gleichmäßigen Umlauf fordern, um beim elektrischen Glühlicht das Pulsiren, sowie eine störende Veränderlichkeit in der Lichtstärke hintanzuhalten, so muß man suchen, durch ein passendes Schwungrad die Gleichförmigkeit der Bewegung, ferner durch einen empfindlichen, d. i. schnell wirkenden Regulator stets die gleiche Geschwindigkeit (constante Rotationszahl in der Zeiteinheit) des Motors zu erzielen. Auf diese Punkte hat man hauptsächlich zu sehen, wenn man die schon vorhandenen Dampfmaschinen der Fabriken zugleich für das elektrische Licht verwenden will.

Im Innern der großen Städte wird es selten thunlich sein, Dampfmotoren aufzustellen. Für solche Fälle empfehlen sich die Gasmotoren, in welchen die

Digitized by Google

Spannkraft erhitzter Gase jene des Dampfes vertritt. Obschon die Gasmaschinen viel einfacher im Bau und Betriebe sind, so muß man doch nicht glauben, daß gar keine Schwierigkeiten bei ihrer Verwendung vorkämen. Man denke z. B. nur bei jenen Motoren, welche mittels kleiner Explosionen des Gemisches von Luft und Leuchtgas bewegt werden, an die Veränderlichkeit des Druckes bei letzterm, an das Gefrieren des Wassers in der Gasuhr u. dgl. m. Also auch hier muß ein geschulter, aufmerksamer und gewissenhafter Wärter den Gang der Maschine bewachen.

In wasserreichen Gegenden, besonders in Gebirgsländern, können die Wassermotoren zum Treiben der elektrischen Maschinen gebraucht werden. Weil im allgemeinen die bei allen Gefällen tauglichen Turbinen schneller rotiren als die gemeinen Wasserräder, so kommen jene häufiger für die elektrische Beleuchtung in Anwendung als diese. Bei oft wechselnder Wasserhöhe und für Gefälle von etwa 4—10 Meter findet man jedoch auch das gewöhnliche Wasserrad der elektrischen Beleuchtung dienend, wobei selbstverständlich für Umsetzung der langsamen und ungleichmäßigen Bewegung in eine schnelle und möglichst gleichförmige Rotation vorgesehen ist.

Ein schönes Beispiel kluger Ausnutzung von vorhandener Wasserkraft für die Beleuchtung mit elektrischem Glühlicht erfreut seit vier Sommern die Touristen des Rauristhales im salzburger Hochgebirge. An dem mit Gletschern erfüllten großartigen Abschlusse dieses Thales liegt romantisch in der Höhe von 1600 Meter Kolm-Saigurn, ein sehr bescheidenes Goldwerk, das einst, trotz seines jetzigen goldigen Nachtlichtes, viel mehr Gold gesehen hat als in unsern Tagen. Dieses Poch- und Amalgamirwerk des Herrn Rojacher hat letzterer selbst mit elektrischem Glühlicht für die Sommerzeit eingerichtet. Das aus dem Goldberggletscher abfließende Wasser, welches die Arbeit für das Pochen und den Drahtseilaufzug zu leisten hat, versetzt eine Turbine um eine wagerechte Achse in schnelle Rotation (nahezu 300 Touren in der Minute), welche mittels Riemens auf eine kleine Dynamomaschine von Kröttlinger (Wien) derart übertragen wird, daß der Inductor in der Minute etwa 1300 Umläufe macht, woraus eine elektrische Quelle entspringt, die gleichzeitig zehn der schwächern Edison'schen Glühlampen mit je einer Leuchtkraft von beiläufig acht Normalkerzen zu speisen vermag. Die Turbine und die Dynamomaschine befinden sich in einem kleinen Maschinenhause so, daß erstere unterhalb des Fußbodens ihren Platz hat. Neben der elektrischen Maschine erglüht eine Probelampe. Von der Dynamo läuft die Leitung nach den verschiedenen Localen. Im benachbarten Wohnhause sehen wir 1 Lampe im Vorraum, 1 in der Küche, 3 im Gastzimmer. Ferner besitzt der Abladeplatz 1, das Pochwerk 7 Lampen, was, einschließlich jener Probelampe, zusammen 14 Lampen gibt, von welchen aber nach Obigem zu gleicher Zeit nur 10 hellleuchtend gemacht werden können. Diese genügen um so mehr den dortigen anspruchslosen Verhältnissen, als jede andere Beleuchtungsart daselbst noch viel spärlicher ausfiele und doch mehr kosten würde. Wenn ein altes Sprichwort sagt: „Arme Leute kochen mit Wasser", so könnte jetzt ein neues als Seitenstück dazu lauten: „Gescheite Leute beleuchten mit Wasser." Ja man kann sogar mittels Spulen oder

Digitized by Google

Spiralen dünner Neusilberdrähte, die sich wegen ihres großen Leitungswiderstandes durch den elektrischen Strom stark erhitzen, größere Wassermengen zum Sieden bringen (Jüllig 1883, elektrisches Heizen von Lane-Fox 1886 u. dgl. m.), und dann sprechen: „Reiche Leute kochen mit Wasser", mit Anspielung darauf, daß ein solches Verfahren, wegen starken Strombedarfs und daher größerer Anschaffungskosten, selbst dann nicht billig käme, wenn auch hydraulische Motoren die ursprüngliche Arbeit dafür umsonst liefern würden.

Wenn im Sommer 1887 der Wanderer vom Rauristhal aus nach Wildbad Gastein ziehen wird, so soll er daselbst im Großen ausgeführt finden, was ihn so sehr, wenn auch nur im Kleinen, im unfernen Kolm-Saigurn überrascht hat: wir meinen das elektrische Glühlicht, zu welchem der berühmte Wasserfall die Arbeit gratis liefern muß. Es ist im Werke, diese Installation des elektrischen Lichtes bis 1. Juni 1887 zu Ende zu führen. Das stürzende Wasser der gasteiner Ache wird durch ein Bassin mit einer Druckhöhe von 22 Meter auf zwei Turbinen geleitet werden, welche die Dynamo in rasche Rotation versetzen sollen. Vorläufig gedenkt man etwa 2000 Glühlampen zu je 16 Kerzen Lichtstärke für die Straßen- und Häuserbeleuchtung in der eisfreien Jahreszeit zu verwenden, wozu 200 von den zu Gebote stehenden 15000 Pferdekräften des mächtigen Wasserfalls ausreichen dürften. Man veranschlagt die Herstellungskosten auf etwa 120000 Mark. In den Alpengebieten greift, dank der richtigen Erkenntniß in Bezug auf die Verwerthung der Naturkräfte, die Ausnutzung der Wasserkraft für die elektrische Beleuchtung mittels Glühlampen immer weiter um sich, und wir könnten schon eine stattliche Reihe von Etablissements in Alpenorten hier nennen, die allnächtlich im goldigen Glühlicht erglänzen. Wassermühlen benutzen bereits in größerer Anzahl ihr treibendes Element zur elektrischen Beleuchtung. Ja es liegen sogar kühne Projecte vor, die 7 Millionen Pferdestärken des Niagarafalls in elektrische Kraft umzusetzen, welche den bis auf 500 englische Meilen umliegenden Städten als Arbeitskraft gegen Entgelt zugeleitet werden soll. Natürlich wird erst zu berechnen sein, ob diese Kraftübertragung nicht theuerer zu stehen käme als Dampf-, Gas- oder Wassermotoren an den betreffenden Orten selbst. Und wenn auch das Facit etwa zu Gunsten des Krafttransports vom Niagarafall ausfiele, wo findet sich auf einmal das enorme Kapital hierfür? Oder besser das nothwendige Vertrauen, daß letzteres auf einmal zufließe? Jedenfalls wird also die elektrische Kraftausbeutung des größten Wassersturzes der Erde mit einer kleinern Unternehmung beginnen müssen.

Man hat auch davon gesprochen, mittels der Flut des Meeres in den Buchten große Becken mit Wasser zu füllen, welches dann zur Ebbezeit durch Kanäle abliefe, und Räder oder für niederes Gefäll berechnete Turbinen zu treiben hätte. Obschon eine derartige Benutzung der Gezeiten zu gewerblichen Zwecken an den französischen Küsten seit einigen Jahren mit Erfolg versucht worden sein soll, ist kaum anzunehmen, daß ein solcher Vorgang auch der elektrischen Beleuchtung zugute kommen könnte, weil erstens die Fluthöhe wechselt, also die Regelmäßigkeit des Betriebes leiden würde, und dann auch, weil für diesen Zweck die Herstellungs- und Betriebskosten sich höher beliefen als die entsprechenden Dampfmotoren.

Digitized by Google

Dagegen ist es immerhin denkbar, in windreichen Gegenden mit Hülfe von Windrädern das Wasser in höher gelegenen Teichen aufzuspeichern und dann als Aufschlagwasser für die Motoren behufs elektrischer Beleuchtung zu verwenden.

Weil in unsern Breiten die Eiszeit gegen den Betrieb des elektrischen Lichtes mit Hülfe der Flüsse gerichtet ist, abgesehen von dem öftern, zuweilen bedenklichen Wechsel im Wasserstande der letztern, führen in den Städten die Gas- und Dampfmotoren bei Installirung des elektrischen Lichtes das Scepter; die erstern mehr in kleinern Etablissements oder wo keine Dampfanlage erlaubt wird, die letztern vorherrschend in Centralstationen, wo fast immer der Gebrauch von Dampfmotoren möglich gemacht wird. Die Motoren, Dynamomaschinen, Lampen und das Einschaltungsverfahren müssen zueinander wohl gestimmt werden, und man darf sich nicht vorstellen, das dies so leicht ist. Da müssen Berechnung und eine reiche Erfahrung Hand in Hand gehen. Ueberdies muß noch bei größern hierher gehörigen Einrichtungen für die Ueberwachung, Wartung und Regulirung des Ganzen gesorgt werden. Erst wenn all dies und noch vieles andere hierher Gehörige geschehen ist, darf der Elektrotechniker beruhigt rufen: „Es werde Licht!“

Digitized by Google

# Die Erdbeben in Griechenland.

Von

Consul V. G. Marshall in Patras.

Bei den Ereignissen des 27. Aug. 1886, eines Schreckenstages für Griechenland, sind, soweit sich das jetzt übersehen läßt, über 1000 Menschen jeden Alters, Geschlechts und Standes erschlagen oder verwundet worden.

Ueber 9000 Häuser liegen in Trümmern und weitere 3000 sind unbewohnbar; ganze Städte nebst vielen Dörfern gleichen großen Schutthaufen; die unglücklichen Bewohner sind jetzt zu Tausenden obdachlos, dem rauhen Wetter preisgegeben.

In der Nacht vom 27. zum 28. Aug. bei sehr hohem Thermometerstand (Tagestemperatur 24°—26° R.), aber bei gedrücktem Barometerstand wurde das ganze südliche Europa von sehr starken Erdbeben erschüttert. Der Mittelpunkt aller dieser „seismischen" Bewegungen war aber das südwestliche Küstenland Griechenlands, der Peloponnes. Dieses kleine Land ist in der That schwer heimgesucht worden, denn in Amerika am 31. Aug. war bei dem Erdbeben der Verlust an Menschenleben nicht so groß, auch wurde nicht so großer Schaden angerichtet wie in Griechenland.

Herr W. G. Forster, Director der Eastern Telegraph Company in Zante, ein tüchtiger Naturforscher, schreibt in einem Bericht:

„Die Meldung eines kürzlich hier angekommenen englischen Schiffskapitäns über das Auftauchen eines neuen Vulkans mitten im Meere und an derselben Stelle, wo im Jahre 1881 ein feuerspeiender Berg entstanden war (zwischen den Inseln Sapienza und Malta), versetzte mich in nicht geringe Sorge. Es handelt sich jetzt um dasselbe Phänomen, welches noch bestätigt wurde durch die Mittheilung verschiedener Dampferkapitäne, das Meer sei an jener Stelle in der größten Aufregung gewesen. Im Angesicht des Erdbebens (27. Aug., 11 Uhr 30 Min.) beschäftigten sich meine Gedanken mit unsern Kabeln. Zehn Minuten später bemerkte ich, daß das Kabel zwischen Candia und Zante zerrissen sei, ohne Zweifel infolge der Senkung des Meeresbodens. Der Bruch geschah 29 Meilen (englisch) vom Hafen von Zante.

„In dieser Gegend fällt der Meeresgrund nach Osten ab und deshalb waren auch die Erdstöße am heftigsten zwischen Catacolo und Calamata und hier auch die Verwüstung am größten. Wer weiß, welche gewaltige Veränderungen unser

Digitized by Google

aphendampfer finden wird, wenn er an Ort und Stelle geht, un
Vorbereitungen für die Reparatur unsers gebrochenen Kabels zu
leicht begreiflich, welche ungeheuere Erschütterungen eine kolossale,
nten fallende Erdmasse herbeiführen muß; auch daß kleinere Mas
nd noch fallen, ist durch die täglich vorkommenden Erdstöße bewies
Meiner Ansicht nach haben Chios, Castellamare und der Pelopon
die Senkung des Meeresbodens in ihrer Nähe gelitten."
enn man diese wiederholten Erdbeben mit plötzlicher Umgestaltung d
ache und des Meeresgrundes in allen Theilen beobachtet, drängt
ite auf, daß unsere Erde noch keineswegs ihren Werdeproceß vollend
en daß wir in diesen großartigen Erscheinungen, wie Erdbeben, den
en neuer Vulkane, den Senkungen des Meeresbodens u. s. w., das n
fen begriffene Weltall sehen. Mit andern Worten: wir sind noch in
n Zuschauer der rastlosen Kosmogonie. Auch daß solche Veränderun
Erdkruste wirklich noch jetzt in unserer Nähe vorkommen, beweisen di
tungen, welche durch die Erdbeben im Aegeion (Vostizza) 1861, Thera
) 1866, Kephallenia 1867, Parnassida 1870, Chio 1881 und die Er
27. bis 28. Aug. herbeigeführt worden sind.

Obwol die ganze griechische Halbinsel mehr oder weniger von den Erschütte-
gen des 27. Aug. gelitten hat, so ist es doch hauptsächlich die Nomarchie
ssenien mit den fünf Eparchien Kalamä, Messini, Pylya, Triphylia und
mpia welche am schwersten heimgesucht worden ist; die Eparchien Megalo-
is und Gortynia in der Nomarchie Arkadia, und Stylos in Lakonia sind
rdin auch schwer betroffen worden, sodaß das ganze südwestliche Morea mehr
er s vom Kriege verwüsteten Gegend als einem blühenden Lande gleicht,
lches vom fleißigsten und frugalsten Volke der Welt bewohnt wird. Diese
andstriche sind in der That mit solchem Fleiß und Erfolg angebaut worden,
aß sie mit dem südlichen Theil Frankreichs verglichen werden können.
Messenien, Arkadia und Lakonia erzeugen jährlich 50000 Tons Korinthen,
7000 Tons Feigen, 45000 Tons Valonen und 150—18000 Faß Oel.
Zu den Ortschaften, die am schwersten gelitten haben, gehört Cyparissia, ein
Städtchen von fast 4000 Einwohnern, malerisch in dem Amphitheater gelegen, das
den Nordwestabhang des Aegaleon Oros (Psychrogebirges) bildet.
Während der Herrschaft der Türken und Venetianer und noch bis zum Aus-
bruch des griechischen Unabhängigkeitskrieges war sie eine der wichtigsten Städte
des Peloponnes. Zwischen 1821—28 wurde sie mehreremal belagert und ver-
brannt. Cyparissia besitzt einen sehr schönen terrassenartigen Platz, der sich fast in
der ganzen Breite des Städtchens hinzieht und eine seltene Aussicht auf die unter
ihm sich erstreckende, sehr gut cultivirte Ebene bietet. Von hier aus kann der
Blick frei über das Jonische Meer bis an die fern liegenden Strophadiinseln
schweifen.
Unter der Stadt auf einem schroffen Felsenvorsprung sind noch die zer-
trümmerten Ueberreste der mittelalterlichen Burg zu sehen, die eine große Rolle

Digitized by Google

zur Zeit der Türken und Venetianer in Griechenland spielte. Die Stadt hat einen lebhaften Handel mit Korinthen, Olivenöl und Valonia und ausgedehnten Weinbau. Cyparissia und der dazugehörige Kreis hat 8 Todte und 15 Verwundete aufzuzählen. Alle Häuser sind zerstört und unbewohnbar.

Gargaliano mit 6000 Einwohnern hat unbeschreiblich gelitten. Die Lage dieses Städtchens, einige hundert Fuß über der triphylischen Ebene, ist prächtig; man kann von hier aus einen großen Theil dieser Landfläche überblicken. Besonders interessant ist der Blick nach dem Hafenort Marathoupolis mit der eigenthümlichen Insel Proti. Im Hafen, der ziemlich geschützt ist, werden jährlich die Erzeugnisse des Kreises Platamoda (Hauptstadt Gargaliano) verschifft, d. h. ungefähr 140000 Ctr. Korinthen, 6000 Faß Oel und viel Wein.

Kaum irgendwo anders kann man einen schönern Sonnenuntergang in Griechenland sehen als gerade hier. Leider hat das Erdbeben hier sehr viele Opfer gefordert: 25 Menschen sind erschlagen und 140 verwundet worden, während der Schaden sich auf mehrere Millionen Francs beläuft.

Filiatra ist das Hauptschmerzenskind des Peloponnes. Diese Stadt hat ungefähr 7000 Einwohner und liegt im blühendsten Theil der Ebene Triphyliens, etwas über eine halbe Stunde weit vom Meere entfernt. Sie ist der beste Beweis (wenn überhaupt ein Beweis nöthig wäre), daß das neugriechische Volk fortschrittliches Streben und große Energie besitzt, die ihresgleichen suchen. So unerhört schnell hat sich dieser Ort in den letzten zehn Jahren entwickelt, daß an vielen Theilen der Stadt noch das Dorfartige durchblickt, während im allgemeinen und besonders in der Nähe des großen Platzes die schönen Privathäuser, der Club und die prächtigen Springbrunnen uns an eine Stadt zweiten Ranges in Deutschland erinnern. Auch ist hier eine großartige Wasserleitung, die kurz vor dem Erdbeben mit nicht geringen Opfern der Bürger vollendet worden ist.

Doch wie sieht es jetzt in dieser vor kurzem so glücklichen Stadt aus! Beinahe 1500 Häuser und alle öffentlichen Gebäude, nebst der kaum vollendeten Panagiakirche, liegen in Trümmern; 87 Todte sind schon begraben und 147 Verwundete sind mehr oder weniger schwer beschädigt, einige sehr gefährlich. Der Schaden hier ist ganz bedeutend und muß auf ungefähr 15 Mill. Frs. angeschlagen werden.

Coroni ist ein viel kleinerer Ort, aber dennoch auch ein reger Handelsplatz, der noch im Aufblühen begriffen ist. Hier werden dieselben Producte wie in den umliegenden Provinzen verschifft, hauptsächlich aber wird von hier Oel in größern Quantitäten exportirt.

Die Stadt war viele Jahrhunderte hindurch berühmt wegen seiner uralten Olivenhaine und der ausgezeichneten Qualität des Oels. Die furchtbaren Verheerungen aber durch Ibrahim-Pascha in den Jahren 1825—27, der mit rücksichtsloser Bosheit die Oelbäume systematisch niederbrannte und zerstörte, brachte den Platz um mehr als ein Menschenalter zurück. Jetzt blüht die Oelcultur wieder auf und überall sind Fortschritte zu bemerken. Coroni hat 35 Todte und 100 Verwundete zu beklagen, während der Schaden auf 5 Mill. Frs. angeschlagen wird.

Digitized by Google

Lygudista ist die letzte der Leidensstätten, die ich besonders anführe, obwol viele andere Orte, wie Megalopolis, Calacolo, Pyrgos, leider mit gleichem Recht hier eine Stelle finden können. Lygudista ist ein sehr freundliches Landstädtchen von etwas über 2500 Einwohnern, am südwestlichen Abhang der Vorberge des Aegaleon, 1100 Fuß über dem Meere gelegen, inmitten schattiger Cypressen- und Olivenhaine. Das Klima ist herrlich; das fleißige Volk treibt einen lebhaften und ausgedehnten Handel mit Landesproducten, wie Oel, Korinthen u. s. w., und ebenso einen sehr ausgedehnten Weinbau.

Lygudista ist auch bekannt wegen der in der Nähe befindlichen Kephalovryſis (oder Hauptquelle), die schon von Pausanias erwähnt und auch in den „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland" von W. Vischer besonders hervorgehoben wird. Ferner ist auch das Dorf Maniaki zu nennen, wo der heldenmüthige Papaflessas mit 5—600 Palikaren gegen fast 6000 Türken standhielt, bis fast alle Griechen gefallen waren. Lygudista beweint 18 Todte und 100 Verwundete. In der Stadt und ihrem Umkreise sind über 1000 Häuser zertrümmert.

Die gesammte Liste für ganz Griechenland ergibt 303 Todte, 698 Verwundete, 6 Städte und 51 Dörfer zerstört, während viele andere Städte (wie Pyrgos, Megalopolis u. s. w.) nebst 205 Dörfern sehr stark beschädigt worden sind.

Der ganze Schaden wird auf 75 Mill. Frs. oder 3 Mill. Pfd. St. geschätzt.

Griechenland ruft nicht ohne Grund um Hülfe; das Volk, die Regierung und der König haben alles, was in ihrer Macht stand, gethan, und ermüden nicht darin, ihren Kräften gemäß Hülfe zu spenden. Was kann aber das kleine, seit vielen Jahren so schwer mitgenommene Land thun, um solche schrecklichen Lücken auszufüllen? Die Korinthen- und Valonenernten von 1883 und 1884 wurden verregnet. Im letztern Jahre kam auch der große Börsenkrach in Athen, 1885 wurde das Volk unter die Waffen gerufen, und weitere finanzielle Schwierigkeiten folgten, sodaß in denselben Jahren auch der Zwangscurs eingeführt werden mußte.

Um allen diesen Leiden noch die Krone aufzusetzen, wurde Griechenland im Frühjahr 1886 von den sechs Großmächten blokirt, wodurch der ganze Handel des kleinen Landes vollständig gelähmt wurde.

Es handelt sich jetzt aber nicht um politische Maßregeln, sondern darum, daß den Tausenden von obdachlosen, hungernden und trauernden Menschen schleunige Hülfe geschafft werde.

Ueber 50000 Menschen, die in vielen Fällen außer ihrem Besitzthum auch noch die theuersten Familienglieder zu beweinen haben, sind im Freien um ihre zertrümmerten Heimatstätten gelagert.

Ohne Zweifel gehören die Hülfeflehenden zu einem der fleißigsten und genügsamsten Völkchen der Welt. Ich kenne es seit beinahe 25 Jahren und weiß, wie es in verhältnißmäßig kurzer Zeit das ihm von den Türken im Jahre 1829 übergebene, aber vorher vollständig verwüstete Land in ein kleines Paradies verwandelt hat. In Thessalien hat es innerhalb fünf Jahren die Provinz nicht nur von Räuberbanden gesäubert und viele Fahrstraßen gebaut, sondern wo früher die Wölfe hausten und niemand sich nach Sonnenuntergang über die Thürschwelle wagen durfte, braust heute die Locomotive dahin.

Digitized by Google

Hierzu kommt, daß das griechische Familienleben in hohem Maße achtungswerth ist. Der Vater vereinigt in sich den Patriarchen und den Fürsten; er scheut vor keinem Opfer, nicht nur für seine Frau und Kinder, sondern auch für die entferntern Mitglieder der Verwandtschaft zurück, gleichviel ob es sich um die Versorgung eines Mädchens oder die Unterstützung eines strebsamen Jünglings handelt. Auch die Frauenehre wird in Griechenland so heilig und zart von den Männern bewacht wie in keinem andern Lande. Das kleinste Vergehen gegen sie wird unfehlbar gerächt, und wehe dem, der sich des allerkleinsten schuldig macht. Soll ein solches Volk umsonst sich an die Mildthätigkeit Europas wenden?

Diese Tausende von Unglücklichen im Peloponnes brauchen Holz (zum Hüttenbau), Zelte, Proviant: sie verdienen, daß sich die andern Völker thatkräftig ihrer annehmen.



Digitized by Google

# Die neue Socialgesetzgebung des Deutschen Reiches.

Von

H. von Scheel.

Bei dem Worte „Socialgesetzgebung" pflegt man bei uns jetzt an die Gesetze über die Arbeiterversicherung zu denken, von denen die über Kranken- und Unfallversicherung bereits zu Stande gekommen, die auf Alters- und Invalidenversorgung, Witwen- und Waisenpension bezüglichen noch in Aussicht, beziehungsweise Vorbereitung sind. Das ist auch ganz richtig; nur ist der Begriff der Socialgesetzgebung damit nicht erschöpft. Dieser ist vielmehr dahin zu verstehen, daß die Socialgesetzgebung die auf die Lösung der „socialen Frage" gerichtete Gesetzgebung ist, und der Begriff der „socialen Frage" ist der: wie ist der gegenwärtig vorhandene Widerspruch zwischen der politischen und der wirthschaftlichen Entwickelung unsers Volkslebens zu beseitigen? indem wir nämlich im politischen Leben die Freiheit und Gleichheit als berechtigtes Princip hingestellt und verwirklicht haben, während im wirthschaftlichen Leben die größten Ungleichheiten und empfindlichsten Abhängigkeitsverhältnisse bestehen und sich verstärken. Die moderne Socialgesetzgebung muß also einen Ausgleich der politischen und wirthschaftlichen Entwickelung bezwecken, und in ihren Rahmen fallen alle gesetzgeberischen Maßregeln, welche, bewußt oder unbewußt, diesem Zwecke dienen.

Der letztere kann nun entweder dadurch erreicht werden, daß man die politische Verfassung auf das Niveau der wirthschaftlichen zu bringen sucht, also auch in ihr entsprechende Ungleichheiten und Abhängigkeitsverhältnisse einführt; oder dadurch, daß man die wirthschaftliche Verfassung auf das Niveau der politischen erhebt, indem man in diese so viel Freiheit und Gleichheit, nicht theoretische, sondern wirkliche, einzuführen sucht, als es ohne Bruch mit den als richtig anerkannten Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung thunlich erscheint.

Das Einschlagen des erstern Weges würde eine Umkehr bedeuten, gegen welche das für den politischen Handgebrauch so beliebte Schlagwort „Reaction" mit Recht als Vorwurf sich richten ließe; thatsächlich denkt indessen kein ernster Politiker bei uns an diesen Weg; vielmehr geht aus allen gesetzgeberischen Anstrengungen die klare Absicht hervor, daß man nur den zweiten Weg, die Anpassung der wirthschaftlichen Verfassung an die politische, für den zur Lösung der socialen Frage gangbaren und darum mit der Socialgesetzgebung einzuschlagenden hält.

Digitized by Google

Natürlich werden dabei nicht alle Fragen, in welche sich die große sociale Frage für die Praxis auflöst, gleichzeitig und gleichmäßig zu lösen versucht und mit allen nach jener Richtung hin anwendbaren Mitteln gefördert, sondern es werden diejenigen Theilstücke in Angriff genommen, welche nach der Auffassung derer, welche die Initiative haben, am passendsten und dringendsten zu bearbeiten sind.

In der berühmten kaiserlichen Botschaft vom 17. Nov. 1881 ist als Zweck der darin besprochenen Gesetze, nämlich des repressiv wirkenden sogenannten Socialistengesetzes und der für die positive Förderung der Lage der Arbeiter bestimmten Versicherungsgesetze, die „Heilung der socialen Schäden" hingestellt. Es ist selbstverständlich damit nicht gesagt, daß die Socialgesetzgebung mit jenen Gesetzen erschöpft sei. Die Anfänge unserer neuen Socialgesetzgebung reichen auch in der That weiter zurück.

Das erste Erzeugniß gemeinsamer deutscher Gesetzgebung, bei dem man sich bewußt war, ein Stück der socialen Frage lösen zu wollen, war das Gesetz des Norddeutschen Bundes über die privatrechtliche Stellung der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften vom 4. Juli 1868, welches als „Genossenschaftsgesetz" bekannt und mit dem Namen des verdienten Führers der Genossenschaftsbewegung, Schulze-Delitzsch, verknüpft ist. Dieses wollte durch Erleichterung der Bildung von Genossenschaften kleiner Leute zum Zweck der Creditgewinnung, des billigen Waarenankaufes, der vortheilhaften Fabrikation u. s. w. die Stellung der wirthschaftlich Schwachen dem Großkapital gegenüber stärken, dem Arbeiter und kleinen Unternehmer größere Unabhängigkeit verschaffen. Dies sollte durch die solidarische Haftung der Genossen erreicht werden, die aus vielen kleinen und schwachen Körpern einen großen und starken machen könne. Es ist bekannt, daß von den ziemlich hochgespannten socialpolitischen Hoffnungen, die von seinen Urhebern an dieses Gesetz geknüpft wurden, sich so gut wie nichts erfüllt hat, und daß man kaum mehr an dasselbe denkt, wenn von Maßregeln zur Heilung der socialen Schäden die Rede ist. Das benimmt ihm nicht seinen Charakter als Erstling unserer Socialgesetzgebung, denn dieser ist ihm dadurch gewahrt, daß es sich seiner Absicht nach eben den Wirkungen der herrschenden Erwerbsordnung entgegenstellen und sociale Gefahren beseitigen will.

Es ist eigenthümlich, daß das soeben charakterisirte Genossenschaftsgesetz noch vor der „Gewerbeordnung" erlassen ist, die vom 21. Juni 1869 datirt und welcher der Grundgedanke, von dem jenes ausgeht, noch fremd ist. Die Gewerbeordnung steht ganz auf dem naiven Standpunkt, daß die wirthschaftliche Gesetzgebung einfach die im politischen Leben zur Geltung gelangten Grundsätze der Freiheit und Gleichheit durch entsprechende formale Vorschriften zum Ausdruck zu bringen habe, daß dadurch die politische und wirthschaftliche Entwickelung des Volkslebens auch wirklich in Einklang gebracht sei. Die Gewerbeordnung kennt die sociale Frage, auf deren Anerkennung das Genossenschaftsgesetz beruht, noch gar nicht; ihre Bestimmungen sind im wesentlichen auf die Zerstörung der bisherigen gewerblichen Abhängigkeitsverhältnisse und Verbindungen gerichtet, und ihr geringer Inhalt an positiven Bestimmungen hat wesentlich pädagogischen Charakter, indem sie die



Digitized by Google

jugendlichen Personen vor den ihnen durch die Verwendung zur gewerblichen Arbeit drohenden Schädigungen zu schützen sucht.

Daß die Gewerbeordnung den wirklichen Bedürfnissen des wirthschaftlichen Lebens nicht entsprach, wurde nun sehr bald empfunden, und aus dieser Erkenntniß gingen eine Menge von Abänderungen derselben hervor, die sich zum Theil als Ausbildung der Socialgesetzgebung charakterisiren.

Die erste, welche unter ihnen in Betracht kommt, ist das Gesetz über die eingeschriebenen Hülfskassen vom 7. April 1876, durch das der Titel VIII (§§. 140 und 141) der Gewerbeordnung ergänzt wurde. In dem letztern hatte man sich begnügt, den bisherigen Beitrittszwang zu gewerblichen Hülfskassen aufzuheben und im übrigen das Hülfskassenwesen sich selbst zu überlassen. Ohne vorerst noch das Unzureichende dieses Princips zuzugeben, aber doch die Mängel des thatsächlichen Zustandes anerkennend, wollte man mit dem neuen Gesetz die Bildung von Krankenkassen, insbesondere im Hinblick auf die Bedürfnisse der gewerblichen Arbeiter, erleichtern und dazu ermuntern. Gleichzeitig, mit Gesetz vom 8. April 1876, wurden die Bestimmungen des §. 141 der Gewerbeordnung in der Absicht ausgebaut, die Bildung von Krankenkassen durch die Gemeinden auf Grund von Ortsstatuten, die für Gesellen, Gehülfen und Fabrikarbeiter den Beitrittszwang aussprechen konnten, zu fördern.

Ein weiterer Schritt zur socialpolitischen Ausgestaltung der Gewerbeordnung geschah dann mit der Abänderung ihres VII. Titels durch das Gesetz vom 17. Juli 1878. Die Bestimmungen desselben betreffen eine größere Sicherung der Betheiligten gegen die Verletzung der durch den Arbeitsvertrag eingegangenen Verpflichtungen, dann eine strengere Ordnung des Lehrlingsverhältnisses und die Verschärfung einiger zum Schutze der Arbeiter gegebenen Vorschriften; die socialpolitisch bedeutsamste ist aber, daß die Aufsicht über die Ausführung der Vorschriften, welche bezüglich der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter, der Nachtarbeit weiblicher Personen und der Verpflichtung der Gewerbsunternehmer zur Herstellung von Schutzvorrichtungen in Geltung sind, besondern, von den Landesregierungen zu ernennenden Beamten zu übertragen seien, welche ausschließlich oder neben den ordentlichen Polizeibehörden amtiren: also die obligatorische Einführung der Fabrikinspectoren durch das Reich in die Landesverwaltung.

Als weitere bedeutsame Ergänzungen der Gewerbeordnung sind dann hier noch zu erwähnen die Reichsgesetze vom 18. Juli 1881 (zu §. 97 der Gewerbeordnung) und vom 23. April 1886, welche die Wiederbefestigung der Innungen bezwecken.

Neben diesen Versuchen, die Gewerbeordnung mit socialpolitischem Inhalt zu versehen, sind andere Fortschritte der Socialgesetzgebung zu verzeichnen. Unter diesen ist zunächst das schon am 7. Juni 1871 erlassene „Haftpflichtgesetz" hervorzuheben, amtlich benannt als „Gesetz betreffend die Verbindlichkeit zum Schadenersatz für die bei dem Betriebe von Eisenbahnen, Bergwerken u. s. w. herbeigeführten Tödtungen und Körperverletzungen". Nach diesem Gesetz ist derjenige, der ein Bergwerk, einen Steinbruch, eine Gräberei, eine Fabrik betreibt, bei

Digitized by Google

Betriebsunfällen nicht nur für sein eigenes Verschulden, sondern auch für das seiner Angestellten verantwortlich und zum Schadenersatz verpflichtet, dessen Höhe durch das zuständige Gericht festzustellen ist. An und für sich war ja dieses Gesetz höchst unvollkommen, hat sogar auf das Verhältniß von Unternehmer und Arbeiter schädigend gewirkt, weil es dem erstern die leider nur zu häufig benutzte Gelegenheit bot, die Schuldfrage auf dem Wege des Processes entscheiden zu lassen, und es unterlassen hatte, Regeln für die Abmessung der Entschädigung aufzustellen; aber es ist doch insofern grundsätzlich bedeutsam, als es die Auffassung der Arbeit als Waare, des Arbeitsvertrages als Waarenmiethe durchbrach und darüber hinausgehende, nicht ohne weiteres aus dem Arbeitsvertrag folgende wirthschaftliche Verpflichtungen aufstellte. Die Unvollkommenheiten dieses Gesetzes drängten auf eine andere Form der Unfallversicherung hin, wie sie sich in der neuesten Gesetzgebung gefunden hat.

Ehe wir aber auf diese eingehen, müssen wir mehrerer gesetzgeberischen Acte gedenken, welche dazu bestimmt waren, den Boden für positive socialpolitische Maßregeln weiter zu ebnen.

Der Zeitfolge nach kommt hier zunächst das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. Oct. 1878, welches die Unterdrückung der „socialdemokratischen, socialistischen und communistischen Bestrebungen, die auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtet sind", zur Aufgabe der Polizeigewalt macht. Die Bedeutung dieses Gesetzes liegt darin, daß es den socialen Frieden durch Zurückdrängung der die socialen Gegensätze befördernden agitatorischen Thätigkeit herzustellen sucht. Wenn man sich der wilden Sprache erinnert, welche damals öffentlich in der Presse und in Versammlungen gegen die politische und wirthschaftliche Ordnung geführt wurde, so wird man das Bedürfniß nach Zurückdrängung dieser Agitation anerkennen. Mit der sentimentalen Erwägung, daß mit diesem Gesetz das „Recht der freien Meinungsäußerung" verletzt sei, läßt sich ihm gegenüber nichts machen, solange und soweit man nicht bereit ist, zuzugeben, daß jeder jeden beliebigen Angriff auf unsere Gesellschaftsordnung machen, z. B. Gott lästern, die Ehe als eine verfehlte Einrichtung hinstellen, den Meineid als berechtigt anpreisen dürfe. Es sind vielmehr hier nur Erwägungen der Zweckmäßigkeit anzustellen, und von diesem Standpunkt aus ist die Aufrechterhaltung des Socialistengesetzes allerdings bestreitbar. Ob die Vermehrung der socialdemokratischen Wahlstimmen auch ohne dasselbe geschehen wäre oder vielleicht sogar durch dasselbe eingetreten sei, läßt sich nicht entscheiden. Unzweifelhaft ist es, daß dieses Gesetz das Gefühl der politischen Unsicherheit in weitere Kreise hineingetragen hat als in diejenigen, welche es treffen wollte.

Jedenfalls aber lag in diesem Gesetz eine starke Aufforderung, auf der Bahn wirthschaftlicher Reformen weiter vorzuschreiten. Alle auf einzelne Missstände abzielenden Verbesserungsversuche mußten jedoch so lange als nur halb gethan oder vergeblich erscheinen, als die Erwerbsverhältnisse überhaupt unsicher und ungünstig blieben. Die bisher in der Volkswirthschaftspolitik eingeschlagene Richtung war diejenige des Gehen- und Geschehenlassens; weder gegenüber dem nach dem Deutsch-

Digitized by Google

Französischen Kriege eingetretenen allzu schnellen „Aufschwung", noch gegenüber dem so schnell darauffolgenden Niedergange der Volkswirthschaft war ein energischer Versuch der Zügelung und Zurückhaltung gemacht worden. Die wirthschaftlichen „Naturgesetze" versagten offenbar ihre Wirkung. Es galt also, eine bessere allgemeine Grundlage für die Erwerbsthätigkeit zu schaffen, und dabei kam es vornehmlich auf die Sicherheit der Beschäftigung der vorhandenen Arbeitskräfte an. Diesen Zweck verfolgte das Gesetz über den Zolltarif vom 15. Juli 1879, das den Druck beseitigen sollte, den die ausländische Concurrenz auf verschiedene Industriezweige im Inlande ausübte und dadurch den einheimischen Arbeitskräften die Stetigkeit der Beschäftigung oder diese letztere selbst raubte. Es ist klar, daß die Grundbedingung aller socialen Reform die Sicherung des Erwerbes ist.

Das Gesetz über die Erhebung einer Berufsstatistik im Jahre 1882, welches vom 13. Febr. des genannten Jahres datirt, muß in der Reihe der Socialgesetze um deswillen mit aufgeführt werden, weil es, was in den Motiven hervorgehoben ist, ausdrücklich mit der Absicht erlassen wurde, den geplanten socialen Reformmaßregeln die nöthige statistische Unterlage zu bieten, und diesen Zweck auch erfüllt hat. Die Berufszählung vom 5. Juni 1882 hat neue und hinreichend zuverlässige Erkenntniß über die Zusammensetzung der Bevölkerung nach dem Beruf, über die landwirthschaftlichen und gewerblichen Betriebe erschlossen, bei den Vorarbeiten zu den Arbeiter-Versicherungsgesetzen sehr gute Dienste geleistet und wird sie noch weiter leisten.

Wir kommen nun zu den Gesetzen, mit welchen ein wirklich bedeutsamer neuer Abschnitt in der Socialgesetzgebung überhaupt begonnen hat, nämlich denen über die Kranken- und Unfallversicherung der Arbeiter. Dieselben sind bekanntlich keineswegs gleich bei der ersten Vorlage an den Reichstag zu Stande gekommen, sondern haben eine ziemlich lange dauernde parlamentarische Geschichte. Der erste Entwurf galt der Unfallversicherung und wurde am 8. März 1881 von der Regierung an den Reichstag gebracht. Dann folgte im Mai 1882 ein zweiter Entwurf über diesen Gegenstand und derjenige zu einem Gesetz über die Krankenversicherung der Arbeiter. Ueber die letztere kam zuerst ein Gesetz zu Stande, das in der Sitzung des Reichstages vom 31. Mai 1883 mit 216 gegen 99 Stimmen angenommen und mit Datum vom 13. Juni 1883 als Reichsgesetz veröffentlicht wurde. In Wirksamkeit ist es seit dem 1. Dec. 1884. Das Unfallversicherungsgesetz kam erst mit dem dritten Entwurf zu Stande, datirt vom 6. Juni 1884, und ist in Wirksamkeit seit 1. Oct. 1885. Zunächst galten diese Gesetze für die Arbeiter der Industrie; unterm 28. Mai 1885 wurden sie auf die Arbeiter in den Verkehrsgewerben ausgedehnt, und vom 5. Mai 1886 datirt ein Gesetz über die Unfall- und Krankenversicherung der land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter, dessen Bedingungen jedoch vorerst noch nicht als reichsgesetzliche in Kraft treten, sondern durch landesrechtliche, beziehungsweise ortsstatutarische ersetzt werden können.

Die parlamentarische Geschichte der Entstehung dieser Gesetze eingehender zu

Digitized by Google

verfolgen, dürfte hier überflüssig sein; wir wenden uns sofort zur Darstellung des wesentlichen Inhalts derselben.

Erstens das Gesetz über die Krankenversicherung der Arbeiter. Dasselbe will — allmählich, nicht für alle Kategorien auf einmal — für alle gegen Lohn unselbständig Beschäftigten die Versicherung gegen Erwerbslosigkeit durch Krankheit herbeiführen, indem es sie zwingt, einer Krankenkasse, welche bestimmte Bedingungen erfüllt, beizutreten. Dabei ist es nicht auf Zwangskassen, sondern auf Kassenzwang abgesehen, d. h. der einzelne ist nicht genöthigt, einer für ihn von vornherein bestimmten Kasse beizutreten, sondern er muß nur einer der Kassen angehören, welche die gesetzlichen Bedingungen der Krankenhülfe erfüllen. Solcher Kassen gibt es sieben Arten: 1) die Ortskrankenkassen, 2) Betriebs-(Fabrik-) Krankenkassen, 3) Baukrankenkassen, 4) Innungskrankenkassen, 5) Gemeindekrankenkassen, 6) Eingeschriebene Hülfskassen, 7) auf landesrechtlicher Vorschrift errichtete Hülfskassen. Und als achte Art blieben die Knappschaftskassen vorläufig von dem Gesetz unberührt. Die zu 1 bis 4 genannten Arten sind diejenigen, welche der Grundidee des Gesetzes am meisten entsprechen. Dieses will nämlich in erster Linie die Krankenversicherung in der Weise fördern, daß sich auf einem zweckmäßig abgegrenzten Gebietsabschnitt die Berufsgenossen dafür zusammenthun. Die Begründung des Gesetzes sagt dies mit folgenden Worten: „Die gegenseitige Krankenversicherung der Berufsgenossen ist bei der relativen Gleichheit der Krankheitsgefahr die rationellste, übt durch die bei ihr am leichtesten durchzuführende Selbstverwaltung einen wohlthätigen moralischen Einfluß aus und erleichtert durch die nahen Beziehungen der Kassenmitglieder zueinander die zur Bekämpfung der Simulation unentbehrliche Controle.“ Dazu muß bemerkt werden, daß die unter Nr. 1 aufgeführten „Ortskrankenkassen“ der Idee nach in einer Gemeinde oder in einem weitern Bezirk die Vereinigung der zu einem bestimmten Gewerbe oder mehrern verwandten Berufszweigen gehörigen Genossen umfassen sollen. Die unter Nr. 5 genannte Gemeinde-Krankenversicherung soll der Absicht des Gesetzes nach nur da eintreten, wo sich berufsgenossenschaftliche Vereinigungen nicht finden und daher, damit nicht Arbeiter unversichert bleiben, die Gemeinde die Sache in die Hand nehmen und selbst eine Krankenkasse gründen muß. Hätte man nun den Rahmen der Krankenversicherung auf diese fünf Kassenarten beschränkt, so wäre derselbe völlig weit genug gewesen, um sowol die Freiheit der Bewegung als das Vorhandensein von Kassen, bei denen man sich versichern konnte, zu garantiren. Außerdem sind aber noch die zu Nr. 6 und 7 genannten „freien“ Kassen zugelassen, bei denen man gleichfalls der Versicherungspflicht genügen kann, wenn sie bestimmte Mindestleistungen versprechen. Damit hat man erstens das berufsgenossenschaftliche Princip wieder preisgegeben, denn es ist durchaus nicht vorgeschrieben, daß die „freien“ Kassen danach zusammengesetzt sein sollen, und zweitens ist den „freien“ Kassen ganz ungerechtfertigterweise ein Vorsprung vor den andern dadurch gegeben, daß sie für den Beitritt eine Altersgrenze oder überhaupt Bedingungen aufstellen dürfen, welche ihnen gestatten, die Personen mit geringerer Erkrankungswahrscheinlichkeit an sich heranzuziehen und die andern den Ortskrankenkassen u. s. w. zu überlassen. Die unstreitig vorhandenen Vorzüge der „Selbstverwaltung“ kön-

Digitized by Google

nen in diesem Falle nicht zu Gunsten der „freien" Kassen angeführt werden, da die Ortskrankenkassen ja auch durch ihre Mitglieder verwaltet werden. Den „freien" Krankenkassen steht jedenfalls das Bedenken entgegen, daß sie vielfach mit Vereinen verbunden sind, welche ganz außerhalb der Krankenfürsorge liegende Ziele haben. Aufgabe aller dieser gesetzlich angedeuteten beziehungsweise zugelassenen Kassenarten ist die, ihre Mitglieder durch Verschaffung von ärztlicher Hülfe und Arznei und Gewährung von Krankengeld gegen die Folgen der mit der Krankheit verbundenen Erwerbslosigkeit zu schützen. Als regelmäßige Dauer der Unterstützungspflicht sind dreizehn Wochen (ein Vierteljahr) angenommen. Die Aufbringung der hierzu erforderlichen Mittel geschieht durch Beiträge, die in einem innerhalb bestimmter Grenzen gesetzlich vorgeschriebenen Verhältniß zum Lohne der versicherten Mitglieder stehen, und zu einem Drittel den Arbeitgebern, zu zwei Dritteln den Arbeitnehmern zur Last fallen sollen, bei den „freien" Kassen jedoch von den Mitgliedern allein aufgebracht werden müssen, da diesen kein Zwangsrecht gegen die Arbeitgeber zusteht.

Zweitens das Unfallversicherungsgesetz.*) Dieses will, allmählich, denselben Kreis von Personen, auf den die Krankenversicherung ausgedehnt werden soll, gegen Erwerbsschädigungen durch Betriebsunfälle versichern, und zwar durch gesetzlich organisirte Berufsgenossenschaften der Unternehmer, deren territoriale Begrenzung nach Zweckmäßigkeitsrücksichten gebildet wird, und die sich unter Aufsicht des Reiches beziehungsweise der Landesregierungen (Reichs-Versicherungsamt; auch, soweit sich die Berufsgenossenschaft nicht über das Gebiet eines Staates hinaus erstreckt, Landesversicherungsämter zulässig) durch selbstgewählte Organe verwalten sollen. Der tiefgreifende principielle Unterschied zwischen dem oben besprochenen Haftpflichtgesetz und diesem Unfallversicherungsgesetz liegt darin, daß bei diesem die Frage nach der Verschuldung bezüglich des Unfalls ganz fortfällt, und damit all die Streitigkeiten und Schwierigkeiten, welche sich an die Schuldfrage knüpfen, von vornherein abgeschnitten sind. Nur Unfälle, welche der Betroffene selbst vorsätzlich herbeigeführt haben sollte, sind von der Versicherung ausgeschlossen.

Die Entschädigung soll regelmäßig in einer für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit zu zahlenden Rente bestehen, die in einem Bruchtheil des wirklichen Jahresverdienstes des Verletzten berechnet und, im Falle der Tödtung, wiederum zu einem Bruchtheile, den Hinterbliebenen gewährt wird. Die Aufbringung der Mittel hierzu geschieht durch Umlage auf die Unternehmer, welche die Berufsgenossenschaft bilden, und zwar nach Maßgabe der in dem abgelaufenen Rechnungsjahre von jedem einzelnen Unternehmer an seine versicherten Arbeiter und Angestellten thatsächlich gezahlten Löhne einerseits und andererseits nach Maßgabe der Unfallgefahr, welche die Natur und die Einrichtungen seines Betriebes mit sich bringen. Zu diesem Zwecke sind die Betriebe nach Gefahrenklassen eingetheilt. Zuschläge zu dem umzulegenden wirklichen Jahresbedarf werden behufs Ansammlung eines Reservefonds gemacht.

*) Dieses Thema ist bereits in dem Artikel von Karl Gareis: „Haftpflicht und Unfallversicherung", in „Unsere Zeit", 1882, I, 350 fg., besprochen worden.

Digitized by Google

Die Berufsgenossenschaften stellen also Zwangskassen dar, in welche die Unternehmer, welche versicherungspflichtige Personen beschäftigen, eintreten müssen und deren Kosten sie allein tragen. Indessen werden doch auch die Arbeitnehmer dadurch mit herangezogen, daß die Kosten auch der durch Betriebsunfälle entstandenen Krankheiten für dreizehn Wochen den nach dem Krankenversicherungsgesetz organisirten Kassen zufallen, zu denen auch die Arbeiter Beiträge leisten. So steht das Unfallversicherungsgesetz mit dem vorgenannten Gesetz im Zusammenhange; andererseits bedeutet es einen Schritt zur gesetzlichen Regelung der Invaliden-, ja auch der Witwen- und Waisenversorgung, da die durch Unfall erwerbsunfähig gewordenen Personen nebst den Witwen und Waisen der durch Unfall Getödteten auf Grund desselben Versorgung erhalten.

Wenn man sich nun veranschaulichen will, auf einen wie großen Kreis von Personen sich diese Gesetze erstrecken, so kann man die Ziffern der Berufsstatistik von 1882 zu Rathe ziehen, die durch die Vermehrung der Bevölkerung natürlich allmählich überholt werden, aber doch noch brauchbare Anhaltspunkte bieten.

Die Summe der am 5. Juni 1882 im Deutschen Reiche als erwerbsthätig gezählten Personen betrug 17,632008; dazu kommen 1,189684 häusliche Dienstboten. Davon geht ab die Kategorie der im öffentlichen Dienst und in freien Berufsarten Beschäftigten, auf welche die Versicherung nicht auszudehnen ist, mit 1,031147 Personen; dann sind abzurechnen 4,851043 Arbeitgeber in Urproduction, Industrie und Handel, und 307268 Personen, die als höheres Aufsichtspersonal und Betriebsbeamte zu bezeichnen sind, und die wenigstens dann nicht in die Versicherung einbezogen werden sollen, wenn ihr Jahreseinkommen 2000 Mark übersteigt. Dann bleiben als Personen, auf welche die Versicherung schon erstreckt ist oder allmählich erstreckt werden soll, übrig:

1) 4,096243 Arbeiter in der Industrie, einschließlich Bergbau und Bauwesen, und 339644 Hausindustrielle, bei denen es zweifelhaft bleibt, ob man sie als Unternehmer oder als Arbeiter zu Haus für fremde Rechnung bezeichnen soll;

2) 1,124844 Arbeitnehmer in Verkehrs- und Handelsgewerben und in Lohnarbeit wechselnder Art;

3) 5,015326 Arbeitnehmer in der Land- und Forstwirthschaft, nebst 866493 landwirthschaftlichen Tagelöhnern, die zugleich selbständige Landwirthe sind, und bei denen sich daher dieselbe Frage erhebt wie bei den Hausindustriellen, nämlich ob sie als Unternehmer oder als Arbeiter zu betrachten sind.

Diese wenigen Zahlen genügen, um zu zeigen, auf einen wie großen Personenkreis sich die neuen Gesetze erstrecken; dabei gibt die zu 1 gegebene Zahl ungefähr die Personenmenge an, für welche sie jetzt schon in Wirksamkeit sind.

Worin liegt nun die Bedeutung dieser beiden Gesetze? Dieselbe ist eine vierfache.

Erstens liegt sie eben in der Menge von Personen, denen damit für den Fall der Krankheit und der Beschädigung durch Unfall wenigstens das nothdürftige Einkommen gesichert ist, und in der bedeutenden Vergrößerung des Personenkreises gegen früher, wo diese Fürsorge fast ganz den freien Vereinigungen und den durch die

Digitized by Google

Gewerbeordnung ermöglichten ortsstatutarischen Zwangskassen für Krankenversicherung überlassen war. Wie wenig die letztern ihre Aufgabe erfüllten, zeigt z. B. die Erfahrung von Berlin, wo die Zwangsversicherung ortstatutarisch durchgeführt war. Dort waren am Schlusse des Jahres 1883 in den Zwangskassen im ganzen nur 98435 Mitglieder, während nach Einführung des Krankenversicherungsgesetzes in den Orts-, Betriebs- und Innungskassen am Schlusse des Jahres 1885 218665 Mitglieder waren, d. h. die Zahl derer, auf welche sich die gesetzliche Fürsorge erstreckte, war mehr als verdoppelt. Die Aufwendungen für ihre Krankenpflege betrugen 2,882541 Mark.

Im großen Ganzen darf man annehmen, daß gegenüber dem frühern Zustande die Zahl der gegen durch Krankheit herbeigeführte Erwerbslosigkeit Versicherten sich mindestens verdoppelt hat, was die industriellen Arbeiter betrifft; ganz abgesehen von der Ausdehnung des Gesetzes auf weitere Kreise, insbesondere die landwirthschaftlichen Arbeiter. Ein zahlenmäßiger Vergleich der früher und jetzt gegen Unfall Versicherten läßt sich überhaupt nicht anstellen, weil das Haftpflichtgesetz nur eine bedingte, principiell beschränkte Versicherung bot.

Zweitens liegt die Bedeutung der in Rede stehenden Gesetze darin, daß jetzt bezüglich der Versicherung die Freizügigkeit hergestellt ist, indem der Arbeitnehmer jetzt überall dieselben gesetzlich zur Aufnahme verpflichteten Kassen findet, in die er ohne Schmälerung früher erworbener Rechte eintreten kann.

Drittens ist als principiell Bedeutsames hervorzuheben, daß für alle die vielen Fälle, in denen sonst die öffentliche oder private Mildthätigkeit, die Armenpflege eintreten mußte, jetzt ein selbsterworbener Anspruch auf eine im voraus fixirte Leistung getreten ist, welche nichts mehr von dem Charakter der demüthigenden Unterstützung hat. Hier ist beiläufig daran zu erinnern, daß die Folge dieser Gesetze die verhältnißmäßige Verminderung der öffentlichen Armenlast, die für Deutschland gegenwärtig auf etwa 72 Mill. Mark anzuschlagen sein dürfte, sein muß, wenn man nicht etwa die übrigen Leistungen für die Armen in demselben Verhältniß steigern will, wie der Armenetat durch die Kranken- und Unfallkassen entlastet wird.

Viertens besteht die Bedeutung der beiden Gesetze darin, daß mit ihnen der Anfang zu weitern Schritten in derselben Richtung gemacht ist, und zwar werden diese Schritte führen 1) zur Ausdehnung der Invalidenversicherung über die mit dem Unfallversicherungsgesetz begonnene Invalidenfürsorge hinaus; 2) zur Witwen- und Waisenversorgung durch Versicherung, 3) zur Versicherung gegen die durch hohes Alter bedingte Erwerbsunfähigkeit. Als ein weiteres Feld des Versicherungswesens bleibt dann noch 4) der Schutz gegen die Folgen unverschuldeter Arbeitslosigkeit Erwerbsfähiger übrig, von dem es jedoch sehr zweifelhaft ist, ob und wie weit er einer gesetzlichen Regelung zugänglich ist.

Es ist bekannt, daß, während für die wohlhabendern Bevölkerungsschichten die privaten Versicherungsanstalten dem Bedürfniß nach Kapital- und Rentenversicherung genügen, die sogenannten arbeitenden Klassen solche privaten Anstalten fast ganz entbehren und, soweit sie für sie eingerichtet sind, so wenig Gebrauch davon machen, daß man der Menge der ihrer Bedürfenden gegenüber sagen darf, jene seien so gut

Digitized by Google

wie nicht vorhanden, beziehungsweise nicht benutzt. Ebenso ist es unzweifelhaft, daß „freie" Kassen für die soeben zu 1 bis 3 bezeichneten Versicherungsgattungen bezüglich der Ausdehnung der Betheiligung und der Sicherheit der Leistungen immer weit hinter dem Wünschenswerthen zurückbleiben werden, und daß nur obligatorische, öffentliche Kassen für die Arbeiterversicherung voll genügen. Alle Erfahrungen bei uns wie in andern Ländern weisen auf diese Nothwendigkeit hin. Auch die Einrichtung öffentlicher, staatlich garantirter Kassen ohne Kassenzwang hat sich bis jetzt als durchaus unzureichend erwiesen.

Als wichtiger Anfang zur öffentlichen Organisation der Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter stellt sich diejenige der Knappschaftskassen dar, wie sie namentlich in Preußen besteht, wenngleich die Reformbedürftigkeit ihrer Einrichtungen im Sinne einer noch größern Sicherung ihrer Leistungsfähigkeit zugegeben werden mag.

An diese Art von Kassen knüpfte denn auch der erste Antrag an, mit welchem die Frage der Alters- und Invalidenversicherung an den Deutschen Reichstag gebracht wurde, nämlich der vom Abgeordneten Stumm bereits im Februar 1879 eingebrachte Antrag, dahin lautend: „Der Reichstag wolle beschließen, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dem Reichstage in der nächsten Session einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher auf die Einführung obligatorischer, nach dem Muster der bergmännischen Knappschaftsvereine zu bildender Alters- und Invalidenkassen für alle Fabrikarbeiter gerichtet ist", nachdem ein ähnlicher Antrag bereits bei Berathung der Gewerbeordnung im Jahre 1869 von demselben Abgeordneten eingebracht worden war, ohne Berücksichtigung zu finden. Ueber diesen Antrag hat die achte Commision des Reichstages einen ausführlichen Bericht erstattet (Nr. 314 der Drucksachen der zweiten Session 1879 der vierten Legislaturperiode), der mit der nachstehenden Resolution endet:

„Der Reichstag wolle beschließen, den Herrn Reichskanzler aufzufordern, dem Reichstage thunlichst bald einen Gesetzentwurf, betreffend die Errichtung von Invaliden- und Altersversorgungskassen für Fabrikarbeiter mit obligatorischer Beitragspflicht auf folgender Grundlage vorzulegen:

1) Die Kassen haben neben der Pensionirung der Arbeiter selbst auch ihren Witwen und Waisen entsprechende Unterstützungen zu gewähren;

2) die Arbeiter und Arbeitgeber haben gemeinschaftlich sowol Beiträge zu den Kassen zu leisten, als deren Verwaltung zu führen;

3) das durch die gezahlten Beiträge erworbene Recht des Arbeiters an die Kasse ist namentlich durch Uebertragbarkeit seiner Ansprüche von einer Kasse auf die andere zu schützen;

4) es sind Normativbestimmungen für die Errichtung von Kassenverbänden unter besonderer Berücksichtigung und Förderung des Zusammenschlusses verwandter Industriezweige zu erlassen;

5) die Controle über die nach Maßgabe des Gesetzes errichteten Kassen ist den Landesbehörden zuzuweisen."

Diese Resolution blieb in der betreffenden Session unerledigt; in der nächsten stellte der Abgeordnete Stumm eine Interpellation, um von neuem auf die

Digitized by Google

Erfüllung seiner Forderungen zu bringen, und diese führte in der Sitzung vom 27. Febr. 1880 zur Besprechung der Sache im Reichstage. Seitdem ist dann die Unfall- und Krankenversicherung in den Vordergrund getreten und ein Gesetzentwurf zur Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter ist noch nicht an den Reichstag gekommen. Jedoch ist bekannt, daß die Vorarbeiten dazu im Gange sind, wie das nach dem Wortlaut der vorher angeführten kaiserlichen Botschaft auch nicht anders sein kann, indem dort nach Erwähnung der Vorlagen für die Regelung der Unfall- und Krankenversicherung gesagt ist: „Aber auch diejenigen, welche durch Alter und Invalidität erwerbsunfähig wurden, haben der Gesammtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zutheil werden können."

Zur Veranschaulichung des Umfangs des Personenkreises, auf den sich diese Versicherungsthätigkeit erstrecken würde, können wir wieder die Zahlen der Berufsstatistik heranziehen. Danach wurden am 5. Juni 1882 gezählt:

1) 490686 Arbeitnehmer der Landwirthschaft, der Industrie, der Handels- und Verkehrsgewerbe und in wechselnder Lohnarbeit (ungerechnet das höhere Aufsichts- und Verwaltungspersonal und die landwirthschaftlichen Tagelöhner, welche zugleich selbständige Landwirthe waren, und die Hausindustriellen), die im Alter von 60 und mehr Jahren standen und noch erwerbsthätig waren;

2) 186846 Personen derselben Berufsstellung und Berufsabtheilungen, welche wegen hohen Alters, infolge von Verletzung oder Krankheit dauernd erwerbsunfähig geworden waren; 131360 von diesen Invaliden waren 60 und mehr Jahre alt;

3) wurden 749395 Arbeiterwitwen gezählt, d. h. Witwen von Männern derselben Berufsstellung und aus denselben Berufsabtheilungen, wie zu 1 und 2 angegeben. Von diesen Witwen waren 399145 erwerbsthätig, die übrigen 350250 nicht oder nur nebensächlich erwerbsthätig; von den Witwen überhaupt waren 363649 im Alter von 60 und mehr Jahren, von den erwerbsthätigen Witwen 116701.

4) Ueber die Zahl der Waisen in der Bevölkerung, und der Arbeiterwaisen insbesondere sind directe Erhebungen für das Reich im ganzen nicht vorhanden; man wird jedoch, nach verschiedenen Beobachtungen, nicht weit fehlgreifen, wenn man dieselbe hier auf das Doppelte der Zahl der Witwen annimmt, also auf ungefähr 1,500000.

Wie man aus diesen Daten entnehmen kann, ist, was die Zahl der Personen betrifft, die Invalidenfürsorge, die ja durch die Unfallversicherung zum Theil schon erledigt wird, eine leichte Aufgabe gegenüber der Sicherung eines arbeitslosen Einkommens oder wenigstens einer Zubuße zum Arbeitseinkommen für das Alter, falls man diese von der Frage der Erwerbsfähigkeit unabhängig macht. Die Frage der Witwen- und Waisenpension verliert an Größe, wenn man erwägt, daß die arbeitsfähigen Witwen für sich und ihre Kinder doch höchstens eine geringe Zubuße beanspruchen könnten und daß die nicht arbeitsfähigen Arbeiterwitwen schon jetzt zum großen Theil durch die öffentliche Armenpflege unterhalten werden, was ja übrigens auch bei den Invaliden der Fall ist.

Digitized by Google

Neben der Aufgabe der Altersversorgung tritt die der Invaliden- und Witwenversicherung gewiß dem Umfange nach erheblich zurück.

Die Mittel dafür würden aufzubringen sein entweder, wie bei der Unfallversicherung, durch ein Umlageverfahren mit gleichzeitiger Bildung starker Reserven, oder durch Kapitalansammlung für den einzelnen Versicherten, um ihm bei Eintritt des bestimmten Alters entweder ein Kapital oder eine Rente zu gewähren. Hierbei würde eine Abweichung von den strengen versicherungstechnischen Grundsätzen, da es sich um öffentlich garantirte Kassen handelt, viel eher gestattet sein als bei Privatgesellschaften. Das Umlageverfahren hätte den Vortheil, daß die Versicherung sofort in Wirksamkeit träte, während das beim andern Verfahren für die jetzt schon ältern Leute wol nicht möglich wäre, wenn nämlich der einzelne darauf angewiesen wird, sich selbst sein Versicherungskapital zu bilden.

Das Umlageverfahren ist nur als Zwangsversicherung denkbar, während das eigentliche Versicherungsverfahren obligatorisch oder frei sein könnte. Im letztern Falle wäre aber, wie schon bemerkt, eine erhebliche Ausdehnung nicht anzunehmen, es müßte denn sein, daß ein starker Anreiz durch Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln, wodurch die Prämien der einzelnen zugleich entsprechend niedriger würden, hinzukäme.

Nun ergeben sich aber folgende weitere Erwägungen. Erstens: wird es der Volkswirthschaft überhaupt möglich sein, diese Last zu tragen? In der That wird sie zwar schon jetzt zu einem Theil, aber doch eben nur zu einem Theil getragen. Die Arbeitsunfähigen werden bereits versorgt, und insoweit handelt es sich nur um eine andere Vertheilung der Last. Aber die Versorgung soll besser werden und sich auf weitere Kreise erstrecken.

Dann, wenn man diese Frage bejaht: wie soll die Vertheilung der Last erfolgen? wie weit sollen öffentliche Verbände, beziehungsweise der Staat, d. i. die Summe der Steuerzahler, wie weit die Arbeitgeber, wie weit die zu versichernden Arbeitnehmer herangezogen werden?

Weiter, wenn man, wie wol selbstverständlich, dem Arbeitnehmer selbst einen Theil der Last zuschiebt, wie soll er in Zeiten der Erwerbslosigkeit die Beiträge aufbringen? Keinesfalls kann man, wie bei einer Privatgesellschaft, die Versicherung mangels Prämienzahlung ohne weiteres aufhören lassen, oder auch nur die Nachzahlung der Beiträge verlangen. Vielleicht ist nur der Ausweg möglich, daß man überhaupt nicht eine von vornherein bestimmte Rente zusichert, sondern daß sich diese danach richtet, welche Höhe das Kapital beim Eintritt des bestimmten Termins erreicht hat. Beim Tode vor dem bestimmten Alter könnte dann das Kapital den Hinterbliebenen zufallen; jedoch müßte man dabei das Erbrecht wol auf die Witwe und Kinder beschränken.

Ferner kommt man bei der Versicherung durch Kapitalansammlung speciell zu der Frage: wie werden diese großen Summen auf den Kapitalmarkt und den Zinsfuß wirken?

Und dann: wenn man auch den noch Arbeitsfähigen eine Altersrente gewährt, werden diese dadurch nicht in die Lage kommen, ihre Arbeitskraft übermäßig billig anzubieten und dadurch die andern Arbeiter zu schädigen?

Digitized by Google

Schließlich: wie soll man die den gleichen Zweck anstrebenden, schon vorhandenen „freien" Kassen behandeln?

Wir müssen uns hier damit begnügen, diese Erwägungen nur ganz flüchtig anzudeuten, um die Schwierigkeiten des weitern Fortschreitens bei der gesetzlichen Regelung der Arbeiterversicherung wenigstens in der Hauptsache zu veranschaulichen.

Und nun noch die Versicherung gegen Erwerbslosigkeit. Was für diese von seiten der öffentlichen Gewalt geschehen kann, das dürfte hauptsächlich und in erster Linie die sichere Fundamentirung und Leitung der Volkswirthschaft überhaupt sein, welche stoßweise Unterbrechungen der Erwerbsthätigkeit verhindert, und die schließlich auch identisch ist mit der Gewährung des „Rechts auf Arbeit", wie der Verfasser das in seinem so betitelten Aufsatze im zweiten Bande des Jahrgangs 1885 dieser Zeitschrift, S. 89 fg., auseinanderzusetzen gesucht hat. Als ein auf die Verhütung der Erwerbslosigkeit der Einzelnen speciell gerichtetes Mittel bietet sich dann die Organisation des Arbeitsnachweises, die theils öffentliche, theils private, d. i. Sache von Vereinen, sein kann; wie insbesondere der sogenannten Gewerkvereine, welche dieses Ziel mit Recht zu dem ihrigen gemacht haben, und die auch die geeigneten Organe sein dürften, die Versicherung gegen Erwerbslosigkeit im technischen Sinne, nämlich die Gewährung von Unterstützung in Zeiten der Erwerbslosigkeit auf Grund eines von dem einzelnen durch frühere Zahlungen erworbenen Rechts, durchzuführen.

Damit hätten wir den Ueberblick über die neue deutsche Socialgesetzgebung und die sich unmittelbar an die Fortsetzung der Arbeiterversicherung anknüpfenden Fragen beendet; freilich aber haben wir damit noch lange nicht das Gebiet, das sich für die Socialgesetzgebung noch weiter eröffnet, durchschritten. Hierüber zum Schluß nur noch wenige Worte.

Dem Zweck der Socialgesetzgebung, der in der Ausgleichung des zwischen den politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen bestehenden Gegensatzes durch Ausdehnung der thatsächlichen wirthschaftlichen Freiheit auf einen größern Theil der Bevölkerung und in der Milderung der Unterschiede in den Einkommens- und Besitzverhältnissen besteht, wird weiterhin insbesondere noch durch folgende Maßnahmen gedient werden können. Erstens durch die Fortsetzung der, durch einige Reformen der Gewerbeordnung schon begonnenen Arbeiterschutzgesetzgebung, die wesentlich auf den Schutz der Gesundheit der Arbeiter, die Beschränkung der Arbeit verheiratheter Frauen zu Gunsten des Familienlebens, und auf die Begrenzung der Arbeitszeit zur Unterstützung einer geregeltern Production sich wird richten müssen. Vorarbeiten dazu sind im Reichstage selbst schon gemacht; und insbesondere bieten die Berichte der zehnten Commission in der ersten Session 1884/85 (Nr. 374 der Drucksachen des Reichstages) und in der zweiten Session 1885/86 (Nr. 122 der Drucksachen) dazu werthvolles Material.

Zweitens werden sich Erfolge erzielen lassen durch Maßnahmen zur Erleichterung der Kapitalbildung und dadurch des Aufsteigens sogenannter kleiner Leute zur wirthschaftlichen Selbständigkeit; und es ist gewiß zu bedauern, daß der Schritt, welchen

Digitized by Google

die Reichsregierung durch Vorlage des Postsparkassengesetzes im Januar 1885 in dieser Richtung zu thun beabsichtigte, durch den Widerstand des Reichstages verhindert worden ist.

Drittens liegt die Möglichkeit von Reformen in dieser Richtung auf dem Gebiete des Steuerwesens. Die Einführung der progressiven Einkommensteuer, der starken Besteuerung müßiger, arbeitsfähiger Rentner, die Reform der Erbschaftssteuer im Zusammenhange mit entsprechender Reform des Erbrechts würden sich dazu wirksam erweisen.

Das sind Probleme, die natürlich nicht alle auf einmal angegriffen und gelöst werden können, und wir dürfen uns freuen, auf dem Gebiet der Socialgesetzgebung schon so weit vorgeschritten zu sein, wie es thatsächlich der Fall ist.

---

Digitized by Google

# Chronik der Gegenwart.

## Literarische Revue.

Die deutsche Lyrik hat in letzter Zeit wenig Blüten gezeitigt, die ein besonders würziges und eigenartiges Arom athmen: die Meister des Liedes hat theils der Tod hinweggerafft, theils haben sie die Thüren ihres Ateliers geschlossen, weil draußen rauhe, unfreundliche Winde wehen. Auch ist es ja ebenso wenig möglich wie wünschenswerth, daß hervorragende Talente alle Jahre mit einem neuen Bande Gedichte auf dem literarischen Markte erscheinen. Ein einzelner lyrischer Treffer ist oft entscheidend für den Ruhm eines Dichters: dazu bedarf es nicht dicker Bände. Die jüngern Kräfte, die auf dem Plan der Lyrik erscheinen, müssen sich erst ein Publikum schaffen — und das ist bei der Ungunst der Zeiten nicht so leicht. Dennoch haben sich auch einige bewährte Sänger auf dem diesjährigen Büchermarkt eingefunden.

Robert Hamerling hat eine neue Gedichtsammlung herausgegeben unter dem Titel „Blätter im Winde" (Hamburg, J. F. Richter). In der That sind es leichthinflatternde Blätter, Lieder und Epigramme, dazwischen mehrere volltönende Prologe und Gelegenheitsgedichte, die er bei künstlerischen und patriotischen Anlässen verfaßt hat. Dagegen fehlt das epische Element fast gänzlich, wenn wir von der eigenthümlichen Ballade „Todtengräbertanz", die etwas schaurig Ergreifendes hat, von der Novelle in Versen „Marie", absehen, die als eine traumhaft verdämmernde Salonnovelle erscheint, und von der Künstlernovelle „Correggio". Ein dramatisches Fragment: „Panther und Wölfin", führt uns ein junges wildes Mädchen, eine numidische Pantherkatze, im Gespräch mit Jugurtha vor: jedenfalls eine originelle Introduction für ein geschichtliches Drama. Von den „Blättern im Winde" aber sind viele durchaus nicht danach angethan, im Winde zu verwehen; auf einige hat der Dichter Worte geschrieben, deren Inhalt nicht so leicht verlöschen dürfte, von den pessimistischen Klängen des Weltschmerzes in den Präludien bis zu den Hochgesängen zu Ehren Alldeutschlands: es sind darunter viele stimmungsvolle Lieder, anakreontische Gemmen, treffliche Xenien: es ist kein dichterischer Ausverkauf, wie bei Poeten, die wie der chinesische Dichter mit dem Pinsel schreiben, während der Geist ihnen nichts mehr in die Feder dictirt.

Der beliebte Sänger des Wupperthals, Emil Rittershaus, ist in diesem Jahre sehr productiv gewesen; er hat zwei Sammlungen veröffentlicht: „Buch der Leidenschaft" (Oldenburg, Schulze) und „Aus den Sommertagen" (ebend.). Die Physiognomie der beiden Sammlungen ist im Grunde wenig verschieden: ein leidenschaftlicher Dichter im Stile Lord Byron's ist Rittershaus nicht, und was er als Leidenschaft bezeichnet, ist nicht das vom Sturm empörte Meer, sondern nur ein etwas höher gehender Wogenschlag der Empfindung. Dagegen enthalten beide Sammlungen, und besonders die zweite, eine große Zahl von Gedichten, die ein warmes Gefühl athmen und jenen ungekünstelten Guß und Fluß der frisch aus diesem Gefühl hervorströmenden Verse zeigen, in welchem sich die

Digitized by Google

Unmittelbarkeit des dichterischen Talents ausspricht. Natur-, Familien- und Lebensbilder wechseln miteinander ab; „unter schwarzen Wolken" singt auch das Leid sein Lied, aber es ist nicht pessimistisch angekränkelt. Und wenn der Dichter in diesen Abschnitten nicht über die einfachsten Strophenformen hinausgeht, so zeigt er in den Betrachtungen, daß er auch das Sonett und die Terzinen beherrscht und gelegentlich Platen'sche Achtfüßler zu commandiren versteht. Es sind keine Abgründe des Denkens, in die uns der Dichter hier führt; es ist eine harmonische Weisheit, die er predigt.

Der Tragödiendichter Ernst von Wildenbruch ist auf dem epischen Gebiet kein Fremdling: noch ehe seine Stücke auf die Bühne kamen, hatte seine Dichtung „Bionville", ein Schlachtenbild aus dem Deutsch-Französischen Kriege, bewiesen, daß er in die Fußstapfen Scherenberg's tritt, auch Talent für lebendige Schilderung kriegerischer Vorgänge besitzt. Seine neue Dichtung „Sedan", ein Heldenlied in drei Gesängen (Frankfurt a. O., Waldmann's Verlag), beweist dies von neuem. Der erste Gesang schildert die Schlacht von Sedan, der zweite die Verhandlungen von Doncheri, der dritte den „Königsritt". Es ist ja natürlich, daß das volle Licht auf die Sieger fällt; im Hymnenton werden die Hohenzollern, wird Bismarck besungen. Offenbar aber hat sich der Dichter den dramatischen Effect entgehen lassen, der sich an das Verhalten des Kaisers Napoleon während der Schlacht knüpft. Darüber, daß er mitten im Schlachtenfeuer gewesen und den Tod gesucht hat, lassen doch die Aufschlüsse neuer französischer Quellen keinen Zweifel zu: davon schweigt aber die Muse von Wildenbruch, wie überhaupt der besiegte Cäsar eine etwas flach gerathene Relieffigur bleibt. Der Dichter sucht das Schlachtgemälde, das er überhaupt auf den ersten Gesang beschränkt, durch allerlei allegorische Arabesken zu heben, die allerdings nur schwache Surrogate sind für die Göttermaschinerie des alten Epos, und schiebt in die beiden letzten Gesänge historische Erinnerungen ein. Wie in allem, was Wildenbruch schreibt, ist Schwung und Feuer in diesem Schlachtgesang; aber es fehlt zu sehr die ruhige Plastik und Anschaulichkeit; wir werden in einem fortwährenden Wirbel der Begeisterung mit fortgerissen. Ebenso fehlt die Steigerung für die eigentlich großen Momente des Tages: da wußte Scherenberg besser am rechten Ort zu packen und zu zünden. Und auch an trockenen Schlachtenbulletins fehlt es nicht: nur einzelne Gestalten treten aus dem über das Ganze verbreiteten Pulverdampf anschaulich hervor: des Hufschmieds Tochter von Bazeilles, die fallenden Generale Gersdorff und Margueritte, der Fahnenträger Major Bauer. Die Porträts von Bismarck und Moltke sind zwar anschaulich und wohlgetroffen, doch wer kennt ihre Züge nicht?

Die Gedichtsammlung „Aus Höhen und Tiefen", von Alfred Friedmann (Minden, Brun's Verlag) hat den genialen Zug, der diesem Dichter eigen ist. Wie schon der Titel andeutet, bewegt sie sich bald auf den Höhen des Gedankens, besonders in dem Abschnitt „Religiöses", der einige Dichtungen in edler Form und von gedankenvollem Schwung enthält, bald auf dem Gebiet leichter Plauderei und schlagfertiger Polemik. Die historischen Fresken der Sammlung sind im großen Stil durchgeführt; der Gegenwart gegenüber verhält sich der Dichter mehr satirisch und ironisch, und in Versen und spielerischen Reimen prägt sich diese Stimmung aus.

Oskar Linke, der Verfasser archäologischer Romane, die in Hellas spielen, der „Milesischen Märchen", der geistreichen heinisirenden „Versuchung des heiligen Antonius" und einiger Gedichte im großen Stil, hat jetzt ein humoristisches Intermezzo herausgegeben unter dem Titel „Ergo bibamus" (Minden, Brun's Verlag). Nach dem ganzen Charakter des Dichters darf man hier keine leichtflüssigen, volksthümlichen Trinklieder erwarten: es ist eine ziemlich gelehrte und bisweilen kraus wunderliche Trinkpoesie. Ihr unverkennbares Vorbild ist Scheffel



Digitized by Google

in seiner Gedichtsammlung „Gaudeamus", wo er zuerst Culturgeschichtliches bis zum Vorsündflutlichen in Trinkverse gebracht: mit welchem Erfolg, beweist das altassyrische Lied „Im Schwarzen Walfisch zu Askalon", welches eins der beliebtesten Studentenlieder geworden ist. Oskar Linke bringt uns dafür ein altägyptisches Trinklied, eine altchinesische Ballade, indische Weisheit, eine colonialpolitische Ballade, die uns erzählt, wie eine schöne Prinzessin der Südseeinseln einen deutschen Dichter auffrißt, und ähnliche burleske und barocke Gedichte, auch aus der Zeit der Kreuzfahrerromantik, mit Pointen, die oft an Heine erinnern. Natürlich sind nicht alles Trinklieder, obschon der Dichter als solche auch Gedichte in reimfreien, sehr künstlich aufgebauten Strophen bezeichnet. Die zweite Abtheilung: „Classisches Intermezzo", enthält einige vornehme Gedichte in antikisirendem Stil, die wohl gelungen sind, und in der letzten: „Ernst und Scherz", finden sich neben einigen flüchtig hingeworfenen minnesängerischen Ergüssen einzelne schwunghafte Gedichte von fester strophischer Gliederung, wie das Lied „Wach', o wache, Vaterland".

„Orgien und Andachten" betitelt sich eine Sammlung von Gedichten, die ein jüngerer österreichischer Dichter, Ernst Wechsler (Leipzig, Wilhelm Friedrich), herausgegeben hat. Die Sammlung besteht vorzugsweise aus größern lyrisch-epischen Erzählungen, die in dem fünffüßigen reimlosen Jambus gedichtet sind. So trefflich dieser Vers sich durch seine anstürmende, gleichsam kampfesmuthige Bewegung für die Tragödie eignet: so wenig erscheint er uns für die epische Dichtung geeignet, besonders wenn diese nicht im großen Stil der Epopöe gehalten, sondern stark mit lyrischen und reflectirenden Elementen versetzt ist. Für die verweilende Schilderung ist der reimlose Jambus im Deutschen weniger geeignet und im übrigen eine zu bequeme, dicht an die Prosa grenzende Dichtform, und wenn er auch den Reimluxus der Ottave rime und Terzinen verschmäht, so ist ihm der Reimschmuck doch nicht entbehrlich, wenn er nicht zu kühl und nüchtern aussehen soll.

Wo Schiller's dramatische Muse sich ins episch Breite verliert, wie in der Schilderung Manuel's von seinen Brautgeschenken in der „Braut von Messina", da fangen die Jamben allmählich an, in Schlußreimen aufzublühen. Wechsler mag sich auf eine so erfolgreiche Dichtung berufen wie Hamerling's „Ahasver in Rom", wie er wol überhaupt als Dichter zur Schule Hamerling's zu rechnen ist. Doch auch dort erschien uns der fünffüßige Blanc vers ein nicht genügender Träger schwunghafter Schilderung. Die erste Novelle in Versen: „Angelika", hat einen weichmüthigen Reiz, das Charakterbild des armen, kranken Mädchens, dem plötzlich der Stern der Liebe aufgeht, wirkt sympathisch; das Ende ist echt tragisch. „Im modernen Hörselberg" ist eine Studie aus dem Bereich städtischer Orgien. „Ahasver's Ende", „Giordano Bruno", besonders aber „Das entschleierte Bild zu Sais", welche die Liebe der Vestapriesterin schildert, die, zum Tode geführt, den Geliebten durch das ihr zustehende Recht der Begnadigung errettet, sind gedankenvolle Dichtungen, welche dem Talent des Verfassers ein günstiges Zeugniß ausstellen, während das lyrische Intermezzo „Sonntag im Prater" einige frisch, eigenartige wienerische Genrebilder bietet.

Eine originelle Dichtung ist „Das Geheimniß des Dichters", eine lyrische Symphonie von Faust Pachler (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer); sie schmiegt sich ganz genau den musikalischen Formen an und enthält immer Sätze mit je zwei Theilen. Die „Introduzione" in Terzinen ist schwunghaft in hohem dichterischen Stil und mit schöner Formbeherrschung gehalten; in den Allegros und Scherzos sind leichte, heitere Töne angeschlagen; es werden bunt wechselnde Lebensbilder vorgeführt: in dem ersten Theil des Finale dagegen herrscht wiederum der ernste Ton einer sich in vortrefflichen Versen ausprägenden Weltbetrachtung. Das Ganze ist eine Verherrlichung der Poesie, die unter den vielverschlungenen Bewegungen und Gegenbewegungen der dichterischen Stimmführung sich immer als das zu Grunde liegende Motiv heraushören läßt.

Digitized by Google

Auf dem Gebiete der Romanliteratur herrscht wieder große Fruchtbarkeit. Nachdem Friedrich Spielhagen eine Zeit lang kleinere Romane oder, wenn man will, größere Erzählungen veröffentlicht hat, welche spannende Begebenheiten und originelle Charaktere darstellen, hat er sich jetzt wieder jenem großen Culturroman zugewendet, dem er hauptsächlich seine Lorbern als Erzähler zu verdanken hat, und seinen Hauptwerken: „Hammer und Amboß", „In Reih und Glied", „Sturmflut", ein neues angereiht: „Was soll das werden?" (3 Bde., Leipzig, Staackmann). Friedrich Spielhagen erscheint in seinen größern Werken als der berufenste Nachfolger Karl Gutzkow's: er schildert die Persönlichkeiten nicht blos realistisch, in ihrer greifbaren Aeußerlichkeit, sondern vorzugsweise in ihren geistigen Richtungen und Bestrebungen; geistvolle Beleuchtung der Gegenwart und ihrer verschiedenartigen Tendenzen gehört nicht zu den Arabesken, sondern zu den Hauptaufgaben des Romans, und das Licht fällt ungefähr von derselben Seite in das Gemälde, wie dies bei Gutzkow der Fall ist.

Nur durch eine Eigenthümlichkeit unterscheidet sich der neue Roman von den frühern, auch von denen Gutzkow's: es ist ein „Ichroman", der Held erzählt selbst seine Lebensgeschichte. Ueber diesen Ichroman hat Spielhagen eine größere Studie verfaßt, in welcher er die Vorzüge und auch einzelne Schattenseiten des ganzen Genres hervorhob. Wir rechnen zu diesen Schattenseiten die Verführung, nicht nur den Monologen des Helden einen zu breiten Raum zu verstatten, sondern auch die Debatte, in welcher er seine Meinung gegenüber derjenigen der andern verficht, zu weit auszudehnen. Und wir dürfen nicht leugnen, daß diese Schattenseiten auch in dem neuesten interessanten Roman bemerkbar sind: gerade im dritten Bande, wo wir eine wachsende Steigerung erwarten dürfen, wo eine erhöhte Spannung der Leser erreicht werden soll, machen sich in Betrachtungen und Gesprächen Reflexionen breit, welche das Interesse an der Handlung durch die Ausführlichkeit und Selbständigkeit, womit sie auftreten, nicht unwesentlich lähmen.

An bunter Abenteuerlichkeit, welche die Phantasie auch derjenigen Leser, die nicht auf das geistig Bedeutende ausgehen, angenehm beschäftigt, fehlt es in dem Roman nicht: namentlich ist die Mutter des Helden eine fahrende Dame, welche diesseit und jenseit des Oceans die merkwürdigsten Dinge erlebt hat. Für das Sensationsbedürfniß ist sie die interessanteste Figur des Romans: sie gibt gleich anfangs mancherlei Räthsel auf, welche zu errathen die Spannung der Leser wach hält. In ihrem ganzen Wesen eine vornehme Dame, lebt sie als die Frau eines einfachen Sargtischlers und hält sich von ihrem Sohne, dem Adoptivsohne desselben, so fern, daß dieser sich kaum an sie heranwagt. Ein katholischer Geistlicher ist ihr Hausfreund. Doch was liegt alles hinter ihr? Die Begebenheiten in Nordamerika, die Heirath mit einem armen Schauspieler, die Liebe des Herzogs; der Selbstmordversuch mit dem Kinde; dann folgt die Flucht aus dem Hause des Sargtischlers, der Erwerb von Millionen in Nordamerika, die Heimkehr, das Wiedersehen des Sohnes; eine lange Kette von Begebenheiten, die wir nur zerstückelt sehen, sodaß wir uns oft besinnen müssen, wie sie zusammenschließt, und ob nicht hier und dort eine psychologische Lücke ist, die der Verfasser auszufüllen versäumt hat.

Nicht minder bunt sind die Abenteuer des Sohnes: Gymnasiast, in dürftigen Verhältnissen nach dem Tode des Vaters, von der Judenfamilie unterstützt, ein Opfer der Parteiwuth, der schon die Schüler des Gymnasiums erfaßt hat, indem er in den Schläger geschleudert wird, welchen der eine Kämpfer dem andern entgegenhält. Dann sehen wir ihn plötzlich am Hofe eines Herzogs, in unerklärlicher Weise ausgezeichnet, bis es zum Bruche kommt. Er will nach Amerika auswandern, opfert aber sein Reisegeld, um einen socialdemokratischen Stiefbruder zu retten, der an seiner Stelle die Fahrt dorthin antritt. Dann



Digitized by Google

wird er Schauspieler, einfacher Tischler bei seinem Bruder in Berlin — man denkt dabei an die bekannte Tieck'sche Erzählung. Zuletzt erhält er die Hand des Mädchens, das er liebt.

Daneben eine Zahl von Charakteren, die uns durch ihre Lebenswahrheit fesseln: der geistig vornehme Adelbert, der sich zuletzt erschießt, weniger weil er in eine bedenkliche Sache verwickelt ist, als weil er am Fortschritt der Menschheit verzweifelt; Ulrich, die ehrliche Haut; der studentisch frische Aristokrat; der edle Obrist Voigtritz, der uns an den Offizier in den „Rittern vom Geiste" lebhaft erinnert; der Bankier Emil Israel, das zarte Jettchen, seine Schwester, ein rührendes Frauenbild mit stiller Liebe, Hülfsbereitschaft und Entsagung; Marie von Werin, ein charakterfestes Mädchen von unerschütterlicher Entschiedenheit, ihre mit Geistern verkehrende und doch geistvolle Mutter, die schöne Ellinor, welche zuletzt die Hand des Helden erhält, obschon sie an geistiger Bedeutung so weit hinter ihm zurücksteht. Und wie steht's mit den Modellstudien, auf welche Spielhagen ja so große Stücke hält? Daß ihm zum Pastor Steiner Herr Stöcker gesessen, daß er für den liberalen Professor Hunnus auch sein Modell gehabt, ist zweifellos. Aber der thüringische Herzog? Wir besinnen uns, auch in einem Freytag'schen Roman bereits einem solchen begegnet zu sein. Hier tritt aber das Bedenkliche der Modellstudien ein: auf der einen Seite eine Actualität, welche jeden Zweifel auszuschließen scheint, auf der andern eine große Menge nur der Phantasie des Dichters angehöriger Züge, sowol was den Charakter, als was die Begebenheiten betrifft: dadurch geräth das Bild in eine schwankende Beleuchtung und der Leser in Verwirrung.

Die werthvollste Partie des Romans ist offenbar die Idylle der Hafenstadt im ersten Bande: für Schilderung des Gymnasiallebens hat Spielhagen, wie er schon in „Hammer und Amboß" bewies, die geeigneten Farben auf seiner Palette. Effectvoll gruppirt sind die Vorgänge am thüringer Herzogshofe und am hamburger Hafen; am wenigsten befriedigen die letzten Bücher: hier verblassen die Farben der Schilderung etwas; die Verwickelungen, durch welche der Oberst Voigtritz betroffen wird und welche Adelbert's Tod herbeiführen, erscheinen etwas zusammengekünstelt; die Theatergeschichten sind blaß; das Duell, dem Ulrich zum Opfer fällt, hat als beiläufiges Abenteuer mit dem Ganzen keinen rechten Zusammenhang.

Vor allem ist der Roman ein geistreiches Werk: der Geist der Humanität durchweht es, ein Dichtergeist, der rastlos über dem Problem des Jahrhunderts brütet, bald enthusiastisch, bald sarkastisch sich aus dem Munde seiner Helden über dieselben ausläßt. Hier gewinnt die Darstellungsweise Spielhagen's einen schönen, oft hinreißenden Schwung; sonst begegnet man, neben glänzenden Schilderungen, oft spröder und schwerfälliger Darstellung und einem Stil, der eine bedenkliche Hinneigung zum geschmacklos Manierirten in eigenthümlich schleppenden und verwickelten Constructionen verräth.

Einen andern Ich-Roman hat Paul Heyse veröffentlicht: „Der Roman der Stiftsdame" (Berlin, Hertz). Er unterscheidet sich wesentlich von demjenigen Spielhagen's dadurch, daß er nichts weniger ist als ein Zeit- und Culturgemälde, sondern nur ein gänzlich persönliches Lebensgeschick behandelt und daß nicht die Stiftsdame selbst ihre Erlebnisse erzählt, sondern ein Freund und Verehrer, dessen eigenes Schicksal mit derselben aufs engste verwebt ist. In stilistischer Hinsicht ist der Roman eins der besten Werke des Dichters; die attische Grazie, welche die ganze Darstellung durchweht, gibt dem Stil das Gepräge makelloser Klarheit und feiner Prägnanz; nirgends findet sich jenes Ringen mit dem sprachlichen Ausdruck, das einzelne Stellen in dem großen Roman Spielhagen's schwerfällig macht; freilich hat, wer ein Culturgemälde der Gegenwart entwirft, eine ganz andere Gedankenlast zu bewältigen, als wer einen im engern Kreise sich bewegenden

Digitized by Google

Herzensroman schreibt. Der Hauch einer edeln Resignation, welcher viele Abschnitte des Werkes durchweht, wirkt sehr anziehend; eine wenig aufdringliche, aber stimmungsvolle Poesie blickt uns aus diesen Kapiteln mit rührendem Zauber an: die Kritik wird die stille und sanfte Schönheit des Werkes mit uneingeschränktem Lobe anerkennen müssen und nur an der Plötzlichkeit der Wendung Anstoß nehmen, welche für die spätern Geschicke der Heldin entscheidend ist. Wie diese in unliebsamen Verhältnissen auf dem Schlosse ihrer Verwandten wohnende Stiftsdame sich auf einmal dazu entschließt, einem von dem Schloßherrn mishandelten Director einer fahrenden Truppe zu folgen, für dessen künstlerische Leistungen sie schon früher begeisterte Theilnahme empfunden; wie sie bei ihrer Menschenkenntniß, ihrem echten Gefühl, ihrem hochstrebenden Sinne sich entschließen kann, einem Manne, dessen Auftreten etwas gespreizt Theatralisches hat, was auch dem Erzähler von Haus aus auffällt, Hand und Herz zu schenken: das erscheint doch als eine zu wenig motivirte Wendung, besonders in einem sonst alles Detail genau ausmalenden Roman, während man sich solche Plötzlichkeit in einer Novelle eher gefallen läßt, und das hat außerdem jenen capriciösen Zug, der sich bei Heyse sehr oft findet und mit dem das gesunde Gefühl eines großen Leserkreises nicht zu sympathisiren vermag.

Der neue Roman von Georg Ebers: „Die Nilbraut" (3 Bde., Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), spielt in der Zeit, als die Jünger Mohammed's das Nilland in Besitz genommen hatten; da entfaltet sich hier ein buntes Leben: Aegypter, Griechen, Perser, Araber: das alles wogt am Strom des Nils in Memphis durcheinander. Der erste Theil des Romans ist reich an glücklichen, originellen Erfindungen; der Smaragd und seine Schicksale, die Liebenden Paula und Orion in ihrem feindlichen Gegenübertreten, das ganze Leben in der Statthalterei fesselt in höchst anschaulicher Schilderung die Theilnahme. Im zweiten Theil erlahmt dieselbe durch eine allzu große Breite der Darstellung und durch eine zerstreuende Uebervölkerung des Romans mit neu auftretenden Charakteren. Dagegen erweckt der dritte Theil wieder gesteigerte Spannung: daß ein Opfer in den Nil geschleudert werden soll, um ihn zum Anschwellen zu bewegen, daß Paula wegen ihres Antheils an der Flucht der Nonne das Opfer sein soll: das ist ein eigenartiges Motiv. Märchenhafte Charaktere wie der haßerfüllte greise Aegypter Horus Apollo und der Schwarze Obada, greifen in die Handlung ein; es ist leidenschaftliche Bewegung in allen Gruppen; die Schilderungen sind lebendig und farbenprächtig; nur gegen die Consequenz in der Charakterzeichnung möchte man bei Orion und der bisweilen böswilligen Katharina, die sich für Paula zuletzt opfert, Bedenken hegen.

Da Georg Ebers schon das Zeitalter der Araber in Aegypten schildert, warum will er nicht in der Zeit noch weiter vorwärts schreiten und die Gegner des archäologischen Romans durch einen neugeschichtlichen und einen zeitgeschichtlichen erfreuen, die auch am Nil spielen: der erste zur Zeit der Franzosenherrschaft unter dem ersten Napoleon, der zweite zur Zeit des Aufstandes von Arabi und der britischen Occupation?

Wiederum haben wir den Franzosen einen Schritt nachgethan, und wir konnten dies erst, nachdem sie bei Sedan geschlagen worden, das Deutsche Reich begründet und Berlin Reichshauptstadt geworden war. Wie die Romane Zola's, Daudet's und schon früher die von Balzac, Paul de Kock u. a. in Paris spielten und mit einer gewissen Genauigkeit in das topographische Netz der Hauptstadt eingezeichnet waren, so werden jetzt Romane geschrieben, die nicht nur in Berlin spielen, sondern sich ausdrücklich als berliner Romane bezeichnen. So veröffentlicht Hugo Lublinner einen Cyklus von Romanen, der die Ueberschrift trägt: „Berlin im Kaiserreich." Dem ersten Roman: „Die Gläubiger des Glücks", ist jetzt ein zweiter gefolgt: „Die Frau von 19 Jahren" (Breslau, Schottländer), in welchem indeß das berliner Localcolorit keineswegs besonders in die Augen sticht. Ebenso läßt

Digitized by Google

Paul Lindau einen Cyklus von Romanen unter der gemeinschaftlichen Flagge „Berlin" in See stechen, während gleichzeitig die berliner Zolaiten Arbeiterromane aus der Reichshauptstadt mit der nöthigen drastischen Schilderung des dortigen Proletarierthums schreiben.

Paul Lindau's Roman „Der Zug nach dem Westen" (Stuttgart, Spemann), der erste des Cyklus, ist ohne Frage das beste novellistische Erzeugniß dieses Autors: er ist aus Einem Guß und mit einer stilistischen Eleganz und Vornehmheit abgefaßt, die wir bei den Werken mancher berühmten Romanschriftsteller vermissen. Freilich sind die guten Muster des französischen Romans, nicht etwa Zola und die Naturalisten, unverkennbar: es ist eine Ehebruchsgeschichte sans peur et sans reproche, die uns der Autor erzählt. Freilich nicht ganz sans reproche, denn die Heldin geht zu Grunde, doch im Kindbett, was auch den tadellosesten Ehefrauen passirt. Der Zug nach dem Westen hat zwei vermögende Kaufleute aus dem Osten Berlins nach dem Westend geführt, wo der eine, Commerzienrath Wilprecht, sich ein prächtiges Hotel baut, große Gesellschaften gibt, den Verkehr mit der vornehmen Welt sucht. Seine Frau, die schöne Stephanie, ist ein vortreffliches Charakterbild: die echte Welt- und Lebedame, und es gehört zu den feinsten Zügen des Romans, daß sie, eben bereit zum Ball zu gehen, die Nachricht vom Tode ihres Vaters, die ihr telegraphisch zugekommen, unterschlägt und das Vergnügen, sich in hohen Kreisen zu bewegen, theuer genug mit den nagendsten Gewissensscrupeln erkauft. Dies ist eine psychologisch wohlgelungene Schilderung, welche die Theilnahme der Leser in vollem Maße erregt. Die Schwester ihres Gatten hatte einen Kaufmann Ehrike geheirathet, der sich nach dem Tode derselben zum zweiten mal mit der reizenden, pikanten Lolo vermählte. Das ist die eigentliche Heldin des Romans; ihres gewöhnlichen, langweiligen Gatten müde, knüpft sie mit einem jungen talentvollen Musiker, Georg Nortstetten, ein intimes Verhältniß an. Höchst charakteristisch für die gesellschaftliche Heuchelei ist es, daß das Verhältniß, obwol allgemein bekannt, geduldet wird, bis es zu einem Eclat kommt: dann muß Lolo freilich die Flucht ergreifen; sie thut Buße in einem elberfelder Pfarrhause, wo sie nahe daran ist, den frommen, ehrbaren Pastor zu verzaubern. Von ihrem Gatten geschieden, heirathet sie Nortstetten und stirbt im ersten Wochenbett.

Inwieweit Paul Lindau Modelle des berliner Lebens benutzt hat, wissen wir nicht: die Schilderungen tragen jedenfalls das Gepräge großer Lebenswahrheit. Sehr feine Charakterzeichnungen sind der Gymnasiallehrer in Berlin und der Pastor im Wupperthal. Ob indeß dieser „Zug nach dem Westen" in seiner culturgeschichtlichen Bedeutung — sit venia verbo — hier zur Geltung kommt, möchten wir bezweifeln: es ist nur ein Motiv für die Handlung, ähnlich etwa wie in dem Lustspiel „Maison neuve" von Sardou. Eine allgemeingültige Tendenz läßt sich nicht aus diesen rein persönlichen Verhältnissen entnehmen.

Eine auffallende Aehnlichkeit mit Paul Lindau's Roman hat der neueste von Wilhelm Jensen: „In der Fremde" (Leipzig, Elischer), der zu den künstlerisch abgeschlossensten Werken dieses begabten Dichters gehört. Auch hier handelt es sich um eine ungetreue Ehegattin, eine Pfarrerstochter, die am Hochzeitstage mit einem Edelmann durchgeht. Besonders die Kapitel, welche die Reue und Buße behandeln, haben in beiden Romanen viel Verwandtes. Die stimmungsvolle Pfarrhausidylle der ersten Kapitel ist meisterhaft.

Die historische Literatur des letzten Halbjahrs ist eine sehr reiche, sodaß wir uns auf Hervorhebung einiger Erzeugnisse beschränken müssen. Heinrich Welzhofer bietet uns „Allgemeine Geschichte des Alterthums" (Bd. 1, Gotha, F. A. Perthes); nach einem geistvollen Hinweis auf das Entstehen der Welt und der Staatsformen führt er uns durch die Geschichte der Aegypter, Babylonier,

Digitized by Google

Assyrer, Phönizier und Israeliten hindurch, entwickelt uns ihre Blüte und ihren Verfall, ihre politischen, socialen und culturellen Zustände. Weit eingehender belehrt uns über die babylonisch-assyrische Geschichte C. P. Tiele in Leiden („Handbücher der alten Geschichte", Bd. 1, Gotha, F. A. Perthes); nach dem umfassendsten Studium der Quellen gibt er einen Ueberblick des bisher über Babylon und Assyrien Ermittelten und prüft kritisch das Ergebniß der Forschung; er zeigt, wie viel noch unsicher und Muthmaßung ist, wenngleich eine bessere Zeit für die Assyriologie anbrach und die historischen Texte gründlicher bearbeitet werden; der Boden deckt noch große Schätze; trotz aller Ausgrabungen, trotz alles Riesenfleißes blieb die Geschichte voll Lücken, wie die Liste der Könige und die Prunkinschriften neben so viel anderm beweisen; Tiele belehrt uns, daß die Geschichte beider Reiche eine untrennbare, die Geschichte einer Weltmacht sei, und gibt sie in Umrissen bis zum Tode König Sargon's II., 705 v. Chr.

Ein weiter Weg führt uns vom Sitze der Astrologie und des Aberglaubens in die Hauptstadt der katholischen Welt. Seit Ranke's berühmtem Werke sind zahllose Einzelforschungen über die Geschichte der Päpste erschienen, sodaß eine neue quellenmäßige Geschichte derselben ein Erforderniß war. Ludwig Pastor entsprach demselben in der „Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II." (Freiburg i. Br., Herder), welches Buch als erster Band einer Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters zu betrachten ist. Pastor benutzte die bisher geschlossenen päpstlichen und zahlreiche römische Privatarchive (Colonna, Orsini, Gaetani, Ricci, Odescalchi u. s. w.), die übrigen italienischen, dazu deutsche und französische Archive und die ganze einschlägige Literatur, so massenhaft sie sich aufgethürmt hat. Ihm erscheint das Papstthum als die älteste, dabei aber sehr lebenskräftige Dynastie der Welt, die Renaissance keineswegs von Anfang an gegen die Kirche gerichtet, sondern erst mit der Zeit in dies Fahrwasser getrieben; einer falschen heidnischen Renaissance stellt er eine wahre christliche gegenüber; erstere schildert er als ganz entartet in Valla und Beccadelli, die er in entsetzlichem Lichte beleuchtet, letztere am glänzendsten in Vittorino da Feltre und Nikolaus' V., in dem sie geradezu den Thron bestieg. Das Buch ist vom römischen Standpunkte aus geschrieben, sehr feindselig gegen die Angreifer Roms und der Hierarchie, bietet aber viel Interessantes und Fesselndes, z. B. den Musenhof Nikolau's V. Die vaticanischen Archive haben neben den venetianischen, spanischen, ungarischen, belgischen, österreichischen, deutschen und französischen in erster Linie Anton Gindely zu seinem Werke „Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen. 1625—30" (2 Bde., Prag, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freytag) sowol an officiellen Actenstücken und Gesandtschaftsberichten wie an Privatbriefen neue Schätze erschlossen. In dem Streite um Schuld oder Unschuld Waldstein's steht Gindely unter den Anklägern; ohne Gnade verdammt er den Friedländer als gewissenlosen Streber und Hauptschuldigen an der langen Dauer des Krieges; er bemüht sich, die vorbereitenden Schritte Waldstein's zu seiner ungeheuern Machtstellung, die Preisgabe der kaiserlichen Interessen und die eigene Erhöhung als längst geplant darzuthun, und behauptet, Waldstein habe sich während seines ersten Generalats als Verräther herangebildet, das Heer als sein Eigenthum betrachtet, sich nicht nur nicht um des Kaisers Macht gekümmert, sondern selbst nach der Kaiserkrone geschielt. Es dürfte Gindely jedoch nicht gelingen, uns trotz aller gleichzeitigen Berichte zu überzeugen, Waldstein sei grundsätzlich ein Gegner der kaiserlichen Macht, vorübergehend sogar protestantisch gestimmt und im Widerstreite mit der kaiserlichen Politik gewesen; im Gegentheil war er vielmehr bestrebt, mit Hülfe jesuitischer Volkserziehung Norddeutschland zu katholisiren und der kaiserlichen Macht immer mehr unterzuordnen; auch besaß er nicht eine solche Allmacht über den Kaiser, wie Gindely annimmt.

Die wenig rühmliche Erscheinung des ersten Rheinbundes war bisher in ihrer

Digitized by Google

Entstehungsgeschichte nur unvollkommen bekannt; meist herrschte darüber eine irrige Vorstellung; auf sorgfältigen Studien aus den preußischen Archiven beruhend, bietet darum das Werk Erich Joachim's: „Die Entwickelung des Rheinbundes vom Jahre 1658. Acht Jahre reichsständischer Politik. 1651—58" (Leipzig, Veit u. Comp.), wirkliche Belehrung; ohne eine Geschichte des Bundes zu bringen, begnügt es sich mit der Darlegung der Genesis desselben und ihrer Gründe; aus dem Geiste der Zeit heraus hält ihn Joachim für keineswegs so unsittlich, wie man ihn allgemein bezeichnet; zumal ist er überzeugt, daß Kurmainz darin eine Garantie für Deutschlands Frieden erblickt habe.

Karl Grünhagen darf heute als die Seele aller Forschungen über Schlesiens Geschichte betrachtet werden; der zweite Band seiner „Geschichte Schlesiens" (Gotha, F. A. Perthes) schließt das früher von uns besprochene Werk ab; er beginnt mit der Einführung der habsburgischen Herrschaft 1526 und geht bis zum Ende der Sondergeschichte Schlesiens, zu seiner Erwerbung durch Friedrich den Großen; im ganzen kann man diesen Theil eine Geschichte der Reformation und der Gegenreformation Schlesiens nennen. Der Protestantismus erlangte zwar einen ungemein toleranten Majestätsbrief, aber der Dreißigjährige Krieg und die Liechtensteiner Dragonaden zerrissen ihn, entvölkerten das Land; die ärgste Reaction kam mit den Jesuiten. Grünhagen hat seine Aufgabe, Schlesiens Geschichte zu schreiben, glänzend gelöst.

Eine an innern Krisen und äußern Stürmen reiche Periode Oesterreichs schildert der hierzu vor allen berufene F. R. von Krones mit manchem neuen Moment in „Zur Geschichte Oesterreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration. 1792—1816. Mit besonderer Rücksicht auf das Berufsleben des Staatsmannes Freiherrn Anton von Baldacci" (Gotha, F. A. Perthes). Baldacci war zwar kein großer Staatsmann, hatte aber doch bei vielen wichtigen Dingen die Hand im Spiele, erlangte das besondere Vertrauen Kaiser Franz' II. und hinterließ uns vertrauliche wie officielle Aufzeichnungen über Hof und Staat, z. B. über Erzherzog Johann und seine Correspondenz; zur Beleuchtung von Franz II., Maria Ludovica, Thugut, Metternich, Gentz u. a. wird manches beigetragen und eine zeitgeschichtliche Skizze der innern Zustände Oesterreichs bis 1816 um Baldacci gruppirt; Krones zeigt im Hinblick auf die landläufige Anklage gegen Oesterreich als den Hort der Reaction, wie schwer ihm der politische Freiheitsgedanke und die Nationalitätsidee bei seinem eigenthümlichen Staatscharakter anzupassen war, ohne daß es sich ihnen feindselig verschlossen hätte. Wenn Krones erwähnt, Gentz sei überschätzt worden, so ersehen wir aus „Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813—15 nach Aufzeichnungen von Friedrich von Gentz nebst einem Anhang: Briefwechsel zwischen den Fürsten Schwarzenberg und Metternich. Herausgegeben von Richard Fürst Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons Freiherrn von Klinkowstroem" (Wien, Karl Gerold's Sohn), wie Gentz, obwol der intimste Freund des Staatskanzlers, doch oft weit entfernt war, in alles eingeweiht zu werden; Metternich verbarg ihm seine innersten Gedanken und die große Politik gar manchmal, sogar aus Mistrauen, und Kaiser Franz mistraute ihm sehr oft. Fast lauter ungedruckte Aufzeichnungen von Gentz, dem ersten Publicisten der Zeit, liegen dem Buche, das als Nachtrag zu „Metternich's hinterlassenen Papieren" erscheint, zu Grunde; sie sind an Metternich und den Hospodaren der Walachei Fürsten Caradja gerichtet und bieten ein Gesammtbild der diplomatischen und militärischen Ereignisse von 1813 bis 1815. Wie alles, was Gentz' Feder entströmte, sind die Berichte und Aufzeichnungen höchst geistvoll und spannend, natürlich vom österreichischen Gesichtspunkte ausgehend.

Johann Gustav Droysen's „Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege" erscheinen nach 40 Jahren jetzt in zweiter Auflage (2 Bde., Gotha,

Digitized by Google

F. A. Perthes), vom Sohne des kürzlich hinübergegangenen Historikers, Gustav Droysen, in einer 1883—84 vom Vater modificirten Form herausgegeben. Sind sie auch durch neue Forschungen lange überholt, so blieben sie doch vollgültig und vollberechtigt durch ihr eindringendes Verständniß für den Geist einer großen Zeit und in die welthistorische Bedeutung der Epoche; ihre leidenschaftliche und edle Sprache wirkt auch heute noch hinreißend. Hans Schlitter hat „Die Berichte des kaiserlich königlichen Commissars Bartholomäus Freiherrn von Stürmer aus St.-Helena zur Zeit der dortigen Internirung Napoleon Bonaparte's 1816—18" (Wien, Karl Gerold's Sohn) herausgegeben; sie entstammen dem österreichischen Staatsarchiv, bieten interessante Belege zu der peinlichen Aufgabe der Behandlung und Bewachung eines so unbequemen Gefangenen, wie Napoleon war, und bezeugen, wie delicat und kitzlich die Stellung der Commissare sein mußte.

„Charakterbilder aus der neuern Geschichte Italiens" gibt uns der unermüdliche Alfred von Reumont (Leipzig, Duncker u. Humblot); es sind wesentlich persönliche Erinnerungen im Anschluß an frühere biographische Sammlungen des Autors; nur zwei gelten Nichtitalienern, dem gründlichen Historiker Venedigs, Rawdon Brown, und dem vielseitigen jüngst verstorbenen Karl Hillebrand. Von den andern sind besonders interessant der durch seine religiösen Wandlungen merkwürdige Herzog Karl Ludwig von Lucca, der hochsinnige Staatsmann Massimo d'Azeglio, Rattazzi's instinctiver Gegner, Cavour, Ricásoli, der eminente Bildhauer Dupré, vor allen der durch seltene Bildung ausgezeichnete Herzog von Sermoneta. Reumont's Klio wendet ihr Gesicht gern rückwärts, seine Sympathie für die Zeit nach 1870 ist gering; ihn beschleicht Sehnsucht nach dem alten päpstlichen Rom, wie sie bei einem so strengen Katholiken leicht verständlich ist.

Ein für die deutsche Culturgeschichte wichtiges Werk ist die von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler im Verlage derselben herausgegebene „Geschichte des deutschen Buchhandels", dessen erster von dem zu früh verstorbenen Friedrich Kapp abgefaßter umfangreicher Band bis an das 17. Jahrhundert reicht und eine Menge zum Theil neuer Mittheilungen über die ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst, über die Anfänge des Nachdrucks und der Censur enthält.

Von Leopold von Ranke's „Weltgeschichte" (Leipzig, Duncker u. Humblot) ist soeben der siebente Band, mit einem Vorwort von Alfred Dove, erschienen, womit dieses hochbedeutsame Werk wol leider abgeschlossen ist.

---

## Politische Revue.

16. December 1886.

Der Deutsche Reichstag, der am 23. Nov. eröffnet wurde, hat eine Aufgabe zu lösen, deren Ankündigung schon in weiten Kreisen begründete Besorgnisse betreffs der europäischen Lage und der über dem Vaterlande schwebenden Kriegswolken erweckte: die Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Heeres.

Schon in der Thronrede vermißte man den Ausdruck der Zuversicht, daß der Friede Europas in nächster Zeit gesichert sei. Allerdings hieß es darin, „daß die Beziehungen des Deutschen Reiches zu den auswärtigen Staaten friedlich und befriedigend seien. Die Politik des Kaisers sei unausgesetzt dahin gerichtet, nicht nur dem deutschen Volke die Segnungen des Friedens zu bewahren, sondern auch für die Erhaltung der Einigkeit aller Mächte den Einfluß im Kreise Europas zu verwerthen, welcher der deutschen Politik aus ihrer bewährten Friedensliebe, aus dem durch diese erlangten Vertrauen der andern Regierungen, aus dem Mangel eigener Interessen an den jetzt schwebenden Fragen, wie aus der engen Freund-

Digitized by Google

schaft erwuchs, welche den Kaiser mit den beiden benachbarten Kaiserhöfen verbinde". Alles, was zu Gunsten des Friedens sprechen kann, ist hier angeführt: gleichwol erregt dies Aufgebot sämmtlicher günstiger Momente doch das Bedenken, daß es nöthig sei, den Befürchtungen vor Bedrohung des Friedens ein starkes Gegengewicht zu geben. Bei der Militärvorlage hebt die Thronrede hervor, daß die Rücksichten auf die finanzielle Lage des Reiches nicht außer Acht gelassen seien: zugleich wird darauf verzichtet, auf Einführung der indirecten Steuern und auf eine andere Steuereintheilung zunächst zu drängen. Die Motivirung der Militärvorlage durch den Kriegsminister konnte wenig dazu beitragen, diese Befürchtungen zu zerstreuen; denn wenn er auch einräumte, daß eine augenblicklich drohende Kriegsgefahr nicht vorhanden sei, so sprach er doch die Ueberzeugung aus, daß wir uns in einer Zeitepoche befinden, welche nicht gegründete Aussicht auf eine dauernde Erhaltung des Friedens gibt: jedenfalls werde dadurch den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt, zu prüfen, wieweit die Wehrkraft des Deutschen Reiches gegenüber derjenigen der benachbarten Staaten als ausreichend zu betrachten sei. Die Kriegsmacht Frankreichs schreite gegenüber der unserigen schon längere Zeit in erhöhter Friedenspräsenzstärke vor; außerdem solle dieselbe auf Grundlage eines vorliegenden Gesetzentwurfs noch weiter erhöht werden. Der Kriegsminister sprach ferner für die Dringlichkeit der Vorlage und legte dem Reichstage den Wunsch ans Herz, noch vor den Weihnachtsferien damit ans Ende zu kommen; dann äußerte er sich noch über die finanzielle Seite der Frage, wobei er unter großer Heiterkeit hervorhob, ihm persönlich sei es bequem und angenehm, daß er nicht dafür zu sorgen habe, auf welche Weise die Mittel zur Durchführung dieser Reorganisation beschafft werden sollten. Die persönliche Belastung, die sie zur Folge habe, erklärte er indeß für geringer, als diejenige in Frankreich sei; am Schluß brach er noch eine Lanze für das Septennat.

Darauf ergriff der Abgeordnete Richter das Wort, der die militärische Autorität der Linken ist und sich in der That in Etat und Verwaltung des deutschen Kriegswesens tüchtig hineingearbeitet hat. Auch war seine Rede durchaus sachlich, was selbst die Gegner anerkannten: hob er doch am Schluß hervor, die Ueberzeugung, daß wir ein starkes Kriegsheer haben und behalten müssen, durchdringe alle Kreise des Volkes. Die Einzelfragen, in denen Uneinigkeit im Hause herrsche, seien gering gegen das, worin alle einig seien. Er erklärte es indeß für unmöglich, die Vorlage bis zu Weihnachten zu erledigen, und fragte, warum sie überhaupt so spät eingegangen sei, worauf der Kriegsminister die für ängstliche Gemüther wenig beruhigende Antwort gab, erst in jüngster Zeit, kurz vor Eröffnung des Reichstages, sei es beschlossen worden, die neue Präsenzstärke schon vom 1. April 1887 eintreten zu lassen, und zwar sei dies geschehen bei der immer größer werdenden Dringlichkeit der Lage. Richter meinte, wenn die Vorlage so rasch bewilligt werde, müsse das Ausland glauben, es handle sich nicht um eine Friedenspolitik, sondern um eine Eroberungspolitik; wenn es sich aber um eine dauernde Belastung des Volkes während des Friedens handle, so müsse das Maß derselben genau geprüft und beziffert werden. Es komme überhaupt nicht blos auf die militärische Stärke an, sondern auf die Intelligenz und Ausbildung des Heeres. In Frankreich und Rußland ständen mehr Soldaten auf dem Papier als auf den Beinen; bei uns sei dies umgekehrt. Gegen das Septennat erklärt sich Richter entschieden; seine Partei stimme für eine einjährige Feststellung der Präsenzstärke und sei der Ansicht, daß eine mehr als dreijährige nicht mehr constitutionell sei. Aehnlich sprach sich Abgeordneter Payer von der Volkspartei aus: er fand es außerdem auffallend, daß die Vorlage des Bündnisses mit Oesterreich nicht gedenke, und bedauerlich, daß die Reichsregierung sich nicht die Mühe gebe, das Volk und die Volksvertretung über die Leitung der auswärtigen Politik zu orientiren; dann vermißte er eine Deckung der finanziellen Anforderungen der Vorlage: die

Digitized by Google

Erhöhung der Matricularbeiträge sei doch eine solche Deckung nicht. Am Schluß plaidirte er für Herabsetzung der dreijährigen Dienstzeit.

Am 3. Dec. eröffnete Windthorst den Angriff auf die Vorlage mit den bekannten Vorbehalten und gewundenen Erklärungen. Wenn es gelte, den vaterländischen Besitzstand aufrecht zu erhalten, werde keine Partei die nothwendigen Ausgaben ablehnen. Im übrigen sollten seine jetzigen Erklärungen kein Präjudiz schaffen für die Anhänger seiner Partei; er behalte sich volle Actionsfreiheit vor. Mehrforderungen betreffs der Armee bedürften der genauesten Prüfung wegen der größern persönlichen Leistungen und der finanziellen Aufwendungen, die dafür nöthig seien. Windthorst vermißte den Leiter der auswärtigen Politik, der nicht einmal seine Vertreter entsendet habe. Der Kriegsminister habe erklärt, die Verhältnisse seien notorisch; das sei aber nicht der Fall. In der Commission müsse die genaueste Auskunft gegeben werden; wenn der Reichstag Geld und Rekruten bewilligen solle, so müsse er wissen warum. Ganz wie Richter stimmte Windthorst in erster Linie für einjährige Bewilligungen, dann höchstens für solche, die auf die Dauer einer Legislaturperiode gemacht werden.

Als Feldmarschall Graf Moltke eintrat, um zu sprechen, durfte er auf die gespannteste Aufmerksamkeit rechnen: wenn man indeß Enthüllungen in Betreff der politischen Lage seitens des großen Strategen erwartete, so hatte man sich getäuscht. Europa starre von Waffen, sagte er; man möge sich links oder rechts wenden, wir finden unsere Nachbarn in voller Rüstung, in einer Rüstung, die selbst ein reiches Land auf die Dauer nur schwer ertragen könne: das dränge mit Naturnothwendigkeit auf baldige Entscheidungen, und deshalb habe die Regierung schon vor Ablauf des Septennats eine Verstärkung der Armee verlangt. Man habe von einer Verständigung mit Frankreich gesprochen: leider sei dieselbe unmöglich, solange die öffentliche Meinung in Frankreich ungestüm die Herausgabe zweier wesentlich deutscher Provinzen fordere, während wir fest entschlossen seien, sie nie herauszugeben. Das Bündniß mit Oesterreich sei sehr werthvoll; aber ein großer Staat existire nur durch eigene Kraft. Bei der gegenwärtigen Lage unser Militärsystem über den Haufen zu werfen, das würde doch ein bedenkliches Experiment sein. Eine gute Finanzlage sei sehr wichtig, aber die Rücksicht darauf höre auf, wo es sich um Kämpfe und Entscheidungen handelt, wo nach dem Ausspruche des deutschen Landsknechts Patronenhülsen die gangbarsten Papiere sein werden. Nicht das militärisch absolut Wünschenswerthe, das finanziell Erreichbare sei neben der Vorlage ins Auge gefaßt worden. „Die ganze Welt weiß", sagte Moltke am Schluß, „daß wir keine Eroberungen beabsichtigen; mag sie aber auch wissen, daß wir das, was wir haben, erhalten wollen, daß wir dazu entschlossen und gewappnet sind." Nach Moltke sprach der Socialdemokrat Grillenberger, welcher für Einführung der einjährigen Dienstzeit plaidirte und die Ablehnung der Vorlage seitens der Socialdemokraten in Aussicht stellte. Marquardsen und Wöllwerth wandten sich gegen das Centrum und die Socialdemokraten und sprachen mit parlamentarischer Gewandtheit zu Gunsten der Vorlage, für die zuletzt noch der Kriegsminister das Wort ergriff.

Die Militärvorlage ist an eine Commission von 28 Mitgliedern verwiesen worden. Ueber die Generaldebatte innerhalb dieser Commission berichteten die Zeitungen, obschon sie die vertraulichen Mittheilungen über die Heeresstärke der einzelnen Mächte, über Dislocationen deutscher Truppen nicht bringen dürfen. Diese sind nur für die Mitglieder des Reichstags bestimmt. Wichtige Enthüllungen über die auswärtige Politik haben die Commissionsberathungen bisher nicht gebracht. Mit 16 gegen 12 Stimmen lehnte die Commission in der ersten Lesung die Regierungsvorlage in ihrer jetzigen Gestalt ab und nahm dann den Stauffenberg'schen Antrag an, der nur eine Friedensstärke von 450000 Mann (statt der 468000 der Vorlage) gewähren wollte und zwar nur auf drei Jahre.

Digitized by Google

Gegenüber der Vorlage über die Friedenspräsenzstärke und die große Frage des Augenblicks: ob Krieg, ob Frieden? nehmen die andern Verhandlungen des Reichstages über den Etat, das Seminar für orientalische Sprachen, die Duellfrage nur ein untergeordnetes Interesse in Anspruch.

Der Rücktritt des Cabinets Freycinet in Frankreich wird wenig ändern mit Bezug auf die innere und auswärtige Situation. Unter den Ministern, die aus dem alten Cabinet in das neue übertreten, befindet sich Boulanger, der in vieler Hinsicht als der Herr der Situation bezeichnet werden darf. Sehr überrascht hat seine neuliche Friedensrede; aber während in Deutschland die Befürchtungen vorherrschen, es könne bald ein europäischer Krieg ausbrechen, hat das officielle Frankreich niemals die Nothwendigkeit des Friedens so laut proclamirt wie gerade jetzt; und es ist kein Grund anzunehmen, daß es dabei eine machiavellistische Politik verfolgt. Der Haudegen Boulanger liebt es sonst mit dem Schwert zu rasseln; aber solcher bedrohliche Lärm wäre zu wenig im Einklang mit der Politik, die der Ministerpräsident verkündigt, und am entschiedensten in seiner Rede am 27. Nov. bei Berathung des Budgets der auswärtigen Angelegenheiten. Delafosse, ein Bonapartist, hatte das Loblied Rußlands gesungen und das Vorgehen der Russen in Bulgarien verherrlicht; er interpellirte den Minister mit Bezug auf die bulgarische Angelegenheit. In seiner Entgegnung betonte Freycinet als die Hauptaufgabe der Regierung die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens; denn in Frankreich werde an einem für die Zukunft der modernen Gesellschaft vielleicht entscheidenden Werke gearbeitet, an der Umwandlung alter monarchischer Institutionen in republikanische. Ein solches Werk erfordere lange Zeit; man dürfe nicht glauben, daß das Ziel schon erreicht sei, wenn man am Tage nach einer solchen Wandlung ansehnliche Majoritäten um sich vereinigt habe. Diese Majoritäten seien ephemerer Natur, Majoritäten des Gefühls, des ersten Eindrucks, die in solche der Vernunft, der Ueberzeugung umgewandelt werden müßten. Ein solches Werk würde verzögert und erschwert durch einen europäischen Krieg, in welchem Frankreich seine ganze Kraft aufbieten müsse.

Man konnte bei diesen allgemeinen Behauptungen noch immer der Ansicht sein, daß der Redner sich eine Hinterthür offen lasse: denn so groß auch das Friedensbedürfniß Frankreichs sein mag, so könnte ihm ja doch ein Krieg durch die allgemeine Situation aufgenöthigt werden. Viel wichtiger als diese Bemerkungen Freycinet's waren daher seine Auslassungen über die Lage Europas. Frankreich, sagte er, hat kein anderes Interesse in Bulgarien zu vertreten, als das allgemeine Interesse an der Erhaltung des Osmanischen Reiches, welche heute für Frankreich von höherer Bedeutung ist, als sie es jemals gewesen, die Sorge für den europäischen Frieden und endlich das Interesse an dem Gleichgewicht der Kräfte im Becken des Mittelländischen Meeres. Aus diesen Erklärungen die Geneigtheit zur Unterstützung der Pläne Rußlands und zu einer russisch-französischen Allianz herauszulesen, dürfte doch auch der kühnsten sophistischen Auslegung schwer fallen: denn von allem, was Rußland will, ist hier gerade das Gegentheil hervorgehoben: Rußland will den Zusammenbruch des Osmanischen Reiches und einen Antheil an der Herrschaft über das Mittelmeer. Alle diese Erklärungen wurden überdies von der Kammer mit vielem Beifall aufgenommen.

Gleichwol kam noch im Laufe der Etatsberathungen das Ministerium Freycinet zu Fall: doch dies hing durchaus nicht mit seinen Erklärungen über die europäische Politik zusammen und war nicht etwa das Werk einer im Dunkeln schleichenden Kriegspartei. Die Kammer war schon bei der ganzen Berathung des Voranschlags nicht in der Gebelaune; sie hatte für 6 Mill. Abstriche bereits gemacht und so wollte sie sich denn auch nicht dazu verstehen, die 3 Mill. für die Unterpräfecten zu bewilligen, sondern diese Beamtenposten gänzlich aus dem Etat streichen.

Digitized by Google

Die Extremen der Rechten und Linken reichten sich dabei die Hand und die Stimmenthaltung einer großen Zahl von Opportunisten gab den Ausschlag. Die Unterpräfecten bilden ein sehr nothwendiges Glied in der französischen Beamtenmaschinerie: daß es bei den Wahlen, bei der Einführung des Volksschulgesetzes wesentlich auf ihre Mithülfe ankommt, hoben die Minister selbst hervor: um so unbegreiflicher war eine Abstimmung, deren Resultat die Abstimmenden selbst in unangenehmer Weise zu überraschen schien; denn es war im Grunde nicht ihre Absicht, das Ministerium zu stürzen. Freycinet blieb indeß hartnäckig bei seinem Entschluß, zurückzutreten, obschon die Radicalen selbst ihn zum Bleiben zu bewegen suchten. Einige Tage lang dauerte die beunruhigende Krisis; dann wurde Goblet mit der Bildung eines Cabinets vom Präsidenten Grévy beauftragt und übernahm dieselbe auch nach einigem Sträuben. Vier Minister des frühern Cabinets blieben in dem neuen, das ebenfalls ein Uebergangsministerium ist, in welchem Männer verschiedener Parteien nebeneinandersitzen. Von einem Wechsel im Kriegsministerium, der früher für die Armeereformen stets so ungünstig war, sieht man jetzt ab: es ist wol zweifellos, daß Boulanger, der die neue Armeeorganisation so energisch in die Hand genommen hat, noch mehrere Ministerwechsel überleben dürfte.

Wenn nicht Floquet, sondern Goblet an die Spitze des neuen Cabinets in Frankreich getreten ist, so haben allerdings Rücksichten auf Rußland dabei eine große Rolle gespielt; denn Floquet ist für Rußland eine persona ingrata wegen der herausfordernden Aeußerung, die er sich zu Schulden kommen ließ. Es verdient dies immerhin Beachtung; die französisch-russische Allianz schwebt in der Luft, so merkwürdig immerhin die Verbindung einer demokratischen Republik, die sich immer mehr dem Radicalismus zuneigt, mit einem Staate erscheinen mag, in welchem nach wie vor der uneingeschränkte Despotismus herrscht. Goblet selbst, der bisherige Unterrichtsminister in dem Cabinet Freycinet, ist kein Minister im Sinne der republikanischen Heißsporne; er hat auch in Kirchenfragen viel Mäßigung gezeigt. Die Presse empfängt daher das neue Ministerium keineswegs mit einem freudigen Willkommen, und eine lange Dauer darf man ihm nicht versprechen. Die 200 Monarchisten der Kammer sind stets bereit, jedes Ministerium der Republik zu Falle zu bringen, und der Bestand des Cabinets hängt daher von der guten Laune einer der Gruppen der Linken ab, der Union des Gauches, welche die gemäßigten Republikaner vereinigt, und der Gauche radicale, einer zwischen der gemäßigten und extremen Linken schwankenden Fraction. Die letztere unter Clémenceau's Führung geht oft mit den Monarchisten Hand in Hand; dann schwankt das parlamentarische Zünglein um ein Geringes und ein Abfall von 40 Stimmen aus der Union des Gauches kann, wie das bei Freycinet eingetreten, ein Ministerium stürzen. Freycinet hatte indeß immerhin ein Prestige, das Goblet nicht besitzt: jetzt bezeichnet er nur eine Zwischenstation; die europäische Situation kann Boulanger ans Ruder bringen, und das ist nicht der Mann, um sogleich oder später spurlos im Dunkel zu verschwinden.

General Kaulbars ist aus Bulgarien abgereist: er hat als officieller russischer Agent die Verhandlungen mit der Regierung, die vorzugsweise in drohenden Ukasen, gelegentlich auch in Plakaten bestanden, die an den Mauern der bulgarischen Städte angeschlagen wurden, vollständig abgebrochen; die russischen Consuln sind mit ihm abgereist. Er macht den Regenten und ihren Ministern den Vorwurf, auf seine Rathschläge nicht gehört, die russischen Unterthanen nicht genugsam beschützt zu haben. Der Hauptvorwurf bleibt immer, daß die Regenten die Große Sobranje einberufen haben, trotz des ausdrücklichen Widerspruchs der russischen Regierung. Solange die jetzigen Regenten, die von den Russen überhaupt als unberechtigte Usurpatoren angesehen werden, am Ruder sind, soll eine Wiederaufnahme der

Digitized by Google

diplomatischen Beziehungen ausgeschlossen sein. Von den Regenten ist bisher nur Karawelow dem Winke Rußlands gefolgt: es scheint, er will seine Zukunft sichern; er galt schon immer für einen Anhänger der russischen Intrigue, die aus Bulgarien ihren Spielball zu machen gedenkt.

Mit der Abreise des Generals Kaulbars hat dieselbe durchaus nicht ihr Ende erreicht, sondern es hat sich wiederum die Wirkung ihrer insgeheim schleichenden Machinationen gezeigt. Die bulgarischen Junker, dieselben, die sich an der Verschwörung gegen den Fürsten Alexander betheiligt hatten und am 21. Aug. in seine Gemächer eingedrungen waren, machen wieder einmal von sich sprechen. Die Regentschaft hatte damals die Junkerschule aufgelöst, die Junker waren als Gemeine in die Regimenter vertheilt worden. Am 13. Nov. ließ die Sobranje Gnade für Recht ergehen und beschloß die Wiedereröffnung der Junkerschule. Kaum war diese Blüte der bulgarischen Jugend wieder vereinigt, als sie abermals sich verschwor — und zwar sollte diesmal das für den 24. Nov. bestimmte Attentat den Regenten und Ministern gelten. Sie sollten von den 300 Junkern gefangen genommen, und wenn sie Widerstand leisteten, ohne weiteres getödtet werden. Doch die Verschwörung wurde verrathen, die Junkerschule von Truppen umzingelt, die Meuterer verhaftet. Einer der Offiziere, die sich schon an dem Attentat gegen den Fürsten Alexander betheiligt hatten, soll der Hauptanstifter der neuen Rebellion gewesen sein. Bisher hat man nichts von einem Gericht gelesen, welches den Meuterern das Urtheil sprechen soll, und es ist fraglich, ob auch jetzt wieder die Einflüsse sich geltend machen werden, welche zur Begnadigung der politischen Verbrecher des 21. Aug. geführt haben.

Inzwischen ist die von Rußland aufgestellte Throncandidatur des Fürsten Nikolaus von Mingrelien bei den europäischen Mächten zwar auf keinen directen Widerspruch gestoßen, doch ist Rußland auf das den Bulgaren verfassungsmäßig zustehende Recht, in der Großen Sobranje den Fürsten zu wählen, hingewiesen worden. Da tritt nun die Schwierigkeit ein, daß diese Sobranje von Rußland gar nicht anerkannt wird, da sie im Widerspruch mit seinen Befehlen gewählt worden ist. Die Candidatur des Fürsten von Mingrelien hat nun in Bulgarien selbst geringe Aussichten; ja sogar die russenfreundlichen Zankowisten scheinen mit ihr nicht einverstanden zu sein. Der leichtlebige Tscherkessenprinz, der in der petersburger Garde seine militärischen, in den Salons an der Newa seine Lebensstudien gemacht hat, scheint den Bulgaren selbst nicht der schwierigen Aufgabe gewachsen zu sein, sie zu regieren — und einen bloßen Strohmann in der Hand Rußlands wollen sie sich auch nicht gefallen lassen. Die Deputation von drei Mitgliedern, die eine Rundreise durch Europa antreten soll, wird die in Bulgarien herrschende Stimmung überall unverhohlen zum Ausdruck bringen. In Petersburg wird sie nicht Zutritt finden: hat doch der Kaiser eben erst den General Kaulbars in Gatschina empfangen, und die petersburger Regierung in einem Circular an die Mächte es als eine Thatsache hingestellt, daß das bulgarische Volk den Abenteurern, welche die Macht in den Händen haben, absolut feindlich gegenüberstehe.

Die bulgarische Deputation ist in Pest sympathisch begrüßt und von der akademischen Jugend mit antirussischen Reden verherrlicht worden. In Wien empfing sie zwar Kalnoky, aber mehr als Privatmann, und beglückte sie mit einer längern Causerie, aus welcher die Deputirten ersehen konnten, was sie schon wußten, daß Oesterreich die besten Wünsche für Bulgarien hege, aber sie erfuhren nicht, was sie wissen wollten, inwieweit die österreichisch-ungarische Monarchie geneigt sei, ihr Schwert in die Wagschale zu werfen, um diese Wünsche verwirklichen zu helfen.

Neuern Berichten aus Wien zufolge glauben die bulgarischen Abgesandten selbst nicht an einen Erfolg ihrer Mission, sie wollen aber ihrerseits nichts versäumt haben, was eine solche Lösung mit Hülfe der europäischen Cabinete herbeizuführen vermag. Andererseits rechnen sie auf ein Bündniß der Balkanstaaten;

Digitized by Google

der Empfang, den sie bei König Milan in Belgrad gefunden, scheint sie keineswegs entmuthigt zu haben: ein solches Bündniß wäre kein gering zu achtendes Hemmniß der russischen Politik. In allen diesen Staaten gibt es aber auch eine starke russische Partei, welche sogar für die Fürsten eine permanente Gefahr ist. Auch in Rumänien, obschon die Rumänen durchaus keine Slawen sind, fehlt es nicht an panslawistischen Hetzereien: einen Anknüpfungspunkt für das heilige Rußland bietet die griechisch-orthodoxe Kirche, welcher die Rumänen in ihrer Mehrzahl angehören. Die misvergnügten Bojaren, welche die Aufhebung ihrer Privilegien nicht verschmerzen können, bilden eine regierungsfeindliche conservative Partei, die mit den Russen zu fraternisiren geneigt ist, und die unter russischem Einfluß redigirte französische Zeitschrift „Indépendance Roumaine" befleißigt sich einer Sprache, die mit derjenigen der radicalen Hetzblätter in vollständigem Einklang ist. Die rumänische Preßfreiheit erlaubt sich Bedrohungen der Regierungen und des Königs selbst, die in andern Staaten eine Anklage wegen Hochverraths zur Folge haben würden. Hierin sucht die von Rußland inspirirte Presse sogar den Radicalen, welche nach längerer Wahlenthaltung bei den letzten Gemeindewahlen wieder in Gemeinschaft mit den Altconservativen auf dem Plan erschienen, aber in allen Hauptstädten des Landes unterlagen, noch einen Vorsprung abzugewinnen.

Wie würde sich aber die Türkei zu einem solchen Bündniß der Balkanstaaten stellen? Die Politik der Hohen Pforte ist undurchsichtiger als je: Thatsache ist nur, daß der türkische Gesandte in Sofia, Gadban-Efendi, die Rolle von Kaulbars fortspielt und gleichsam die Büchse aufhebt, welche der russische General ins Korn geworfen hat. Hatte schon früher die Türkei den Bulgaren die Weisung ertheilt, von der Einberufung der Großen Sobranje abzusehen, wie es Rußland verlangte, so hat sie neuerdings auch gegen das Abgehen der Deputation Bedenken erhoben, ja auch den Regenten den Rath ertheilt, ihre Aemter niederzulegen. Beide Rathschläge blieben unbefolgt: was den erstern betrifft, so konnte sich die Regentschaft mit Recht darauf berufen, daß ein Beschluß der Großen Sobranje jene Absendung der Deputation zur Folge gehabt, und daß nach bulgarischem Staatsrecht die Regenten nicht in der Lage seien, gegen diesen Beschluß Protest einzulegen. Gadban-Efendi hat also mit dem Metier des politischen Rathgebers so wenig Glück wie Kaulbars, nur wird er sich ein Mislingen seiner Mission wenig zu Herzen nehmen; denn sie beruht jedenfalls nur auf einem diplomatischen Zugeständniß der Türkei an Rußland, das nichts Principielles und Unwiderrufliches an sich trägt, sondern womit vielleicht für den Augenblick irgendeine diplomatische Gegenleistung Rußlands, vielleicht in Betreff Aegyptens, erkauft werden soll. Mag es in Konstantinopel wie in Paris nicht an Opportunisten fehlen: die Thatsache, daß Rußland der Erbfeind der Türkei ist, werden sie nicht aus der Welt schaffen. Die Candidatur des Prinzen Ferdinand von Koburg, die von Wien aus als eine so aussichtsvolle proclamirt wurde, wird neuesten Nachrichten zufolge in Petersburg nicht ernst genommen.

Offenbar sucht England durch Abmachungen mit der Türkei seine Position in Aegypten zu behaupten: den Türken sind aber diese Abmachungen unbequem genug, und sie bewegen sich in andern Fragen durchaus nicht im Fahrwasser der englischen Politik. Salisbury hatte in seiner Lord-Mayors-Rede den Standpunkt der englischen Regierung dahin ausgesprochen, daß die Occupation Aegyptens keineswegs eine dauernde bleiben solle, daß es aber trotz aller gemachten Fortschritte seine Aufgabe keineswegs als gelöst betrachten könne und sich daher ein Endtermin für die Räumung Aegyptens nicht angeben lasse. Noch besteht die zwischen England und dem Sultan abgeschlossene Convention zu Recht, der zufolge die Oberherrlichkeit des Sultans anerkannt wird, den Engländern aber gemeinsam

Digitized by Google

mit der türkischen Regierung die Aufgabe zufällt, die Verhältnisse Aegyptens umzugestalten. Sir Drummond Wolff hatte sich zusammen mit Mukhtar-Pascha dieser Aufgabe unterzogen. Doch verlautete bisher sehr wenig von günstigen Resultaten der neuen Verwaltung, und das ermuthigte Frankreich, seine bisher keineswegs aufgegebenen Rechtsansprüche auf die Mitherrschaft in Aegypten wieder bei den europäischen Cabineten und auch bei der Pforte geltend zu machen. Damit ist indeß nichts weiter erreicht worden, als daß die Abgesandten der Türkei und Englands sich bei ihren Reformen in Aegypten eines etwas raschern Tempos befleißigen. Sir Drummond Wolff und Mukhtar-Pascha einigten sich über einige wesentliche Punkte, und der erstere begab sich nach London, um hierüber die Entscheidung des Ministeriums einzuholen. Zu diesen Punkten gehört die Bildung eines Heeres von 16000 Mann: nur verlangt der Engländer englische, der Türke türkische Offiziere für dasselbe. Ein zweiter Punkt, die Abschaffung der Consulargerichtsbarkeit, betrifft eine internationale Frage, worüber eine Verständigung mit allen europäischen Mächten nöthig ist. Jedenfalls wird indeß der russisch-französische Einfluß die Türkei bestimmen, auf eine Feststellung des vorläufig in der Ferne verdämmernden Zeitpunktes zu dringen, an welchem die Engländer das Nilland verlassen werden, und in dem Zögern der englischen Regierung, diesen Zeitpunkt zu bestimmen, mag ein Hauptgrund dafür gesucht werden, daß die Türkei in ihrer Misstimmung den russischen Rathschlägen bereitwilliges Gehör schenkt.

In der bulgarischen Frage hat die englische Regierung seit der Lord-Mayors-Rede Salisbury's kein weiteres Lebenszeichen gegeben. Diese Erklärungen des Premierministers waren übrigens bündig und verständlich, keineswegs diplomatisch gewunden. Die russische Politik in Bulgarien wurde rückhaltslos verdammt und Oesterreich-Ungarn die Unterstützung Englands versprochen, wenn es Anlaß finden sollte, sich gegen Rußland mit den Waffen in der Hand zu wenden.

Zunächst beschäftigt die englischen Staatsmänner die ungelöste irische Frage; die Nachrichten von Störungen der öffentlichen Ordnung, von Aufläufen, von Comploten jeder Art in dem „grünen Erin" mehren sich von Tag zu Tag. Nachdem die Gladstone'sche Reform gescheitert, war eine erneute revolutionäre Aufregung in Irland sicher zu erwarten. Lord Salisbury hat denn auch in einer Rede im conservativen Club erklärt, daß mit aller Strenge und Energie in Irland eingeschritten werden müsse; ehe er an eine Reform der Agrargesetzgebung gehen könne. Die irischen Patrioten sind die gefährlichsten Revolutionäre; denn sie sind unerschöpflich in neuen Machinationen, während sie auch bekanntlich in der Handhabung des Dynamits eine gewissenlose Praxis bewähren. Da die irischen Pachtherren die Höhe des Pachtzinses nicht mehr selbst bestimmen dürfen, sondern erst nach Verständigung mit dem Pachter, der ein bestimmtes Angebot stellt, und wenn jene Verständigung nicht zu erzielen ist, das Gericht entscheidet, hat die Landliga Vertrauensmänner ernannt, welche in den verschiedenen Landschaften im Namen der Pächter über Herabsetzung des Pachtzinses verhandeln. Wenn der Grundbesitzer auf ihr Angebot nicht eingeht, so zahlt der Pachter überhaupt keinen Pachtzins, sondern zahlt die Summe in die Kasse der Landliga, die es dafür übernimmt, ihn gegen jedes Einschreiten des Landlords zu schützen. Das sind ganz unhaltbare Zustände, die allem Rechtsgefühl ins Gesicht schlagen, und die Regierung sieht sich daher veranlaßt, gegen die Leiter der Bewegung gerichtlich einzuschreiten.

---

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Gustav Freytag.

## Ein Dichterporträt

von

Ernst Biel.

Gustav Freytag, dessen gegenwärtig im Erscheinen begriffene „Gesammelte Werke" zu einer erneuerten Würdigung seines Schaffens auffordern, gehört seit 1844 unserer Literatur an. Der Angelpunkt für das Verständniß des Dichters liegt aber in einem Werke, das erst 1855 erschien, in seinem „Soll und Haben", einem Romane, der ebensowol einen Wendepunkt in der Geschichte unserer epischen Prosadichtung bedeutet wie eine Hauptstation auf dem Entwickelungswege Freytag's.

Die literargeschichtliche Stellung wie die nationale Bedeutung von „Soll und Haben" kann nur im Zusammenhange mit der Zeit seiner Entstehung richtig erfaßt werden.

Die „Dämonen-Esse" der 1848er Revolution war ausgebrannt. In unserer Literatur hatten die vor- und die nachmärzlichen Ereignisse, wie es nicht anders sein konnte, ein volles und überall vernehmbares Echo geweckt, und es ist charakteristisch, in wie gegensätzlichen Formen sich der nationale Gedanke einerseits vor und während der Revolution, andererseits nach derselben äußert. Die aufsteigende Welle der Bewegung wurde, ihrem gefühlsmäßigen Grundcharakter gemäß, von unserer Literatur vorwiegend lyrisch accompagnirt; die niedergehende prägte sich, der gesunkenen Zeittemperatur entsprechend, in unserm Schriftthum vor allem in epischen Hervorbringungen aus; jene zeigte eine mehr subjective, diese eine fast ausschließlich objective Färbung; dort schleuderten Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath, Robert Prutz, Franz Dingelstedt und Hoffmann von Fallersleben ihre revolutionären Manifeste heißspornig in die erregte Zeit; hier reichten Willibald Alexis und Freytag ihre ausgereiften Zeit- und Sittenromane einer enttäuschten und abgemüdeten Nation in ruhiger Haltung dar. Willibald Alexis und Freytag sind in unserer nachmärzlichen Literatur recht eigentlich die Träger der damals im Volke lebendigen Instincte. Der fieberhaften Action von 1848 war eine schwüle Reaction gefolgt. Die Feuer waren niedergebrannt; aber trotz Häscherthum und Demagogenriecherei glomm die Glut noch unter der Asche fort. Mehr und mehr befestigte sich in den Gemüthern die Ueberzeugung, daß die Götterbilder, vor denen man in der Blütezeit des Bundestagsregiments das Knie



Digitized by Google

gebeugt und welche die Bewegung von 1848 kaum zu erschüttern vermocht hatte, über kurz oder lang doch einmal von ihren Altären herabgestürzt, daß zumal in Staat und Kirche neue Bahnen erschlossen werden müßten. Müde war man dieser in der äußern Politik impotenten, nach innen hin reactionären und einheitsfeindlichen Kleinstaaterei, müde dieser mit Polizeistaat und Romantik liebäugelnden Orthodoxie, herzlich müde der gesammten Zeit mit ihrer innern Unfreiheit und Ohnmacht und ihrem phrasenhaften Kosmopolitismus. Man verdammte den „unklaren, vaterlandslosen Idealismus" des „Jungen Deutschland" und stellte die von ihm beliebte irreleitende Proclamation eines utopischen Weltbürgerthums als die eigentliche Quelle des Miserfolgs der 1848er Bewegung hin. Die Nation suchte, wie im Leben so auch in der Literatur, Sammlung nach der Erschütterung, Aufrichtung nach der Niederlage, Kräftigung des staatlichen Bewußtseins im Bürgerthum nach dem politischen Bankrott ebendieses Bürgerthums.

Den also Misvergnügten, in denen allen der nationale Gedanke lebhaft war, kam das Programm Freytag's und Wilibald Alexis' verständnißvoll entgegen; war es doch im Grunde aus nichts anderm hervorgegangen als aus der Stimmung ebendieser Misvergnügten; tönten doch aus den Schriften dieser beiden literarischen Sprecher der Zeit vor allem jene Hauptforderungen von 1848 vernehmlich genug heraus, jene zwei Hauptforderungen, die in der launischen Lotterie der Zeit zwar nicht als Treffer ausgespielt, wohl aber in der hoffenden Seele des Volkes noch nicht ad acta gelegt worden; denn was die Gemüther damals in Gärung brachte, war vor allem die leidenschaftliche Sehnsucht nach politischer Freiheit und nationaler Einigung zugleich mit dem elementaren Triebe und Drange nach wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Reform. Politische Freiheit und wirthschaftliche Reform war die Losung. Politisch nun gelangt der nationale Gedanke in den von einem kräftigen patriotischen Gehalte gesättigten Romanen des genialen literarischen Geschichtsmalers Wilibald Alexis, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" (1852) und „Isegrimm" (1854), zu großartiger Ausprägung; wirthschaftlich findet er in Freytag's „Soll und Haben" einen nahezu classischen Ausdruck. Ethisch betrachtet aber bedeuten diese drei Romane die Flucht unserer Dichtung aus der Welt der zertrümmerten politischen Ideale und socialen Träume auf den festen Boden der concreten Thatsachen einer zerklüfteten Zeit, die an Selbstvertrauen arm, darum aber der Aufrichtung und Erhebung durch ihre geistigen Führer um so bedürftiger war.

Die Aufrichtung und Erhebung der Zeit ist die ausgesprochene Absicht von „Soll und Haben", einem Volksbuche im eminentesten Sinne des Wortes. Das 1854 geschriebene und, wie gesagt, im nächsten Jahre erschienene Buch ward dem Herzoge von Koburg-Gotha gewidmet, indem sein Erscheinen mit dem Hinweis darauf begründet wurde, der Herzog habe es als die Pflicht der heutigen Dichtung bezeichnet, das Volk in seiner Muthlosigkeit aufzurichten und ihm „einen Spiegel seiner Tüchtigkeit vorzuhalten"; der Verfasser, so führt die Widmung aus, wolle nun versuchen, diese Aufgabe zu lösen und dabei „die Umrisse seiner Bilder rein zu halten von Verzerrung und seine Seele frei von Ungerechtigkeit". Das treffliche Werk, das die Anlehnung an den realistischen Roman der englischen Humo-

Digitized by Google

risten nicht verkennen läßt, hat gehalten, was es versprochen. Es ist der Gefahr glücklich ausgewichen, welche der Dichter selbst als eine drohende bezeichnet, der Gefahr, „an die Stelle einer dichterischen Idee die praktische Tendenz" zu setzen und „statt freier Laune" blos eine „unschöne Mischung von plumper Wirklichkeit und gekünstelter Empfindung" zu geben. Es steht vielmehr in treuer Auslegung deutschen Lebens und deutscher Tüchtigkeit bisher unerreicht da.

Freytag, der beim Erscheinen von „Soll und Haben" im 39. Lebensjahre stand, blickte damals bereits auf eine Reihe früher veröffentlichter Werke zurück, welche ich mir vorbehalte, im Laufe dieser Würdigung eingehend zu beleuchten. Ein an Erfahrungen und Studien reicher Lebensweg lag schon um jene Zeit hinter unserm Dichter. Zuerst die Kindheit in seiner Vaterstadt Kreuzburg in Schlesien — er war daselbst am 13. Juli 1816 als Sohn eines praktischen Arztes und nachmaligen Bürgermeisters geboren worden —, sodann seine Schuljahre auf dem Gymnasium zu Oels (1829—35) und seine Studienzeit in Breslau (1835—36) und Berlin (1836—39), darauf eine achtjährige Thätigkeit als Privatdocent der deutschen Sprache und Literatur zu Breslau (1839—47), und endlich nach kurzem Aufenthalt in Dresden sein journalistisches Wirken zu Leipzig — das waren die Stationen, die sein Leben bis dahin durchlaufen hatte.

Für das Verständniß der dichterischen Schöpfungen Freytag's bietet der Abschnitt seines Lebens bis zur Veröffentlichung von „Soll und Haben" manches nicht unwichtige Moment, und die autobiographischen Mittheilungen des Dichters, welche unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Leben" die oben erwähnte Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" (22 Bde.) einleiten, bilden natürlich die authentischste Unterlage für eine zukünftige Biographie unsers Poeten. Feine Züge enthalten gleich die ersten Abschnitte der „Erinnerungen"; sie behandeln die Vorfahren der heutigen Familie Freytag und unsers Dichters Kindheit in Kreuzburg. Es ist in den Grundlinien eine aus der geschichtlichen Vergangenheit der Familie wie der Provinz genetisch herausentwickelte und subtil auf den localen Hintergrund gezeichnete kleinstädtische Idylle, die uns hier vorgeführt wird, und namentlich für die schlesischen Verhältnisse jener Zeit werden bedeutsame Einzelheiten berichtet; aus den Schul-, den Studenten-, besonders aber den breslauer Docentenjahren erfahren wir sodann in den folgenden Kapiteln viel des Charakteristischen und Interessanten; hier ist es namentlich die zweite breslauer Periode, welche durch die mannichfachen Eindrücke, die der junge Mann damals empfing, in das Licht einer dauernden Bedeutung für Freytag's Leben tritt. Sein freundschaftliches Verhältniß zu der angesehenen Kaufmannsfamilie Molinari, mit welcher er einen regen Verkehr unterhielt; seine häufigen Berührungen mit der gemüthvollen schlesischen Dichterin Agnes Franz, die eine Zeit lang seine Hausgenossin war, seine nahen Beziehungen zu Hoffmann von Fallersleben, der damals der Universität als Docent angehörte, und vor allem die vertracten, kleinlichen Verhältnisse an der Alma mater, welche ihn schließlich zwangen, sein Privatdocententhum aufzugeben: all dies schildern die „Erinnerungen" mit reizvoller Unbefangenheit und feinem Takt, und die mannichfachen Berichte über Jugendarbeiten, über literarische, akademische und gesellschaftliche Zustände jener Zeiten geben die Würze dazu. Von besonderm



Digitized by Google

Interesse und großem Belang für die Bildungsgeschichte Freytag's aber sind die Mittheilungen über seine in Breslau beginnenden und sich von da ab durch sein ganzes Leben ziehenden eingehenden Studien über das Theater, über dessen innere und äußere Technik und die praktischen Finessen der Bühnenwelt. Die eminente Gabe Freytag's, Situationen und Locale, Zeitconstellationen und allgemeine Zustände mit wenigen Zügen zu zeichnen und Menschen und Dinge kurz zu charakterisiren, findet in diesen autobiographischen Schilderungen eine neue, glänzende Beurkundung. Dies gilt auch besonders von dem Passus, der die revolutionären Ereignisse von 1848 beleuchtet, die unser Dichter in Leipzig miterlebte, einem Passus, der ihm zu einer scharfen und sehr zutreffenden Kritik der politischen Vereine in Sachsen Veranlassung gibt. So viel an dieser Stelle einstweilen über die „Erinnerungen aus meinem Leben"!

Mit Freytag's Uebersiedelung in die Pleißenstadt beginnt die Periode seines journalistischen Wirkens.

In dem damals geistig ungemein regen Leipzig hatte er nach Ignaz Kuranda's Fortgang die Redaction der von diesem gegründeten „Grenzboten" gemeinsam mit Julian Schmidt übernommen und, materiell unabhängig, wie er war, mit dem Freunde zusammen das Blatt käuflich erworben. Freytag's redactionelle und journalistische Thätigkeit bildet in der Schule seines Geistes einen wichtigen Factor, und sie vornehmlich ist es, die ihm die Breite und Tiefe des Lebens erschloß und ihn zu einem politischen Charakter festete und stählte.

Die „Grenzboten" nahmen unter der rührigen neuen Redaction einen ungeahnten Aufschwung; politisch vertraten sie mit Energie und Einsicht die Idee der preußischen Führerschaft in Deutschland; literarisch machten sie im Gegensatz zu der einseitigen Verherrlichung Jung-Oesterreichs, welche Kuranda als seine Hauptaufgabe betrachtete, von jetzt ab in entschiedener Weise Propaganda für jene gesunde Richtung, welche nach dem Worte Julian Schmidt's, das auch das Motto zu „Soll und Haben" bildet, das Volk „da aufsucht, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit". Mit Nachdruck und Scharfsinn wiesen die „Grenzboten" auf die Gefahren hin, die in der einseitigen Pflege idealistischer Bestrebungen liegen, wie sie einerseits in den nebelhaften Phantasien der Romantiker und ihrer damals noch in ungebrochener Schlachtlinie aufmarschirenden Nachtreter, andererseits in dem leidenschaftlichen Radicalismus und den gewagten Reformideen des „Jungen Deutschland" zu Tage traten. Namentlich gegen die Vorkämpfer der letztern, welche sich besonders in Gustav Kühne's „Europa" tummelten, eröffneten die „Grenzboten" eine scharfe Polemik, welche ihre Redacteure mit allen Mitteln einer umfassenden Bildung, mit streitbarer Kernhaftigkeit und von hohen ethischen Gesichtspunkten aus in Scene setzten, wie denn die Sentenz Julian Schmidt's aus dessen „Geschichte der Romantik": „Nur durch Ueberwindung aller Illusionen kann die Vernunft ihre Macht bethätigen", sehr wohl als die Devise der Freytag-Schmidt'schen journalistischen Bestrebungen gelten kann. Die positiven Forderungen aber, welche die „Grenzboten" an die moderne Dichtung und die Zeit überhaupt stellten, gipfelten demgemäß in dem Satze, daß neben das von den Romantikern und beziehungsweise von den „Jungdeutschen" betonte Ideal

Digitized by Google

der Schönheit mit aller Entschiedenheit das der Sittlichkeit in seine Rechte einzusetzen, daß ferner die Lösung der materiellen Aufgaben der Zeit vor derjenigen der ideellen auf die Fahne des Tages zu schreiben sei und daß endlich die Dichtung ins Volksleben einzukehren habe, um so das Volk in seiner Tiefe zu ergreifen, all dies unter der Aegide eines nach außen und innen voranleuchtenden und führenden, für Deutschland machtvoll eintretenden Preußens — Forderungen also, welche der Weiterentwickelung des nationalen Lebens feste Grundlinien vorzeichneten und ihrem Wesen nach auch die leitenden Gedanken der heutigen deutschen Literatur geworden sind.

Ich habe diesen Blick auf die journalistische Thätigkeit Freytag's geworfen, um durch Erschließung der praktischen, auf die politischen und socialen Bedürfnisse der Zeit gerichteten Intentionen unsers Dichters seinem „Soll und Haben" die nöthige Basis des Verständnisses zu unterbreiten. Freytag ist in seinem bedeutsamen Roman der dichterische Dolmetscher und begeisterte Anwalt unsers gebildeten Mittelstandes, der berufene Stimmführer und Verfechter des deutschen Liberalismus, aber auch der scharfsichtige Kritiker und Arzt seines Volkes, der resolute und rücksichtslose Tadler und Verächter unserer nationalen Schwächen und Sünden; er ist in seinem „Soll und Haben" der Schilderer des deutschen Bürgerthums κατ' ἐξοχήν. Friedrich Kreyßig, dessen Beurtheilung der beiden ersten Freytag'schen Romane ich so ziemlich in allen Grundzügen beistimme, sagt gelegentlich der Besprechung von „Soll und Haben" in seinen „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart": „Unser Bürgerthum ist der Träger jener universellen, ausgleichenden, rein menschlichen Bildung, in welcher die Kraft der Neuzeit wurzelt, wie die des Mittelalters in der verfesteten Naturgewalt der Corporation. Aller Fortschritt ist seine Aufgabe und sein Werk. Die Concurrenz, der freie Wettstreit der Kräfte ist seine Seele; nicht Besitzen ist seine Freude, sondern Erwerben, Schaffen; nicht Ueberliefertes wissen und bewahren will er, sondern erforschen, entdecken, das Gebiet des Erkennens erweitern. Zu freier, treuer Genossenschaft läutert sich im Bürgerthum der Standesinstinct des Bauern, der Standesgeist des Edelmanns. Das germanische Bürgerthum insonderheit trägt den Kranz aller Güte, Tüchtigkeit, Größe. Im 16. Jahrhundert erzeugte es Luther und Shakspeare, im 17. hielt es Deutschland geistig am Leben, im 18. schuf es unsere Dichtung und unsere Wissenschaft, im 19. unsere Industrie und die Grundlagen unsers beginnenden Wohlstandes. Und jetzt ist es dabei, unsere Freiheit zu gründen."

Dieses Bürgerthum der beginnenden Freiheit nun zeichnet uns Freytag in seinem „Soll und Haben"; er zeichnet uns den deutschen Mann des Mittelstandes, dessen Bild sich vor allem zusammensetzt aus starkem Unabhängigkeitsgefühl und tüchtigem Sinn für Selbständigkeit, aus beharrlichem Fleiß und gesunder Arbeitsliebe, aus lauterer Ehrlichkeit und großer Feinfühligkeit für Recht und Ehre, aus ernstem Hang zu häuslichem Leben und harmloser Neigung zu Humor und Scherz, aber leider auch aus Kleinlichkeit und Splitterrichterei, aus Starrsinn und Dünkelhaftigkeit, aus Tölpelei und Ungewandtheit im öffentlichen Leben. Es ist ein

Digitized by Google

nahezu erschöpfendes Bild, das Freytag uns in seinem Roman von unserm unabhängigen Bürgerthum entwirft, von einem Ruhmes- und Ehrenstande, der, aus dem Kampfe mit der Entsagung hervorgegangen, in der Arbeit seine höchste Aufgabe erblickt und im Gefühle seines Werthes sich getrost und stolz neben jeden andern Stand stellen darf — trotz seiner Schwäche und Mängel.

Freytag's „Soll und Haben", dessen Handlung bekanntlich in Breslau vor sich geht, eröffnet uns vielfache Ausblicke in die Zeit, so besonders auf die krakauer Vorgänge von 1846 und die posener Revolte von 1848, und legt uns den Einfluß beider Ereignisse auf den schlesischen Handel fesselnd dar; es kehrt ein in das deutsche Haus, in das Comptoir, in die Werkstätte, in den Kramladen und schildert uns in durchweg gegenständlicher Darstellungsweise das Bürgerthum, zumal den Kaufmannsstand, als einen der Hauptpfeiler unserer Gesellschaft und unsers staatlichen Lebens.

Die erste Anregung zu seinem Roman, wenigstens soweit es sich um Stimmung und Colorit handelt, empfing Freytag in seiner Studentenzeit in dem schon oben erwähnten Molinari'schen Hause zu Breslau. „Das alte Patricierhaus bot der Phantasie gute Anregungen", sagt er selbst in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben".*) Auf den düstern Gängen und Höfen des alten Handelshauses in der Albrechtsstraße wehte es ihn zuerst an wie ahnendes Verständniß für die Bedeutung und den Werth des deutschen Handels, und ich denke, zumeist von dort holte er sich neben den Außendingen auch wol das innere Rüstzeug zu seinem Roman. Mit vollendeter Kunst der Contrastirung stellt der Dichter in „Soll und Haben" den deutschen Kaufmann in seiner ausdauernden, anspruchslosen Arbeit einerseits dem begüterten Adel gegenüber, der, durch Privilegien und gesellschaftliche Vorurtheile geschützt, ein arbeitsloses Genußleben führt; andererseits aber rückt er ihn in ein scharf gegensätzliches Licht gegenüber dem kaufmännischen Proletarier- und Schmarotzerthum, gegenüber jenen Krämern und Schacherern, die lieber gaunern und stehlen als ehrlich schaffen und arbeiten.

Die Charaktere in „Soll und Haben" sind durchweg mit festen Füßen auf den Mutterboden ihres Interessenkreises gestellt und wachsen ungezwungen und natürlich aus ihm empor, wenngleich der Dichter in der Zeichnung und Gruppirung derselben von einer mitunter stark ans Maliciöse streifenden Tendenz nicht freizusprechen ist. Aber wo ist ein aus der Tiefe seiner ethischen Persönlichkeit herausschaffender Dichter, der nicht zugleich unwillkürlich die Schlaglichter seiner subjectiven Ueberzeugungen in Liebe und Haß auf seine objectiven Gebilde würfe? Gerade in diesen subjectiven Lichtern liegt vielfach der Reiz des Dichterischen. Keine Dichtung ohne Tendenz, wofern sie die Zeit am Gewissen packen will, und das soll im Grunde alle Dichtung. Es kommt dabei nur auf zweierlei an: daß die Tendenz sich auf große und edle menschheitliche Ziele richtet und daß die Form, in der sie sich gibt, die Grenzen des Künstlerisch-Schönen nicht überschreitet. Es darf somit ohne besondere Rechtfertigung zugegeben werden, daß die Charaktere

*) Vgl. hierüber auch Conrad Alberti's verdienstvolles Festblatt zum 13. Juli 1886: „Gustav Freytag" (Leipzig, Edwin Schloemp), S. 11.

Digitized by Google

in „Soll und Haben" ausgesprochen tendenziös sind. Spielt diese Tendenz aber nicht ins Unwahre und Ungerechte hinüber — gut, lassen wir sie gelten! Freilich, ich werde gleich Gelegenheit haben, auf eine Ueberschreitung dieser Grenze in „Soll und Haben" nach zwei Seiten hin rügend hinzuweisen.

Es ist ferner wahr, der Held des Romans, Anton Wohlfahrt, ist eine einigermaßen schwächliche Figur; er tritt in seiner blassen Unbedeutendheit allzu sehr zurück hinter den übrigen Hauptträgern der Handlung und wird vollends erdrückt durch das überwiegende Interesse, welches der flotte Herr Fink einflößt, dieser zwischen anmuthiger Leichtfertigkeit und brüskem Wesen, zwischen aristokratischer Reservirtheit und jovialer Liebenswürdigkeit hin- und herschwankende amerikanische Dandy und Kaufmannssohn. Aber eben dieser Fink ist doch eine prächtige Gestalt. Und wie reizvoll und lebenswahr die überwiegende Zahl der übrigen Charaktere! Da ist zunächst der tugend- und gewissenhafte Chef des im Mittelpunkt der Action stehenden Handelshauses T. O. Schrötter. Man glaubt ihn greifen, ihn am Rockärmel festhalten zu können, diesen steifleinenen Herrn, diesen Inbegriff der kaufmännischen Ehre aus den Tagen unserer Aeltern und Großältern, streng eingehegt in die engen Schranken des täglichen Geschäftslebens, innerhalb derselben human, intelligent, voll stolzer Biederkeit, pflichtgetreu bis zur Aengstlichkeit, außerhalb derselben aber kurzsichtig, befangen und ungerecht bis zur Unduldsamkeit. Da ist sodann unter diesem Herrn Chef die ganze Reihe der Bediensteten der Firma, dieser biedere und bigote Baumann, dessen Ideal es ist, als Missionar die Ureinwohner Südafrikas zu bekehren, dieser ängstlich genaue Buchhalter Liebold, der nie mit einer herzhaften Meinung herausrückt, dieser Herr Specht, der im Gegensatz zu jenem sich zu den unmöglichsten Muthmaßungen versteigt; da sind alle die höchst „gebildeten" andern Herren Commis und Lehrlinge bis hinab zu dem fingerfertigen Pix, dem Schreibekünstler mit dem schwarzen Pinsel, dem Biedermann, der mit diesem schweineborstenen Handwerksgeräth unermüdlich seine abenteuerlichen Lettern und Signaturen auf die Waarenballen der Firma T. O. Schrötter malt; sie alle aber überragt sowol an Körperlänge wie an innerm Tiefwerth der kindlich rechtschaffene Hüne mit den plumpen Gliedern und dem weichen Gemüth, Sturm, der gute Sturm, dieser edelste aller Auflader, die jemals auf den Speichern und Lagerräumen, an den Rollwagen und Waarenkarren eines Kaufmannshauses mit den schweren Ballen und Tonnen hantiert haben — nur schade, daß Freytag bei Zeichnung dieser vom echtesten Humor durchathmeten Figur schließlich um einige Linien die Grenze überschreitet, welche den reinen Humor von der Caricatur trennt! Sturm, neben dem als ein wirkungsvoller Contrast der von ihm so rührend geliebte, naseweise „Zwerg", der „Liliputer", sein Sohn Karl steht, unser Auflader ist gegen das Ende des Romans hin leider einigermaßen ins Manierirte verzeichnet.

Dieser Hüne ist nicht die einzige Figur in „Soll und Haben", die vom warmen Sonnenlicht des Humors übergossen ist, aber er ist sicherlich trotz der Verzeichnung, die er sich gefallen lassen mußte, nach dieser Seite hin die glücklichste Gestalt des Romans. Humor, leuchtender, goldiger Glanz aus der Tiefe des Gemüthes, liegt über die ganze Dichtung ausgestrahlt und ist vielleicht ihre liebens-

Digitized by Google

würdigste Seite. Fink trägt ihn, der bei ihm oft mit leichtem Sarkasmus legirt ist, auf seinen übermüthigen Lippen; Sabinen lacht er nicht selten aus den Augen, und hier hat er etwas von sanfter Schelmerei; die „gebildeten" Herren Commis haben ihn, freilich in weniger feiner Sorte, reichlich auf Lager, und — wer nennt die Scenen, wer zählt die Situationen? — überall ist er in unserm Roman gegenwärtig; überall blitzt er durch, und sei es nur in einer flüchtigen Wendung, im duftigen Hauche der Sprache, in Stimmung und Colorit.

Ich habe oben hervorgehoben, mit wie feiner Kunst der Gruppirung Freytag es verstanden, den Repräsentanten der kaufmännischen Solidität einerseits Typen des genußlebigen Adels, andererseits eine Reihe parasitischer Existenzen aus der kaufmännischen Lebenssphäre selbst gegenüberzustellen. Was zunächst diese letztern betrifft, so haben wir es ausschließlich mit jüdischen Vertretern des Handelsstandes zu thun, und hier komme ich auf die soeben berührte Fälschung der Wahrheit und tendenziöse Ungerechtigkeit in der Wahl der Typen zu sprechen, welcher Freytag sich schuldig gemacht.

Es ist eine ganze Hand voll jüdischer Physiognomien, die er mit keckem Griff in die Handlung hineinwirft: so den durchtriebenen Veitel Itzig aus Sorau, der, eine verlotterte Existenz, mit schlechtem, aber ruhigem Gewissen nach Breslau kommt, „um zu werden ein großer und ein reicher Mann, wie man es kann lernen in die Papiere", so Löbell Pinkus, einer „von unsere Leut'", wie er lebenswahrer und porträtähnlicher nicht gefunden werden kann; so Schmeie Tinkeles, eine frisch erfundene Gestalt, drastisch und originell, so der alte Ehrenthal mit dem kleinen Comptoir und der großen „Brieftasche"; so endlich der sentimentale Bernhard Ehrenthal — zweifellos in Humor und Ernst eine stattliche Folge von künstlerisch fein gruppirten und wirkungsvoll contrastirten Gestalten, die in der großen Sauberkeit und Plastik ihrer Zeichnung in unserer Literatur nicht viel ihresgleichen haben; allein in ihrer offenbar tendenziösen Verwendung als Kehrseite der Medaille, in ihrer absichtsvoll isolirten Hinstellung als Träger der schlimmen Seiten des Kaufmannsstandes machen sie einen verletzenden Eindruck; der Dichter hat sie ohne Zweifel als Vertreter des gesammten jüdischen Stammes ausspielen wollen, und das läuft auf eine einseitige Parteinahme gegen das Judenthum hinaus, die der sonstigen Objectivität der Freytag'schen Muse schlecht zu Gesicht steht und bei allen Schattenseiten des jüdischen Charakters doch sehr weit von der Wahrheit entfernt bleibt. Ich will hier nicht sprechen von der ehrenvollen Stellung des Judenthums im modernen Culturstaate, von der regen Antheilnahme der Juden an Kunst und Wissenschaft des Jahrhunderts wie am öffentlichen Leben Deutschlands — ich will nur einfach auf den Mangel an Humanität hinweisen, der sich in diesem summarischen Verdammungsurtheil über eine ganze Rasse kundgibt.

Und wie die semitische, so kommt auch die slawische Rasse in „Soll und Haben" schlecht weg. Mit derselben Einseitigkeit wie das Judenthum wird der polnische Aufstand behandelt; denn die gewaltthätige Unterdrückung Polens wird mit völliger Willkür als eine naturnothwendige Folge aus dem sittlichen Zustande des Polenvolkes hergeleitet. Waren Juden und Polen bisher vielfach in unserer Literatur verherrlicht worden, wurden erstere in Lessing's „Nathan der Weise" und später

Digitized by Google

in unsern Salon- und Emancipationsromanen oft überschwenglich gefeiert, und fanden letztere in den Liedern eines Platen, eines Herwegh, eines Beck und Lenau enthusiastische Verherrlichungen, so sehen wir sie bei Freytag ohne tiefer greifende Motivirung zu destructiven Elementen der Gesellschaft gestempelt, die Juden zu Auswürflingen, die ringsum ihre moralischen Verwüstungen anrichten, die Polen zu schuldvoll gefallenen Zöglingen der Geschichte, über welche das Rad des Culturganges wie eine gerechte Nemesis hinweggeht. Beide Auffassungen sind mindestens einseitig, und was die Polen betrifft, so war der allgemeine Enthusiasmus für sie sicher mehr als eine bloße „Modekrankheit des Liberalismus", als welche Freytag sie in seiner Autobiographie hinzustellen beliebt. Das sind die beiden Ausschreitungen der Tendenz, von denen ich oben sprach.

Nicht viel besser als Juden und Polen fährt in „Soll und Haben" die Aristokratie. Aber hier hat die Tendenz ihre volle Berechtigung. Die Familie von Rothsattel repräsentirt in „Soll und Haben" den Adel. Es ist bewundernswerth, mit welcher Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse Freytag die verrotteten Zustände eines Theiles des verarmten und verzärtelten, entsittlichten und entnervten und dabei innerlich hohlen deutschen Adels von damals uns in diesen Typen aus dem Geschlechte derer von Rothsattel schildert. Der Freiherr ist eine mit den Wurzeln aus dieser kranken socialen Bodenschicht herausgehobene Gestalt, und ein gut Stück von diesem Boden selbst bleibt an den Wurzeln hängen, sodaß wir die ganze Welt, der er entnommen, leibhaftig vor uns sehen.

Mit großem künstlerischen Geschick stellt der Dichter in der Anordnung der socialen Gruppen seines Romans uns ein dreigetheiltes symmetrisches Bild dar: hier das habsüchtige kaufmännische, dort das genußsüchtige aristokratische Schwindler- und Gaunerthum als negative Elemente, zwischen beiden aber der gesunde, rechtschaffene Mittelstand als positiver Factor in dem uns vorgeführten Gesellschaftsorganismus! Hier das Verbrechen, dort die Thorheit — in der Mitte aber die unbeirrte Rechtschaffenheit! Hell und klar ruft diese ihr freudiges „Ich arbeite!" in die Welt hinaus, aber ihr zu Seiten tönt es anders, hier das plebejisch verlumpte und faule: „Ich will nicht arbeiten!", dort das vornehm prätentiöse und nicht minder faule: „Ich brauche nicht zu arbeiten!" Und wie fein weiß Freytag seine Brücken zu schlagen von einer Gruppe zur andern hinüber! Wie fein, abgesehen von der Handlung, schon in den bloßen Charakteren! Zwischen dem Bürger- und dem Adelsstande steht vermittelnd der aristokratische Kaufmannsjüngling Fink, zwischen den beiden Handelshäusern, dem christlichen und dem jüdischen, der nur halb im Judenthum wurzelnde Bernhard Ehrenthal.

Dieser Parallelismus — nicht genug, daß er sich in der correspondirenden Stellung der drei socialen Gruppen eindrucksvoll ausprägt — er wird vom Dichter auch auf die einzelnen Gestalten innerhalb dieser Gruppen ausgedehnt. Der etwas nüchterne Anton fordert in dem fein abwägenden Formgewissen Freytag's als Gegenbild einen chevaleresken Fink, der biedere Schrötter einen saloppen Rothsattel, die deutsch-bürgerliche Sabine eine orientalisch-pikante Rosalie u. s. w. bis in die Region der Statisten des Romans hinein; denn auch Pix, der praktische „Tyrann" mit dem Pinsel, und Specht, der sich immer in den gewagtesten Be-

Digitized by Google

hauptungen gefällt, sind solche Gegensätze, wie nicht minder Sturm und sein Sohn Karl. Alle diese Gestalten aber werden in ihrer ästhetisch wie ethisch geforderten Gegenbildlichkeit effect- und bedeutungsvoll in eine bewegte Handlung gestellt, die sich auf dem Hintergrunde jenes Kampfes zwischen deutscher und slawischer Rasse und Sitte bewegt, der ein besonders lehrreiches Kapitel unserer nationalen Geschichte bildet.

In der Art endlich, wie der Dichter den Conflict zwischen den drei socialen Factoren des Romans löst, liegt eine eminent ethische Folgerichtigkeit, eine zugleich erschütternde und versöhnende Tragik: das jüdische wie das adelige Haus, weil sie auf morschen sittlichen Grundlagen aufgebaut, brechen in sich zusammen und begraben ihre Insassen erbarmungslos unter ihren Trümmern — nur das solide fundamentirte Bürgerhaus trotzt allen Stürmen, und seine Bewohner leben einer glück- und friedenverheißenden Zukunft frisch und tüchtig entgegen, sodaß am Schlusse des Romans die Gerechtigkeit in jedem Sinne triumphirt, die poetische wie die ethische.

Unter den Einwürfen, welche die Kritik gegen „Soll und Haben" erhoben, fallen vor allem zwei schwer ins Gewicht: einmal, so tadelt man, läßt der technische Aufbau des Romans manches zu wünschen übrig, und sodann ist ein Misverhältniß nicht zu verkennen zwischen der idealen Aufgabe, welche er sich stellt, und der gar zu engen kleinbürgerlichen Sphäre, in der die Handlung sich bewegt. Und in der That, zusammen mit der tendenziösen Behandlung des Juden- und des Polenthums, sind dies die Schwächen von „Soll und Haben".

Was zunächst den Aufbau betrifft, so läßt sich vom Gesichtspunkte der Oekonomie und der Symmetrie manches gegen den Roman einwenden; einiges ist zu breit ausgeführt, anderes zu knapp gehalten, und die Motive sind nicht durchweg glücklich erfunden; das Genrebildliche, ein gewisser Zug ins Kleine, wiegt vor. Das Detail ist immer anschaulich, charakteristisch, sauber ausgeführt und fein ciselirt, aber man vermißt im ganzen die große Linienführung in der Handhabung der Technik. Eng damit zusammen hängt der zweite Einwurf der Kritik, die Beanstandung des allzu beschränkt gegriffenen Horizonts der Handlung, der Vorwurf, der Dichter habe uns den Handel nicht, wie eine höhere Anschauung des Gegenstandes fordern durfte, als weltbeherrschenden Factor im modernen Culturleben, sondern in provinzialstädtischer Kleinbürgerlichkeit vorgeführt. Dieser Tadel, der wie jener andere durchaus berechtigt ist — denn trotz mancher Ausblicke in Welt und Leben läßt der Roman doch ein umfassendes Bild des deutschen Bürgerthums vermissen; fehlen doch Repräsentanten des geistigen Schaffens in Wissenschaft und Kunst darin so gut wie ganz, und die Industrie wird nur vorübergehend gestreift — dieser Tadel, sage ich, berührt die Grenzen der Freytag'schen Beanlagung überhaupt. Unser Dichter ist kein hochfliegender weltumfassender Geist; das verstandesmäßige Schaffen ist mehr seine Sache als das Dictat der Inspiration, die Idylle mehr sein Gebiet als die Epopöe; eine auf die Nerven fallende Kühle gerade in der Darstellung leidenschaftlicher Affecte charakterisirt ihn nicht blos in „Soll und Haben", sondern in den meisten seiner Hervorbringungen überhaupt — und so ist es begreiflich, daß die Gegenstände sich unter seiner Hand eher verengen,

Digitized by Google

als in große Dimensionen und allgemeine Gesichtspunkte hineinwachsen. Aber seinem „Soll und Haben" wohnt trotz der sich nach dieser Richtung hin zeigenden Unzulänglichkeit doch eine tiefe volkspsychologische Bedeutung inne; er ist eine der wichtigsten Ausgangspunkte unserer realistischen, auf ehrliche Auslegung des wirklichen Lebens gerichteten Prosadichtung geworden, und weil er nach dem bereits angeführten Julian Schmidt'schen Worte „das Volk bei seiner Arbeit aufsucht", errang er den größten literarischen und buchhändlerischen Erfolg nicht nur seiner Epoche, sondern des deutschen Romans überhaupt. Das erklärt sich zu einem guten Theil allerdings aus der Zeit: eine Periode politischer Exaltation hatte, wie oben bereits hervorgehoben, Jahren resignirter Erschlaffung Platz gemacht; man war der Volkstribüne und des Schulkatheders aufrichtig müde geworden und folgte dem Dichter um so lieber in die Stille des bürgerlichen Hauses.

Unser Autor hat den mit seinem ersten Roman eingeschlagenen Weg planmäßig, so scheint es, weiter verfolgt: zehn Jahre nach der Veröffentlichung von „Soll und Haben" — andere später zu beleuchtende Schöpfungen fallen dazwischen — trat er mit seiner zweiten epischen Prosadichtung, „Die verlorene Handschrift" (1864), vors Publikum. Verherrlicht er in „Soll und Haben" das rüstige Wirken im Dienste der materiellen Wohlfahrt unsers Volkes, so will er hier eine Apotheose der geistigen Arbeit unserer Nation geben. Aber das Können bleibt diesmal leider hinter dem Wollen zurück. „Die verlorene Handschrift" darf sich in der tiefgreifenden Bedeutung der Absicht, wie in der Fülle des geistigen Gehalts zwar ohne Frage ebenbürtig neben „Soll und Haben" stellen: in der Ausführung reicht sie aber nicht im entferntesten an jenen ersten Roman hinan.

Das erste Aufblitzen der Grundidee der „Verlorenen Handschrift" wurde durch eine Unterhaltung Freytag's mit seinem Freunde Moritz Haupt veranlaßt, wie er uns in einem Nachruf an diesen berichtet. „Als wir einmal zu Leipzig", heißt es dort, „allein miteinander an einem kühlen Orte saßen, offenbarte Haupt mir bei der zweiten Flasche im höchsten Vertrauen, daß in irgendeiner westfälischen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses die Reste einer alten Klosterbibliothek lägen. Der Herr dieser Schätze aber sei ein knurriger und ganz unzugänglicher Mann, wie er in Erfahrung gebracht habe. Darauf machte ich ihm den Vorschlag, daß wir zusammen nach dem geheimnißvollen Hause reisen und den alten Herrn rühren, verführen, im Nothfall exmittiren wollten, um den Schatz zu heben. Aus der Reise wurde nichts, aber die Erinnerung an jene projectirte Fahrt hat zu der Handlung des Romans beigesteuert."

Das in dieser Anregung angedeutete Motiv ist ein durch und durch humoristisches. Hätte der Dichter es richtig angefaßt, es hätte sich gewiß etwas Annehmbares daraus gestalten lassen. Aber nun sehe man sich das Kind an, das aus diesem Embryo geworden ist! Ein in seine Studien verrannter Gelehrter ist auf der Jagd nach den verlorenen Kapiteln des Tacitus, findet diese nicht, aber verliert sein Herz an eine etwas blaustrümpfige Schöne, die sein Weib wird; er treibt mit ihr allerlei gelehrte Studien, hat einen jungen Prinzen zu hofmeistern, wird von einem intriguanten Fürsten, der es auf seine Frau abgesehen hat, ohne

Digitized by Google

bei dieser sein Ziel zu erreichen, chicanirt und von einem ganz gemeinen gelehrten Fälscher schändlich hintergangen, um schließlich durch die scharrenden Pfoten eines Hundes zum Entdecker des — Deckels der gesuchten Handschrift zu werden. Aus diesem Sujet läßt sich, und wäre der Autor ein Genie ersten Ranges, nun und nimmermehr eine Verherrlichung deutscher Wissenschaft herausdestilliren. Ist nun aber schon die Idee verfehlt, die gelehrte Grille eines Professors als Basis eines umfangreichen, durchaus ernsthaft gemeinten Romans zu verwenden, so läßt auch die Gestaltung dieser Idee manches zu wünschen übrig.

Auf den Einwand, der zur Rechtfertigung des Motivs wie der Behandlung desselben gemacht werden könnte und in der That mehrmals gemacht worden ist: Freytag selbst verhalte sich dieser Idee gegenüber ironisch; er wolle das in gelehrten Kleinkram verfahrene Professorenthum in der „Verlorenen Handschrift" leicht und graziös persifliren — auf diesen Einwand hat die Kritik meines Erachtens zu antworten: Mag sein! War aber das die Absicht, so ist diese gründlich gescheitert, und zwar darum, weil die Charaktere, wenn eine ironische Wirkung erzielt werden sollte, von Haus aus anders concipirt und behandelt werden mußten. Die Sache liegt so: waren sie so hingestellt, daß wir von vornherein an sie glauben konnten, daß ihre Handlungen und deren Motive uns gleich im Anfang des Romans wahrscheinlich und fesselnd berühren mußten, waren sie ferner so gehalten, daß wir in Lust und Leid mit ihnen fühlen durften, und schließlich ergaben die Räthsel, die das Schicksal ihnen zu rathen aufgab, ganz andere Auflösungen, als wir ursprünglich erwartet, scheinbar die „lächerliche Maus" der „kreißenden Berge", im Grunde aber doch etwas Edleres und Besseres als das Erwartete — statt des echten Manuscripts eine Fälschung, daneben aber eine frische junge Frau u. s. w. — wohl! so war die Wirkung eine ironische, und der Dichter war gerettet; man konnte ihm den Vorwurf eines Misverhältnisses zwischen Stoff und Behandlung nicht machen. Nun aber, wie die Sache wirklich liegt, kann der denkende und feinfühlige Leser die ihm vorgeführten Gestalten von vornherein nicht für verständige Menschen nehmen (wenigstens den Professor nicht), noch an ihre Handlungen glauben — er selbst, der Leser, verhält sich ihnen gegenüber, was doch nur der Dichter sollte, ironisch, und damit ist die ironische Wirkung des Ganzen unterbunden, abgeschnitten, lahm gelegt.

Man kommt bei der Lektüre der „Verlorenen Handschrift" über die Verstimmung nicht hinaus, die durch das schiefe Verhältniß erzeugt wird, in welchem der ethische Zweck hier zu den poetischen Mitteln steht. Man kann, wie das Thema ist und vorgetragen wird, absolut keine Hochachtung vor dem deutschen Geistesleben empfinden, dem doch hier ein hohes Lied gesungen werden soll. Die gelehrte Grille, auf welcher das Ganze aufgebaut ist, tödtet alles Interesse, und dazu kommt, daß den Charakteren die rechte Consequenz und innere Glaubwürdigkeit gebricht, die Handlung keinen natürlichen Fluß gewinnt und der dichterische Vortrag oft genug Feuer und Temperament vermissen läßt, Mängel, die sich aus dem Wesen des Stoffes, wie aus der Beanlagung des Dichters erklären: es fehlt dem Stoffe der kräftige Motor eines imposanten Gegenstandes; es fehlt dem Dichter, wie wir bereits bei der Würdigung von „Soll und Haben" gesehen, die Leiden-

Digitized by Google

schaft. Daher kann er uns in diesem Roman, wie an so manchen andern Stellen seiner Werke, nicht packen, nicht überzeugen, nicht erheben; daher schleppt sich in der „Verlorenen Handschrift" die Handlung — wie glanzvoll auch zahlreiche Einzelheiten und ganze Partien hervortreten — zwischen den Extremen eines gar zu engen Idylls und einer etwas überschraubten Tragik in unerquicklichem Zickzack hin und her; daher gewinnt sogar die Sprache des Romans hier und da einen etwas nüchternen Beigeschmack, besonders gegen den Schluß hin; daher endlich — und das ist das Allerschlimmste — schrumpfen die Charaktere unter der Hand ihres Schöpfers meistens unrettbar in Marionetten zusammen, die sich nicht an den Fäden einer natürlichen und logischen Gesetzmäßigkeit, sondern an den Drähten der souveränen Willkür des Dichters bewegen. Selbst die humoristischen Figuren, die unserm Freytag im Zusammenhange mit seiner Begabung für das Genrehafte und die Kleinmalerei sonst so gut liegen, auch sie springen hier nur ungenügend und defect in die Erscheinung. Der Fabrikant Hummel ist als humoristischer Typus viel bewundert worden — mir scheint, nur mit halbem Recht. Wie Sturm in „Soll und Haben", hinter dem er übrigens in jedem Sinne himmelweit zurückbleibt, ist er nicht schlecht concipirt, aber wie jener, um nur dies hervorzuheben, fällt er gegen den Schluß des Romans hin gänzlich ab: er wird forcirt und manierirt, ein übermaliciöser, im Leben ziemlich unmöglicher Harlekin.

Der Grundfehler der „Verlorenen Handschrift" ist auf denselben Mangel an geistiger Tragweite des Freytag'schen Talents zurückzuführen, dem wir schon bei Beurtheilung von „Soll und Haben" begegneten: bietet uns der Erstlingsroman unsers Dichters statt des weltweiten Ausblicks in das commerzielle Leben der Völker, wie der Gegenstand ihn fordert, eine der Idee ganz unangemessene Einengung in provinzielle Verhältnisse, so führt uns die „Verlorene Handschrift" statt in die ihrer Aufgabe entsprechenden Breiten und Tiefen des wissenschaftlichen Lebens in die kleinlich antiquarischen Bestrebungen eines einseitigen gelehrten Grillenfängers — Unzulänglichkeiten, die den Werth beider Werke bedauerlich schmälern. Was die „Verlorene Handschrift" betrifft, kann diese Unzulänglichkeit auch durch die Fülle geistreicher Reflexionen und Sentenzen, welche der Dichter in den Text gestreut hat und die bei „Soll und Haben" gänzlich fehlen, nicht verdeckt werden.

Inzwischen hatte sich unser Dichter nach dreizehnjähriger angestrengter journalistischer Thätigkeit von der Redaction der „Grenzboten" zurückgezogen, und zwar zugleich mit seinem treuen Kampf- und Strebensgenossen Julian Schmidt, der die Leitung der „Berliner Allgemeinen Zeitung" übernommen hatte. Das war im Jahre 1861. Das Bedürfniß größerer innerer Sammlung und die Sehnsucht nach dichterischer Production waren in Freytag immer lebhafter geworden und hatten ihn schon 1851 veranlaßt, sich in dem stillen Siebleben bei Gotha anzukaufen. Dort — er war seit 1854 gothaischer Hofrath — verlebte er nun alljährlich die Sommermonate in rüstigem Schaffen, bis die Lage der Dinge in Deutschland ihn 1867 bewog, abermals die Führung der „Grenzboten" zu übernehmen. Er war inzwischen persönlich ins politische Leben eingetreten, da er als Vertreter des

Digitized by Google

Kreises Erfurt-Schleusingen-Ziegenrück in der nationalliberalen Fraction einen lebhaften Antheil an den Verhandlungen des Norddeutschen Reichstages genommen. So machte er denn die „Grenzboten" zu einem stets schlagfertigen Organ seiner Partei und gewann damit nicht geringen Einfluß auf die politischen Entwickelungen jener Jahre. Das Kriegsjahr 1870, das er zum Theil im Hauptquartier des Kronprinzen verbrachte, gab seinem äußern Leben abermals eine neue Wendung: eine Differenz mit dem Verleger der „Grenzboten" hatte gegen Ende 1870 die nunmehr endgültige Niederlegung der Redaction seitens unsers Dichters zur Folge. Er leitete von da ab noch einige Jahre die von ihm als Ersatz für die „Grenzboten" gemeinsam mit seinem Verleger Salomon Hirzel gegründete Zeitschrift „Im neuen Reich", um sich alsdann dauernd und ausschließlich seinen dichterischen Arbeiten zu widmen. Seit 1879 lebt er in Wiesbaden.

Wenn Freytag's zweiter Roman gegenüber dem ersten, wie wir gesehen, einen starken Niedergang seiner epischen Kraft bedeutet, so zeigt der große Romancyklus „Die Ahnen" (1872—80) sein dichterisches Können wiederum auf achtbarer Höhe, wenngleich auch er das Niveau von „Soll und Haben" nicht erreicht und principielle Bedenken ernster Art herausfordert.

In den sechs Bänden der „Ahnen", die vielleicht zum Theil durch den großen Erfolg angeregt worden sind, den Joseph Victor von Scheffel's „Ekkehard" errungen, hat er sich die gewaltige Aufgabe gestellt, den innern Werdegang unsers Volkes vom heidnischen Zeitalter an bis in unsere Tage herein an den wechselnden Schicksalen eines einzigen Geschlechts zu schildern, sodaß das seiner Idee nach ungemein großartige Unternehmen gewissermaßen aus einer einheitlichen culturhistorischen Anschauung unserer Nationalgeschichte hervorgegangen ist. Unser Dichter betritt in den „Ahnen" ein im Princip zweifellos sehr anfechtbares Gebiet, das des archivarischen Romans. Der moderne Gedanke muß in der zeitgenössischen Literatur erstes und vornehmstes Gesetz bleiben. Ein Dichtwerk, das nicht, aus dem Zeitbewußtsein geboren, seine Wärme in das Zeitbewußtsein zurückstrahlt, das vielmehr seine Menschen und Dinge, statt sie unmittelbar aus dem lebendigen Strom der Gegenwart herauszugreifen, sich durch einen künstlichen Apparat, durch das Studium entlegener Geschichtsperioden, vermittelt: ein solches Dichtwerk, wenn es auf historische und ethnographische Treue Anspruch erhebt und nicht ein bloßes müßiges Spiel der Phantasie sein will, bewegt sich niemals parallel mit der Normallinie einer gesunden Literaturentwickelung; es wird akademisch, doctrinär, exclusiv, und der arg ins Kraut schießende archivarische und antiquarische Roman neuesten Datums, der nicht zuletzt gerade an die „Ahnen" Freytag's anknüpft, zeigt zur Genüge, wohin solche Abirrungen im Werdegange der Dichtung führen. Der Dichter ist ein Sohn seiner Zeit — das ist ein altes Wort. Er sei, wie dies schon unsere Classiker gefordert haben, auch ein Schüler und Ausleger seiner Zeit! Freytag in seinen beiden ersten Romanen, welche Schwächen ihnen auch ankleben mögen, erfüllte diese Forderung, wie heute kaum Einer neben ihm, und es ist darum um so mehr zu beklagen, daß er die hier eingeschlagenen Bahnen nicht weiter verfolgt hat.

Digitized by Google

Diese Verwahrung gegen das Princip vorausgeschickt, welche sich übrigens im wesentlichen nur gegen die drei ersten Bände der „Ahnen" richtet, kann ich mich über vieles in dem großen Cyklus zustimmend, über einiges sogar begeistert aussprechen. Von der Misachtung des modernen Gedankens abgesehen, die das πρῶτον ψευδὸς dieses cyklischen Werkes bildet, sind die „Ahnen", als Dichtwerk an sich betrachtet, eine literarische That von achtunggebietender Bedeutung. Es ist ein großartiges culturgeschichtliches Schattenspiel, freilich in den ersten Bänden auch ein Spiel mit Schatten, das Freytag hier an uns vorüberführt, indem er als Romancier großen Stils das Totalgebiet unserer Geschichte durchwandert. Das in unserer gesammten Dichtung neue Wagniß, die einzelnen Romane des Cyklus innerlich zu verknüpfen, indem der Dichter sie als Bruchtheile der Geschichte einer einzigen Familie hinstellt, dieses Wagniß erschwert die imposante Aufgabe ungemein. Wenn Freytag übrigens in seiner Widmung an die deutsche Kronprinzessin sagt: „Dieses Buch will Poesie enthalten und gar nicht Culturgeschichte", so beruht dies meines Erachtens auf einer unbewußten Verkennung der Tendenzen, welche bei den „Ahnen" leitend waren. Das culturhistorische Inventarium der „Ahnen", das empfindet selbst ein oberflächlicher Beurtheiler, ist größer als ihr poetisches, und gerade hierin macht sich die entschiedene Zugehörigkeit der Dichtung zum archivarischen Roman so peinlich fühlbar.

Mit feiner dichterischer Spürkraft wählt Freytag als historischen Untergrund für die ersten Romane seines Cyklus jedesmal Geschichtsperioden, in denen ein altes Menschheitsideal zusammenbricht, um einem neuen Platz zu machen. Die beiden Erzählungen des ersten Bandes: „Ingo" und „Ingraban", spielen die erste in deutscher Urzeit, die andere in den Tagen des Heidenbekehrers Bonifacius, während der zweite Band: „Das Nest der Zaunkönige", uns in die Kämpfe Heinrich's II. mit den Vasallen, der dritte: „Die Brüder vom deutschen Hause", in die Epoche der Hohenstaufen und der Kreuzzüge führt. Es sind also drei sehr verschieden geartete Epochen, in die der Autor uns geleitet, die der frühesten Propaganda für das Christenthum im Osten und Norden Deutschlands, die der Anfänge der Feindseligkeiten zwischen Papst- und Kaiserthum und die der anhebenden Religionsstürme und der deutschen Colonisationsversuche. Alle drei Bände kennzeichnen sich durch den etwas blassen Idealcharakter ihrer Helden, durch schematische Behandlung der durchweg heroischen Action, durch eine ziemlich dürftige Erfindung und den halb pathetischen, halb chronikalen Ton der Darstellung. Die beiden Erzählungen des ersten Bandes, zwischen denen ein Zeiteinschnitt von vier Jahrhunderten liegt, dürften künstlerisch höher stehen als die beiden folgenden; „Ingo" hat eine Reihe prächtiger, von echt dichterischem Hauche durchwehter Scenen aufzuweisen, und der Bonifacius im „Ingraban" ist eine musterhaft gezeichnete Alfresco-Erscheinung. Im „Nest der Zaunkönige" dagegen, einer Geschichte, in deren Mittelpunkt Immo, ein Enkel Ingo's und Ingraban's, steht, ist es dem Dichter nicht ganz gelungen, den spröden Stoff der im Grunde historisch wenig fesselnden Kämpfe zwischen Vasallen und Krone dem Leser schmackhaft zu machen, und die in ihren duftigen Einzelheiten oft allerdings berückend schönen Liebesscenen können mit diesem Mangel nicht versöhnen, „Die Brüder des deutschen Hauses" aber,

Digitized by Google

in welche das Blut Ingo's in der Gestalt Ivo's hineinspielt, bin ich versucht, die matteste unter allen diesen Erzählungen zu nennen; sie fällt wiederholt ins Breite und Nüchterne, und das Aufblühen des Deutschen Ordens gegenüber der sinkenden Autorität des katholischen Klerus ist ein Stoff, der dem modernen Interesse allzu fern liegt, als daß wir über die Empfindung hinwegkämen, hier einem blos akademischen Experiment gegenüberzustehen.

Eine wesentlich modernere Signatur tragen, der Natur der Sache gemäß, die zwei nächsten Bände, welche uns in ihren drei Geschichten: „Markus König", „Der Rittmeister von Alt-Rosen" und „Der Freicorporal des Markgrafen Albrecht" (letztere beiden unter dem Gesammttitel „Die Geschwister), aus der grauen Vorzeit und dem dämmernden Mittelalter der vorigen Bände zunächst in die bürgerlichen Kreise des Reformationszeitalters, und zwar nach Thorn an die Weichsel versetzen, dann aber in den ausgehenden Dreißigjährigen Krieg und endlich in die Zopfzeit. Das stoffliche wie das ästhetische Interesse, welches „Die Ahnen" einflößen, wächst von Band zu Band; denn stecken die ersten Erzählungen noch stark im Archivarischen und Antiquarischen, ja nicht selten sogar im Manierirten, und wirken sie durch das Fremdartige ihres Inhalts wie durch die große historische Gelehrsamkeit, welche sie offenbaren, fast verblüffend und erkältend, so treten die spätern Bände uns menschlich näher; wir fühlen den Geist unserer Zeit allmählich hereinbrechen; wir athmen mehr und mehr die Luft unserer eigenen Tage. Lebhaft haben wir die Empfindung der aufgehenden modernen Zeit schon in dem trefflich concipirten und meisterhaft durchgeführten „Markus König". Freytag gibt hier sein Bestes aus, das sich in mehr als einer Beziehung ebenbürtig neben manches aus seinen frühern Schaffensperioden stellen darf; zu den großen Eigenschaften unsers Autors gehört das Vermögen, uns mit wenigen energischen Zügen ein umfassendes, in allen Einzelheiten lichtes Bild einer ganzen Zeitepoche zu zeichnen und dabei die mühevollen geschichtlichen Studien, die vorangehen mußten, hinter dem Schleier einer scheinbar leichten und freien Darstellung zu verbergen. Kaum irgendwo aber hat er diese Gabe glänzender bewährt als in seinem „Markus König", einem Werke, in welchem er uns den Sieg der neuen Zeit in grandioser Weise zur Anschauung bringt. Es ist eine Verherrlichung des freien Gedankens, auf den mit sicherer Hand festgehaltenen Zeithintergrund gezeichnet, die uns hier geboten wird und die etwas unwiderstehlich Ueberzeugendes hat. Neben der Hauptgestalt der Erzählung, dem Markus selbst, diesem würdigen Enkel Ingo's, Ingraban's und Immo's, der ein geistig hervorragender reicher Kaufmann Thorns ist, neben ihm und seinem noch bedeutendern Sohne Georg treten andere Figuren der Haupthandlung und tritt endlich eine Fülle trefflich veranschaulichter Nebenfiguren plastisch aus dem Rahmen hervor: der Raubritter Henners, um nur einige zu nennen, ist trotz seines freibeuterischen Treibens eine Erscheinung von edeln Umrissen, ein Typus jener romantisch durchleuchteten Zeit, und der Hauptmann Hans, der „Büchermann", der Magister, vor allen andern aber Dobise, der wendische Knecht — welch eine Galerie frisch aus jener Zeit gegriffener Charaktere! Das entschlossene Eintreten für die Lehre Luther's, in allen Kreisen der Bevölkerung lebendig, geht als idealer Puls durch die ganze Erzählung; wenn aber am

Digitized by Google

Schluß des Buches der große Reformator selbst in die Handlung eintritt, so ist das zwar wirkungsvoll und durchaus vorsichtig motivirt; auch hat das Charakterbild des Gewaltigen, in kräftigen Zügen hingestellt und mittels zahlreicher Stellen aus seinen Tischreden, Predigten und Streitschriften prächtig verlebendigt, etwas Monumentales, Großes, Imposantes; allein man hat hier doch das Gefühl: ein Weniger wäre mehr gewesen — das individuelle Erscheinen Luther's im Bereiche der Erzählung hat, vom Standpunkt des Ganzen aus betrachtet, eher etwas Abschwächendes als die Wirkung Verstärkendes; ein Verbleiben des großen Mannes hinter den Coulissen der Erzählung dürfte künstlerisch wirksamer gewesen sein als sein Hervortreten auf die offene Scene.

Neben dem „Markus König" fallen die beiden Geschichten des fünften Bandes, die mit ihm den Uebergang in unsere Tage bilden, entschieden ab. „Der Rittmeister von Alt-Rosen" führt uns, wie bereits angedeutet, in die letzte Periode des Dreißigjährigen Krieges, und entrollt Lager- und Soldatenbilder im Geschmack des „Simplicissimus", ohne sein drastisches Vorbild zu erreichen, während der „Freicorporal des Markgrafen Albrecht" nicht viel mehr ist als eine unorganische Mosaik von Miscellen und Histörchen aus der Zeit der Zöpfe.

Nachdem wir den ziemlich unerquicklichen fünften Band überwunden, stehen wir im sechsten und letzten vollkommen im Leben unserer Zeit. Dieser Band: „Aus einer kleinen Stadt", entwirft uns ein Bild deutscher Geschichte und Sitte etwa während der Jahre 1806 bis nach 1848. Nicht oft ist Deutschlands tiefste Erniedrigung und höchste Erhebung glänzender und zugleich einfacher geschildert worden als in der ersten Hälfte dieser Erzählung. Wie der Verfasser in die kleine Welt einer eng bürgerlichen landstädtischen Gesellschaft die große Welt hineinragen läßt, zuerst die große Welt des nationalen Trauerspiels von Deutschlands Fall, dann die noch größere des gewaltigen Heldengedichts von Deutschlands Aufstand und seiner Befreiung aus den Fesseln der Napoleonischen Herrschaft, wie er das sich ergebende mächtige vaterländische Gemälde überall mit Leben zu erfüllen weiß und über dem farbigen Einzelnen niemals das Ganze aus den Augen verliert: das ist eins der Bravourstücke der Freytag'schen Muse, und das Herz wird einem warm dabei. Diese Männer und Frauen der „kleinen Stadt" sind fast ausnahmslos brave, kernige Naturen: da tritt uns zunächst Ernst König, ein Enkel jenes Markus, den wir im vierten Bande kennen lernten, entgegen, ein Arzt, der sich an den Kämpfen gegen die Franzosen betheiligt, und zwar unter den Freischaren, die in Glatz unters Gewehr treten, wie an den großen Schlachten der Befreiungskriege, sodann sein Sohn Victor, der Journalist, der in die Märzrevolution verwickelt wird, und an diese beiden schließen sich die übrigen trefflichen Gestalten an: der Pastor, der Steuereinnehmer und andere. Sie alle sind Menschengebilde aus so echtem Schrot und Korn, und die großen Schicksale der Nation spiegeln sich in der ersten Hälfte der Erzählung in so ergreifender, typischer Weise ab, daß die höchste Aufgabe historischer Epik, ein Bild zu geben zugleich von den Vorgängen auf dem großen Welttheater und den Zuständen im Leben der einzelnen, hier vollständig gelöst erscheint. Um so befremdender wirkt die zweite Hälfte des Buches, in welcher der große Cyklus der „Ahnen", der eine Familiengeschichte



Digitized by Google

des deutschen Volkes zu werden versprach, kleinlich genug in eine Hauschronik des Geschlechts König ausklingt. Victor König, der Journalist, der Held dieses sechsten Bandes, wird hier als Jüngster aus dem Geschlecht des Ingo auf das Piedestal der vorhergehenden fünf Bände gestellt: er, von dem wir nichts wissen, als daß er auf der Universität auf der Mensur gestanden, an der Revolution sich betheiligt, ein Abenteuer mit einer Bühnenschönen erlebt und ein Journal gegründet — er ist es, der die lange epische Reihe dieser „Ahnen" krönt? Wir sind um so mehr enttäuscht, als wir in diesem Victor König unschwer eine gewisse Porträtähnlichkeit mit unserm verehrten Gustav Freytag selbst entdecken. Alles weist deutlich auf des Dichters Lebensweg hin: wir erkennen in den einzelnen Phasen der Erzählung seine Heimat, seine Familie, das Detail seiner Schicksale. Alle Achtung vor dem hervorragenden Manne und großen Schriftsteller, der des Bedeutenden so viel und diese „Ahnen" selbst geschaffen — aber nein, so durfte ein Werk, das in einer Reihe von Bänden die Entwickelung des deutschen Volkes abspiegeln wollte, nicht auslaufen. Die Siegesfeuer des großen Jahres 1870/71 mußten glorreich in dasselbe hineinleuchten; eine monumentale Gestalt von typischer Bedeutung mußte an seinem Schlusse stehen — nicht der Verfasser selbst!

So drängt sich uns denn dieselbe Wahrnehmung von den Grenzen des Freytag'schen Talents, die schon gegenüber von „Soll und Haben" wie von der „Verlorenen Handschrift" in die Augen sprang, auch am Ausgange der „Ahnen" unabweislich auf, die Wahrnehmung eines peinlichen Misverhältnisses zwischen der idealen Aufgabe und der etwas kleinlichen und engen Lösung, welche diese Aufgabe findet. Es ist im letzten Grunde wol ein Mangel an geistigem Weitblick und eine gewisse — ich kann das Wort nicht unterdrücken — kleinbürgerliche Ader in unserm sonst so reich und vielseitig begabten Dichter, die hier als des Uebels Quelle zu betrachten ist.

Aber mögen die „Ahnen" zu Ausstellungen und Bemängelungen der verschiedensten Art herausfordern, mag an den ersten Bänden der archivarische Charakter als ein Stein gerechten Anstoßes empfunden werden, mag der Werth der einzelnen Erzählungen ein höchst ungleicher, mag die Art, wie diese Erzählungen aneinandergereiht wurden, eine willkürliche und technisch angreifbare sein, mag die Gipfelung des Ganzen in einer gar zu niedrig gegriffenen Gestalt befremdend und verblüffend wirken, mag endlich, was schwerer ins Gewicht fällt als alle andern Bedenken, die Betrachtung der Literatur vom Standpunkt des modernen Princips aus den ersten Bänden des Romancyklus die Existenzberechtigung absprechen müssen und nur in den letzten Anknüpfungs- und Ausgangspunkte für eine gesunde Weiterentwickelung unserer Prosadichtung entdecken können — sie sind doch eine ehrfurchtgebietende Leistung des Talents wie des Fleißes, diese sechs Bände der „Ahnen", und wenn nichts anderes sonst, so sollte uns dieses Eine mit den wahrgenommenen Mängeln versöhnen: der echt deutsche Gedanke stolzen Mannesbewußtseins, der schon in „Soll und Haben" der leitende ist, bricht auch hier überall durch. Alle diese Ahnen, die Ingos, Immos, Georgs, Victors sind Männer der Thatkraft und der Unabhängigkeit, tief erfüllt von der Verachtung des Knechtssinnes und der Unselbständigkeit, und mit der wachsenden Cultur der Jahrhun-

Digitized by Google

derte, der sie angehören, veredelt sich dieser Unabhängigkeitstrieb in ihnen; er richtet sich bei den Frühesten unter ihnen auf die Befreiung der Person, bei den Spätern auf die Befreiung der Familie, bei den Jüngsten endlich auf die Befreiung ihres Volkes — jeder Theil der „Ahnen" ist ein Hohes Lied von der Freiheit.

Mit dem Blick auf die „Ahnen" habe ich meine Uebersicht über die Romandichtungen Freytag's abgeschlossen. Sein episches Schaffen hat, wie wir gesehen, einen wesentlich culturgeschichtlichen Charakter, und die großartige Gabe, den Geist einer ganzen Geschichtsepoche in den engen Rahmen eines bestimmten dichterischen Gemäldes zu bannen und es darin festzuhalten, zeichnet dieses epische Schaffen unsers Autors aus. Ergänzt werden Freytag's drei Romandichtungen, und zwar in rein culturgeschichtlicher Weise, durch seine äußerst feinsinnigen und rein wissenschaftlich gehaltenen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (1859—62) und „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes" (1862), welche Beiträge zur Geschichte des deutschen Geistes von unvergänglichem Werthe enthalten.

Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind ihrem Grundstamme nach aus Arbeiten hervorgegangen, die Freytag in den „Grenzboten" veröffentlichte. Als ihnen später die „Neuen Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes" und anderes folgte, kam der Verfasser dem Wunsche seines Verlegers gern nach, aus den vorliegenden Sammlungen durch Ergänzung und Umarbeitung ein einziges geschlossenes Werk zu formen, und heute blickt die deutsche Nation auf die so entstandenen vier Bände als auf eine culturgeschichtliche Revue über nicht weniger als achtzehn Jahrhunderte deutschen Lebens. Eine ausgeführte allgemeine deutsche Culturgeschichte bildet das Werk zwar nicht, wohl aber mittels der eigenthümlichen Methode der Darstellung, die es anwendet, eine höchst anregende Einführung in das Studium deutscher Sitte und Arbeit. Eine eigenthümliche Methode in der That! Eine Methode, die den Ernst des Forschers mit der kräftigen Intuition des Dichters verbindet! Und das zwar so: mit seltenem Geschick stellt Freytag hier zahlreiche Auszüge aus merkwürdigen, meist vergessenen Broschüren, Chroniken, Biographien, Briefen und Urkunden alter und ältester Zeiten zusammen und verschmilzt dieselben durch geistvolle Betrachtungen und Ausführungen zu einem überraschend einheitlichen Ganzen. Die unserm Autor in so hohem Maße eigene Gabe, den geheimsten Triebfedern der Volksseele nachzugehen, kommt in diesen „Bildern", in denen sich Freytag nicht als hofmeisternder Moralist, sondern als ein der deutschen Volkskraft freudig und zuversichtlich vertrauender Optimist zeigt, aufs glänzendste zum Austrag. Der erste Band umfaßt die Einleitung der ersten Ausgabe des Werkes sowie die Darstellung des Abschnitts von den ältesten Zeiten an bis zu den Hohenstaufen, während der zweite in seiner Einführung den einheitlichen Charakter des Zeitabschnittes von den Hohenstaufen bis zum Zeitalter der Reformation nachweist und uns alsdann in großen Zügen die geistigen Entwickelungen bis zur Neuzeit vorführt. Das eigenartige Geschick, mit dem Freytag es versteht, verschollene Schriften hervorzuziehen und reden zu machen, tritt in diesen beiden Bänden in ein helles Licht: die Menschen jener Tage, vornehme



Digitized by Google

Frauen und Männer, fahrende Leute, Landsknechte, Gelehrte und Narren, blicken uns aus den Blättern dieser Bände mit sprechenden Augen an, und die Locale, in denen sie sich bewegen, Straße und Markt, Ritterburg und Mönchsklause, Stadt und Dorf, treten uns mit greifbarer Anschaulichkeit entgegen. Neben der Plastik in der Darstellung dieser Außendinge aber — welche Klarheit und Treue in der Aufdeckung der culturellen und allgemein geistigen Zustände jener Jahrhunderte, welche gründliche Forschung in allen Kapiteln! Und in einzelnen besonders bevorzugten Partien des Bandes, welche blühende Gegenständlichkeit und Farbe, wie z. B. in dem Passus über die Besiedelung des deutschen Ostens! In den beiden letzten Bänden endlich, welche sich der Betrachtung des Reformationszeitalters und seiner bahnbrechenden Bedeutung für alle Folgezeit zuwenden, öffnet sich das Grab der Vergangenheit — es ist nicht zu viel behauptet — und läßt seine Todten leibhaftig auferstehen. Die Freytag'sche Methode, welche exacte Forschung und dichterischen Geist feinfühlig verbindet und verschollene Flugblätter, Tagebücher und Biographien zwingt, die in ihnen gebundenen Geister freizugeben, feiert hier ihre höchsten Triumphe. Die lebensvolle Verdeutlichung versunkener Epochen erreicht in diesen schönsten Bänden des Werkes ihren Höhepunkt. Die aufgehende Sonne einer neuen Zeit wirft ihren Schimmer über dieselben, und mit bewunderungswürdiger Kunst wird uns die Epoche vergegenständlicht, in welcher der schroffe Gegensatz der religiösen Confessionen das Leben der Völker bestimmte und die Controversen der Kirche alles erfüllten und verwirrten: Staat, Familie, Wissenschaft, Politik. Der Glanzpunkt wol des gesammten Werkes ist der von Luther handelnde Abschnitt, der zur Säcularfeier des großen Reformators separat herauskam. Freytag hat diesen, wie er ihn selbst nennt, gewaltigsten Charakter und tüchtigsten Mann, den Deutschland erzeugt, in seiner ganzen ehernen Größe erfaßt; er hat ihm ein literarisches Denkmal errichtet, wie vor ihm noch keiner, aber er hat dabei die Mängel und Schwächen des Luther'schen Geistes nicht übersehen; nicht einen einzigen taktischen Misgriff seines Helden hat der scharfsichtige Biograph unerwähnt gelassen; sie stehen alle neben den großen Eigenschaften Luther's in der Bilanz gebucht, die unser Autor über Wesen und Werke des standhaften Mönches von Wittenberg gezogen hat.

Abgesehen von dem reichen Stoff der Belehrung und Unterhaltung, welchen „Die Bilder aus der deutschen Vergangenheit" im einzelnen bieten, läßt sich aus ihnen das allgemeine Facit ziehen, daß sie uns klar und prägnant darlegen, wie der moderne deutsche Geist, nachdem er das Fegfeuer der Reformation und die Hölle des Dreißigjährigen Krieges überstanden, aus ganz besonderm Untergrunde erwachsen ist, einem Untergrunde zwar, wie ihn neben uns ein anderes Culturvolk überhaupt nicht aufzuweisen hat.

Außer dem „Luther" hat sich aus den umfassenden Studien zu diesen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" noch ein zweites selbständiges Buch losgelöst: „Karl Mathy, Geschichte seines Lebens", mit der Widmung: „Dies schrieb der Freund dem Freunde, ein Journalist dem andern, der Preuße dankbar dem Badenser." Man darf dieses Buch vom Leben des edeln Volksfreundes und hervorragenden liberalen Staatsmannes in der That ein classisches nennen. Was

Digitized by Google

die Uebersichtlichkeit in der Anordnuug des weitgegriffenen Stoffes, was die feine Kunst in der organischen Gliederung desselben, was die knappe und doch in allen Theilen gesättigte Darstellung, was vor allem die kräftige und ebenmäßige Herausgestaltung des geschilderten Charakters und den freien, durchaus selbständigen Standpunkt des Autors über den wechselnden Meinungen der Zeit betrifft, hat Freytag Vollendeteres und Schöneres dieser Art kaum je geschrieben. Das Buch ehrt beide, den Porträtmaler wie den Porträtirten.

Ich habe im Obigen die Romandichtungen und die culturwissenschaftlichen Werke Freytag's in den Kreis der Betrachtung gezogen. Es erübrigt noch, in eine frühere Entwickelungsphase unsers Dichters zurückzugreifen und seine dramatischen Schöpfungen der Beleuchtung zu unterziehen.

Freytag, den wir als einen so glänzenden Epiker kennen gelernt, und der von der heutigen Generation auch besonders als solcher gefeiert wird, hat seine ersten Lorbern als Dramatiker errungen.

Nachdem er in den Jahren 1839 und 1840 ein später (1845) unter dem Titel „Aus Breslau" erschienenes Bändchen wenig markanter Gedichte verfaßt, die ihrem Hauptinhalte nach das polnische Flüchtlingsleben jener Tage pathetisch und elegisch besingen (nicht immer im Einklang mit seiner spätern Auffassung dieses Themas), debutirte er 1844 mit dem drei Jahre zuvor geschriebenen Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen". Der Gegenstand, zu dessen poetischer Bearbeitung der Dichter sich namentlich durch Fugger's „Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich" angeregt fühlte, ist bereits früher mehrfach behandelt worden, unter anderm von Deinhardstein. Der damals kaum zum Manne herangereifte Freytag ergreift das Sujet mit der ganzen Quellfrische der Jugend. Die Charakteristik des abenteuerlustigen Maximilian von Oesterreich ist trefflich, und nur durch den sprudelnden Witz und die feine Schalkheit des Narren Kunz wird die Gestalt des jungen Kaisersohnes einigermaßen übertrumpft. Eine anmuthige Figur ist ferner der Bube Kuni, der Retter Maximilian's aus französischen Fallstricken, der sich später so reizend als Mädchen entpuppt, um den klugen Kunz mit Hand und Herz zu beglücken. Fehlte nicht die Einheit des Interesses und wäre die Handlung nicht gar zu breit angelegt, so hätte das keck hingeworfene Stück, das bei einer Concurrenz der berliner Hofbühne neben drei andern Lustspielen den Preis errang, eine dauernde Bereicherung unserer Repertoires abgeben können. Interessant ist es, wie Charaktere, die in dem spätern Gestaltenkreise der Freytag'schen Dichtung das Bürgerrecht erlangen, hier ihre Schatten bereits vorauswerfen: so der chevalereske Maximilian, so der gutmüthig schalkische Kunz, so vagabundirendes Volk und Ritterschaft verschiedenen Kalibers — lauter Typen, die in der Folgezeit bei unserm Dichter immer wiederkehren und seiner Muse zu den schönsten Kränzen verhalfen.

Aus derselben Zeit wie die „Brautfahrt" stammt Freytag's zweiter dramatischer Versuch, das Fragment gebliebene Trauerspiel „Der Gelehrte", das im Jahre 1844 entstanden und 1845 in Arnold Ruge's „Poetischen Bildern" zuerst zum Abdruck gelangt ist. Auch in dieser Jugendarbeit, von der uns der erste

Digitized by Google

Act vollendet vorliegt, finden wir ein später von Freytag mehrfach verwendetes Motiv im voraus angedeutet: Walter, der Held, rettet sich aus der Unnatur und Verderbtheit der Gesellschaft „ins Volk". Wer glaubt hier nicht das Programm von „Soll und Haben" zu hören, das die Arbeit des Volkes als den vornehmsten Gegenstand der modernen Dichtung proclamirt? Wer hört hier nicht gewisse Grundstimmungen der „Verlorenen Handschrift" und der „Journalisten" vorausklingen?

Mit seinen beiden nächsten dramatischen Dichtungen, der „Valentine" (1847) und „Graf Waldemar" (1850), tritt Freytag in das Stadium seiner dichterischen Vollreife — der Ruhmes- und Eroberungslauf seiner Muse beginnt. Die Zugehörigkeit oder mindestens die nahe verwandtschaftliche Beziehung des Freytag jener Tage zur jungdeutschen Schule wird durch diese Werke unleugbar beglaubigt; ihre emancipirten Neigungen, ihre gegen Gesellschaft und Tradition gerichteten reformatorischen Bestrebungen, ihre Vorliebe für Ausnahmsexistenzen und chevalereske Charaktere, ihre scharfe Dialektik und ihr nonchalantes Umspringen mit den landläufigen Begriffen von Recht, Sitte und Ehre — all dies kennzeichnet sie als mit vollem Bewußtsein in den Wassern der damaligen jungdeutschen Zeitströmung schwimmend. Beide Stücke treten von zwei verschiedenen Seiten — hier von der des Mannes, dort von der des Weibes — an das gleiche sociale Problem hinan: sie bringen die Befreiung aus traditionellen Vorurtheilen durch eine tiefe Liebe zur Darstellung; der Conflict ist somit in beiden ein wesentlich psychologischer, und die überaus feine und subtile Dialektik, mittels welcher sie conventionellen Anschauungen und Verkehrtheiten der Sitte und der Gesellschaft mit den Waffen freien und vorurtheilslosen Denkens zu Leibe gehen, leiht ihnen einen besondern Reiz, den Reiz des Oppositionellen, der denn auch seine Wirkung auf das Publikum nicht verfehlte.

Die „Valentine", an welcher französische Einflüsse nicht zu verkennen sind, ging mit entschiedenem Erfolg über die deutschen Bühnen. Das war begreiflich: die Hauptcharaktere ermangeln zwar — es ist unleugbar — tieferer Erfassung und psychologischer Begründung; sie sind vorwiegend auf den theatralischen Effect zugeschnitten, und vollends Saalfeld ist eine auf Willkür aufgebaute Existenz und wirkt als Dieb ästhetisch verletzend, aber so elegant und elastisch war die deutsche Sprache von den Bretern herab lange nicht erklungen; überdies ist jede Scene, vom Standpunkte des Ganzen aus wie für sich betrachtet, klug und fein gedacht, in sich rund und bewegt, und nach außen hin zweckdienlich und spannend. Das Pathos der Ueberzeugung beseelt die ganze Dichtung. Zudem ist alles in ihr charakteristisch hingestellt, individuell gefärbt, eigenartig gehalten und von einer gewissen Energie der Stimmung erfüllt, die über die Klippen und Abgründe einzelner gewagter Scenen und Situationen hinweghilft und hinwegtäuscht.

Das Verhältniß von Bild und Gegenbild zwischen der „Valentine" und dem „Grafen Waldemar", welcher letztere, nebenbei bemerkt, zuerst in den „Grenzboten" zum Abdruck gelangte, ist unverkennbar. Wird dort eine edle Frauennatur, eine Aristokratin, durch einen Mann aus dem Bürgerstande von den Vorurtheilen ihres Standes befreit und einer normalen Auffassung des Lebens gewonnen, so sehen

Digitized by Google

wir hier das umgekehrte Verhältniß: ein aristokratischer Wüstling, der in den Banden der Salon- und der Halbwelt sich in eine blasirte Menschenverachtung eingewiegt hat, wird durch die Liebe zu einem unverdorbenen Mädchen aus dem Volke zu seiner ursprünglichen Tüchtigkeit zurückgeführt und einem gesunden Dienste der Menschheit wiedergegeben. „Graf Waldemar", der sich, wie die „Valentine", schnell die Bühnen eroberte, erreicht nicht die künstlerische Höhe seiner Vorgängerin, obgleich die Charaktere in ihm mindestens so tief erfaßt sind wie in jenem Stücke; denn er baut sich zum Theil auf undenkbaren Voraussetzungen auf; er leidet ferner an einem rein novellistischen Schluß und an gewissen theatralischen Uebertreibungen, die nicht nur in der willkürlich tendenziösen und übertriebenen Auftragung von Licht und Schatten — das eine auf der Seite der liederlichen Aristokratie, das andere auf derjenigen des sittlichen Kleinbürgerthums — beruhen, sondern auch in outrirten Scenen fühlbar werden, wie in dem Auftritt, in dem die russische Fürstin auf den Besitz Waldemar's verzichtet. Auf einen weitern Mangel des Stückes endlich weist der Dichter selbst mit einem gewissen Freimuth in seinen autobiographischen Mittheilungen hin. Er findet einen Fehler des „Waldemar" darin, „daß am Schluß dem Zweifel Raum gelassen wird, ob der gebesserte Held in dem neuen Leben, zu dem er sich plötzlich entschlossen, ausharren werde". „Diese Schwierigkeit", erklärt Freytag ausdrücklich, „ist nicht überwunden. Sie war aber wol zu überwinden, wenn ich die Wandlung am Schluß schon während des Stückes durch einen kleinen Zusatz zu dem Charakter des Helden besser motivirt hätte. Daß ich dies während der Arbeit nicht deutlich empfand, war entweder ein Mangel der Begabung oder ein Rest von Unreife." Es wäre zu wünschen, daß der Dichter noch heute das verschuldete und von ihm selbst so richtig gewürdigte Versäumniß nachholen möchte. Ein schöner und großer Zug ist aber im „Grafen Waldemar" die scharfe Betonung der Ueberzeugung, daß die vornehmen Kreise von Krankheitsvorgängen tief zerfressen sind, und daß die Gesundheit einzig da zu suchen ist, wo Natur und Einfachheit heimisch sind — im Volk.

Stehen die „Valentine" und „Graf Waldemar" in einem gewissen innern Zusammenhange mit den Tendenzen der „Jungdeutschen", so ist dies, wenn auch nach einer andern Richtung hin, entschieden auch in Betreff der dritten hervorragenden Bühnendichtung Freytag's der Fall, in Betreff des Lustspiels „Die Journalisten" (1854). Jungdeutsch ist in ihm das Actuelle und journalistisch Zugespitzte in Handlung und Charakteren — ein Moment, das dieses Freytag'sche Lustspiel mit den gleichzeitigen Bühnendichtungen Laube's, Gutzkow's und anderer Vertreter des jungdeutschen Programms gemein hat. Die Erklärung liegt nahe; traten doch diese Herren zu einem großen Theil, wie Freytag selbst, aus dem Lager der Tagespresse in das der dramatischen Dichtung über; sie kamen direct vom Redactionssessel auf die weltbedeutenden Breter; sie nahmen den Rothstift, die Papierschere und das ganze publicistische Handwerksgeschirr mit hinüber in den Thespiskarren — das politische und sociale Tagesinteresse schließt bei ihnen ein Compromiß mit der Poesie.

„Die Journalisten" entrollen uns ein Bild der politischen Parteikämpfe in

Digitized by Google

dem Deutschland der Reaction; sie führen uns etwa in das Jahr 1853. Rückschritt und Fortschritt stehen sich in geschlossener Phalanx gegenüber, und die Tagespresse ist das Schlachtfeld, auf dem sie sich begegnen. Es handelt sich um die Wahl für die nächste Landtagssession. Dabei wird ein bis ins Einzelne hinein wohlgetroffenes und sauber ausgeführtes Culturporträt der ganzen Epoche vor uns entfaltet; es wird uns zunächst in drastischer Form die Wirkung der politischen Wahlumtriebe auf das Familienleben zur Anschauung gebracht; die Zustände des deutschen Bürgerstandes werden uns vergegenwärtigt: die politische Unreife aller Kreise, die ersten Gehversuche der Nation in den parlamentarischen Kinderschuhen, die liebe Eitelkeit, die plumpe Dummheit, schnellfertiges Streberthum und seichte Gelegenheitsdienerei: all dies, kurz die Physiognomie der Zeit wird uns von ihrer heitern Seite geschildert, wie es dem echten Lustspiel zukommt; aber es werden uns bei diesem einseitigen Verfahren im Grunde doch nur die recht unzulänglichen Waffen des Tageskampfes, die bloßen Aeußerlichkeiten der constitutionellen Bewegung dramatisch aufgewiesen, die idealen Interessen der Zeit dagegen kommen im Rumor der Parteiumtriebe gar nicht zu Worte — die tiefere Idee der Vorgänge bleibt ziemlich unberührt. Man hat zur Entkräftung dieses Vorwurfs eingewendet, daß das Interesse an den Landtagswahlen bei der Majorität in jenen Tagen überhaupt kein tieferes gewesen. Gut! Aber das zugegeben, ist doch die Forderung gewiß gerechtfertigt, daß aus der interesse- und verständnißvollen Minorität — wer leugnet sie? — wenigstens eine einzige Gestalt, die eine tiefere Erfassung der Zeitaufgaben repräsentirt, hätte herausgegriffen und in die Handlung gerückt werden sollen, und wenn auch nur an die Peripherie der Handlung. Das hätte unbeschadet des leichten Lustspielcharakters der „Journalisten" und in vollem Einklang mit der realistischen Haltung des Stückes geschehen können. Wir stoßen hier wieder auf das mehrerwähnte Deficit im dichterischen Können Freytag's: was wir an „Soll und Haben", an der „Verlorenen Handschrift" und dem Schlußstein des großartigen Baues der „Ahnen" vermißten, das fehlt auch hier: die Höhe der Auffassung und die Weite der Perspective. Bolz, der Held des Stückes, kann nach dieser Seite hin nicht genügen, ebenso wenig irgendeiner unter den übrigen Charakteren. Abgesehen von diesem Mangel haben aber die Gestalten der „Journalisten" den frischen Wurf und Chic des echten Lustspiels. Die beiden Hauptträger der Handlung, Bolz und sein weiblicher Secundant, Adelheid, haben kräftigen vollen Herzschlag; Bolz ist eine durchaus deutsche Natur voll Humor und Begeisterung zugleich; er hat Gemüth und doch einen feinen Stich ins Ironische; er bewegt sich mit leichter Eleganz und hält die Fäden der Action in sicherer Hand, bis er sie seiner anmuthigen Partnerin allein überläßt. Diese, Adelheid, ist vielleicht die graziöseste Frauenfigur Freytag's, elastisch, fröhlich, findig, ein kleiner Diplomat mit dem Lächeln der Schelmerei um den Mund, „eine helle Gestalt", um einen Lieblingsausdruck unsers Dichters zu gebrauchen. Und als prächtiges, episodisches Gegenbild dieses jovialen Paares die ehrenwerthe Familie Piepenbrink! Gute Seelen, aber Pfahlbürger Zug um Zug! Es sind Menschen, wie unsere lieben Nächsten meistens: sie sitzen breit und sicher auf ihren überlieferten Anschauungen und Vorurtheilen, als wären es lauter pure Wahrheiten

Digitized by Google

und unanfechtbare Postulate; sie stehen im Centrum eines kläglich engen Gesichtskreises und zeigen dabei, wie es im Leben meistens gefunden wird, ein ungemein robustes Selbstbewußtsein. Was aber mit ihnen versöhnt und ihre Gestalten unendlich ergötzlich macht, das ist ihre tölpelhafte Vertrauensseligkeit, ihr Frohsinn, ihre Harmlosigkeit. Vervollständigt wird der Kreis durch die Redacteure und Mitarbeiter des Blattes „Union". Der lyrisch angesäuselte, zärtlich schmachtende Bellmaus, Redacteur für „Theater, Musik, bildende Kunst und allerlei", der hungerige, fingerfertige Schmock, journalistischer Tagelöhner beim „Coriolan": wer begegnete ihren Ur- und Vorbildern nicht noch heute dutzendweise zu Leipzig und Berlin in den Administrationsbureaus unserer Publicistik? Consequent sind freilich nicht alle Personen durchgeführt. So fehlt dem conservativen Wahlcandidaten, dem Oberst Berg, die rechte innere Glaubwürdigkeit, und schemenhaft bleibt der liberale Candidat, der ehrliche Professor Oldendorf; ferner sind der intriguante Gutsbesitzer Senden und einige andere Figuren gar zu unausgeführte Gestalten. Aber trotz dieser Mängel sind „Die Journalisten" der geachteten Stellung in den Repertoires unserer Theater durchaus würdig, welche sie seit ihrer ersten Aufführung im Stadttheater zu Breslau (8. Dec. 1852) einnehmen; denn was feinsinnigen Humor, realistisches Zeitcolorit und forsche Führung der Handlung betrifft, hat das moderne deutsche Lustspiel den „Journalisten" nicht viel an die Seite zu stellen.

Im Jahre 1859 erschienen „Die Fabier", unsers Dichters letztes Drama. Die Tendenzen der „Jungdeutschen", zu denen Freytag sich in der „Valentine" und im „Grafen Waldemar" theilweise bekannt hatte und die in den „Journalisten" kaum noch nachklangen, waren inzwischen von der Zeit ziemlich überholt; wir haben gesehen, wie entschieden unser Dichter, gemeinsam mit Julian Schmidt, in den „Grenzboten" die Ideen der neuen Epoche journalistisch verfochten, wie rückhaltslos er die Aufrichtung des Volkes durch Pflege des nationalen Bewußtseins und Hebung der materiellen Lebensbedingungen als bewegendes Grundprincip seiner Forderungen hingestellt und wie schneidig er der jungdeutschen Schule die Fehde angesagt. Als Antwort darauf hatten die Gutzkow, die Laube, die Kühne und Lewald aus ihrem verschanzten Lager mit Kritiken und Artikeln, mit Essays und Broschüren ein prasselndes und knallendes Feuer gegen den „Renegaten" Freytag eröffnet und sein „Soll und Haben" wie seine „Journalisten" mit der ätzenden Lauge ihrer Polemik überschüttet.

Vielleicht ist die Flucht aus dem Kampf und Hader der Gegenwart, welche „Die Fabier" bedeuten, als eine Rückwirkung der Misstimmung zu bezeichnen, in welche diese jungdeutschen Angriffe unsern Dichter nothwendig versetzen mußten. „Die Fabier" verlassen vollständig den von Freytag in seinen übrigen dramatischen Schöpfungen cultivirten modern socialen Boden und besteigen den Kothurn der antiken Dichtung, indem sie uns die Auflehnung des römischen Bürgerthums gegen die Patricierherrschaft in einem dichterischen Gemälde zur Anschauung bringen; sie zeigen uns das republikanische Rom im Kampfe mit dem volskischen Veji, und an der Spitze dieses Kampfes für die Tiberstadt das altehrwürdige Patriciergeschlecht der Fabier unter dem Consul Caeso Fabius. Auf diesem Hintergrunde

Digitized by Google

entwickelt sich der Conflict zwischen den Adelsgeschlechtern und dem Volk, als dessen Vorkämpfer der alte Spurius Icilius in den Vordergrund tritt. Es wäre übrigens eine Verkennung der ethischen Bedeutung der „Fabier", wollte man die Dichtung, weil sie sich dem Stoffe und auch der Form nach völlig in den Gleisen des akademischen Dramas bewegt, im Lichte einer bloßen ästhetischen Studie betrachten — sie ist bei weitem mehr. Ich kann der Auffassung völlig beistimmen, welche in ihr die antike Verkappung eines für die moderne Idee voll begeisterten Poeten erblickt. Freytag entrollt uns in den „Fabiern" die tiefe Tragik, welche für jeden, nicht blos für den römischen, Staat in dem Kampfe der Mächtigen mit den Ohnmächtigen, der Wissenden mit den Unwissenden, der Besitzenden mit den Enterbten liegt; er weist mit dem Finger darauf, wie gefahrdrohend selbst für den Bestand des Staates die gewollte Isolirung und principielle Trennung der Stände ist, und bringt diese geschichtsphilosophische Idee in einer wie zufällig der antiken Welt entnommenen Handlung markant zum Ausdruck. „Die Fabier" sind also im Grunde actuell wie die übrigen Dramen Freytag's auch. Der Plan ist fein erwogen, die Motivirung subtil, der Conflict gewaltig, die Perspective groß, der Stimmungswechsel reich, die Diction maßvoll und die Handlung spannend; außerdem sind die Charaktere tief tragisch erfaßt, und in ihrer Ausführung, die einen heldenhaften Zug hat, ist die Klippe moderner Schönrednerei, die der declamatorischen Alterthumstragödie so oft verhängnißvoll wird, geschickt umschifft. Und doch! Der vollen Befriedigung des am Quell Freytag'scher Dichtung Trinkenden steht auch hier ein Etwas hindernd entgegen. Was könnte es anders sein, dieses Etwas, als das alte „bis hierher und nicht weiter!" der Freytag'schen Muse? Die realistische Natur unsers Dichters, die kühle, leidenschaftslose Grundstimmung, die ihn beherrscht, reicht nicht aus zur Bewältigung großartiger Conflicte im Geiste der antiken Tragik; es gebricht ihr trotz der soeben hervorgehobenen großen Vorzüge zu sehr der Hochflug eines schwungvollen Pathos und die überzeugende Macht eines hinreißenden dramatischen Vortrages. Dagegen excelliren „Die Fabier" ferner durch eine vollendete Kunst des Aufbaues, eine architektonische Schönheit in der Geschlossenheit der Composition, wie kein anderes der Freytag'schen Dramen diese in gleichem Maße aufweist. Exposition und Steigerung sind mustergültig; die Gipfelung ist effectvoll, die imposante Gerichtsscene des vierten Actes in technischer Beziehung unübertrefflich, und auch Umkehr, Katastrophe und Erhebung lassen die ideale Linie der Composition nirgends verkennen. Freytag bekundet in den „Fabiern" eine erschöpfende Vertrautheit mit den Gesetzen des dramatischen Aufbaues, als deren berufener Interpret er sich übrigens, um das schließlich noch kurz zu erwähnen, auch in dem maßgebenden theoretischen Werke „Die Technik des Dramas" (1863) erwiesen hat, einem Buche, das mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit und dichterischer Divination aus den classischen Bühnendichtungen der Weltliteratur die Gesetze für den correcten Bau des Dramas zu construiren sucht.

Was die Schöpfungen Gustav Freytag's neben ihrem tiefen geistigen Gehalt charakterisirt, das ist nicht sowol das unleugbar Aparte ihres Gepräges als die

Digitized by Google

edelstolze Energie und absolute Ehrlichkeit der hier in die Erscheinung tretenden dichterischen Persönlichkeit. Freytag ist kein Poet, der mit der Geste des Tribunen für seine Ideale feurig eintritt; er ist kein vulkanischer Geist von jener flammenden Leidenschaft, die in der einen Hand das Sein, in der andern das Nichtsein trägt und ein drittes nicht kennt, kein literarischer Titan, der den Ossa auf den Pelion thürmen möchte — nein, Maß und Ruhe wiegen in seinen Producten vor; diese Producte tragen den Stempel echten deutschen Geistes und haben zu dessen Anregung und Veranschaulichung machtvoll und segensreich gewirkt; andächtige Freude an deutscher Art und deutschem Wesen erfüllt sie; Dichter und Gelehrter reichen sich in Freytag die Hand. Ursprünglich eine naive Natur, hat er nicht aufgehört, in strenger Arbeit an sich selbst die Grenzen seines Wesens zu erweitern; in Kunst und Geschichte hat er Wahrheit und Schönheit gesucht. Und wie viel des Schönen und Großen hat er arbeitend und suchend erreicht! Germanisches Leben, geistiges wie politisches, den Werdegang unserer Nation von den Urzeiten bis heute spiegeln seine Werke in zum Theil unvergänglichen Formen wieder. Zweimal, in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" und in den „Ahnen", ist er der Entwickelung des deutschen Volkes dichtend und denkend nachgegangen; als Journalist wie als Redacteur ist er, treu im Lager des Liberalismus ausharrend, für die nationale Einigung Deutschlands unermüdlich eingetreten. Beharrliche Liebe zum Volk ist die Seele seiner Dichtung, seine Nation stark und tüchtig zu sehen der Wunsch seines Lebens. Kein deutscherer Dichter als unser Gustav Freytag!

---

Digitized by Google

# Am Teufelssee.

Novelle

von

Emil Taubert.

(Fortsetzung.)

## II.

Inzwischen sprengte Waldemar durch den Wald. Er tadelte sich, daß die dämonische Schönheit seines Schützlings auch ihn nicht unberührt gelassen; aber es sollte das erste und letzte mal sein, und er wollte sich schon wappnen gegen die Reizungen ihrer Nähe! Er mäßigte die Gangart des Schimmels auf dem bald erreichten Sandwege, zündete eine Cigarre an und überdachte, was und wie er zu Erich sprechen sollte. Am Wegweiser angelangt, ließ er das Pferd, wie vordem, zurück und schritt nicht ohne Unbehagen dem herzbeklemmenden Wiedersehen entgegen. Das Zifferblatt seiner Uhr, welches er mit dem Glühbrand des Tabacks beleuchtete, zeigte genau eine Stunde vor Mitternacht, und so durfte er sich auf das Erscheinen des alten Kameraden gefaßt machen.

Von der Anhöhe überblickte er den See; der Mondstrahl spiegelte sich in der Mitte desselben; um so düsterer gähnte das Wasser zu beiden Seiten der die Flut durchschneidenden Lichtbrücke. Der Anblick war ihm ein Abbild der Seele des kranken Freundes: ein flammender Lichtstrahl der Liebe, neben dem sich die Abgründe der Höllenqual öffneten.

Aus den Kiefern des gegenüberliegenden Ufers trat ein Mann hervor, der unruhig am Saum des Gewässers heranwandelte, über Schilf und Binsen spähte, mit sich selbst zu reden schien, die Augen unstet in die Runde schweifen ließ und zuletzt an der kleinen Steinpyramide anhielt, die er mit dem Fuße umstieß und angstvoll mit den Händen durchwühlte.

„Clara, Clara!“ rief er wiederholt in die Luft hinaus und erregte einen Widerhall, der klagend von Wipfel zu Wipfel zog.

„Erich von Hochdorf“, antwortete Waldemar mit weittönender Stimme, die das Echo aufnahm und dreifach zurückgab.

Von dem Geisterruf seines Namens erschreckt, sah der Nachtwandler auf und faßte den Mann ins Auge, der jetzt aus dem Schatten seines Standpunktes hervor-

Digitized by Google

kam und, vom vollen Mondglanz umflossen, mit erneutem Anruf den Abhang mit großen Schritten hinabstieg.

Gleich darauf standen die beiden Männer sich Stirn an Stirn gegenüber. „Du hier, Waldemar?“ stotterte Erich, nachdem er sich überzeugt, daß er nicht träume, und mit wachsendem Erstaunen sich in die Züge des einst so heißgeliebten Kameraden zurückgefunden hatte.

„Doch so wunderbar nicht!“ versetzte der Schloßherr. „Ist dies nicht mein Grund und Boden? Gib mir die Hand, Genosse meiner Jugend, und drücke sie mit einer Innigkeit, die uns über die Trennung von sieben langen Jahren hinwegtäuscht!“

„Von sieben langen Jahren“, wiederholte der andere und schlug in die dargebotene Rechte ein, von dem weichen treuherzigen Klang der Stimme, die einst so viel Macht über ihn geübt, im Innersten ergriffen. „Du hier?“ sagte er noch einmal. „Wie konntest du mich aus so weiter Ferne im Zwielicht der Nacht erkennen?“

„Ich habe dich erwartet. Du freilich suchtest nicht mich, sondern ein Fräulein Clara Breitenstein.“

Erich trat einen Schritt zurück. Seine blassen Wangen rötheten sich und eine argwöhnische Spannung drückte sich in seinen Mienen aus.

„Höre mich an, Freund!“ fuhr Waldemar fort. „Ein Zufall hat mir das Vorhaben entdeckt, das dich an diesen See getrieben. Heute ist der Todestag meines Weibes, den ich an dieser Stätte zu begehen pflege. Gegen Abend umwandelte ich das Wasser, traf auf den Steinhaufen, den du zertrümmert hast, und spürte unter der Spitze desselben ein Blatt auf, das die Unterschrift deiner Braut trägt. Niemand sucht diesen durch den Aberglauben des Landvolkes berüchtigten Platz auf, und ohne meine Dazwischenkunft wärest du der Finder gewesen.“

Hastig griff der Lebensmüde nach dem Schreiben, das der Freund aus seiner Brusttasche hervornahm, und suchte die blassen Zeilen zu entziffern.

„Die Mondlampe brennt nicht hell genug“, sagte der Gutsherr, „und alle die tausend Sterne dort oben sind nicht im Stande, den Himmelsglanz der engelgleichen Liebe, die aus den Worten Clara's spricht, zu überstrahlen. Laß dir den Inhalt berichten, wenn ich auch nicht jede Silbe treu im Gedächtniß behalten haben mag!“

Als er die Wiedergabe des Abschiedsgrußes mit schwankender Stimme beendet hatte, zuckte Erich in namenloser Erschütterung zusammen, stand lange sprachlos, führte das Blatt an die Lippen, um es mit leidenschaftlichen Küssen zu bedecken, und brach zuletzt in die gestammelten Worte aus:

„An diesem Heroismus deiner Liebe erkenne ich dich, du unvergleichliches Mädchen! Keine Sprache hat Ausdruck, um deinem Edelmuth gerecht zu werden. Und nun schläfst du dort unten auf dem grausigen Grund, von keiner liebenden Hand gebettet, und ich Unwürdiger athme noch und stürze nicht hin, um mich in der Wollust des Todes mit dir zu vereinigen?“

Er eilte an den Rand der Flut. Waldemar hatte ihn genug geprüft, um sich von der elementaren Gewalt seiner Neigung zu überzeugen, folgte ihm auf dem

Digitized by Google

Fuße und umklammerte ihn mit sehnigen Armen. Es war ein kurzes Ringen auf Leben und Tod, bis Erich, der vergebens die eherne Umschnürung des Kameraden abzustreifen trachtete, im Geräusch der stampfenden Tritte, in dem Brausen seines Blutes den Sinn der Worte verstand, die ihm der Gefährte in die Ohren schrie: „Bleib'! Sie lebt, sie ist gerettet, sie ist in der Nähe und harrt auf dich!"

Da löste sich der Kampf; der Ueberwundene sank an die Brust des Retters, preßte das Haupt auf seine Schulter und schluchzte wie ein Kind. Allmählich von dem Zuspruch Waldemar's beschwichtigt, nahm er den Arm des Freundes, schritt langsam mit ihm am Ufer auf und nieder und lauschte der Erzählung des vorsichtig den Hergang enthüllenden Mannes. Als dieser seine Begegnung mit Clara, ihre Beichte und seinen Entschluß berichtet hatte, das Mädchen als Erzieherin seines Kindes auf dem Schlosse zu behalten, sprach er mit eindringlichen Worten auf den Kameraden ein, verpflichtete ihn, der opferfrohen Braut die volle Kraft seiner Thätigkeit zu widmen, um ihr ein endliches, wenn auch spätes Glück zu erringen, erbot sich, die Versöhnung des Sohnes mit dem Vater selbst in die Hand zu nehmen, lud den schon halb Gewonnenen auf das herzlichste ein, bis dahin sein Gut als eine Freistätte seiner Liebe und eines wohlthätigen, seine Gesundung beschleunigenden Wirkens zu betrachten, und fügte mit dem Ton unwiderstehlicher Hülfsbereitschaft hinzu, daß seine Besitzthümer so reich und ausgedehnt seien, um, falls der Familienzwist nicht beizulegen wäre, ein angemessenes Stück davon abzuzweigen und seinem Studiengenossen zur Gründung eines eigenen Heimwesens zur Verfügung zu stellen.

Wie lange hatte Erich eine solche Sprache aufrichtigsten Wohlwollens und thatenfroher Freundschaft nicht gehört! Da dämmerte auch ihm die Hoffnung auf einen neuen Lebensmorgen auf; da verlor der wüste Ort seine unwirthlichen Schauer und der Friedensglanz des Mondes quoll wie ein Licht der Verheißung um die Waldbäume, die ihre Nadelkronen in feierlicher Andacht zu den Sternen hoben.

„Ich hätte es nicht ertragen", sagte der erschütterte Freund, „daß ein Fremder sich in das Geheimniß unserer Liebe gedrängt, sich mir und ihr gegenüber über Leben oder Tod hätte entscheiden wollen. Aber du, Waldemar, bist ganz der Alte geblieben, bist die Redlichkeit selbst! Und solche hochherzigen Anerbietungen machst du mir an dieser Stelle, wo ich einst, du weißt es, in halbem Wahnwitz ohne Gruß und Abschied davongesprengt, wo ich deine Gastfreundschaft mit hellem Undank vergolten!"

„Laß das Vergangene", unterbrach ihn der Gutsherr. „Die Schule des Lebens hat dich in harte Zucht genommen, und die Frucht derselben wird dir in Zukunft mannhafte Selbstbeherrschung sein."

„O, hätte ich gewußt, daß du mir nicht unversöhnlich zürntest", fiel Erich ein, „daß ich mich vertrauensvoll an dich wenden durfte ... es wäre nicht so weit mit mir gekommen! Oft war es mir, als ginge meine Seele aus den Fugen, als müßte meine Liebe mich langsam hinmartern. Ich quälte, wo ich beseligen sollte, ich schöpfte Fluch aus dem Born des Glücks. Du allein würdest mich wie ein besonnener Arzt aus Tiefsinn und Verzweiflung errettet haben! Aber die Scham,

Digitized by Google

die nur durch die Beschämung dieser Stunde überboten wird, schloß mir den Mund und versperrte mir den Zugang zu deiner Hülfe. Als ich gestern auf dem Wege nach dem Teufelssee den Giebel deines Schlosses in der Ferne aufschimmern, als ich heute auf meinem nächtlichen Todespfade den Lichtglanz aus den Fenstern deines Hauses wie ein Leuchtthurmfeuer durch die Parkwipfel blinken sah, ein Feuer, das mir die Richtung wies, um das Fahrzeug meiner Liebe vor dem Scheitern zu bewahren, da drängte es mich an deine Brust, an deine Schwelle, und mit dem zögernden Fuße zog ich mir das letzte Bret unter meinen schwankenden Tritten hinweg. Kannst du mir denn vergeben, und soll es möglich sein, daß ich die Wiedergeburt meiner Freundschaft und meiner Liebe zugleich erlebe?"

„Quäle dich nicht länger, Kamerad", begütigte ihn Waldemar. „Laß uns aufbrechen! Unter tausend Aengsten harrt Clara, dich in ihre Arme zu schließen."

Er führte ihn mit sich. Am Wegweiser saß der Knecht auf einem schlichten Ackergaul und hielt die Zügel des Schimmels und des Reitpferdes des Verwalters in seinen Händen.

„Wie liebreich hast du für alles vorgesorgt!" flüsterte Erich. Die Männer hoben sich in die Sättel und trabten durch den Wald, ein jeder mit seinen Erwartungen beschäftigt, während der Knecht in der Ferne folgte.

Vor dem Thore des Vorwerkshofes stand ein zweispänniger, halbverdeckter Wagen bereit. Der alte Müller hatte den Kutschbock bestiegen und grüßte ehrerbietig die Ankömmlinge.

„Steigen Sie ab", befahl der Gutsherr dem Graukopf, „und sorgen Sie für unsere Pferde; ich selbst werde das Fräulein und diesen Herrn nach dem Schloß fahren."

Der Alte kletterte herab. „Schmiege dich in die eine Ecke des Wagens, Kamerad", raunte der Freund dem Freunde zu. „Noch einen Augenblick — und ich bringe dir die liebenswürdigste Gesellschaft!"

Erich that, wie ihm geheißen. Waldemar ritt durch den offenen Thorweg auf den Gutshof, und der Verwalter führte den ledigen Braunen hinter ihm hinein.

Clara wurde durch den Hufschlag, der von dem halb gepflasterten Hofe heraufstönte, aus ihrem grüblerischen Sinnen aufgeschreckt. Das Steinbild, dem die Verwalterin vergebens einen Hauch des Lebens abzulocken gesucht hatte, wurde wie durch einen Zauber Fleisch und Blut. Hurtig eilte sie an das niedrige Fenster und blickte hinaus. Sie entfärbte sich und hielt sich krampfhaft an den Pfosten fest. Eben sprang der Schloßherr aus dem Sattel; aber das zweite Pferd hatte keinen Reiter, und die entsetzlichsten Muthmaßungen bestürmten die Seele der Späherin. Sie konnte es nicht abwarten, bis man ihr Nachricht gab, und stürzte die schlecht beleuchteten Stiegen hinab. An der Schwelle trat ihr Waldemar entgegen.

„Ist er todt?" hauchte sie tonlos und lehnte sich an die Flurwand.

„Er lebt, ist gerettet wie Sie und freut sich Ihrer Nähe", versetzte er und beobachtete mit heimlichem Entzücken, wie der Ausdruck der unseligsten Erwartung vor der Verklärung der seligsten Ueberraschung schwand. „Eilen Sie durch

Digitized by Google

den Thorweg, Fräulein Clara", fügte er lächelnd hinzu, „und schlüpfen Sie unter das Verdeck des Wägleins! Ein solches Wiedersehen verträgt keinen andern Zeugen als den Freund der Liebenden, den Mond."

Er sah ihr nach, wie sie mit elastischen Schritten an das Thor eilte, hielt den dienstfertigen Verwalter zurück und schmunzelte in behaglicher Selbstzufriedenheit, als ein halb unterdrückter Aufschrei von draußen hereinklang und er sich ausmalte, daß sich aus dem Innern des Gefährts zwei Männerarme hervorstreckten, um die den Tritt hinaufhastende Geliebte emporzuheben, hineinzuziehen und in unlösbarer Umstrickung zu umfangen. Ja, die armen, müde gehetzten Vöglein verdienten wol den warmen Unterschlupf, nachdem sie Wind und Wetter gezaust und verstürmt!

Nach wenigen Minuten ging er hinaus, strängte selbst die Gäule an, hob sich, ohne einen Blick in das Wäglein zu werfen, auf den Kutschersitz und ließ die Rappen ausgreifen. Die Liebenden merkten es nicht, daß sie fortgezogen wurden; sie hielten sich umschlungen, sie waren sich die Welt und alles um sie her stand still und öde.

Dann und wann sah Waldemar zu den Sternen hinauf und empfand eine heilige Befriedigung. Im Geiste der verklärten Gattin, deren Gedenkfeier er heute beging, hatte er gehandelt; sie, die mit ihrer unendlichen Herzensgüte jede Thräne in ihrer Umgebung zu trocknen, jedes ferne, ihrem Blicke erreichbare Leid zu lindern suchte, mußte seine That über den Wolken loben.

So oft er auf dem weichen Wege, der das Geräusch der Räder verschlang, ein Flüstern hinter sich, ein verstohlenes Küssen vernahm, schwang er lustig die Peitsche und ermunterte die Pferde wie ein harmlos vergnügter Postillon.

Nach einer halben Stunde war das Schloß erreicht. Die Dienerschaft, die über das ungewöhnlich lange Ausbleiben ihres Herrn schon in Sorge gerathen war, wunderte sich nicht wenig über die völlig unvermuthete Ankunft einer Erzieherin und eines Freundes; doch man war gewohnt, daß der einsilbige Gebieter die Ueberraschungen liebte, sich selten aussprach und blinden Gehorsam verlangte, und so waren viele Hände sofort geschäftig, den Anordnungen desselben Folge zu leisten.

An traulicher Tafel saßen der Retter und die Geretteten beisammen. Mit sinnigem Trinkspruch hieß der Wirth seine Gäste willkommen, die durch die Verkettung der Umstände dieser Nacht genöthigt worden waren, ihm ihr geheimstes Seelenleben zu enthüllen, und so in den fremden Räumen, durch die Bande des innigsten Vertrauens mit dem Gastgeber verbunden, die behaglichste Empfindung der Heimatlichkeit und des Zuhauseseins mit dankbarem Herzen genossen.

Eine merkliche Wehmuth ergriff Waldemar, als er nach Aufhebung der Tafel die Erzieherin in die Gemächer seiner Gemahlin führte, die er ihr zur Benutzung überwies und die seit dem Tode ihrer Bewohnerin pietätvoll in dem alten Zustande belassen worden waren. Hier sollte fortan die mütterliche Pflege für sein Töchterchen neu erblühen, hier die zarte Mädchenknospe unter Clara's weihevollen Händen vor jedem Frost behütet werden! Mit der aufmerksamsten Umsicht musterte der Schloßherr die Räume, um seinem Gaste den Aufenthalt so angenehm als möglich

Digitized by Google

zu gestalten, und bat die mittellose, jeden holden Ueberfluß des Lebens so lange entbehrende Braut seines Freundes in der zartesten Weise, sich der in den Schränken wohlverwahrten Garderobe seiner Gattin um so mehr bedienen zu wollen, als die letztere von ungefähr gleichem Wuchse mit dem Fräulein gewesen sei.

Dann traten alle drei behutsam auf den Zehen in das Kinderzimmer. Der Vater beschattete die Kerze mit der Hand, sodaß nur ein gedämpfter Lichtstrahl auf die kleine Therese fiel, welche in lieblichem Schlummer in ihrem Bettchen lag. Von den friedlichen Athemzügen des anmuthigen Mädchens, von dem Anblick der rührenden Kindesunschuld, des zauberischen Engeltraums ging ein beruhigender, den Aufruhr der Seele beschwichtigender und reinigender Hauch auf die Beschauer aus, und sie drückten sich beim Abschied die Hände in dem erhebenden Bewußtsein, einen Bund geschlossen zu haben, der auf gegenseitige Achtung, auf rückhaltsloses Vertrauen und schöne Sittlichkeit gegründet war.

Lange noch, nachdem sich die Männer entfernt hatten, stand Clara vor dem Lager ihres neuen Pfleglings, hauchte einen Kuß auf die reine Stirn des Blondkopfes und faltete die Finger zum Gebet, während die Kiefern um den Teufelssee im ersten Morgenwinde aufrauschten und die schwarze Flut in leicht gekräuselten Wellen an das Ufer schlug.

## III.

Erich und Waldemar schliefen nach den Anstrengungen und Erregungen der wechselvollen Nacht ziemlich tief in den Tag hinein. Als sie endlich gemeinsam in das Versammlungszimmer des Schlosses traten, bot sich ihnen ein herzerquickender Anblick dar.

Clara, von der ihr zugewiesenen Magd nach ihrem Wunsche frühzeitig geweckt, hatte sich unter dem Beistand der zuvorkommenden Haushälterin aus den Schränken der verstorbenen Schloßherrin ein geschmackvolles Morgenkleid gewählt, das ihren Wuchs auf das vortheilhafteste hervorhob. Dann harrte sie mit dem Dienstmädchen im Kinderzimmer auf das Erwachen Theresens. Als die kleine rothwangige Schläferin die verträumten Augen aufschlug, lächelte sie der wunderschönen Fremden an ihrem Lager mit einem so holdseligen Ausdruck zu, daß man hätte meinen können, ein frommes Traumbild habe ihr ihren Schutzengel in überirdischer Anmuth gezeigt und sie wähne nun, denselben als die wonnigste Verkörperung ihres Gesichts leibhaftig neben sich zu erblicken. Von der Magd verständigt, wer die Dame sei, und von dieser mit mütterlicher Zärtlichkeit in die Arme geschlossen, faßte sie sofort ein kindliches Vertrauen zu ihrer Erzieherin, ließ sich ohne Scheu von derselben ankleiden, beantwortete ihre Fragen mit unbefangener Offenherzigkeit und stand bald ganz unter dem Zauberbann, den Clara so oft an ihren Pfleglingen erprobt hatte. Begabte Kinder haben häufig ein feineres Gefühl als die Erwachsenen für die Harmonie wahrer Schönheit, für die Melodienfülle stimmlichen Wohllauts und geben sich unbewußt dem einschmeichelnden Eindruck gefangen, weil ihnen noch das Schöne zugleich das Gute ist. Das bewährte sich auch an der kleinen Therese, und nach einer Stunde waren Lehrerin



Digitized by Google

und Schülerin in einem so traulichen Einverständniß, als ob sie sich schon Monate hindurch befreundet gewesen wären.

Die beiden Freunde sahen sich überrascht an, und der Vater behielt auf dem weichen Teppich den Vorhang des Zimmereingangs eine Weile in der Hand, um die liebliche Scene, die er belauschte, nicht zu früh zu stören.

Clara saß auf dem Divan; der Blondkopf stand auf ihrem Schos und umstrickte unter silbernem Lachen ihren Nacken mit seinen vollen Aermchen; ihre Häupter ruhten Wange an Wange, und ihre Locken wirrten sich in reizvollem Spiel ineinander.

Kaum hatte die Kleine den Vater entdeckt, als sie jubelnd auf ihn zusprang und ihm, wie er sich kosend zu ihr niederneigte, in die Ohren flüsterte, er solle zu dem Fräulein recht lieb und gut sein; denn dieselbe sei selbst so lieb und gut, und niemand dürfe ihr je ein böses Wort sagen.

Waldemar blickte auf die Erzieherin, die sich mit leichtem Erröthen von dem Divan erhob. In dem kleidsamen Morgengewande, das in fernen Tagen seine Gattin umschlossen hatte, erschien sie ihm noch schöner und berückender als zuvor. Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, wie glücklich Therese werden und wie herrlich sie sich entfalten müßte, wenn die Braut seines Freundes ihre Mutter werden könnte, und wie glücklich vielleicht er selbst. . . . Er dachte den Gedanken nicht aus, runzelte über seinen närrischen Einfall die Stirn und machte sein Töchterchen mit dem Onkel Erich bekannt; doch so schnell und warmherzig sich der lebhafte Wildfang an seine neue Pflegerin angeschmiegt hatte, so scheu und verlegen wendete er sich von dem Gaste ab, reichte ihm nur zögernd und auf wiederholtes Bitten das Händchen und maß ihn, hinter eine Stuhllehne geflüchtet, von fern mit ängstlichen, fast mistrauischen Augen.

„Geh auf deinen Spielplatz im Garten, blödes Kind!" sagte der Papa zuletzt in leicht verweisendem Ton, und die Kleine warf im Hinaustrippeln ihrer Hüterin einen so sehnsüchtig verlangenden Blick zu, daß es derselben schwer fiel, ihr nicht sofort unter die Wipfel des Parkes zu folgen.

Am Frühstückstisch entwarfen die drei einen Plan ihres zukünftigen Zusammenlebens. Die Unterrichtsstunden wurden festgesetzt; man verabredete, das Verhältniß Clara's und ihres Bräutigams vor dem Kinde und der Dienerschaft fürs erste geheimzuhalten, und Erich ergriff den Vorschlag des Gutsherrn mit Freude, zunächst mit ihm das weitläufige Besitzthum in allen seinen Theilen zu besichtigen, sich einen vollkommenen Ueberblick zu verschaffen und dann an der Verwaltung der Ländereien vollgültigen Antheil zu nehmen.

Als man am Abende dieses ersten Tages der neuen Zusammengehörigkeit am Theetische saß, bekannte Waldemar mit sichtlichem Behagen, daß sein vereinsamtes Schloß nunmehr einen köstlichen Schatz der Geselligkeit berge, der ihn für die lange Oede seiner weltfeindlichen Abgeschlossenheit vollauf entschädigen solle, und er glaube, daß dies idyllische Trio seiner kleinen Tafelrunde weit schätzenswerther sei als der Lärm aller glänzenden Cirkel und rauschenden Festlichkeiten.

Freilich verbreitete sich der Ruf von der weiblichen Schönheit, die ihren Einzug in das jetzt vielbesprochene Herrenhaus gehalten, bald genug in der

Digitized by Google

Nachbarschaft; von Neugier getrieben, meldeten sich zahlreiche Besucher und Besucherinnen, die sich sonst um den Grillenfänger auf dem Rittergute wenig oder gar nicht bekümmert hatten; aber die steife, durchaus nicht zur Wiederkehr einladende Haltung Waldemar's sorgte dafür, daß diese aufdringlichen Störungen allmählich unterblieben und so die Reizbarkeit des Bräutigams möglichst geschont wurde. Das Geklätsch, das sich hier und dort über die Schloßbewohner breit machte, gelangte nicht an die Ohren derselben; die nächsten Wochen verliefen friedlich ohne jeden Zwischenfall.

Der Freund ließ den Freund das Abhängige seiner Lage in keiner Weise empfinden, behandelte ihn wie einen gleichberechtigten Mitbesitzer, erörterte mit ihm umfangreiche Verbesserungen mancher mit den Fortschritten der landwirthschaftlichen Technik nicht übereinstimmenden Gutseinrichtung; sie brachten oft ganze Tage mit den gründlichen Vorarbeiten zu den geplanten Umgestaltungen zu. Die Bewegung in der frischen Luft, sowie der Frieden seines Herzens wirkten auf das günstigste auf das Befinden Erich's ein; seine Wangen färbten sich mit gesundem Roth, und die Heiterkeit seiner Stimmung gab den reichen Vorzügen seines sprühenden Geistes die Freiheit ihrer Bethätigung zurück.

Nur ein trüber Schatten fiel auf diese sonnigen Tage. Waldemar hatte, seinem Versprechen gemäß, den ersten Versuch gewagt, eine Annäherung zwischen Herrn von Hochdorf und seinem Sohne anzubahnen. Der Brief an den Vater, den er mit der ganzen Fülle seiner Beredsamkeit und aller Herzbeweglichkeit ausgestattet hatte, die der Innerlichkeit seiner Natur entsprach, war ohne Antwort geblieben. Die Hoffnung der Liebenden wurde aufs neue getäuscht, aber auch die Hoffnung des Briefstellers. Er sehnte sich insgeheim nach der Aussöhnung der beiden Hochdorf, nach der Trennung von seinen Gästen, weil allmählich ein Kampf in seiner Brust entbrannt war, der ihm auf die Dauer unerträglich zu werden drohte. Erich freilich, dessen reines Brautglück auch durch das hartnäckige Schweigen seines Vaters nicht verkümmert werden konnte, bemerkte die Veränderung nur wenig, die sich in dem Wesen des Freundes in langsamem Fortschreiten vollzog; aber das scharfe, an Menschenbeobachtung gewöhnte Auge Clara's entdeckte nur zu bald die Spuren schlaflos durchwachter Nächte in der Müdigkeit und Abspannung seiner Züge, entdeckte die Merkzeichen eines seelischen Aufruhrs in dem Ausbruche einer ihm sonst fremden Heftigkeit gegen die Bediensteten, in der gewaltsamen Geberdensprache, mit der er sich Luft verschaffte, so oft er sich unbeachtet glaubte, und sie hing mit ängstlichem Forschen in der Stille an seinem Antlitz, das ihr aufs neue die Einwirkung des unheilstiftenden Fluches zu erkennen gab, mit dem ihre trauervolle Schönheit belastet war. Und in der That, der Schloßherr verhehlte es sich nicht länger, daß die Neigung, die er seit der ersten Begegnung für die Erzieherin gefaßt hatte, in ihrem üppig aufschießenden Wachsthum zu einer Leidenschaft geworden war, die ihn wie ein Schlinggewächs mit beutelustiger Gier umklammerte und ihn rettungslos zu überwältigen schien. Wol kämpfte er den redlichsten Kampf mit sich selbst und stellte sich oft vor das meisterlich gemalte Oelbild seiner Gattin, um sich durch die Erinnerung an ihre heilige Pflichttreue in seinem Widerstande zu stärken; doch gerade der Umstand,



Digitized by Google

daß Clara die Gewänder der Verstorbenen trug, in ihren Räumen schaltete und waltete und sein Kind mit Liebe überschüttete, ließ sie ihm gleichsam als die gottgegebene Nachfolgerin der Verklärten erscheinen, und er malte sich in fieberischen Traumstunden ein häusliches Glück aus, das nur durch das häßlichste Verbrechen an seinem Freunde zu erkaufen war. So folgte ein Seelenstreit dem andern. Er legte sich Erich gegenüber, der ihm mit der Harmlosigkeit eines großen Kindes begegnete und ihm seine übergroße Dankbarkeit durch die emsigste Fürsorge für das Gut bewies, den allergrößten Zwang auf, um auch nicht den flüchtigsten Schatten eines Mistrauens in dem Freunde aufzuwecken; er sprach mit ihm über die Braut mit einer Unbefangenheit, die ihm häufig genug den Athem einschnürte, von der Möglichkeit einer baldigen ehelichen Verbindung des Paares und der Fortsetzung ihres unzertrennlichen Verkehrs; aber dieser sich täglich und stündlich wiederholende Zwang rieb ihn auf, und es war kein Wunder, daß er in der schleunigen Loslösung von den Liebenden die einzige Quelle seines Heiles sah.

Aus diesem Grunde sandte er einen zweiten, in noch eindringlichern Ausdrücken abgefaßten Brief an Herrn von Hochdorf. Der uneigennützige Sachwalter fremder Liebe erlitt eine neue Niederlage; keine Antwort erfolgte, und auch Erich fing jetzt an, den Kopf hängen zu lassen und an der Zukunft zu verzweifeln. Bei der ihm aufgenöthigten Ueberzeugung, an deren Gegentheil er sich bis dahin in selbstbetrügerischem Wahn geklammert hatte, daß sein Vater nun und niemals nachgeben werde, fand er es mit seiner Manneswürde nur schlecht vereinbar, weiter und weiter von den Almosen freundschaftlicher Großmuth zu leben, wenn dieselben auch in der rücksichtsvollsten Art gespendet wurden, und die Begründung eines Heimwesens ausschließlich der Freigebigkeit seines Wirthes verdanken zu sollen. Waldemar hingegen faßte im stillen den Entschluß, den Ehebund des Paares auf eigene Hand zu beschleunigen und, bei der zunehmenden Gebrechlichkeit des in hohem Alter stehenden Verwalters, an Erich die Bewirthschaftung und die Einkünfte des immerhin abgelegenen Vorwerkes und das Gestüt zu überlassen. Wäre er erst der Mann Clara's geworden, hoffte er, so würden sie sich seltener und seltener sehen, so würde er selbst sich leichter in das Unabänderliche schicken und leichter zu verzichten lernen; zudem gewährte ihm diese Einrichtung den Trost, daß der Unterricht und die Erziehung Theresens, die er täglich auf das Vorwerk hinüberschicken wollte, vorderhand keine Unterbrechung und Einbuße erfahren werde.

Jedem Widerspruche der Freunde auszuweichen, betrieb er insgeheim sein Vorhaben, ersah für den froh überraschten Alten einen Ruheposten und begann, die standesgemäße Ausstattung der künftigen Wohnräume seiner Schützlinge in aller Verborgenheit ins Werk zu setzen.

An einem Herbstnachmittage hatten die drei Genossen einen längern Ausritt in die Wälder unternommen, an welchem auch Therese auf ihrem muntern Pony sich betheiligte. Die über die Natur ausgegossene Schwermuth, die Entfärbung und Entblätterung des Laubwaldes, die Eintönigkeit des Nadelholzes, die nebelige Luft und das Regengetröpfel hatten eine Einsilbigkeit des Schloßherrn zur Folge, der weniger seine Stimmungen in die Natur hineinsah, als sie heute von derselben

Digitized by Google

empfing. Seine Schweigsamkeit hatte etwas Ansteckendes; war er doch stets der Tonangeber der kleinen Genossenschaft, und so ritten auch die Liebenden grüblerisch dahin, in ihrer Mitte das lustig trabende Töchterchen, das mit seinem unverwüstlichen Frohsinn allein die Kosten der Unterhaltung trug.

Je mehr sie sich dem Wegweiser am Teufelssee näherten, um so mehr gerieth das Gespräch ins Stocken. Der Vater hielt seinen Schimmel am Kreuzweg an und rief das voraussprengende Kind von dem nahen Ufer des düstern Wassers mit lauter, fast zorniger Stimme zurück.

Alle drei hatten unbewußt eine gleiche ahnungsbange Empfindung: der See, von dem ihre Vereinigung ausgegangen war, konnte auch wieder ihre Trennung fordern; sie mußten ihn meiden, durften die Dämonen nicht aufreizen, die dort hinter den Kiefern lauerten, im Schilfrohr sich verbargen, und der Weg, der sie dort vom Tode fortgeführt hatte, führte nur zu leicht zum Tode zurück.

Nach der Rückkehr ins Schloß dauerte die umwölkte Stimmung fort. Das Mahl war verzehrt, die Kleine zur Ruhe gebracht. Da forderte Waldemar die Freunde auf, den Rest des Feierabends im Musikzimmer zu verbringen, und bat die Erzieherin, die ihn schon ein paarmal durch ihren seelenvollen Gesang entzückt hatte, ihn durch ein Lied zu erfreuen. Erich stimmte zu, um den Bann zu brechen, der auf der sonst so gesprächigen Tafelrunde lag.

Eine kostbare Hängelampe erhellte nur mäßig das große Gemach. Der schwarze Flügel vor dem Fenster, das in den Park hinaussah und an das der strömende Regen schlug, erschien in seinen dämmerhaften Umrissen wie ein gigantischer Sarkophag, über welchen sich die schweren Vorhänge der Scheiben wie eine dunkle Draperie des Todes senkten. Draußen seufzte der Wind in dem spärlichen Herbstlaub, und die Marmorvasen auf dem Kaminsims schimmerten wie frostige Graburnen.

Clara öffnete den Flügel, setzte sich und entlockte den Tasten ein paar wehmüthige Accorde. Der Hausherr, der sich ihr gegenüber in einen Lehnstuhl niedergelassen hatte, auf den der hinter ihm stehende Bräutigam die Arme aufstützte, verlor sich im Anschauen der magischen Schönheit der Spielerin. Der Ampelstrahl flimmerte auf ihren Locken, und unter ihren Brauen brannten die Augen wie zwei unruhig flackernde Kerzen, die der Sturm verlöschen will und die sich dennoch gegen seinen zornigen Athem behaupten. Die elegischen Accorde gingen plötzlich in ein aufgeregtes, unrhythmisches Vorspiel über, als Clara ihre Blicke auf den lichtgetroffenen Theil der feuchten Scheiben zwischen den Vorhängen heftete. Nun wußte sie mit einem mal, was ihr den Tag über die Seele bedrückt, was während des Rittes ihren Frohsinn in Fesseln geschlagen hatte. Was das Gewissen beschwert, wird schließlich dem scheuen Auge zur Gestalt. Von draußen schaute ein blasses, tieftrauriges Männerantlitz durch das Fenster herein und schüttelte das regendurchnäßte Gelock: es war das Antlitz ihres Bruders Richard, das wie ein Schemen kam und schwand, das sie in langen Zwischenräumen heimsuchte, um ihre Liebe zu verklagen und ihre Brust mit Gram und Grauen zu umspinnen.

Ein leichtes Frösteln überfiel sie; die Finger glitten mit einer herben Dissonanz von den Tasten; einige Augenblicke darauf hub sie an, indem ihr der

Digitized by Google

jähe Schrecken unwillkürlich die Wahl des Liedes eingab, den Goethe'schen „Erlkönig" in der Schubert'schen Tonweise vorzutragen. Die den nächtlichen Waldritt malenden Mollgänge der Baßoctaven klirrten gespenstig von den Saiten des Flügels, und die Sängerin sang mit einer so dämonischen Kraft des Ausdrucks und so leidenschaftlich fortreißenden Gewalt, daß ihr bei den Schlußworten der Ballade:

Erreicht den Hof mit Müh' und Noth,
In seinen Armen das Kind war todt —

die kalten Schweißtropfen auf der Stirn perlten und sie sich hastig vom Sessel erhob. Ihr Blick irrte umher und streifte die düstere Portière, welche den offenen Saal von dem anstoßenden Nebengemach trennte. Was war das? Stand dort nicht eine zitternde Kindergestalt im weißen Todtenhemd und verschwand schattenhaft, wie sie aufgetaucht war, in dem Dunkel des nachbarlichen Raumes?

Während der Gutsherr, von dem mächtigen Eindruck des Vortrages gebannt, unbeweglich in seinem Lehnstuhl verharrte und keines Wortes fähig war, verließ der Bräutigam seinen Platz und wendete sich der Erzieherin zu, um ihr zu danken und sie in seine Arme zu schließen; aber sie warf einen unsteten Seitenblick auf die Portière und die Fensterscheiben, wehrte die Annäherung des Geliebten fast flehentlich ab, entschuldigte sich mit einem plötzlichen Unwohlsein und entfernte sich eilfertig durch den Haupteingang aus dem Musiksaal, um sich in ihre Räume zu flüchten.

„Die wahre Kunst", sagte Erich zu dem Freunde, „muß ihren Künstler aufreiben. Der Schauspieler, der sich in seine jeweilige Rolle so hineinfühlt und hineindenkt, daß ihn die Einbildung beherrscht, er sei selbst, was er darstelle, und der Sänger, der den Stimmungsgehalt eines jeden Liedes seinem eigenen Gemüth aufprägt und die Worte des Dichters und die Weise des Tonsetzers überzeugungsvoll wie aus dem eigenen Innern schöpft: beide werden so oft zu dem Aufgeben ihrer ursprünglichen Persönlichkeit genöthigt, daß diese nothwendig zu allmählichem Hinsiechen verurtheilt wird."

Waldemar stutzte über diese trockene Anmerkung des Verlobten, während ihm selbst die feurigsten Lobsprüche begeisterter Anerkennung über die Gesangsleistung Clara's auf den Lippen schwebten. Und noch ein anderes gab ihm zu denken: hatte nicht die Erzieherin die Huldigung Erich's mit bewußter Absichtlichkeit zurückgewiesen, war ihr Verhältniß zu demselben doch kein so herzbestrickendes, wie sie selbst sich hatte glauben machen wollen, und war in ihrer Brust noch ein ungestilltes letztes Glücksverlangen, das der Freund mit allen seinen Gaben und Vorzügen nicht zu befriedigen vermochte? Das Herz pochte ihm heftig, als er sich vorstellte, daß es ihm vielleicht beschieden sein könne, diesem letzten Verlangen durch ein volles Verständniß der Seele Clara's zu genügen; er starrte den Genossen wie abwesend an, bemühte sich umsonst, ein erträgliches Gespräch in Fluß zu bringen, und die Männer schieden endlich mit dem beiderseitigen Geständniß voneinander, daß die Trübseligkeit des frühen Herbstes auf den Gemüthern laste und der widrige Nebel Sinne und Gedanken verdrießlich umschleiere.

Auch auf ein Kinderherz hatte der „Erlkönig" seine Wirkung geübt. Therese, die, nur durch zwei kleinere Zimmer von dem Musiksaal getrennt, im ersten

Digitized by Google

Schlummer lag, wurde durch das Klavierspiel ihrer Erzieherin aus dem Traum geweckt. Bald vernahm sie die Stimme, deren Sprechton schon belebend auf sie wirkte und deren Gesang sie vollends zu bezaubern pflegte, kletterte aus ihrem Bettchen, tastete sich, von dem Anschwellen des Vortrages unwiderstehlich angezogen, durch die offenen Nebenräume hindurch, folgte dem dämmerigen Ampelglanz und versteckte sich halb hinter dem Thürvorhang, um dem wunderbaren Liede zu lauschen. Immer weiter öffneten sich ihre glänzenden Augen, je drohender sich die Lockung des Waldgespenstes in der Ballade offenbarte; sie griff nach den Troddeln der Portière, um in dem Grausen, das sie durchschauerte, einen Halt zu umpacken, und bei den Schlußzeilen des Gedichtes schien ihr die Lampe zu verlöschen und der Teppich unter ihren Füßen sich in Eis zu verwandeln. Da sah sie die geliebte Lehrerin vom Sessel aufspringen, sah die Schwermuth in ihren Blicken, sah den Onkel Erich auf sie zugehen und sah, wie sie den Kuß und die Umarmung desselben nicht leiden wollte. Darüber empfand sie mit einem mal eine kindische Freude, schlüpfte, damit sie nicht entdeckt werde, auf den Zehen zurück, hob sich auf ihr Lager wie im Halbschlaf und vergrub ihr Köpfchen in die Kissen, um das Rauschen der Parkbäume nicht zu hören.

Als Clara am nächsten Morgen nach einer peinvoll durchwachten Nacht ihren Zögling weckte, streckte ihr das Kind wie trostbedürftig die Arme entgegen, ließ sich auf ihren Schos ziehen und erzählte ihr einen schreckhaften Traum.

„Hu, es war bös genug", plauderte sie. „Ich stand in einem großen Gewölbe und zitterte vor Frost. Da kamst du, Tante Clara, in einem langen weißen Gewand. Du sangst dann ein Lied von einem Vater und einem Knaben, der sich gewaltig fürchtete, ich glaube, vor einem Geiste fürchtete. Und ich fürchtete mich mit dem Knaben. Auf einmal kroch aus einem Winkel des Gewölbes ein wirkliches abscheuliches Gespenst, weit grauslicher als das, von dem du gesungen hattest. Es kauerte am Boden, reckte sich langsam in die Höhe und schritt auf dich zu; aber da war es im Umsehen kein Kobold mehr, sondern es war der Onkel Erich, der dich mit einem teuflischen Grinsen umhalsen wollte. Pah! Du stießest ihn zurück, und er versank in den Boden. Da war alle meine Furcht weg, und ich klatschte in die Hände, daß du den Muth hattest, das Gespenst zu vertreiben, und es war auch ganz recht, daß du dem bösen Onkel keinen Kuß gabst!"

Die Erzieherin sah das Kind betroffen an. So war die kleine Gestalt im Todtenhemd, die sie gestern hinter dem Vorhang erblickt zu haben glaubte, doch mehr als ein flüchtiger Sinnentrug ihrer trüben und aufgereizten Phantasie gewesen. Therese berichtete offenbar von einem Erlebniß, das sie im Traum fortgesponnen hatte, und mischte die Bilder der Wirklichkeit und des Schlummers in unlösbarer Weise zusammen. Clara ahnte, was sich zugetragen, bestärkte das Mädchen in dem Glauben, daß es einen garstigen Traum geträumt habe, und fragte zuletzt mit schwankender Stimme, indem sich ihr das treue Herz zusammenzog: „Bist du denn wahrhaft dem Onkel Erich so böse, und warum hat es dich gefreut, daß ich ihn so unfreundlich zurückstieß?"

„Ich mag ihn täglich weniger leiden", gab die Kleine zur Antwort und schüttelte trotzig ihren Blondkopf. „Wenn er so neben uns sitzt und die großen dunkeln

Digitized by Google

Augen auf dich richtet, so ist mir immer, als wollte er dich mit seinen Blicken mit Haut und Haar verschlingen. Ich muß immer, wenn er dich so anfunkelt, an den Menschenfresser in meinem Märchenbuche denken. Der ist freilich plump und häßlich, und der Onkel ist schön. Nur du bist schöner, schön wie die himmlische Fee in meinem Märchen, welche die verirrten Tagelöhnerkinder rettet; aber der Onkel gleicht dem schwarzhaarigen Räuber in meiner Geschichte, der die süße, fromme Prinzessin raubt; ebenso will er dich rauben und in seine Burg schleppen, und darum mag ich ihm nicht gut sein!"

„Was du auch schwatzest, Kind!" erwiderte Clara und suchte das Mädchen zu begütigen. Es ging ihr wie ein Stich durchs Herz, daß sie auch dieses heißgeliebte Geschöpf verlieren werde, wie so manchen Pflegling vor ihm, und daß es sich ihr auf immer entfremden müsse, wenn sie einmal Erich's Weib geworden sei. Sie staunte über den feinen Instinct Theresens, der sich in ihrer Abneigung gegen den Verlobten kundthat; denn es war ihr schon längst zur Gewißheit geworden, daß die Eifersucht ihres Bräutigams, die wie ein gefährlicher Zündstoff in seiner Seele lag, sich auf das ahnungsvolle Kind gelenkt hatte, daß er ihm die aufopfernde Liebe beneidete, die sie ihm spendete, und daß er seinen Mismuth gegen die Tochter nur aus der unbegrenzten Dankbarkeit gegen ihren Vater noch mit sittlicher Kraft in Schranken hielt.

Wie sie auch fortan ihren Schützling zu Gunsten des Geliebten zu beeinflussen suchte und ihm wieder und wieder vorhielt, daß es Gottes Gebot sei, alle Mitmenschen ohne Voreingenommenheit mit gleicher Liebe zu umfassen: ihre Worte waren in den Wind gesprochen. Von jenem Tage an zeigte sich Therese immer widerspenstiger gegen den Hausgenossen, der sich immer mühsamer beherrschte, und die gelegentlichen Ermahnungen des Schloßherrn blieben ohne Erfolg, ja bestärkten den Schelm und Trotzkopf nur in seinem Widerspruch.

Inzwischen behielt Waldemar seinen Zweck im Auge und arbeitete heimlich an der geschmackvollen Ausrüstung der Wohnräume auf dem Vorwerk fort. Die Mitte des Novembers war herangekommen, als die Freunde zu später Stunde von einem Jagdausfluge heimkehrten. Voll banger Erwartung trat ihnen die Erzieherin mit einem Briefe an Erich entgegen; der Poststempel war derjenige der Besitzung des Herrn von Hochdorf, und die Aufschrift zeigte der Braut die wohlbekannten Federzüge ihrer einstigen beiden Schülerinnen, die sich gemeinsam an der Adresse betheiligt hatten.

Mit bebender Hand erbrach der Verlobte das Schreiben. Die Stiefschwestern benachrichtigten ihn, daß ihr Vater schwer erkrankt sei und daß er, nach langen Mühen zum Bewußtsein zurückgebracht, den dringlichen Wunsch ausgesprochen habe, den Sohn zu sehen und sich mit ihm zu verständigen.

„Endlich ins Vaterhaus", seufzte Erich. „Aber welch ein Wiedersehen! Nur die Nähe des Todes konnte den harten Mann bestimmen, sein Fleisch und Blut nicht länger zu verleugnen!"

Es mußte sofort gehandelt werden. Noch mit dem Nachtzuge wollte der Sohn aufbrechen; konnte doch der Tod, jeglicher Versöhnung abhold, die Lippen zu vorschnell schließen, an deren letztem Laut das Schicksal seines Lebens hing!

Digitized by Google

Zuerst dachte der Bräutigam daran, die Braut nach Preußen mitzunehmen, in der schmerzlichen Hoffnung, daß der Sterbende vielleicht es über sich gewinnen werde, die Hände der Liebenden ineinanderzulegen. Waldemar sollte entscheiden, und er bejahte die Frage, weil er in der zeitweiligen Entfernung Clara's für sich eine Möglichkeit erblickte, seiner verhängnißvollen Neigung Herr zu werden und in stiller Einkehr bei sich selbst eine Glut zu ersticken, deren jähes Aufflackern in einem unbewachten Augenblick einen tödlichen Zwiespalt zwischen ihm und dem Freunde entzünden mußte.

Dann überlegte der Sohn, ob er nicht in unbesonnenem Entschluß Gefahr laufe, durch die Gegenwart derjenigen, die seinen so lange für unheilbar gehaltenen Zerfall mit dem Vater heraufbeschworen hatte, die Krankheit desselben zu verschlimmern und die Lösung des furchtbaren Zwistes von vornherein zu vereiteln.

Waldemar sollte abermals entscheiden, und er bejahte auch diese Frage, weil es ihm jetzt, wo er den ganzen Ernst des Scheidens empfand, auf einmal undenkbar erschien, des Umgangs der Freundin zu entbehren, sich in maßloser Sehnsucht zu verzehren und sein Schloß mit einem Schlage in eine freudlose, martervolle Einsiedelei zu verwandeln. Er bebte vor diesem Gedanken zurück, und Clara, die den wechselnden Entschließungen der Männer mit dumpfer Spannung gegenüberstand, sah weder in der einen noch in der andern Heil und Segen, da, sie wußte es nur zu gut, ihr Fortgehen und ihr Bleiben gleich verderblich war.

Endlich erkannte es Erich für das Rathsamste und durch die Rücksicht auf den Kranken unweigerlich Gebotene, die Reise allein anzutreten.

Die Vorbereitungen wurden in fliegender Hast erledigt. Der Wagen fuhr vor. Wieder und wieder sanken sich die Liebenden in die Arme. Nun, da sie ihn aufs neue hingeben, ins Ungewisse entlassen, in das trauerumflorte Vaterhaus entsenden sollte, in welchem sie auch in ihrer Abwesenheit eine Scheidewand bildete, die niederzureißen der Sohn zu edel, die abzubrechen der Vater zu herrisch war: nun fühlte die Braut die Macht ihrer Liebe in ganzer Stärke, nun drängten sich in die Minuten des Abschieds die Erinnerungen an alle die Opfer zusammen, die sie für ihn gebracht, und sie liebte in ihm nicht nur den unglücklichen, um sie duldenden und dem Glanz seiner Stellung entsagenden Freund, sondern sie liebte in ihm auch sich selbst, alle ihre Thränen, ihre Gewissenspein, ihre Sorgen und Enttäuschungen, ihr elend durchgebrachtes Jugendleben und das tröstliche, sie vor sich selbst erhebende Bewußtsein jeder guten That und Selbstüberwindung, das ausschließlich in ihm verkörpert war.

Als sie ihn aus ihren Armen freigab, beschlich sie das dunkle Vorgefühl, eine letzte reine und unentweihte Freude an seiner Brust genossen zu haben; so würde sie ihn nie wiedersehen, so niemals wieder an seinem Herzen ruhen, und was die Zukunft noch bringen konnte, war neue Qual und neues Leid, gegen welches die Noth der Gegenwart ein Elysium war.

Da trat der Verlobte vor Waldemar und bot ihm die Hand mit den Worten: „Treuer, redlicher Kamerad, dir übergebe ich sie mit dem Schutzrecht des Vertrauens! Schütze und schirme mir mein Kleinod, ohne das mein Dasein eine Wüste wäre; hüte es vor den Gefahren, mit denen das Verlangen, solange die

Digitized by Google

Erde steht, die Schönheit umgarnt! Blicke sie an! Solche Augen, die in den Grund der Seele schauen, und die sich vor keinem, auch dem peinlichsten Splitterrichter nicht zu senken brauchen, besitzt kein zweites Weib. Von dir will ich sie zurückempfangen in aller Reinheit und Glorie, die in dieser heiligen Stunde ihre Schläfen und Züge umstrahlt!"

Waldemar schlug in die dargebotene Rechte ein, nicht ohne zu zucken; denn ihm brannte die Hand, als hätte er wissentlich einen Meineid geleistet.

Als er sich umwendete und nach der Erzieherin hinübersah, schlug diese die Blicke vor ihm nieder, und ihm war, als ob ein leises Zittern durch ihre Glieder liefe. Wie? Hatten ihm diese Augen bereits in den Grund der Seele geschaut, und schämte sie sich für ihn, daß er versprach, was er doch nicht zu halten gesonnen war?

Der Freund ließ es sich nicht nehmen, dem Freunde das Geleit zu geben. Sie stiegen mit Clara die Treppe hinab. Auf der Veranda ein letztes Lebewohl.

Als die Männer aus dem Fenster der Kutsche zurückblickten, flatterte das weiße Tuch der Braut zwischen den Windlichtern der Diener durch die Nacht. Ein letztes Winken und Aufblinken. Solange das Rollen des Wagens noch zu erhorchen war, stand Clara unbeweglich auf ihrem Platz. Dann schritt sie hinauf, das Herz voll schwerer Ahnungen. „Zu Therese!" lispelte sie. „Aus den Athemzügen der holden Schläferin soll mir der Friede entgegenwehen."

Das Gespräch der Freunde, welche in beschleunigter Fahrt den Bahnhof noch zur Zeit zu erreichen suchten, versiegte mehr und mehr. Ihre Blicke waren in die Ferne gerichtet, den Nebel der Zukunft zu durchdringen. Wiederholentlich drängte sich Waldemar das Anerbieten auf die Lippen, Erich solle daheim bleiben und ihm selbst die persönliche Vermittelung im Aelternhause überantworten; aber durfte er es auf sich nehmen, eine Unterredung zwischen den Erzürnten zu verhindern, die vielleicht die letzte auf Erden war, und um deren Hintertreibung ihn die unversöhnten Todten noch verklagen konnten? Und doch traute er sich nicht die Kraft zu, in wochenlangem Alleinsein mit der Erzieherin seine Selbstbeherrschung zu behaupten; er fürchtete sich in süßem Grauen vor der sichtbaren Gegenwärtigkeit ihrer unentrinnbaren Augen, deren unsichtbare Allgegenwart in Feld und Wald, in Saal und Kammer, in Wachen und Traum ihn schon längst geängstigt hatte. So machte er dem Genossen den Vorschlag, ihm nach Preußen zu folgen und durch seinen mannhaften Einfluß die Vorstellungen und Bitten des Sohnes zu unterstützen; doch der Freund widersprach ihm und beichtete ihm in stotternder Verwirrung, daß die alte, schon halb überwunden geglaubte Reizbarkeit seiner Natur, die alte quälerische Besorgniß um die unantastbare Reinhaltung seiner Liebe ihn aufs neue heimsuche, daß es ihm die einzige Beruhigung auf seiner kummerschweren Reise sei, seine Braut in der zuverlässigsten Obhut des erprobten Kameraden zu wissen und so mit minder bedrücktem Herzen in die Ferne zu eilen.

Der Schloßherr erwiderte den Händedruck des Sprechers in schwüler Beklemmung und war froh, als der Wagen vor dem Bahnhofe hielt.

In wenigen Minuten mußte der Zug eintreffen. Auf dem menschenleeren

Digitized by Google

Halteplatz wanderten die Gefährten auf und ab. Da raste die Rädercolonne heran und die glühenden Lichter des Dampfwagens strömten ihren feurigen Schein auf die regennassen brennenden Gleise aus. Die Glocke gab das Ankunfts- und Abfahrtszeichen mit mistönigem Schall fast hintereinander. Der Schaffner riß die Thür eines Coupé für den einzigen Harrenden auf. Ein Hinaufreichen der Hand, ein Herabgrüßen, ein paar halblaut hervorgestoßene Scheideworte für die Geliebte, und die Maschine zog mit mächtigem Rucke an.

„Bleibe, reise nicht, laß uns nicht allein!" so rang es sich wie ein unwillkürlicher Angstruf aus dem gepreßten Herzen des Zurückbleibenden los, und das funkendurchstickte Rauchgewölk, das Donnern der Räder verschlang die ohnmächtigen Worte.

Waldemar stand wie betäubt. Da leuchtete die rothe Mütze des Bahnhofvorstehers aus dem Dunkel auf.

„Ist noch vor Tagesanbruch eine Gelegenheit, nach Berlin zu gelangen?" Mit dieser Frage wendete er sich an den Beamten.

„In einer halben Stunde fährt ein Extrazug vorbei, den Sie benutzen können", lautete die Antwort.

Ein paar Minuten kämpfte der Reiselustige mit dem Entschluß, den Kutscher heimzuschicken und sich mit der erdichteten Botschaft entschuldigen zu lassen, daß er durch eine dringliche Depesche nach der Residenz berufen worden sei. Nur ein paar Tage wollte er dort bleiben, nur ein paar Tage Clara nicht sehen, um sein ungestümes Blut zu besänftigen und sich durch Zerstreuung von dem einzigen Zielpunkt seiner Gedanken abzulenken.

Er blickte umher. Wie unwirthlich war der Aufenthalt! Wie verdrossen lag das rauchgeschwärzte Stationsgebäude zwischen den Wipfeln des kahlen Gärtchens, wie trübe und ungastlich flackerten die kümmerlichen Laternen, an deren Scheiben das regnerische Nebelgetröpfel herniederrieselte! Und welch ein heiteres Bild erquicklichen Behagens, wenn er an die sanfte Kaminglut seines Theezimmers dachte, an die weißen schöngeformten Hände, die ihm mit anmuthreichster Beweglichkeit den duftigen Trank credenzten, und an die wunderthätigen Augen, die den Maiglanz der Frühlingsgestirne über die saubere Tafel ausstrahlten, jede Tasse in eine träumerische Nachtviole, jedes Stückchen des zierlich gewürfelten Zuckers in glänzenden Silberthau verzauberten!

Er stürmte durch das Gebäude, warf sich in den Wagen, und der Kutscher jagte nach dem Schlosse zurück. Das holperige Pflaster der Stadt rüttelte noch einmal sein Gewissen auf; aber auf dem weichen Grunde der Waldwege wiegte er sich in wohligem Vorgenuß auf dem bequem gepolsterten Sitze, und der flüchtig wandernde Schein, den die Kutschlaternen im Vorübergleiten auf die röthlich aufblitzenden Kiefernstämme warfen, erinnerte ihn immer wieder an die knisternde Kaminflamme und an die wonnige Abgeschlossenheit seines Hauses.

Ja, zuletzt war er nicht mehr allein auf der nächtlichen Fahrt; eine zauberische Gesellschafterin schmiegte sich an seine Seite, lehnte ihr sammtenes Lockenhaupt an seine Schulter; er ergriff ihre biegsamen Hände, schlang seinen Arm um ihren Leib, beugte sich zu ihr hinab und drückte, während der Regen mit verstohlenen

Digitized by Google

Tropfen an die umschleierten Scheiben klopfte, verstohlen einen Kuß auf die schwellenden Lippen, die ihm wie schmachtend geöffnete Blütenkelche entgegenhauchten. Die Räder kreisten schneller, und schneller und heißer arbeitete seine Phantasie. Er glitt vom Sitz hernieder, er kniete vor der Geliebten, er sah zu ihr hinauf, sah in ihre Wunderaugen; sie zog ihn empor, er ruhte an ihrer Brust, und seine athemlosen Küsse regneten so zahllos auf den glühenden Mund der Fahrtgenossin nieder, wie die Tropfen des jetzt heftiger niederrauschenden Regens unzählbar an die zitternden Scheiben schlugen.

Der Wagen hielt vor der Veranda. Der ihm ins Gesicht sprühende Regen ernüchterte den aussteigenden Schloßherrn, dessen Sinne das nächtliche Phantasiebild berauscht hatte. Er blickte in die Höhe; im Zimmer der Erzieherin brannte noch ein Licht, und der Schatten ihrer auf- und abwandelnden Gestalt zeichnete sich auf dem weißen Vorhang des Fensters ab.

Clara hatte sich nach dem Abschied an das Lager ihres Pfleglings begeben. Die Kleine erwachte, und die Braut theilte ihr mit, daß der arme Onkel Erich in Nacht und Nebel zu seinem todkranken Vater reisen müsse; kein warmes Bett umhülle und wärme ihn, sondern er fahre schlaflos in das garstige Wetter hinaus, schaue kummervoll in die Finsterniß, und wie die Funken der Locomotive auf dem feuchten Grunde des Weges erloschen, so ersterbe ein Funken der Hoffnung nach dem andern in den Thränen des unglücklichen Freundes.

Kein Laut kindlichen Mitleids, nach dem sich die Sprecherin sehnte, kam über die Lippen Theresens; vielmehr richtete sie sich auf, lächelte vergnügt und plauderte: es sei gut, daß der Onkel fern sei; nun werde sie doch Ruhe haben und von dem häßlichen Traume nicht mehr geplagt werden, der ihr seit jener Nacht unablässig den Schlummer störe; nun werde endlich der Kobold nicht mehr heranschleichen, der sich immer in den bösen Erich verwandle und begierig die Hände nach ihrer lieben, lieben Pflegerin in die Lüfte strecke.

Clara hielt mühsam ihre Thränen zurück und flüchtete, nachdem das Kind von neuem eingeschlafen war, in ihr Gemach. Ruhelos durchmaß sie den Raum mit ungleichen Schritten, begleitete den Verlobten auf seiner trüben Fahrt und suchte in seiner Seele zu lesen. Welch ein Schicksal ihres Liebesbundes! Dort in der Nähe schlummerte ihre Schutzbefohlene, die sich vor dem Geliebten fürchtete, ja ihn in kindischen Aengsten haßte; der Verlobte selbst, dem ihr Bund zum Fluche wurde, flog einem Vater entgegen, welcher die Braut des Sohnes geliebt hatte, vielleicht noch liebte und um ihretwillen dem eigenen Erben noch in der Stunde des Todes drohte; und die Schritte, die sich jetzt von der Treppe her über den öden Flur der Thür ihres Zimmers nahten, kündigten die Ankunft eines Mannes an, dem sie zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet war und dessen wachsendes Verlangen sie dennoch über kurz oder lang ihrer letzten Zufluchtsstätte, ihrer letzten Stütze berauben mußte!

Waldemar stand vor dem Gemache der Erzieherin. Während er langsam die Stufen hinangestiegen war, hatte er wiederholt nach seinem Herzen gefaßt, um den begehrlichen schnellen Schlag desselben zu beschwichtigen; jetzt vor dem Eingange zu dem Heiligthum, das ihm den Inbegriff aller weiblichen Schönheit, aber

Digitized by Google

auch aller reinen Frauenwürde umschloß, hatte er sich durch die muthig wach gerufene Erinnerung an sein Schutzversprechen, an das herbe Geschick und die keusche Lauterkeit der Leiterin seines Kindes zu einer Fassung durchgekämpft, daß der wilde Takt seines Herzens sich mäßigte und die heißen Wellen seines Blutes nicht mehr mit schmerzhafter Gewalt an seine Schläfen tosten.

Er klopfte an. Clara, welche die sich nähernden Schritte mit banger Beklommenheit vernommen und zuletzt in dem mitternächtigen Schweigen des Schlosses mechanisch gezählt hatte, stützte sich unschlüssig auf die Lehne eines Sessels. Was sollte sie beginnen? „Besser ist's", überlegte sie, „ich erfahre noch in diesem Augenblick, wie es um ihn steht, als daß ich den Morgen unter tausend Zweifeln heranwache. Ich entgehe meinem Verhängniß nicht. Bricht es jetzt über mich herein, daß er die Abwesenheit des Geliebten nutzt, um mich an sich zu locken, so ist es mir heilsamer, noch in dieser Minute mich seinem Arm zu entreißen und zu fliehen, als an der Liebe des armen, so vertrauensseligen Freundes zur sündigen Verrätherin zu werden. Aber wohin flüchten? Gleichviel; die Nacht gibt Schutz, der Wald ist weit, und ich kenne die Pfade zum Teufelssee!" Sie that ein paar Schritte vorwärts.

Da klopfte es abermals, zögernd, schüchtern. O, wer ihr dies zaghafte Pochen deuten könnte?! War es ein Zeichen der Selbstbesinnung, die sich in dem matten, leidenschaftslosen Begehr um Einlaß offenbarte? Oder war dieses leise Zucken der Finger, dies heimliche Anschlagen der Knöchel ein Eingeständniß der Sünde, die scheu und verstohlen nach dem Besitz des fremden Gutes tastete?

Es klopfte zum dritten mal. Sie gedachte des Pochens des Holzwurms, das sie einst getrieben hatte, die lange verschlossenen Briefe des Geliebten zu erbrechen.

Entscheidung, Gewißheit! Sie öffnete.

„Ich bemerkte noch Licht in Ihrem Zimmer, Fräulein Clara", sagte Waldemar mit ruhig freundlichem Ton, ohne über die Schwelle zu treten. „Es erschien mir als eine Pflicht der Freundschaft, Ihnen noch heute die liebevollen Grüße Erich's zu übermitteln, mit denen sein zärtliches Herz mich beauftragt hat. Er konnte nicht müde werden, an Sie zu denken. Schlafen Sie wohl, liebe Freundin! Gott behüte uns!"

Sie legte ihre Hand in die seinige, und er entfernte sich, ohne ihren Dank abzuwarten und ohne sich umzublicken.

Clara schloß die Thür und faltete die Hände über ihrer Brust. Noch hatte sie die neue Heimat nicht verloren! Dieses „Gott behüte uns!", in dieser aufrichtigen Schlichtheit gesprochen, war ihr ein Beweis, daß Waldemar mit sich kämpfte und sie und sich selbst in den Schutz einer höhern Liebe stellte.

Sie schlüpfte noch einmal an das Bett Theresens und drückte einen reinen Kuß der innigsten Dankbarkeit auf die heitere Stirn der Tochter, den sie dem Vater nicht gewähren durfte.

Inzwischen jagte Erich seinem Ziele zu. Am Abend des folgenden Tages erreichte er das väterliche Gut und wurde von dem unter Thränen erstickten Jubel seiner lange entbehrten Schwestern empfangen.

Wie fremd war ihm alles geworden, wie ungewohnt! In Waldemar's Schloß

Digitized by Google

hatte er seine Heimat aufgeschlagen: das kam ihm mit jedem Schritt in die alten Räume immer deutlicher zum Bewußtsein. Und doch, als er jetzt die weinenden Mädchen zurückschickte und in das Arbeitszimmer seines Vaters trat, in welches der Kranke auf Wunsch des Arztes gebettet worden war, als er den einst so kräftigen Mann in den Schauern des hitzigen Fiebers erblickte, ein Bild der Hülflosigkeit und des Jammers: da fühlte er es dennoch, daß er in das Vaterhaus gekommen war, wohin die Sohnespflicht ihn rief, und der alte, tiefgewurzelte Groll fing an, einer sanften Rührung zu weichen und sich in Sorge und Theilnahme um und für den Leidenden zu lösen.

Er musterte das Gemach, nachdem er mit der Krankenpflegerin geflüstert und sich von dem ernsten, aber doch nicht ganz hoffnungslosen Zustande des Siechthums hatte unterrichten lassen. Da traute er seinen Augen kaum: über dem Schreibtisch des Herrn von Hochdorf hing in prachtvollem, blumenumkränztem Rahmen das kleine, wohlgetroffene Bildniß Clara's, das sie einst ihren Zöglingen zum Angedenken zurückgelassen und das der Vater den Töchtern abgeschmeichelt haben mußte! Es durchschauerte ihn seltsam. So hatte die Neigung des heißblütigen Mannes doch mehr zu bedeuten gehabt als das blitzartige Aufflackern der Sinnlichkeit; so hatte er das Bild der Entfernten still und treu in seinem Herzen bewahrt, hatte sich in der Wehmuth der Entsagung an dem Anschauen ihrer Züge erquickt, während der Sohn sich ihrer vollen Liebe erfreute. Und wie? Wenn der Vater ihm sein Leben vergiftet hatte, hatte auch er durch das eigensüchtige Festhalten an dem Vorrecht seines Anspruchs an Clara nicht auch ihm die Hoffnung auf ein neues, sein Denken und Empfinden verjüngendes Glück zertrümmert? Nun schmerzten ihn die harten, unbarmherzig anklagenden Worte, die er einst in der Stunde des Bruchs wie wuchtige Keulenschläge auf den zitternden, erbleichenden Gutsherrn in maßlosem Grimm herniedergeschmettert hatte, und der nasse Blick, den er von dem Porträt der Geliebten auf den stöhnenden Schläfer lenkte, glich einer stummen, reuigen und demüthigen Abbitte.

Trotz seiner Ermüdung von der beschwerlichen Reise brachte er den größten Theil der Nacht an dem Bette des Kranken zu und theilte sich mit der frommen Schwester in Pflege und Wache. Hatte er vordem seinen Augen nicht getraut, so traute er nun kaum seinen Ohren, als der Vater im Fieber dann und wann den Namen Clara's hervorstieß und in unzusammenhängenden Reden bekundete, wie sehr ihn die Einbildung folterte, daß das Mädchen, nach dem er die Arme ausbreitete, ihn mit immer erneuter Erbitterung und Grausamkeit hinwegwies. Wie tief mußte diese Neigung in seine Seele gegraben sein, daß sie noch aus dem lallenden Wahnwitz des Leidens sprach! Und als Erich am nächsten Morgen umständlich mit seinen Schwestern verhandelte, nach allem fragte, erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß fast kein Tag vorübergegangen sei seit dem Scheiden des Bruders, an welchem der Vater nicht das Gespräch auf die Erzieherin gelenkt und ihr Gedächtniß pietätvoll in die Herzen ihrer Schülerinnen zurückgerufen hätte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Die Vollendung des deutschen Nordseekriegshafens an der Jade.

Von

Major a. D. Victor Kurs.

„Am 13. Nov. 1886 ist die neue Seeschleuse von Wilhelmshaven zum ersten mal, und zwar von Sr. Majestät Panzerschiff Friedrich Karl, passirt worden.“ So nüchtern etwa wie diese Notiz ist der Charakter derjenigen Feier gewesen, welche der Einweihung jener neuen Schleuse und der „zweiten Hafeneinfahrt“ galt, und doch handelte es sich um die Vollendung eines der bedeutendsten Seebauwerke der Welt und gleichzeitig um die Vollendung von Deutschlands Nordseekriegshafen. Denn mögen auch an diesem noch mancherlei Vervollständigungen und Umänderungen des Bestehenden durch das Anwachsen und Fortschreiten unserer Marine nothwendig werden, mögen namentlich Garnison-, Festungs- und Werftbauten noch mancherlei Erweiterungen erfahren: die eigentlichen Hafenbauten von Wilhelmshaven sind mit der Fertigstellung der zweiten Hafeneinfahrt und der neuen Seeschleuse als beendet anzusehen.

Ziemlich genau 32 Jahre, nachdem das früher oldenburgische Terrain, auf dem jene errichtet, in preußischen Besitz übergegangen war; denn es war am 23. Nov. 1854, als Prinz Adalbert von Preußen als Commissar König Friedrich Wilhelm's IV. das nunmehrige preußische Jadegebiet vom oldenburgischen Minister von Berg, als dem Commissar des Großherzogs Peter, übernahm. An den Act dieser Uebernahme knüpften sich damals die Hoffnungen auf die Schöpfung und das Gedeihen einer nationalen Marine: Hoffnungen, die doppelt freudig gehegt wurden nach der trüben Zeit, die erst wenige Jahre zurücklag.

Eine so kleine Macht wie Dänemark hatte monatelang die deutschen Küsten gesperrt; vor die Mündungen unserer Ströme hatten sich die dänischen Schiffe gelegt; die in den Binnengewässern weilenden deutschen Fahrzeuge durften sich nicht hinauswagen; die heimwärts reisenden mußten angesichts der feindlichen Kriegsflaggen schleunig das Weite suchen, um nicht aufgebracht zu werden, und Deutschlands Seeverkehr war gelähmt. Mußten doch unsere Kaufleute und Rheder in fremden Hafenplätzen Filialcomptoirs errichten, um aus See Waaren empfangen, nach See solche expediren zu können. Und der gesammte Seehandel Preußens,

Digitized by Google

Mecklenburgs und Lübecks war, wenn er Antheil am Weltverkehr haben wollte, durch den Sundzoll auch zur Friedenszeit tributpflichtig an Dänemark, dessen maritime Ueberlegenheit im Kriegsfall den wenigen preußischen Kriegsfahrzeugen den Durchgang durch den Sund oder den Belt versperrte. Nur ein Nordseekriegshafen konnte der preußischen Seemacht einen gewissen Grad von Unabhängigkeit von Dänemark sichern.

Diesen Gedanken mit Feuer aufgegriffen und, was mehr sagen will, durchgesetzt zu haben, ist eins der größten unter den vielen Verdiensten, die sich der verewigte Prinz-Admiral Adalbert, dessen Standbild den großartigsten Platz Wilhelmshavens schmückt, um Preußens, jetzt Deutschlands Seemacht errungen hat. Die Wahl unter den verschiedenen Strommündungen — nur an solche konnte bei Projectirung eines Nordseehafens gedacht werden — konnte nicht zu schwer fallen. Das rechte Elbufer war in dänischem, das linke Emsufer in holländischem Besitz, und damit war der Gedanke, für Preußens kleine Flotte an der Elbe oder Ems einen Kriegshafen schaffen zu wollen, von selbst ausgeschlossen. Es konnte sich daher nur noch um die Frage, ob Weser, ob Jade, handeln, und da mußte, ganz abgesehen von der „wohl aufzuwerfenden" Frage, ob seitens des „hannoverischen Mittelreiches" überhaupt an Preußen ein Terrain am rechten Weserufer zu Kriegshafenzwecken abgetreten worden wäre, die Wahl auf die, an beiden Ufern oldenburgische Jade, schon allein aus technischen Rücksichten fallen. Dies läßt sich indeß erst verstehen, wenn die Anforderungen bekannt sind, die ein Kriegshafen überhaupt, und ein solcher an der der Flut- und Ebbeströmung ausgesetzten Nordseeküste im speciellen erfüllen soll.

Ein Kriegshafen soll geräumig und tief genug sein, um alle ihm zugewiesenen, nicht im Dienste befindlichen Schiffe und Fahrzeuge sowie die aus See zurückkehrenden aufzunehmen; er muß eine genügende Anzahl von Vorrichtungen haben, um die außer Dienst zu stellenden Schiffe abzutakeln und zu entlöschen, die in Dienst zu stellenden auszurüsten und die reparaturbedürftigen zu repariren; er muß ferner die erforderlichen Vorräthe an Inventarien, Munition und Proviant, einschließlich Trinkwasser haben, um die in See gehenden Schiffe mit allem Erforderlichen zu versehen. Gegen feindlichen Angriff müssen die gesammten Hafenanlagen mit allen Vorrathsräumen durch Festungswerke, auch nach der Landseite hin, geschützt sein. Mit der See muß der Hafen durch eine in sich zusammenhängende Wasserfahrstraße von ausreichender Tiefe und Breite verbunden sein, und möglichst unmittelbar vor sich soll er eine Rhede von entsprechender Größe und Tiefe haben, die den Schiffen, welche seeklar sind, einen sichern Ankerplatz bietet, von dem aus sie ohne Passirung von Schleusen oder ohne sonstigen Aufenthalt direct in See gehen können und der vor feindlichem Angriff ebenfalls durch Festungswerke oder Seeminensperren zu schützen ist. Jede einzelne Manipulation mit ein- oder ausgehenden Schiffen muß endlich mit Rücksicht auf den Kriegsfall von Wind und Wetter möglichst unabhängig gemacht sein und gleichzeitig so schnell als möglich ausgeführt werden können. Daher muß das Fahrwasser bei Nacht und Tag im Frieden genau bezeichnet, im Kriege für die eigenen Schiffe, minde-

Digitized by Google

stens für die diesen beizugebenden Lootsen, genügend erkennbar sein; das Ein- und Ausbringen von Schiffen in die und aus den Hafenanlagen, und im speciellen auch das Aufsuchen und Verlassen der zur Reparatur der Schiffe bestimmten Trockendocks, das Abrüsten wie das Ausrüsten: alles das muß in der denkbar kürzesten Zeit geschehen. Gelten diese Anforderungen für jeden Kriegshafen, so treten ihnen für einen solchen an der Nordsee noch die hinzu, daß jene Wasserfahrstraße, die aus See nach der Rhede führt, ebenso wie die Rhede selbst, auch zur Niedrigwasserzeit für die tiefstgehenden Fahrzeuge der Marine benutzbar sein muß und daß während des täglich viermal eintretenden „Umsetzens" des Flut- in den Ebbstrom und umgekehrt die auf Rhede liegenden Schiffe Platz zum „Schwojen" haben müssen. Beides bedarf hier einer kurzen Erläuterung.

An der deutschen Nordseeküste steht, von Sturm- und Springfluten abgesehen, das Wasser nach vollendetem Einlaufen der Flutwelle, also zweimal täglich, um 3—4 Meter höher als nach vollendetem Ablaufen der Ebbwelle, zu der natürlich ebenfalls zweimal täglich eintretenden Niedrigwasserzeit. Nun kommen, ganz abgesehen von den bei Neu- und Vollmond erfolgenden Springtiden, bei welchen das Wasser tiefer als normal abfällt, Niedrigwasserstände vor, die um mehr als 1 Meter geringer als die normalen sind; auch brauchen die Schiffe immer noch 30—40 Centimeter Wasser unter dem Kiel, um mit Sicherheit fahren zu können. Die Tiefe einer Kriegswasserstraße muß daher 1—2 Meter größer sein, als der Tiefgang der tiefstgehenden Schiffe der Marine beträgt. Da nun dieser 7—8 Meter (bei der Panzerfregatte König Wilhelm sogar über 8 Meter) ausmacht, so kann als stets für die Flotte praktikabel nur derjenige sehr geringe Theil der unsere Nordseeküste bespülenden Wasser angesehen werden, der auch zur Niedrigwasserzeit tiefer als 10 Meter ist. Wenn ferner die obenerwähnten Anforderungen an den Hafen selbst und den in ihm vorzunehmenden Betrieb erfüllt werden sollen, so müssen die eigentlichen Hafenanlagen dem Wechsel des Wasserstandes, welche Flut und Ebbe hervorbringen, durch Abschlußvorrichtungen (Schleusenthore, Pontons oder dergleichen) entzogen sein; sie können das aber nur sein, wenn sie im Binnenlande liegen. Daher kann für eine Kriegshafenanlage nur eine Stelle der Küste in Frage kommen, an die jenes 10 Meter tiefe Fahrwasser dicht herantritt. Während es endlich auf Rheden, die nicht unter dem Einfluß von Flut und Ebbe stehen, genügt, daß die Schiffe, die an Anker liegen, nur den Drehungen des Windes folgen können — und dieser dreht alle Fahrzeuge nahezu gleichzeitig und jedenfalls in demselben Drehungssinne — müssen die Rheden an der Nordseeküste verhältnißmäßig breiter sein. Denn während jenes obenerwähnten „Umsetzens" werden die auf Rhede verankerten Schiffe nicht immer gleichzeitig von der veränderten Stromrichtung gefaßt; sie „schwojen" (d. h. drehen sich um ihren Anker) vielmehr gewöhnlich nacheinander und gebrauchen, um während dieser Bewegung nicht miteinander zu collidiren, einen freien Raum, wie er ihrer eigenen Länge und derjenigen ihrer Ankerkette, die übrigens zur Hochwasserzeit länger ausgesteckt sein muß, als es bei Niedrigwasser erforderlich wäre, entspricht. Eine Rhede in der Nordsee muß daher verhältnißmäßig geräumiger sein als in der Ostsee.

Einen Punkt, der allen diesen Anforderungen entspräche, gibt es an der Weser,



Digitized by Google

und, wie gleich der Vollständigkeit halber hinzugefügt werden mag, auch an der Eider, der Elbe, der Ems nirgends. Entweder sind keine geschützten Rheden da, oder es mangelt an einer zusammenhängenden genügend tiefen und breiten Wasserstraße, oder diese bleibt zu weit von der Küste ab. Dagegen werden alle jene Forderungen, wenn auch nicht alle in gleichem Maße, erfüllt durch jene vorspringende westliche Küstenstrecke der Jade, die jetzt die Hafenanlagen von Wilhelmshaven aufnimmt.

Eine etwa 6 Quadratkilometer große, bis zu 16 Meter tiefe Rhede liegt in einer Entfernung von nur etwa 1500 Metern von den Molen der jetzigen beiden Hafeneinfahrten. Sie bietet vor den herrschenden westlichen und südwestlichen, auch vor den südlichen und östlichen Winden ausreichenden Schutz, allerdings keinen gegen reine Nordwinde, die aber selten sind, daher die kleinern Fahrzeuge bei starkem Nordwinde die Rhede verlassen und in das etwas flachere Wasser unter Land gehen müssen. Zwischen der Rhede und der alten Hafeneinfahrt ist jetzt so viel Wasser vorhanden, daß schon gleich nach Wiedereinsetzen des Flutstromes auch die größten Schiffe unserer Marine in die Hafeneinfahrt gelangen und — vermiede man das nicht aus andern Gründen — eingeschleust werden könnten; auch nach der neuen Hafeneinfahrt zu hat sich ein ziemlich tiefer Stromschlauch gebildet. Ebenso ist die Verbindung von der Rhede nach der See eine günstige. Ein Stromschlauch von 10 bis 26 Meter Tiefe, der nur an zwei Stellen — nahe dem Feuerschiff „Genius-Bank" und etwa 3500 Meter nördlich der Ostspitze der Insel Wangeroog — sich auf 600 resp. 500 Meter verengt, sonst aber 1600—3600 Meter breit ist, führt von der wilhelmshavener Rhede bis dahin, wo in der Nordsee die Tonne A und die Signalboje anzeigen, daß man nunmehr „in See" ist. Unleugbar ist übrigens, daß, theils wegen jener letztgedachten Verengerung des Fahrwassers, theils wegen der Richtungen, die dieses annimmt, die Einsegelung in die Jade schwieriger ist als die in die Elbe oder Weser; man muß unter anderm zweimal Drehungskreise von so kleinem Radius — und das gerade an ohnehin schwierigen Stellen des Fahrwassers — beschreiben, daß die Tangenten an dem Drehungskreise, die in der Richtung des alten resp. neuen Curses laufen, sich unter Winkeln von 140 resp. sogar nur 107 Grad schneiden. Doch sind beide Stellen gut ausgetonnt, und bei Nacht erleichtern das weiße Licht des Leuchtthurmes von Schillighörn und die beiden nur 4400 Meter auseinanderliegenden Feuerschiffe „Außen-Jade" und „Minsener Sand" die Orientirung.

Eine fernere Schwierigkeit, die des Einpassirens in den Hafen selbst durch die alte Hafeneinfahrt, ist durch den jetzt vollendeten Bau der neuen zwar nicht behoben, aber doch minder schädlich gemacht, und im allgemeinen darf gesagt werden, daß auch die internen Hafeneinrichtungen — Docks, Hellinge (für den Neubau von Schiffen), Vorraths- und Werkstattsräume im weitesten Sinne, Ladevorrichtungen u. s. w. — theils schon in ihrem jetzigen Zustande genügen, theils sich unschwer vervollkommnen lassen.

Wenn sonach der Kriegshafen an der Nordsee seinen Zweck unbedingt gut erfüllt und der früher viel angefeindete Entschluß, ihn gerade an der Jade anzu-

Digitized by Google

legen, ebenso unbedingt gutzuheißen ist, so bliebe, ehe auf die einzelnen Bauten und die Entstehung der Stadt Wilhelmshaven näher eingegangen wird, doch noch die Frage der Erörterung bedürftig, ob denn nach den Ereignissen von 1864 und 1866, die Schleswig-Holstein mit seinem jetzt zu einem ganz vortrefflichen Kriegshafen ausgebauten kieler Hafen in den Besitz Preußens resp. Norddeutschlands brachte, noch ein Nordseekriegshafen nothwendig erschien, oder ob nicht vielmehr die Erstarkung seiner Flotte dem Norddeutschen Bunde resp. dem Deutschen Reiche gestattete, im Kriegsfalle sich auf die jedenfalls mögliche Forcirung der von Dänemark beherrschten Passagen aus der Ost- in die Nordsee und umgekehrt zu verlassen. Die letztere Frage ist zu verneinen. Wenn es auch möglich ist, jene Passagen schwachen Kräften gegenüber zu erzwingen, so lassen sich doch sehr leicht Fälle annehmen, in denen ein solches Forciren nicht gelingen würde; man denke z. B. nur an den Rückzug einer Flottenabtheilung aus der Nordsee in die Ostsee, wenn der Feind folgt, und dann jene Flottenabtheilung gegen den verfolgenden Feind und gegen denjenigen, der die Défilés vertheidigt, gleichzeitig kämpfen soll. Die Ostsee bleibt eben in gewissem Sinne immer ein Binnensee, und von einer unter allen Umständen gesicherten Action unserer Flotte im Weltmeer, in der Nordsee, kann nur die Rede sein, wenn wir, wie dies eben der Fall, an dieser einen Kriegshafen besitzen. Selbst wenn der Nord-Ostseekanal fertig ist, der die freie Passage aus der Ost- nach der Nordsee und umgekehrt sichert, verschieben sich die Verhältnisse etwas zu Gunsten des kieler Hafens, aber nicht so wesentlich, wie man glauben sollte. Zur Deckung der großen Strommündungen, der Ems, Weser und Elbe ist die auf Wilhelmshaven basirte Nordseeflotte unter allen Umständen besser geeignet als eine auf Kiel basirte und auf den Kanal angewiesene Flotte. Denn Helgoland, die gegebene Basis für eine gegen unsere Nordseeküsten operirende feindliche Flotte, ist von Wilhelmshaven noch um 5 Seemeilen weniger entfernt als von Brunsbüttel-Margarethen, wo doch erst der 52 Seemeilen lange Kanal nach Holtenau-Kiel beginnt. Die Idee, sich nur in der Ostsee schlagen zu wollen und die feindliche Flotte in dieser zu erwarten, jene großen Strommündungen aber unter allen Umständen nur mit Minensperren, Strandbatterien und fliegenden Detachements der Landarmee zu vertheidigen, mit andern Worten, Bremen und Hamburg einem energischen Feinde preiszugeben, kann auch nicht wohl ernsthaft gefaßt werden. Auch das Debouchiren der von Kiel kommenden Flottentheile bei Brunsbüttel-Margarethen kann füglich mit Sicherheit nur unter dem Schutz der auf die Nordseestation basirten Flotte vorgenommen werden.

Wilhelmshaven, das übrigens weitaus größer angelegt ist als das kieler Etablissement bei Ellerbeck — die wilhelmshavener Werft allein ist etwa zweimal so groß wie das gesammte ellerbecker Etablissement, und ihre Wasserflächen sind nahezu viermal so groß wie die ellerbecker*) — wird also seinen Werth als Deutschlands bedeutendster Kriegshafen auch nach Erbauung des Nord-Ostseekanals behalten.

Welcher moralische Muth dazu gehört hat, diesen Kriegshafen zu schaffen,

*) Auch übertreffen die Wasserflächen eben allein der Werft von Wilhelmshaven diejenigen von Cherbourg noch um einiges an Größe.



Digitized by Google

wird klar werden, wenn man sich in die Zeit zurückversetzt, als Preußen mit Oldenburg den vom 20. Juli 1853 datirten Staatsvertrag abschloß, durch den gegen Zahlung von 1,500000 Mark und eine ziemliche Reihe sonstiger Zugeständnisse materieller Natur Oldenburg das Jadegebiet, welches damals nur etwa 300 Hektar groß war — erst spätere Verträge führten Vergrößerungen auf das Doppelte herbei — an Preußen abtrat. Das Gebiet lag, von dem ganz kleinen Terrain bei Erkwarderhörne an der Ostseite der Jade abgesehen, auf der äußersten östlichen Spitze des Jeverlandes, eines Marschlandes, das oft genug durch Meeresfluten in seiner Gestalt gänzlich verändert, nur durch starke Deiche gegen die See zu schützen war; gerade derjenige Theil, der an Preußen abgetreten wurde, war den Angriffen der See gegenüber nicht zu halten gewesen, die Eindeichung lief nicht mehr parallel der Küste — etwa in der Richtung Nordnordwest-Südsüdost und dann Ost-West — sondern überließ dadurch, daß ein 1900 Meter langes Stück des Deiches in der Richtung Nordost-Südwest lief, einen dreieckigen Zipfel Landes dem Abbruch durch die wilden Gewalten der stürmischen See. Auf diesem preisgegebenen Stück Land mußten, wollte man anders nicht zu weit vom Fahrwasser abbleiben, die Hafeneinfahrt und die sich an diese anschließenden Bauwerke erbaut werden; auf einem Lande also, das jede der täglich zweimaligen Fluten großentheils, jede der zahlreichen Hochfluten ganz unter Wasser setzte, hier einen tiefen Einbruch in den zerklüfteten Thonboden machend, dort Massen von Schlick ablagernd, hier tiefe Kolke einwühlend, dort Reste alter Gräben mit Schlammmassen ausfüllend. Und die Hoch- und Sturmfluten erreichten Höhen, welche diejenigen der Baustellen um mehr als 3 Meter, diejenigen der Baugrubensohlen um mehr als 14 Meter überstiegen. Ein einziger Durchbruch der gewaltigen Fangedämme, welche die Baugruben umschlossen, vernichtete mitunter die Arbeit von Wochen und Monaten. Mit rasender Gewalt warf der Sturm die Wassermassen gegen jene schützenden Dämme; tiefe Kolke wühlten sie an ihrem Fuße, der mächtige Ueberdruck der sich heranwälzenden Seen drückte die starken Spundwände nach innen, zerbrach ihren Verband, wusch die Thonfüllung, die zwischen sie gebracht war, aus und zerstörte so das Menschenwerk. Und war ein solcher Durchbruch erfolgt, so war die Gefahr nicht etwa vorüber; denn die Winde hielten das Wasser auch bei Ebbe zurück, sodaß auch zur Niedrigwasserzeit noch die See 3—4 Meter höher als normal stand. Ueberdies war der Baugrund, wesentlich Anschwemmungsgebilde, ein höchst ungünstiger und erforderte für jedes der großen Bauwerke die Herstellung starker Pfahlroste oder Betonbetten, die unter Wasser von Prahmen aus zu schütten waren.

Aber auch diejenigen Bauwerke, die innerhalb jenes obenerwähnten Deiches, jenseit dessen der preisgegebene Zipfel Landes lag, hergestellt werden mußten, machten erhebliche Schwierigkeiten. Zunächst deshalb, weil den Deichordnungen gemäß die bestehenden Deiche ein Noli me tangere darstellten, bis ein neuer Deich als schaufrei erklärt werden konnte. Hierunter litten die Hafenbauten insofern, als die Gesammtbaustelle durch einen Deich in zwei Theile zerlegt wurde, die Festungsbauten dadurch, daß sie da, wo sie gemäß ihrem Gefechtszweck näher an die Deiche hätten gelegt werden müssen, verhältnißmäßig weit entfernt von ihnen

Digitized by Google

bleiben mußten. Sodann wegen der ungünstigen Bodenverhältnisse. Auf eine wenig über einen Meter starke tragfähige Schicht von reinem Thon folgten Gemenge von sandigem Thon, Torf, Darg und andern mehr oder minder dickflüssigen, keinesfalls tragfähigen Bodenarten; erst in erheblicher Tiefe fand sich ein Sand, der an und für sich tragfähig war, aber durch das Nachdringen des Wassers in die durch Pump- und Schöpfwerke aller Art freizuhaltenden Baugruben in Triebsand verwandelt wurde. Ein leiser Fingerdruck genügte, um in jene Bodengemenge sowol, die man unter dem Gesammtnamen Schlick zusammenzufassen pflegt, als noch in den „tragfähigen" Sand eine spitze Stange von etwa 3 Centimeter Dicke beliebig tief einzutreiben. Jedes Verlassen der aus Dielen gebildeten Karrfahrten rächte sich unter solchen Umständen durch tiefes Einsinken in den dickflüssigen Schlamm, der die Sohle der Baugruben nicht allein, sondern schließlich auch die Oberfläche der Baustellen bildete. Da ferner das gesammte binnendeichs gelegene Terrain um etwa einen halben Meter tiefer lag als das normale „Hochwasser" draußen, und eines jeden natürlichen Gefälles entbehrte, so konnte die in der niederschlagsreichen Gegend so nothwendige Entwässerung lediglich durch ein sehr engmaschiges Netz von Entwässerungsgräben, die schließlich ihr Wasser durch einen „Hauptzuggraben" mittels eines „Siels" der See zuführten, bewirkt werden. Jene Entwässerungsgräben durchschnitten allenthalben die Baustellen und mußten überall abgedämmt, verlegt oder ausgeschöpft werden. Auch functionirte die durch sie herbeigeführte Entwässerung keineswegs regelmäßig; denn gerade nach den besonders regenreichen Tagen mit Westwind pflegten nicht minder regenreiche Tage mit Südwestwind einzutreten, welcher letztere die Wassermassen der See so aufstaute, daß an eine Oeffnung des Siels, die ja nur dann eine Entwässerung herbeiführte, wenn das Wasser außen niedriger stand als binnendeichs, nicht gedacht werden konnte. So hatten denn sämmtliche Baustellen auch binnendeichs mit einem Wasserandrang zu kämpfen, der um so bedeutender war, als das Grundwasser häufig um 8—9 Meter höher stand, als die wasserfrei zu haltende Sohle der Baugruben lag. Es gehörten gewaltige Maschinenkräfte dazu, um unter diesen Verhältnissen die Baugruben trocken zu halten, und oft genug versagten die Maschinen und die Arbeiten mußten, wo nicht Handarbeit gerade ausreichte, eingestellt werden. Der stets aufgeweichte Boden quoll in den Böschungen der Baugruben auseinander; diese stürzten ein, drückten auch wol die an ihrem Fuße stehenden Spundwände ineinander, und auch das führte mannichfache Verzögerungen herbei, unter denen namentlich die Festungsbauten, deren hohe Wallschüttungen auf jenen weichen Schichten ruhten (oder eigentlich nicht ruhten, sondern rutschten), zu leiden hatten.

Da ferner der fruchtbare Marschboden, der die Gegend von Wilhelmshaven bedeckt, die Eigenschaft besitzt, sich unter den Einwirkungen von Regen, Pferdehufen und Wagenrädern in unglaublich kurzer Frist in einen Brei zu verwandeln, der allenfalls Menschen, denen es auf Stiefelverlust nicht ankommt, beladene Wagen aber durchaus nicht passiren läßt, so war es nöthig, für jede Baustelle gepflasterte Wege herzustellen, und diese mußten auf irgendeine Weise, immer über jene obenerwähnten Entwässerungsgräben hinweg, angeschlossen werden, entweder an eine

Digitized by Google

Straße nach dem, ebenfalls erst neuerbauten Handelshafen (derselbe lag etwa an der Stelle des jetzigen neuen großen Handelshafens) oder an die Chaussee, die über Mariensiel nach Sande zum Anschluß an die Chaussee Oldenburg-Jever 1859 erbaut worden war. Bis zur Besitzergreifung durch Preußen nämlich war das Jadegebiet und seine nähere und weitere Umgebung sowol ohne Hafen — indeß lagen die kleinen Häfen von Mariensiel im Westen und Rüstringersiel im Norden nur wenige Kilometer entfernt — als auch ohne jede, stets fahrbare Straßenverbindung. Für den geringen Fuhrwerksverkehr, der zu oldenburgischer Zeit herrschte, genügten die in trockenen Zeiten leidlich fahrbaren „Klaywege", und für den Verkehr von Hof zu Hof — es gab im ganzen Jadegebiet nur fünf „Stellen" mit etwa 25 Einwohnern — die Breter, welche über die Gräben gelegt waren.

Die Anlage jener Straßen sowol wie des Handelshafens, welcher letztere in einfacher Weise in den Schutz eines der neuerbauten, später zu erwähnenden Flügeldeiche und eines besondern, etwas niedrigern Deiches von einigen hundert Meter Länge gelegt war und durch häufiges Baggern genügend tief erhalten wurde, war um deswillen um so nothwendiger, weil Baumaterialien irgendeiner Art an Ort und Stelle absolut gar nicht zu erhalten waren. Die meisten Materialien langten vielmehr von Danzig, Elbing, Stettin, Karlskrona, vom innern Jadebusen, von der Weser und dem Rhein zu Schiff, einige, darunter namentlich Ziegelsteine, per Achse an. Erst 1867 wurde die großentheils auf preußische Kosten erbaute — auch die Betriebsergebnisse mußte Preußen in gewisser Höhe Oldenburg gegenüber garantiren, obgleich dieses die Bahn mit verhältnißmäßig geringen eigenen Opfern erworben hatte und ihren Betrieb leitete — Eisenbahn Bremen-Oldenburg-Wilhelmshaven fertig und konnte zur Materialförderung mit herangezogen werden.

Noch wichtiger aber fast als die Herstellung von Communicationen war diejenige von Wohnungen gewesen. Nicht nur die obersten Spitzen der beiden bauleitenden Behörden des Hafen- und des Fortificationsressorts, sondern auch diejenigen, welche auf den einzelnen Baustellen die Leitung hatten, mußten regelmäßig ihre Thätigkeit damit beginnen, für sich und ihr Beamtenpersonal durch Ankauf und Einrichtung alter Bauerhäuser in der Umgegend, oder durch, theils provisorische, theils definitive Neubauten Wohnungen zu schaffen. Und das war schwer genug in einer Gegend, die einer entsprechenden Zahl von Bauhandwerkern, wie sie etwa auch nur eine kleine Landstadt besitzt, völlig entbehrte. Auch für die Arbeiter mußten sowol von den Verwaltungen wie von den Unternehmern Baracken erbaut werden. Da das Anwachsen der Bevölkerung mitunter, z. B. bei Inangriffnahme eines neuen Bauobjects und später bei Hinzutritt neuer Marinetheile, einen etwas plötzlichen Charakter trug, so konnte es nicht ausbleiben, daß in der Eile Gebäude zu Wohnungen eingerichtet wurden, die ursprünglich zu ganz andern Zwecken bestimmt waren, z. B. eine Schule, ja sogar ein „Kriegs- und Friedenslaboratorium", besonders häufig aber außer Dienst gestellte „Baubuden".

Geht schon aus dem bisher Gesagten hervor, daß den Beamten ihre schwierigen und sorgenvollen Amtsaufgaben durch ein bequemes und behagliches häusliches Leben, wenigstens in der ersten Zeit, wahrlich nicht erleichtert wurden, so wird

Digitized by Google

dies noch mehr aus den nachfolgenden Anführungen erhellen. Das Malariafieber, in allen Marschgegenden endemisch, war in Wilhelmshaven wegen der dortigen großartigen Ausschachtungen, die stets Fieberkeime frei werden ließen, besonders heftig. Mitunter war jeder vierte Mensch in Wilhelmshaven am Fieber bettlägerig krank, und namentlich auf Kinder übten diese Fiebererkrankungen einen sehr nachtheiligen Einfluß. Als Trinkwasser mußte das von den Dächern ablaufende und in Tonnen oder gemauerte Cisternen geleitete Regenwasser benutzt werden. Blieb solches aus — und das Frühjahr sowie der Spätsommer sind meist wochenlang völlig regenfrei —, so wurde in Tümpeln, ja in den Gräben, welche die Weideparcellen voneinander scheiden und die stets brackiges (mit Seewasser vermischtes) Wasser enthalten, die trübe, sich dort vorfindende Flüssigkeit, oft unter Aufsicht von Wächtern, damit niemand zu viel nahm, geschöpft, abgekocht, und nach erfolgter Abkühlung getrunken. Der Wind ist in jener flachen Gegend, fast aus jeder Richtung her über See oder über gänzlich erhebungsloses niedriges Marschland streichend, von einer Heftigkeit, von der man im Binnenlande keine Vorstellung hat. Während z. B. in zwei Jahren die durchschnittliche Windgeschwindigkeit in Leipzig 2,2 Meter pro Secunde betrug, erreichte sie in derselben Durchschnittszeit in Wilhelmshaven 7,2 Meter; 20 Meter sind aber häufig; 28 Meter, ja (am 29. Oct. 1880) 30,6 Meter sind ebenfalls schon beobachtet worden. Gegen derartige Winde nun fehlte es, ehe regelmäßige Häuserreihen bestanden, an jedem Schutz. Und das war um so empfindlicher, als die westlichen Winde meist von heftigem Regen, die nordöstlichen zuweilen von einem Eis- und Schneetreiben begleitet sind, gegen das etwa ein berliner „Schneesturm" ein freundlicher, kosender Zephyr ist. Zu all diesen Misständen kam im Anfang noch der Mangel an jeglicher außerdienstlichen geistigen Anregung und, was bei den primitiven Verhältnissen nicht zu verwundern, ein ebensolcher Mangel an jeglichen materiellen, wenn auch noch so bescheidenen Genüssen. Selbst eine städtischen Charakter tragende Bebauung konnte sich im preußischen Jadegebiet erst spät entwickeln. Denn da Oldenburg die Ansiedelung auf diesem letztern erschwert wissen wollte, wurde Bauterrain daselbst an Private nur zu dem damals verhältnißmäßig hohen Preise von über 3 Mark pro Quadratmeter (allerdings einschließlich der für die Bebauung erforderlichen Aufhöhung um 1—1,25 Meter) verkauft, und selbst der Fiscus baute in dem nur wenige Häuser zählenden „Stadtgebiet" nach den Vorschriften der berliner Baupolizeiordnung, sodaß in jener stürmischen Gegend statt zusammenhängender Häuserreihen, die Schutz vor dem Winde geboten hätten, einzelne, je etwa 11 Meter voneinander entfernte (weil in den einander zugekehrten Giebeln mit Fenstern versehene!) Häuser standen.

Es muß endlich noch zweier Umstände Erwähnung gethan werden, welche geeignet waren, die amtliche Thätigkeit der Bauleitenden zu erschweren; es waren dies die Vielköpfigkeit der Behörden, die bei den Projecten und Ausführungen mitzusprechen hatten, und die nicht in allen Fällen genügende Qualifikation der Bauunternehmer und Gewerbtreibenden. Bei einem und demselben Project war mitunter Uebereinstimmung folgender Behörden erforderlich: des preußischen Domänenfiscus, der preußischen Polizeidirection, der Hafenbaucommission, der Forti-

Digitized by Google

fication, der Sielacht Rüstringen-Knyphausen, des jeverischen Deichverbandes und aller der diesen verschiedenen Behörden vorgesetzten Instanzen. Betreffs des zweiten Punktes sei nur darauf hingewiesen, daß die oben beschriebenen Verhältnisse nicht dazu angethan waren, lauter solide, gesicherte Existenzen anzuziehen, sondern daß manch einer, der als „abenteuerlicher Gesell" hätte bezeichnet werden können, in Wilhelmshaven ein früher rasch verjubeltes Vermögen noch rascher wiederzuerwerben trachtete.

Erst wenn man alle diese Schwierigkeiten, welche die Natur sowol wie sonstige Ungunst der Verhältnisse gehäuft hatten, kennt, vermag man zu ermessen, welches gewaltige Maß von Energie, Intelligenz und Arbeit in den Bauten von Wilhelmshaven steckt, und deshalb sei erst jetzt eine Beschreibung der gesammten Arbeiten hier angeschlossen.

Zuerst mußte der mittlere Theil des mehrerwähnten, früher schon preisgegebenen Landes von neuem eingedeicht werden, damit im Schutz dieser Bedeichung die Baugruben für die einzelnen zusammenhängenden Baucomplexe und Umfassungsmauern ausgehoben resp. zwischen den sie umschließenden Fangedämmen (aus Spundwänden mit dazwischengeschüttetem Thon oder Beton) ausgebaggert werden konnten. Diese neue Bedeichung schloß an den obengedachten 1900 Meter langen Deich an und ging in zwei „Flügeldeichen" auf die äußerste Landspitze zu, um dort durch einen gewaltigen Hauptfangedamm, dessen Krone übrigens von besonders hohen Sturmfluten überdeckt wurde, geschlossen zu werden. Da wo der Anschluß des Fangedammes an jene Deichenden erfolgt, waren mächtige Steinschüttungen angebracht, die sich in einer Gesammtlänge von über 3000 Meter als „Steindeiche" vor dem Fuße der neuen und alten Deiche hinzogen und westlich an einen hohen „Groden", der die Ruinen der einer Sturmflut zum Opfer gefallenen Kirche des Dorfes Bant trägt, nördlich an eine vorspringende Ecke des alten Hauptseedeichs anschlossen. Diese Steindeiche haben zwar die Verlandung des später ebenfalls in die Bedeichung gezogenen Terrains vorbereitet, verdankten aber wol mehr dem der Bauverwaltung durch eine Clausel des Staatsvertrags aufgenöthigten Bestreben, schon in den ersten Baujahren erhebliche Summen auf den Bau zu verwenden, ihre Entstehung.

Die eigentlichen Hafenbauten beginnen mit den beiden Molenköpfen, zwei auf Pfahlrost fundirten und die normale Fluthöhe um 5 Meter überragenden runden Mauerkörpern, die außen mit Portasteinen bekleidet sind und deren südlicher neuerdings einen kleinen Aufbau erhalten hat, unter dem sich ein selbstregistrirender Pegel befindet. Der nördliche Molenkopf zeigt nachts ein grünes, der südliche ein rothes Hafenfeuer. Zwischen beiden Molenköpfen ist, in der Höhe des normalen Hochwassers gemessen, eine Oeffnung von 69,5 Metern befindlich, durch welche die Schiffe in die „Hafeneinfahrt" gelangen. Diese, durch Mauern von 5,30 Meter Stärke und gleicher Höhe und Bekleidung wie die Molenköpfe begrenzt, ist 210 Meter lang und erweitert sich nach Nordwesten zu allmählich auf 93 Meter. An der Nordwestseite ist sie durch das Haupt- und durch eins der Thore der „ersten Schleuse" von allen binnenwärts gelegenen Hafentheilen abgeschlossen.

Digitized by Google

Die erste Schleuse hat 42,7 Meter Länge — auch dieses sowie alle folgenden Längen- und Breitenmaße sind in jener Höhe des Normalhochwassers genommen —, eine Durchfahrtsbreite von 20,7 Meter und in der Mitte eine Tiefe von 8,47 Meter (ebenfalls bei Normalhochwasser gemessen). Sie ruht auf einem starken Betonbett und ist theils mit Portasteinen, theils mit schwedischem Granit verkleidet. Ihre Wände reichen ebenfalls bis 5 Meter über Normalhochwasser und bilden mit ihrem seewärts gelegenen eisernen Flut- oder Sturmthor den ersten Abschluß, der die gesammten Etablissements gegen die See sichert. Das Flutthor schließt von selbst, wenn der Außenwasserstand höher steigt als der Wasserstand binnenwärts des zweiten Thores, des Ebbthores. Dieses hingegen schließt von selbst, sobald bei Beginn des Ebbstromes der Außenwasserstand niedriger wird.

Aus der ersten Schleuse gelangt man in einen trapezförmigen Vorhafen von 188,3 Meter Länge und 125,5 Meter Breite; auch er ist mit portasteinverkleideten Mauern umgeben, deren Oberkante jedoch den Hochwasserspiegel nur noch um 2,50 Meter überragt. Gegenüber der ersten liegt an der Nordwestecke des Vorhafens die „zweite Schleuse". Sie ist wie die erste construirt; indessen reichen ihre Umfassungsmauern nur so hoch wie die des Vorhafens. Eine Ausnahme macht ein plateauförmiger Mitteltheil der beiden Längsmauern, der so hoch liegt wie die Mauern der ersten Schleuse, und der im Verein mit dem zwischen ihm befindlichen Flutthor und den beiderseits an ihn anschließenden und bis an die obengenannten „Flügeldeiche" sich erstreckenden Deichen den zweiten Abschluß der Etablissements gegen die See bildet.

An das innere Schleusenhaupt dieser zweiten Schleuse schließt sich der „Hafenkanal" an, in dem in der Regel der normale Hochwasserstand gehalten wird. Soll nun ein Schiff bei geringerm als diesem Normalstand durchgeschleust werden, so passirt es, aus See kommend, die Hafeneinfahrt und das nach Obigem ohnehin jetzt offene Flutthor, demnächst das zu öffnende Ebbthor der ersten Schleuse; aus dem Vorhafen, der danach als Schleusenkammer dient, ist inzwischen so viel Wasser abgelaufen, daß sein Spiegel mit dem der See im Niveau ist. Hat das Schiff die Schleuse passirt, so wird das Ebbthor der ersten Schleuse geschlossen, dasjenige der zweiten (das Flutthor ist natürlich auch in dieser geöffnet) geöffnet. Das Wasser der binnenwärts dieses Ebbthores gelegenen Hafentheile muß also durch Sinken des Wasserspiegels sich au niveau desjenigen im Vorhafen setzen, ehe das Schiff auch die zweite Schleuse passiren kann. Da aber die binnenwärts liegenden Wasserbassins (ausschließlich der jetzt erst fertig gestellten, die hier außer Betracht bleiben) etwa zwölfmal so groß sind wie der Vorhafen, so geht von der Höhendifferenz zwischen dem Binnen- und Außenwasserstand auch nur ein Zwölftel für erstern verloren, und dies ist bei jedem etwas höher als normal kommenden Hochwasser unschwer durch Oeffnung des Flutthores der ersten Schleuse zu ersetzen.

Der — bald in eine ziemlich rein westliche Richtung übergehende — Hafenkanal hatte ursprünglich nur den Zweck, den eigentlichen Binnen- oder Bauhafen mit den sich um diesen gruppirenden Bauten mehr von See zu entfernen und ihn der Beschießung zu entziehen. Dies war auch zur Zeit, als das Project auf-

Digitized by Google

gestellt wurde, ein ausschlaggebender Grund. Bei der Tragfähigkeit der modernen Geschütze indeß müßte der Kanal, wollte er diesen seinen frühern Zweck noch erfüllen, statt der jetzigen Länge von 1125 Meter die zehnfache Länge haben, was das gesammte Etablissement wieder gegen einen Landangriff viel schwerer vertheidigen lassen würde, als dies jetzt möglich ist. Der Kanal, zum Theil vom vornherein mit Kaimauern versehen, zum Theil von 84 auf 186 Meter verbreitert und nachträglich mit solchen ausgestattet, bildet jetzt einen integrirenden Bestandtheil der Werftanlagen und nimmt, in der sogenannten Ausrüstungswerft, die kampfbereiten Schlachtschiffe auf. Da er die Stadt in einen nördlichen und einen südlichen Theil scheidet, wird er mittels einer Drehbrücke, statt derer bisjetzt eine Schiffbrücke aus den ältesten preußischen Kanonenbooten dient, überbrückt werden.

An den Hafenkanal, von dem noch ein kleiner besonderer Hafen für Dampfbagger und Prahme ausgeht, schließt sich der rings mit Kaimauern versehene, 376,56 Meter lange, 235,35 Meter breite Bauhafen an, um den sich die durchweg granitverkleideten, obenerwähnten drei Trockendocks*) und zwei Hellinge, ein Bootshafen und die zahlreichen Gebäude der mauerumschlossenen Bauwerft gruppiren: das Verwaltungsgebäude, das Dockpumpenhaus, die Schiffsschmiede, Taklerwerkstatt, Dampfhammerschmiede, Montirungswerkstatt, Kesselschmiede, Metall- und Eißengießerei, Plattenwerkstatt, Bootsbauschuppen, Schiffskammern (eine jede enthält das gesammte Inventar je eines zur Nordseestation gehörenden Schiffes), Artilleriemagazine u. s. w.

Die Mitte der Docksohlen liegt an ihrem höchsten Punkte wieder, wie in den Schleusen, 8,47 Meter unter Normalhochwasser, wogegen die, unausgepflasterte, Sohle des Bauhafens, Hafenkanals, Vorhafens und der Hafeneinfahrt um 63 Centimeter tiefer liegt, oder eigentlich — da wie in jedem der Verschlickung ausgesetzten Nordseehafen häufig gebaggert werden muß — liegen soll.

Der Umstand, daß jedes Durchschleusen Zeit in Anspruch nimmt und daß nicht viel Zeit dafür zur Disposition steht, hatte schon im Interesse der schleunigen Kriegsbereitschaft der Flotte der Nordseestation den Besitz nach einer „zweiten Hafeneinfahrt" wünschenswerth erscheinen lassen. Dem trat aber noch nach Ingebrauchnahme der ersten**) hinzu, daß sich das Ansteuern dieser für die größern Schiffe als ziemlich schwierig herausgestellt hatte, indem der Achtertheil des Schiffes noch von der sehr scharf vor den Molenköpfen treibenden Strömung gefaßt wurde, während der Vordertheil schon im ruhigen Wasser der Hafeneinfahrt sich befand, wodurch die Schiffe in dem beschriebenen Moment gezwungen sind, volldampf rückwärts zu arbeiten, um keine Havarie durch „Anecken" der Einfahrtsmauern zu erleiden. Wenn auch infolge dessen, dank dem Geschick der Commandanten und der Hafenlootsen, noch keine größern Unfälle stattgefunden haben, so war doch immerhin auch in dieser Beziehung der Besitz einer zweiten, besser situirten Hafeneinfahrt dringend erwünscht. Nun nimmt der Strom westlich der alten Einfahrt mehr und mehr die Richtung von deren Achse an; diese wurde also für die neue,

*) Außer diesen ist ein Schwimmdock im Bau begriffen.

**) Die ersten Kriegsschiffe passirten sie im Kriegswinter 1870, in welchem die ältern Hafenanlagen vollendet worden sind.

Digitized by Google

700 Meter westlich der alten angelegte Hafeneinfahrt gewählt, die nebst den ihr binnenwärts angeschlossenen Bauten im wesentlichen auf dem obenerwähnten, innerhalb der alten „Steindeiche" neuestens eingedeichten Terrain erbaut ist. Auch die „zweite Hafeneinfahrt" ist durch großartige Molenbauten gesichert; die nördliche Mole, die bei einer Gesammtlänge von 600 Meter sich in flacher Curve gegen den südlichen Molenkopf der alten Einfahrt wendet, mußte auf 500, die südliche nur 155 Meter lange Mole auf etwa 80 Meter ihrer Länge im freien Wasser erbaut werden, und namentlich die erstere hat während der Bauzeit, z. B. im December 1883, gewaltige Sturmfluten zu erdulden gehabt. Doch ist ihr in technischer Hinsicht sehr interessanter Bau ohne wesentliche Unfälle beendet worden. Ebenso der Bau der an sie anschließenden, überaus großartigen neuen Schleuse, zu deren Haupt die Molenmauern, deren Krone unter der Höhe der größten Sturmfluten liegt, zuletzt rampenförmig aufsteigen. Die Schleusenwände nämlich mit dem zwischen ihnen befindlichen Sturmthor (oder, wenn dieses versagen sollte, einem Ponton) bilden wieder den Abschluß der neuen Hafenanlagen gegen die See. Flut- und Ebbthor verschließen die Schleusenkammer. Außerdem hat die 180 Meter lange Schleuse nach binnenwärts einen Pontonverschluß, der in Verbindung mit einem der Thore es gestattet, die Schleusen als Nothdock auch für die größten Panzerfregatten unserer Marine zu benutzen. Die neue Schleuse, im übrigen den beiden ältern ähnlich, ist nahezu 4 Meter breiter und 1 Meter tiefer als diese, dürfte also thatsächlich zu den größten Seeschleusen der Welt gehören.

Binnenwärts der Schleuse folgt ein großentheils mit Kaimauern umgebenes Bassin, das einerseits mit dem „Ausrüstungshafen" in Verbindung gebracht werden kann (durch Ausfahren eines Pontonverschlusses) und also einen integrirenden Bestandtheil der eigentlichen Kriegshafenanlagen darstellt, andererseits den Handelshafen für den neuen nach der Ems führenden Kanal bildet. An dieses 7 Hektar große Bassin schließt sich eine Aufschleppvorrichtung für kleinere zu reparirende Fahrzeuge (eine sogenannte „Slip") und ein kleines Trockendock für Dampfbagger u. dgl. an.

Der neue Ems-Jadekanal muß insofern hier in Betracht gezogen werden, als er in seinem schwierigsten Theile von den Hafenbaubeamten der Nordseestation ausgeführt ist; dieser Theil des Kanals enthält nämlich außer einer Kammerschleuse und zahlreichen kleinern Durchlässen und kleinern Drehbrücken allein sechs größere Eisenbahn- und Chausseebrücken, sowie die Ueberführung über einen zur Entwässerung der Umgegend dienenden Wasserlauf, die Made. Der Kanal hat für die Marine übrigens auch insofern Bedeutung, als er den Hafenbassins süßes, nicht schlickhaltiges Wasser zuführt, eine bessere Spülung derselben und ferner einen billigern Kohlentransport ermöglicht.

Zu den kleinern, ebenfalls dem Hafenbauressort zugefallenen Bauten gehören ein interimistischer Handelshafen und ein kleiner Fluthafen, südlich des Vorhafens.

Weit einfacher und kürzer sind die fortificatorischen Anlagen zu schildern. Nach See zu bestehen sie im wesentlichen aus einer Anzahl unmittelbar an die

Digitized by Google

Deiche nördlich der alten Hafeneinfahrt gelehnter oder dicht dahinter befindlicher offener Geschützstände mit den erforderlichen Unterkunfts- und Munitionsräumen, sowie aus einem zwischen ihnen liegenden ziemlich großartigen, allseitig sturmfreien Fort. Alle nach See schlagenden Geschützstände sind mit sehr schweren Kalibern ausgestattet. Landwärts umgeben den Ort — und zwar in durchschnittlich 5400 Meter Entfernung vom Mittelpunkt des Bauhafens — drei Forts, die ebenfalls allseitig sturmfrei, aber minder stark armirt sind. Alle Forts stehen unter sich und mit der Bahn nach Bremen in Eisenbahnverbindung. *)

Von allgemeinerm Interesse möchte wol eine Aufzählung dessen sein, was geschehen mußte, ehe Wilhelmshaven, das seinen Namen seit dem 17. Juni 1869, dem Tage der Taufe durch „König Wilhelm, den Schirmherrn des Norddeutschen Bundes" trägt, zu seiner heutigen Blüte gelangte.

Zunächst mußte jene die Ansiedelungen beschränkende Clausel des Staatsvertrags fallen und das „preußische Jadegebiet" erweitert werden. Sodann waren die weiten Weideplätze mit ihren stagnirenden Tümpeln und Gräben mit Seesand aufzuhöhen und gleichzeitig, nördlich und südlich des Hafenkanals, für eine ausreichende Entwässerung durch zwei neue Siele (deren eins etwa da mündet, wo einst Napoleon I. zur Ueberwachung der Continentalsperre eine Batterie hatte anlegen lassen) Sorge zu tragen. Zwei Artesische Brunnen und später eine eigene 13 Kilometer lange Leitung brachten frisches Trinkwasser, das von einem Sammelreservoir aus die Straßenbrunnen speist und — schon wegen der Verproviantirung der Schiffe — in sehr bedeutenden Mengen erforderlich ist. (Vor der 1877 erfolgten Fertigstellung jener Leitung mußten gelegentlich besondere Dampfer aus Geestemünde Trinkwasser holen.) Die Straßen und Plätze waren ebenfalls aufzuhöhen und mit Millionen und aber Millionen Klinkern zu pflastern, sowie mit Gasleitung zu versehen, zu entwässern und mit Bäumen zu bepflanzen. **) Mehrere Schulen und eine Kirche waren zu erbauen, ein größerer und ein kleinerer Park anzulegen, eine Dampferverbindung nach dem Ostufer der Jade einzurichten, kurz für eine rapid wachsende Bevölkerung stets völlige Neuschöpfungen herzustellen. Den Löwenantheil an deren Kosten und Ausführung trug freilich die Marineverwaltung, doch blieb bei der Complicirtheit der behördlichen Verhältnisse für die städtischen Behörden ein gutes Stück Arbeit, denn das nächste preußische Amt Wittmund, dem die Stadt untersteht, ist ziemlich unbequem zu erreichen und in vielen Dingen, die eben den Marinefiscus betreffen, machtlos; auch oldenburgische Behörden sprechen der Deich- und Sielverhältnisse wegen über Wilhelmshavens Wohl und Wehe mit ab. Sind nun auch bei der Concurrenz der Reichs-, preußischen, oldenburgischen und städtischen Behörden hier und da

*) Da die Gleise bis auf die Wälle fortgesetzt sind, kann ohne Schwierigkeit ein Rohr, das aus Spandau oder Essen nach Wilhelmshaven geht, hier in höchstens 24 Stunden schußbereit sein.

**) Das Malariafieber ist jetzt so gut wie ganz geschwunden; Wilhelmshaven darf den gesundesten deutschen Küstenstädten beigezählt werden, was theils den obenerwähnten Maßnahmen, theils dem Aufhören der Ausschachtungen zuzuschreiben ist.

Digitized by Google

„Unzuträglichkeiten" eingetreten und den städtischen Behörden speciell trübe Erfahrungen mit ihren eigenen Beamten nicht erspart geblieben, so ist doch die Entwickelung der Stadt im ganzen eine recht erfreuliche.

Breite saubere Straßen, wohlgepflegte Plätze, meist freundliche, vielfach geschmackvolle und sogar großartige Gebäude mit zahlreichen Vorgärten geben ein recht ansprechendes Bild, dem ein Reiz noch ganz besonders eigenthümlich ist: der Anblick der Schiffe, die im Bau- und Ausrüstungshafen wie im Vorhafen, scheinbar mitten in der Stadt liegen und deren Untermasten selbst die Häuser noch gewaltig überragen.

In Wilhelmshaven, das übrigens von einer Anzahl kleinerer Filialortschaften auf oldenburgischem Gebiet (z. B. der bereits 6320 Einwohner zählenden, großentheils marinefiscalischen Gemeinde Bant) umgeben ist, leben jetzt etwa 14000 Einwohner, und zwar, wie gleich hinzugesetzt werden muß, fast ausnahmslos von der Marine. Um deren Interessen dreht sich daher, selbst abgesehen von den allmählich entstandenen verwandtschaftlichen Beziehungen, geradezu alles. Für den Charakter der gebildeten Bevölkerungsklassen ist aber die Verquickung der bürgerlichen Berufsinteressen mit den seemännischen von Vortheil gewesen. Sie gab ihnen eine gewisse Weite des Blickes, eine frische Schaffensfreudigkeit und einen regen Sinn für das gemeine Wohl. Und schon um dieser Eigenschaften willen möchte man dem Orte auch ferneres frohes Gedeihen wünschen.

---

Digitized by Google

# Die jüngsten Arbeiterunruhen in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Rudolf Doehn.

## I.

Zwei der größten Reiche der Erde befinden sich offenbar in einem Entwickelungsstadium, welches für ihre Zukunft entscheidungsvolle Ereignisse in sich birgt. Die beiden Reiche sind die Republik der Vereinigten Staaten von Amerika und das russische Kaiserreich. Während aber die nordamerikanische Union als Republik auf der Basis des freien Bürgerthums beruht, herrscht in Rußland eine militärisch-absolutistische Monarchie. Dort kommt durch ein freies Wahlsystem in hohem Grade der Wille des Volkes zur Geltung, hier entscheidet der Einzelwille eines unbeschränkten Gewaltherrschers. In beiden Ländern, die sich glücklicherweise räumlich wenig oder gar nicht berühren, macht sich andauernd eine starke Expansivkraft geltend. In Rußland zeigt sich dies in zwei Welttheilen, in Asien und Europa, in den Vereinigten Staaten bis dahin nur in Amerika. In beiden großen Ländern gibt es ein wunderbares Völkergemisch, doch wird dasselbe in dem einen Lande in hohem Grade durch eine freiheitliche Verfassung zusammengehalten, in dem andern dagegen zumeist durch das keinen Widerspruch duldende Machtgebot des Einzelherrschers. Schon wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, ob und wie lange dieser Zusammenhalt dauern kann. Der blutige Secessionskrieg machte der Negersklaverei ein Ende und schlang, der individuellen Thatkraft freien Spielraum gebend, ein neues, festes freiheitliches Band um die regenerirte Union, welche seitdem in einem frischen Aufblühen begriffen ist; in Rußland dagegen fehlt in der großen Masse der Bevölkerung fast jede selbständige Geistesenergie; nur ein stetes Ausdehnen der Grenzen und eine andauernde Eroberungspolitik lenken einstweilen den nationalen Geist von der Betrachtung des heimischen Elends ab, müssen aber der culturellen und politischen Entwickelung vieler europäischer Länder höchst bedrohlich erscheinen. Wie indessen in so manchen Staaten Europas die Lösung der socialen Frage immer deutlicher und mächtiger in den Vordergrund tritt, so ist dies infolge der erleichterten und schnellen Verbindungsmittel theilweise auch in Amerika der Fall; in Rußland jedoch lauert gleichsam

Digitized by Google

auf vulkanischem Untergrunde der zerstörungssüchtige Nihilismus nur auf eine passende Gelegenheit, um alles Bestehende zerschmetternd und vernichtend über den Haufen zu werfen. Das letzte Jahrhundert ging mit einer gewaltigen Revolution, welche, wie man gesagt hat, die Reise um die Erde machte, zu Ende; wenn nicht bei zeiten Vorkehrungen getroffen werden, so scheint auch das Ende dieses Jahrhunderts nicht ohne tiefgreifende Umwälzungen in manchen Staaten herankommen zu sollen.

Es soll nun unsere Aufgabe sein, nachstehend die jüngsten, vorzugsweise in den letzten Jahrzehnten vorgekommenen Arbeiterunruhen in der Republik der Vereinigten Staaten, wohin sie vielfach von Europa aus importirt wurden, einer nähern Betrachtung zu unterziehen. Daß diese Unruhen durch die amerikanischen Verhältnisse in mancher Hinsicht etwas modificirt erscheinen, liegt auf der Hand. Wol jedes Volk hat im Laufe seiner Culturentwickelung verschiedene Stadien zu durchlaufen, die durch ihre besondere Eigenart bedingt erscheinen. In den Vereinigten Staaten mußte das theilweise Fortbestehen des Instituts der Negersklaverei nach dem Unabhängigkeitskriege aus politischen und socialen Gründen im Laufe der Zeit jenen schweren und blutigen Conflict heranreifen lassen, den man treffend als den „unvermeidlichen Conflict" (the irrepressible conflict) bezeichnet hat. So entstand der nordamerikanische Bürgerkrieg, nach dessen glücklicher Beendigung die socialen Verhältnisse in den frühern Sklavenstaaten sich mehr und mehr den socialen Zuständen und Erwerbsarten in den freien Unionsstaaten näherten. Die weiten, vor wenigen Decennien noch von Leibeigenen bebauten Plantagen haben vielfach und in verhältnißmäßig kurzer Zeit lohnenden industriellen Unternehmungen Raum gegeben. Blühende Fabriken entstanden, wo vor wenigen Jahren elende Sklavenhütten verlumpte Neger bargen und die Peitsche des Sklavenaufsehers erschallte; selbst die große Mehrzahl der frühern Rebellen erblickt jetzt ein Glück für die Südstaaten darin, daß sie von dem freien Norden besiegt wurden, und wünscht unter keinen Umständen die Negersklaverei zurück, wenn man auch gerade kein geringschätziges Urtheil über die alten Secessionskämpfer, selbst nicht über Jefferson Davis, zu hören liebt. Noch kürzlich fand in Richmond im Staate Virginien, der Hauptstadt der frühern Rebellenstaaten, eine große landwirthschaftliche Ausstellung statt, wo der Präsident Cleveland, der niemals und in keiner Hinsicht mit der Secession sympathisirte, mit der größten Freundlichkeit und Auszeichnung empfangen wurde. Aus leichtbegreiflichen Gründen war bisjetzt in den frühern Sklavenstaaten von Arbeiterunruhen wenig oder gar nicht die Rede; für socialdemokratische Agitatoren war dort lange Zeit kein ergiebiger Boden.

Die ersten nennenswerthen Zeichen von Unzufriedenheit und socialistischen Bewegungen in den sogenannten Arbeiterklassen finden wir in den östlichen, nördlichen und westlichen Theilen der Union, und zwar bald nach ihrer Entstehung. Seitdem sich aus einer Anzahl verhältnißmäßig kleiner Colonien durch die Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli 1776 die Vereinigten Staaten von Amerika gebildet hatten, wurde dieser neugeschaffenen demokratischen Republik von vielen Seiten, namentlich aber von Frankreich und Deutschland, eine rege Aufmerksamkeit, die theilweise an Sympathie grenzte, entgegengebracht. Dies steigerte sich in dem-

Digitized by Google

selben Maße, wie die junge Republik an Ausdehnung und Kraftentfaltung infolge ihrer reichen natürlichen Hülfsquellen und ihrer innern politischen Beschaffenheit wuchs und sich zu einem mächtigen Großstaat entfaltete, dessen Flagge auf allen Meeren wehte und der auf allen Großmärkten der Erde mit den übrigen Ländern in Concurrenz trat. Eine ganz besondere Rückwirkuug übte die große Französische Revolution aus, indem alle durch dieselbe in den verschiedensten Staaten Europas wachgerufenen Ideen und Bestrebungen jenseit des Atlantischen Oceans die Verwirklichung erhofften, welche ihnen in Europa vielfach oder ganz versagt blieb. So geschah es denn, daß getäuschte Hoffnung und harte Verfolgung viele Tausende von Europamüden bald in größern, bald in kleinern Scharen nach der großen transatlantischen Republik führten. Seit dem Jahre 1824 und schon früher sind verschiedene Versuche gemacht worden, socialistisch-communistische Gemeinwesen in den Vereinigten Staaten zu gründen, die meistens einen religiösen Beigeschmack hatten; wir verweisen hier nur kurz auf die von Georg Rapp und dessen Adoptivsohn Friedrich Rapp, Joseph Bäumeler, Konrad Beitzel, Dr. Keil, Etienne Cabet u. s. w. gemachten Experimente, sowie auf die spiritualistischen Gemeinden, die Owen'sche und Fourier'sche Epoche, worüber bereits in unserer Zeitschrift*) ausführlich berichtet wurde. Den Zerfall der von Cabet ins Leben gerufenen icarianischen Bestrebungen zu Nauvoo im Staate Illinois und in der Nähe von St.-Louis im Staate Missouri hat Verfasser dieser Zeilen, der nahezu 12 Jahre in St.-Louis wohnte und Anfang der sechziger Jhre Mitglied der Legislatur von Missouri war, theilweise selbst erlebt. Cabet starb in der genannten Stadt am 8. Nov. 1856 im Alter von 69 Jahren. Nach allen uns vorliegenden Quellen hat der eigentliche Communismus keine Zukunft in der nordamerikanischen Union.

Der Ursprung der nordamerikanischen Arbeiterbewegung, welche sich die Lösung des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit mit mehr oder weniger Erfolg und richtigerm Verständniß der Verhältnisse zum Ziele gesetzt hat, ist etwa auf das Jahr 1830 zurückzuführen. Zu den ersten Forderungen der arbeitenden Klassen, die sich um die genannte Zeit zur Verbesserung ihrer Lage enger zusammenzuschließen begannen, gehörte das Verlangen nach Verkürzung der Arbeitszeit. Wie früher ziemlich allgemein üblich, bedeutete die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ausgedehnte Arbeit im Winter eine Arbeitszeit von 9 bis 12 Stunden, im Sommer eine solche von 12 bis 16 Stunden. Den Kampf gegen diese lange Arbeitszeit eröffneten die Bauhandwerker, welche auch insofern einen Erfolg erzielten, als sie durchschnittlich eine kürzere Zeit arbeiten als die meisten andern Arbeiterklassen. In verschiedenen Städten, z. B. in St.-Louis und Chicago, organisirten sich „Achtstunden-Bauvereine" (Eight Hours Building Leagues), die in Verbindung mit den Gewerkvereinen standen, aber auch Arbeiter zu Mitgliedern aufnahmen, welche keinen Gewerkvereinen angehörten und sich ausschließlich der Agitation für Verkürzung der Arbeitszeit widmeten. Am 6. Sept. 1832 trat zu Boston in Massachusetts ein Arbeitercongreß zusammen und berieth unter anderm

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XV, 1., 801 fg.; XV, 2., 200 fg., 751 fg.

Digitized by Google

über folgende Punkte: Organisation der Arbeiter in den Neuengland-Staaten mit einem Centralcomité in jedem Einzelstaate Neuenglands; Feststellung eines einfachen und billigen Planes zur Errichtung von Arbeiter-Fortbildungsschulen; Vorschlag zur Abhaltung eines jährlichen nationalen Arbeitercongresses; Propaganda für das Zehnstundensystem; Einfluß der Banken und Monopole auf die Lage der arbeitenden Klassen; Hebung der Erziehung, namentlich Erlaß von Gesetzen, welche der Fabrikarbeiterbevölkerung nach dem Muster der englischen Schulgesetzgebung Zeit und Gelegenheit zu geistiger Fortbildung geben; Aufhebung der Schuldhaft. Außerdem wurden von dem in Rede stehenden Congreß Statuten angenommen, in welchen der jährliche Zusammentritt desselben auf den ersten Mittwoch im September festgesetzt wurde. Schließlich erließ man eine Ansprache an die Arbeiterbevölkerung der Vereinigten Staaten, in welcher der Haß gegen die besitzenden Klassen zum Ausdruck kam. Aehnliche Versammlungen wiederholten sich in den folgenden Jahren; auch stellte die Arbeiterpartei im Jahre 1835 eigene Candidaten für das Amt des Gouverneurs und andere Staatsämter in Massachusetts auf. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat bisjetzt keine besondere Regsamkeit auf dem Gebiete der Arbeiterfrage gezeigt; doch wurde am 10. Sept. 1840 in den Regierungswerkstätten das Zehnstundensystem eingeführt, und es dauerte nicht lange, bis mehrere Privatwerften und Werkstätten diesem Beispiele nachfolgten. Am 24. Juni 1868 wurde auch ein Bundesgesetz erlassen, welches die Arbeitszeit in den Werkstätten der Unionsregierung auf 8 Stunden reducirte; dieselbe Maßregel fand bald darauf, am 6. Juli, in dem Flottenarsenal von Charlestown in Massachusetts Anwendung. Im Frühjahr 1869 endlich wurde den in Regierungswerkstätten beschäftigten Arbeitern mitgetheilt, daß ihre Arbeitslöhne, entsprechend der verbürgten Arbeitszeit, um ein Fünftel verringert werden würden. Da sich die Arbeiter diesem Beschlusse heftig widersetzten, wurde ihr Widerstand durch eine Proclamation des Präsidenten U. S. Grant vom 21. Mai 1869, welche eine Lohnherabsetzung auf Grund der Kürzung der Arbeitszeit verbot, beseitigt. Nachdem im Mai 1869 die Pacific-Eisenbahn dem Verkehr übergeben worden war, trat am 16. Aug. der Congreß der „nationalen Arbeitervereinigung" (National Labor Union) in Philadelphia zusammen, zu welchem nicht weniger als 1063 Arbeitervereine, die 178571 Mitglieder zählten, ihre Vertreter gesandt hatten. Auch die Neger waren hier vertreten, und zwar durch eine Miß Anthony, welche die Rechte der arbeitenden Frauen wahrzunehmen sich bemühte, wie denn überhaupt viele Frauenvereine existirten, deren Thätigkeit darauf gerichtet war, dem weiblichen Geschlecht nicht nur in der Arbeitsfrage Hülfe und Beistand zu leisten, sondern ihm auch das politische Stimmrecht (woman-suffrage) zu verschaffen. Aus den in Philadelphia gefaßten Beschlüssen mögen hier nur folgende hervorgehoben sein: dem nationalen Banksystem wurde, weil es dem Geiste der Freiheit und Gerechtigkeit zuwider sei, der Krieg erklärt; eine Revision des Tarifs wurde verlangt, insofern alle zum Leben nothwendigen Stoffe freie Einfuhr haben, dagegen Luxusartikel mit einem hohen Zoll belegt werden sollten; die öffentlichen Ländereien (Public lands) der Vereinigten Staaten wurden für das Eigenthum des Volkes erklärt und sollten nicht an reiche Individuen oder



Digitized by Google

Corporationen verkauft werden. In letzterer Beziehung ist bis auf die neueste Zeit schwer gesündigt worden; denn die genannten Ländereien, deren Umfang fortwährend abgenommen hat, sind oft in unverantwortlicher Weise verschleudert worden. Die Bildung einer geschlossenen nationalen Arbeiterpartei kam trotz einer dahin zielenden Resolution auf dem erwähnten Congreß in Philadelphia noch nicht zu Stande; immerhin hatte die Bewegung der Arbeiter zur Erlangung politischen Einflusses und zur Anwendung desselben im Interesse ihrer Lage festere Formen angenommen. Der im Jahre 1870 erschienene Bericht des Arbeiterbureau für Massachusetts theilte die Namen von acht Verbindungen mit, deren Zweck in der lebhaften Agitation für die Sache der Arbeiter bestand und mehrfach noch besteht. Zu den Führern und einflußreichsten Verbündeten dieser socialistischen Bestrebungen, die nicht selten einen offensiven Charakter trugen, zählten unter andern der General Oliver, früher Chef des Bureau der Arbeiterstatistik in Boston, George Mac Neill und der Oberst Wright. Zur Kennzeichnung des Standpunktes, welchen die extreme Arbeiterpartei der nordamerikanischen Union im Weltausstellungsjahre einnahm, hebt Arthur von Studnitz in seinem werthvollen, aus Quellenstudien schöpfenden Buche „Nordamerikanische Arbeiterverhältnisse" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1879) das vom 22. Juli 1876 datirende Programm hervor, welches von einem Congreß der „Arbeiterpartei der Vereinigten Staaten" (Working Men's Party of the United States) angenommen wurde und also lautet: „Die Arbeiterpartei der Vereinigten Staaten stellte zunächst folgende Forderungen auf: 1) Einführung eines Normalarbeitstages von vorläufig acht Stunden und Bestrafung aller Uebertreter; 2) sanitätliche Beaufsichtigung aller Arbeitsverhältnisse, Lebensmittel und Wohnungen eingeschlossen; 3) Einsetzung von statistischen Arbeitsbureaus in allen einzelnen Unionsstaaten, wie auch seitens der Nationalregierung. Die Beamten dieser Bureaus sollen aus Mitgliedern der Arbeiterorganisation genommen und durch diese gewählt werden. 4) Verbot der Ausnutzung der Gefängnißarbeit durch Privatunternehmer; 5) Verbot der Arbeit von Kindern in industriellen Unternehmungen vor zurückgelegtem 14. Lebensjahre; 6) unentgeltlicher Unterricht in allen Bildungsanstalten; 7) ein strenges Haftpflichtgesetz zum Schutze aller Arbeiter; 8) unentgeltliche Rechtspflege; 9) Abschaffung aller Verschwörungsgesetze; 10) Uebernahme sämmtlicher Telegraphen und Verkehrswege und Betrieb derselben durch den Staat; 11) staatliche Controle aller industriellen Unternehmungen und Betrieb derselben durch freie corporative Genossenschaften zum Vortheil des ganzen Volkes."

Arthur von Studnitz, welcher, unterstützt von dem preußischen Handelsminister Dr. Achenbach, im Jahre 1876 eine Reise nach den Vereinigten Staaten unternahm, berichtet sehr ausführlich über die nordamerikanische Arbeitergesetzgebung, soweit dieselbe von den einzelnen Unionsstaaten erlassen wurde; die Bundesregierung ist in dieser Beziehung, wie bereits erwähnt, bisjetzt nicht hervorragend thätig gewesen. Es ist bedauerlich, daß das Buch des Herrn von Studnitz die Arbeiterbewegung nur bis Ende der siebziger Jahre verfolgt, doch nimmt dasselbe auch Rücksicht auf die Arbeiterrassenbewegung, vorzugsweise auf die Chinesenfrage, welche in verschiedenen Staaten und Territorien der Union böse Ausschreitungen

Digitized by Google

veranlaßte und beklagenswerthe Aufstände hervorrief. So erregte z. B. ein gewisser Dennis Kearney, der auch in jüngster Zeit sich wiederum agitatorisch hervorgethan hat, im Sommer 1878 in Californien nicht geringes Aufsehen. Indem er die Chineseneinwanderung, welche allerdings den weißen Arbeitern vielfach starke Concurrenz machte, bitter bekämpfte, verband er sich mit den Vertheidigern einer unbegrenzten Papiergeldwirthschaft und rieth zur Bildung einer dritten politischen Partei, welche sich ebenbürtig neben die republikanische und demokratische zu stellen hätte. Diese „Nationalpartei", wie der californische Agitator sie nannte, sollte alle „niedergetretenen Opfer" (down trotten victims) des Kapitals umfassen und den Erzdemagogen Benjamin F. Butler, der bereits die demokratische und republikanische Partei verrathen und sich der Arbeiterpartei in die Arme geworfen hatte, zum Bannerträger erwählen. „Setzet der Gewalt die Gewalt entgegen", rief Kearney in einer zu Boston abgehaltenen öffentlichen Versammlung aus, „begegnet der Gewalt einer tyrannischen Regierung mit der Gewalt des zornigen Volkes, appellirt von der Stimmurne an die Patrone." Dieser californische Agitator, der auch gegenwärtig wieder von sich reden macht, darf gewiß als ein Vorläufer der neuesten Arbeiterunruhen, in welchen Anarchisten und Dynamithelden eine Hauptrolle spielen, angesehen werden.

Um dieselbe Zeit, als die Wühlereien Kearney's stattfanden, tagte unter dem Vorsitz von Abram Hewitt, der unlängst von der demokratischen Partei und den unabhängigen Republikanern zum Mayor von Neuyork erwählt worden ist, zu Washington, der Hauptstadt der Union, ein Ausschuß, welcher vom Repräsentantenhause des Congresses zu dem Zwecke niedergesetzt worden war, die Ursachen der damals herrschenden Arbeiternoth zu erforschen und Mittel zu deren Abhülfe in Vorschlag zu bringen. Es herrschten nämlich in den Jahren 1873—79 viele schnell aufeinanderfolgende Geschäftskrisen, welche eine drückende Geschäftsschwüle und eine weitverbreitete Beschäftigungslosigkeit hervorriefen. Durch die Schließung von großen Fabriken geriethen zahllose Arbeiter in die größte Noth, sie legten sich aufs Wandern und verloren nach längerm Müßiggange fast alle Energie, sich wieder einer geregelten Thätigkeit hinzugeben. Diese Herumstreicher, „Tramps" genannt, hat man wol in zwei Arten getheilt, nämlich in solche, die nur zeitweise außer Beschäftigung waren und jede sich ihnen darbietende Gelegenheit zur Arbeit, wie z. B. Holz herbeischaffen und spalten, ergriffen, und in professionelle Vagabunden, die überhaupt nicht arbeiten wollten und das Land jahraus jahrein als Bettler durchzogen. Während sie den Sommer und die wärmere Jahreszeit mehr in den nördlichen Staaten verbrachten, wandten sie sich gegen den Winter dem sonnigen Süden zu. War es zu kalt, unter freiem Himmel oder in einem leeren Güterwagen zu übernachten, so meldeten sie sich wol auf den Polizeistationen der Städte, wo ihnen nicht selten eine Decke verabfolgt wurde und von wo sie am andern Morgen unbehelligt weiter wanderten. Oft aber rotteten sie sich in Scharen zusammen und schlugen ein Vagabundenlager auf. Dann verschwanden Geflügel und Schweine in der Nachbarschaft; vom Felde wurden Kartoffeln und junger Mais gestohlen und der Tramp lebte herrlich und in Freuden. Falls das Lager nicht zur rechten Zeit verlassen wurde, erfolgte zuweilen eine Aufhebung



Digitized by Google

durch die Polizei und die arbeitslosen Wanderer wurden wegen Diebstahls ins Zuchthaus geschickt. In manchen Staaten, wie z. B. in Pennsylvanien, erließ man sogenannte Vagabundengesetze (Tramplaws), die sehr strenge waren und selbst das Anmachen eines Lagerfeuees bei Zuchthausstrafe verboten. In denjenigen Staaten, wo ein solches Gesetz nicht existirte, konnte der Tramp nur wegen Bettelns und Stehlens bestraft werden; doch kam letzteres verhältnißmäßig nur selten vor. Wenn ein Tramp wegen Bettelns zur Rechenschaft gezogen wurde, so ließ man ihn in manchen Fällen zur Strafe eine Zeit lang Steine klopfen, wobei er mitunter mit Kette und Kugel beschwert wurde, um sein Entfliehen zu verhindern. Verweigerte einer die Arbeit und setzte sich in seinem Trotze womöglich mit gekreuzten Armen hin, so pflegte man ihm so lange kalte Pfannkuchen und Wasser vorzusetzen, bis er sich eines Bessern besonnen, oder man ließ ihn unter dem Versprechen laufen, die betreffende Stadt oder Gegend zu verlassen. Da in den Vereinigten Staaten Arbeitsbücher und Arbeitsbescheinigungen nahezu unbekannte Dinge sind, so ließen viele Richter, um sich zu versichern, ob sie es mit einem professionellen Tramp zu thun hatten, sich einfach die innern Handflächen zeigen, welche hierüber ein ziemlich sicheres Zeugniß abgaben.

Der große Eisenbahnaufruhr im Jahre 1877 hätte sich nach der Ansicht von Sachkundigen kaum zu einer Revolte gestaltet, keinesfalls aber zu einer Revolte von so großen Dimensionen, wie sie wirklich stattfand, wenn sich nicht unbeschäftigte Arbeiter anderer Branchen und Herumstreicher, wie z. B. die Tramps, mit den Strikenden verbunden und letztere zu Thaten fortgerissen hätten, zu denen sich die eigentlichen Eisenbahnbediensteten allein wol niemals entschlossen haben würden. Selbst wenn die um jene Zeit zwischen der Baltimore- und Ohio-Gesellschaft existirenden bösen Streitigkeiten ansteckend auf das gesammte Eisenbahnnetz der Union gewirkt hätten, so ist doch mit Rücksicht auf die Bildungsstufe und Humanität der amerikanischen Eisenbahnbeamten anzunehmen, daß sie aus eigenem Antriebe die Fahne des Aufruhrs nicht entfaltet haben würden. Es konnte sich niemand unter diesen Angestellten verhehlen, daß sie durch Gewaltmaßregeln wenig oder nichts erreichen würden, indem sie durch dieselben die Sympathien des größern Publikums für ihre Bestrebungen zur Besserung ihrer Gehälter verloren. Nur die Masse der Leute, welche wenig oder nichts zu verlieren hatten und beim Umsturz allein gewinnen konnten oder doch zu gewinnen vermeinten, erklärt in etwas den Beginn und das Umsichgreifen des Aufruhrs. Der Umstand aber, daß die Bediensteten der Eisenbahnen sich mehrfach eine tief einschneidende Lohnreduction gefallen lassen mußten, wird auf zwei Hauptmomente zurückgeführt: einmal herrschte in jenen Jahren eine weitverbreitete Geschäftskrisis, welche den Verdienst sehr vieler Arbeiter kürzte und Hunderttausende der Beschäftigung beraubte; dann aber waren in der verhältnißmäßig langen Zeit von 1830 bis 1865 nicht so viel Eisenbahnen gebaut worden als in der kurzen Zeit von 1865 bis zum Krach 1873. Im Säcularjahre (1876) repräsentirte der Eisenbahnbesitz der Union einen Werth von nahezu 5 Milliarden Dollars. So erklärt es sich leicht, daß die großen Eisenbahnen durch Herabdrücken der Preise für Passagiere und Fracht sich der Concurrenz der kleinern und kleinsten Bahnen zu entledigen suchten. Hier-

Digitized by Google

durch und infolge der vielfach nicht gerechtfertigten Forderungen vieler Farmer, z. B. in Illinois, welche den Bahngesellschaften die Frachtpreise fest vorschrieben, blieb manchen Bahnen zuletzt nichts übrig, als den Betrieb einzustellen und sich für insolvent zu erklären. Die großen Eisenbahngesellschaften, welche das Feld behaupteten, z. B. die Baltimore-Ohiobahn, die Pennsylvaniabahn und die Neuyork-Centralbahn, beherrscht von den Eisenbahnmagnaten Garrett, Tom Scott und Vanderbilt, erzielten alljährlich hohe Dividenden und erregten dadurch vielen Neid und große Unzufriedenheit. Der unter diesen Umständen 1877 ausgebrochene Aufruhr führte zu Greuelthaten, die denen der pariser Commune kaum etwas nachgaben.

An Geheimbünden hat es bekanntlich in der nordamerikanischen Union niemals gefehlt; an Schrecklichkeit und Verwerflichkeit kommen aber wol wenige dem Geheimbunde der „Molly Maguires", die vorzugsweise in den Kohlenbergwerken Pennsylvaniens ihr Unwesen trieben, gleich. Dieser Bund bildete sich in den sittlich verkommenen katholisch-irländischen Arbeitermassen der genannten Gegend und trat mit andern katholisch-irländischen Arbeiterverbindungen in Fühlung. Es existirt über diese Molly Maguires bereits eine so zahlreiche Literatur; fast jedes Buch, das über die Vereinigten Staaten in der neuesten Zeit geschrieben wurde, erzählt von ihnen. Die Veranlassung zur Bildung des Bundes der Molly Maguires, über dessen Namensbezeichnung viel gefabelt worden ist, gaben in Amerika das in pennsylvanischen Grubenbezirken leider vielfach herrschende Ausbeutungsverfahren der Unternehmer gegenüber den Arbeitern, ihr beständiges Herabdrücken der Löhne auf das tiefste Niveau, die sich oft wiederholenden, durch die Concurrenz und den vorangegangenen großen Geschäftskrach hervorgerufenen Industrie-, und damit verbundenen Arbeitsstockungen in den Kohlengruben, welche vorher beim fieberhaft schnellen Emporschießen und Produciren der jungen Industrie der Vereinigten Staaten mit vollster Kraft gearbeitet hatten; hierzu kam das fast haarsträubende Elend, welches unter den armen irischen Grubenarbeitern ausgebrochen war und zur schrecklichsten Hungersnoth ausartete. Männer und Weiber verwilderten, und die entsetzlichste moralische Versunkenheit trat ein. Der in Rede stehende Geheimbund von Arbeitern, welcher ebenso den feigen, gemeinen Mord als Hauptwerkzeug seiner Agitation auf seine rothe Fahne geschrieben hatte, wie der Geheimbund der Fenier oder der „Mondscheinbanden" in Irland, oder der dynamitfreundlichen Anarchisten auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans, erschoß und erdolchte jeden Geschäftsunternehmer oder Beamten, welcher ihm misliebig war, und legte dann neben die Leiche des Ermordeten einen geheimnißvollen Zettel mit dem Beweggrunde von dessen Ermordung. Hiermit aber nicht zufrieden, vergriffen sich die Molly Maguires auch an Arbeitern, welche bei den von dem Geheimbunde inscenirten Strikes oder Arbeitseinstellungen für die frühern Löhne weiter arbeiteten, sich ihren Agitationen nicht anschließen wollten oder sich gar dagegen auflehnten.

Die Schenkwirthe, welche den Verschworenen den Credit verweigerten oder sich einer zeitweiligen Ausplünderung widersetzten, und zwar mit Hülfe der Staatsorgane, wurden schwer bestraft. Selbst bei Staats- und Gemeindewahlen übten die Molly Maguires den frechsten Terrorismus. Bei der wirklich ingeniösen

Digitized by Google

Organisation dieses Geheimbundes, welcher durch die eigenartige Eintheilung seiner Mitglieder in Grade in ein geheimnißvolles, mystisches Dunkel gehüllt erschien, sowie bei der drakonischen Disciplin, welche jeden Geheimbündler zum blinden Werkzeug der Oberleitung machte und auf jeden, auch den leisesten Verrath unnachsichtlich die Todesstrafe setzte, war es natürlich, daß es den Organen der Staatsgewalt längere Zeit unmöglich war, die Leitung der Molly Maguires in ihre Gewalt zu bekommen und dem strafenden Arme der Gerichte des Landes zu überliefern. Infolge dessen herrschte auch längere Zeit ein furchtbarer, sich von Tag zu Tag intensiver gestaltender Terrorismus in den gesammten Regionen der Kohlengruben Pennsylvaniens, welcher sich auf immer weitere Gegenden dieses in seiner Montanindustrie so hochentwickelten Staates erstreckte, weil damals in diesem Industriezweige das katholisch-irländische Arbeiterproletariat hauptsächlich noch beschäftigt war. Dieser Terrorismus unter der Leitung der Molly Maguires, welche außerdem durch das verkommenste, arbeitsscheueste und gefährlichste weiße Gesindel aus der Union täglich Zuzug erhielten, wodurch sich das Elend in den dortigen Kohlenregionen noch steigerte, wurde zuletzt selbst einer großen Anzahl von Mitgliedern, die von den Machthabern mit geheimer, eiserner Gewalt blindlings gelenkt wurden, zu toll; auch sie empfanden ihn als ein schweres Joch, konnten sich demselben jedoch durch eigene Kraft nicht entziehen. Der ganze Geheimbund wurde aber in seiner verabscheuungswürdigen, jedes Gesetz, alles Recht und alle Menschlichkeit mit Füßen tretenden Verwilderung außerdem von der anscheinend gottesfürchtigen, „Bruderliebe und Frömmigkeit" stets im Munde führenden dortigen katholischen Geistlichkeit, wie es die Gerichtsverhandlungen nachträglich klar zu Tage förderten, beständig noch mehr gehetzt und fanatisirt, um ihn als blindes Werkzeug zu ihren politischen oder sonstigen, meistens egoistischen Agitationen zu verwenden. Welch eine furchtbar drastische, die grellsten Gegensätze bildende Vereinigung: das Kreuz der alleinseligmachenden Kirche und der Dolch und Revolver des feig mordenden, fanatisirten Geheimbündlers! Als die Schreckensherrschaft der Molly Maguires endlich ihren höchsten Gipfelpunkt erreicht hatte, da gelang es einem außerordentlich schlauen, gewandten, vor keiner Todesgefahr zurückschreckenden Agenten der „Pinkerton National Detective Agency" in Neuyork, James Mac Parlan, einem geborenen Irländer, sich in der Leitung der Molly Maguires festzusetzen, die gesammte, bisher undurchdringliche Organisation des verderblichen Geheimbundes zu entdecken und schließlich die ganze Verbrecherbande, bevor sie noch größeres Unheil anrichten konnte, den Gerichten des Landes zu überliefern.

Die Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten ist zu zeiten mindestens ebenso groß wie in Deutschland und andern Ländern Europas, und die Unzufriedenheit über den Mangel an Arbeit, sowie über niedrige Löhne macht sich in häufigen Strikes der Arbeiter Luft, wobei meistens große Verluste an Geld und Arbeitskräften verursacht werden. Im Jahre 1883 gab es, wie Friedrich von Hellwald unlängst berichtete, in Neuyork allein 44950 strikende Personen verschiedener Beschäftigung; dieselben verloren 366150 Arbeitstage zum Lohnwerth von 125000 Doll.,

Digitized by Google

wozu noch die Verluste der Arbeitgeber zu rechnen sind. Die Lage der Eisenindustrie war besonders schlecht; drei Fünftel der Hohöfen waren geschlossen. Im Jahre 1882 wurden in Pennsylvanien die berühmten Lackawanna-Stahlwerke in Scranton geschlossen, wodurch mehr als 1000 Arbeiter beschäftigungslos wurden. Das sonst so ruhige Vermont kam im August 1883 in große Aufregung durch Massenausstände, die an Aufruhr grenzten. Im Städtchen Ely führten nämlich arge Lohnstreitigkeiten zwischen den Minenarbeitern und den Directoren der vermonter Kupfergrubengesellschaft zu ganz bösen Zuständen. Die seit längerer Zeit ohne Lohn gebliebenen und dadurch in Noth gerathenen Grubenarbeiter erhoben sich bewaffnet gegen ihre Bedrücker und konnten nur durch Einschreiten der Nationalgarde gebändigt werden. Auch in Ohio schritten die Grubenarbeiter im Juli 1884 zum Strike, der länger als zehn Wochen dauerte und die Bergwerksbesitzer zu einer Ausgabe von 130000 Doll. für die Beschützung der Bergwerke und für neu angeworbene Arbeiter, meistens Italiener, nöthigte. Drei Bergwerke wurden von Truppen bewacht und die strikenden Bergleute zu Hunderten aus den der Gesellschaft gehörenden Wohnhäusern vertrieben. Im Hockingthale im Staate Ohio kam es im September 1884 zu Arbeiterunruhen, die sogar von Blutvergießen begleitet waren und bis in das Jahr 1885 fortdauerten. In Philadelphia fanden gegen Ende des Jahres 1884 große Arbeitsausstände im Schuhmachergewerbe statt, wobei viele Mitglieder des Ordens der „Ritter der Arbeit" (Knights of Labor) stark betheiligt waren. Schon im August 1883 veröffentlichte Samuel Gompors, der Vorsitzende der organisirten „Vereinigung der Arbeiter und Geschäftsleute", einen Bericht über die Lage des Arbeiterstandes in den Vereinigten Staaten, welcher die damals herrschenden Zustände als „äußerst traurige" bezeichnete. Die Cigarrenarbeiter verrichteten, wie der Bericht anführt, vielfach ihre Arbeiten in schmuzigen, ungesunden Localen und verdienten dabei so wenig, daß ihre Familien in elenden Wohnungen bei unzureichender Kleidung ihr Leben fristen mußten. In Massachusetts wurde in einigen Baumwollspinnereien täglich einige Stunden über die gesetzlich normirte Zeit gearbeitet. In Neuyork erhielten die Frachtträger einen so geringen Lohn, daß sie sich nur selten Fleisch kaufen konnten. Verschiedene deutsch- und englisch-amerikanische Zeitungen berichteten im Winter 1884 auf 1885 von einem Falle, der lebhaft an das Gedicht des englischen Dichters Thomas Hood, betitelt „The song of the shirt", erinnert. Diese Dichtung schildert bekanntlich in ergreifendster Weise das Elend der armen Näherinnen in London; allein die Schilderung paßt nicht nur auf englische, sondern auch auf amerikanische Verhältnisse; denn unter andern Blättern meldete gegen Ende des Jahres 1884 der vielgelesene neuyorker „Herald", daß in der Stadt Neuyork eine aus drei Personen bestehende schlesische Familie sich in der Zeit vom 26. Nov. bis zum 9. Dec. mit dem Nähen von 291 Hemden 7 Doll. 75 C. verdiente. Dreizehn Tage hindurch arbeiteten diese drei Personen von morgens um 6 bis abends um 11 Uhr; auf eine Person berechnet, ergaben sich also im ganzen 663 Arbeitsstunden, in welchen 775 C. verdient wurden, wenig mehr als ein Cent per Stunde und pro Person. Man spricht von der Würde der Arbeit, und mit vollem Recht; aber es gibt auch eine Schmach der

Digitized by Google

Arbeit, welche nicht denjenigen schändet, welcher sie verrichtet, sondern jenen, für welchen sie verrichtet wird.

Im Beginn des Jahres 1885 ließ sich die vielgelesene und einflußreiche „Neuyorker Staatszeitung" über die damalige allgemeine Geschäftslage in den Vereinigten Staaten also vernehmen: „Das hinter uns liegende Jahr 1884 hat der Kaufmannswelt eine ununterbrochene Reihe bitterer Erfahrungen und schwerer Prüfungen gebracht. Tausende von Geschäftsleuten sind im Laufe desselben dem gänzlichen Ruin verfallen, und wenn wir auch die Behauptung eines neuyorker Blattes, daß alle Bürger der Vereinigten Staaten heute ärmer seien, als vor einem Jahre, nicht ganz und voll unterschreiben möchten, so ist es doch unzweifelhaft, daß nur sehr wenige Personen Ursache haben, auf die Resultate ihrer geschäftlichen Thätigkeit mit Befriedigung zurückzublicken. Dem neuen Jahre ist ein durch schwere Heimsuchung stark geschwächter Geschäftskörper als Erbe zugefallen, und es wird sich nunmehr bald zeigen müssen, ob die neuerdings zu Tage getretenen Symptome beginnender Besserung von Dauer oder noch von Krankheitsrückfällen unterbrochen sein werden. Wären hierbei fromme Wünsche und herzliche Sympathien ausschlaggebend, so würde die Genesung eine recht schnelle sein; eine nüchterne Prüfung der amerikanischen sowie der überseeischen Geschäftslage zwingt uns jedoch die Ueberzeugung auf, daß jedenfalls nur eine langsame Besserung der Verhältnisse in Aussicht steht."

Dieses Urtheil der „Neuyorker Staatszeitung" hat sich im ganzen leider nur zu sehr als wahr bewährt.

---

Digitized by Google

# Zur neuern Geschichte der Niederlande.

Von

Karl Theodor Wenzelburger.

## I.

Als der alte Thorbecke im Anfang des Jahres 1871 den ihm vom Könige gewordenen Auftrag übernahm, an der Stelle des förmlich auseinandergebröckelten Cabinets ein neues zu bilden, da ging ein Gefühl der Befriedigung und der Sicherheit durch die breite Masse des Volkes: denn nicht nur glaubte man damals, wo der Deutsch-Französische Krieg noch in vollem Gange war, daß es der bewährten Staatskunst dieses bedeutenden Mannes gelingen werde, jeden von außen etwa drohenden Sturm zu beschwichtigen, sondern man gab sich auch der festen Hoffnung hin, daß er der Mann sein werde, um mit der ihm eigenen Umsicht und Willenskraft diejenigen Reformen im Innern ins Leben zu rufen, an denen seine Vorgänger gescheitert waren; denn die im Jahre 1848 zu Stande gekommene Verfassung hatte sich im Laufe der Zeit in mancher Hinsicht als unzureichend erwiesen; die zur Vertheidigung der Neutralität bei Ausbruch des Krieges in Scene gesetzte Mobilisirung des Heeres hatte die Schäden der bisherigen militärischen Einrichtung des Landes in so unzweideutiger Weise bloßgelegt, daß die weitere Vernachlässigung derselben einem nationalen Selbstmorde gleichgekommen wäre. Ueberdies bedurfte das gesammte Steuerwesen einer gründlichen Revision; denn die hier zu Tage tretenden Ungeheuerlichkeiten waren geradezu ein Hohn auf die elementarsten Gesetze der Volkswirthschaft, und wundern muß man sich billig, wie ein Volk, wo der Schwerpunkt der Regierung nicht in der Krone, sondern in der Volksvertretung liegt, sich eine solche Miswirthschaft so lange ruhig gefallen ließ und, wie im Verlauf dieses Aufsatzes gezeigt werden wird, sich heute noch ruhig gefallen läßt. Forderte die befriedigende Lösung dieser beiden Aufgaben, selbst bei vollständiger Harmonie des Ministeriums und der dasselbe stützenden liberalen Kammermehrheit, an sich schon einen Aufwand von mehr als gewöhnlicher Thätigkeit und Energie, so stand man alsbald vor der trostlosen Thatsache, daß eine regierungsfähige, ihrer Ziele sich bewußte und von einem guten Willen beseelte Mehrheit gar nicht bestand, daß die liberale Partei im parlamentarischen Sinne des Wortes überhaupt gar keine Partei war und daß das Mandat ihrer Mitglieder nur auf ihrer antiklerikalen Richtung, also

Digitized by Google

einem negativen Titel, beruhte. Es wäre damals wahrlich eine Kunst gewesen, nur zehn liberale Abgeordnete zu finden, welche hinsichtlich der Frage über die Organisation der todten und lebenden Streitkräfte oder über die Art und Weise der Steuerreform einer Meinung gewesen wären! Aber auch Thorbecke war nicht mehr derselbe, oder vielmehr, er konnte sich in der Umgebung, mit der er zusammenwirken sollte, nicht mehr zurechtfinden. Als er zum ersten mal an die Spitze trat, legte das Gefühl seiner Unentbehrlichkeit den Liberalen auch dann das Schweigen auf, wenn sie anderer Meinung waren als er, und diesem Umstande war das Zustandekommen der Verfassungsrevision in erster Linie zu danken; sein zweites Ministerium hatte den Glauben an seine staatsmännische Ueberlegenheit bei seinen Gesinnungsgenossen in nicht geringer Weise erschüttert, da es nicht die Gegner oder die Liberalen waren, denen er seinen Sturz verdankte, sondern weil im Schoße des Ministeriums selbst die Gegensätze sich so scharf zugespitzt hatten, daß seines Bleibens nicht länger sein konnte. Die liberale Partei, die seine Leitung entbehren gelernt hatte, fügte sich nicht mehr so ohne weiteres der von ihm ausgegebenen Parole; Thorbecke, der seine Verfassungsrevision für eine mehrere Geschlechter überdauernde und alle Bedürfnisse des Volkes befriedigende Arbeit hielt und von weiter gehenden Reformen nichts wissen wollte, galt bei dem jüngern Nachwuchs der Liberalen bald als überwundener Standpunkt, namentlich seitdem es sich gezeigt hatte, daß er in colonialen Fragen dem starrsten Conservatismus huldigte, und das Wort des Abgeordneten van Houten, daß, ebenso wie der Bonapartismus der Parasit der Principien von 1789 geworden, der Thorbeckianismus der Parasit der Principien von 1848 sei, drückte in Wahrheit die innerste Ueberzeugung und den politischen Standpunkt eines großen Theiles der liberalen Partei aus. Sicher wäre es deshalb für das Andenken des um sein Land hochverdienten Mannes erwünschter gewesen, wenn ihn das Schicksal vor der wenig beneidenswerthen Rolle, die er kurz vor seinem Hingange als Minister und Cabinetschef spielen sollte, bewahrt hätte, so sehr auch die Bereitwilligkeit anzuerkennen ist, mit welcher der siebzigjährige Mann seine Erfahrung und seine immer noch rüstige Kraft zur Verfügung stellte, als es sich darum handelte, einem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen.

Schon die erste bedeutendere Vorlage, mit der das Cabinet vor die Kammer trat, war sehr heikler Natur. Die niederländische Regierung hatte mit England einen Vertrag geschlossen, nach welchem erstere ihre an der Westküste von Afrika liegende Besitzung an England abtrat, wofür sie, außer einer unbedeutenden Geldentschädigung, von letzterm die Aufhebung der Bestimmungen erhielt, welche einer Ausdehnung des niederländischen Colonialbesitzes auf der Insel Sumatra bisjetzt im Wege gestanden hatten. Welchen verhängnißvollen Tausch man hier gemacht, zeigte sich allerdings erst später, als der heute noch nicht beendete Krieg mit Atjeh begonnen werden mußte; damals war bei der Beurtheilung dieses Vertrages ein ganz anderer Gesichtspunkt maßgebend. Frankreich war im Frankfurter Frieden eben gezwungen worden, zwei Provinzen an Deutschland abzutreten, und wenn auch die früher geäußerten Annexionsbefürchtungen einer ruhigern Betrachtung

Digitized by Google

der Dinge Platz gemacht hatten, so fürchtete man doch den präjudiziellen Charakter dieses mit England abgeschlossenen Geschäfts; denn, hieß es, habe man sich einmal auf die abschüssige Bahn freiwilliger Gebietsabtretung begeben, so könne auch eine andere Macht mit derartigen Plänen auf den niederländischen Colonialbesitz hervortreten; ebenso wie Elmina in Afrika, sei auch Surinam für das Mutterland ein sehr unbequemer „Lastposten", und ein kleiner Staat wie die Niederlande würde unmöglich die Macht besitzen, einem größern Staat, der diesen Lastposten ihnen gern abnehmen möchte, hindernd in den Weg zu treten, namentlich wenn derselbe irgendwelche größere europäische Verwickelungen zur Ausführung seines Planes benutze. Dieser zuerst von conservativen Organen vertretene Standpunkt fand auch im liberalen Lager Anklang, und bedeutende und einflußreiche Organe der Partei bekämpften die Abtretung bis zum letzten Augenblick. Aber die Regierung hielt dem Ansturm gegenüber festen Stand, wiewol es noch bis zum Anfang des folgenden Jahres dauerte, bis das Abkommen mit England genehmigt wurde. Indessen hatte die Angelegenheit für die Regierung keine weitern unangenehmen Folgen; im Gegentheil fielen die Ergänzungswahlen zur Zweiten Kammer im Juni sehr entschieden zu Gunsten der liberalen Partei aus.

Von ihrer Mehrheit machte sie auch alsbald nach der Eröffnung der neuen Session im September einen sehr eclatanten Gebrauch. Als das Budget des Aeußern berathen wurde, stellte der Abgeordnete Dumbar den Antrag, den für die niederländische Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl auf den Etat gestellten Posten zu streichen, ein Antrag, der trotz des Widerstandes der Rechten mit 39 gegen 33 Stimmen angenommen wurde. Natürlich war der Standpunkt dabei maßgebend gewesen, daß der Papst nach der Besetzung Roms durch die Truppen Victor Emanuel's aufgehört hatte, ein weltlicher Souverän zu sein, daß also eine diplomatische Vertretung, die ja auch schon vorher ein Luxusartikel im vollsten Sinne des Wortes gewesen war, jeder reellen Grundlage entbehrte, während der Verkehr zwischen den Bischöfen und der Curie ohnedies ein vollständig freier und unbeschränkter ist. War ein Jahr vorher die Erbitterung der Klerikalen schon eine ungeheuere gewesen, als die Kammer über eine Interpellation, welche ein ultramontaner Abgeordneter an die Regierung richtete und welche eine Intervention der niederländischen Regierung zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes bezweckte, zur Tagesordnung überging, so spottet die leidenschaftliche Erregung, welche sich nunmehr in der ultramontanen Presse widerspiegelte, beinahe jeder Beschreibung. Der Beschluß der Kammer wurde „ein Faustschlag ins Angesicht der Katholiken" genannt und ausdrücklich versichert, daß diese dem Oberhaupt der Kirche zugefügte Beschimpfung für die Katholiken noch viel kränkender und schmerzlicher sei als alles, was sie im Jahre 1853 während der Aprilbewegung (Einführung der bischöflichen Hierarchie) über sich hätten ergehen lassen müssen. Der niederländische Episkopat richtete eine Petition an den König; aus Nordbrabant und Limburg lief eine unter andern auch von vielen Schulkindern und Dienstmädchen unterzeichnete Adresse ein, welche mit einem unerhörten Aufwand von halsbrecherischer Logik und von subtilen staatsrechtlichen Deductionen das constitutionelle Recht des Königs, beliebig Gesandte zu ernennen und zu

Digitized by Google

halten, weitläufig erörterte. Von seiten eines limburgischen Großindustriellen war das Anerbieten gemacht worden, den vom bisherigen Gesandten in Rom bezogenen Gehalt aus seiner Tasche zu bezahlen, und letzterer, der Graf Duchastel, erklärte sich bereit, seine bisherigen Functionen unentgeltlich weiter zu führen. Als man sich schließlich überzeugt hatte, daß der König in der ganzen Angelegenheit nur als constitutioneller Monarch handelte und handeln wollte, wurde die Erste Kammer mit Petitionen überschwemmt; aber auch dies half nichts; Ende December genehmigte auch dieser Staatskörper den Abstrich der Gesandtschaft, und am 4. Jan. 1872 erhielt der Beschluß der beiden Kammern die königliche Bestätigung. Die päpstlichen Consuln in Amsterdam und Rotterdam wurden von ihren italienischen Collegen darauf hin ersucht, ihr Wappenschild einzuziehen; aber sie verstanden sich dazu erst später und nachdem der Minister des Aeußern die nöthige Pression auf sie ausgeübt hatte. Der Vatican selbst hatte während dieser Bewegung eine große Zurückhaltung an den Tag gelegt; wie es hieß, soll Pius IX. an den König selbst geschrieben haben; aber der päpstliche Internuntius blieb ruhig im Haag sitzen.

Wenn man das Gebaren der Zweiten Kammer, besonders der liberalen Mehrheit derselben, während der folgenden 15 Jahre kurz und prägnant charakterisiren wollte, so darf man dreist, ohne auf ernstlichen Widerspruch zu stoßen, behaupten, daß sie es darauf angelegt zu haben schien, jedem Nachdenkenden den gründlichsten Ekel gegen die parlamentarische Regierungsform einzuflößen; denn es bilden die Verhandlungen der niederländischen Volksvertretung einen sehr schätzbaren Commentar zu dem Lothar Bucher'schen Werke über den Parlamentarismus. Nicht als ob es an der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eingreifender und nicht länger aufzuschiebender Reformen gefehlt hätte; im Gegentheil, der Drang nach gesetzgeberischer und administrativer Thätigkeit ist niemals deutlicher empfunden und lauter geäußert worden als gerade in der Zeit, wo ein Cabinet um das andere mit hoffnungsloser Resignation vom Schauplatz abtrat und die von ihm ausgearbeiteten Entwürfe, worunter anerkannt tüchtige Leistungen, unerledigt mit sich nahm, sodaß man eher versucht ist, sich über das Wenige, das wirklich zu Stande kam, zu verwundern. Aber geduldig, wenn auch im Innersten empört, sah das Volk diesem Treiben, das es nicht ändern konnte, zu, und wenn man nach einem drastischen Ausdruck für die Werthschätzung sucht, in welcher seine Vertreter bei ihm standen, so mag an dem in einem friesischen Blatt vor ein paar Jahren erzählten „Traum" erinnert werden, in welchem das entrüstete Volk den Sitzungssaal der Generalstaaten erstürmte und den unwürdigen Landboten das Schicksal von Martiniz und Slawata bereitete. Und fragt man nach dem tiefern Grunde dieser notorischen Unfruchtbarkeit des Parlamentarismus trotz des reichlichsten Vorraths an Intelligenz und Arbeitskraft, so wird man in erster Linie einen unmäßigen Individualismus und, als die nothwendige Folge davon, den Mangel jedweder Parteidisciplin, oder vielleicht richtiger gesagt, das Abhandensein von eigentlichen politischen Parteien dafür verantwortlich machen müssen. Denn der immer noch festgehaltene Unterschied zwischen Conservativen und Liberalen hatte seit 1848 keinen Sinn mehr, da erstere ebenso gut wie letztere auf dem

Digitized by Google

Boden der revidirten Verfassung standen, und wenn im Jahre 1866 die Verhältnisse dieser Unterscheidung wieder eine gewisse Actualität gaben, so lagen ihr bei näherm Zusehen weit mehr persönliche Sympathien und Antipathien als wirkliche Thatsachen zu Grunde. Wenn in andern Staaten die Parteibildung sich nicht auf der Grundlage historischer Erinnerungen vollzieht, so besteht hier insofern eine Ausnahme, als die orthodox-protestantische oder, wie sie von politischem Standpunkt aus genannt wird, die antirevolutionäre Partei einer solchen historischen Grundlage ihre Entstehung und ihren von Jahr zu Jahr zunehmenden Einfluß verdankt. Naturgemäß wäre im hiesigen öffentlichen Leben also nur für drei Parteien Raum: für eine liberale, eine orthodoxe und eine ultramontane; aber nur die beiden letztern sind vollwichtige Parteien; im liberalen Lager gibt es nur Parteiungen, und zwar solche der schlimmsten Art; denn den Liberalen fehlte das erste Erforderniß: ein genau umschriebenes und von allen, welche unter liberaler Flagge in die Kammer gekommen waren, genau eingehaltenes und beobachtetes Programm, und man hätte mit der Diogenes-Laterne vergeblich suchen können, um in der ersten Hälfte der siebziger Jahre einen anerkannten Parteichef zu finden. Dafür gab es aber wenigstens ein Dutzend kleinerer Gruppen, die sich in allen wichtigen Fragen, besonders wenn es zur Abstimmung kam, feindlich gegenüberstanden, unverdrossen am Abbruch der aus ihrer Mitte hervorgegangenen Ministerien zusammen arbeiteten und sich dann verblüfft ansahen, wenn sich die unvermeidlichen Folgen ihres Treibens zeigten.

Nach Beweisen für dieses harte Urtheil braucht man nicht lange zu suchen. Als die erste und nothwendigste, gar nicht mehr weiter zu beweisende Forderung stand nach 1870 die Reorganisation des Landesvertheidigungssystems da. Nach dem Rücktritt des Generals Booms, der während der Mobilmachung des Heeres die Stelle eines Generalstabschefs eingenommen und der sich unverhohlen für die Einführung allgemeiner Dienstpflicht ausgesprochen, übernahm der General Engelvaart das Portefeuille des Krieges; aber als derselbe sein Programm, auf welchem ebenfalls die allgemeine Dienstpflicht figurirte, vorgelegt und zur Vollendung des Fortificationssystems und für Waffenanschaffungen einen allerdings hohen außerordentlichen Credit verlangt hatte, konnte der Minister nach dem Empfange, der seinen Vorlagen zutheil wurde, und aus der Art und Weise der über dieselbe geübten Kritik sich alsbald das Horoskop stellen, wozu noch die weitere angenehme Thatsache kam, daß selbst ein Theil seiner Collegen, als getreues Abbild der liberalen Partei, sich seinen Vorschlägen widersetzte. Daß die Mehrzahl der Abgeordneten sich für Beibehaltung des bisherigen Stellvertretungs- und Loskaufssystems aussprach, darf nach dem jetzt noch geltenden Wahlrecht nicht wundernehmen; wohl aber wird man billig staunen, wenn Juristen und Advocaten, mit denen die Volksvertretung allzu reichlich gesegnet ist, mit der Zuversichtlichkeit eines Ingenieurs oder eines Generalstabsoffiziers sich in die einzelnen technischen Fragen vertieften; der eine bewies haarscharf die Nothwendigkeit, zuerst das Heer zu reorganisiren und dann das Festungssystem zu vollenden; ein zweiter drang auf die Priorität des letztern; wieder ein anderer wollte mit der Schuttery beginnen, welche, beiläufig gesagt, nicht dem Kriegsministerium, sondern dem Ministerium des Innern

Digitized by Google

untersteht, und endlich wurden noch die verschiedenen Ansichten über ein concentrirtes oder nicht concentrirtes Vertheidigungssystem mit der nöthigen Detailmalerei vorgetragen. Engelvaart nahm denn auch im December 1871 seine Entlassung, um die Sisyphusarbeit seinem Nachfolger, dem General Delprat, zu überlassen, der, im Februar 1872 ernannt, schon im Mai mit den übrigen Ministern abtrat.

Es war ebenfalls eine tief einschneidende Frage principieller Natur gewesen, welche dieses dritte Ministerium Thorbecke's hinwegfegte, nämlich die auf seinem Programm unmittelbar neben der Landesvertheidigung stehende Reform des Steuerwesens. Hier galt es, mit beinahe noch ärgern als antediluvianischen Zuständen aufzuräumen, denn das immer noch geltende Steuersystem beruhte keineswegs auf dem normalen und vernunftgemäßen Princip des Einkommens, sondern hatte den Miethwerth der Wohnung zur Grundlage, lastete hauptsächlich auf dem mittlern Bürgerstande, dem Handel und den Gewerbtreibenden, zog den Grundbesitz in kaum nennenswerther Weise zu den Staatslasten herbei, ließ dagegen das in Staatspapieren und Actien angelegte Kapital vollständig frei. Aus der reichen Flut von Broschüren und Zeitungsartikeln, in denen die Reform des niederländischen Finanzwesens von berufenen und unberufenen Federn behandelt wurde, ging wenigstens so viel hervor, daß der bisherige Maßstab der Vertheilung der öffentlichen Lasten ein ungerechter, nicht mehr länger zu tragender sei, und daß zur endgültigen Ausgleichung dieser Unbilligkeiten kein anderer Ausweg übrigbleibe als die Einführung einer rationellen Einkommensteuer. Der Finanzminister Blussé legte denn auch der Zweiten Kammer einen dahin zielenden Gesetzentwurf vor; allein derselbe wurde mit 51 gegen 27 Stimmen verworfen, und das Ministerium nahm dann infolge dieses Votums seine Entlassung (Mai 1872). Bei den Verhandlungen in der Zweiten Kammer zeigte sich die Zerfahrenheit der liberalen Partei wieder in glänzendstem Lichte. Abgesehen von einigen principiellen Gegnern, in deren vorderster Reihe Kappeyne van de Copello, der Stimmführer des am meisten fortgeschrittenen Liberalismus, stand, wären so ziemlich alle Liberalen von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einer Einkommensteuer vollkommen überzeugt; allein die Theorie erschien ihnen stets grauer und grauer, je mehr sie dieselbe mit den Anforderungen der Wirklichkeit in Einklang zu bringen hatten. Die Einkommensteuer, hieß es, ist die idealste Steuerform; aber sie steht in scharfem Gegensatz zu den Anschauungen und Ueberlieferungen unsers Volkes, das die Tiefe seines Geldschranks nicht gern mit einem vom Staat geaichten Maßstab sondiren läßt, und um dem Wort „Ueberlieferungen" einen historischen Anstrich zu geben, ließ man den „Zehnten Pfennig" des Herzogs Alba aus dem Grabe steigen; von anderer Seite deckte man sich mit dem Schilde der — Moralität und schauderte vor der Möglichkeit zurück, den niederländischen Staatsbürger zwischen sein Gewissen und seinen Geldsack zu stellen, d. h. man ging kurzweg von der Annahme aus, daß die Mehrheit des Volkes aus professionellen Steuerdefraudanten bestehe; wieder andere — und diese Kategorie negativer Politiker dürfte die schlimmste sein, weil sie das Gute zu verwerfen pflegt, um dem Bessern nachzujagen — wollten die Einkommensteuer erst bewilligen, wenn die Regierung andere als unhaltbar empfundene Steuern geregelt hätte: kurzum, nachdem in einer Reihe von Sitzungen

Digitized by Google

die Gegner und die ganzen und halben Anhänger ihre Meinung, theilweise mit unerhörter Breite und langweilender Gründlichkeit, zum besten gegeben, war schon vor der Abstimmung das Schicksal der Gesetzesvorlage zu berechnen. Einen Monat nach ihrer Ablehnung starb Thorbecke (4. Juni 1872).

Mitten in diese Parlamentsmisère fiel das dreihundertjährige Erinnerungsfest an die Einnahme Briels durch die Wassergeusen (1. April 1572), die erste glückliche Waffenthat des von seinen spanischen Unterdrückern zum Aeußersten gebrachten Volkes. Großartige Vorbereitungen waren getroffen worden, um diesen Ehrentag der Nation in würdiger Weise zu begehen, und nicht nur in den Niederlanden, sondern auch im benachbarten Belgien war die Begeisterung eine so grenzenlose, wie man sie seit dem Jahre 1814, wo das Haus Oranien den Thron bestieg, oder seit 1830, wo der König sein Volk gegen die meuterischen Belgier zu den Fahnen rief, nicht mehr erlebt hatte. Es war ein schönes, erhebendes Fest, als das Volk die herrlichen Tage seiner großen Vergangenheit in der Erinnerung noch einmal durchlebte, als die unvergeßlichen Helden jenes Riesenkampfes ihren Gräbern entstiegen, und als die Nation in der „Neuen Kirche" in Delft den Manen des „Vaters des Vaterlandes", dem großen Oranier, die verdiente Huldigung darbrachte. Wer damals die hell erleuchteten, in einem förmlichen Feuermeer schwimmenden Straßen von Amsterdam, Rotterdam oder Haag durchwanderte, der konnte sich einen deutlichen Begriff von der staatenbildenden und staatenerhaltenden Kraft solcher idealer Factoren im Leben eines Volkes machen, und so gewiß es ist, daß ein Volk, das die Großthaten seiner Vorfahren nicht mehr in heiliger Erinnerung hält, das Recht freier und selbständiger Existenz verwirkt hat, so sicher hilft oft ein ehrfurchtsvoller Blick in eine große und ruhmvolle Vergangenheit die Gefahren oder Unzulänglichkeiten der weniger trostvollen Gegenwart tragen und überstehen. Freilich hörte man auch grelle Mistöne in dem allgemeinen Jubel. Es ist bekannt und schon früher darauf hingewiesen worden*), von welchem Standpunkt aus der Katholik oder der Ultramontane den Kampf gegen Spanien betrachtet; Wilhelm von Oranien ist hier nicht der Nationalheld, sondern der wortbrüchige, ehr- und pflichtvergessene Vasall, der seinem rechtmäßigen Herrn und Gebieter mit schwarzem Undank vergolten und der alleinseligmachenden Kirche Jahrhunderte der Unterdrückung und Zurücksetzung bereitet hat. Wahr ist es allerdings, daß in der Republik die öffentliche Ausübung der katholischen Religion nicht gestattet war; aber die Katholiken wurden ihres Glaubens wegen nicht verfolgt, wie dies die katholische Kirche den Protestanten gegenüber gethan hatte, und wenn ultramontane Wortführer hier Gewissensfreiheit und Religionsfreiheit durcheinanderwerfen und erstere ohne letztere sich nicht denken können, so mögen sie trotz ihres geschichtlichen Anachronismus von ihrem Standpunkt aus recht haben, da die katholische Kirche ja stets über Unterdrückung zu jammern pflegt, wenn sie nicht unbeschränkt herrschen und andere unterdrücken darf; bei einer vorurtheilsfreien Betrachtung der damaligen Verhältnisse aber wird es einleuchten, daß eine

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, VII, 2., 321 fg.

Digitized by Google

solche Behandlung der katholischen Kirche lediglich vom Triebe der Selbsterhaltung geboten war und daß die Republick geradezu Selbstmord an sich geübt hätte, wenn sie den Katholiken oder Spanischgesinnten, und beide Begriffe waren damals synonym, dieselben staatsbürgerlichen Rechte wie den Protestanten zuerkannt haben würde. Doch begriffen diesmal die Katholiken und deren Wortführer, namentlich soweit sie unter einer überwiegend protestantischen Bevölkerung wohnten, daß auch sie durch ihre Theilnahme am Feste den Beweis liefern müßten, ebenso gute und aufrichtige Niederländer zu sein wie die Protestanten, namentlich wo ihre Lippen bei jeder Gelegenheit von Loyalitätsäußerungen über das oranische Königshaus überzufließen pflegten. Ueberdies mußte die Erinnerung an das klägliche Fiasco, welches einige ultramontane Heißsporne bei Gelegenheit des Heiligerlenfestes gemacht hatten (1868), sie in diesem Vorhaben bestärken, und einzelne namhafte Katholiken hatten deshalb ihre Bereitwilligkeit, an der Nationalfeier theilzunehmen, dadurch bekundet, daß sie sich in die örtlichen Festcomités wählen ließen, und in Briel nahm selbst der dortige katholische Geistliche eine solche Wahl an. Aber bald drehte sich der Wind. In einer Broschüre formulirte Dr. Nuyens den Standpunkt, welchen aufrichtige und ehrliche Katholiken der Feier gegenüber einzunehmen hätten, dahin, daß ihre Theilnahme an derselben nur dann möglich sein würde, wenn ihr jeder confessionell-protestantische Charakter abgestreift, mit andern Worten: wenn am 1. April 1872 nur ausschließlich der Thatsache gedacht würde, daß dieser Tag den Grund zu der Freiheit und Selbständigkeit des Landes gelegt habe, in welchem jetzt Protestanten und Katholiken als gleichberechtigte Bürger nebeneinanderwohnen. Ein Theil der Liberalen, namentlich hervorragende Blätter der Partei, nahmen keinen Anstand, dieses Programm als annehmbar zu empfehlen; aber alsbald erhob sich Groen van Prinsterer, das Haupt der Antirevolutionären, vom Scheitel bis zur Sohle ein glühender Calvinist, und kurzweg erklärte er: „Nimmt man dem Feste seinen eigentlichen nationalen Charakter, also gerade das, was es uns werthvoll macht, so mögen Katholiken und Liberale zusammen festfeiern, wir aber niemals mit ihnen!“ Und in der That ist auch der von Nuyens gemachte Unterschied vom historischen Standpunkt aus eine Ungeheuerlichkeit, und wie man sich auch drehen und wenden mag, so ist und bleibt der Unabhängigkeitskampf gegen Spanien ein Kampf und Sieg des Protestantismus über den Katholicismus. Dies fühlte man auf ultramontaner Seite auch mit dem richtigen Instinct, und so geschah es, daß ein Katholik um den andern sich zurückzog, nachdem der Geistliche in Briel schon vorher auf bischöflichen Befehl aus dem Festcomité ausgetreten war. Wenn Derartiges in dem vorherrschend protestantischen Norden möglich war, so kann man sich denken, wie es in den katholischen Provinzen Nordbrabant und Limburg zuging. Hier lebte man noch wie vor 300 Jahren, wo die Domherren in Hertogenbosch ein feierliches Tedeum anstimmten, als die Nachricht von der Ermordung Wilhelm's von Oranien bekannt geworden war, oder als der damalige Erzbischof von Utrecht in Rom die nöthigen Schritte that, um den Mörder heilig sprechen zu lassen — der vom Klerus fanatisirte katholische Pöbel machte durch sein wüstes Toben die Veranstaltung jedweder Feier unmöglich; in Breda und Hertogenbosch bewarf man die in ein-

Digitized by Google

zelnen Läden und Schaufenstern aufgestellten Büsten Oraniens mit Koth, zwang die Buchhändler, welche Bilder aus dem Unabhängigkeitskampfe ausgestellt, dieselben wegzunehmen, und durchzog, Pius-Lieder brüllend, die Straßen. Ein protestantischer Offizier wagte es in Limburg nicht, ohne starke militärische Bedeckung die zur Feier des Tages angeordneten Salven abgeben zu lassen, während er seine Familie auf die Hauptwache gebracht hatte, um sie vor etwaigen Mishandlungen des Pöbels zu schützen; ein katholischer Geistlicher schrieb seinem protestantischen Collegen einen Brandbrief und drohte ihm mit der Anzündung seines Hauses, wenn er es wagen sollte, zu flaggen oder zu illuminiren, und damit der internationale Charakter des schwarzen Ultramontanismus recht deutlich zu Tage treten sollte, überschritt ein Haufen preußischer Katholiken die Grenze und vernichtete die an einzelnen Häusern in 's Heerenberg angebrachten Verzierungen und riß die niederländischen Flaggen herab. Dies war der Dank für die würdige und von hervorragenden Katholiken auch rückhaltslos anerkannte Haltung der Protestanten, daß die unter einer protestantischen Mehrheit wohnenden Katholiken ungestört das funfzigjährige Priester- und einige Jahre darauf das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum von Pius IX. hatten feiern können. Der König soll aber auch dem Bischof von Harlem gegenüber seine Meinung über die Haltung der Heerde derselben in sehr deutlichen Worten zu erkennen gegeben haben.

Der Wahlspruch der alten Republik: „Concordia res parvae crescunt", schien seine Bedeutung für das Geschlecht, welches soeben noch sich an dem Vorbild derselben gespiegelt hatte, verloren zu haben. Einen Monat darauf fiel, wie bereits erwähnt wurde, das Ministerium als Opfer der Zerfahrenheit der Partei, auf die es sich naturgemäß hätte stützen müssen. Die Conservativen jubelten, denn sie hielten ihre Zeit wieder für gekommen; aber noch sollte ihr sehnlichster Wunsch nicht in Erfüllung gehen, denn nicht Heemskerk wurde mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt, sondern der liberale Fransen van de Putte, der unter dem zweiten Ministerium Thorbecke bereits an der Spitze des Colonialdepartements gestanden hatte; de Vries, ein ausgezeichneter Jurist, übernahm die Justiz, der liberale Abgeordnete Geertsema das Innere, van Delden die Finanzen, Gericke van Herwynen das Aeußere, Brocx zum so und so vielten mal die Marine und der Graf von Limburg-Stirum, ein Veteran aus dem Jahre 1830, den Krieg (Anfang Juli 1872). Selbstverständlich entfernte das neue Cabinet die Einkommensteuer alsbald von seinem Programm; dagegen kündete die Thronrede vom 14. Sept. 1873 die Reorganisation des Heeres und eine Herabsetzung des Wahlcensus an. Im Anfang schien es, als ob eine Zeit fruchtbarer legislatorischer Thätigkeit angebrochen sei: am 15. Oct. nahm die Zweite Kammer, allerdings nach sehr heftigen und theilweise leidenschaftlich geführten Debatten und nur mit sehr geringer Mehrheit (38 gegen 36 Stimmen), die Abschaffung der in den ostindischen Besitzungen bisher erhobenen Differentialzölle an, sodaß also fortan die aus dem Auslande eingeführten Waaren mit denen, welche aus dem Mutterlande kamen, auf gleichen Fuß gestellt wurden. Von conservativer Seite fehlte es auch dies-



Digitized by Google

mal nicht an allen möglichen, vom schwärzesten Pessimismus eingegebenen Warnungen; aber Fransen van de Putte, der Vorkämpfer der liberalen Colonialpolitik, wußte die Mehrheit seiner Partei nicht nur von der Zweckmäßigkeit, sondern auch von der Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maßregel zu überzeugen, und bald darauf, am 4. Nov., brachte die Regierung den bei ihrem Auftreten versprochenen Gesetzentwurf über Herabsetzung des Wahlcensus für die Zweite Kammer und die Provinzialstaaten ein. Aber kalt und gleichgültig war die Aufnahme der Vorlage, und was die Reorganisationspläne des Kriegsministers betrifft, so wurden diese, da an der Abschaffung der Stellvertretung und der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht festgehalten wurde, mit deutlich ausgesprochenem Widerwillen aufgenommen, und als die Zweite Kammer im Juni 1872 darüber schlüssig werden mußte, wurden die Anträge des Ministers mit 43 gegen 25 Stimmen verworfen, worauf dieser natürlich auf sein ferneres Zusammenwirken mit einer solchen Volksvertretung verzichtete, seine Entlassung einreichte und erhielt, um fortan als Privatmann an der Spitze und als die Seele des „Antidienstvervangingsverbond" die öffentliche Meinung für die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht empfänglich zu machen.

Wäre eine solche nicht schon durch die Resultate der Kriege von 1866 und 1870 nahegelegt worden, so mußte sie sich angesichts hochernster Ereignisse, welche den Staat in schwere Mitleidenschaft zogen, eigentlich von selbst aufdrängen. Die von Batavia aus unternommene Expedition gegen Atjeh, den Seeräuberstaat an der Nordküste Sumatras, war, weil mit unzureichenden Mitteln begonnen, total mislungen; der commandirende General Köhler war gefallen und die Truppen mußten sich wegen der ungünstigen Jahreszeit wieder einschiffen und nach Java zurückkehren. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel oder wie eine Bombe in eine unbesorgte heitere Gesellschaft schlug diese Hiobspost ein und erregte die öffentliche Meinung bis in ihre untersten Tiefen. Wie man sich denken kann, beutete die Opposition dieses Nationalunglück in jeder denkbaren Weise gegen das Ministerium aus, wagte aber zunächst doch nicht, ein Mistrauensvotum gegen dasselbe zu beantragen; aber zu ihrer Ehre muß constatirt werden, daß auch sie den von der Regierung verlangten Credit zu Rüstungen für eine alsbald zu unternehmende zweite Expedition bewilligte. Um der öffentlichen, namentlich in Indien laut geäußerten Meinung entgegenzukommen, wurde auf den Vorschlag des Generalgouverneurs nicht der damalige Oberbefehlshaber des indischen Heeres, General Verspeyk, sondern der alte van Swieten, der im Mutterlande längst die verdiente Ruhe genoß, zum Chef der neuen Expedition ernannt. Der Verlauf derselben ist bekannt: gegen Ende des Jahres 1873 langte dieselbe vor Atjeh an; schon am 24. Jan. 1874 war der Kraton, die Hauptfeste der Atjeher, erstürmt und genommen, und am 29. April schiffte sich das Gros der niederländischen Armee wieder ein, nachdem eine verhältnißmäßig kleine Besatzung in dem eroberten Kraton zurückgelassen worden war. Die ursprüngliche Absicht der Regierung war gewesen, eine feste Position in Atjeh zu behalten und von dieser aus das Land allmählich zu pacificiren und zur Unterwerfung zu bringen; allein man warf dieses gewiß weise und vorsichtige Princip bald über Bord; je nach der wechseln-

Digitized by Google

den Regierung ging man bald zur Offensive über, bald nahm man wieder eine abwartende Haltung an, bis endlich ein Generalgouverneur von Batavia aus kurzweg decretirte, daß Atjeh als unterworfenes Reich zu betrachten, daß der Kriegszustand demgemäß als beendet anzusehen sei und daß an die Stelle der militärischen eine civile Verwaltung zu treten habe. Dieser häufige Systemwechsel hat aber dem niederländischen Prestige im Indischen Archipel ungemein geschadet; in Atjeh selbst, wo es nicht gelang, einen den Niederländern ergebenen Sultan an die Spitze des Reiches zu stellen, sodaß die Bevölkerung unter dem Einfluß ehrgeiziger Stammeshäupter im Widerstande bestärkt wurde, hielt man diese wankelmüthige Haltung für ein offenbares Zeichen der Schwäche, und so dauert der vom fanatischen Islamismus unterhaltene und stets aufs neue wieder angefachte Widerstand noch heute fort und wird menschlicher Berechnung gemäß auch noch nicht so bald gebrochen werden können; es sei denn, daß ein neuer kräftiger Anlauf zur Unterwerfung des Landes genommen werden sollte.

Der Rückschlag des ersten unglücklichen Ereignisses in Indien auf die öffentliche Meinung im Mutterlande war aber nicht ausgeblieben; denn die im Juni 1873 stattgehabten Erneuerungswahlen waren für die liberale Partei und für die Regierung keineswegs günstig ausgefallen, und da sie jetzt nur noch über eine Mehrheit von wenigen Stimmen verfügte, da die Kammer verschiedene Vorlagen untergeordneter Bedeutung zurückgewiesen und die Liberalen sich in der militärischen Reorganisationsfrage als höchst unzuverlässige Stützen erwiesen hatten, so reichte das Cabinet dem Könige, nachdem er vom Auslande wieder zurückgekommen war, am 24. Juli seine Entlassung ein. Einen Augenblick schien es allerdings, als ob den Conservativen der feurig erstrebte Machtbesitz ohne weitere Mühe in die Hände fallen sollte, da der auf der Grenzscheide zwischen Conservativen und Antirevolutionären stehende van Lynden van Sandenburg den Auftrag erhielt, ein neues Cabinet zu bilden; aber es schien nur so; denn im conservativen Lager konnte man sich über die Vertheilung der herrenlosen Beute nicht einigen, da namentlich die Ultramontanen mit dem ihnen angebotenen Antheil nicht zufrieden waren, und so mußte van Lynden den ihm gewordenen Auftrag wieder in die Hände des Königs zurückgeben, worauf das Ministerium, aus welchem nur der Graf von Limburg-Stirum ausschied, sein Entlassungsgesuch zurückzog.

Indessen war die kurze ihm noch beschiedene Existenz eine recht dornenvolle. Die Opposition hatte sich in die Atjehfrage förmlich festgebissen; umsonst machte der Colonialminister und sein College des Aeußern der Kammer die nöthigen Enthüllungen und bewiesen deutlich, daß nur durch die sofortige Kriegserklärung an Atjeh die Gefahr einer auswärtigen Einmischung (Amerika) vermieden werden konnte und daß der Krieg selbst trotz der feststehenden Ueberzeugung von einer noch ungenügenden Vorbereitung alsbald begonnen werden mußte — die Verhandlungen darüber arteten in einen so gehässigen Ton aus, daß Fransen van de Putte einem conservativen Abgeordneten das Prädicat „unpatriotisch" ins Gesicht schleuderte. Aber dennoch gelang es nicht, dem Ministerium gegenüber es auch nur zu einem verhüllten Tadelsvotum zu bringen, wiewol letzteres es ebenfalls nicht wagen durfte, ein förmliches Vertrauensvotum hervorzulocken. Durch die Ernennung des Generals



Digitized by Google

Weitzel zum Kriegsminister, der die Forderung der allgemeinen Dienstpflicht fallen ließ, hatte das Ministerium der Zweiten Kammer zwar ein großes Zugeständniß gemacht; allein bei der Berathung des Marinebudgets waren in diesem Departement so ungeheuerliche Dinge an den Tag gekommen, daß dasselbe mit 37 gegen 30 Stimmen abgelehnt wurde; der langathmige und sorglose Marineminister Brocx war dadurch für immer beseitigt. Doch waren für einen Augenblick alle innern Zwistigkeiten vergessen, als der König am 11. Mai 1874 sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte. Jetzt konnten Katholiken und Protestanten freundschaftlich Hand in Hand gehen; es schien wenigstens, als ob erstere für ihre Haltung beim Geusenfeste im April 1872 die nöthige Entschädigung geben wollten, ja viele schrieben deshalb dem Königsjubiläum einen specifisch katholischen Charakter zu. Unter den Festgaben, die dem Monarchen dargebracht wurden, befanden sich solche höchst eigenthümlicher Natur. Abgesehen von den Mishandlungen, welche sich das Musenroß bei dieser Gelegenheit, besonders seitens der Vertreter der Zunft der Schulmonarchen, gefallen lassen mußte, wollte jeder nach seinen Kräften zur Verherrlichung des Tages und der Person des Königs beitragen: ein katholischer Geistlicher in Limburg bewies, daß der König in gerader Linie von Karl dem Großen abstammte, worauf Alberdingk Thym alsbald einen Stammbaum fabricirte, welchem zufolge die Königin Sophie den Kaiser Rudolf von Habsburg ihren Ahnherrn in gerader Linie nannte. Bei dem Ehrengeschenk, welches die Nation dem Könige darbrachte, war man, wenigstens bei der Sammlung für dasselbe, nicht gerade besonders discret zu Werke gegangen, und dasselbe gilt auch von dem Kindergeschenk, zu dem ein ehrgeiziger Schulmeister, der seinen Namen gern in den Zeitungen figuriren sah, den Anstoß gegeben hatte; der König überwies die ihm überreichte Summe, welche übrigens einen verhältnißmäßig sehr bescheidenen Betrag repräsentirte, einem Invalidenfonds.

Der zweite Theil des ministeriellen Programms, die Herabsetzung des Wahlcensus, mußte nunmehr ebenfalls zur Ausführung kommen. Man kann nicht eben sagen, daß die Regierung besondere Eile mit der Behandlung der von ihr ausgearbeiteten Vorlage hatte, und dies um so weniger, als die zu einer in die bestehenden Verhältnisse so tief einschneidenden Veränderung nöthigen Vorarbeiten und statistischen Erhebungen keineswegs in dem erforderlichen Umfang und mit der gehörigen Gründlichkeit gemacht worden waren. Aber die Conservativen, besonders ihr Anführer Heemskerk, verstanden meisterlich die Kunst, die Liberalen bei jeder Gelegenheit vor ihr eigenes Programm zu stellen, auf dem die Censusfrage eine hervorragende Stelle einnahm. Die Regierung mußte dem Drängen der Gegner, welche wohl wußten, was sie thaten, nachgeben, und als am 19. Juni 1874 über den Gesetzentwurf, der übrigens nur eine sehr bescheidene Ausdehnung des Wahlrechts und eine weniger nachtheilige Behandlung der Städte dem platten Lande gegenüber bezweckte, abgestimmt werden mußte, wurde derselbe mit 39 gegen 32 Stimmen verworfen; unter den dagegen Stimmenden befanden sich 8 Liberale. Wie vor zwei Jahren bei der Einkommensteuer hatte das der Censusherabsetzung zu Grunde liegende Princip die allseitige Billigung sämmtlicher Liberalen und auch vieler Conservativen; allein gerade wie damals hatte man es

Digitized by Google

nicht über sich gewinnen können, persönliche Ansichten zu opfern, wozu noch der weitere Grund gekommen sein mag, daß man diesem Ministerium, das schon so manche Niederlage über sich hatte ergehen lassen müssen und dem der Lebensfaden schon halb durchschnitten war, die Lösung einer wichtigen Frage überhaupt nicht mehr zutraute. Das Cabinet gab infolge dieses Votums seine Entlassung, die nunmehr vom Könige auch angenommen wurde. Mit dem Ministerium hatte auch die liberale Partei abgewirthschaftet; aber ein schmählicherer und ruhmloserer Untergang ließ sich für eine Partei, die mit Stolz und mit Recht sich früher die Vertreterin des denkenden Theiles der Nation nennen und die auf eine wahrhaft glänzende Vergangenheit zurückblicken konnte, kaum denken; nicht im heißen Kampfe um ein von ihr vertheidigtes politisches oder wirthschaftliches Princip, nicht einmal durch eine parlamentarische Cabale oder ein königliches Machtwort, sondern durch ihre eigene Unmacht war sie gefallen. Es war daher eine förmliche Wohlthat, die ihr bewiesen wurde, als sie, der von ihr innegehabten Gewalt entsetzt, Zeit und Gelegenheit hatte, ihre Kräfte wieder sammeln und unter der Hand eines strengen und energischen Zuchtmeisters ihre Gebrechen einzusehen und zu verbessern.

Dieser Zuchtmeister war aber niemand anders als Heemskerk, der anerkannte Führer der Conservativen und der Chef des im Jahre 1868 abgetretenen Cabinets. Er selbst übernahm das Innere, van der Does de Willebois das Aeußere, van Lynden van Sandenburg, derselbe, der kürzlich erst vergeblich ein conservatives Cabinet zu bilden versucht hatte, die Justiz, van der Heim die Finanzen, van Goltstein die Colonien, Weitzel den Krieg und Taalmann Kip die Marine; außer dem Premier gehörten, was ihre Antecedentien betrifft, nur der Justiz-, Colonial- und Finanzminister der entschieden conservativen Richtung an; Weitzel hatte bereits einem liberalen Cabinet gedient; er wie sein College von der Marine waren in erster Linie Fachmänner, während das Ministerium des Aeußern, namentlich in einem kleinern Staat, in der Regel ebenfalls von der Parteistellung des Cabinets unberührt bleibt.

Das constitutionelle Andenken, das Heemskerk als Minister hinterlassen, konnte für die Liberalen nicht besonders trostreich sein, noch weniger war er der Mann nach ihrem Herzen, wenn sie sich der Schärfe, man darf ruhig sagen, des verbissenen Grolls erinnerten, mit dem er allen seinen Nachfolgern entgegengetreten war. Was noch den meisten Stoff zur Beunruhigung geben mußte, war die unbestreitbare Thatsache, daß er als Abgeordneter mit den kirchlichen Parteien nicht nur harmlos und platonisch geliebäugelt, sondern sie in ihren Bestrebungen, die confessionslose Schule aus dem Wege zu schaffen, mitunter sehr nachdrücklich unterstützt hatte. Auf der andern Seite dagegen wußte man, daß man es mit einem Manne zu thun hatte, dessen Hand die Zügel der Regierung mit Kraft und Energie ergreifen würden, welche der Regierung die längst verloren gegangene Autorität wieder verschaffen könnte und der ein Verwaltungstalent entfaltet hatte wie kaum ein Minister, selbst Thorbecke nicht ausgenommen, vor ihm. Es ist gewiß ein schöner Beweis der auch von den Gegnern nicht geleugneten Anerkennung seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten und seiner hervorragenden Charaktereigenschaften, wenn man selbst auf liberaler Seite in ihm nicht nur den unvermeidlichen

Digitized by Google

Mann sah, den die augenblickliche Lage erforderte, sondern wenn man ihm hier sogar mit einer unverhohlenen Sympathie entgegenkam. In einem der Berichte der Abtheilungen im ersten Jahre seiner Regierung wurde ausdrücklich gesagt, daß man sein Auftreten „mit Vergnügen" gesehen hätte. Gewiß, hätte er eine feste Mehrheit im Parlament hinter sich gehabt, so würde seine Wirksamkeit reichliche Früchte getragen haben; die Zweite Kammer hätte dann, statt das „Beiblatt" zum „Staatsblatt" mit langen Reden zu ungebührlichem Umfang anzuschwellen, letzteres mit fertig gebrachten Gesetzen gefüllt; aber, gezwungen, wie er war, mit einer gegnerischen Majorität zu regieren, lebte er recht eigentlich von der Hand in den Mund, und mit ziemlicher Sicherheit konnte er sich das Horoskop stellen, daß in demselben Augenblick die Stunde seines Rücktritts geschlagen, in welchem die liberale Partei sich aus ihrem Verfall wirklich reconstruirt hatte oder zu der, wenn auch unbegründeten Ueberzeugung gekommen war, wieder neu erstehen zu können. Und wenn Heemskerk nach mehrjähriger, gewiß nicht unrühmlicher Amtsführung seinen Platz wieder den Gegnern räumen mußte, so war dies ebenso wenig das ausschließliche Verdienst dieser letztern, wie es unbestreitbar zum guten Theil seine eigene Schuld ist. Denn statt sich rückhaltslos auf die Partei zu stützen, in deren Geist er ja doch regieren mußte, und diese zu einer kräftigen Regierungspartei heranzuziehen, hat er es verschmäht oder vielleicht nicht den Muth dazu gehabt, seine eigene Stellung den Anmaßungen der Kirchlichen gegenüber genau zu präcisiren und mit raschem Entschluß das Band zu zerreißen, das ihn, wenn auch nur noch in der Erinnerung an frühere Tage gemeinschaftlichen Streites, mit ihnen verbunden hatte.

Denn seit einigen Jahren hatte sich auf der Rechten eine Parteiverschiebung vollzogen, welche in das politische Leben der Niederlande einen ganz neuen Factor einführte. Noch unter dem dritten Ministerium Thorbecke waren Antirevolutionäre und Ultramontane als Schleppenträger im Gefolge der Conservativen einhergeschritten, und in den Bezirken, in welchen erstere gewählt worden waren, hatten sie ihr Mandat nicht ausschließlich als die Sprößlinge Calvin's oder als die Anhänger des von Groen van Prinsterer nach dem Vorgange Stahl's formulirten antirevolutionären Staatsrechts erhalten, sondern sie waren häufig unter antiliberaler oder antithorbeckianischer Flagge gewählt worden. Die praktische Politik, welcher diese Richtung lange Zeit gehuldigt hatte, war eine Art platonische gewesen: unbekümmert um die wirklichen Parteiverhältnisse ging sie ihren eigenen Weg, und in Districten, wo die Wahl eines Liberalen außer jeder Frage stand, stellte sie regelmäßig doch ihren Candidaten auf, einestheils um, wie sie es in der Sprache Kanaans ausdrückte, zu „zeugen", anderntheils aber, um die Zunahme ihrer Kräfte mit jedem Jahre zu messen. Und diese war allerdings eine ebenso unerwartete wie rasche, und sie hat im Laufe der folgenden Jahre sich so großartig entfaltet, daß sie, unterstützt von der Bundesgenossenschaft der Ultramontanen, mit den Liberalen um den Machtbesitz mit aller Aussicht auf Erfolg ringen konnte.

Es lohnt der Mühe, die Anfänge und die Entwickelung dieser Partei näher zu verfolgen. Jahrelang hatte Groen van Prinsterer vergeblich versucht, für die

Digitized by Google

antirevolutionären Ideen Propaganda zu machen; er wurde von den wenigsten seiner Gesinnungsgenossen verstanden, und in der Zweiten Kammer fanden seine Betrachtungen nicht um ihres materiellen Inhalts willen, sondern wegen der meisterhaften Form, in der sie vorgetragen wurden, Beachtung. Erst nach dem die confessionslose Schule einführenden Gesetz von 1857 trat er mit einer praktischen Forderung hervor, und es ist merkwürdig, daß das Verlangen nach Abschaffung oder Modification dieses Gesetzes im Anfang von nur sehr wenigen seiner Anhänger getheilt wurde; aber nach Verlauf von wenigen Jahren hatte der einst einsame Antragsteller ein ganzes Heer hinter sich, gewiß ein merkwürdiger Beweis dafür, was Ernst und Willenskraft vermögen, und daß man nur dieselbe Idee mit ruhelosem Eifer fortwährend anpreisen darf, um ihr die gewünschte Verbreitung zu verschaffen. Die Zahl derjenigen, welche bei den Wahlen an der Stimmurne von ihrem Glauben Zeugniß ablegten, d. h. gegen das bestehende Schulgesetz protestirten, nahm von Jahr zu Jahr zu. Dieses Verhältniß glaubte die conservative Partei zu ihrem Vortheil ausbeuten zu können. Es ist bereits gezeigt worden, wie diese Partei den durch die Ereignisse des Jahres 1848 geschaffenen Zustand rückhaltslos anerkannte, daß sie durchaus keinen reactionären Charakter hat, daß, wenn je ein Unterschied zwischen ihr und den Liberalen aufgestellt werden kann, dieser darin besteht, daß sie den Schwerpunkt der Regierung in der Krone sucht, während letztere ihn mehr in das Parlament verlegt wissen wollen, und ebenso ist früher schon dargestellt worden, daß das Schulgesetz von 1857 von einem conservativen Ministerium entworfen und durchgebracht wurde. Groen van Prinsterer hatte deshalb nicht so unrecht, wenn er von seinem Standpunkt aus die Conservativen nur eine Abart oder eine „Schattirung" der Liberalen nannte. Wenn sich nun auch die frühern Conservativen in den Liberalismus von 1848 aufgelöst haben, so liegt es doch in der menschlichen Natur, eine erlittene Niederlage nicht so bald zu vergessen, und wenn sie durch den Drang der Verhältnisse gezwungen wurden, sich zu Principien zu bekennen, welche sie früher bekämpft hatten, so mußte doch die Neigung übrigbleiben, diese Principien so wenig als möglich zu betonen und in den Vordergrund zu stellen. Die conservative Opposition offenbarte sich denn auch jahrelang als eine rein individuelle, aber trotz aller Ausdauer und allen Scharfsinns wußte sie recht gut, daß es ihr niemals gelingen würde, die in der Verfassung von 1848 niedergelegten Principien, wenigstens mit ihren eigenen Kräften, zu erschüttern. Aber das Jahr 1853 hatte gezeigt, daß man mit der Unterstützung der kirchlichen Hülfstruppen unter Umständen einen glänzenden Sieg davontragen könne, und wenn man nur dem allgemeinen Begriffe „Liberalismus" denjenigen des von Groen van Prinsterer bekämpften „modernen Liberalismus" substituirte und schließlich als die Folge desselben den rothen Radicalismus hinstellte, so hatte man genug gethan, um sich die gewünschte Hülfe zu versichern. Als endlich auch die Katholiken mit dem Liberalismus brachen, obwol sie demselben ihre kirchliche Freiheit verdankten, war das feurig erstrebte Ziel erreicht: den Liberalen stand eine conservativ-antirevolutionär-ultramontane Coalition gegenüber, welche sich mit Vorliebe die antiradicale Partei nannte. In der That blieb der gehoffte Sieg auch nicht aus; aber als es an die Theilung der Beute gehen sollte, hatten

Digitized by Google

die Kirchlichen das Nachsehen; Heemskerk blieb als Minister im Jahre 1867 gegenüber allem Drängen nach einer Revision des Schulgesetzes taub, und die Conservativen, die auf colonialem Gebiet einen ihnen mehr zusagenden Tummelplatz fanden, hatten sich in der Schulfrage als sehr laue Bundesgenossen erwiesen. Und dennoch zeigte es sich bei jeder Abstimmung, daß diejenigen, welchen von den Conservativen die bescheidene Rolle von Hülfstruppen ertheilt wurde, in der That die Hauptmacht waren, und da lag es nahe, den Kampf für eigene Rechnung und allein fortzusetzen; würden je einmal die Anstrengungen zum Siege führen, dann brauchte man auch den Preis mit niemand zu theilen. Diesen Weg hat denn auch die antirevolutionäre Partei seit dieser Zeit in schnurgerader Richtung verfolgt; als Heemskerk zum zweiten mal als Minister in die Kammer zurückkehrte, machten ihm die frühern Bundesgenossen das Leben noch viel sauerer als die liberalen Gegner, und im Jahre 1885, als Heemskerk zum dritten mal an der Spitze der Regierung stand, war die conservative Partei von der Oberfläche verschwunden, und es hätte nur des einfachen Willens der vereinigten Antirevolutionären und Ultramontanen bedurft, um die ihnen auf dem Präsentirteller angebotenen Ministerportefeuilles zu nehmen.

Die Bundesgenossenschaft zwischen Antirevolutionären und Ultramontanen war ziemlich jungen Datums und war nicht ohne schwere Geburtswehen zu Stande gekommen. Der eminent calvinistische Charakter, den Groen van Prinsterer den nördlichen Niederlanden vindicirte, schien jedwede Annäherung auszuschließen, und im Jahre 1853 bei Gelegenheit der Einführung der bischöflichen Hierarchie hatten die Protestanten eine Haltung angenommen, welche ihnen von den Katholiken nicht so leicht und so bald verziehen werden konnte. Aber zugleich mit dem in der katholischen Kirche mehr und mehr zur Herrschaft kommenden Jesuitismus trennten sich die Katholiken von den Liberalen, und als das Mandement der Bischöfe im Jahre 1868 erschienen war, in welchem die confessionslose Schule verurtheilt und den Gläubigen die Benutzung derselben verboten wurde, als ferner die Katholiken ebenso wie die Protestanten aus eigenen Mitteln confessionelle Schulen errichteten, da war der gemeinschaftliche Operationsboden, von dem aus man die unerschütterlich an dem Schulgesetz von 1857 festhaltenden Liberalen bekämpfen konnte, gefunden. Groen van Prinsterer, der früher die stolze Losung ausgegeben hatte: „In unserer Isolirung liegt unsere Kraft", meinte in seinen spätern Lebensjahren, daß ein Zusammengehen mit den Katholiken „unter Umständen" sehr wünschenswerth wäre. Und so kam denn wirklich die Coalition zwischen Rom und Genf, zwischen dem Syllabus und dem Heidelberger Katechismus zu Stande, wiewol vorderhand nur die Führer der Antirevolutionären den Zweck und die Tragweite derselben erkannten, während es ziemlicher Arbeit bedurfte, um den starren calvinistischen Plattelandsbewohnern, die von einem solchen „Monsterverbond" nichts wissen wollten, die Nothwendigkeit desselben klar zu machen. Aber eben die Thatsache, daß dies gelingen konnte, daß man die für unübersteiglich gehaltene Kluft dennoch überbrückte, beweist nicht nur die ausgezeichnete Leitung, sondern die ans Unglaubliche grenzende Disciplin der antirevolutionären Partei.

Digitized by Google

Als Führer derselben tritt nunmehr ein Mann auf, welcher dem antirevolutionären Programm seinen politischen Ausbau gegeben und der als kirchlicher Feuerbrand in der neuesten Zeit sich einen berüchtigten Namen gemacht hat: Dr. Abraham Kuiper. Kaum den Jünglingsjahren entwachsen, erregte er durch sein entschiedenes Auftreten in orthodox-protestantischem Sinne gerechtes Aufsehen, mit sichtbarer Freude begrüßte Groen van Prinsterer die junge feurige Kraft, die alles in sich zu vereinigen schien, was dazu gehörte, um einmal der Führer der zukunftsreichen Partei zu werden; als Redacteur des eben begründeten „Standaard", des Hauptorgans der antirevolutionären Partei, entwickelte er in wenigen kurzen, scharfen Zügen das Parteiprogramm, und als ihn der Wahldistrict Gouda in die Zweite Kammer sandte, wußten die Gegner bald, daß ihnen ein Mann gegenüberstand, der mit rücksichtsloser Offenheit auf sein Ziel lossteuerte. Freilich die Thatsache, daß man nicht als geborener und allseitig anerkannter Parteiführer das Parlament betritt, sondern daß man nur in diesem selbst durch kürzere oder längere Thätigkeit eine auch von den Gegnern anerkannte Autorität erwirbt, bewahrheitete sich auch hier; die parlamentarische Atmosphäre war ihm ebenso fremd wie die Gabe, gewisse Grenzen zu respectiren, welche für den von der Kanzel herab sprechenden Prediger nicht vorhanden zu sein brauchen; daher auch die Art der Beweisführung, die bei einem so praktischen und nüchternen Auditorium, wie es jede Volksvertretung ist, nicht zu verfangen pflegt. Deshalb konnte man auch bald recht gut merken, daß Kuiper sich hier nicht heimisch fühlte, und daß sein eigenthümlicher Standpunkt ihn bei Fragen, welche mit diesem in keinem nähern Verband standen, häufig zu Banalitäten verführte. Daher überraschte es auch keineswegs, als er nach einigen Jahren der parlamentarischen Laufbahn überhaupt den Abschied gab, um fortan außerhalb derselben durch Wort und Schrift seine ungetheilte Kraft der Leitung und weitern Organisation seiner Partei zu widmen. Bemerkt mag noch werden, daß die politische Richtung Kuiper's einen entschieden demokratischen Anstrich hat, was mit dem antirevolutionären Standpunkt sehr gut zu vereinigen ist und sich auch aus dem demokratischen Charakter des Calvinismus, der sich seinem innersten Wesen nach nicht, wie das orthodoxe Lutherthum zur Stärkung des fürstlichen Absolutismus verwenden läßt, auch sehr leicht erklärt. In welcher Weise dieser demokratische Zug des antirevolutionären Parteiführers in förmliche kirchlich-ochlokratische Bestrebungen ausartete, sollte sich später zeigen. Freilich um politische Consequenz brauchte er sich dabei nicht zu kümmern; wiewol ein erklärter Anhänger der Ausdehnung des Wahlrechts, galt es doch den Gesetzentwurf des Ministers Geertsema zu Fall zu bringen, weil derselbe, wie schon berührt wurde, nicht dem platten Lande, wo Kuiper seine meisten Anhänger zählte, sondern den Städten zugute gekommen wäre.

In welcher Weise der kirchliche Standpunkt der antirevolutionären Partei alle öffentlichen Fragen beherrscht, zeigte sich nicht nur bei ihrem Kampf gegen die Schule, sondern auch bei scheinbar ganz indifferenten Vorlagen. Im December 1872 hatte die Zweite Kammer einen Gesetzentwurf zur Verhütung epidemischer Krankheiten angenommen und dabei auch die Bestimmung eingeschaltet, daß kein

Digitized by Google

Schüler und auch kein Lehrer in den öffentlichen Elementar- und Mittelschulen zugelassen werden sollte, welcher den Nachweis, sich der Impfung unterzogen zu haben, nicht vorher geliefert hatte. Nach orthodox-protestantischem Begriff scheint aber die Impfung, und noch mehr der Impfzwang ein Eingriff in die göttliche Vorherbestimmung zu sein, und deshalb widersetzten sich die Antirevolutionäre mit der ihnen eigenen Zähigkeit der Annahme des Gesetzes, und auch als dasselbe auch von der Ersten Kammer gutgeheißen wurde, dauerte der Widerstand fort, und der „Standaard" hat denn auch von Zeit zu Zeit Gelegenheit, widerspenstige Lehrer oder Aeltern als Märtyrer ihrer Ueberzeugung zu verherrlichen. Die Katholiken hatten sich in dieser Frage verständiger gezeigt; die Geistlichen forderten ihre Gemeindemitglieder häufig selbst auf, sich impfen zu lassen. Vergegenwärtigt man sich dieses Treiben der Kirchlichen, ihre stets dringender und anmaßender werdenden Forderungen, die mit dem intensiven und extensiven Wachsthum der Partei gleichen Schritt hielten, dann begreift man auch die ganze Thatsache der jämmerlichen Impotenz der Volksvertretung oder vielmehr der liberalen Mehrheit auf gesetzgeberischem und administrativem Gebiet. Gerade die Furcht, daß sich die Kirchlichen der feurig begehrten Herrschaft am Ende doch bemächtigen könnten, und die Besorgniß, daß die öffentliche confessionslose Schule, in der nun einmal die Mehrheit des Volkes und der Wähler das Palladium der Freiheit und Unabhängigkeit des Staates von der Kirche erkannte, vernichtet werden möchte, war der Grund, daß die Zufuhr neuen Blutes in die Volksvertretung vereitelt wurde: mochte man sich über einen Abgeordneten, der muthwillig zum Sturz eines Cabinets beigetragen, oder das Zustandekommen eines nothwendigen Gesetzes durch seinen Eigensinn verhindert hatte, noch so sehr ärgern, so sicherte doch angesichts der kirchlichen Wühlereien die Ueberzeugung, daß er ein Anhänger des Princips der confessionslosen Schule war, seine Wiederwahl, natürlich zum Schaden der Partei selbst und einer ersprießlichen Zusammenwirkung zwischen Regierung und Volksvertretung; denn daß der Staat nur auf liberale Weise und nach liberalen Principien regiert werden könne, hat das zweite Ministerium Heemskerk in der schlagendsten Weise bewiesen, und die Entfremdung zwischen ihm und der Kammer, welche bald darauf einem offenen Mistrauen und einem deutlich ausgesprochenen Widerwillen, mit diesem Cabinet noch ferner zusammenzuwirken, Platz machte, hatte eben ihren Grund in dem Zweifel über die eigentliche Stellung Heemskerk's zu den kirchlichen Parteien und zu der Schulfrage.

Freilich, die Volksvertretung hatte nichts gelernt und nichts vergessen. Man darf nur die sogenannten „vorläufigen Betrachtungen", die Berichte der Kammerabtheilungen und die Debatten im Jahre 1875 näher ansehen, um alsbald zu begreifen, daß die Zerfahrenheit unter der liberalen Mehrheit noch dieselbe war. In einer Zeit, wo wichtige, tief einschneidende Fragen an der Tagesordnung waren, wird über den Rückschritt der Cultur in den Niederlanden geklagt, und man zerbricht sich umsonst den Kopf darüber, in welchem Zusammenhang diese Behauptung mit den Vorlagen Heemskerk's steht; es kam selbst vor, daß sich die Abtheilungsberichte direct widersprachen. In dem einen wurde dem Finanzminister Halsstarrigkeit, in dem andern Wankelmüthigkeit vorgeworfen: zwei Eigenschaften,

Digitized by Google

von denen die eine im menschlichen Leben die andere auszuschließen pflegt; jetzt hieß es nicht mehr, man habe das Auftreten Heemskerk's „mit Vergnügen" gesehen; man substituirte der positiven Wendung jetzt die negative: „nicht ohne Widerwillen"; Banalitäten, die eine so ernsthafte Versammlung gar nicht über ihre Schwelle lassen sollte, bildeten tagelang Kette und Einschlag der parlamentarischen Debatten, und man scheute sich selbst nicht, den Ministern Grobheiten ins Gesicht zu schleudern. Als der Finanzminister im Laufe einer ins Unendliche gedehnten Debatte dem Abgeordneten Kuiper bemerkte, „daß die Minister des Königs, so gern sie auch mit den Volksvertretern sich in Erörterungen einlassen, doch manchmal sehr froh seien, wenn die Discussion geendigt sei", schrie Kuiper, wie ein Schuljunge, dem man seine bunte Mütze genommen, Zeter und rief: „Was soll es werden, wenn ein Minister des Königs sich erlaubt, einen Volksvertreter in dieser Weise zu beleidigen!" Und eine Anzahl anderer, meist liberaler Redner beeilte sich, dem gekränkten Collegen zu Hülfe zu kommen und in den lächerlichsten Phrasen ihrer Entrüstung Luft zu machen. „Wenn der Finanzminister gereizt ist, weil man das Ministerium mit dem Ministerium Polignac verglichen hat", rief der Abgeordnete de Roo van Alderwerelt, „so möchte ich ihm nur zurufen: Ihr seid noch kein Ministerium Polignac, aber seht wohl zu; denn wenn ihr auf dem eingeschlagenen Wege weiter geht, seid ihr im besten Zuge, ein Ministerium Polignac zu werden." Der Schluß in Busch's „Helena": „Das Gute, sprach er, das steht fest, ist stets das Böse, das man läßt", gleicht dieser Expectoration auf ein Haar. Ja es kam sogar vor, daß man höchst naiv fragte, womit denn eigentlich die Minister ihre Zeit todtschlagen? Im September 1874 wurde die Trockenlegung der Zuidersee zur Sprache gebracht, und Heemskerk hatte Untersuchungen des Bodens vornehmen lassen — im September 1875 sprach man sein Befremden darüber aus, daß der Kammer die Resultate der Untersuchung noch nicht vorgelegt worden seien! Aber dennoch scheute sich die Kammer, schon jetzt die Axt an die Wurzel des nach ihrer Meinung unfruchtbaren Baumes zu legen; sie wagte es nicht, den von Heemskerk mit der Niederländischen Rhein-Eisenbahngesellschaft geschlossenen Vertrag direct zu verwerfen, sondern wußte eine Form der Ablehnung zu finden, welche einer Cabinetskrise vorbeugte, und der parlamentarischen Ueberlegenheit Heemskerk's gelang es denn auch, sein und seiner Collegen Budget durchzubringen. Nur ein Theil des Kriegsbudgets wurde verworfen, weil sich die Kammer mit dem vom General Weitzel vorgeschlagenen Fortificationssystem nicht vereinigen konnte. Der Kriegsminister dimissionirte, und man erlebte nunmehr das unglaubliche Schauspiel, daß ein Ingenieur, also ein Civilbeamter, an die Spitze dieses Departements gestellt wurde.

---

Digitized by Google

# Die Landarmee und die Kriegsflotte Rußlands.

Von

Julius von Wickede.

Wir versuchten in dem Aufsatze über die französische Armee*) die Organisation und Stärke der Streitkräfte zu Lande und zur See zu schildern, welche unser mächtiger Nachbar im Westen, Frankreich, in einem etwaigen Kriege gegen das Deutsche Kaiserreich zur Verwendung zu bringen vermag, und wollen nun eine gleich unparteiische und möglichst genaue Darstellung des Heeres und der Flotte unsers Nachbarstaates im Osten, Rußland, hier folgen lassen. Nimmt doch auch, wir möchten fast sagen leider, Rußlands Macht unser deutsches Interesse in gleichem Maße in Anspruch wie die Frankreichs. Zwar dürfte es selbst dem fanatischsten Kriegshetzer im weiten Reiche des Zaren schwer, ja selbst unmöglich fallen, einen nur irgendwie halbwegs vernünftigen Grund aufzufinden, weshalb jemals die Waffen der russischen Krieger im feindlichen Kampf mit denen der deutschen zusammenklirren sollten, da auch nicht die allerminderste Ursache vorhanden ist, daß sich die wirklichen Interessen Deutschlands und Rußlands feindlich gegenüberstehen könnten; allein welche Strömungen alle in den verschiedenen russischen Kreisen von Macht und Einfluß wirklich herrschen, und was für eine Partei schließlich dabei die Oberhand gewinnen wird: das entzieht sich gänzlich unserer Berechnung. Wer aber den blutigen Krieg wirklich wünscht, der findet auch leicht irgendeinen beliebigen Grund dazu; das ist eine alte und gar häufig erprobte Erscheinung der Geschichte aller Zeiten. Sollte die Partei der sogenannten Panslawisten, die gegen alle deutsche Cultur und Sitte, wie überhaupt gegen das gesammte Volk der Germanen, einen ebenso grimmigen wie recht- und ruchlosen Haß hegt, jemals die Oberhand in Petersburg gewinnen, dann müssen wir auch jede Stunde einer Kriegserklärung von dorther gewärtig sein: darüber dürfen wir uns keiner verderblichen Täuschung hingeben. Daß freilich eine solche Kriegserklärung zugleich auch eine finanzielle Bankrotterklärung Rußlands sein würde, alle Fortschritte der Cultur und Bildung, die man im letzten Jahrhundert daselbst mühsam anzupflanzen begonnen hat, wie mit einem Schlage wieder vernichtet würden, und nicht allein Hunderttausende muthiger Soldaten hüben wie drüben nutzlos ihr Blut dabei vergießen müssen, sondern auch das Glück zahlloser Fami-

*) Vgl. S. 50 fg. dieses Bandes.

Digitized by Google

lien für immer vernichtet und der Wohlstand weiter Landstriche auf Generationen gründlich zerstört wird: das kümmert diese fanatischen Kriegshetzer und Schürer verzweifelt wenig und hindert sie in ihrem ganzen verwerflichen Thun und Treiben nicht im mindesten. Haben sie doch selbst in ihrer übergroßen Mehrheit, ebenso wie dies bei den Hauptschreiern und unermüdlichen Agitatoren der französischen Revanchepartei der Fall ist, für sich sehr wenig oder oft gar nichts zu verlieren, und hoffen bei einem Kriege nur persönlichen Vortheil, Geldgewinn, oder doch Befriedigung ihrer maßlosen Eitelkeit und ihres Ehrgeizes zu finden. „Après nous le déluge" ist der Wahlspruch dieser Chauvinisten an der Seine wie am Newastrande. Gehört daher ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland in naher oder ferner Zukunft gar nicht zu den Unmöglichkeiten, so muß eine nähere Kenntniß der Organisation und Stärke und eine Charakteristik der nach Millionen zählenden Streiter, die der Befehl des Zaren ohne weiteres in Marsch gegen die deutschen Grenzen setzen kann, für uns alle von großem Interesse sein. Wir wollen nun versuchen, eine solche hier zu geben, und dabei vermeiden, in allzu genaue Einzelheiten, die nur den Militär von Fach interessiren können, einzugehen.

Man hat Rußland früher wol häufig einen „Koloß auf thönernen Füßen" genannt. Diese Bezeichnung enthält wol manches Richtige, besonders was die schlechten Zustände der Finanzen Rußlands anbetrifft, die dessen Stärke für den Offensiv- wie Defensivkrieg so ungemein schwächen, jedoch noch ungleich mehr Falsches. Besonders die ungeheuern Veränderungen oder richtiger Verstärkungen, welche die Wehrkraft Rußlands in den letzten 30 Jahren durch den Ausbau des weiten Eisenbahnnetzes, das jetzt dieses Reich bis an seine entlegensten Grenzen überzieht, erfahren hat, finden nicht die verdiente Berücksichtigung, wenn man gar so geringschätzend von den thönernen Füßen Rußlands spricht. Sewastopol mußte nach heldenmüthigem elfmonatlichen Widerstande endlich fallen, weil es unmöglich war, die nöthigen Verstärkungen an Truppen zur Ausfüllung der ungeheuern Lücken, welche der Kampf bereits gekostet hatte, und mehr noch die dringend erforderlichen Vorräthe an Munition verschiedener Art und Proviant aus den großen Waffenplätzen in so schneller Zeit, wie dies unumgänglich erforderlich war, in die weitentlegene Krim zu senden. Als der Kaiser Nikolaus im Herbste 1853 beim Beginne der Belagerung von Sewastopol Regimenter aus Moskau dahin sandte, langten diese erst nach viermonatlichen Märschen, und um weit über die Hälfte ihres Bestandes verringert, am Orte ihrer Bestimmung an. Die in Rußland stets stattfindende schlechte Verpflegung der Truppen, die Eisstürme in den Steppen Südrußlands und der Krim und die sonstigen vielen Leiden der Wintermärsche in diesen fast unbewohnten Landstrichen hatten ganzen Bataillonen den Untergang gebracht, bevor sie nur noch vor den Feind gekommen waren. Und jetzt, nach Vollendung des Eisenbahnnetzes, können die Regimenter in fünf bis acht Tagen aus den entferntesten Garnisonen der Krim, oder von der Wolga, oder dem Eismeer, oder der sibirischen Grenze ohne die mindeste Ermüdung oder Verminderung der Truppen bis an die deutsch- oder österreichisch-russische Grenze

Digitized by Google

befördert werden. Kein Staat Europas hat seine militärische Kraft für einen Offensivkrieg auch nur annähernd so sehr durch sein Eisenbahnnetz vermehrt wie gerade Rußland; denn in keinem andern stehen die Truppen in so weiten Landstrichen zerstreut, und ihre Zusammenziehung für den Krieg erfordert nirgends so lange Wochen, ja selbst Monate wie hier. So wußte die russische Regierung sehr gut, was sie that, als sie in größter Hast Milliarden verausgabte, um ein möglichst ausgedehntes Eisenbahnnetz in ihrem ganzen Lande zu erbauen, und ohne Rücksicht auf die Kosten Linien errichten ließ, die in rein commerzieller Hinsicht auch nicht den mindesten Nutzen gewähren, ja theilweise kaum die Kosten ihres Betriebes einbringen, desto wichtiger aber in Bezug auf ihre strategische Bedeutung sind und die militärische Kraft des Reiches ungemein verstärken helfen. Mehr als eine Vermehrung des Heeres um einige hunderttausend Mann nützen Rußland jetzt seine ausgedehnten Eisenbahnen; denn sie ermöglichen es, daß nunmehr Truppenzusammenziehungen von bedeutender Stärke in wenigen Wochen geschehen können, die früher kaum in ebenso viel Monaten möglich gewesen sein würden. Sehr bedeutende Concentrationen von über Hunderttausenden wären früher in manchen besonders unfruchtbaren und schwach bevölkerten Theilen des Reiches eine unbedingte Unmöglichkeit gewesen, da es selbst bei den größten Anstrengungen und Opfern aller Art nun und nimmermehr gelingen konnte, so ungeheuere Mengen von Lebensmitteln für die Soldaten, und besonders auch von Fourrage für die Pferde, wie Heere solche bedürfen, mit Wagenladungen auf schlechten Landwegen herbeizuschaffen.

Obgleich Napoleon I. alles auf das sorgfältigste für die Verproviantirung seines Heeres vorbereitet hatte, als er 1812 seinen vermessenen Einmarsch in Rußland begann, erlagen doch schon einige Tage nach dem Uebergange über den Niemen Hunderte von Soldaten und Tausende von Pferden aus Mangel an genügenden Nahrungsmitteln, da es ganz unmöglich war, ihnen solche zu schaffen. Und dies geschah noch dazu im Sommer, wo man die Menschen nothdürftig mit Feldfrüchten und die Pferde mit Laub und Gras ernähren konnte. Jetzt aber, nach Vollendung der Eisenbahnen, können die riesigen Lastzüge Getreide, Vieh, Mehl, Fourrage für die Pferde, dann auch Munition aus den fruchtbaren Provinzen des Landes und den großen Magazinen und Arsenalen nach allen noch so entfernten öden und unfruchtbaren Landschaften, in denen man ganze Heere zusammenziehen will, in kürzester Frist befördern. Sollte ein Kaiser von Rußland jemals auf den thörichten Gedanken kommen, ohne Grund und Ursache an Deutschland oder Oesterreich den Krieg erklären zu wollen, und besäße dann der zeitweilige Kriegsminister nur einige Thatkraft und Geschicklichkeit, so könnte innerhalb 14 Tagen nach erfolgter Kriegserklärung ein wohl ausgerüstetes Heer von mindestens 300—350000 Kriegern je nach Bedarf an die deutsch-russische oder österreichisch-russische Grenze zur Ergreifung der Offensive aufmarschirt dastehen, und zahlreiche Reserven könnten, wenn solche nöthig geworden, stets nachrücken. Noch vor 20 Jahren würde es eine Unmöglichkeit gewesen sein, auch nur die Hälfte dieser Truppenzahl in gleicher Frist irgendwo zu concentriren: solche Fortschritte hat die militärische Kraft Rußlands in letzter Zeit gemacht.

Digitized by Google

Ein zweiter Fortschritt von ungemein großer Bedeutung geschah nach des Kaisers Nikolaus Tode in der ganzen Organisation der Truppen, und besonders in der subjectiven Ausbildung der Offiziere und Mannschaften. Der Kaiser Nikolaus war der gewaltigste und rücksichtsloseste Despot unsers Zeitalters, der alles in die starren Formen des blinden mechanischen Despotismus und des unbedingten gedankenlosen Gehorsams einpressen wollte, und dem jede freie Gedankenthätigkeit, jede einzelne Subjectivität auf das bitterste verhaßt war. Gerade sein Heer, welches das Unglück hatte, sein Hauptspielzeug zu sein, und dem er seine besondere Zeit und Sorgfalt widmete, hatte unter diesem starren Formenzwang, diesem Streben nach bloßer automatenmäßiger Thätigkeit aller seiner Offiziere vom höchsten bis zum niedrigsten, und nun gar der armen, bis auf das Blut gequälten Soldaten, ungemein zu leiden.

Paraden und immer wieder Paraden, bei denen die Truppen ganz genau vorher bestimmte Evolutionen und Manöver mit der Regelmäßigkeit künstlicher, von einer Maschine bewegter Automaten ausführen mußten, galten als das höchste Ziel aller militärischen Ausbildung, und unablässig wurden solche geübt. Der mit vielen im Dampf der Suppenschüsseln an den kaiserlichen Hoftafeln erworbenen Orden geschmückte General oder Oberst, welcher in strammer Haltung auf stolzem, vorher von einem Kunstreiter dressirtem Rosse sitzend, seine Division, Brigade oder Regiment dem Kaiser im untadelhaftesten Parademarsch, wobei auch kein Soldat nur mit einer Wimper zucken durfte, vorbeizuführen vermochte, ward der bevorzugte Günstling desselben, dem ohne weiteres die wichtigsten Commandos und höchsten Stellen anvertraut wurden, mochten auch sonst seine militärischen Fähigkeiten auf der niedrigsten Stufe stehen oder sein Charakter der verächtlichste sein. Wehe aber dem armen Offizier, der nur wagte, selbständig zu denken oder gar ein eigenes Urtheil zu besitzen: er wurde übergangen, zurückgesetzt, verhöhnt oder zur Strafe nach dem Kaukasus geschickt, während der Soldat, dem nur der allermindeste Fehler bei einer Parade nachgewiesen werden konnte, gewiß seine 25—50 wohlgemessene Stockprügel dafür erhielt. Haben wir doch auch bei den preußischen und manchen andern deutschen Heerestheilen, bei denen besonders in den dreißiger und vierziger Jahren die, soweit es die Umstände erlaubten, möglichste Nachahmung des russischen Paradewesens und der rein mechanischen Ausbildung der Soldaten leider Mode geworden war, unter diesem Unfug, die Offiziere und Soldaten fast ausschließlich dazu zu dressiren, viel zu leiden gehabt, und es ward manche Zeit durch dieses unaufhörliche Einüben des Parademarsches unnütz vergeudet und die wirkliche Kriegstüchtigkeit der Truppen wesentlich verringert. Ebenso kleidete der Kaiser Nikolaus seine armen Soldaten in die möglichst unzweckmäßige, nur für die Parade berechnete und die freie Beweglichkeit der Glieder hindernde, dabei für ein so rauhes Klima, wie Rußland im Winter besitzt, geradezu gesundheitsschädliche Uniform, und gab ihnen Waffen, die nur recht klirren und blitzen sollten, für den wirklichen Kampf aber kaum brauchbar waren. Haben doch auch in Preußen diese hohen Kürassierhelme, diese steifen, eng zusammengeknöpften Kragen, langen, vom Winde bewegten Haarbüsche, schweren Tschakos

Digitized by Google

und breiten Bandeliere, lauter russische Nachahmungen, die damit belasteten Soldaten recht hart gequält.

Die schlimmen Folgen dieser rein mechanischen Dressur und der automatischen Ausbildung der Offiziere und Soldaten des russischen Heeres durch den Kaiser Nikolaus zeigten sich recht grell hervortretend im ersten orientalischen Kriege von 1853 bis 1856. Wir hatten persönlich Gelegenheit, den ersten Kämpfen der Russen gegen die Türken bei Oltenitza und Cetate an der Donau, und später der mislungenen Belagerung von Silistria im Jahre 1853—54, wie einigen Gefechten in der Krim gegen die Franzosen und Engländer, als unbefangener Beobachter aus nächster Nähe persönlich beizuwohnen, und waren erstaunt über die große Ungeschicklichkeit, mit der sämmtliche Waffengattungen des russischen Heeres sich dabei schlugen. Der Muth und die Standhaftigkeit aller Truppen ließ stets nichts zu wünschen übrig; die Soldaten opferten sich heroisch auf und folgten willig ihren Offizieren, wohin diese sie auch führten; aber von geschickten Manövern, richtiger Benutzung des Terrains, Einzelthätigkeit der Mannschaften, sicherm Schießen, gewandtem Fechten war auch keine Spur zu finden. Die Artillerie, durchweg vorzüglich mit gleichfarbigen Pferden für jede Batterie bespannt, fuhr schnell und exact, schoß aber zehnmal schlechter als die türkische. Die Cavalerie, sehr gut beritten, ritt zwar fest geschlossen in gleichem Tempo; allein die Soldaten konnten weder mit ihren Säbeln fechten, noch eine herzhafte, ungestüme Attacke machen, und wir sahen, daß die wilden Scharen des Iskender-Bei bei Oltenitza das vornehme, elegant mit lauter Schimmeln berittene russische Husarenregiment Paskiewitsch im Augenblick vollständig zersprengten und ihm seine Standarten nahmen. Wir besitzen noch als Erinnerung einen bei dieser Gelegenheit erbeuteten russischen Husarensäbel. Er sieht mit seinem schweren Bügelkorb von Messing sehr stattlich als Waffe bei einem Parademarsch aus; allein die Klinge ist so weich und mit Blei versetzt, daß sie sich sehr leicht krumm biegt und ein tüchtiger Eichenknüppel eine ungleich bessere Waffe als dieser russische Husarensäbel bildet. Ebenso waren die Gewehre der Infanterie schwer, unbehülflich, und ein sicheres Schießen damit war ganz unmöglich. Die Soldaten hatten keine Idee von Tirailliren, Terrainbenutzung, scharfem Zielen, sondern schossen mechanisch ihre Salven ab, wobei neun Zehntel aller Kugeln unschädlich hoch über unsere Köpfe hinwegsausten. Dabei wichen und wankten diese strammen russischen Infanteriecolonnen nicht, und sardinische Artillerieoffiziere versicherten uns wiederholt, es habe in der Schlacht an der Tschernaja zuletzt ihrem Gefühl widerstanden, mit Kartätschen in diese gleich einer Schafheerde willen- und widerstandslosen Infanteriemassen, die aber nicht feige zurückwichen, sondern bewegungslos stehen blieben, feuern zu lassen, denn es sei ein wahres Morden gewesen. Und so kämpften fast ausnahmslos in allen Schlachten und Gefechten des ganzen ersten Orientkrieges sämmtliche russische Heerestheile zwar mit dem größten Muth und einer über alles Lob erhabenen Hingebung, zugleich aber auch der größtmöglichsten Ungeschicklichkeit, und wurden stets von den türkischen, sardinischen, englischen und französischen Truppen bei aller und jeder Gelegenheit vollständig geschlagen. Dem mächtigen Kaiser Nikolaus brach sein stolzes Herz über diese

Digitized by Google

steten Niederlagen seiner von ihm so parademäßig ausgebildeten und für so unüberwindlich gehaltenen Truppen, und er erntete die zwar harte, aber nur zu wohlverdiente Strafe für den starren Despotismus, mit welchem er nicht allein sein Heer, sondern auch sein unglückliches Land nur zu lange geknechtet hatte.

Sein Sohn, der edle Kaiser Alexander II., weitaus in jeder Hinsicht der verdienteste und tüchtigste Monarch, welcher jemals auf dem russischen Kaiserthron gesessen hat, der des Vaters traurige Hinterlassenschaft erben mußte, suchte, wie sein weites Reich, so auch dessen Heer möglichst im aufgeklärten Sinne zu regieren und dem Geiste unserer Zeit gemäß zu reformiren. Vieles, unermeßlich vieles hat Kaiser Alexander II. in der kurzen Zeit, die er regierte, bis er durch fluchwürdiger Mörder Hand den leider viel zu frühen Tod fand, für die Verbesserung der russischen Streitkraft zu Lande und zur See gethan, noch mehr bleibt freilich hierin zu thun übrig. Wie der Kaiser Alexander II. die Leibeigenschaft in seinem Lande aufhob und dadurch allein schon sich den höchsten Ehrenplatz für ewige Zeiten in der Geschichte Rußlands erwarb, so sorgte er auch für eine menschenwürdige Behandlung der Soldaten. Er verminderte die frühere lange active Dienstzeit von 20 Jahren auf 8 und später auf 5—6 Jahre, gab ein ungleich humaneres Rekrutirungsgesetz, durch welches die ehemaligen Härten und Willkürlichkeiten bei der Aushebung wenigstens einigermaßen eingeschränkt wurden, und verminderte die früher üblichen körperlichen Züchtigungen, die oft nach Laune und Willkür der Offiziere selbst bei bloßen Exercirfehlern verhängt werden durften; jetzt dürfen sie nur als Bestrafungen für grobe Vergehen und auf Grund kriegsgerichtlicher Urtheile stattfinden. Bei der Ausbildung der Soldaten sollte auf Erweckung von deren subjectiver Thätigkeit, Uebung im Tirailliren, Scharfschießen, richtiger Benutzung des Terrains — unter Kaiser Nikolaus fast lauter unbekannte Dinge — in der russischen Armee möglichst hingearbeitet, dem bloßen Parade- und strengem Formenwesen aber keine größere Geltung eingeräumt werden, als solche in jeder regulären, streng disciplinirten Armee als wichtige Factoren der militärischen Erziehung und Disciplin gebühren. Auch für eine bessere Ernährung und Besoldung der Soldaten, obgleich diese in Rußland immerhin noch kärglich genug bleibt, ward wenigstens etwas gesorgt. Die frühere steife, unzweckmäßige, nur für die Parade berechnete Uniform der russischen Soldaten ward gründlich reformirt und durch eine weite, bequeme, besonders auch gegen die Kälte schützende, und der russischen Volkstracht möglichst angepaßte Kleidung ersetzt. Mit Ausnahme der glänzenden Regimenter, besonders der Cavalerie, der Garde, die ihre blos für den Paradeplatz in Petersburg berechnete Uniformen theilweise noch behalten haben, sind alle russischen Soldaten mit weitem dunkelgrünen Kaftan, weiten Kniehosen, hohen Stiefeln, niederer Pelzmütze und grauem vorzüglichen Mantel jetzt so bequem und einfach wie nur irgendmöglich gekleidet, wenn sie freilich für das Auge auch keinen so glänzenden Anblick als früher mehr gewähren. Wie wir bei unsern deutschen Heerestheilen früher so manches höchst Unzweckmäßige bei den Russen nachahmten, so könnten wir jetzt wieder einiges entschieden Gute in ihrer Bekleidung auch bei uns einführen, und wenn die engen, kurzen, knappen Waffenröcke



Digitized by Google

unserer Truppen mit ihrer einen Reihe Knöpfe etwas von dem weiten, warmen und bequemen Schnitt der russischen Kaftans erhielten, würde dies von entschiedenem Nutzen sein. Gründlich verbessert und den Anforderungen der Neuzeit angemessen ist auch die Bewaffnung sämmtlicher Truppengattungen. Die alten plumpen, klappernden Gewehre der Infanterie, mit denen ein richtiges Zielen ganz unmöglich war, wurden durch sehr gute, leichte Hinterlader nach neuestem Systeme ersetzt. Die Artillerie erhielt vorzügliche neue Hinterladungsgeschütze und die Cavalerie Säbel nicht mehr mit weichen Bleiklingen, sondern mit wirklich für den Reiterkampf brauchbaren Klingen. Mit diesen verbesserten Waffen verband sich auch ein völlig verändertes Exercir- und Dienstreglement. Es wurde tirailirt, Felddienst geübt, nach der Scheibe geschossen, Dauermärsche gemacht — alles nach dem Systeme, wie solches in der deutschen und französischen Armee schon längst eingeführt ist, und ein jetziges Manöver russischer Truppen weicht von dem, wie es unter Kaiser Nikolaus nur stattfinden durfte, wenn nicht der Zorn des gewaltigen Despoten sogleich auf das heftigste entbrennen sollte, in allem und jedem ganz ungemein ab. Der verstorbene Kaiser Alexander II. richtete mit vollem Recht seine Hauptsorge besonders auch auf eine bessere Erziehung und eine erhöhte geistige Ausbildung der Offiziere aller Grade in sämmtlichen Waffengattungen des russischen Heeres. Bildet doch das Offiziercorps in jedem Heere das feste Fundament, von dessen Tüchtigkeit und Festigkeit auch die Tüchtigkeit aller einzelnen Heerestheile wesentlich mit bedingt wird. Unter der Regierung des Kaisers Nikolaus war aber die Tüchtigkeit des russischen Offiziercorps in jeder Hinsicht ganz entschieden zurückgegangen. Sein starrer Despotismus, seine entschiedene Vorliebe für die rein mechanische Abrichtung, sein Haß gegen jede subjective Selbständigkeit hatte mit schwerem Druck ganz besonders auf dem armen russischen Offiziercorps gelastet. Der Kaiser wollte keine selbständig denkenden Männer zu Offizieren, sondern nur Automaten, und seinem gewaltigen Willen mußten sich auch die einzelnen Offiziere seines Heeres unbedingt fügen oder untergehen. Die große Mehrzahl der Offiziere aller Grade bequemte sich dieser Ansicht des Kaisers und wurden ebensolche Gamaschenknöpfe und mechanische Paradesoldaten, wie er selbst war; ja viele suchten ihn womöglich darin noch zu übertreffen, sicher, dadurch das kaiserliche Wohlwollen und somit schnelles Avancement und besondere Geldgeschenke zu erhalten. Man kann sich bei uns in Deutschland kaum einen Begriff davon machen, welch geistig ungebildete und in rein mechanischem Formwesen erstarrte, für die Führung größerer Truppenmassen gänzlich ungeeignete höhere Offiziere sich in des Kaisers Nikolaus persönlicher Umgebung befanden. Wenn der Kaiser, der bei der geringsten Gelegenheit in heftigen Zorn gerieth, dann sofort seinem diensthabenden Generaladjutanten, ohne die mindeste Rücksicht auf die Umgebung, sein gewöhnliches Scheltwort „Durak" (Tölpel) zudonnerte, so mußte der Geschimpfte dies geduldig ertragen. Wir hatten 1853—54 besonders im Lager des Omer-Pascha und 1855 in der Krim vielfach Gelegenheit, uns mit gefangenen russischen Offizieren aller Grade zu unterhalten, und erstaunten mit Recht über die große innere Roheit und gänzliche Ungebildetheit gar vieler dieser äußerlich sehr stattlich und elegant aussehenden, mit zahl-

Digitized by Google

losen Orden geschmückten vornehmen Herren. Viele geistig lebendigere, thatkräftige und ihren eigenen Werth selbst fühlende Offiziere, besonders von der zwar sonst in jeder Hinsicht ungemein bevorzugten, aber dabei noch ungleich mehr als die Linie zur Paradespielerei verdammten Garde, suchten möglichst weit aus des Kaisers Nähe fortzukommen und im Kaukasus zu dienen. Wie es der Gebirgskrieg mit gebieterischer Nothwendigkeit erforderte, herrschte bei allen im Kaukasus fechtenden Truppen ungleich höhere Lebendigkeit, Ausbildung der Einzelthätigkeit der Offiziere und Soldaten und überhaupt ein frischerer, freierer, wahrhaft militärischer Geist. Auch die Uniformirung aller Truppengattungen daselbst war nothgedrungen eine praktischere, bequemere, und mehr für den Krieg im Hochgebirge als für die bloße Parade berechnete geworden. Dem Kaiser Nikolaus war dieser ganze kaukasische Krieg, der so wenig mit dem Paradewesen zusammenpaßte, nebst den dabei verwendeten Truppen mit ihrer freien Ausbildung ein Greuel; er betrachtete alles dabei als ein unvermeidliches Uebel, suchte sich möglichst wenig darum zu bekümmern, und ein General, der eine recht stramme, glänzende Parade in Petersburg zu seiner Zufriedenheit zu commandiren vermochte, erwarb sich ungleich mehr seine Gunst wie einer, der vielleicht die erfolgreichste, kühnste Expedition im Kaukasus mit Geschick und Muth befehligt hatte. Wie rücksichtslos der gewaltige Zar dabei verfuhr und wie wenig er in seiner despotischen Laune das Ehrgefühl seiner Offiziere schonte, zeigt folgender recht charakteristische Zug, den wir selbst aus dem Munde eines dabei betheiligten, uns näher bekannten russischen Obersten erfahren haben. Die einzige reguläre Cavalerie des kaukasischen Corps bildete lange Jahre das zehn Schwadronen starke berühmte Dragonerregiment, damals „Kronprinz", jetzt „König von Würtemberg". Dieses Regiment nahm eine Ausnahmestellung im Heere ein, stand stets vor dem Feinde, trug eine außergewöhnliche Uniform mit weiten Kniehosen und „Litewka", ungefähr in der Weise, wie solche jetzt die gesammten russischen Dragoner tragen, und deshalb dienten vorzugsweise viele junge Gardeoffiziere, die eine kriegerische freie Thätigkeit im Felde dem glänzenden Salonleben und strammen Paradewesen in Petersburg vorzogen, als Freiwillige in dessen Reihen. So soll Kaiser Nikolaus stets einen besondern Unwillen gerade gegen dieses Regiment gehegt haben. Als dessen Oberst, ein kühner, vielerprobter Reiteroffizier, sich vor dem Feinde wieder sehr ausgezeichnet hatte, konnte der Kaiser nicht umhin, ihm den Georgsorden, der in Rußland statutenmäßig nur durch Auszeichnung vor dem Feinde erworben werden kann, und einen goldenen Ehrensäbel zu verleihen. Der Oberst mußte der Bestimmung gemäß den weiten Weg vom Kaukasus nach Petersburg zurücklegen, um sich persönlich beim Kaiser für diese hohe Auszeichnung zu bedanken. Vollständig in seiner Paradeuniform, wie solche im Kaukasus vom Generalgouverneur eingeführt war, mit allen seinen vor dem Feinde erworbenen Orden geschmückt, stand der Oberst zur befohlenen Audienzzeit in der Reihe der übrigen dazu commandirten Generale und Stabsoffiziere im glänzenden Saale des Winterpalastes. Seine hohen Kniestiefeln, die weiten Hosen in den Schäften, die kurze Litewka mit offenem Kragen und die niedere Mütze von Astrachanpelz contrastirten freilich



Digitized by Google

sehr gegen die engen, knappen, alle freie Beweglichkeit der Glieder hemmenden Uniformen der übrigen Offiziere mit ihrer hochwattirten Brust, geschnürten Taille, den engen, hohen Kragen, schweren, glänzenden Helmen oder hohen dreieckigen Hüten mit mächtigen wehenden Federbüschen. Es war der Unterschied des Kriegers im Felde gegenüber dem Parade- und Salonoffizier. Kaiser Nikolaus tritt ein; bewegungslos, wie aus Erz gegossen stehen alle Offiziere da in streng ordonnanzmäßiger Haltung. Hoch aufgerichtet geht Kaiser Nikolaus die Reihe entlang, redet wohlwollend die meisten an, bevorzugt dabei aber ersichtlich die bekanntern Paradegenerale. Als er bei dem Obersten des kaukasischen Dragonerregiments mit dem Georgsorden auf der Brust und dem goldenen Ehrensäbel für Tapferkeit an der Seite ankommt, verfinstert sich sofort seine Miene; er mustert scharf dessen ganzen Anzug von oben bis unten, ruft dann zornig mit lauter Stimme: „Banditenregiment, Banditenuniform!" und wendet sich, ohne ein Wort weiter zu dem bestürzten Oberst zu sprechen, zu den nächststehenden Offizieren. „Das war der Dank meines Kaisers für 25 Jahre treuer Dienstzeit, von denen ich über die Hälfte stets vor dem Feinde im Kaukasus zugebracht und mir drei Wunden dabei geholt hatte", sprach der Oberst, und sein Auge funkelte, als er mir diese Geschichte erzählte, vor innerm Zorn.

Daß diese despotische, alles Ehrgefühl bitter kränkende oder gründlich zerstörende Behandlung der Offiziere durch den Kaiser Nikolaus die ungünstigsten Folgen für das gesammte russische Offiziercorps herbeiführen mußte, und daß es selbst dem Kaiser Alexander II. nicht sogleich gelingen konnte, solche in kurzer Frist wieder zu verbessern, war selbstverständlich. Die große Masse aller russischen Offiziere ward willens- und gedankenlos und ergab sich ruhig in den starren Despotismus und den mechanischen Paradeunfug ihres Kaisers und Gebieters. Noch ein anderer, und zwar nicht geringer Theil suchte Ersatz für diese erniedrigende Lebensweise und entwürdigende Behandlung durch schamlose Betrügereien und Unterschleife aller Art, um möglichst hohe Geldsummen theils auf Kosten der Krone, theils auf Kosten der armen vielgeplagten Soldaten zu gewinnen: diese steten Betrügereien und Unterschleife oft der schamlosesten Art, überhaupt der Krebsschaden der gesammten russischen Staatsverwaltung, verbreiteten sich gerade unter des Kaisers Nikolaus Regierung wie die Pest in den Reihen des russischen Offiziercorps. Ueberall wurde gestohlen und betrogen, und die Zahl der ehrlosen Spitzbuben fing oft beim commandirenden General an, der den Staat um Hunderttausende betrog, und ging bis zum Hauptmann herab, der die ohnehin schon knappen Rationen seiner armen Soldaten noch mehr verringerte und auf diese Weise einige hundert Rubel im Jahre für sich zu gewinnen suchte.

So zeigte sich im ersten orientalischen Kriege, daß die Regimenter oft kaum mit zwei Dritteln ihrer etatsmäßigen Stärke in das Feld rücken konnten, weil sich die Generale, Obersten, Bataillons- und Compagniecommandeure gemeinsam verbunden hatten, die Beträge der Besoldung für die nicht bei der Fahne befindlichen und willkürlich beurlaubten Soldaten in ihre eigenen Taschen zu stecken, daß die Artillerie und Cavalerie lange nicht die Zahl der vorschriftsmäßigen Pferde besaß, die Munition schlecht war oder oft gänzlich fehlte, die Uniformen

Digitized by Google

mangelhaft und abgerissen, die Waffen unbrauchbar waren: kurz eine fortlaufende Kette von Spitzbübereien und Betrügereien aller Art auf Kosten der wirklichen Kriegstüchtigkeit der Truppen stattfand. Nach dem Sprichwort: „Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus", waren vom höchsten bis zum untersten Offizier alle mehr oder weniger bei diesen Unterschleifen betheiligt, und die wirklich redlichen Offiziere, die sich in der Minderheit befanden, mußten stillschweigend dulden, was sie doch nicht zu ändern vermochten. Ein anderer nicht so leicht wieder auszurottender Uebelstand der Nikolaus'schen Despotie war die Sucht der Offiziere, geheime politische Gesellschaften zu gründen. Gerade der harte despotische Druck von oben erzeugte leicht die Neigung zu revolutionären Umtrieben, und zwar waren es gewöhnlich die geistig begabtesten, unterrichtetsten und energischsten Offiziere, die oft mit wahrhaftem Fanatismus sich bei allen diesen geheimen revolutionären Verbindungen und Verschwörungen betheiligten. So sind schon unter des Kaisers Nikolaus Herrschaft Hunderte von Offizieren wegen dieser Umtriebe und Pläne zum Umsturz der Regierung nach Sibirien verbannt, in die Strafbataillone im Kaukasus gesteckt, zu gemeinen Soldaten degradirt, zu vieljähriger Kerkerhaft oder zum Tode auf der Richtstätte verurtheilt worden, ohne daß diese nothwendige Strenge großen Erfolg gehabt hätte. Selbst die scheußliche, alles zerstörende Verbindung der Nihilisten fand unter den Offizieren der russischen Armee manche offene und mehr noch geheime Anhänger, so unglaublich dies allen erscheinen mag, welche die Gesinnungen von Ehre und Treue gegenüber dem freiwillig geschworenen Fahneneid kennen, die glücklicherweise ausnahmslos in unsern sämmtlichen deutschen Offizierscorps herrschen. Sind doch erwiesenermaßen mehrfach Offiziere an den verschiedenen verruchten Mordanschlägen, denen der Kaiser Alexander II. zuletzt zum Opfer fallen mußte und wodurch auch das Leben des jetzigen Kaisers Alexander III. wiederholt bedroht wurde, betheiligt gewesen. Auch jetzt noch sollen geheime politische Verbindungen und besonders auch panslawistische Umtriebe unter den Offizieren aller Grade der russischen Armee nur zu häufig vorkommen und deren wirkliche Kriegstüchtigkeit bedeutend verringern. Ist doch das Offiziercorps hierin das getreue Abbild der sogenannten höhern russischen Gesellschaft, in welcher die extremsten politischen Ansichten herrschen und der geistloseste Formalismus, der unterwürfigste Knechtssinn, der unbedingteste Gehorsam gegen höhere Vorgesetzte, das rücksichtslose Streben nach Rang und Reichthum, die üppigste, raffinirteste Verschwendung, die roheste Verachtung von Bildung, Sitte und wahrer Humanität, die schonungsloseste Härte gegen alle Untergebenen, wieder mit dem scheußlichsten Cynismus, der frivolsten Verspottung von Religion und Sitte und allem, was dem gebildeten Menschen heilig sein muß, der wildesten revolutionären Gesinnung und dem fanatischsten, alles zerstörenden Nihilismus nur zu häufig verbunden sein sollen. Wenn je die Worte unsers großen Dichters: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Manne erzittere nicht", ihre volle Bestätigung durch die Wirklichkeit fanden, so ist dies in Rußland der Fall, und der einst von seinen vielen Schmeichlern, leider sogar auch bei uns in Deutschland so viel gepriesene und als Muster eines wahren, kräftigen Herrschers zur Nachahmung empfohlene Kaiser Nikolaus, dessen

Digitized by Google

mehr als fünfundzwanzigjährige Regierung ein Fluch für Rußland und dessen Heer war, trägt einen nicht geringen Theil der schweren Schuld hiervon.

Ein neues Dienst- und Exercirreglement und eine veränderte Uniformirung und Bewaffnung eines Heeres lassen sich von oben herab leicht befehlen und bei einiger Thatkraft und genügenden Geldmitteln auch in nicht zu langer Zeit einführen; allein die Erziehung und Reorganisation eines ganzen Offiziercorps machen unendlich viel größere Schwierigkeiten jeglicher Art und erfordern besonders auch einen ungleich längern Zeitraum, bis sie nicht mehr blos auf dem Papier stehen, sondern auch in die wirkliche Praxis übergegangen sind. So stieß auch der Kaiser Alexander II. bei seiner beabsichtigten Reorganisation des russischen Offiziercorps auf unsäglich viele Schwierigkeiten und Hindernisse aller Art. Vieles, was der Monarch befahl, wurde oft aus böser Absicht, häufig auch aus Dummheit falsch aufgefaßt, möglichst verdreht und unvollständig oder auch gar nicht in Wirklichkeit ausgeführt. Man konnte die vielen Tausende Offiziere aller Grade, die einfach nichts anderes verbrochen hatten, als daß sie geistig ungebildet, roh und unwissend oder im bloßen Formenwesen erstarrt waren und nur alles pünktlich so ausführten, wie es ihnen ihr Herr und Meister, der Kaiser Nikolaus, bei seiner höchsten Ungnade befohlen hatte, ganz unmöglich sofort ihres Dienstes entheben. Es wäre dies theils eine ganz ungerechtfertigte Härte gegen diese oft persönlich braven Männer gewesen, theils hätte der Staatsschatz die Pensionirungen so vieler jugendlicher und kräftiger Offiziere nicht ertragen können, theils auch hätte es ungemein an ihrem sofortigen Ersatz gefehlt. So mußte der Kaiser Alexander sich denn nothgedrungen damit begnügen, die Hauptträger des Nikolaus'schen Systems unter den höhern Generalen entweder zu pensioniren oder in unschädliche Sinecuren zu versetzen, und auf ihre wichtigen Posten junge, thatkräftige, das neue System befördernde und ihm treu ergebene Offiziere avanciren zu lassen. Daß dabei manche Misgriffe, Uebereilungen und Härten vorkamen, war natürlich. Vor allem aber mußte man sich bestreben, einen zahlreichen und genügenden Nachwuchs geistig gebildeter, befähigter, den neuen Verhältnissen wirklich ergebener Offiziere sich heranzuziehen und auszubilden. So waren denn zuerst die Militärerziehungsanstalten, Cadettenhäuser, Junkerschulen, Kriegsschulen, Bildungsanstalten für die verschiedensten Waffengattungen, was alles unter Nikolaus in greulichster Verwahrlosung gewesen und wo Unwissenheit, Roheit, ja selbst Lasterhaftigkeit geherrscht hatten, gründlich zu reformiren und nach deutschen Mustern vollständig zu reorganisiren. Es vergingen aber nicht allein Jahre, sondern Jahrzehnte, bis die guten Folgen aller dieser Neugestaltungen wirklich in Fleisch und Blut des Heeres übergegangen waren und dessen Kriegstüchtigkeit für einen Krieg der Neuzeit wesentlich vermehrt hatten. Die Besoldungen aller Offiziere der verschiedensten Grade, die früher oft so schlecht gewesen waren, daß ihre Träger förmlich auf Betrug und Unterschleif hingewiesen wurden, da sie von ihrem rechtmäßigen Gehalt unmöglich leben konnten, wenn sie kein eigenes Vermögen besaßen, erhöhte man bedeutend; begangene Unterschleife und Veruntreuungen dagegen wurden, sobald sie entdeckt und zur Untersuchung gezogen wurden, was freilich nicht häufig geschah, ungleich strenger als früher bestraft. So soll sich dieser Krebsschaden

Digitized by Google

der russischen Armee, das Betrügen, Unterschlagen, jetzt wesentlich verringert haben, wenn freilich auch noch immer viel Böses hierin vorhanden und ungleich stärker als in irgendeinem andern Heere des civilisirten Europa verbreitet ist. Ein so tief eingewurzeltes Uebel läßt sich so leicht auch nicht heilen, sondern lange Decennien können vergehen, bis eine wirklich bemerkliche Besserung eintritt.

Eine besonders thätige Sorge wandte man mit Recht auch der geistigen und moralischen Emporhebung des so wichtigen Unteroffizierstandes zu. Auch hierbei waren fast übergroße Schwierigkeiten zu besiegen, und es bedurfte Zeit und Geduld, bis man die ersten Anfänge einer wirklichen Besserung zu erkennen vermochte. Diese vielen Tausende alter oft stumpfer, geistig vollständig roher Unteroffiziere, denen ihr mechanischer Frontdienst früher fest eingeprügelt war, jetzt alle zu geistig nachdenkenden, selbstthätigen Menschen zu machen, ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß ein für die Neuzeit wirklich kriegstüchtiger Soldat nicht blos wie eine Puppe einen regelmäßigen Parademarsch machen und in der Front manövriren, sondern auch schnell und gewandt tirailliren, sicher schießen, mit eigenem Nachdenken das Terrain benutzen müsse, war theilweise wirklich eine riesige Aufgabe. Und nun sollten gar diese alten Unteroffiziere in allen diesen Dingen die Lehrmeister ihrer Soldaten abgeben, und nach einer Methode, welche der frühern, in der sie aufgewachsen, vollständig entgegengesetzt war, nicht allein selbst manövriren, sondern auch ihre Rekruten ausbilden. Es war dies fast das Unmögliche verlangt, und so konnte es nicht fehlen, daß besonders in den ersten Jahren nach der Reorganisation Misgriffe über Misgriffe aller Art in Menge vorkamen und das Ganze nur äußerst langsam und schwierig vor sich ging. Glücklicherweise wurden dem Heere allmählich aber immer mehr geistig gebildete Elemente, nicht allein als Offiziere, sondern auch als Soldaten und Unteroffiziere zugeführt. Besonders die seit 1874 eingeführte allgemeine Wehrpflicht aller Russen, ganz dem deutschen System nachgeahmt, bewirkte hierin eine entschiedene und bald auch sehr bemerkliche Aenderung zum Bessern.

So war denn trotz mancher Mängel und Unvollkommenheiten die russische Armee, welche 1877 den sogenannten zweiten orientalischen Krieg begann, ganz entschieden weit kriegsgeübter und allen Anforderungen der Neuzeit ungleich mehr entsprechend, als dies jemals bei einem Heere, das der Kaiser Nikolaus aufzustellen vermocht, der Fall gewesen. Die Truppen exercirten und manövrirten ungleich gewandter als früher, und besonders die Artillerie und Infanterie, diese beiden Hauptwaffen der Neuzeit, welche ganz allein die Hauptentscheidung jedes Krieges herbeizuführen vermögen, verstanden ihre Gewehre und Geschütze weit sicherer zu benutzen, als dies in den frühern Kriegen geschah.

Die vielen großen Vorzüge der russischen Truppen, welche sie theilweise in einem so hohen Grade wie keine andere europäische Armee besitzen, zeigten sich dabei in diesem letzten Kriege wieder sehr deutlich; hierzu rechnen wir ganz besonders die große körperliche Ausdauer der Soldaten, ihre bewundernswürdige Genügsamkeit selbst bei der schlechtesten Verpflegung und ihre ungemeine Abhärtung gegen jegliche Einflüsse der Witterung. Was die russischen Truppen hierin in

Digitized by Google

dem Winterfeldzuge von 1877/78 leisteten, war wirklich erstaunenswerth, und keine andere europäische Armee hätte einen Uebergang über den Balkan bei so rauher Jahreszeit, mangelhafter Verpflegung und ungenügenden Transportmitteln jemals ermöglicht. Wir entsinnen uns noch, daß uns im Winter 1854 Omer-Pascha, der türkische Generalissimus, wiederholt in Varna sagte: „Ich lege dem Sultan meinen Kopf zu Füßen, wenn jemals ein Russe über den Balkan kommt"; damals konnte der türkische Feldherr diese stolzen Worte wol sprechen, und im Frühling 1854 mußten die russischen Heere als Besiegte wieder auf das linke Donauufer zurückgehen, während sie 1878 über die in Schnee und Eis starrenden Pässe des Balkans gingen und als Sieger in Adrianopel einmarschirten: solche unermeßliche Fortschritte hatte die Armee des Kaisers Alexander gegen die des Kaisers Nikolaus in etwas über 20 Jahren schon gemacht.

Außer dieser großen Genügsamkeit und wirklich oft bewundernswerthen physischen Abhärtung sind unbedingter Gehorsam und strenge Disciplin ganz vorzügliche militärische Eigenschaften der russischen Soldaten. Wenn er von seinen Offizieren nur einigermaßen menschlich und nicht, wie dies früher leider nur zu oft der Fall war, schlechter als das Vieh behandelt wird, ist der russische Soldat fast durchweg der treueste, anhänglichste, seinem Vorgesetzten blindlings gehorchende Untergebene, den man sich nur wünschen kann; die Regimenter weichen und wanken selbst im heftigsten feindlichen Kartätschenfeuer nicht, und selbst bei den entschiedensten Niederlagen wird die Disciplin nicht im mindesten gestört. Als Sewastopol nach langer ruhmwürdiger Vertheidigung endlich im Herbste 1855 erstürmt wurde, traten die russischen Regimenter trotz des furchtbaren Hagels von schweren Geschossen, der in ihre Reihen schlug, in vollständiger Ruhe und Ordnung ihren sehr gefährlichen Rückzug aus dem brennenden Trümmerhaufen auf schmaler schwankender Schiffbrücke über den breiten Meeresbusen nach dem jenseitigen Ufer an. Diese große körperliche Abhärtung und dabei strenge Disciplin der Soldaten, selbst im Unglück, ist ein Vorzug, den die russische Armee vor manchem andern europäischen Heere besitzt.

Ein anderer Vorzug, den das Heer Rußlands besonders dem österreichischen gegenüber besitzt, ist der, daß die große Mehrheit seiner Soldaten von gleicher Nationalität, gleicher Confession und gleicher Sprache ist. Es dienen in der russischen regulären Armee etwa 35—40000 Finländer, die gleiche Zahl Letten, Esten, Kuren, einige 30000 Deutsche, besonders als Offiziere und Unteroffiziere, die aus den baltischen Städten und Petersburg ausgehoben wurden, und 10—15000 Mohammedaner, aus den Tataren der Krim und den Tscherkessen des Kaukasus rekrutirt. Unter den irregulären Truppen, besonders in Sibirien, sollen sich einige 20000 Mann Mongolen, Baschkiren und Kalmücken befinden, die noch dem Heidenthum angehören; weit über 1 Mill. Soldaten sind aber aus den verschiedenen nordslawischen Stämmen rekrutirt. Unter diesen mögen sich etwa an 180—200000 Polen aus dem frühern „Congreßpolen", Podolien, der Ukraine und andern ehemals polnischen Landestheilen befinden, welche römisch-katholischer Confession sind und keine Zuneigung, sondern oft sogar Haß gegen das eigentliche Rußland hegen; alle übrigen sind echte Russen von griechisch-katholischer Con-

Digitized by Google

fession, die in der Person ihres Zaren zugleich auch das höchste Oberhaupt ihrer Kirche verehren. Gerade dieser Umstand, daß über 1 Mill. russischer Krieger dem Zaren blindlings ergeben sind, verschafft dem Heere eine große Festigkeit auch bei unglücklichen Erfolgen.

Wenn auch der zweite orientalische Krieg von 1877 und 1878 siegreich für die russische Armee ausgefallen war und deren große Fortschritte in allem und jedem gegen das Heer des Kaisers Nikolaus sehr überzeugend gezeigt hatte, so machten sich doch noch manche recht bedeutende Uebelstände in der Organisation dabei bemerklich. So erfolgte bald nach dessen Beendigung schon im Jahre 1879 eine Reorganisation der Armee, wodurch die Hauptmasse der Infanterie eine völlig veränderte Eintheilung und Gliederung, wie solche der Neuzeit mehr angemessen war, erhielt. Auch das Verpflegungs- und besonders gar das Lazarethwesen, das stets der schwächste Theil der russischen Armee war, sich auch in diesem letzten Kriege wieder äußerst mangelhaft gezeigt hatte, suchte man möglichst zu reformiren. Der Erfolg hiervon wird freilich nicht allzu bedeutend sein. Solange man nicht die nöthige große Zahl intelligenter, fleißiger und vor allem wirklich redlicher und unbestechlicher Intendanten und Verpflegungsbeamte aller Grade und gebildeter, geschickter und redlicher Militärärzte anzustellen vermag — und an beiden Klassen herrscht in Rußland der größte Mangel, der sich auch in Decennien noch nicht abhelfen läßt —, wird durch alle Reglements, Befehle, Controlen und Listen kein einigermaßen befriedigender Zustand hierin herbeigeführt werden. Was nützen alle noch so weisen Gesetze und humanen Bestimmungen, wenn es an der nöthigen Zahl von tüchtigen Männern zu ihrer wirklichen Ausführung fehlt? So soll besonders nach den Berichten unparteiischer Augenzeugen sich das Lazarethwesen des russischen Heeres auch noch im letzten orientalischen Kriege in einem wahrhaft scheußlichen Zustand befunden haben.

Eine andere tief eingreifende Reorganisation der russischen Armee erfolgte 1881. Es wurde die Etatsstärke aller Truppentheile, die in Wirklichkeit doch niemals vollständig erreicht wurde, wesentlich herabgesetzt und auch die Regimenter der Garde und Grenadiere wurden denen der Linie gleichgestellt. Von besonderer Wichtigkeit war auch die Aufhebung der 363 Bataillone, Schwadronen und Batterien sogenannter „Localtruppen", deren militärische Brauchbarkeit stets eine sehr geringe gewesen sein soll, und ihre Ersetzung durch 96 „Reserve-Cadrebataillone".

Noch wichtiger für das Heer waren die vielfachen Veränderungen, welche der Kaiser Alexander III. seit seiner Thronbesteigung fast unausgesetzt mit demselben vorgenommen hat. Da das Kriegsbudget (soweit man überhaupt davon in Erfahrung bringen kann) 1881 auf 200 Mill. Rub. gestiegen war und der stets desolate Zustand der russischen Finanzen diese fortgesetzten großen Ausgaben nicht länger duldete, so erfolgten 1881 Beurlaubungen und zahlreiche Verminderungen der Etatsstärke der meisten Truppentheile. Es sollten dadurch alljährlich an 22 Mill. Rub. erspart und das Kriegsbudget auf 180 Mill. Rub. verringert werden. Sehr lange scheinen diese Ersparungen aber nicht von Bestand gewesen zu sein, denn in den letzten Jahren sollen die Ausgaben des Kriegsministers

Digitized by Google

wieder auf 190—192 Mill. Rub. gestiegen sein. Da in Rußland keine Verfassung besteht, kein festes Budget veröffentlicht, sondern alles durch bloße Ukase des Kaisers bestimmt wird, so herrscht über alle finanziellen Verhältnisse daselbst ein großes Dunkel und die Angaben darüber sind stets nur annähernd. Eine sehr wichtige Reorganisation fand auch 1884 bei der gesammten Reiterei des Heeres statt. Die russische Armee besitzt den überaus großen Vorzug gegenüber allen übrigen europäischen Heeren, daß sie in ihren zahlreichen Kosakenregimentern eine vorzügliche leichte, ganz besonders für den Vorposten- und Recognoscirungs- und Patrouillendienst geeignete Reiterei hat. Für den eigentlichen Kampf sind diese verschiedenen Kosaken zwar nicht geeignet, und eine geschlossene Attacke vermögen sie weder zu machen noch auszuhalten; allein vermöge der körperlichen Ausdauer und Abhärtung von Menschen und Pferden eignen sich alle Kosackenregimenter in hohem Grade zum Vorpostendienst. In allen unsern europäischen Heeren bildet aber solch Vorposten- und Recognoscirungsdienst mit den wichtigsten Theil der Thätigkeit der gesammten Reiterei. Da nun die reguläre russische Cavalerie dieses Dienstes größtentheils enthoben ist, konnte man mit voller Berechtigung auch ihre ganze Organisation vollständig anders, als dies bei allen übrigen Armeen Europas der Fall ist, gestalten. So wurde denn 1884 die gesammte russische reguläre Cavalerie, mit Ausnahme der zehn Cavalerieregimenter der Garde, die größtentheils als Haus- und Paradetruppen betrachtet werden, in Dragoner verwandelt. Diese Dragoner sind mit kurzen Bajonnetflinten bewaffnet, werden auch als Infanterie einexercirt und sind dazu bestimmt, im Kriege je nach Bedürfniß entweder als Infanterie oder Cavalerie verwendet zu werden. Ob sich dies in Wirklichkeit bewähren wird, muß die Erfahrung lehren; die frühern, ebenfalls nach gleichem System ausgebildeten Dragonerregimenter des Kaisers Nikolaus zeigten sich weder als Infanterie noch als Cavalerie besonders tauglich, und wurden deshalb auch bald wieder aufgelöst.

Eine ganz genaue Kenntniß der wirklichen und etatsmäßigen Stärke, der Dislocirung und Formation des russischen Heeres ist eine Unmöglichkeit. Da ja, wie schon angeführt, kein constitutionelles System in Rußland vorhanden ist und keine Controle über alle Einrichtungen und Bestimmungen der Regierung stattfindet, so braucht der russische Kriegsminister auch über alles das Heer Betreffende nur zu veröffentlichen, was er für gut findet. Dazu kommt noch, daß die ungeheuere Größe des Reiches und die weiten Entfernungen eine genaue Controle, ob auch alle Bestimmungen des Kriegsministers in Wirklichkeit befolgt wurden, ungemein erschweren, ja zum Theil sogar unmöglich machen. So weiß man sicherlich im Kriegsministerium in Petersburg nicht ganz genau, ob die an der chinesischen Grenze, in Sibirien, oder im Kaukasus, oder am nördlichen Eismeer stationirten Truppen in Wirklichkeit ihre etatsmäßige Stärke besitzen und wie solche sonst noch beschaffen sind. Unter allen Umständen vermag aber jetzt Rußland ein numerisch sehr starkes Heer für einen Krieg in Europa zu organisiren und in einer so kurzen Zeit, wie dies noch vor 20 Jahren ganz unbedingt eine Unmöglichkeit gewesen sein würde, an jedem beliebigen Punkt seiner Grenze zu

Digitized by Google

concentriren. Dies vergesse man nicht, wenn man ein richtiges Bild von der Kraft und dem Einfluß des russischen Kaiserreiches gewinnen will.

Die neueste Formation der Landarmee Rußlands ist folgende:

Die für den Krieg in Europa bestimmten regulären Truppen sind in 9 Militärbezirke mit 17 Armeecorps eingetheilt. Diese Armeecorps sollen an Feldtruppen enthalten: 41 Infanteriedivisionen, und zwar sollen bei 7 Armeecorps 3, bei 10 Armeecorps aber 2 Infanteriedivisionen vorhanden sein. Jede Infanteriedivision besteht aus 2 Brigaden = 4 Regimenter Infanterie und 1 Brigade Artillerie zu 6 Batterien. Es sind außerdem noch zur freien Verfügung 30 Schützenbataillone und 32 Bataillone Pioniertruppen für diese active Feldarmee vorhanden. An Reiterei bestehen 20 Cavaleriedivisionen, von denen 2 zur Garde und 18 zur Linie gehören. Jede Linien-Cavaleriedivision enthält 3 Dragonerregimenter, das Regiment zu 5 Feld- und 1 Depotschwadron, und 1 reguläres Kosakenregiment zu 6 Sotnien, ferner 2 reitende Batterien zu je 6 Geschützen. Im Fall eines Krieges soll diese active Feldarmee noch durch 12 Reservedivisionen vermehrt werden. Man nimmt an, daß jetzt im Frieden von diesen Truppen 814 Bataillone Infanterie mit 613000 Mann, 336 Schwadronen Cavalerie mit 72000 Reitern, 120000 Mann Artillerie und 23000 Mann Genietruppen wirklich unter den Waffen stehen. Nimmt man die Reservetruppen dazu, so ergibt sich nach den officiellen Angaben, deren Richtigkeit sich freilich jeglicher Controle entzieht, eine Friedensstärke des regulären Heeres von 770000 Mann, die durch Einziehung der beurlaubten Soldaten und der Reservisten auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Streiter gebracht werden kann. Es befinden sich darunter 380 Batterien Artillerie mit 1560 Geschützen, die im Fall der Mobilmachung auf 484 Batterien mit 3772 Geschützen gebracht werden können. Der neuesten Bestimmung nach soll das jährliche Rekrutencontingent für die reguläre Armee betragen 199000 Mann, die bei der Infanterie 5 Jahre und bei der Artillerie und Cavalerie 6 Jahre dienen sollen und dann zur Reserve kommen. An sogenannten „Einjährigen", eine Einrichtung, welche in letzter Zeit Rußland der deutschen Armee entlehnt hat, treten alljährlich an 20000 Mann ein, aus denen nach ihrer Entlassung die Offiziere und Unteroffiziere der Reserve entnommen werden sollen. Ob diese Zahlen wirklich alle richtig sind, entzieht sich bei dem in Rußland herrschenden System jeglicher Prüfung. Neuere Reisende, welche sich besonders lebhaft für die militärischen Zustände des Nachbarreiches interessiren, wollen bemerkt haben, daß nur die in den westlichen Grenzprovinzen garnisonirenden Truppen und dann alle Regimenter der Garde ihre volle etatsmäßige Friedensstärke im Dienst hatten, bei vielen in entlegenen Provinzen stehenden Truppentheilen die Infanteristen aber schon nach dreijähriger, die Cavaleristen und Artilleristen aber nach vierjähriger Dienstzeit gewöhnlich beurlaubt würden. Nimmt man nur an, daß jährlich an 170000 gewöhnliche Rekruten und 20000 Einjährige für das reguläre Heer ausgehoben werden, und jeder Soldat 5—6 Jahre in der Linie und 4—5 Jahre in der Reserve, zusammen also 10 Jahre dienstpflichtig ist, so würde die Kriegsstärke der regulären russischen Armee die große Stärke von 1,900000 Mann betragen. Daneben dann noch die zahlreichen irregulären Truppen. Ob freilich ein Staat mit so sehr geschwächten Finanzen,

Digitized by Google

wie dies das große Rußland ganz unzweifelhaft ist, wirklich im Stande sein wird, solch ungeheueres Heer einigermaßen kriegstüchtig auszurüsten und dann längere Zeit im Felde zu erhalten, dürfte eine andere Frage sein. Jedenfalls wird ein Staat, der wirklich in einen Krieg mit Rußland gerathen sollte, darauf gefaßt sein müssen, daß Heere von großer numerischer Stärke gegen ihn in das Feld marschiren.

Jedes russische Infanterieregiment soll 4 Bataillone mit 16 Compagnien zählen. Von diesen 4 Bataillonen soll 1 Bataillon gewöhnlich in dem Ergänzungsbezirk des Regiments stehen und zur ersten Ausbildung der Rekruten bestimmt sein, während die 3 übrigen Bataillone den mobilen Feldbataillonen zugetheilt sind; doch wird diese Bestimmung nicht genau befolgt.

Die reguläre Cavalerie besteht, wie schon vorhin angeführt, nach ihrer neuesten Organisation nur aus Dragonerregimentern, deren Mannschaft auch darin geübt wird, abzusitzen und dann ganz wie die Infanterie zu Fuß zu fechten. Nur die beiden Divisionen der Gardecavalerie machen hiervon eine Ausnahme und enthalten 4 Kürassier-, 2 Dragoner-, 2 Ulanen-, 2 Husaren- und ein combinirtes donisches Kosakenregiment, aus welchem im Kriege 2 Kosakenregimenter formirt werden sollen. Ferner ist noch eine Sotnie kaukasischer Kosaken, die Tscherkessen, welche die gewöhnliche Escorte des Kaisers bilden, vorhanden. Wenn auch vernünftigerweise die vielen frühern Vorrechte der Garde, wonach z. B. jeder Gardeoffizier um einen Grad höher als der Linienoffizier rangirte und der Hauptmann oder Rittmeister der Garde mit dem Major der Linie gleichstand, jetzt größtentheils aufgehoben oder doch sehr verringert sind, so erfreuen sich die Offiziere der größtentheils in Petersburg und Umgegend garnisonirenden Garderegimenter doch mancherlei Vorzüge und socialer Annehmlichkeiten. Auch die Mannschaft wird besonders ausgesucht, wobei manche Spielereien vorkommen, wie z. B. bei dem Garde-Infanterieregiment Ismailow nur Rekruten mit aufgestülpten Nasen eingestellt werden. Die Uniform der Garde ist viel eleganter und bei der Cavalerie, welche auch ausgesucht schöne Pferde erhält, sehr reich und bunt und nur für die Parade berechnet. Bei der Gardecavalerie, deren einzelne Regimenter wieder einen verschiedenen Rang beanspruchen, können nur sehr reiche Offiziere mit mindestens 8—12000 Rub. jährlicher Zulage dienen: ein solcher Luxus herrscht in deren Offiziercorps. Uebrigens hat sich die russische Garde im Kriege niemals mehr als die Linie hervorgethan, und selbst die unscheinbarsten Linienregimenter leisteten in der Krim oft mehr als die vornehmsten Garderegimenter. Hat man doch die gleiche Erfahrung auch in Deutschland und überall, wo sogenannte vornehme und bevorzugte Regimenter vorhanden sind, gemacht, wie auch z. B. im letzten Kriege 1870 und 1871 in Frankreich gar manches deutsche Regiment, dessen Offiziercorps sehr wenige Offiziere von Adel oder großem Reichthum enthielt, mindestens dasselbe wie das bevorzugtere Garderegiment mit seinen aristokratischen Offizieren leistete. Außer Rußland ist Preußen noch der einzige größere europäische Staat, der eine besondere Garde besitzt, während Frankreich, Italien, Oesterreich, Spanien, Baiern diesen unnützen und kostspieligen Luxus entweder niemals besessen, oder sonst doch, als nicht mehr der Zeit entsprechend, schon längst

Digitized by Google

abgeschafft haben. In England, dessen Landheer eine ganz besondere Organisation hat, bestehen übrigens auch noch einige Infanterie- und Cavalerieregimenter der Garde. Die vorzüglich bespannte russische Feldartillerie besitzt 305 Fuß- und 37 reitende Batterien mit 6 Geschützen von Gußstahl. Jede Brigade soll 2 Batterien mit schweren 10-Centimeter- und 4 Batterien mit leichten 8-Centimetergeschützen haben. Neben dieser Feldartillerie ist noch eine Festungsartillerie vorhanden, über deren Stärke aber genaue Angaben fehlen. Außer in dem frühern Königreiche Polen, dessen wichtigste Städte jetzt alle sehr stark befestigt sind, und dann an seinen Küsten besitzt Rußland im Verhältniß seiner Größe ganz auffallend wenige Festungen von irgendwelcher Bedeutung. Es ist dies ein sicherer Beweis, daß man sich daselbst vor jeder Occupation durch feindliche Truppen sehr sicher fühlt, nachdem Napoleon I. den kühnen Versuch, in das Innere des Landes zu dringen, mit 500000 Mann seiner besten Truppen bezahlen mußte. Im Kaukasus und in Turkestan sind übrigens 5—6 Gebirgsbatterien zum Gebrauche im dortigen Hochgebirge vorhanden.

Die Genietruppen des regulären Heeres zerfallen in 10 Sappeursbataillone, welche den Dienst der Pioniere mit versehen müssen, 8 Bataillone Pontoniere und ein Eisenbahnregiment von 4 Bataillonen. Bei jedem Bataillon soll eine fünfte Compagnie, die beim Ausmarsch in der Garnison als Reservecompagnie zurückbleibt, formirt werden.

Der Stab der russischen Armee im Frieden wird auf 5400 Offiziere und sonstiges dazugehöriges Personal berechnet. Ob dieser Stab sich stets auf der Höhe unserer Zeit befindet und alle Offiziere desselben ihren im Kriege so überaus wichtigen Stellen genügen können, dürfte sehr zweifelhaft sein. Unter des Kaisers Nikolaus Regierung genügten elegante Uniformirung, stramme Haltung auf der Parade, vornehme Geburt oder Protection einflußreicher Damen und Herren des Hofkreises sehr häufig, um junge, gänzlich unwissende Offiziere, welche bisher fast nur in den Salons der petersburger Hofgesellschaft ihre Eroberungen gemacht hatten und von Krieg und Kriegführung auch nicht das mindeste verstanden, in den sehr bevorzugten Generalstab zu versetzen. Daß daher die Leistungen des russischen Generalstabs in allen Kriegen, welche Nikolaus führte, im allgemeinen so äußerst mittelmäßig waren, ließ sich bei dessen unvollkommener Zusammensetzung leicht erklären, und mußten die braven Soldaten der Feldtruppen nur zu oft mit ihrem Blute sühnen, was die Unwissenheit ihrer höhern Generale und deren glänzende Generalstäbe verschuldet hatten. In den letzten Decennien ist wie in allem, so auch im Generalstabe des russischen Heeres entschieden eine große Aenderung zum Bessern eingetreten, obgleich auch im Kriege von 1877 und 1878 noch manche Fehler von ihm begangen wurden. Es hält ungemein schwer, für ein großes Heer, in welchem früher jede geistige Bildung bei den Offizieren gänzlich vernachlässigt, ja mitunter geradezu verpönt wurde, in wenigen Jahren die nöthige Zahl wirklich tüchtiger Generalstabsoffiziere heranzubilden. Dazu finden besonders bei der Versetzung von Offizieren in den in jeder Hinsicht ungemein bevorzugten Generalstab Protectionsunfug, Connexionen und Rücksicht auf vornehmen aristokratischen Namen nur zu leicht eine übergroße Geltung.

Digitized by Google

Sehr zahlreich und gut bespannt ist auch der gesammte Train der russischen Armee, wie denn überhaupt der große Reichthum an brauchbaren Pferden jeglicher Art, welchen Rußland besitzt, die Ausrüstung und schnelle Mobilmachung der Truppen aller Waffengattungen ungemein erleichtern hilft.

Die vollständig militärisch organisirte Gensdarmerie ist in drei Divisionen zu Petersburg, Warschau und Moskau stationirt und soll einige 20000 Mann zu Roß und zu Fuß stark sein. Ebenfalls ist die Zollwache an den weiten Grenzen des Landes durchweg militärisch organisirt, und soll eine Stärke von einigen 60000 Mann besitzen.

Außer diesen regulären Truppen aller Art hat die russische Armee noch eine bedeutende Zahl von irregulärer Cavalerie. Früher wurden sämmtliche Kosakenregimenter zu den irregulären Truppen gezählt; nach der letzten Organisation sind aber 20 Regimenter donische Kosaken zu regulären Truppen gemacht und, wie schon angeführt, in die Cavaleriedivisionen eingetheilt worden. So sollen nach dem letzten Organisationsplan die irregulären Truppen jetzt bestehen aus 374 Sotnien und 28 Batterien donischer Kosaken, die in voller Kriegsstärke mit 60000 Mann ausmarschiren, 184 Sotnien zu Pferd und 30 Sotnien zu Fuß Kosaken vom Kuban in einer Kriegsstärke von 34000 Mann, 62 Sotnien zu Pferd und 2 Batterien Kosaken vom Terek mit 10000 Mann Kriegsstärke, 12 Sotnien zu Pferd astrachanische Kosaken 1800 Mann, 56 Sotnien zu Pferd uralische Kokaken in einer Kriegsstärke von 8500 Mann, 102 Sotnien zu Pferd orenburgische Kosaken 18600 Mann, 54 Sotnien zu Pferd sibirische Kosaken 8000 Mann, 12 Sotnien zu Pferd semiretschenskische Kosaken 2000 Mann, 18 Sotnien zu Pferd und 30 Sotnien zu Fuß transbaikalische Kosaken 9200 Mann, 6 Sotnien zu Pferd und 6 Sotnien zu Fuß amurische Kosaken, 2000 Mann stark. Im ganzen sollen alle die irregulären Truppen, wenn sie auf vollen Kriegsfuß gebracht sind, enthalten: 880 Sotnien zu Pferd, 66 Sotnien zu Fuß und 42 Batterien leichter Artillerie in einer Kriegsstärke von 150000 Mann. Ob freilich alle diese Zahlen ganz genau der Richtigkeit entsprechen, möchten wir nicht verbürgen, und es dürfte selbst im russischen Kriegsministerium zu Petersburg niemand vorhanden sein, der eine genaue Kenntniß davon besitzt, wie stark alle diese verschiedenen Kosakenregimenter sein werden, sobald sie auf vollständigen Kriegsfuß gebracht sind. Rechnet man nun auch von dieser angeblichen Stärke auf dem Papiere ein Drittheil, also 50000 Mann, ab, so bleibt doch noch immer die sehr bedeutende Zahl von 100000 Mann irregulärer Truppen auf dem Kriegsfuß übrig. Zwar sind weitaus die meisten dieser Kosaken in den fernen asiatischen Landschaften, in denen sie stationirt sind, zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung dringend nothwendig, sodaß nur ein sehr geringer Theil von ihnen zur wirklichen Verwendung auf einem europäischen Kriegsschauplatze gelangen dürfte. Aber wenn auch nur 50000 Mann dieser irregulären Reiterei eine russische Armee nach den Westgrenzen begleiten, so können diese als leichte Cavalerie zum Vorposten-, Patrouillen- und Recognoscirungsdienst immerhin vom allergrößten Nutzen sein. Besonders die seltene körperliche Abhärtung und große Ausdauer von Roß und Reiter, wie unsere deutschen Truppen solche lange nicht in gleichem Grade

Digitized by Google

besitzen, verleiht allen diesen Irregulären nicht geringen Werth für den wirklichen Krieg. Im Kriege von 1813 und 1814 besaß die in Deutschland und Frankreich fechtende russische Armee übrigens mehrere Baschkiren- und Kalmückenregimenter. Da jetzt Eisenbahnen von der sibirischen bis zur deutschen Grenze das weite russische Reich durchschneiden, so ist der Marsch solcher Regimenter gegen frühere Zeiten ausnehmend erleichtert. Wenn es sein soll, kann jetzt ein Regiment vom Kuban bis zum Niemen in 8—14 Tagen transportirt werden.

Recapituliren wir nun zum Schluß die Gesammtstärke der russischen Armee an regulären und irregulären Truppen aller Waffengattungen, wenn alle auf volle etatsmäßige Kriegsstärke gebracht werden.

Es sollen vorhanden sein an regulären Truppen: Infanterie 1,917000 Mann mit 32000 Pferden, Reiterei 94466 Mann mit 93400 Pferden, Artillerie 210772 Mann mit 118000 Pferden, Genietruppen 43352 Mann mit 14000 Pferden; an irregulären Truppen 156000 Mann: zusammen also 2,735000 Mann, inclusive der Stäbe, Gensdarmen, Zollsoldaten und 200000 Mann Reichswehr. Zwar glauben wir bestimmt, daß ein guter Theil von allen diesen fast übergroßen Stärkeangaben in Wirklichkeit niemals vorhanden sein wird, allein die Stärke, mit welcher das Heer Rußlands in den Krieg gegen das westliche Europa zu marschiren vermag, bleibt dennoch stets eine sehr große. Kein anderer Staat in Europa besitzt auch nur annähernd ein numerisch gleich starkes Landheer, ja wir können annehmen, daß niemals ein Landheer von gleicher Zahl vorhanden gewesen, als dasjenige ist, über welches der Zar aller Reussen zu verfügen vermag, sobald er einen Ukas zu dessen Mobilmachung erläßt.

Alles Kriegsmaterial an Pferden, Geschützen, sonstigen Waffen, Bekleidung und übriger Ausrüstung sämmtlicher Truppengattungen, dann auch an Lebensmitteln zu deren Ernährung ist im eigenen Lande vorhanden und Rußland in dieser Hinsicht vollständig vom Auslande unabhängig. Desto schlimmer sieht es freilich mit den Finanzen aus, denn Rußland ist trotz seiner Größe ein ungemein kapitalarmes Land. An demselben Tage, an dem die Kriegserklärung gegen einen großen europäischen Staat erfolgen sollte, wird auch der russische Finanzbankrott ausbrechen: das dürfte ziemlich unzweifelhaft sein. Die extreme panslawistische Partei und deren Herrschaft allein könnte Rußland zu dem frevelhaften Spiele treiben, ohne Grund und Ursache einen Krieg an Deutschland oder Oesterreich-Ungarn zu erklären; sie wird freilich auch vor einem solchen Bankrott nicht zurückschrecken, ja theilweise sogar sich dessen freuen. Ihr Wunsch ist alsdann, daß Rußland alle Kriegsbedürfnisse im eigenen Lande erzeuge und durch Papiergeld mit Zwangscurs bezahle, die Zinsen seiner ungeheuern Staatsschulden, deren Gläubiger größtentheils im Auslande wohnen, niemals entrichte und überhaupt die Geldausfuhr über seine Grenzen zu keiner Zeit jemals wieder gestatte. Durch solche Maßregel würden alle im Auslande wohnenden Gläubiger Rußlands um viele Millionen geschädigt und zugleich die Kluft, die diesen Staat vom übrigen westlichen Europa trennt, so sehr erweitert, daß eine fernere Ueberbrückung niemals mehr ermöglicht werden könnte. Eine solche womöglich gänzliche Trennung des mächtigen Slawenstaates Rußland vom übrigen Europa und eine Abschließung

Digitized by Google

des Reiches, wie solche früher in China gegen die übrige Welt bestand, ist aber das höchste Ziel und Streben aller wahren Panslawisten, die alle übrigen Völker, und zwar am meisten uns Germanen, aus tiefstem Grunde ihrer Seele hassen und jede Annäherung an uns und unsere Cultur verabscheuen.

Hoffen wir, daß niemals solche alle Cultur und Humanität in Rußland gänzlich zerstörende Wünsche der Panslawisten zur Erfüllung gelangen und ganz Europa in einen Zustand des Kampfes und der Zerrüttung versetzen!

Zum Schluß wollen wir nun auch noch eine möglichst kurz zusammengedrängte Darstellung der russischen Kriegsflotte hier folgen lassen. Peter der Große, der Schöpfer des jetzigen Kaiserreiches Rußland, war auch der Schöpfer von dessen Kriegsflotte. Es ist bekannt, daß dieser in vieler Hinsicht ungemein großartige und kühne Herrscher, der den Beinamen „der Große" mit Recht trägt, in Holland selbst das Schiffszimmerhandwerk lernte, um seinen Russen hierin als Lehrmeister dienen zu können. So verwandte er während seiner ganzen Regierung sehr viel Kraft und Geld auf die Schöpfung einer einigermaßen tüchtigen Kriegsflotte, berief englische und holländische Seeoffiziere, Ingenieure und Schiffsbaumeister in seinen Dienst, erbaute die gewaltigen Kriegshäfen und Arsenale zu Kronstadt und Reval, konnte aber dennoch niemals eine wirklich tüchtige Kriegsflotte in See laufen lassen. Und ebenso wenig wie ihm, gelang dies seinen spätern Nachfolgern im 18. und 19. Jahrhundert. Nur in den vielen Kriegen mit den Türken, den alten steten Erbfeinden der Russen, haben russische Kriegsschiffe sich häufig und zwar nicht selten auch mit glücklichem Erfolge geschlagen; sonst spielte die russische Kriegsflotte in allen Kämpfen mit den Franzosen, Schweden und Preußen in den letzten zwei Jahrhunderten größtentheils nur eine passive Rolle. Der Groß- und Kleinrusse, wie überhaupt der Nordslawe, ein so gewandter Fuhrmann und Pferdepfleger er auch ist, hat nun einmal weder Anlage noch Neigung zum Seemann, und auch die vielen Stockschläge, die sie erhielten, konnten die armen russischen Bauerburschen und die vielen polnischen Juden, die man zwangsweise auf die Kriegsschiffe steckte, nicht zu einigermaßen tüchtigen Matrosen machen. Eine große Förderung erhielt die russische Kriegsflotte, als die Krim an Rußland fiel und Sewastopol zum mächtigen Kriegshafen gemacht wurde, da die Kosaken und sonstigen Uferbewohner des Schwarzen Meeres gute Seeleute sind, wie auch der Besitz von Finland mit seinen guten Seeleuten und dem starken Kriegshafen Helsingborg der Flotte vielen Nutzen brachte. Während der ganzen Regierung des Kaisers Nikolaus ward die russische Ostseeflotte nur als leeres Paradespielzeug betrachtet, ihre Hauptthätigkeit bestand in einer Parade auf der Rhede von Kronstadt, und sie ging in allem entschieden zurück. Die russischen Kriegsschiffe, die wir alle Sommer häufig in unsern deutschen Ostseehäfen sehen konnten, erregten durch ihre mangelhafte Ausrüstung, nautische Ungeschicklichkeit vieler ihrer Offiziere und trauriges, alles andere mehr als wirklich seemännisches Aussehen und Benehmen ihrer Matrosen, unter denen sich auffallend viele polnische Juden befanden, häufig den Spott unserer deutschen Küstenbevölkerung.

Digitized by Google

Unfälle und Schiffbrüche aller Art gehörten bei diesen russischen Kriegsschiffen zu den gewöhnlichen Vorkommenheiten. Die Flotte des Schwarzen Meeres, die immer einen besonders getrennten Theil bildete, überfiel bei Ausbruch des Orientalischen Krieges ohne weiteres die türkische Kriegsflotte bei Sinope und vernichtete dieselbe. Später gingen sämmtliche Kriegsschiffe dieser Flotte bei Sewastopol, wo sie zur Sperrung des Hafens benutzt wurden, zu Grunde, während die Seeoffiziere und Matrosen zu Lande bei der ruhmwürdigen Vertheidigung der Festung mit großer Auszeichnung kämpften. In der Ostsee blieb die russische Flotte wohlweislich hinter den Granitwällen von Kronstadt und Helsingborg und wagte keinen Kampf mit den französischen und englischen Kriegsschiffen. Auch im zweiten orientalischen Kriege von 1877 und 1878 haben nur sehr vereinzelte russische Kriegsschiffe im Schwarzen Meere Gelegenheit zur Thätigkeit gefunden.

Wie schon sein Vater Kaiser Alexander II., so wendet auch der Kaiser Alexander III. der russischen Ostseeflotte große Fürsorge an Geld wie Thätigkeit zu. Es laufen alljährlich große Panzerfahrzeuge und Kriegsschiffe kleinerer Art vom Stapel, russische Fregatten und Corvetten kreuzen beständig auf den fernsten Meeren, und die russischen Kriegsschiffe, welche in den letzten Jahren Kiel besuchten, machten sowol in ihrer ganzen Bauart, Ausrüstung, seemännischen Ausbildung der Mannschaft und nautischen, wie wegen der artilleristischen Kenntniß und Geschicklichkeit der Offiziere einen ungleich vortheilhaftern Eindruck, als dies noch vor 20 Jahren der Fall war. Gerade daß jetzt allein Dampfschiffe, bei denen es auf die seemännische Geschicklichkeit der Matrosen lange nicht in gleichem Grade wie bei den frühern Segelschiffen ankommt, eine Kriegsflotte bilden, gereicht der russischen Marine zum großen Vortheil.

Nach den officiellen Rapporten, für deren unbedingte Richtigkeit wir aber nicht immer einstehen möchten, soll die russische Kriegsflotte jetzt enthalten:

I. in der Ostsee: 27 Panzerfahrzeuge mit 270 Geschützen, 33 Kriegsdampfer mit 275 Geschützen, 95 Torpedoschiffe;

II. im Schwarzen Meere: 4 Panzerfahrzeuge, sogenannte Popowkas, nach ihrem Erfinder, dem russischen Admiral Popowka, so getauft, die in jeder Hinsicht vollständig unbrauchbar für den Kampf sein sollen, 27 kleine Kriegsdampfer und 18 Torpedoboote;

III. in den sibirischen Häfen an 20 Kriegsdampfer verschiedener Größe und Gattung;

IV. im Kaspischen Meere: 16 Kriegsdampfer.

Das Personal der russischen Kriegsflotte soll dem officiellen Rapport nach bestehen aus 140 Admiralen und Generalen verschiedenen Ranges, 1600 Flottenoffizieren aller Grade, 420 Piloten, 200 Marine-Artillerieoffizieren, 600 Marine-Ingenieuroffizieren, zusammen an Offizieren und Marineärzten 4500 Personen, und 26000 Matrosen und Seesoldaten. Es sind dies auch ganz bedeutende Zahlen, wenn sie nicht blos auf dem Papiere, sondern in Wirklichkeit vorhanden sein sollten.

In einem Kampfe mit einer westeuropäischen Macht dürfte wol nur die Ostseeflotte Rußlands in Betracht kommen, und dieser ist unsere deutsche Kriegsflotte,



Digitized by Google

wenn sie auch an Schiffszahl etwas schwächer sein mag, in jeder Hinsicht vollständig gewachsen; dies ist das einstimmige Urtheil aller competenten Seeoffiziere.

Unser Aufsatz, bei welchem wir uns der größten Unparteilichkeit in jeder Hinsicht zu befleißigen strebten, zeigt, daß es eine ungemein starke Kriegsmacht zu Lande und Wasser ist, über welche der Kaiser von Rußland zu gebieten vermag. Möchten wir auch fernerhin, wie dies während dieses ganzen Jahrhunderts — mit einziger Ausnahme des unglücklichen Jahres 1812 — der Fall war, mit unserm mächtigen Nachbar im Osten fernerhin in ungetrübtem Frieden und guter Freundschaft verkehren: dies ist unser aufrichtigster Wunsch!

Digitized by Google

# Die Memoiren und Tagebücher des Henri de Catt.

Von

Professor Dr. J. G. Hagmann.

Der 22. Band der „Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven" enthält die „Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt, herausgegeben von Reinhold Koser" (Leipzig, Hirzel, 1884). Die Aufmerksamkeit, welche dieser Publication besonders von seiten der Historiker gewidmet wird, ist durchaus gerechtfertigt durch die Bedeutung, welche sie einnimmt als Beitrag zur Geschichte Friedrich's des Großen.

Es ist zur Genüge bekannt, wie durchaus französisch die Bildung am Hofe Friedrich's II. war. Nicht nur an der Tafel hatte der König geistreiche Franzosen um sich versammelt, um mit ihnen in Witz und Wort, in Geschmack und Gelehrsamkeit zu wetteifern, sondern auch im privaten Umgange, besonders in seinen Mußestunden, wollte er den Wohllaut der französischen Sprache aus dem Munde der Franzosen hören. In bezeichnender Art bekennt er ja selbst von sich, er sei im Deutschen kein großer Held. In der That schenkte er seine freien Stunden der französischen Unterhaltung und Lektüre. Seit 1752 hatte er den Abbé de Prades als Gesellschafter um sich. Diesem kam man jedoch auf die Spur, für den Feind in Spionage thätig gewesen zu sein, wofür er in Magdeburg zu büßen hatte. An seine Stelle trat nun Henri de Catt, ein Schweizer. Er war 1728 zu Morges am Genfersee geboren und machte seine Studien, treu seiner calvinistischen Richtung, auf der Universität zu Utrecht.

Es war im Juni 1755, daß Henri de Catt auf einem Flußboote von Amsterdam nach Utrecht fuhr. Die Cabine war angeblich von dem Kapellmeister des Königs von Polen besetzt. „Wer sind Sie, mein Herr?" fragte der vermeintliche Musiker unsern Studenten; „kommen Sie hier herein, Sie sind hier besser aufgehoben." Alsbald kamen Politik, Philosophie, Religion zur Sprache; Wolf und Leibniz wurden kritisirt. Man kam in Utrecht an, man schied voneinander, und Henri de Catt fühlte wol, daß er einen ungewöhnlich gescheiten Kapellmeister kennen gelernt habe. Am folgenden Tage jedoch erfuhr er, daß sein gestriger Reisegefährte kein geringerer als der König von Preußen gewesen sei.

Sechs Wochen später lud Friedrich den Studenten ein, in seine Dienste zu treten. Da diesen eine Krankheit an der Zusage hinderte, wiederholte Friedrich II. zwei Jahre später die Anfrage. Henri de Catt nahm an, und im März 1758



Digitized by Google

traf er im Winterlager zu Breslau beim Könige ein. „Ah", sagte der König, ihn wiedersehend, „ah, guten Abend, mein Herr, guten Abend; es freut mich, Sie zu sehen. Hätten Sie mich wol wiedererkannt?"

„Ja, Majestät."

„An was denn?"

„An Ihren Augen!"

Henri de Catt wurde nun angestellt als „Vorleser Sr. Majestät", im eigentlichen Sinne aber als Gesellschafter; denn fast jeden Tag, wie sehr die Geschäfte auch drängten, fand der König bei der Regelmäßigkeit seiner Lebensweise seine Mußestunden, meistens abends von 4—6 Uhr, und zwar so sicher, daß Henri de Catt die Ausnahme wie ein Ereigniß ins Tagebuch eintrug mit den Worten: „Heute wurde ich nicht gerufen."

Er hatte vom ersten Augenblick an das richtige Gefühl für die Größe und den Geist des Fürsten, der ihn zum täglichen Gesellschafter erkoren hatte. Sofort begann er denn auch ein Tagebuch anzulegen, um, was er sah und hörte, aufzuzeichnen. Mit dem 13. März 1758 beginnt es und dauert bis zum 14. Aug. 1760, also nahezu $2^1/_2$ Jahre.

Wenn es auf alle Fälle als ein besonderes Glück hätte betrachtet werden dürfen, den vertrauten Umgang dieses großen Fürsten zu genießen, wie viel beneidenswerther möchte es erscheinen, gerade während des Siebenjährigen Krieges, wo die Thatkraft und das Genie dieses Fürsten das Unglaublichste leisteten, der tägliche Augen- und Ohrenzeuge dessen gewesen zu sein, was ein Fürst mit seinem Heere unternahm. Ja noch mehr, was der Siebenjährige Krieg Spannendes und Verwickeltes bietet, das drängt sich gerade auf die Jahre 1758—60 zusammen.

Der Feldzug von 1757 hatte durch zwei große Siege die preußischen Waffen und ihren sieggekrönten Feldherrn furchtbar gemacht. Bei Roßbach hatte Friedrich II. die Reichsarmee und die Franzosen gänzlich geschlagen, durch den Sieg von Leuthen aber die Oesterreicher nach Böhmen zurückgetrieben.

Von nun an wurde der Kriegsschauplatz ein getrennter. Die Franzosen, um England zu schaden, griffen Hannover an, wo ihnen Prinz Ferdinand von Braunschweig mit der Elbarmee der Aller und Weser entlang nicht nur den besten Widerstand leistete, sondern sie trotz aller Uebermacht dem Rhein zudrängte.

England, ebenso eifersüchtig auf Frankreich wie besorgt für das Stammland seines hannoverischen Königshauses, wurde von William Pitt, dem aufrichtigen Bewunderer Friedrich's II., hingerissen und verstand sich endlich mit dem König von Preußen dahin, die Armee in Hannover zu verstärken und jährlich 4 Mill. Thlr. Subsidien zu zahlen. Das geschah am 11. April 1758.

Besserte sich derart die Lage Friedrich's II., so wurde sie andererseits dadurch bedenklich, daß mit 1758 Rußland in den Kampf eingriff, Memel einnahm und an die Warthe und Netze vorrückte. Die Preußen kamen so zwischen zwei Heere zu stehen, die ihnen an Zahl weit überlegen waren. Den 220000 feindlichen Truppen hatte Friedrich II. kaum 90000 Mann entgegenzustellen.

Wohl machte er sich gegen die Russen Luft durch die Schlacht bei Zorndorf; aber er seinerseits erlitt eine Niederlage durch den Ueberfall der Oesterreicher

Digitized by Google

bei Hochkirch. Ungemein drückend wurde Friedrich's II. Lage. Er konnte im Feldzug 1759 nicht hindern, daß die Russen und Oesterreicher ihre Heere vereinigten, erlitt vielmehr, als er sich mit dem vereinigten Feinde maß, eine totale Niederlage bei Kunersdorf. Dennoch eilte er, wenn auch geschlagen, dem Prinzen Heinrich nach Schlesien zu Hülfe und vereitelte durch seine glänzende Strategik alle Pläne des Marschalls Daun.

Aber er verlor doch für seine Winterquartiere Dresden und bei Maxen eine Abtheilung von 12000 Mann seiner besten Truppen. Der Winter 1759 war für das preußische Heer bei ungenügenden Quartieren sehr hart und die Truppen hatten schwer zu leiden. Friedrich II. rekrutirte neuerdings; aber trotz aller Nachschübe hatte er jetzt den 300000 Feinden nur 90000 Mann entgegenzustellen.

Um so empfindlicher wurde es für ihn, bei Landshut seinen tüchtigen General Fouqué mit 10000 Mann an Laudon zu verlieren. Erst bei Liegnitz errang er, nach vielen Schicksalsschlägen, neue Vortheile über Laudon und stellte durch den Sieg bei Torgau das Gleichgewicht wieder her.

Der Tod der Kaiserin Elisabeth trennte die Feinde; die Siege Englands nöthigten Frankreich zum Frieden und die drohende Haltung der Pforte sowie neue Waffenerfolge Friedrich's II. drängten auch Maria Theresia, sich mit Friedrich II. zu verständigen.

Das ist im allgemeinen die politische Lage der denkwürdigen Jahre, in denen Henri de Catt seine „Journale" schreibt.

Daher sollte man nun erwarten, daß uns in den Aufzeichnungen Henri de Catt's ein Einblick gewährt würde nicht nur in das Lagerleben, sondern in das innere Getriebe der Politik, daß wir Streiflichter fänden über die obschwebenden Tagesfragen, die spannende politische Situation, das Schaffen und Ringen des bedrängten Preußenkönigs, und zu zeiten hineinsehen könnten in das Gewebe diplomatischer Unterhandlungen, das so verworren, so vielfach verknüpft, so unentwirrbar selbst dem klarsten und weitsichtigsten Politiker werden mußte.

Aber von alledem finden wir zu unserer Verwunderung wenig, fast nichts. Selten einmal ist über Oesterreich oder Rußland eine Bemerkung; Frankreich und England werden fast nie genannt.

Der Grund hierfür ist nicht etwa in dem Umstande zu suchen, daß Henri de Catt nichts gesehen, gehört oder verstanden; auch nicht darin, daß man behutsam vor ihm geschwiegen hätte. Bei den vielen Mußestunden, bei der Gesellschaft der höchsten Offiziere und Generale, bei der öftern Zusammenkunft mit Mitchell, dem englischen Gesandten, der Friedrich II. laut bewunderte, war für Henri de Catt im Gegentheil günstige Gelegenheit genug vorhanden, um in alle Verhältnisse eingeweiht zu werden.

Koser, der Herausgeber der „Memoiren", meldet sogar, daß Henri de Catt von dem König oft zu Correspondenzen, Abschriften u. dgl. verwendet worden sei. So wäre es denn geradezu räthselhaft, warum die „Memoiren" über Politik so vollständiges Schweigen innehielten, wenn nicht Henri de Catt uns den Grund selbst mittheilen würde.

Digitized by Google

Bei einer der ersten Unterhaltungen des neuen Vorlesers mit dem Könige sagt ihm dieser:

„Alles, was Sie sehen, oder vielleicht über meine Operationen errathen könnten, alles das soll für Sie geheiligt sein, wie auch alles das, was ich Ihnen mit Bezug darauf mittheile. . . . Man wird Sie aufsuchen, Ihnen schmeicheln, um zu erfahren, was Sie von mir gehört haben und womit ich mich beschäftige. Ich erwarte von Ihrer Ehre, daß Sie solche Schmeicheleien abweisen und keiner Neugierde dienen, die meist eher böse Absicht als Wißbegierde in sich birgt. Seien Sie versichert, daß man Ihre Mittheilungen schlecht verwerthen würde, und deswegen seien Sie auf Ihrer Hut."

Diesen Rath hat Henri de Catt, was sein Tagebuch anbetrifft, streng, ja mit einer gewissen Aengstlichkeit befolgt. Da das Leben im Felde unstet war, da ihm bei Beförderung der Bagage Blätter verloren gehen konnten, da bei einem Ueberfall der Feind sich ihrer bemächtigen konnte, wie er's mit wichtigen Papieren that, als Fouqué gefangen wurde, darum schwieg Henri de Catt über alles, was Krieg und Politik anbetraf. Um neugierigen Augen keine Befriedigung zu gewähren, schrieb er ganze Abtheilungen des Tagebuches mit griechischen Buchstaben oder mengte lateinische Stellen hinein, um den Unkundigen zu verwirren. Den König nannte er D. D., und verräth zufällig, daß dies Deodatus heißen solle. So schildern denn diese Aufzeichnungen Henri de Catt's den König nicht als Politiker, nicht als Staatsmann, nicht als Feldherrn. Auch die Märsche werden nur selten, und erst wenn sie vollbracht sind, notirt. Dies, wie der König einmal ausführlich betont, wenn es geschieht, zur gegenseitigen Vergleichung; denn schon im Felde sagte ihm Friedrich II., er gedenke nach beendetem Feldzuge den Krieg zu beschreiben. Wenn in den später geschriebenen Henri de Catt'schen „Memoiren" die Dinge oft so dargestellt sind, als ob der König ihm seine Pläne zum voraus mitgetheilt hätte, so ist dies einen achträgliche Beigabe, und das „Journal" stimmt darin nicht überein mit den erst nach dem Kriege verfaßten „Memoiren". Vielmehr ist der Charakter und das Wesen sowol als auch die Entstehungsart der „Journale" und „Memoiren" sehr verschieden, und es liegt uns nun daran, dies ausführlicher darzustellen.

Die „Journale" sind in neun Hefte abgetheilt, die aufeinanderfolgend in Zusammenhang stehen und vom 13. März 1758 bis zum Tage bei Liegnitz, 15. Aug. 1760, führen. Sie beginnen mit kurzen, abgerissenen Sätzen. Oft soll ein einzeln eingetragenes Wort an eine Thatsache oder an eine Unterhaltung mit dem Könige erinnern. Man erkennt sogleich, daß Henri de Catt diese spärlichen Notizen anlegt, um bei günstiger Zeit sie für die ausgedehntern „Memoiren" zu benutzen.

Die Eintragungen ins „Journal" werden, so spärlich sie zuerst sind, im Fortgange immer ausführlicher, da Henri de Catt wol sah, daß es ihm erst später möglich sein werde, die „Memoiren" auszuführen, und er so das Gedächtniß unterstützen müsse durch genauere Aufzeichnungen.

Die Worte des Königs führt er, wenn immer möglich, wörtlich an.

Digitized by Google

Die Veranlassungen zu den jeweiligen Unterhaltungen, wenn er beim König eingetreten ist, sind der allereinfachsten Art. Literatur, Philosophie, Lektüre oder das am Tage Erlebte bilden dazu die Anknüpfungsmomente

Aus diesem Umstande ergeben sich nun zwei Thatsachen, welche den Werth der „Journale" ausmachen.

Erstens sind sie von einer Frische und Unmittelbarkeit, von einer so ungesuchten Einfachheit, daß sie den ganzen Zauber einigermaßen wiedergeben, den diese täglichen Unterhaltungen auf Henri de Catt ausübten, und zwar in einer Wahrheit und Thatsächlichkeit, die jede kritische Untersuchung aushalten und zu ihrem Vortheil bestehen. Dann wird hier der König, dieser von seinen Zeitgenossen bewunderte und von der Nachwelt angestaunte Fürst, der die Beinamen der Große, der Einzige, der Salomon des Nordens, der Philosoph von Sanssouci erhielt, uns nahegerückt, wie er leibt und lebt, mit Tugenden und Mängeln in Freud und Leid, nicht blos als gekröntes Haupt und als glänzender Heerführer, sondern als Mensch. Das private Leben und der persönliche Umgang Friedrich's II. werden von Henri de Catt in eingehender und anmuthiger Art geschildert. Um darüber ein geordnetes Bild zu geben, resumiren wir das Merkwürdigste unter einige hervorragende Gesichtspunkte.

Die liebste geistige Beschäftigung ist dem König in seinen Erholungsstunden die Pflege der Literatur. Er liest mit Auswahl, mit Sicherheit und einer scharfen Auffassung. Ein außerordentliches Gedächtniß steht ihm zu Gebote, um Gelesenes zurückzubehalten oder in kürzester Zeit auswendig zu lernen. Er recitirt und liest auf den Märschen. Racine, Molière, Boileau, Voltaire, Malherbe, Gresset sind seine bevorzugten Dichter.

In der Kritik ist er sicher und fein, spöttisch, oft beißend. Er selbst ist Poet. Mit besonderer Vorliebe verwendet er ruhige Stunden, um seine Gedichte zu corrigiren und neue Schöpfungen zu ersinnen. Er versucht sich, im Geschmack der Zeit, in Oden, Episteln und Scherzgedichten. Diese schickt er an d'Argens, Voltaire, Henri de Catt, an seine Brüder und seine hochverehrte Schwester, die Markgräfin von Baireuth. An diese Personen sind die Verse auch meistens gerichtet. Voltaire und Henri de Catt müssen zuweilen ein Urtheil über seine Gedichte fällen.

Das Merkwürdigste ist nun, daß er nicht blos aus guter Laune dichtet, oder Verse schreibt, weil eine poetische Ader in ihm pulsirt; sondern um laut seinem eigenen Geständniß nach ermüdenden Märschen und verfehlten Plänen, nach Schicksalsschlägen und Trauernachrichten sich zu erfrischen, das Uebel zu vergessen und die bedrückte Seele wieder aufzurichten.

Ein weiteres Feld geistiger Bethätigung ist ihm das Gebiet der Philosophie. Wir wissen, welche Größen auf den Deisten und Freigeist des 18. Jahrhunderts Einfluß haben. De Lamettrie, Maupertuis, Voltaire waren in Potsdam an seiner Tafel; mit d'Alembert war er in Briefwechsel; Leibniz hat er gelesen. Die Alten kennt er wohl aus der Lektüre: Cicero, Seneca, Antoninus und Marc Aurel sind seine bevorzugten Weisen.

Wenn das Unglück ihn bedrückt und nirgends eine bessere Aussicht ihn er-

Digitized by Google

muthigt, wenn er als Fürst und Feldherr von bangen Sorgen erfüllt ist, dann greift er zu den Stoikern. „Das sind tüchtige Leute, die helfen im Unglück", ruft er Henri de Catt zu. Wenn die Unterhaltungen das religiöse Gebiet berühren, so sind sie um so lebendiger, als der königliche Vorleser ein strenger Rechtgläubiger ist und fest bei seiner Ueberzeugung verbleibt. Ihm hält nun Friedrich vor, daß es mit dem gewöhnlichen Glauben an Gott und Unsterblichkeit nicht weit her sei. Einzig die Tugend habe Werth. Götter und Teufel seien von uns blos eingebildet.

„Die Furcht erschafft Götter, die Kraft Könige. Wie Sie doch eitel sind zu glauben, ein Gott beschäftige sich persönlich mit uns. Er kümmert sich wenig um Sie und mich. Mein Gebet ist daher folgendes: «O Gott, wenn es einen hat, habe Mitleid mit meiner Seele, im Falle ich eine habe.»"

Einige Zeit hatte der König die Grabreden von Bossuet und Fléchier zu Händen, und Henri de Catt freute sich schon, mit dem Könige gehe eine Bekehrung vor sich. Dieser erräth die gute Meinung seines Vorlesers.

„O, wie Sie sich täuschen", lacht er; „ich lese diese Grabreden nur, weil ich einem armen, braven Schuhmacher eine solche schreiben will. Er verdient sie wol besser als alle Könige und Großen."

Ueber den Kastengeist der Gelehrten und über die unverständliche Sprache der Philosophen macht Friedrich sich lustig.

„Die Chinesen sind bei der Mahlzeit. Nach einigem Stillschweigen ruft einer: «Ore, hi!» Man lacht. „Bald nachher sagt ein anderer weiter weg: «Ah, O!» Man lacht wieder. «Was soll das heißen?» fragt man sie. «O, wir verstehen uns schon; es gibt doch nur eine kleine Zahl, die verstehen kann!»"

Ein andermal spricht er mit Henri de Catt über Erziehung. „Man muß die Kinder vernünftig machen, aber sie nicht zu eingezwängt halten. Sie dürfen schon hin und wieder Dummheiten begehen. Wenn ich Kinder hätte, so würde ich sie ihrem Genie überlassen, um sich ihre Stellung selbst zu wählen. Um zu reussiren, braucht's viel Ehrgeiz und Eigenliebe. Das ist die Triebfeder der großen Handlungen; denn jeder will irgendwo glänzen."

Selten bespricht sich der König mit Henri de Catt über Krieg und Politik, und auch dann nur im allgemeinen Sinne. Später jedoch vertraut er ihm an, was er zu thun gedenke oder von dem Feinde erwarte.

Der Freund der Philosophie und Literatur, der Mann von Geist und Witz liebt auch in hohem Grade, launige Vorfälle und Späße zu erzählen. Eine Reihe der trefflichsten Anekdoten gibt er seinem Vorleser zum besten.

Ein schwerverwundeter Soldat, bewußtlos daliegend, wurde mit Todten begraben. Glücklicherweise lag er oben auf. Er kam aus der Ohnmacht zu sich, konnte hervorkriechen und stellte sich seiner Compagnie wieder. Der Hauptmann aber hatte ihn schon aus der Liste gestrichen, und wie er ihn nun wieder unter der Mannschaft sah, rief er ihm zu: „Maraud, abtreten, du bist gestrichen!"

Ein gewisser Hoffmann war so geizig, daß er sein Hemd nie wechseln wollte. Bei einer Hautkrankheit bat ihn seine Nichte, es doch mit einem saubern zu vertauschen. Es half nichts. „Nun gut", sagte sie, „das wird schön werden.

Digitized by Google

Am Jüngsten Tage erstehen alle mit reinen Hemden und du allein mit einem schmuzigen." „Da bleib' ich einfach liegen", erwiderte der unreinliche Onkel.

Vom König selbst erzählt Henri de Catt bezeichnende Einzelheiten.

Er hat Manschetten aus Potsdam erhalten. Da diese hübsch lang sind, zerschneidet er sie und macht aus sechs Stück ein ganzes Dutzend, um so mehr, als er beim Schreiben gewohnt ist, die Kielfedern an ihnen abzuputzen. Auch klagt der König bisweilen über feuchte Füße, weil er zerlöcherte Stiefel trägt.

Den Charakter und das innerste Wesen des Fürsten durchschaut Henri de Catt mit Schärfe und offenem Blick. Wir dürfen ihm um so eher glauben, weil wir an der Bewunderung nicht zweifeln dürfen, welche Henri de Catt für seinen Herrn empfindet. Der König kann launisch sein; oft ist er heftig. Aber ebenso leicht sieht er dies ein, gesteht es und wird denen wieder gerecht, die er in der Aufregung zu hart mitnahm. Man möge aus seinen Worten nicht zu viel folgern. Oft handelt er anders, als er soeben gesprochen hat. Zu seiner Belustigung liebt er auch die Leute zu necken und in Verlegenheit zu setzen. Aber immer liebt er die Offenheit, selbst wenn sie Keckheit werden sollte.

Kaum etwas haßt Friedrich II. so sehr wie die Falschheit. Leute falscher Natur sind ihm ein Greuel. Wenn er betrogen wird, greift er zu Marc Antonin, dem Bilde der Wahrheitsliebe.

Ebenso verhaßt ist ihm die Undankbarkeit. „Daß man leicht, unbeständig sei, das geht an; aber daß man mir zum Danke den Dolch ins Herz stoße und dazu lächle, nein, da räche ich mich so gut ich kann."

Ein anderer Charakterzug Friedrich's ist wol noch größer. Obwol er nicht gerade besondern Grund hatte, mit seinen Gegnern glimpflich umzugehen, da sie ihm das Leben sauer genug machten, was er oft in bittern und schmerzhaften Ausrufen verrieth, so wußte er doch den Gegnern gerecht zu werden.

Feldmarschall Daun, Erzherzog Karl, Maria Theresia, Kaunitz erfahren schmeichelhaftes Lob aus dem Munde ihres großen Feindes. Schön, geradezu rührend ist das treue Andenken Friedrich's II. an die Verstorbenen, vor allem an seine treue Mutter und seine Schwester, die geistvolle und gemüthreiche Markgräfin von Baireuth. Mit Thränen in den Augen meldet er Henri de Catt deren Tod, lange weiß er sich über diesen Verlust kaum zu fassen.

Ueber einen Mann spart der König weder Lob noch Tadel. Es ist Voltaire. Einerseits erkennt er das Genie, den Schriftsteller, das Talent, den alles bezaubernden Geist an; dann wieder tadelt er laut seine Bosheit, seine Intriguen und seine gefährliche Gehässigkeit. Besonders wird Friedrich II. empfindlich, wenn Voltaire so kleinlich über Feldherren urtheilt und ihre Thaten als Metzeleien bezeichnet.

Einmal meint er: „Voltaire ist wie ein Papagai, den man in den Käfig sperren muß, wenn man seiner müde ist. Aber man passe auf, was man sagt, sonst wiederholt er die letzten Worte."

Die Lebensart des Königs ist einfach. Einst hatte er in Rheinsberg manche Stunde der Muße und des Studiums. Im Lager ist jeder Augenblick gezählt. Wir wiederholen die Worte des Königs:

Digitized by Google

„Ich erhebe mich um 7 Uhr und lese beim Ankleiden meine Briefe. Das geht bis ½9 Uhr. Ich steige zu Pferde oder gehe zu Fuß bis 11 Uhr. Da reisen meine Ideen, und dies hindert mich, im ersten Augenblick zu handeln; denn dieser ist lebhaft bei mir, und ich versichere Sie, ich folge oft dem ersten Einfall. Von 11 Uhr an dictire ich, höre zweimal in der Woche die Gesuche, Berichte, den Stand der Finanzen und die Bittschriften. Ich gehe von 1 bis ½3 Uhr zur Tafel; denn ich liebe die Diners nicht. Dann gehe ich spazieren und unterhalte mich über Staatsgeschäfte. Von 5 Uhr an lese ich, um 7 Uhr musicire ich, um 9 Uhr geht's zum Nachtessen mit meinen Freunden, wo viel geschwatzt wird, was morgen vergessen ist."

Das geschah in Tagen der Ruhe und Erholung. Wenn die Umstände dringlich waren, sah Henri de Catt oft Tage lang seinen Herrn nicht.

Die Stellung Friedrich's II. zum Heere hinterließ bei Henri de Catt einen großen Eindruck. Ueberall, wo das Heer hinzieht, gebietet der König Ordnung und sucht alle Greuelthaten möglichst zu verhindern, so, daß ihn oft die Bewohner von Feindesland begrüßen, um der Oesterreicher los zu sein.

Er übt selbst Wohlthaten aus, und sein Herz blutet bei den Grausamkeiten des Krieges. Er nimmt einen warmen Antheil an seinen Soldaten, an dem Mangel und den Strapazen, welche diese zu ertragen haben. Wenn die Noth es erfordert, schläft er auf Stroh, bei den äußersten Posten, um da zu sein, wo die Gefahr hereinbrechen könnte. Nach einem siegreichen Gefecht spricht er gegen seine Reiter seine höchste Zufriedenheit aus. Er umarmt den einen, klopft dem andern beifällig auf die Schultern und erhöht so Muth und Stolz der Truppen.

Was dem Heere besonders imponirt, das ist die Haltung des Königs selbst. Vor der Schlacht ist er ruhig und gehalten, im Kampfe selbst aber von einer beispiellosen Todesverachtung.

„Warum soll ich mich nicht aussetzen, da so viele brave Leute sich für mich und den Staat opfern?" ruft er Henri de Catt zu. In der Schlacht bei Zorndorf werden ihm mehrere Pferde unter dem Leibe erschossen. Ein andermal müssen die Generale ihn ohne Unterbrechung warnen, weil er mitten im feindlichen Feuer steht. Ist nun die ganze Armee voll von Lob, was die stoische Ruhe und den persönlichen Muth des Fürsten betrifft, so erhebt es die Truppen um so mehr, ihn in Tagen des Unglücks fest und beständig zu sehen.

Welch eine Reihe von Unglücksschlägen im Sommer 1758. Zuerst der verhängnißvolle Ueberfall bei Hochkirch; dann der Tod des theuern Marschalls Keith; dann derjenige seiner lieben Schwester. „O wie ich traurig bin! Aber ich habe keine Zeit, den Verlust einer Schwester zu beklagen; man muß aushalten."

„Wenn man geschlagen ist", sagt er, „so muß man nicht 20 Meilen weit fliehen, sondern beim ersten Posten, den man findet, anhalten, gute Stellung nehmen, die Armee herstellen und die Geister, die vom Misgeschick entmuthigt sind, wieder beruhigen."

Das hat Friedrich in der That verstanden. Bei Kollin, Hochkirch, Kunersdorf, jedesmal hat er in allernächster Nähe vom Feinde sein Lager aufgeschlagen

Digitized by Google

und, sich rückwärts bewegend, so glänzend manövrirt, daß der Feind ihn, ohne großen Nachtheil zu erleiden, nicht angreifen konnte.

Er hat die ganze Wichtigkeit der strategischen Unternehmungen für seinen Staat wohl eingesehen. So auch seine Soldaten. Wie er bei Liegnitz einen alten Soldaten lobt, erwidert dieser: „Warum nicht sich gut schlagen. Wir kämpfen für Religion, für König und Vaterland.“ So war es auch. Bei jener Lage der Dinge bedeutete das Heer den Staat und das Preußenthum; und wenn das Heer nicht aushielt, so waren Preußen und Friedrich's II. Thron verloren. Aber eben weil er mit Selbstbewußtsein und Ruhe handelte, hat er die erdrückende Uebermacht besiegt.

Einige besondere Züge Friedrich's dürfen nicht unerwähnt bleiben. Schon Sybel hat in Catt's Aufzeichnungen einen Umstand vorgefunden, der Friedrich eigen ist. Der Fürst, welcher mit so viel Ruhm und Erfolg das Amt eines Feldherrn bekleidete, hatte nicht die geringste Sympathie für das Kriegsleben, ja in Haß und Abscheu gedachte er dieser Menschenschlächterei. Das Ehrgefühl, das Pflichtbewußtsein, die Vaterlandsliebe nöthigen ihn dazu. Dann aber, wenn er einmal den Feldherrnstab ergriffen, zeigt er alle Genialität eines großen Führers.

„Ach, welch ein Ruhm ist's, die Städte in Asche, die Dörfer brennend, die Bewohner unglücklich zu sehen. Schweigen wir davon. Das Haar steht mir darob zu Berge.“ Jeden Augenblick klagt er über sein „chienne de vie“, über das Elend und Unglück eines solchen Lebens.

Scherzweise verändert er den Text der „Athalie“ und liest: „Gib zu, o Gott, daß der Geist der Unklugheit und des Irrthums Kaunitz und die Kaiserin beseelen.“ Wenn dann Henri de Catt abends sich vom Könige verabschiedet, so mahnt ihn dieser, jenes wirksame Gebet nicht zu vergessen.

In ruhigen Stunden ergreift ihn das Heimweh nach Berlin, nach dem Jugendleben in Rheinsberg, nach seinem Sanssouci. Er schwört den Krieg zu beenden, sobald als thunlich. Er macht Pläne, bei Beginn des Friedens abzudanken, einzig dem Schönen zu leben, die Bedürfnisse einzuschränken, ein Philosoph zu sein. Wieder und wieder hat er solche Gedanken und Wünsche.

Ein eigenthümlicher Zug kehrt auch bei Friedrich wieder, der bei so vielen großen Männern gefunden wird. Der geistreiche, skeptische Philosoph von Sanssouci kann auch etwa Fatalist werden, auch abergläubisch sein.

Ein guter Traum hat ihn froh gestimmt. Das Traumgesicht hat ihm befohlen anzugreifen. Er thut es und siegt.

Als man bei Liegnitz zum Kampfe geht, sagt der König: „Seht dort das Feuer in der Luft! Was bedeutet das?“

„Oh, die Sonne steht auf“, erwidert man.

„Nein doch; es ist ja gegen Abend, von jener Seite her müssen wir angreifen und werden glücklich sein.“ Drei Uhr morgens griff er an, und der Erfolg war über alle Erwartung.

Gegen das gute Glück wird er gern mistrauisch und vertraut mehr dem glücklichen Zufall. Mehr als einmal machte er seine letzten Bestimmungen, und erst als sein Bewunderer, Peter III., den russischen Thron bestiegen hat, da heitert

Digitized by Google

sich die Situation auf und damit auch die Stimmung des Königs. Die Engländer erringen neue Siege, die Russen verbünden sich mit ihm und führen ihm Truppen zu. Freudig begrüßt er den Russenführer mit den Worten: „Sehen Sie, Sie tragen vor Ihnen den Sieg her!“

Von dieser Art und diesem Inhalt sind die „Journale“ von Henri de Catt. Ueberall sehen wir vor uns einen getreuen Berichterstatter, der mit klarem Blicke um sich sieht und ein Verständniß hat für seinen Herrn. Ja noch mehr. Es ist billig, daß wir auch über das persönliche Verhältniß berichten, in welchem Henri de Catt zum Könige steht und worüber er mit so viel Wärme, Selbstgefühl und Dankbarkeit uns meldet.

Die Beziehungen des Königs zu ihm hatten etwas ungemein Herzliches und Gewinnendes, um so mehr, als der Untergebene die Vertraulichkeit des Fürsten nicht misbrauchte und stets in bescheidener Zurückhaltung verblieb. Einige Züge sind besonders anmuthig.

Eines Abends sprach der König über eine Oper. Er hatte deren Namen vergessen. Man schied, ohne ihn zu finden. In der Nacht sandte ihm der König auf einem Zettelchen den gewünschten Namen, wie er bemerkt, damit Henri de Catt mit dem Nachsinnen den Schlaf nicht verscheuche.

Der König gibt ein entlehntes Buch mit den Worten zurück: „Ich bringe Ihr Buch zurück. Nicht wahr, ich bin exact? Ich hoffe, Sie leihen mir wieder.“

Ein andermal bemerkt Friedrich, daß sein Vorleser fieberig ist. Er sendet ihn zu Bette und verordnet ihm Thee. Er läßt sich von einem Diener die Tabacksdose reichen, um Henri de Catt nicht damit bemühen zu müssen.

Henri de Catt ist sehr empfänglich für jede Gunstbezeigung der Schönen. Das Tagebuch enthält darüber Bemerkungen. Mit Freuden meldet er, wie bei Königgrätz in einem Dörfchen des Schulmeisters hübsches Töchterchen sich bemüht, um Mitternacht aufzustehen, um mit ihm den Kaffee zu trinken.

Als Catt nun ein ernsteres Verhältniß mit einer Dame anknüpft, nöthigt der König ihn, Verse an seine Geliebte zu richten. Aber Friedrich wünscht auch von denselben Einsicht zu nehmen, verbessert sie und freut sich nachträglich über den Erfolg Henri de Catt's.

Für einen Fürsten, der seinen Vorleser so behandelt, ist Henri de Catt aber auch ganz Hingabe und Bewunderung. Spricht der König über Vorahnungen eines frühen Todes, so wird Henri de Catt ganz traurig gestimmt und ist für jenen Tag unfähig zu jeglicher Arbeit. An den Mühseligkeiten des Krieges, die der König zu bestehen hat, nimmt er lebhaften Antheil. Nichts könnte die Lage des Winters 1759 besser schildern als: „Der König hat in diesem Feldzuge kein Glück. Man nimmt ihm ein Bataillon gefangen, er hat Nachtheil bei Bergen, geht nach Neisse, um de Ville zu vertreiben, und muß abziehen; erwartet den Feind bei Reichshennersdorf, und dieser weicht aus; er fürchtet bei Landshut vom Podagra geplagt zu werden, und es trifft zu; ist besorgt, der Feind möge nach der Lausitz ziehen, es geschieht; er hofft, daß Dohna die Russen aufhalte, und ist getäuscht; schickt Wedell, und dieser wird geschlagen. Er zieht selbst mit den schönsten Hoff-

Digitized by Google

nungen dorthin, aber sein körperliches Leiden macht ihn unfähig; er will die Oesterreicher aus Sachsen vertreiben und erleidet eine unerhörte Niederlage."

Henri de Catt hegt für den König glühende Begeisterung. Schon in den ersten Tagen seines Umganges mit dem König ruft er aus:

„Ich ging, erfüllt von Bewunderung für ihn, fort." Viel später schreibt er, seinen Gefühlen treu: „Ja, dieser Prinz ist der größte wie der liebenswürdigste der Menschen."

Es thut immer wohl, nicht blos für das Genie, sondern auch für den Charakter und das Herz eines großen Mannes gewonnen zu werden. Das weiß Henri de Catt für Friedrich den Großen vollauf zu erreichen.

Jedoch nimmt er sich die Freiheit, keine seiner Beobachtungen zu unterdrücken.

Er tadelt, daß der König zu oft den Feind unterschätze. Zwar erkennt er mit richtigem Gefühl, worin die Meisterschaft und Größe des königlichen Feldherrn besteht. Er bekennt dies dem Fürsten selbst: „Sie behalten das Geheimniß für sich; Sie setzen sich der Gefahr aus, Sie sehen in allem selbst nach."

Um so schärfern Blickes erkennt er die Fehler in der Armee und deckt sie schonungslos auf. Besonders rügt er, daß dem Könige nicht genau und schnell genug berichtet werde, wenn etwas Unerwartetes eintrete; daß man schlimme Nachrichten zu lange nicht mittheile oder ganz verschweige.

Er kann nicht leiden, daß Subalterne sich herausnehmen zu kritisiren und über unverstandene Dinge abzuurtheilen.

Seine Bemerkungen betreffen auch viel, was dem Kriege fern liegt. Er hat Sinn für Architektur und schöne Gemälde, er schildert den Ackerbau und die Cultur des Bodens, die Erziehung und den Wohlstand der Orte. Er schildert Städte und Dörfer, die Festungen und das Lagerleben.

Wir ersehen somit, daß die „Journale", die doch in vorliegender Ausgabe nicht mehr als 120 Seiten enthalten, nicht blos anziehend zu plaudern wissen, sondern einen bedeutenden historischen Werth haben. Sie zeigen uns Friedrich in der Nähe als Freund, Gesellschafter und Soldat.

Ueber die „Memoiren" können wir viel kürzer sein. Laut seinen eigenen Aussagen hat Henri de Catt die „Memoiren" in der vorliegenden Form vor 1786 nicht begonnen; denn er spricht vom Könige als einem Dahingeschiedenen. Als Zweck derselben hat er einfach im Auge, die Denkwürdigkeiten zu verewigen, die er während 24 Jahren im Genusse des königlichen Vertrauens erlebte. Aber in die ersten Zeilen schon mischt sich der Schmerz Henri de Catt's, beim Könige in Ungnade gefallen zu sein. Und so war es auch. Seit 1780 ließ der König ihn nicht mehr vor sich erscheinen. Der Grund war folgender.

Ein schweizerischer Cavalier verlangte nach einem Orden und steckte sich hinter Henri de Catt, mit dem Versprechen von 100 Louisdor. Zweimal brachte dieser das Gesuch beim Könige vor, wurde aber das zweite mal entschieden abgewiesen. Da ließ er einen bereits aufgehobenen Orden „De la générosité" ausarbeiten und schickte ihn im geheimen dem Cavalier.

Da aber in Gesellschaft preußische Unterthanen letzterm den Orden streitig

Digitized by Google

nachten, wandte sich dieser, erbittert, direct an den König, daß dieser sich für die Rechtmäßigkeit des Ordens erkläre. Der König durchschaute den Sachverhalt, rief Henri de Catt, machte ihm bittere Vorstellungen und sagte ihm, er möge sich zum T . . . . . scheren. So blieb dieser in Ungnade bis zum Tode Friedrich's II. Zwar hat d'Alembert in seinen Briefen an Friedrich II. Versuche gemacht, für Catt etwas zu thun. Aber der König wich allen Annäherungen aus.

In dieser Stellung nun schrieb Henri de Catt die „Memoiren". Wenn wir indeß erwarten sollten, er habe nun seine Verbitterung und seinen Schmerz in seine Arbeit einfließen lassen, so würden wir uns arg täuschen. Er selbst verspricht, daß weder die einstige Güte und Gnade, noch die Erkaltung und Ungunst ihn beeinflussen sollen. „Nichts so niedrig wie die Schmeichelei, nichts so abscheulich wie der Tadel, eingeflößt durch ein Rachegefühl."

Zu seiner Ehre sei es gesagt, Henri de Catt hat Wort gehalten. Dieselbe Liebe und Verehrung, dieselbe Theilnahme und Wärme, die einst die „Journale" dictirte, spricht auch hier aus jeder Zeile. Jedoch hat er die Aufgabe, die er sich stellte, bei weitem nicht erfüllt.

Statt der 24 Jahre beschreibt er seinen Umgang mit dem Könige blos vom 3. März 1758 bis 7. Juli 1760. Aber dieses Fragment genügt, um den Autor liebzugewinnen und eine noch reichere Einsicht in Friedrich's Wesen zu erlangen, als dies durch die „Journale" geschah. Aber zwischen den Tagebüchern und den „Memoiren" bestehen auffallende Verschiedenheiten.

Die Form der „Memoiren" ist eleganter, ausführlicher, gewählter. Obwol sie eine kürzere Spanne Zeit behandeln, sind sie dreimal so umfangreich. Vor allem ist die Anordnung des Stoffes verschieden. Alles was die „Journale" enthalten, findet sich hier wieder. Aber es wird willkürlich und beliebig verlegt, in andere Zeiten, andere Angelegenheiten und Umstände. Anekdoten, die Henri de Catt im Heere gehört hatte, schreibt er dem Könige zu. Gewisse Bemerkungen des Königs citirt er da, wo sie den größten Eindruck machen. Mit Einem Worte, er sucht nach Effect und will unser Gefallen erringen.

Geht also den „Memoiren" schon hierin die Einfachheit, historische Wahrheit und die Unmittelbarkeit verloren, so kommen noch andere Umstände in Betracht, welche für deren Verständniß ebenso bedeutend sind.

Es muß uns z. B. überraschen, wie gut Henri de Catt oft über Märsche und ihre Zwecke, über Pläne fürs folgende Jahr und andere Dinge unterrichtet ist, deren er im „Journal" keinerlei Erwähnung thut.

Die Sache klärt sich nun dahin auf, daß Henri de Catt zu den „Memoiren" weitere Quellen herbeigezogen hat, ohne dieselben zu erwähnen. Die Kritik hat sie aufgedeckt und macht uns begreiflich, wie er so eingehend auf Kriegsgeheimnisse eintreten konnte.

Auf den Inhalt der „Memoiren" genauer einzugehen ist nicht nöthig. Sie sind Dichtung und Wahrheit; sie geben ein formvollendetes und lebendiges, aber keineswegs ein so treues Bild Friedrich's II. wie die „Journale". Der Eindruck wird auch dadurch abgeschwächt, daß Henri de Catt seine Person mehr hervorhebt, beim Könige die öffentliche Meinung vertritt und dem Wunsche nach Effect oft die

Digitized by Google

historische Wahrheit opfert. Allerdings muß andererseits sehr betont werden, daß dem Charakter des Königs, seinem originellen Wesen, seiner edeln, schönen Gemüthsart keine Gewalt angethan wird; daß besonders die Selbstbeherrschung Henri de Catt's über alle bittern Ausfälle obsiegt und daß nur ein Wunsch den Autor beherrscht: die reiche, edle und tiefe Natur seines Herrn in ihrem ganzen Adel und in ihrer herrlichen Männlichkeit vor uns treten zu lassen.

Am 23. Nov. 1795 starb Henri de Catt. Seinen Vertrauten war bekannt, daß er über seine „Unterhaltungen" mit dem Könige „Memoiren" geschrieben hatte.

Im Jahre 1831 wurden sie auf Befehl König Friedrich Wilhelm's III. von den Erben Henri de Catt's angekauft und dem Geheimen Staatsarchiv übergeben Der Herausgeber der „Oeuvres de Frédéric II", J. D. E. Preuß, theilt uns mit, daß er für einige seiner Bände die „Memoiren" Henri de Catt's benutzt habe. Für die Sammlung der „Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven" wurden die Catt'schen „Memoiren" sofort in Aussicht genommen und sind endlich veröffentlicht worden. Sie sind für das Studium Friedrich's des Großen wärmstens zu begrüßen, und wir können im Hinblick auf ihren historischen Werth nur schließen mit den Worten von Fr. Buchholz, der schon 1828 sagte: „Wir kennen nur zwei Spiegel, worin man Friedrich's II. Bild auf eine angemessene, d. h. auf eine der Wahrheit entsprechende Weise erkennen kann: der erste dieser Spiegel sind seine Gedichte, der zweite die Denkwürdigkeiten des Herrn von Catt."

---

Digitized by Google

# Chronik der Gegenwart.

## Revue der bildenden Künste.

Mit Ende October 1886 ist die berliner Jubiläumsausstellung geschlossen worden, nur daß die wegen eines Fehlers bei der Einzählung der Lose aufgehobene Verlosung der angekauften Gewinne wiederholt werden mußte: ein Misgeschick, das manchem, der sich bereits in sicherm Besitz eines werthvollen Kunstgegenstandes glaubte, eine arge Enttäuschung bereitet haben mag. Da wir uns über die Tendenz dieser Ausstellung bereits in unserer letzten Revue ausgesprochen, so können wir es uns versagen, noch einmal darauf zurückzukommen, um unsere Aufmerksamkeit andern, zwar weniger lauten, aber solidern Erscheinungen des modernen Kunstlebens zuzuwenden.

Hierzu rechnen wir vor allem die in dankenswerther Weise von der Direction der berliner Nationalgalerie von Zeit zu Zeit veranstalteten Sonderausstellungen von Werken verstorbener Künstler, wodurch ein auch in kunsthistorischer Beziehung wichtiger Einblick in den künstlerischen Entwickelungsgang der betreffenden Künstler gewährt wird. Die letztjährige Ausstellung — die 23. der Zahl nach — umfaßte die Werke der im vergangenen Jahre verstorbenen münchener Maler von Piloty, Spitzweg und Fr. Voltz, auf deren Bedeutung wir am Schlusse der Revue bei Erwähnung der Todesfälle zurückkommen werden. Nächstdem interessiren uns die immer zahlreicher und vollständiger sich gestaltenden kulturhistorischen und kunstgewerblichen Ausstellungen theils umfassender, theils specieller Natur. Unter andern veranstaltete der Centralgewerbeverein für die Rheinlande und Westfalen gegen Ende vorigen Jahres eine Ausstellung kunstindustrieller Producte aus den Gebieten der Metall-, Thon- und Glasfabrikation, sowie von Holzschnitzereien und dekorativen Arbeiten; ferner gleichzeitig das Mährische Gewerbemuseum in Brünn eine Ausstellung von Zier- und Gebrauchsgegenständen in Metall, namentlich in Rücksicht auf Arbeiten in edeln Metallen, sowie in Bronze, Messing u. s. w., auf Arbeiten der Uhrmacher, Graveure, Kupferschmiede, Kunstschlosser u. s. w. Aehnlicher Art ist eine in Königsberg i. Pr. für dieses Jahr in Aussicht genommene culturhistorische Ausstellung, welche das Kunstgewerbe Ost- und Westpreußens umfassen und sich rückwärts bis auf die Ordens- und Heidenzeit erstrecken soll. Das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien hat für diesen Sommer eine Ausstellung von Werken kirchlicher Kunst projectirt, an welcher sich, veranlaßt durch ein Rundschreiben des österreichischen Cultusministers, die bedeutendern Kirchen- und Klostervorstände Oesterreichs durch Einsendung einschlägiger Werke betheiligen werden. Bei dem vorherrschend auf das Praktische und Materielle gerichteten Interesse der heutigen Zeit kann es nur als sehr dankenswerth bezeichnet werden, daß sowol Staatsinstitute wie Privatvereine es sich angelegen sein lassen, nach

Digitized by Google

dieser Seite hin den allgemeinen Geschmack von der Sucht auf bloße Pracht und Luxusausstattung ab- und auf stilvolle Reinheit der Form hinzulenken; ein Streben, das gerade durch solche Ausstellungen in erfolgreichster Weise unterstützt und gefördert wird. Wir schließen daher an das oben Erwähnte noch einige andere, damit in Verbindung stehende Notizen. Ende October feierte Köln die solenne Einweihung der neuerbauten Fachschule für Kunstgewerbe, womit eine im großen Gürzenichsaale veranstaltete interessante Ausstellung von Schülerarbeiten verbunden war. Außerdem geht man mit dem Plane um, in Köln ein Museum für Kunstgewerbe nach dem Muster des berliner Instituts zu begründen. Auch Frankfurt a. M. besitzt seine Kunstgewerbeschule, welche durch die Stipendien der Rothschild-Stiftung sowie durch die Unterstützung der Polytechnischen Gesellschaft und der Fleck'schen Stiftung sich bedeutend gehoben hat, indem die am 19. Sept. 1886 stattgefundene Eröffnung eine Zahl von 134 Schülern für die Abendschule, 120 für die Sonntags- und 30 für die Fachschule ergab. Endlich ist noch zu erwähnen, daß der Bairische Kunstgewerbeverein in München in seiner im December 1886 stattgefundenen Generalversammlung den Beschluß gefaßt hat, an die projectirte internationale Kunstausstellung eine deutsch-nationale Kunstindustrieausstellung anzuschließen, welche in einem Anbau des für die erstere bestimmten Krystallpalastes eingerichtet werden soll.

Wir schließen hieran sogleich eine Uebersicht über die theils erledigten, theils eröffneten Concurrenzen, weil sich dieselben zum großen Theil ebenfalls auf kunstindustrielle oder doch decorative Aufgaben beziehen. In Dresden hat der Stadtrath eine allgemeine Concurrenz für die Herstellung zweier großer Fahnenmasten eröffnet, die auf bronzenen Piedestalen in monumental gehaltener Form errichtet werden sollen. Dieselben kommen — und zwar als Erinnerung an den am 14. Sept. 1882 stattgefundenen Einzug des Deutschen Kaisers in Dresden — am Eingang der Hauptstraße zur Aufstellung. Zur Vertheilung gelangen zwei Preise von je 500 und 300 Mark. Die von dem Ausschuß des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen im Jahre 1886 eröffnete Concurrenz für ein Altargemälde der Kirche zu Schmaltenberg hat das Resultat ergeben, daß dem Maler Feldmann die Ausführung des Gemäldes für ein Honorar von 1200 Mark übertragen wurde. In Lübeck soll ein Geibel-Denkmal errichtet werden, für welches 40000 Mark zusammengebracht und eine Concurrenz mit drei Preisen von je 1500, 1000 und 500 Mark ausgeschrieben wurde. Von dem Verschönerungsverein in Hamburg wurde eine Preisbewerbung zur Errichtung eines monumentalen Brunnens auf dem Fischmarkte eröffnet, aber nur für die in Hamburg geborenen oder dort seit längerer Zeit angesessenen Bildhauer und Architekten. Für den Brunnen allein (abgesehen von der plastisch-decorativen Ausstattung) ist die Summe von 15000 Mark ausgeworfen. Die Entwürfe für das Lessing-Denkmal in Berlin sind December 1885 bis Ende Januar 1886 im Uhrsaal der Akademie der Künste zur Ausstellung gebracht worden. Unter den 26 Modellen befinden sich jedoch nur wenige, welche für die Ausführung in Betracht kommen, und unter diesen können die von Siemering und von Encke in erster Linie genannt werden. Ueber die Entscheidung der Jury ist bis jetzt noch nichts bekannt geworden. Für die Errichtung eines Landesausschußgebäudes zu Straßburg war eine Concurrenz eröffnet worden, bei welcher die Architekten Hartel und Neckelmann in Leipzig den ersten und zweiten Preis (4000 und 2000 Mark), den dritten (1000 Mark) die Architekten Kneschke und Bielenberg in Berlin davontrugen. Für einen Vorhang für das Stadttheater in Krefeld war eine Concurrenz eröffnet worden, in welcher der Decorationsmaler Semmler in Düsseldorf siegte, und ist demselben die Ausführung gegen ein Honorar von 7000 Mark übertragen worden. Dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen wird



Digitized by Google

von den Offizieren des 3. Armeecorps in Frankfurt a. O. ein Denkmal gesetzt werden, mit dessen Ausführung unter mehrern Concurrenten der Bildhauer Unger beauftragt wurde.

Unter den sonstigen Denkmälern, welche im Laufe des Jahres 1886 theils in Angriff genommen, theils ausgeführt wurden, erwähnen wir folgende. Am 12. Juni wurde im Museum zu Weimar in Gegenwart des Großherzogs eine von Donndorf ausgeführte Marmorbüste Lucas Cranach's feierlich eingeweiht. In Tegernsee, dem Lieblingsaufenthalt des Dichters Karl Stieler, ist dessen vom münchener Bildhauer Dennerlein ausgeführte Büste aufgestellt worden. Am 1. Sept. 1886 hat in Leipzig die Doppelfeier der Wiedereröffnung des durch bedeutende Anbauten vergrößerten Städtischen Museums und die Enthüllung des großen monumentalen Brunnens auf dem Augustusplatze stattgefunden. Der Entwurf zu dem Brunnen rührt von dem Architekten Gnauth her, welchem nach einer erfolglos gebliebenen Concurrenz der Auftrag zur Ausführung ertheilt wurde; er verband sich zu diesem Zweck mit dem münchener Bildhauer J. Ungerer. Das Werk hat eine Gesammthöhe von 17 Metern und ist außerordentlich reich an lebendig bewegten Gruppen und Einzelfiguren, welche einen mit einem vergoldeten Stern gekrönten Obelisken von röthlichem Granit umgeben. Auch das Museum ist in Veranlassung des Ausbaues mit zahlreichen plastischen Werken decorirt, an deren Ausführung sich unter andern Zur Straßen in Leipzig, Behrens in Breslau und Hänel in Dresden betheiligten. In Dresden ist das auf dem Georgsplatz errichtete, von dem Bildhauer Kietz ausgeführte Julius Otto-Denkmal eingeweiht worden, welches aus einer bronzenen Kolossalbüste des Componisten besteht, die auf einem mit vier Knabengestalten geschmückten Postament aus grüngrauem Syenit sich erhebt. Der Eindruck der Büste wird als kein glücklicher geschildert, da die Auffassung als eine ziemlich nüchterne erscheint, während die Figuren der vier Knaben, welche die Idee des Quartetts symbolisiren sollen, sich durch anmuthige Haltung und schönen Ausdruck auszeichnen. Am 10. Aug. 1886 wurde vor der Villa Seehalde bei Rudolfszell in Baden, welche Victor von Scheffel gehörte, eine vom Bildhauer Arnold in Kissingen ausgeführte Marmorbüste des Dichters aufgestellt: das erste Denkmal, welches demselben errichtet worden ist, dem noch mehrere an verschiedenen Orten folgen sollen. Das große Denkmal des Admirals Tegetthoff, des Siegers von Lissa, in Wien ist nach mehrjähriger Arbeit Kundtmann's, des Hauptmeisters, und Hasenauer's, des Architekten, vollendet und aufgestellt. Dasselbe besteht im wesentlichen aus einer nach altrömischem Muster entworfenen, mit Schiffsschnäbeln verzierten hohen Säule, auf welcher die Kolossalfigur des Admirals in der Stellung eines Befehlshabers sich erhebt. Außerdem ist das Piedestal sehr reich mit Emblemen maritimer Bedeutung und allegorischen Figuren ausgeschmückt. Nach allen Mittheilungen macht es einen, wenn auch etwas fremdartigen, doch ebenso echt monumentalen wie großartigen Eindruck. Nach Vollendung dieses sowie des großen Maria-Theresia-Denkmals von Professor Zumbusch ist man jetzt mit der Ausführung eines Radetzky-Denkmals beschäftigt. Die Skizze für das kolossale Reitermonument von Professor Zumbusch findet wegen der ungezwungenen Haltung und der großen Porträtähnlichkeit der Hauptfigur allgemeinen Beifall und verspricht ein in jeder Beziehung vortreffliches Werk. Zu Annaberg in Sachsen fand am 10. Nov. 1886 die Enthüllung des in Erz gegossenen Denkmals der Frau Barbara Uttmann statt, welche durch Einführung und Beförderung der Klöppelindustrie in die armen Districte des Erzgebirges sich große Verdienste um die dortige Bevölkerung erworben hat. Die Figur ist von dem dresdener Bildhauer Henze modellirt und steht auf einem Postament, das, mit wasserspeienden Löwenköpfen geschmückt, als Brunnen behandelt ist. In der Vorhalle des berliner Museums wurde Anfang November 1886

Digitized by Google

das vom Bildhauer K. Begas modellirte Marmordenkmal von Knobelsdorff's, des Erbauers des berliner Opernhauses, aufgestellt und im Beisein einiger Nachkommen des berühmten Architekten enthüllt. In dieselbe Zeit fällt die Enthüllung des von dem Bildhauer Hundrieser ausgeführten Luther-Denkmals in Magdeburg. Dem deutschen Maler Riedel soll in Rom, seinem langjährigen Aufenthaltsort, ein Denkmal gesetzt werden, für dessen Zustandekommen sich nicht nur der deutsche Botschafter am italienischen Hofe, Herr von Keudell, sondern auch mehrere hochstehende Italiener, namentlich der Präsident der Akademie von San-Luca, Professor Lusini, der Herzog von Torlonia, Bürgermeister von Rom u. a. m. warm interessirt haben. Die zur Feier des Besuchs des Kaiserpaares im Ständehause von Düsseldorf im Herbst 1884 aufgestellte Figurengruppe, wozu die Bildhauer Tüshaus und Jansen die Modelle geliefert, soll auf Antrag des Provinzialverwaltungsrathes als bleibendes Erinnerungsdenkmal in monumentaler Behandlung zur Ausführung gebracht werden. Es wurden dafür 4000 Mark gefordert, und soll die Aufstellung der Gruppe im Treppenhause des Ständehauses bewirkt werden.

Diesen zahlreichen Denkmalsprojecten schließen sich eine Reihe von mehr oder weniger bedeutenden Restaurationsarbeiten an, welche eine rege Theilnahme für die Erhaltung und Wiederherstellung historisch wichtiger Denkmäler bekunden. Der Stadtbaurath Winter in Braunschweig hat einen vom Regenten Prinz Albrecht genehmigten Plan zur Wiederherstellung der alten, aus der Zeit Heinrich's des Löwen stammenden Burg Dankwarderode aufgestellt, wonach die noch vorhandenen Reste bis auf die Grundmauern abgetragen und die Burg möglichst in derselben Gestalt, die sie ursprünglich gehabt, wieder aufgebaut werden soll. An dem in romanischem Stil erbauten Dom in Fünfkirchen sind die von Schmidt geleiteten Restaurationsarbeiten im Aeußern bis auf die vier Steinhelme der Thürme vorgeschritten. Das Innere wird mit reichen Malereien ausgestattet. Das wahrscheinlich noch aus dem 12. Jahrhundert stammende prächtige Münster in Bonn wird ebenfalls einer gründlichen Restauration unterzogen, für welchen Zweck ein bonner Bürger, Namens Greve-Stirnberg, in seinem Testament die Summe von 100000 Mark ausgesetzt hat. In Lübeck hat die Bürgerversammlung die Summe von 320000 Mark behufs Wiederherstellung der Innenräume des aus dem 14. Jahrhundert datirenden Rathhauses ausgeworfen. Die vom Kaiser Barbarossa errichtete, mithin aus dem 12. Jahrhundert stammende Kaiserburg zu Gelnhausen soll, auf Anregung des 1886 stattgefundenen Architektentages zu Frankfurt a. M., wenigstens theilweise einer Restauration unterzogen werden. Bekanntlich ist die Burg, in welcher mehrere Reichstage abgehalten worden, im Dreißigjährigen Kriege sehr arg mitgenommen und bis auf einzelne, aber von höchster Schönheit zeugende Reste zerstört worden. Am 7. Nov. 1886 wurde der Dom zu Merseburg nach Vollendung der in unserm letzten Bericht erwähnten Restaurationsarbeiten aufs neue eingeweiht und dem kirchlichen Gebrauch übergeben: ein Act, der durch die Anwesenheit des Kronprinzen des Deutschen Reichs eine besondere Feierlichkeit erhielt. Der Dom stammt aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts, ist also eins der ältesten deutschen Baudenkmäler; seine gegenwärtige Gestalt erhielt er jedoch, infolge mannichfacher Um- und Anbauten, erst gegen Ende des 15. Jahrhunders. Die neuesten Restaurationsarbeiten sind nach dem Plane des Regierungsbaumeisters Weber ausgeführt worden. Endlich erwähnen wir noch die Restauration oder richtiger die Vollendungsarbeiten des Münsters zu Ulm, für welche bisjetzt 1,700000 Mark zur Verwendung gekommen sind. Es erübrigt jetzt noch der Ausbau des Hauptthurmes, dessen Kosten auf 1,473000 Mark veranschlagt sind. Gegenwärtig ist man mit der Ausführung



Digitized by Google

des Octogons beschäftigt, welches eine Höhe von 36 Meter erhalten soll. Wenn die ganze Thurmpyramide vollendet sein wird, was man in wenigen Jahren zu erreichen hofft, so wird das Münster als die höchste protestantische Kirche Deutschlands sich zu einer Höhe von 160 Meter erheben.

Auch die Ausschmückung von architektonischen Innenräumen mit monumentalen Malereien hat manche umfangreiche und bedeutende Werke aufzuweisen, unter denen wir folgende namhaft machen. Im Hause des Kaufmanns Weigand in Ochsenfurt wurde auf Kosten der Stiftung des Barons von Biel ein großes Frescogemälde — das sechste aus dem Fonds der genannten Stiftung — ausgeführt, und zwar von dem Maler H. Heim, der dazu von der Akademie in München designirt worden war. Daß gerade dieses Haus gewählt wurde, hat seinen Grund darin, daß sich an dasselbe verschiedene historische Erinnerungen, namentlich ein wiederholter Aufenthalt des Königs Gustav Adolf von Schweden, knüpfen. Als Motiv ist zur Darstellung gelangt eine allegorische Composition von Gewerbe und Handel sowie Weinbau und Schiffahrt. Ein siebentes, ebenfalls aus der Stiftung gegründetes Frescogemälde ist auf Antrag der berliner Akademie in dem Hause des Kaufmanns Fränkel in Neustadt zur Ausführung gelangt. Dasselbe ist von dem Maler Hornezog gemalt und behandelt die Findung Moses'. Die in unsern frühern Berichten erwähnte malerische Ausschmückung des großen Festsaales im Architektenhause zu Berlin, welche in allegorischen Darstellungen al fresco die geschichtliche Entwickelung der Architektur veranschaulichen soll, ist von dem berliner Maler Prell nunmehr durch Fertigstellung des großen Deckengemäldes, welches den Triumph der Künste darstellt, vollendet worden. Dasselbe ist nicht, wie die elf Wandgemälde, in Fresco, sondern, der glänzendern Wirkung halber, in Oel ausgeführt, wodurch freilich die Fresken, welche ohnehin schon verblaßt sind, sehr verloren haben. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn man für alle Bilder die stereochromische Behandlung gewählt hätte. Die außerordentlich umfangreichen und prachtvollen Malereien, welche das Innere des neuen Burgtheaters in Wien zu schmücken bestimmt sind, wurden im Laufe des Jahres 1886 mit großem Eifer gefördert. Die Treppenhäuser sind für Darstellungen aus der Geschichte der Schauspielkunst bestimmt. So stellt in dem Treppenhause des einen Flügels das erste Gemälde einen altrömischen Improvisator, das zweite eine Scene auf dem griechischen Theater, das dritte eine mittelalterliche Mysterienscene, das vierte die Aufführung eines Stückes von Molière vor dem französischen Hofe dar. Parallel damit gehen die ebenfalls historischen Darstellungen im Treppenhause des zweiten Flügels. Auch das Deckenbild des Zuschauerraums, gemalt von Hynais, ist vollendet. Gegenwärtig sind die Maler Watsch und Gebrüder Klinck mit der Ausführung von acht weitern Plafondmalereien beschäftigt. In Erinnerung an das fünfhundertjährige Jubiläum der Universität Heidelberg ist die Aula derselben nach dem Plan des Oberbaurathes Durm in Karlsruhe in großartiger Weise theils durch architektonische und plastische Decorationen, theils durch Malereien ausgeschmückt worden. Unter den letztern nimmt das von Professor Keller ausgeführte Wandgemälde einen hervorragenden Rang ein. Es stellt in einer der Kaulbach'schen symbolisch-historischen Richtung verwandten Manier die Gründung der Universität dar und wird durch zwei, Theologie und Philosophie allegorisirende Bronzefiguren flankirt. Der Gesammteindruck der Ornamentation ist ebenso harmonisch wie großartig. Endlich erwähnen wir noch, daß in der Concurrenz um den Preis für die großen Wandgemälde, welche in dem Sitzungssaale des Provinzial-Landtagsgebäudes in Danzig zur Ausführung bestimmt sind, der Maler Röber in Düsseldorf den Sieg davongetragen hat. Die Gemälde sollen bedeutungsvolle Ereignisse, theils aus der Localgeschichte der Stadt, theils aus der Herrschaft des Deutschen Ordens in Westpreußen zur Darstellung bringen.

Digitized by Google

Diesen erfreulichen Thatsachen gegenüber, welche den Beweis liefern, daß das Interesse für die Monumentalmalerei im großen Stil sich noch immer rege erhält, kann es nur einen betrübenden Eindruck machen, wenn man hört, wie die Panoramafabrikation, leider unterstützt von Künstlern höhern Ranges, nicht nur mehr und mehr um sich greift, sondern bereits ganz geschäftlich betrieben wird. So wird aus Dresden gemeldet, daß sich dort eine Art Actiengesellschaft für Fabrikation von Panoramen und Dioramen gebildet hat, die bereits sehr verlockende Aufträge aus dem Vaterlande des Humbugkönigs Barnum erhalten hat; namentlich ist sie um Ueberlassung des von dem münchener Maler Braun ausgeführten Rundgemäldes, welches den Angriff der sächsischen Truppen in der Schlacht von St.-Privat darstellt, angegangen. „Da jedoch", schreibt der „Dresdener Anzeiger", „das Gemälde fortdauernd eine große Anziehungskraft auf Einheimische und Fremde ausübt, ist man nicht gewillt, auf das Anerbieten einzugehen. Vielmehr denkt man daran, neben dem Panorama noch ein Diorama zur Ausstellung zu bringen." Zu diesem Zweck ist Professor Braun berufen worden, der das Bild in wenig Wochen so weit zu fördern sich bereit erklärte, daß es bereits im Herbst dem Publikum zugänglich gemacht werden könne. Das also nennt man heutzutage auch künstlerisches Schaffen! In München ist man, ermuthigt durch den großartigen Erfolg des Piglheim'schen Panoramas Christi Kreuzigung, ebenfalls mit der Herstellung eines neuen Rundbildes beschäftigt, welches von den Professoren Bühlmann und Wagner ausgeführt wird und Rom zur Zeit Konstantin's darstellen soll. Der Geschmack des Publikums ist durch das moderne Theaterunwesen wol noch nicht hinlänglich verdorben, daß es noch solcher auf ganz gemeine Naturillusion abzweckender Schaustellungen bedarf, um den letzten Keim reiner Kunstanschauung zu ersticken?

Im Bereich der Architektur sind, abgesehen von den in Ausführung begriffenen großen Monumentalbauten, wie dem Reichstagsgebäude in Berlin und den zahlreichen wiener Unternehmungen, nur wenige neue Projecte zu erwähnen. Unter ihnen verdient die Errichtung eines neuen Akademiegebäudes auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden insofern Erwähnung, als die nach den Entwürfen des Bauraths Lipsius nothwendige Umgestaltung der Terrasse diesem schönsten Aussichtspunkte Dresdens bedeutend Abbruch thun dürfte. Im Gegensatz dazu hat Halle durch die Errichtung des neuen Stadttheaters, dessen Einweihung im October 1886 gefeiert wurde, eine großartige Zierde erhalten. In der That darf sich der Bau, sowol was die stilvolle Behandlung des Ganzen betrifft wie in Rücksicht auf gediegene und prachtvolle Durchführung, mit den schönsten Theatern Deutschlands messen. Erbauer ist der berliner Architekt G. Seeling, welcher aus der Preisbewerbung mit seinem Entwurf als Sieger hervorging. Das Gebäude ist auf dem Platz des frühern Theaters errichtet, doch ist derselbe durch Erweiterung bis über den alten Petrikirchhof hinaus vergrößert worden. Was die decorative Ausschmückung sowol des Aeußern wie des Innern betrifft, so ist zunächst das große in Hochrelief von dem berliner Bildhauer Bieber ausgeführte Giebelfeld der Hauptfront zu erwähnen, welches die Nornen der altgermanischen Mythe unter der Weltesche sitzend darstellen. Die Seitennischen des Mittelbaues enthalten die beiden Kolossalfiguren der Poesie und der Wahrheit, modellirt von Silbernagel in Berlin, während über den Bogenfenstern der westlichen Front decorative Darstellnngen in venetianischer Mosaik angebracht sind, welche die Tragödie und die Komödie symbolisiren. Außerdem sind an passenden Orten zahlreiche Medaillons mit den Namen der hervorragendsten Dichter und Componisten angebracht, sowie die Wandpfeiler mit den Büsten derselben geziert. Endlich ist noch der Vorhang zu erwähnen, welcher Oberon und Titania darstellt, wie sie auf einem von Schwänen gezogenen Wagen über das Meer ziehen, umschwärmt

Digitized by Google

von zahlreichen Elfengestalten, die sich nach oben in duftigem Nebel verlieren. Composition wie Ausführung rühren vom Maler Koch in Berlin her.

Unter den Privatsammlungen von Kunstschätzen verschiedenster Art nehmen die des verstorbenen Dr. Riebeck aus Halle einen hervorragenden Platz ein und verdienen an dieser Stelle um so mehr Erwähnung, als der frühere Besitzer sowie dessen Bruder, der Rittergutsbesitzer Riebeck, in dessen Besitz sie nach des erstern Tode übergegangen waren, den größten und bedeutendsten Theil durch Einverleibung derselben theils in das berliner Kunstgewerbemuseum, theils als Stiftung nach Weimar dem öffentlichen Genuß zugänglich gemacht haben. Es sind meistens Gegenstände fremdländischer, namentlich ostasiatischer Kunstproduction: Arbeiten in Metall, Porzellan, Stein u. s. w. Die für Weimar gestifteten Kunstgegenstände, zum größten Theil japanische Porzellanarbeiten, sollen in Verbindung mit dem Namen Riebeck als besondere Abtheilung des Museums aufgestellt werden. Ein nach England übergesiedelter Hamburger, Kaufmann Schwabe, hat der Kunsthalle in Hamburg eine großartige, aus anderthalb hundert Gemälden hervorragender Meister neuerer Zeit bestehende Sammlung zum Geschenk gemacht, welche eine Reihe von Sälen des genannten Instituts ausfüllen. Unter den Hauptwerken befinden sich Arbeiten von Vautier, A. Achenbach, Tidemand, Horace Vernet, Turner, Landseer u. a. m.

An Ausgrabungen antiker und mittelalterlicher Kunstwerke ist das verflossene Jahr ziemlich reich gewesen; namentlich haben dieselben in Griechenland vielen Erfolg gehabt. Die auf Kosten der Archäologischen Gesellschaft veranstalteten Ausgrabungen auf der Akropolis haben sich in der letzten Zeit auf die Freilegung des alten Tempels der Athene beschränkt, wobei indeß einzelne Stücke eines Frieses gefunden wurden. Zu Chiusi in Etrurien ist am Monte-Venere ein prachtvoller Mosaikboden von beträchtlicher Größe (6 und 4 Meter) entdeckt worden, in dessen Mitte Jagdscenen dargestellt sind. Wahrscheinlich gehörte er zu einem Speisesaal, an den ein ebenfalls freigelegter Rundbau stößt, in dessen Innerm eine vortrefflich gearbeitete weibliche Hand in Bronze, sowie andere Fragmente einer Statue gefunden wurden. Bei Gelegenheit der Kanalisationsarbeiten in Rom ist am Fuße des Aventin ein mit Inschriften bedeckter Säulenschaft gefunden worden, welcher aus der Zeit des Kaisers Tiberius stammt. Auf dem Capitol sind infolge von Nachgrabungen mehrere Fragmente von Sculpturen, besonders von Säulen aus pentelischem Marmor aufgedeckt worden, die, wie es scheint, zum Tempel des Jupiter Capitolinus gehört haben. In Kempten hat der Alterthumsverein Ausgrabungen veranstaltet, welche zur theilweisen Freilegung des großen Forums mit einer Reihe von Hallen und Portiken des alten Campodunum geführt haben. In Regensburg hat man durch Zufall eine Nachbildung der Venus von Medicis, leider ohne Kopf, gefunden. In Jaxthausen in Würtemberg wurde ein antikes Haus ausgegraben, in welchem noch die Küche und andere Wirthschaftsräume gut erhalten waren. Auch fanden sich darin zahlreiche Fragmente von Geräthschaften, Ringe u. s. f., sowie das bronzene Feldzeichen einer germanischen Cohorte in Form einer Schlange. In Pompeji hat man, wie der „Times" berichtet wird, auf der Ostseite eine neue Gräberstraße freigelegt, welche viel Aehnlichkeit mit der bereits vor längerer Zeit aufgedeckten Gräberstraße der Westseite hat und worin man interessante Funde zu machen gedenkt.

Auch in dem verflossenen Jahre hat der Tod die Reihen der deutschen Künstler arg gelichtet. Namentlich ist München hart davon betroffen worden. Nachdem der Genremaler A. Bodenmüller, ein Schüler Lindenschmitt's, von seinem unheilbaren Wahnsinn am 18. Juni durch den Tod erlöst worden, folgte ihm noch

Digitized by Google

in demselben Monat der bekannte Thiermaler F. Voltz und am 21. Juli der Akademiedirector Historienmaler Karl von Piloty. Voltz, ein Sohn des Kupferstechers Michael Voltz, wurde am 31. Oct. 1817 in Nördlingen geboren und versuchte sich zuerst im Atelier seines Vaters mit Ausführung von Radirungen, unter denen die zwölf Blätter „Die Handwerke", deren Herausgabe einen günstigen Erfolg hatte, ihm die Möglichkeit gewährten, die Akademie in München zu besuchen, wohin er im Anfang der dreißiger Jahre übersiedelte. Hier war es besonders A. Adam, der Kriegs- und Thiermaler, welcher sich seiner annahm und auf seine spätere Richtung, welche kurz als landschaftliche Thieridylle bezeichnet werden kann, einen bestimmenden und nachhaltigen Einfluß ausübte. Nach der Seite der Technik schloß er sich hauptsächlich an Ed. Schleich an, mit welchem er, jedoch in durchaus origineller Auffassung, die coloristische Richtung der münchener Landschaftsschule vertrat. Sein Colorit hat, namentlich in der spätern Zeit, einen warmen, außerordentlich harmonischen Charakter, den man der Gesammtwirkung nach als blond bezeichnen kann. Hiermit verband er eine große Zartheit der Empfindung für idyllische Composition, die besonders in seinen zahlreichen Darstellungen von Kühen am Wasser in liebenswürdigster Weise anmuthet. Eine zwar nur äußerliche, aber durch seine Auffassung der Natur bedingte Specialität bestand darin, daß er, namentlich für seine Thieridyllen geringern Umfangs, gern ein langgestrecktes Format anwandte. Er war außerordentlich fruchtbar, dabei sehr sorgfältig in der Durchführung; seine meist in Privatbesitz übergegangenen Gemälde belaufen sich auf mehr als anderthalb tausend. Er wurde zum Ehrenmitglied der münchener, wiener und berliner Akademie ernannt. Zum Besuche der berliner Jubiläumsausstellung hatte er sich bereits vorbereitet, als die Tragödie des münchener Hofes, und besonders der Tod seines Freundes Dr. von Gudden ihm eine solche Erschütterung zuzog, daß er von einem kaum überstandenen Gichtanfall aufs neue betroffen wurde und ihm nach kurzem Krankenlager erlag. Die eingangs erwähnte Ausstellung der berliner Nationalgalerie brachte nur einen sehr geringen Theil seiner Bilder zur Ansicht, und unter diesen befanden sich nur wenige, welche ein Zeugniß von dem feinen Naturgefühl des Künstlers ablegten. Auch Piloty war auf dieser Separatausstellung in keiner Weise günstig vertreten; aber das lag an dem meist so großen Umfange seiner Gemälde, daß der Transport derselben auf unüberwindliche Hindernisse stieß, namentlich weil die meisten derselben öffentlichen Galerien angehören. Ein Sohn des bekannten Lithographen Piloty, der in Verbindung mit Löhle eine Reihe von Sammelwerken nach classischen Gemälden, z. B. der münchener Pinakothek, herausgab, trat er nach mehrjährigem Besuch der Akademie zuerst in das väterliche Geschäft ein. Sein erstes Bild: Die sterbende Wöchnerin, ließ noch keineswegs die spätere Bedeutung seines Pinsels vermuthen. Erst sein Seni vor der Leiche Wallenstein's, übrigens ein sowol durch die ernste, wahrhaft tragische Stimmung, wie durch die Einfachheit der Composition alle seine spätern Werke überragendes Meisterwerk, zeigte die Größe und Kraft seines künstlerischen Genius. Nach dem Tode W. von Kaulbach's zum Director der Akademie ernannt, gab er der historischen Schule derselben eine völlig veränderte Richtung auf eine der abstracten Allegoristik seines Vorgängers schnurstracks entgegengesetzte Realistik der Auffassung. Daß er, auch hinsichtlich der technischen Behandlung — er war durchaus Colorist im specifischen Wortsinn — einen höchst bedeutenden und wohlthätigen Einfluß auf die münchener Kunst überhaupt und namentlich auf die Historien- und Genremalerei ausgeübt, beweisen seine Erfolge als Lehrer. Denn zu seinen bedeutendsten, aber doch meist selbständige Wege betretenden Schülern gehören Defregger, Gabriel Max, Lenbach, Makart, H. Lossow, Seitz, E. Grützner, Math. Schmidt, Benczur, Siemiradzky u. a. m., welche heute zum Theil über den Meister hinausgegangen sind. Zu seinen bedeutendern Gemälden, meist kolossalen

Digitized by Google

Umfangs, gehören Der Zug Wallenstein's nach Eger, Die Stiftung der katholischen Liga, Thusnelda im Triumphzug des Germanicus, sowie sein letztes, unvollendetes: Tod Alexander's des Großen, in welchem sich bereits, sowol was Einheitlichkeit der Composition, als was Harmonie der Farbe betrifft, eine bedeutende Abnahme an Schöpfungskraft ausspricht, sodaß man wol sagen kann, Piloty habe das Ziel seines Könnens erreicht und sei für seinen Künstlerruhm zur rechten Zeit gestorben.

Diesen Verlusten fügen wir noch die Erwähnung des Ablebens einiger minder hervorragender Künstler hinzu. Am 18. Aug. 1886 starb in seinem 62. Lebensjahre der Landschafts- und Porträtmaler P. Burnitz zu Frankfurt a. M., ebendaselbst am 19. Sept. der Historienmaler Fr. Steinle, Professor am Städel'schen Institut. Er war am 2. Juli 1810 zu Wien geboren, wo er sich an Kupelwieser anschloß, um in seinem 18. Lebensjahre nach Rom zu wandern, wo er sich der Führung der Meister des Nazarenerthums, Overbeck und Führig, überließ. Da er bei seiner Rückkehr nach Wien in der Mitte der dreißiger Jahre nicht die erwartete Anerkennung seiner Richtung fand, siedelte er nach Deutschland über, wo er zuerst bei der Ausmalung der rheinecker Kapelle, sodann im Dom zu Köln Beschäftigung fand, und endlich im Jahre 1850 die Professur am Städel'schen Institut in Frankfurt annahm, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Es rühren von ihm eine große Zahl von Wandmalereien al fresco, Oelgemälde, Cartons und Skizzen, sowie von Aquarellen und Tuschzeichnungen her, sämmtlich in dem strengen, etwas anachoretischen Stil des modernen Nazarenerthums behandelt. Auch von diesen erwartet man eine Separatausstellung in der berliner Nationalgalerie. Gleichfalls in Frankfurt a. M. starb am 29. Oct. in seinem 67. Lebensjahre der Bildhauer Joh. Dielmann, ein Schüler Schwanthaler's. Von demselben rührt unter anderm das Denkmal Schiller's in Frankfurt a. M. her, ein etwas conventionell behandeltes Werk. Außer den obengenannten münchener Malern ist noch ein weiterer Verlust zu beklagen. Am 30. Sept. 1886 verschied in seinem 72. Lebensjahre der in den weitesten Kreisen bekannte Schlachtenmaler Franz Adam, Sohn des gleichberühmten Pferdemalers Albrecht Adam. Zu seinen hervorragendsten Werken, die sich sämmtlich durch eine gesunde Realistik und große Lebendigkeit der Composition auszeichnen, gehören Der Rückzug Napoleon's aus Rußland, Oesterreichische Ulanen im Gefecht mit sardinischen Dragonern im Kriege von 1859, namentlich aber: Kampf um das Dorf Floing in der Schlacht bei Sedan, welches die berliner Nationalgalerie besitzt. Eins seiner spätesten Werke: Transport französischer Gefangener nach der Schlacht bei Sedan, soll ebenfalls für die Nationalgalerie angekauft werden. In Blasewitz bei Dresden verstarb am 10. Nov. der Bildhauer Fr. Helbig, ein Schüler Schilling's. Sein Hauptwerk, für welches ihm ein akademisches Reisestipendium auf zwei Jahre zuerkannt wurde, ist seine im Jahre 1881 zur Ausstellung gebrachte kolossale Gruppe: Prometheus mit dem geraubten Feuer zur Erde niedersteigend. Auch seine in Rom ausgeführte Statue der Pythia fand bei ihrer Ausstellung in Dresden wegen der Energie der Auffassung allgemeinen Beifall. Helbig starb, erst 27 Jahre alt, an der Schwindsucht; mit ihm geht ein vielversprechendes, echt künstlerisch begabtes Talent verloren. Als letzten Verlust erwähnen wir den Tod des durch seine lieblichen Genrebilder, namentlich mit Motiven aus der Kinderwelt, in den weitesten Kreisen bekannten Malers Meyer von Bremen, welcher zu Berlin am 4. Dec. im 72. Jahre seines Lebens verstarb.

---

Digitized by Google

## Politische Revue.

20. Januar 1887.

In unserm Verfassungsleben ist eine jener Krisen eingetreten, die in der bisherigen Geschichte des Deutschen Reichstages, trotz häufiger Misklänge, Misverständnisse und Meinungsverschiedenheiten zwischen Regierung und Volksvertretung, nur sehr selten sind: der Reichstag, der nach den Weihnachtsferien am 4. Jan. wieder zusammentrat, ist schon am 14. Jan. aufgelöst und es sind die Neuwahlen auf den 21. Febr. ausgeschrieben worden. Der Grund der Auflösung war die Annahme des Stauffenberg'schen Antrags, wonach die Militärvorlage nur auf drei Jahre bewilligt wurde, während die Regierung das Septennat für dieselbe verlangt hatte. Die Auflösung fand sofort nach der zweiten Lesung statt; die dritte wurde von der Regierung nicht abgewartet.

Seit den Plenarsitzungen, die vor Weihnachten stattfanden und in denen Graf Moltke und der Kriegsminister in ziemlich unverschleierter Weise einer dringenden Kriegsgefahr erwähnten, welche eine beschleunigte Erledigung der Vorlage verlange, muß sich die politische Situation wieder geändert haben; wenn auch in den Commissionssitzungen keine nähern Aufschlüsse über die diplomatische Lage gegeben wurden, so ließen doch gerade die militärischen Mittheilungen keinen Zweifel darüber, daß die Gefahr sowol von Frankreich wie von Rußland drohe. Die Rede des Fürsten Bismarck in der Plenarsitzung lehnte aber, zu allgemeiner Ueberraschung, alle Befürchtungen vor einem Kriege mit Rußland aufs bestimmteste ab.

Die zweite Lesung erfüllte die in den Plenarsitzungen vor Weihnachten und in den Commissionssitzungen vielfach ausgesprochenen Wünsche: Fürst Bismarck ergriff am 11. Jan. das Wort, um mit gewohnter Schärfe die politische Situation zu zeichnen. Zuerst hatte der große Stratege, welcher vor Weihnachten aus den stets wachsenden Rüstungen der Völker die Unvermeidlichkeit eines Krieges folgern zu müssen glaubte, hervorgehoben, daß kein Staat die Verantwortlichkeit auf sich nehmen werde, die Brandfackel des Krieges entzünden zu wollen, und das sei wol eine Bürgschaft des Friedens. Deutschland müsse stark sein, um seinen oft undankbaren Vermittlerposten durchzuführen. Die Vorlage fordere deshalb eine Vermehrung der Armee. „Wird sie aber abgelehnt", sagte Graf Moltke, „so haben wir, fürchte ich, den Krieg ganz sicher." Keine Partei wolle die Truppen verweigern, welche die Regierungen nach gewissenhafter Erwägung als nöthig bezeichnet hätten; nur über die Zeitdauer der Bewilligung gingen die Meinungen auseinander. Die Armee aber sei eine Institution, die keinen provisorischen Charakter haben dürfe und könne; denn nur die stetig organisirte Armee sichere die politische und bürgerliche Freiheit, die Cultur, die Finanzen. Nach dieser Rede hatte der Abgeordnete von Stauffenberg seinen Principalantrag vertheidigt, die Friedenspräsenzstärke vom 1. April 1887 bis 31. März 1890 auf 441200 Mann festzustellen, während vom 1. April 1887 bis 31. März 1888 eine Präsenzstärke bis auf 454402 Mann eintreten könne. Am Schluß seiner Rede meinte er, je länger die Termine seien, nach denen Militärvorlagen hier erledigt würden, desto schärfer und unerquicklicher würden die Debatten: am besten wäre es, wenn die Militärfrage mit der des Etats vereinigt würde und einjährige Bewilligungen stattfänden.

Fürst Bismarck begann seine große Rede alsbald mit einem Seitenhiebe auf den Reichstag, welcher allein nicht die militärischen Autoritäten anerkenne, die in ganz Europa anerkannt seien; dann entrollte er ein Gemälde der politischen Situation, das er durch späteres Eingreifen in die Debatten ergänzte. Diese Aufschlüsse ließen an und für sich an Klarheit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig: nur widersprechen sie vielfach den bisherigen Angaben und Meinungen der

Digitized by Google

officiösen Presse und, wie es scheint, auch manchen Hinweisen, welche die Vertreter der Regierung in der Commissionssitzung gaben.

Nach dieser politischen Rundschau des Reichskanzlers besteht noch das Drei-Kaiser-Bündniß der drei großen östlichen Mächte. Mit Oesterreich ist Deutschland befreundeter als zur Zeit des Bundestages; es hat sich mit ihm über alle Fragen geeinigt. Die deutsche Politik vermittelt zwischen Oesterreich und Rußland, zwischen den concurrirenden Interessen beider Cabinete; dabei sei natürlich die Gefahr vorhanden, in Wien für russisch, in Rußland für österreichisch gehalten zu werden. In seiner Erwiderung auf die Rede von Windthorst fügte Fürst Bismarck noch hinzu: „Unsere Beziehungen zu Oesterreich sind sehr freundschaftliche, aber deshalb brauchen die beiden Cabinete einander noch nicht dienstbar zu sein."

Der Eindruck dieser Stellen der Bismarck'schen Rede in Oesterreich war durchaus kein gleichartiger. Wol erklärten sich die öffentlichen und officiösen Blätter vollkommen befriedigt mit diesen Freundschaftsversicherungen, aber die unabhängige Presse behauptete, daraus einen ganz andern Eindruck betreffs des deutsch-österreichischen Bündnisses erhalten zu haben als aus den Reden des Grafen Kalnoky. Das Bündniß scheine sich nur auf die zu wahrende Großmachtstellung der beiden Staaten zu beziehen; wenn daher Oesterreich geglaubt habe, in der orientalischen Frage auf den Beistand des Deutschen Reiches rechnen zu können, so hätte es sich geirrt. Jedes Interesse für Bulgarien lehnte Fürst Bismarck nach wie vor auf das entschiedenste ab. Was ist uns Hekuba? Was ist uns Bulgarien? Die Freundschaft Rußlands ist uns wichtiger als die Bulgariens und aller deutschen Bulgarenfreunde. Nun gehört aber zu den Bulgarenfreunden auch Oesterreich. Windthorst hob hervor, daß die Interessen Deutschlands im Orient mit denen Oesterreichs zusammenfallen. Mindestens war es begreiflich, daß ein Theil der österreichischen Presse in den Aeußerungen des Fürsten Bismark einen kalten Wasserstrahl erblickte, der auf die in Oesterreich herrschende Begeisterung für das deutsch-österreichische Bündniß in sehr abkühlender Weise wirken mußte.

Desto wärmer hob Fürst Bismarck die freundlichen Beziehungen Deutschlands zu Rußland hervor; sie seien nach wie vor gute; es seien dieselben Freundschaftsbeziehungen, wie zu zeiten des hochseligen Kaisers. Wir würden Rußland, Rußland werde uns nicht angreifen und auch nicht ein anderes Bündniß suchen.

Ein Bündniß zwischen Rußland und Frankreich beherrschte aber die politische Situation als das Spukgespenst der öffentlichen Meinung, und bisher war von den Regierungen nichts geschehen, um diesen Spuk zu verscheuchen: ja diese Furcht schien auf ihnen selbst wie ein Alp zu lasten. Noch in den Commissionssitzungen sollte ja durch den Hochdruck dieser Befürchtungen die Commissionsvorlage durchgesetzt werden. Nun erklärte Fürst Bismarck ausdrücklich, er acceptire durchaus nicht die Argumente, die man aus Rücksicht auf Rußland für die Vorlage geltend gemacht habe. Bei dieser friedlichen Stellung zu Rußland blieb nur Frankreich übrig als der Staat, von dem eine Bedrohung des Friedens ausgehen und durch den jene dringende Gefahr heraufbeschworen werden könne, durch welche damals die schleunige Einbringung der Vorlage motivirt wurde. Eingehend sprach sich der Reichskanzler über die Beziehungen zu Frankreich aus. „Wir haben es an friedlichen Bemühungen Frankreich gegenüber nicht fehlen lassen; ich habe niemals die Absicht, gegen Frankreich Krieg zu führen, wenn wir nicht dazu gezwungen werden; ich kann aber nicht der göttlichen Vorsehung in die Karten gucken und erklären, ob das eintreten wird. Aber das sage ich: wenn Frankreich so gesonnen ist wie wir, dann haben wir niemals einen Krieg mit Frankreich."

In der gemäßigten französischen Presse haben diese Friedensworte des Reichskanzlers ein Echo gefunden: mindestens den Verhetzungen der Chauvinisten, Deutschland wolle gelegentlich wieder über Frankreich herfallen, ist damit ein Riegel vorgeschoben. Wohl aber verschwieg der Reichskanzler durchaus nicht

Digitized by Google

die von Frankreich drohenden Gefahren. „Wenn auch die verständigen Leute dort den Frieden wollen, die andern, die Ackerbürger u. s. f., leben in der beständigen Furcht, daß Deutschland ihnen was fortnehmen will — und dabei haben sie doch nichts, was wir brauchen könnten. Da in Frankreich die Sachen so liegen, so sage ich: wir bekommen den Krieg mit Frankreich, ob in zehn Wochen oder zehn Jahren, das weiß ich nicht, das hängt von der Dauer der jetzigen Regierung ab.“ Noch nie habe ein französisches Ministerium auf Elsaß-Lothringen verzichtet: die Explosionsmaschine sei also da: ein unvorsichtiger Tritt genüge, um sie zu entzünden. Der Krieg sei da, wenn Frankreich sich uns überlegen glaube; dies könne eintreten durch Bündnisse oder durch die Ueberlegenheit seines Heeres. Wenn die Franzosen glaubten, daß ihre Mannschaften zahlreicher, ihre Gewehre vollkommener, ihr Pulver besser sei, so würden sie uns sofort den Krieg ankündigen. Das sei der Grund der Vorlage, darum werde von unsern furchtlosen Heerführern, welche die französische Armee kennen, die Vermehrung unsers Heeres als nothwendig anerkannt. Fürst Bismarck malte dann die Calamität eines Krieges mit Frankreich aus: bei einem Siege der Franzosen würden wir durch ihre Geldaussaugung bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt werden; Elsaß-Lothringen und den Rhein würde man uns nehmen, das Königreich Hannover wieder errichten und Schlimmeres. Andererseits aber, wenn wir von Frankreich zum Kriege gezwungen würden und wieder nach Paris kämen, so würden wir Frankreich auf ein Menschenalter unschädlich machen. Später führte Fürst Bismarck noch die dritte Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich an, den Umstand, daß Frankreich den Krieg brauche, um ein Sicherheitsventil für die innere Bewegung zu gewinnen. Napoleon III. habe den Krieg als ein solches Sicherheitsventil benutzt — warum sollte also General Boulanger, wenn er ans Ruder kommt, nicht das Gleiche thun?

Gegen diese überzeugenden Auseinandersetzungen über Deutschlands Verhältniß zu Frankreich wurde auch nicht der leiseste Widerspruch rege; sie gaben ja nur in präciser, scharfer Fassung wieder, was die öffentliche Meinung längst erkannt hatte. Dagegen fand die Opposition Anlaß genug zum Widerspruch, als Fürst Bismarck im letzten Theil seiner Rede in jener geharnischten Rüstung, in welcher er in Tagen der Krisen zu erscheinen pflegt, sich an den Reichstag selbst wendete.

Die Forderung auf sieben Jahre, erklärte der Reichskanzler, sei deshalb gestellt worden, weil die frühere Forderung von sieben Jahren auf Grund eines Compromisses zu Stande gekommen; die Politik bestehe in Compromissen. Je längere Zeit die Militärziffer gesichert sei, desto besser erscheine es; denn jede Discussion der Militärfrage errege Unruhe und die Furcht eines Conflicts. Eine regelmäßige einjährige Bewilligung sei bei den wechselnden Majoritäten des Hauses eine Unmöglichkeit; damit würde überhaupt aus dem kaiserlichen Heere ein Parlamentsheer gemacht. Keinen Nagel würden die verbündeten Regierungen vom Septennat ablassen.

Zunächst stellte der Reichskanzler den Appell an das Volk in Aussicht; daneben vertheidigte er aber in seinen Reden am 11. und 12. Jan. eine verfassungsrechtliche Theorie, der zufolge nur der Kaiser die Friedenspräsenzstärke des Heeres zu bestimmen habe und nach Ablauf des Septennats im Frühjahr 1888 dieses Recht ihm wieder zustehe. Die deutsche Armee verschwinde dann nicht von der Bildfläche, es trete die größere Machtvollkommenheit des Kaisers ein. Und am 12. Jan. fügte er derselben Erklärung noch die Worte hinzu: „Hätten wir gewußt, daß sich hier eine polnische Mehrheit finden würde, so hätten wir dem Reichstag nie so weitgehende Rechte eingeräumt.“ Einen schärfern Ausdruck konnte der Reichskanzler seiner Abneigung gegen die Mehrheit des Reichstages nicht geben. Doch muß man sich fragen, warum, wenn Art. 63 der Verfassung allein den Ausschlag gibt, überhaupt die Verhandlungen mit dem Reichstage, warum die von dem Reichskanzler selbst erwähnten frühern Compromisse über das Septennat in den

Digitized by Google

Jahren 1873 und 1880? Der Art. 60 der Verfassung sagt ausdrücklich, daß „für die spätere Zeit (nach 1871) die Friedenspräsenzstärke des Heeres im Wege der Reichsgesetzgebung festgestellt werde". Nach Art. 4, 14, unterliegen das Militärwesen des Reiches und die Kriegsmarine der Beaufsichtigung und Gesetzgebung desselben. Dies meinte wol Abgeordneter Windthorst, wenn er sagte: „Der Herr Reichskanzler hat außer von der Auflösung noch von andern Maßregeln gesprochen — ich bin überzeugt, daß ich ihm nachweisen werde, daß solche Maßregeln gegen die Verfassung verstoßen." Die gleiche Ansicht vertrat Abgeordneter Richter, welcher dieser Theorie gegenüber auf die Ausführungen verwies, welcher der nationalliberale Referent bei der ersten Septennatsvorlage gegeben.

Windthorst und Richter waren in der dreitägigen parlamentarischen Schlacht die Hauptredner der Opposition, doch der Führer des Centrums schadete sich dadurch, daß er die Trümpfe seiner welfischen Gesinnung mit solchem Nachdruck ausspielte: die Erinnerung an die welfische Legion wachzurufen war in diesem Augenblick, wo ein möglicher Krieg mit Frankreich als Motiv für die Vorlage besonders hervorgehoben wurde, kein glücklicher Gedanke. Der Reichskanzler beeilte sich auch alsbald, durch Veröffentlichung bisher noch geheim gehaltener Actenstücke in der Presse die unpatriotischen Gesinnungen des Welfenthums bloßzustellen, besonders die Bestrebungen des Königs Georg V., mit Hülfe der Franzosen ein mächtiges Welfenreich zu begründen. Darüber haben indeß schon die „Memoiren" Meding's genügende Auskunft ertheilt. Windthorst hielt im übrigen die gegenwärtige Lage für sehr friedlich und meinte, die ganze Rede des Reichskanzlers sei dazu angethan, die Ablehnung der Vorlage zu provociren; denn wenn alles so sei, wie er mitgetheilt, so hätten wir keinen Krieg. Er hob hervor, daß sich militärische Autoritäten für die dreijährige Bewilligung erklärt hätten. Nach drei Jahren wolle der Reichstag wieder prüfen; liege dann die Sache wie heute, so würde die Bewilligung verlängert werden; andererseits müsse eine Reduction eintreten; am besten sei die einjährige Bewilligung. Die Auflösung des Reichstages sei nach der Verfassung ja berechtigt; aber wozu der ganze kostspielige Reichstagsapparat, wenn der Reichstag aufgelöst würde, sobald er nicht der Meinung des Reichskanzlers sei. Was sich gegen eine dreijährige Bewilligung des Reichstages einwenden lasse, könne auch gegen eine siebenjährige geltend gemacht werden; wer die drei Jahre nicht wolle, müsse für das Aeternat sein, das eiserne Militärbudget; doch das vertrüge sich nicht mit der Verfassung.

Das war ungefähr der Hauptinhalt der Reden, welche Windthorst im parlamentarischen Kampfeifer der drei Kampfestage gehalten. Die Rede Richter's am 13. Jan. war die schlagkräftigste von allen, welche aus den Reihen der Opposition hervorgingen. Zunächst suchte er die Bereitwilligkeit nachzuweisen, die der Reichstag bisher in militärischen Angelegenheiten bewiesen, die rasche Erledigung der betreffenden Fragen, selbst im Vergleich mit den französischen Abgeordneten. Dann wehrte er den Vorwurf einer polnischen Mehrheit des Reichstages ab: die Majorität sei keine polnische gewesen, sondern eine nationale, welche geglaubt habe, daß das Interesse Deutschlands durch jene antipolnischen Maßregeln gefährdet werde, und sie hätte recht behalten; denn schon würden von Rußland Repressalien geübt. Richter hob hervor, daß auch seine Partei nichts gegen Vermehrung des Heeres einzuwenden habe; sie habe indeß das Verlangen verkürzter Dienstzeit und stärkerer Beurlaubungen gestellt, ohne irgendein Entgegenkommen des Kriegsministers zu finden. Angesichts der gegenwärtigen Lage sei man bereit, jeden Mann und jeden Groschen auf drei Jahre zu bewilligen: das sei eine positive Offerte. Von der Gefahr eines Parlamentsheeres könne man nicht sprechen; schon jetzt würden alljährlich einige Truppentheile bewilligt: die Eisenbahn- und Trainsoldaten, die Cadettenhäuser und der Generalstab. Die Regierung habe das diesmalige Septennat selbst nicht eingehalten; noch vor wenigen Wochen hätten hochconservative

Digitized by Google

Blätter, wie die „Conservative Correspondenz", die „Kreuzzeitung" und der „Reichsbote", die Frage, ob drei- oder siebenjährige Bewilligung, für eine Opportunitätsfrage erklärt, um derentwillen kein Pulsschlag höher schlagen würde; „die Herren waren also früher unserer Meinung: jetzt entrüsten sie sich über das, was sie früher selbst gewollt haben". Der einzige Kern der Sache sei der, daß die Regierung schon heute die Gewißheit haben wolle, nach drei Jahren nicht mehr Leute zur Disposition stellen zu müssen, während wir uns die Prüfung nach drei Jahren vorbehalten wollen, ob von jeder Compagnie im Inlande vier bis fünf Mann nach zwei Jahren zur Disposition gestellt werden sollen. Auf die Höhe des politischen Standpunktes seiner Partei erhob sich aber Richter mit den Worten: „Als der Reichskanzler seine Politik durchzuführen begann, da schrieb er den Deutschen Reichstag als Parole auf seine Fahne: gestern freilich that der Kanzler so, als ob der Reichstag etwas Zufälliges sei. Nein, die deutsche Einheit war nicht möglich ohne die Klammer des Reichstags. Es hat im Constituirenden Reichstage Kampf genug gekostet, um das bischen Freiheiten zu erringen. Jetzt soll der Reichstag nur Ornament, etwas mehr oder weniger byzantinisch sein." „Wir wissen, daß uns die Zukunft gehört", schloß Richter seine Rede, „in dieser Zuversicht werden wir, ob wenig oder viel, hier wieder erscheinen."

Die Reden der Conservativen und Nationalliberalen, der Abgeordneten von Helldorf, von Kardorff, der wegen einer wenig taktvollen Schlußbemerkung zur Ordnung gerufen wurde, und Buhl, konnten schon deshalb nicht bedeutungsvoll erscheinen, weil der Reichskanzler alles Wesentliche mit einer Prägnanz ausgesprochen hatte, welche eben für andere Redner, die den gleichen Standpunkt theilen, unerreichbar ist. Nur der Redner der Socialdemokraten, Abgeordneter Grillenberger, brachte als enfant terrible des Reichstages etwas Abwechselung in die Debatte, indem er einen nonchalanten Radicalismus zur Schau trug und aus der Feindseligkeit seiner Partei gegen die ganze Vorlage kein Hehl machte. Bamberger plaidirte noch am Schlusse der Sitzung für die Reichseinkommensteuer, welche von den Deutschfreisinnigen inaugurirt wurde und ausschließlich die höhern Steuerklassen treffen soll.

Bei dem parlamentarischen Kampf handelte es sich auch diesmal um Compromisse: im Grunde will die Opposition die einjährige Bewilligung und die Regierung das Aeternat. Die Regierung will bis zu sieben Jahren, die Opposition bis zu drei Jahren entgegenkommen: darüber soll nun der neue Reichstag entscheiden. Am 14. Jan. fand die Schlußabstimmung statt, die zu Gunsten des eventuellen Stauffenberg'schen Antrags entschied.

Wir treten jetzt in eine Epoche lebhaftester Wahlagitation: am ersten erschienen diesmal die Nationalliberalen auf dem Wahlplatze mit einem Manifest, welches auch von Bennigsen und Miquel unterzeichnet wurde. Wie man hört, werden diese beiden begabtesten Führer der Partei diesmal auch ein Mandat annehmen und so wieder auf dem politischen Schauplatze erscheinen, dem sie lange ferngeblieben sind. Dem Vorgange der Nationalliberalen sind alsbald die Deutschfreisinnigen, die Conservativen und Freiconservativen gefolgt. Der Inhalt ihrer Manifeste vermeidet jede Betonung der zwischen den geeinigten Parteien bestehenden Differenzen.

Die drei Parteien, die für die Regierungsvorlage stimmen, die Conservativen, die Freiconservativen und die Nationalliberalen, haben sich über ein Wahlcartel geeinigt, dem zufolge nur Candidaten aufgestellt werden sollen, welche für das Septennat stimmen, wenn irgendmöglich eine Einigung über einen gemeinsamen Candidaten stattfinden, jedenfalls aber bei Stichwahlen für den Candidaten einer dieser Parteien gestimmt werden soll. Bei der Aufstellung eines Candidaten soll, nach den Listen der letzten Reichstagswahlen, diejenige Partei, welche damals die meisten Stimmen hatte, ein Vorzugsrecht besitzen. Dieses abgeschlossene Cartel findet

Digitized by Google

indeß nicht einmüthige Anerkennung, wenn auch einige Schwierigkeiten durch den Verzicht allzu extremer Conservativen auf die Wiederwahl in Berlin beseitigt sind.

Kaum hatten sich die Pforten des Reichstages geschlossen, so wurde der preußische Landtag eröffnet (am 15. Jan.). Auf den Conflict mit dem Reichstage nahm die Thronrede keine Rücksicht: in der That gehört die ganze Frage nicht vor das Forum des preußischen Landtages. Die Finanzlage wird nicht gerade mit glänzenden Farben geschildert. Es ist ein Deficit von 28½ Mill. Mark vorhanden, welches besonders durch die Matricularbeiträge Preußens, die sich auf 19 Mill. Mark belaufen, hervorgerufen wurde. Das Deficit soll durch eine neue Anlage gedeckt werden: die Kosten, welche das neue vielumstrittene Militärgesetz im Reichstage verursachen wird, sind dabei nicht miteingerechnet. Da auch eine andere Vertheilung der Schul- und Communallasten dringlich erforderlich ist, so wird immer von neuem auf eine weitere Entwickelung der der Reichsgesetzgebung überwiesenen indirecten Steuern hingewiesen. Zu den Aufgaben der Gesetzgebung, welche die Thronrede aufzählt, gehören Erweiterung des Staatsbahnnetzes und Erwerbung einiger weitern Privatbahnen, eine Kreis- und Provinzialordnung für Rheinland, ein Ausführungsgesetz zum Reichsgesetze über die Ausdehnung der Unfallversicherung auf die land- und forstwirthschaftlichen Arbeiten. Ein Gesetzentwurf über die Theilung der landräthlichen Kreise in Ost- und Westpreußen ist eine weitere Maßregel zum Schutz des Deutschthums in den polnischen Provinzen. Die freundlichen Beziehungen zur Curie, die segenbringenden Wirkungen des jüngsten Kirchengesetzes werden hervorgehoben, und eine neue Vorlage zur Revision der kirchenpolitischen Gesetzgebung, über welche Verhandlungen mit der Curie schweben, wird angekündigt.

Wenngleich die Thronrede bei Eröffnung des preußischen Landtages den Conflict mit dem Reichstage nicht berührte, so hielten sich doch die Mitglieder des Herrenhauses für verpflichtet, durch eine Adresse und die ihr vorausgehende Adreßdebatte ihre Stellungnahme zur Militärvorlage zu documentiren.

Der Antrag des Freiherrn von Solemacher-Antweiler hebt hervor, daß der Reichstag die Bewilligung der ihm gemachten Vorlage an Bedingungen geknüpft habe, welche ihm neue, vom bisherigen Herkommen abweichende Befugnisse geben sollten. Am Schluß wird gesagt, daß das preußische Volk zu jedem Opfer bereit sein werde, um seine Armee dauernd in dem zur Sicherung des Vaterlandes nothwendigen Stande zu erhalten. Der Schwerpunkt der Adresse ruht aber auf jenem Protest gegen die vom Reichstage in Anspruch genommenen Rechte, von denen allerdings nicht gesagt wird, daß sie der Verfassung zuwiderliefen, sondern nur, daß sie vom bisherigen Herkommen abwichen. In der Sitzung vom 17. Jan. unterließ es der Verfasser der Adresse, jenen Punkt besonders zu betonen; er sprach nur von einem Conflict, in welchem auf der einen Seite der Kaiser und seine treuen Paladine ständen — auf der andern aber — aus parlamentarischer Courtoisie wolle er dies nicht näher ausführen. Beseler erklärte im Namen seiner Freunde: er sei für die Adresse, aber gegen die Motive, gegen welche er die schwersten Bedenken hege wegen der Consequenz, daß eine Landesversammlung über das Verfahren des Reichstages Kritik übe. Der Antrag wurde einer Commission von 10 Mitgliedern überwiesen und die Adresse in der Sitzung vom 19. Jan. einstimmig genehmigt.

In Frankreich und England sind im Laufe der letzten Wochen Ministerkrisen eingetreten. Das Cabinet Freycinet, ein combinirtes Ministerium, dem gemäßigte und radicale Republikaner angehören, vermochte sich nicht zu behaupten, wie Clémenceau in seiner großen Rede am 15. Dec. es aussprach, weil sich eine Mehrheit gebildet, welche um jeden Preis neue Steuern vermeiden wollte. Das

Digitized by Google

Ministerium Goblet, dessen Geburt eine sehr schwierige war, bezeichnet jedenfalls nur eine Zwischeninstanz: der Minister des Auswärtigen, Flourens, scheint noch unter Freycinet's Einflüssen zu stehen, der jedenfalls als persönlicher Freund des Präsidenten noch immer eine tonangebende Stimme hat. Clémenceau rief der Regierung zu, daß sie eine Mehrheit finden werde, wenn sie das Concordat kündige: dadurch werde sie die äußerste Linke für sich gewinnen. Eine Auflösung der Kammer werde nur den Monarchisten vortheilhaft sein; in Betracht der innern und äußern Lage sei sie ein Verbrechen. „Hört ihr nicht die jenseit der Grenzen gehaltenen Reden? Hört ihr nicht das Waffengeklirr? Ihr wißt, daß man sich nicht versagt, von euch und über euch zu sprechen, während dessen wir hier auf diesen Bänken alle darin einig sind, gewisse Fragen nicht zur Sprache zu bringen und dem Minister des Auswärtigen zu sagen: thun Sie Ihr Möglichstes für die Sache Frankreichs; denn wenn es sich um das Vaterland handelt, sind wir alle einig. Zu einer Zeit, wo Europa jeden Augenblick durch den Willen dieser oder jener Persönlichkeit umgekehrt werden kann, wird es niemand in den Sinn kommen, das Verbrechen der Auflösung zu begehen." Es war dies das Echo auf die Reden des Grafen Moltke und des Kriegsministers im Reichstage: nach den neulichen Reden des Fürsten Bismarck klang dies Echo jenseit des Rheins sanfter und friedlicher. Inzwischen hat ja auch General Boulanger, dessen Gestalt sich immer schärfer auf dem Hintergrunde abzeichnet, den die jetzigen wenig bedeutenden Staatslenker in Frankreich bilden, ein paar Friedensreden gehalten, sogar bei einem Feste, welches die pariser Feuer-Rettungsgesellschaften veranstalteten. Diese Sprache mußte jetzt besonders opportun erscheinen; denn wie es scheint, zeigt Rußland jetzt geringe Sympathien für Frankreich, dessen Gesandte es nach der Abberufung des orleanistischen Generals Appert längere Zeit nicht acceptirte. Das Einlenken Rußlands, an dem nach der Rede Bismarck's nicht mehr gezweifelt werden kann, lähmt die Revanchebegeisterung in Frankreich, und so klangen denn auch nach dieser Rede, mit wenigen Ausnahmen, von jenseit des Rheins nur Friedensbetheuerungen herüber. Goblet trat Clémenceau mit der Behauptung gegenüber, für die Trennung von Staat und Kirche finde sich keine Majorität; auch dürfe diese Trennung nicht gewaltthätig vor sich gehen, es müsse die Stellung der Geistlichkeit dabei gesichert werden.

Boulanger ist übrigens der intimste Freund Clémenceau's; ja um dem Kriegsminister nicht Verlegenheit zu bereiten, da bei einer jetzt eintretenden Ministerkrisis derselbe möglicherweise durch die Intriguen der Opportunisten nicht in das neue Cabinet eintreten würde, bestimmte Clémenceau die äußerste Linke, sich bei der Berathung des Etats für das Ministerium des Innern, wenn es sich um den Credit für die geheimen Fonds handeln sollte, lieber der Stimmabgabe zu enthalten, als, wie das früher nur geschah, gegen denselben zu stimmen. Und so wurde denn auch bei der Abstimmung dieser Credit bewilligt. Im Ministerrath am 15. Jan. wurde beschlossen, die Kammer zu ersuchen, nach Erledigung des Budgets für 1881 nicht über die Zollvorlagen, sondern vorher über das Militärgesetz zu berathen, über dessen beide erste Titel ein vollständiges Einvernehmen zwischen dem Kriegsminister und dem Kammerausschuß herrscht. Am 13. Jan. wurde die Vorlage über Erhöhung der Zuckersteuer in der Kammer eingebracht.

Noch vor Ablauf des Jahres fand in England eine Ministerkrisis statt, veranlaßt durch den Austritt des Schatzkanzlers Lord Randolph Churchill, des Torydemokraten, eines eigenartigen Parteimannes, der in das Programm der Tories einen Anflug von Radicalismus brachte und der überhaupt in sehr vielen Punkten mehr mit der Linken sympathisirt. Lord Churchill ist zurückgetreten, weil die Grundzüge des Budgets, wie er sie dem Cabinet mitgetheilt, nicht die Zustimmung

Digitized by Google

der andern Minister fanden: der Kriegs- und der Marineminister protestirten gegen die von Lord Churchill vorgeschlagenen Streichungen im Etat, indem dieser nicht angeben könne, wie jene Ersparnisse ohne Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit der englischen Land- und Seemacht sich erzielen ließen. Er bestritt zwar diese Beeinträchtigung, aber Lord Salisbury stellte sich auf die Seite des Kriegs- und Marineministers, denen die zur Vertheidigung des Landes nöthigen Summen nicht verweigert werden dürften: namentlich könne er als Premierminister nicht zu einer Verkürzung der Beiträge seine Zustimmung geben, welche für die Vertheidigung der Häfen und Kohlenstationen nöthig wären. Wie es scheint, ist Lord Churchill durch seine bekannte Reise nach Wien und Berlin zu der Ueberzeugung gelangt, daß die englische Politik, insoweit sie aggressiv gegen Rußland ist, für den Kriegsfall nicht auf die gewünschte Unterstützung Oesterreichs und Deutschlands zu rechnen habe und insofern eine Einschränkung der Ausgaben für die Land- und Seemacht wünschenswerth sei, da England ja allein diesen Krieg gegen Rußland nicht unternehmen werde. Andere wieder schieben Lord Churchill Berechnungen persönlichen Ehrgeizes unter. Die Verhandlungen mit Lord Hartington, dem Führer der liberalen Unionisten, die sich von Gladstone wegen seiner irischen Politik losgesagt, hatten keinen Erfolg, obschon Lord Salisbury bereit war, ihm die Premierschaft abzutreten. Schwerlich wären auch die 316 Tories damit einverstanden gewesen, unter der Führung des liberalen Lords zu dienen, der nur 76 unionistische Liberale in seiner Gefolgschaft mitbrachte. So ist an die Stelle des Lord Churchill jetzt als Schatzkanzler Goschen getreten, der zwar zu den Liberalen gerechnet wird, weil er in volkswirthschaftlicher Hinsicht sich zu den Lehren des Manchesterthums bekennt, aber sonst den Tories näher steht als den Whigs und namentlich ein Hauptgegner Chamberlain's und der Radicalen ist. Der bisherige Kriegsminister Smith ist an Stelle des Lord Churchill erster Lord des Schatzes und Führer des Unterhauses geworden, und der bisherige Colonialminister Stanhope Kriegsminister. Durch den plötzlichen Tod des Lord Iddesleigh ist nun auch der Minister des Auswärtigen aus dem Cabinet geschieden. Am 27. Jan. soll das Parlament eröffnet werden: das Ministerium wird bis dahin kaum eine innerliche Festigung erlangt haben. Wenn Chamberlain sich mit Gladstone über die irische Frage in irgendeiner Weise vereinigt, die auch für die Parnelliten annehmbar ist, so wird der radicale Flügel der Unionisten zu den 192 Anhängern Gladstone's übergehen und eine Regierungsmehrheit im neuen Parlament in Frage stellen, besonders wenn auch Lord Churchill mit seinen secessionistischen Tories Front gegen das Cabinet macht.

Wie der Deutsche Reichstag, so ist auch in Dänemark am 8. Jan. das Folkething aufgelöst worden, ebenfalls wegen einer militärischen Frage: denn die Abgeordneten lehnten die von der Regierung verlangte Befestigung der Landeshauptstadt Kopenhagen ab. Das ist nicht das erste mal geschehen, auch die Auflösung des Abgeordnetenhauses aus diesem Grunde hat schon mehrmals stattgefunden: doch der Appell an die Wähler hat der Regierung nie die gewünschte Stimmenmehrheit eingebracht. Die Vorlagen des unbeliebten Ministeriums Estrup pflegen zwar in der Regel in den Commissionen berathen zu werden, gelangen sie in das Plenum, so ist der Conflict da. Auch die Etatforderungen des Ministeriums werden stets von dem Folkething soviel wie möglich herabgesetzt, sodaß die Regierung mit einem nur von dem Landsthing, dem Oberhause, bewilligten Budget die Staatsbedürfnisse decken mußte.

---

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# General Boulanger.

Von

Friedrich Sulzer.

Selten ist es einem vom Ehrgeiz beseelten Menschen gelungen, auf Grund einer einfachen, ganz gewöhnlichen Vergangenheit, die kaum etwas Prägnanteres aufzuweisen hatte als das Leben anderer Menschenkinder, welche dieselbe Laufbahn befolgten, sein Ziel zu erreichen und die Mitwelt mit seinem „Ich" zu beschäftigen, wie dem gegenwärtigen Kriegsminister der französischen Republik. Von dem Augenblicke an, wo er das schwierige und aufreibende Amt übernahm, von dem Moment an, wo er in den weitläufigen Bureaus des Boulevard St.-Germain zu walten begann, wurden alle Augen auf den General Boulanger gerichtet; in allen Blättern jeglicher Sprache wurde er besprochen, gefeiert oder leidenschaftlich angegriffen; sein Porträt ist überall hingedrungen, seine Caricatur, dieses richtige, eigentliche Kriterium der Berühmtheit, ist in die entlegenste Welttheile getragen worden, überall, wo ein Witzblatt ausgelegt wird.

Im eigenen Vaterlande aber genoß er binnen kurzem eine solche Popularität, daß denjenigen, die ihn in das Kriegsministerium berufen hatten, anfing vor ihm zu grauen; sie wären vielleicht diesen Geist, den sie im Januar 1885 gerufen hatten, schon gern im März los geworden.

George Ernest Jean Marie Boulanger wurde als Sohn eines Provinznotars am 29. April 1837 in Rennes geboren. Daß der Vater seinen zweiten Sohn — er hatte deren drei — für die Kriegsschule in St.-Cyr ausbilden ließ, war durch einige militärische Präcedenzfälle in der Familie gerechtfertigt. Der mütterliche Großvater des jetzigen Kriegsministers hatte die Kämpfe der Revolution und des Kaiserreiches mitgefochten und brachte es bis zum Major. Er soll, wie sich die Leute erzählen, das richtige Urbild eines Napoleonischen Grognards gewesen sein, der seine Mädchen nach streng militärischen Grundsätzen aufzog und sie selber im Reiten, Fechten und Turnen unterrichtete. Ein Verwandter Boulanger's, allerdings ein entfernter, war jener General Becker, der nach der Schlacht bei Waterloo von der Provisorischen Regierung in Paris den Auftrag erhielt, den besiegten Imperator von Malmaison nach dem Hafen von Rochefort zu begleiten, oder richtiger dorthin zu bringen, falls Napoleon nicht



Digitized by Google

freiwillig die Nähe der Hauptstadt verlassen wollte. Becker war einer der tapfersten Generale der Großen Armee gewesen, und Napoleon hatte ihn in den Grafenstand erhoben. Liegt nicht bei der angedeuteten Verwandtschaft die Vermuthung nahe, daß ein Vorfahr des heutigen Kriegsministers seinen deutschklingenden Namen ins Französische übersetzte, was ja häufig früher der Fall war? Wie dem auch sei, der junge Boulanger trat rechtzeitig mit dem Souslieutenantspatent aus der Kriegsschule, um nach der Lombardei geschickt zu werden, welche die Franzosen damals für ihre Verbündeten, die Piemontesen, eroberten. Bereits bei Montebello zeichnete sich Boulanger derart aus, daß er zum Lieutenant befördert wurde und am Schlusse des Feldzuges mit dem Abzeichen der Ehrenlegion auf der Brust heimkehrte. Bis zum Kriege von 1870 schleppte sich der junge Offizier von einer Garnisonsstadt zur andern und vertrieb sich die Zeit, wie es eben bei den kaiserlichen Offizieren üblich war, viel mehr mit Kaffeehausschwelgereien und Liebesabenteuern als mit dem Studium der taktischen Wissenschaften.

Eine kurze Unterbrechung erlitt diese erschlaffende und müßige Lebensweise durch die Betheiligung an der Niederwerfung der Insurrection, welche in Algier auf die große Hungersnoth der Jahre 1866—67 folgte. Es gab da einige harte Kämpfe und jedenfalls mühsame, aber interessante Streifungen durch das algierische Gebiet und die Wüste; bei dieser Gelegenheit wurde Boulanger Major und Offizier der Ehrenlegion. So traf denn der Krieg von 1870 den Commandanten Boulanger an der Spitze eines Gardebataillons in Paris; er hatte aber unter ziemlich günstigen Umständen geheirathet und war im Begriff, dem Dienste Valet zu sagen. Er zog mit der Garde nach Metz, nahm jedoch an den Schlachten, welche die Einschließung des ungeheuern Waffenplatzes herbeiführten, nicht theil, da er von Bazaine mit einem besondern Auftrag an das Kriegsministerium nach Paris gesandt wurde, und, von Palikao wieder mit einer Sendung an Mac-Mahon betraut, nach dessen Hauptquartier geschickt wurde, wo er rechtzeitig eintraf, um der Schlacht bei Sedan beizuwohnen; er entkam der Capitulation und schloß sich dem Corps des Generals Vinoy an, welches sich in Eilmärschen auf Paris zurückzog. So war es ihm möglich, bei den verschiedenen Kämpfen, zuerst der Loire-, dann der Ostarmee, seinen Mann zu stellen und die Aufmerksamkeit Gambetta's auf sich zu lenken. Der Dictator liebte sehr den Verkehr mit den ehemaligen Offizieren, welche jetzt unter der Fahne der Republik und unter dem Commando des bürgerlichen Kriegsministers weiter dienten. Gambetta erkannte übrigens mit dem sichern Blicke, den man ihm nachrühmen durfte, die Tüchtigkeit Boulanger's und ebenso dessen ausgeprägte Neigung für das „Von-sich-reden-machen". Er trug diesem letzten Hange Rechnung, indem er wiederholt den Major, später Oberstlieutenant und endlich Oberst Boulanger auf die Tagesordnung setzen ließ und diese schmeichelhaften Anerkennungen im „Amtsblatt" abzudrucken befahl. Die Thätigkeit Boulanger's während der Kriegsperiode ist nicht genau geschildert worden, und es fehlen auch dazu Anhaltspunkte. Der General selbst spricht nicht viel darüber, angeblich aus Bescheidenheit. Unsers Wissens hatte er das Glück, ohne Verwundungen aus den vielen Kämpfen hervorzugehen. Die Commission, welche nach dem Kriege den Auftrag erhielt, die Ernennungen, welche durch die Nationalregie-

Digitized by Google

rung verfügt wurden, zu controliren, fällte immerhin kein günstiges Urtheil, denn sie versetzte ihn vom Oberst zum Major zurück. Wie so viele seiner Kameraden, welche in ähnlicher Weise von der Commission behandelt wurden, hatte Boulanger die Absicht, den Dienst zu quittiren; aber Gambetta, mit welchem er nach dem Kriege in engern Verkehr getreten war, rieth ihm davon ab und eröffnete ihm Aussichten auf bessere Tage, sodaß er auch unter diesen minder günstigen Verhältnissen unter der Fahne blieb.

Er trachtete nun nach Kräften, den Rang wiederzuerringen, den er durch den Machtspruch der Commission verloren hatte. Er that, um dieses Ziel zu erreichen, das Nöthige, aber ebenso das Unnöthige. In seinem Commando war er thätig und sein Bataillon durfte für ein geradezu musterhaftes gelten. Er trug den neuesten Weisungen der Kriegsbehörde vollständig Rechnung, indem er seine Offiziere zu fleißigem Lernen anspornte.

Nun kam Boulanger als Oberstlieutenant zu dem in Besançon liegenden Armeecorps des Generals Herzog Henri von Aumale, das dieser nach der glänzenden Führung des Bazaine'schen Processes übernommen hatte. Der Herzog, der von Jugend auf für seinen soldatischen Beruf schwärmte, fühlte sich überglücklich, nach dreiundzwanzigjähriger Unterbrechung wieder an die Spitze einer französischen Truppe treten zu dürfen. Er war ganz Feuer und Flamme für sein Commando und hatte den festen Vorsatz, aus seinem Corps das Muster einer französischen Heeresabtheilung zu bilden. Eifrig und ziemlich streng im Dienste, war er seinen Untergebenen außer dem Dienst ein liebenswürdiger Vorgesetzter, und verwendete einen nicht geringen Theil seiner wahrhaft fürstlichen Revenuen darauf, in discreter Weise den Hülfsbedürftigen, auf ihren geringen Sold Angewiesenen beizuspringen und für alle ein gastfreies Haus offen zu halten. Natürlich war dort auch Boulanger zu finden, und wie er mit seinem Vorgesetzten verkehrte, wie unterwürfig er sich demselben nicht blos als Soldat, sondern auch als Privatmann zeigte, das geht aus einzelnen Briefen hervor, welche gelegentlich der Ausweisung des Herzogs veröffentlicht wurden. Man hatte damals erzählt, daß der Herzog von Aumale noch ganz andere Papiere auskramen könnte, um sein damaliges Verhältniß zum spätern Kriegsminister zu beleuchten. Aber die Veröffentlichung des ganzen Dossier unterblieb; dagegen genügten die an das Tageslicht geförderten Briefe vollkommen, um nachzuweisen, daß Boulanger durchaus kein eingefleischter Gegner der Orléans'schen Dynastie und gewiß kein Feind des höfischen Ceremoniells war, welches mit den republikanischen Einrichtungen und dem herrschenden Ton nicht ganz im Einklang stand. Der Herzog nahm diese Höflichkeitsbezeigungen freundlich auf, aber ohne allzu sehr von deren innerlichem Werth überzeugt zu sein. Er soll ja bei irgendeinem Anlaß in die Conduitenliste des Obersten die Bemerkung eingetragen haben: „Guter Soldat, aber etwas ordinär.“ Möglicherweise kam diese Notiz später zur Kenntniß des so Geschilderten, und der General-Herzog hatte den Schaden davon.

Im Besitz seines Oberstenpatents und nachdem er sich bei dem mittlerweile seinem Commando entrückten Corpschef nachträglich sehr überschwenglich bedankt hatte, näherte sich Boulanger den republikanischen Machthabern und suchte die



Digitized by Google

Aufmerksamkeit auf seine Gesinnungstüchtigkeit zu lenken, ganz so wie er früher nach Kräften bestrebt war, das Wohlwollen des Königssohnes zu erwerben. Bald darauf kam es zu dem Conflict mit Tunis, welcher nach mannichfachen Unterhandlungen und Zwischenfällen dem bekannten, energisch geführten und durch den Vertrag vom Bardo rasch beendeten Feldzug zur Folge hatte. Boulanger machte denselben an der Spitze eines Infanterieregiments mit, war aber in der Lage, nach Ueberschreiten der tunesischen Grenze eine ganze Brigade zu befehligen, da der General, sein unmittelbarer Vorgesetzter, erkrankte und nach Algier zurücktransportirt werden mußte. Die Brigade des Generals Boulanger war es, welche jenem General beigegeben wurde, der mit der Pistole in der Hand von dem Bei die Unterzeichnung des Protectoratsvertrages errang. Der Bei war in die Zwangslage versetzt worden, zu unterzeichnen oder als Gefangener abgeführt zu werden; in diesem Falle hatte Boulanger die Escorte befehligt, die sich nach der Unterzeichnung zu einer Ehrengarde umgestaltete. Nach Beendigung der tunesischen Expedition wurde Boulanger zum Brigadegeneral ernannt und mit dem Commando der in Tunis stationirten französischen Truppen betraut.

Nun war unser Held an dem Ziel seiner langjährigen Bestrebungen: er hatte eine unabhängige, selbständige Stellung, bei welcher er seine Persönlichkeit glänzen lassen und die Aufmerksamkeit auf dieselbe lenken durfte. Vom ersten Tage an bekundete er die Tendenz, mit der Civilverwaltung und deren Chef, dem Ministerresidenten Roustan, zu concurriren und die Hauptgewalt der Macht Frankreichs in dem Konak des Militärcommandirenden zu concentriren. Er suchte dorthin recht viele Elemente zu ziehen und durch angenehme Geselligkeit festzuhalten. Die Soiréen, welche der General gab, waren sowol von den tunesischen Würdenträgern wie von den Mitgliedern des diplomatischen Corps gern und vielfach besucht. Boulanger trat bei diesen Anlässen als liebenswürdiger und sehr gastfreier Hausherr auf und wendete seine ganz besondere Aufmerksamkeit den jungen Damen zu, wobei er keinerlei nationale Vorurtheile gelten ließ und z. B. mit den Töchtern des deutschen Generalconsuls auffallend galant und zuvorkommend verkehrte. Ueberhaupt genoß er bald den Ruf eines sogenannten „Schwerenöthers", nach dessen Begriffen ein richtiger Marssohn die Venus als Schutzpatronin anflehen müßte. Nachdem Roustan infolge der Freisprechung Rochefort's in dem damals berühmten Verleumdungsproceß in Tunis alle Autorität eingebüßt hatte und nach Washington versetzt worden war, betrachtete sich Boulanger erst recht als den Vertreter des französischen Protectorats. Er wollte den neuen Residenten Cambon nur über die Achsel ansehen, was sich dieser jedoch, eine zähe, ehrgeizige Natur, nicht gefallen ließ, indem er keine Gelegenheit versäumte, den Militärcommandanten seine Superiorität fühlen zu lassen. Die gegenseitigen Ränke spielten bis in die Coulissen des Palastes und des Harems des Bei hinein. Der Resident und der Commandirende hatten unter den Würdenträgern, und namentlich unter den Verwandten des Bei ihre Anhänger, ihre Creaturen, und intriguirten mit allen Geheimmitteln der orientalischen Politik darauf los. Es mußte zu einem Eclat kommen, und dieser fand im Sommer 1882 gelegentlich der geringfügigen Strafe statt,

Digitized by Google

die von den Civilgerichten einem Italiener zudictirt wurde, der einen französischen Offizier auf das gröblichste beleidigt hatte. In einer ungemein barschen Proclamation protestirte General Boulanger gegen das Verdict des Gerichtshofes, dem einige derbe Grobheiten gesagt wurden, und erklärte, daß er von nun an Maßregeln ergreifen werde, um seine Offiziere und Soldaten kräftig zu schützen. Die Proclamation, welche an verschiedenen Orten in Tunis angeschlagen wurde und welche die französischen Blätter mit Commentaren abdruckten, verursachte große Erregung. Man wies namentlich darauf hin, wie wenig Vorschub der unbedingt nothwendigen Folgsamkeit der Einheimischen geleistet werde, wenn die beiden Autoritäten, die civile und die militärische, den Tunesiern das Schauspiel einer Katzbalgerei böten. Der Resident Cambon eilte nach Paris und stellte der Regierung die Alternative seiner oder des Generals Boulanger Entlassung. Das Ministerium, welches Cambon wohlwollte und seiner Dienste bedurfte, entließ den General Boulanger, d. h. berief ihn nach Frankreich, wo ihm bald darauf bewiesen wurde, daß man ihm sein energisches Eintreten für die Soldatenehre nicht übel nahm, da er binnen kurzer Frist zum Divisionscommandeur befördert wurde. Während seines Aufenthalts in Paris hatte General Boulanger die verschiedenen Häupter der radicalen Partei aufgesucht, um ihnen über seine Haltung in dem Conflict mit Cambon Aufschluß zu ertheilen. Es war ihm besonders darum zu thun, nachzuweisen, daß er nicht etwa aus Feindseligkeit gegen das bürgerliche Element gehandelt habe und daß man unrecht thun würde, ihn für eine Art von Staatsstreichler anzusehen.

Clémenceau und seinen Gesinnungsgenossen, welche damals mit dem Cabinet Ferry in erbittertem Kampfe begriffen waren und welche keine besondere Sympathie für Cambon, der als ein Geschöpf der Ferry'schen Colonialpolitik galt, empfanden, war Boulanger mit seinen Anklagen gegen das Protectorats- und Protectionswesen drüben ein erwünschter Bundesgenosse. Der Stern des Generals Thibaudin, des bewaffneten Herolds des Radicalismus, war seit dessen gezwungenem Rücktritt vom Kriegsministerium erblaßt; es bedurfte eines Ersatzmannes mit Epauletten, und dieser fand sich in der Person des Gegners Cambon's. Der Verkehr zwischen General Boulanger und Clémenceau wurde immer inniger, und als nach dem Rücktritt Brisson's im December 1885 der neue Conseilpräsident Freycinet genöthigt war, der äußersten Linken bedeutende Zugeständnisse zu machen, um mit derselben gegen die Coalition der Ferryisten und der Rechten zu regieren, da empfing er willig aus den Händen Clémenceau's den Kriegsminister Boulanger.

Vier, fünf Jahre nach dem Kriege von 1871 blieb die oberste Leitung des französischen Kriegswesens in der einen Hand des Generals de Cissey, dessen Thätigkeit plötzlich unterbrochen werden mußte, weil Beweise vorhanden waren, daß der alte Herr, der es noch liebte, den Jugendlichen zu spielen, nicht nur sein Herz, sondern auch die geheimen Archivstücke seines Ministeriums schlecht verwahrte. Solange der Marschall Mac-Mahon Präsident der Republik war, behielt er sich die oberste Leitung des Militärwesens vor; allein seitdem mit Grévy die Aera

Digitized by Google

des Präsidenten im schwarzen Rocke eingeweiht wurde, blieb das Kriegsministerium, wie alle übrigen Ministerien, der Spielball der parlamentarischen Parteien und der zufälligen Abstimmungen. Bei jedem Cabinetswechsel kam ein anderer Kriegsminister an die Reihe, der als unumschränkter Herr in das stattliche Palais am Boulevard St.-Germain einzog mit neuen Plänen, neuen Ideen, neuen Absichten, wovon die ausgesprochenste war, die Verfügungen seines Vorgängers umzustoßen, um seine eigene Weisheit leuchten zu lassen. Diese Sucht des betreffenden Ministers, seiner Thätigkeitsperiode einen persönlichen Stempel aufzudrücken, erstreckte sich von den wichtigsten Grundzügen der Heeresreorganisation bis auf Kleinigkeiten. Beispielsweise verfügte ein Minister nach seinem Amtsantritte die Abschaffung der Trommeln; sein Nachfolger, der durchaus nicht dieselbe Abneigung gegen die Eselshaut empfindet, stellte sie wieder her. Der General Z. schränkt die Zahl der Schildwachen ein, der General Y. verdoppelt dieselben; dabei hat jeder neue Kriegsminister seinen Lieblingsschneider, nach dessen Figurinen er die Uniformen ändern und umgestalten läßt. So wie im kleinen, geht es im großen, und wenn man sagen durfte, daß ein Brei von den vielen Köchen verdorben wurde, so ist das am zutreffendsten bei der französischen Heeresreorganisation, welche durch die vielen Kriegsminister zu Schanden gemacht wurde. Bisjetzt wurde es keinem dieser Herren vergönnt, seine Pläne zu verwirklichen; denn die periodischen, parlamentarischen Krisen ließen ihm nur gerade Zeit, das Bestehende niederzureißen, aber durchaus nicht dazu, an der lückenhaften Stelle ein neues Gebäude aufzurichten. General Boulanger hatte, als er das Kriegsportefeuille übernahm, eine Masse von Plänen und Projecten unbeschadet der unausbleiblichen Uniform- und Käppimuster; aber er verstand es besser als seine Vorgänger, sich die Zeit und die Autorität zu verschaffen, um seine Pläne auch durchzuführen. Während die frühern Kriegsminister sich in ihrer militärischen Umgebung mit streng gezogenen Grenzen am wohlsten fühlten und keine Lust empfanden, aus derselben herauszugehen, trat General Boulanger direct an das Volk heran und verstand es meisterhaft, dessen militärische Instincte zu pflegen und ihnen zu schmeicheln. Er wußte, wie morsch, wie unsicher die parlamentarische Basis für einen Minister ist; er wollte sein Portefeuille dem Schutze des Volkes anempfehlen; ein populärer Minister kann eben von dem Parlament nicht mir nichts dir nichts gestürzt werden. Diese Jagd nach Popularität, welche vom größten Erfolg gekrönt wurde, begann sehr bald. Alle die patriotischen Vereinigungen, die, nebenbei bemerkt, nach deutschem Muster seit dem Kriege von 1870 entstanden sind, Schützen- und Turngenossenschaften, erfreuen sich selbstverständlich einer großen Beliebtheit; die frühern Kriegsminister hatten sich derselben angenommen, aber sie protegirten auf eine vornehme, sozusagen diplomatische Art von oben herab, indem sie sich den Ehrenpräsidententitel gefallen ließen und aus den Fonds des Ministeriums Zuschüsse bewilligten. Das war Boulanger nicht genug; er machte förmlich Kunstreisen in volksthümlicher Agitation, ließ sich überall von den Vereinen feiern, hörte bereitwillig die vielen Ansprachen an und beantwortete jede weitläufig und mit einer anzuerkennenden Beredsamkeit, welche die Zuhörer des Generals begeisterte und dessen Ruhm Schwingen verlieh. Bald waren die Spalten der Journale

Digitized by Google

mit den Erzeugnissen der kriegsministeriellen Eloquenz überfüllt, und bald mußte alles zurücktreten gegen die Beliebtheit des Mannes, der in ganz Frankreich auf das ausgiebigste und lärmendste gefeiert wurde. Jener Theil der Nation aber, welcher, wie der Reichskanzler Fürst Bismarck sagen würde, das feu sacré der Revanche besonders hütet, erblickte in dem Redner den Messias der Wiedervergeltung, den von der Vorsehung bestimmten Wiedereroberer des Elsaß, und als solcher wurde er auf den Händen getragen; allein der General war sich wohl bewußt, daß, um im heutigen Frankreich populär zu sein, es nicht genügte, für einen tüchtigen und des Sieges fähigen Feldherrn zu gelten, sondern daß der Betreffende auch der republikanischen Gesinnung der Menge Rechnung tragen müsse. Er hatte das Beispiel des Generals Gallifet vor Augen, der in das Nichts zurückgesunken war, weil man die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zur Demokratie anzweifelte und weil die Erinnerung an die grausamen Hinrichtungen der schrecklichen Pfingstwoche 1871 an seinem Namen haftete. General Boulanger fühlte, daß er, um das Mistrauen der Menge zu bekämpfen, prägnante Beweise seiner radicalen Gesinnung geben müsse, und sich nicht fürchten dürfe, die Flüche der Conservativen auf sein Haupt zu laden, welche durch die Segnungen der Radicalen, ja sogar der Socialisten aufgewogen werden sollten. Deshalb erklärte er in der Kammer, daß er den Soldaten, welche beauftragt waren, bei den Strikes die Ordnung aufrecht zu erhalten, befohlen habe, den Proletariern, ihren Brüdern, mit Geduld und Langmuth entgegenzukommen, ja ihre Menage mit den hungernden Strikenden zu theilen. Deshalb war er bereit, den Prinzen Napoleon und den Herzog von Aumale aus dem Register der französischen Armee zu streichen. Die Angriffe, welche begreiflicherweise jetzt von den Conservativen gegen ihn gerichtet wurden, ja die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit dem Herzog von Aumale, wodurch er mit einer Art Märtyrerschein umwoben wurde, vergrößerten noch seine Popularität, und als er gar wegen der Ausweisung und Streichung des Herzogs von Aumale in einen Conflict mit dem reactionären Senator Lareinty verwickelt wurde, der mit einer übrigens ganz harmlosen Mensur endete, da erregte er eine hochgesteigerte Theilnahme und man erwartete mit Spannung den Erfolg des Zweikampfes. Seine Rückkehr von dem Kampfplatze hatte etwas von dem siegreichen Einzuge eines Schlachtengewinners. Damals war es, wo er mehrern seiner Collegen und namentlich dem Ministerpräsidenten Freycinet unbequem zu werden anfing. Derselbe beklagte sich bitter darüber, daß der kriegsministerielle College zu viele Reden halte und daß sein Auftreten die Besorgnisse des Auslandes errege und unter Umständen sogar zu diplomatischen Reclamationen Anlaß geben könne. Ob solche im April 1886 von Berlin nach Paris ihren Weg fanden, ob wirklich gewisse Maßnahmen des Kriegsministers einen blutigen Conflict zwischen Frankreich und Deutschland herbeigeführt hätten, darüber sind Muthmaßungen vorhanden; aber sichern Aufschluß könnten nur Staatsmänner geben, welche bisjetzt darüber den Schleier des tiefsten Geheimnisses walten lassen. Thatsache ist, daß Boulanger die Einwendungen des Ministerpräsidenten gegen seine Rede- und Reiselust ad acta legte und sich stark genug fühlte, um im Ministerrath spöttisch zu bemerken, daß es ihm ein Leichtes wäre, die Minister zusammenzupacken und nach dem Gefängniß

Digitized by Google

Mazas bringen zu lassen. Dieser Scherz wurde sehr unzeitgemäß gefunden; aber Boulanger blieb doch Minister. Damal war es, wo in ganz Paris überall lärmende Colporteure auftauchten, welche eine verherrlichende Biographie Boulanger's mit entsprechenden Abbildungen feilboten. Man zeigte den Helden dieser Lebensgeschichte in allerlei Posituren, die geeignet waren, das Interesse und die Begeisterung der Menge wachzurufen. Da gab es einen Boulanger en pleine parade auf einem feurigen Schlachtroß, den Dreispitz zum Gruße schwingend, ganz in der Haltung eines Theatergenerals in einem Spectakelstück; ferner gab es einen Boulanger, der als Verwundeter aus der Schlacht davongetragen wird; dann noch einen, wie er an der Spitze einer Heeressäule im Sturmschritt gegen einen unsichtbaren Feind, den man sich aber wol denken kann, mit gezücktem Säbel Anlauf nimmt. Man dachte, daß dieses verherrlichende Factum von dem General selbst inspirirt und bestellt worden; in der That handelte es sich um die Speculation eines ziemlich dunkeln Ehrenmannes, der eine Zeit lang im Dienste der Polizei gestanden und dieselbe zu Gunsten der Leute, die er überwachen sollte, verrathen hatte. Aber da die Biographie reißenden Absatz fand, ehe die Regierung dieselbe confisciren ließ, so erreichte der Verfasser vollständig seine Zwecke; auch dürfte ihm der General schwerlich gegrollt haben. Die Ovationen, welche Boulanger gelegentlich der Parade am 14. Juli und einige Tage später bei Einweihung des Militärcasinos am Boulevard erlebte, wurden seinerzeit ausführlich geschildert. Grévy, von dem ja eigentlich die Parade abgenommen werden sollte, spielte an diesem Tage eine geradezu traurige Rolle. An der Ovation betheiligten sich mit größtem Eifer auch die Frauen, auf welche die noch jugendliche und echt militärische Gestalt des Generals einen großen Eindruck machte. Etwas später kamen die fremden Attachés, welche den Manövern beiwohnten, nach Paris; sie fanden, die deutschen Offiziere nicht ausgeschlossen, in dem französischen Kriegsminister den liebenswürdigsten Kameraden.

Seitdem hat Boulanger in der öffentlichen Meinung neue Fortschritte gemacht. Bei der Ministerkrisis im December 1886 war sein Portefeuille keinen Moment in Frage, ja er wäre höchst wahrscheinlich mit der Neubildung des Cabinets betraut worden, wenn nicht gar zu große Besorgnisse wegen der Wirkung dieser Ernennung im Auslande ein unbedingtes Veto eingelegt hätten. Solange nicht ein französisches Ministerium ins Leben tritt, um den Krieg direct und ohne Aufschub zu erklären, muß es mit einigem Credit nach außen seine Friedensliebe betheuern dürfen. Boulanger mußte dies einsehen und für die Zukunft seine mögliche Ministerpräsidentschaft vorbereiten. Darin liegt das Geheimniß seiner Schwenkung und seiner friedliebenden Ansprachen, die ihn freilich nicht hindern, Melinitexperimente anzuordnen und Nachtragscredite zu verlangen, welche die Patriotenliga mit Freude erfüllen.*)

*) Ueber Boulanger's Leistungen in Bezug auf die Organisation des französischen Heeres vgl. den Aufsatz: „Die gegenwärtige Stärke und Organisation der französischen Armee", S. 50 fg. dieses Bandes.

Digitized by Google

# Am Teufelssee.

Novelle

von

Emil Taubert.

(Schluß.)

## IV.

Eine Woche nach der Trennung von dem Geliebten empfing Clara einen ausführlichen Brief, in welchem Erich berichtete, daß der Bann der Krankheit gehoben sei und der Arzt die langsame, aber völlige Genesung des Patienten in Aussicht gestellt habe. Der Vater habe ihn bereits erkannt, habe ihm die welke Hand entgegengereicht; aber er sei noch zu schwach und bedürfe noch zu sehr der unumgänglichen Schonung, als daß er eine Unterredung mit ihm hätte wagen können. Nur Eins sehe er in voller Klarheit voraus: der Genesene werde sich mit ihm aussöhnen, ihm die Anwartschaft auf sein ganzes Erbe zurückgeben; doch er werde niemals in seine Verbindung mit der Freundin willigen, deren Besitz, was er selbst nicht geahnt, ihm noch heute als der Gipfelpunkt aller irdischen Seligkeit erscheine; ja er fürchte, daß der unwandelbare Mann, einmal in den frischen Gebrauch seiner Kräfte zurückgelangt, den alten Widerspruch gegen diese Heirath auch in der alten Stärke betonen werde. So sei ein Ende seiner Liebesnoth nicht abzusehen; und was helfe es ihm auch, sein Weib auf das väterliche Gut zu führen, wenn ihre Gegenwart den unnatürlichen Zweikampf zwischen Vater und Sohn aufs neue entzünden müsse? Clara möge sich in ihrer unendlichen Güte gedulden, bis er Mittel und Wege gefunden habe, mit der Braut, von der ihn Leben und Tod nicht scheiden könne, trotz aller Hemmnisse an den Altar zu treten.

Diese Nachrichten, welche die Erzieherin erschütterten, aber von Waldemar heute beklagt und morgen in der Stille bejubelt wurden, veranlaßten den Freund, seinen frühern Plan, den er bei der nahen Möglichkeit der Uebersiedelung des Paares auf die Besitzungen des Herrn von Hochdorf hatte fallen lassen, im vollen Umfange wieder aufzunehmen. Er weihte nicht allein die betrübte Freundin in seine so lange verheimlichte Absicht ein, das Vorwerk mit allem seinem Zubehör seinen theuern Gästen als Hochzeitsgabe zu übermachen und die Räume desselben

Digitized by Google

für ihr junges Eheglück auf das wohnlichste einzurichten, sondern er sandte auch an Erich, um ihn aufzuheitern, die frohe Botschaft und fügte hinzu: Der Kamerad solle nur aus der Ferne den Tag seiner ehelichen Verbindung bestimmen; er werde sein Heim bereit finden und könne zu jeder guten Stunde seinen festlichen Einzug halten. Der Wald habe der Ehrenpforten genug und im Treibhaus nehme auch im strengsten Winterfrost das hochzeitliche Blühen und Duften kein Ende. Sollte es ihm auch gelingen, den unbeugsamen Vater umzuwandeln oder mit dem ihm zugewendeten Reichthum sich irgendwo anzukaufen, so werde er das Vorwerk doch nur für ihn verwalten und ihn herzlich bitten, einen Theil jedes Jahres mit seiner lieben Hausfrau in seiner unmittelbaren Nähe zu verleben.

Clara war die Dankbarkeit selbst, und die Hoffnung auf die baldige Erfüllung aller ihrer Sehnsucht erhöhte ihre Lebensfreudigkeit, beschwingte Geist und Körper. „Du bist so himmlisch schön", plauderte die kleine Therese wol hundertmal am Tage, und der Schloßherr fand, ganz Entzücken und Bewunderung, zu jedem überschwenglichen Ausdruck seines Töchterchens im geheimen immer noch einen Superlativ.

Er machte der Freundin, die er bei ihrer neuerwachten Daseinslust mit einem flügge gewordenen Vöglein verglich, die unaussprechliche Freude, für ihr künftiges Nest die Federn und Fädchen selbst zusammenzutragen; er fuhr häufig mit ihr in die Stadt, sie suchte die Stoffe zu den Gardinen und Ueberzügen nach ihrem Gefallen aus, kaufte mit einer allerliebsten Wichtigthuerei die Ausstattung für Küche und Keller ein, und beide weilten oft stundenlang auf dem einsamen Vorwerk, um gemeinsam zu sichten und zu ordnen und sich an dem fröhlichen Wachsthum des idyllischen Haushalts zu ergötzen.

Dennoch kamen Stunden, in denen sich Clara des gegenwärtigen Behagens nicht recht zu erfreuen vermochte und mit stummer Bangigkeit in die Zukunft sah. Nicht nur, daß die Briefe Erich's mitunter einen gereiztern Ton anschlugen, der dem gesteigerten Verdruß über die Länge der Trennung entsprang, daß er über die vielen Geschäfte klagte, die er während der allzu unmerkbar fortschreitenden Genesung des Vaters für diesen abzuwickeln hatte: sie beobachtete mit stiller Sorge die auffällige Wandlung, die sich in dem Wohlbefinden Waldemar's bemerklich machte. Er kränkelte, ward menschenscheuer, verschwand und kam ohne Regel. Eins zwar gab ihr noch Muth: er kämpfte fort, er war noch widerstandsfähig, hielt sich noch im Zaum, zog sich oft halbe Tage zurück, wenn die Neigung ihn zu überwältigen drohte; er belästigte sie mit keiner aufdringlichen Galanterie und machte seine Großmuth und Freigebigkeit zu keinem Kaufpreis für ein freieres, ungebundeneres Entgegenkommen der Beschenkten. Aber der stete Ringkampf mit seiner Leidenschaft zehrte an seinem Mark, und dann und wann gewahrte sie so augenscheinliche Merkzeichen derselben, daß sie sich vor die Frage gestellt sah, ob seine Selbstbeherrschung nicht bereits an der äußersten Grenze des Möglichen angekommen sei. Jede Minute konnte der Brand auflodern, den der Druck des immer mehr sich lösenden Willens nur noch mit schwachem Niederhalten an den Boden bannte. Sie erschrak, wenn er das Kind, dessen Mund sie eben geküßt hatte, mit stürmischer Hast von ihrem Schos riß, um die Spur, den Athem ihres Kusses

Digitized by Google

von seinen Lippen hinwegzuküssen. Sie erschrak, wenn er beim Kommen oder Gehen ihre Hand, die sie ihm immer schnell entzog, mit so ungestümer Kraft umpreßte, daß es ihr Schmerzen verursachte, und sie erschrak, wenn sie eine Schleife, einen Handschuh, die sie lange vergebens gesucht hatte, unvermuthet auf seinem Schreibtisch liegen oder aus seiner Brusttasche hervorschimmern sah. Ach, die Gaben, mit denen er sie überhäufte, waren keine Gaben des Friedens; sie entsprangen dem Wunsche, diejenige, die er nicht besitzen durfte, durch die reichste Ausschmückung mit der Fülle der eigenen Güter wenigstens als einen Theil seines eigenen Besitzthums erscheinen zu lassen!

Unter solchen Verhältnissen sah die Erzieherin der Feier des Weihnachtsfestes mit besonderer Unruhe entgegen. An diesen Weihetagen der Familienliebe mußte Waldemar seine Sehnsucht nach einem neuen häuslichen Glück schmerzlicher als sonst empfinden, und sie besorgte einen, nach der langen energischen Zurückdrängung um so heftigern Ausbruch dieser Sehnsucht. Dennoch verlief der Heilige Abend weit harmloser, als sie erwartet hatte.

Der Schloßherr, Clara und Therese weilten unter den goldigen Zweigen des strahlenden Christbaums. Eine Brieftasche mit kunstvoller Stickerei von ihrer Hand war das einzige Festgeschenk, mit dem die Freundin ihrem Wohlthäter einen schwachen Beweis ihrer unabtragbaren Erkenntlichkeit zu geben vermochte; Waldemar war überaus erfreut, nahm die Tasche sofort in Gebrauch, besichtigte sie immer von neuem, und der zierlichst gestickte Blumenstrauß überbot in seinen Augen alle Pflanzenzier, alle Palmen und Seltenheiten seiner Gewächshäuser.

Nur die Kleine brachte einen Misklang in die gehobene Stimmung. Unter den Ueberraschungen, die Erich an die Freunde hatte gelangen lassen, befand sich eine reich ausgeputzte Puppe für Therese. Das Kind übertrug seine Abneigung gegen den Geber auf seine Gabe, behauptete zornig, daß die glotzäugige Puppe den bösen Blick vom Onkel Erich habe, wünschte den Menschenfresser aus ihrem Märchenbuch herbei, damit er das einfältige Geschöpf sofort mit Hut und Kleid verspeise, und schleppte die übel zerknitterte Gliederdame in den äußersten Winkel des Gemachs.

Seit langer Zeit forderte Waldemar seinen Gast zum ersten male wieder auf, ihn durch ihren Gesang zu verpflichten. Als sich Clara bereitwillig vor dem Flügel niedergelassen hatte, drängte sich das Töchterchen ängstlich zwischen ihre Knie, blickte bittend zu ihr hinauf und rief: „Nur nicht das Lied von dem Vater und dem Knaben, der sich so entsetzlich fürchtet!"

„Nein, nein, Närrchen", begütigte die Pflegerin; „die Töne, die du in deinem Traum gehört, haben keine Noten."

Sie trug mit der ihr eigenen Gefühlswärme und Innigkeit ein paar deutsche Volkslieder vor. Therese kauerte auf einer Fußbank und starrte, in eine überirdische Welt versetzt, ihre Lehrerin wie ein höheres Wesen an, wie die heilige Cäcilie vor ihrer Orgel, die in ihrem Lieblingsbuche abgebildet war, während sich der Vater bei dem ergreifenden Gesang von der „heimlichen Liebe, die niemand nicht weiß" eine Thräne aus den Augen wischte.

Als sich Clara und Therese endlich verabschiedet hatten, pries die erstere sich

Digitized by Google

glücklich, daß der lange gefürchtete Abend einen so harmonischen Abschluß gefunden; doch hätte sie gesehen, in welchen aufgeregten Zustand der Schloßherr nach ihrer Entfernung gerieth, sie würde der Schlaf geflohen haben, der sie jetzt mit friedlichen Traumbildern umgaukelte.

Die angestrengte Spannung seiner Nerven, in die ihn seine Selbstbezwingung versetzt hatte, begann sich gewaltsam zu lösen. Während die Kerzen des Christbaums niederbrannten, wandelte er trostlos auf und ab. Jeder Beruhigungsgrund versagte: das Bewußtsein der Treue gegen den Freund, der Seelenfrieden seines Schützlings, selbst das Zeichen ihrer schwesterlichen Freundschaft, das ihn vorhin so beseligt hatte. Auf der ganzen Erde glaubte er der einzige zu sein, der an diesem Tage der Liebe mit leeren Händen ausgegangen war. Die Erfüllung, nach der er dürstete, wurde ihm unumstößlich von allen Mächten verweigert: von Gott, von der Geliebten, von seinem Gewissen, seiner Pflicht und Ehre, und der geringste Bettler, der sich heute eines kümmerlichen Almosens bemächtigte, war ein König gegen ihn!

Er trat an die Spiegelscheiben und blickte in die Winternacht hinaus. Der Widerschein der Kerzen spielte und zitterte auf dem schneebedeckten Rasen. Kein Zweig regte sich im Frost, kein Laut war hörbar; und doch vernahm er durch die grenzenlose Stille den durchdringenden Aufschrei seines gequälten Herzens, den Jammerruf nach dem einen unerreichbaren Glück, gegen das alle sonstige Gewähr ein nichtiger Schatten war! So stand er lange bewegungslos, und der fieberische Athem seines Mundes thaute langsam ein paar Eisblumen auf, die der Winter auf dem Fenster gebildet hatte.

Am Morgen fand ihn der bestürzte Diener in einer Ecke des Zimmers auf dem Boden liegen, das Haupt auf die Weihnachtspuppe Theresens gebettet, in der krampfhaft geschlossenen Rechten eine Brieftasche. Als die letzte Kerze des Tannenbaumes im allmählichen Verglimmen das Gemach mit traumhaftem Dämmerlicht durchschimmerte, war er ohnmächtig zusammengebrochen, niedergestürzt, und lag, von todesähnlichem Schlafe umfangen, auf den Dielen, bis der Diener ihn weckte.

Er mußte nach diesem Vorfall ein paar Tage das Bett hüten. Der Arzt empfahl ihm die größte Schonung, und Clara, welche die heilkräftige Arznei in strömenden Segenstränken zu vergeben hatte, durfte ihm auch nicht einen Tropfen derselben auf die brennenden Lippen flößen!

Und wie hier Waldemar litt, so litt auch Erich im fernen Preußen. Sein Vater war genesen, war im Stande, die Verwaltung seines Gutes wieder selbst zu leiten, und der Sohn harrte mit drangvoller Ungeduld auf die Stunde der Abreise. Die beiden Männer hatten sich verständigt, in wiederholter Aussprache sich genähert. Dennoch trennte sie eine unüberbrückbare Kluft. Erich hatte nur zu recht vorausgesagt: mit der Rückkehr seiner Kräfte war der Widerspruch des Gutsherrn in voller Stärke erwacht. Der eine erklärte, daß er es nie dulden werde, das geliebte Mädchen als Weib seines Sohnes auf seinen eigenen Gütern zu sehen, deren Hälfte er seinem Erben schon jetzt überlassen wolle, wenn er der Braut entsage; der andere betheuerte, daß ihm das Gut seiner Liebe höher stehe

Digitized by Google

als alle Güter, und bat, daß ihm der Vater nur die Mittel gewähren solle, um fern von ihm, und sei es jenseit des Oceans, seinen Herd zu begründen. Schon war der ältere Hochdorf halb und halb gewonnen, diesem letzten Vorschlag zuzustimmen, als die krankhafte Eigenart des jüngern von neuem hindernd dazwischentrat. Hatte ihn auch während der Krankheit ein tiefes Mitleid mit dem hoffnungslos liebenden Manne erfaßt, in dessen Qualen sich ihm nur zu sehr die eigenen frühern Leiden spiegelten, Leiden, die ihm der Bruch mit Clara nach dem Tode ihres Bruders Richard verursacht hatte, so war es ihm doch unmöglich, dem Genesenen dieselbe Schonung und Milde zu erweisen.

Was beide unter andern Umständen auf das engste hätte verknüpfen müssen, das sich täglich wiederholende, eifrige Gespräch über die Erzieherin: das wurde hier zur Quelle einer neuen Entfremdung. Der Sohn konnte es auf die Dauer nicht ertragen, daß der Vater sich unablässig mit der Entfernten beschäftigte, daß er jedem Umstande, jeder Kleinigkeit nachforschte, die in irgendwelcher Beziehung zu der Geliebten standen, daß er sie im Geiste verfolgte, ihr seine Gedanken wie glühende Botschaften nachsendete, und dieses seelische Ergreifen Clara's kam ihm zuletzt als ein empörender körperlicher Antheil vor, den der Gutsherr an der Schönheit, dem Liebreiz der Braut seines Erben nahm. Er glaubte, daß Clara die Glut dieser Seufzer an ihren Schläfen spüren, dieses Langen und Bangen wie einen sinnlich fühlbaren Druck auf ihre Nerven empfinden müsse, und er arbeitete sich so in die teuflische Qual dieser Vorstellung hinein, daß er sich entschloß, auf jede Unterstützung des selbstischen Mannes zu verzichten und aufs neue, sobald als möglich, den Staub der älterlichen Schwelle von seinen Füßen zu schütteln, um nach der scheinbaren Aussöhnung einem zweiten unvermeidlichen Zusammenprall mit dem jähzornigen Vater auszuweichen.

Die Mitte des Januar war bereits überschritten, als Clara ein leidenschaftliches Schreiben ihres Bräutigams empfing, in welchem er seine Zurückkunft für die nächsten Tage ankündigte. Sein leicht beleidigter Stolz war so weit gebrochen, daß er dem Freunde mit dem Jubel überströmender Dankbarkeit erklärte, er nehme die Schenkung desselben an und rüste sich, an die Seite des Kameraden zu eilen, um endlich einmal der Kettenqual der Entbehrung sich zu entringen und wie ein freier Mensch im Hochgefühle der Lebenswonne zu schwelgen.

Die Erzieherin athmete auf. Die Lust der Wiedervereinigung mit dem Geliebten entzückte sie nicht minder als die Gewißheit, in so naher Zeit der athemraubenden Spannung im Alleinsein mit dem Schloßherrn enthoben zu sein; die wenigen Tage würde er, der sich so lange beherrscht, noch standhaft ausdauern, und dann würde die Gegenwart Erich's, ihre Vermählung und die Entfernung des Vorwerks von dem Gute ein hinreichender Schutz für sie, für den Freund vor sich selber werden. So glich die Erleichterung ihres Herzens derjenigen eines lange Belagerten, der, in der Voraussicht des sicher heranrückenden Entsatzes, die Stunden der Einschließung zählt und die Furchtbarkeit des Feindes zu unterschätzen beginnt. In dieser Hoffnung konnte sie es nicht ernstlich verstimmen, daß Therese ganz anderer Meinung war und die Nachricht von der baldigen Ankunft des Onkels mit dem trotzigsten Schütteln ihrer Locken beantwortete.

Digitized by Google

Auch Waldemar, der sich von jener Ohnmacht zusehends erholt hatte, schöpfte aus der bevorstehenden Rückkehr des Genossen einigen Trost: sah er doch nicht den verhaßten Nebenbuhler in ihm, sondern vielmehr einen Bundesgenossen gegen den Feind in seiner Brust! Mit neuem Eifer wurden die letzten Vorbereitungen zur Ausstattung der Vorwerksräume getroffen, und im stillen wunderte sich Clara, daß der Freund oft, wie ihr der Diener erzählte, die Nächte aufblieb, ordnete und kramte, schrieb und rechnete und ein geheimnißvolles Werk betrieb.

Noch kurz vor dem Eintreffen Erich's, das sich etwas verzögerte, trat ein Umstand ein, durch welchen das Schloß und der Hof für kurze Zeit den Anblick eines kriegerischen Lagers boten. In der Cavalerielaserne einer benachbarten größern Garnisonstadt war eine Epidemie ausgebrochen, infolge deren die Truppen vorübergehend in die Quartiere einer andern Umgebung verlegt werden mußten. Auf dem Marsche dorthin wurde das ansehnliche Dorf und das angrenzende Gut des Schloßherrn zum Rastplatz gewählt.

Zwei Tage hindurch hatte Waldemar einen Theil der Mannschaft und einige höhere Offiziere zu verpflegen. Er gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als ihm die Erzieherin erklärte, sie wolle bis zum Abzuge der Reiter in ruhiger Unsichtbarkeit auf ihrem Zimmer verbleiben. Zwar konnte er ihr nicht ganz unrecht geben, wenn er an die Gefahren dachte, mit denen sie ihre Schönheit so oft bedroht hatte und nun aufs neue bedrohen konnte, und wenn er die Eifersucht ihres Verlobten sich vorstellte, der noch dazu in jeder Stunde erwartet werden durfte; doch auf der andern Seite war es ihm allzu mislich und peinlich, die vornehmen und anspruchsvollen Gäste ganz ohne eine weibliche würdige Repräsentation zu empfangen und zu bewirthen, als daß er nicht hätte versuchen sollen, Clara zur Theilnahme an den Mahlzeiten zu bewegen. Sie sagte ihm offen ihre Bedenken. Da schwirrte ihm ein Gedanke durch den Kopf, der alle ihre Einwände beseitigen mußte und den er um so geschwinder ergriff, als seine Verwirklichung ihm ein kurzes Scheinglück gewährte, dessen flüchtiger Schimmer noch lange seine einsamen Tage verklären konnte. Er wollte Clara den Offizieren als seine Gattin vorführen; so schützte er sie vor jeder Zudringlichkeit und unschicklichen Huldigung, die man sich der verführerischen Erzieherin seines Kindes gegenüber sicherlich erlauben würde; so bewahrte er sie vor jeder Demüthigung, die aus ihrer Stellung fließen mochte, und durfte von ihrem feinen Anstande, ihrer Hoheit und Klugheit sich eine Weihe seiner Tafel versprechen, vor der jedes unlautere Wort verstummen mußte.

Er bat sie so dringlich, ihm nicht zuwider zu sein, daß sie nach einigem Widerstreben einwilligte. Konnte und durfte sie dem Freunde, der so unendlich viel für sie gethan, die eine, mit zarter Rücksicht auf ihre eigene Ehre gestellte Bitte versagen? Und was that sie denn auch Klagbares? Sie übernahm für ein paar Stunden die Rolle einer Hausfrau vor Männern, die nach kurzem Aufenthalt in die Ferne gingen, sie nie wiedersehen, noch nach ihr fragen würden, und sie behütete durch die Uebernahme dieser Rolle sich selbst und Erich vor jedem unliebsamen Zwischenfall, der aus einem vorschnellen oder kecken Wort eines leicht entzündbaren Reiterherzens erwachsen konnte.

Digitized by Google

Der Plan gelang über Erwarten. An der Mittagstafel führte Clara den Vorsitz mit so taktvollem Geschick, so vornehm edeln Formen und einem so geistigen Gespräch, daß in der That ein Weiheglanz auf der Gesellschaft ruhte und ein jeder, der Wirth wie seine Gäste, sich des Zaubers bewußt wurde, mit welchem die vollendete Weiblichkeit die Männer des Krieges wie des Friedens umspinnt. Waldemar strahlte vor Entzücken über sein Scheinglück, und die Offiziere wurden, als sich die Dame des Hauses zurückgezogen hatte, nicht müde, in artigster Weise dem Schloßherrn zu dem Juwel seiner Besitzungen Glück zu wünschen.

Am nächsten Vormittage wurde ein Spazierritt in die Umgegend unternommen. Auf die Bitte des Freundes stieg auch die Erzieherin zu Pferde. Aus dem Schatz der Garderobe der verstorbenen Schloßfrau wählte sie das winterliche Reitkleid und den pelzgefütterten Ueberwurf. Bald trabte Waldemar, bald einer der Gäste an ihrer Seite, und alle schätzten sich glücklich, ein Wort von ihren Lippen, einen Strahl von ihren Augen zu empfangen. Eine Lebensfreude ohnegleichen, die durch den schnellen Ritt in der scharfen, frischen Januarluft noch erhöht wurde, durchpulste ihre Adern; sie genoß in der Sieghaftigkeit ihres Wesens, welche die Cavalcade wie im Triumph an das Hufhaar ihres Rappen fesselte, eine Stunde des höchsten Wohlseins an Leib und Seele, wie sie dem Sterblichen nur selten auf der Höhe seines Empfindens verstattet ist. Jetzt war sie nicht Erich's, nicht Waldemar's; sie gehörte einmal nur sich selbst, wiegte sich im Gefühl ihrer müheloseu Herrschaft über die Herzen und sah in die leuchtenden Augen ihrer Begleiter wie in einen krystallenen Spiegel, der ihre seltene Schönheit ihr in ganzer Fülle zurückstrahlte.

Am Morgen des dritten Tages rückten die Truppen ab; die Offiziere verabschiedeten sich, nicht ohne zu betheuern, unvergeßliche Stunden auf dem Schlosse durchlebt zu haben, und bald lagerte die alte Stille über Haus und Hof. Und die alte Stille lagerte auch wieder über den Insassen.

Waldemar, dem sein Scheinglück so jäh verrauscht war, der seine Rolle als Gatte so hastig abgespielt, ohne Berechtigung, sie zu erneuern, sank in die frühere Seelenqual zurück. Clara hatte ihn aufs neue achten gelernt: auch nicht den leisesten Versuch hatte er gemacht, aus ihrer Verabredung, im Angesicht der Einquartierung sich als Mann und Weib zu geben, einen Vortheil für sich zu ziehen; er hatte ihre Hand nicht leidenschaftlicher als sonst gepreßt, nicht gewagt, einen Kuß auch nur auf ihre Stirn zu drücken; und doch besorgte sie jetzt, vielleicht ein zu gewagtes Spiel gespielt zu haben, weil ihm die von ihr durchgeführte Aufgabe den täuschenden Schein einer Wirklichkeit vor die Seele gestellt hatte, deren wahrhaftiger Genuß ihm auf immer versagt bleiben mußte, und weil er dadurch, was er entbehrte, verdoppelt fühlte und sein Verlangen sich abermals steigerte, aus dem ernsten Spiel den seligsten Ernst zu machen. Sie sah, daß er wieder kämpfte, sich in seinen Zimmern verbarg, kramte, rumorte und wirthschaftete. Nur noch wenige Stunden Widerstand, und der Retter und Freund war da, um die Gefahr ihres einsamen und zeugenlosen Zusammenlebens zu beschwören! Das gab ihr Muth und Vertrauen zurück.

Digitized by Google

Am Morgen des folgenden Tages machten sich die beiden auf den Weg nach dem Vorwerk, um einen letzten ordnenden und prüfenden Blick auf die Einrichtung der Wohngemächer zu werfen, mit welcher Erich, den man mit ziemlicher Bestimmtheit am Abend erwarten zu dürfen glaubte, auf das fröhlichste überrascht werden sollte. Sie schritten im leichten Frost zu Fuß. Clara, die alle ihre Gedanken dem Geliebten zuwendete, wurde plötzlich durch das merkliche Zittern des Mannes neben ihr, der ihr den Arm geboten hatte, aus ihrem Sinnen aufgeschreckt. Sie sah ihn scheu von der Seite an, sah, wie er offenbar mit einem Entschluß oder Geständniß rang, dessen Kundgebung bereits auf seinen Lippen zitterte, ohne noch den Muth des Tones zu finden, und beschleunigte ihren Gang, weil sie sich vor seiner Erregung zu fürchten begann. Schon so nahe dem Ziel, sollte sie noch scheitern? So nahe der Krönung seines Edelmuths, sollte Waldemar noch straucheln und durch ein einziges Bekenntniß, ein einziges ungestümes Begehren alle die Wohlthaten, die er ihr und ihrem Verlobten in den Schos geschüttet, mit einem Schlage vernichten? „Komm, Erich, komm", rief es in ihrer Seele, „und rette, rette unser Glück!"

Um dieselbe Zeit befand sich der Verlobte, der seine Abreise vom väterlichen Gute um einen Tag verfrüht hatte, bereits auf der letzten Station vor dem Bahnhofe der Stadt. Er hatte sich mit Bitterkeit von der Heimat losgerissen; nur die Stiefschwestern, die sich auf das herzlichste an ihn angeschlossen hatten, erregten ihm ein wehmüthiges Heimgedenken.

Eben stiegen zwei Husarenoffiziere, ein älterer und ein jüngerer, die von einem Ausfluge zurückzukehren schienen, in den Eisenbahnwagen und nahmen dem Herrn von Hochdorf gegenüber ihre Plätze. Kaum hatte der Zug sich in Bewegung gesetzt, als Erich von der halblaut geführten Unterhaltung der beiden ganz und gar in Anspruch genommen wurde und mit starr bewegungslosen Augen an den Lippen des einen Sprechers hing.

„Sie können sich nicht vorstellen, Kamerad", begann der Rittmeister, zu dem Lieutenant gewendet, „was für ein göttergleiches Weib dieser Waldemar besitzt. Nur zwei Tage lagen wir auf dem Schloß im Quartier, und es ist keiner von uns, der sich nicht dorthin zurücksehnte. Keine Worte können ausdrücken, was für ein Dämon in dieser Frau Clara wohnt. Es ist wahrhaft lächerlich, welche Unruhe sie in unserm Kreise angestiftet hat. Gestern fuhr mich der Major mit seiner polternden Weise an, da ich in begeisterter Rede von der Zauberin erzählte, als wenn er allein das Vorrecht hätte, an sie zu denken und von ihr zu sprechen. Und nun sollten Sie diese Wundergestalt zu Pferde sehen! Kein Mannweib, keine verwegene Amazone: nein, eine Liebesgöttin zu Roß, eine Diana auf der Jagd, eine schönheitprangende Siegesgottheit auf dem Pegasus! Wie wir unsere Renner im heillosen Wetteifer an ihre Seite drängten, um nur einen Laut, einen Blick von ihr zu erhaschen, da taumelte der Wald in schwindelerregendem Zickzack um uns her, und mancher von nns hatte Mühe, sich im Sattel zu halten. Ja, ich glaube, ich könnte funfzig Meilen in einem Lauf über Stock und Stein zurücklegen und zehn Pferde zu Tode reiten, nur um einen Augenblick in diese magischen Züge zu gaffen."

Digitized by Google

Der Zug hatte die kurze Strecke durcheilt und hielt vor dem Bahnhofsgebäude. Da richtete sich Erich, der sich bis dahin nur mit äußerster Anstrengung bemeistert hatte, hoch vor dem Sprecher auf. Sein Gesicht war todtenbleich und seine Stimme schwankte vor Aufregung, als er ausrief:

„Das sind Lügen, Herr Rittmeister, haltlose, aus der Luft gegriffene Lügen! Herr Waldemar ist nicht verheirathet, und Clara Breitenstein ist nicht seine Gattin. Sie ist die Ehrbarkeit in Person und am allerwenigsten dazu geneigt, mit dünkelhaften Prahlhänsen in Uniform mir nichts dir nichts durch die Wälder zu galoppiren."

„Für diese Worte werden Sie mir Genugthuung geben, mein Herr!" schrie der Beleidigte mit dem Zorne der Empörung.

„Mit Vergnügen", erwiderte Hochdorf, reichte dem Rittmeister nachlässig seine Karte und fügte hinzu: „Ich stehe Ihnen zu Diensten, wo und wann Sie es wünschen. Sie finden mich auf dem Schlosse, in dem Sie im Quartier gelegen haben."

Mit einem leichten Satze sprang er aus dem Wagen und brach sich durch die harrende Menge Bahn.

„Das ist auch einer von denen, welche die Circe auf dem Gute um ihren Verstand gebracht hat", sagte der Offizier, sah dem Enteilenden mit Kopfschütteln nach und blickte nachdenklich auf die Karte.

Erich bemächtigte sich eines Miethfuhrwerks und befahl, ihn in möglichst schneller Gangart auf das Schloß zu bringen. Er warf sich in den Sitz, stützte den Kopf in beide Hände und brütete vor sich hin. Auf einmal schlug er ein kurzes, krampfhaftes Gelächter auf, faßte sich an die Stirn und quälte sich in tonlosem Selbstgespräch:

„Nein, Herr Rittmeister, es sind keine Lügen, keine haltlosen, aus der Luft gegriffenen Lügen! Herr Waldemar ist zwar nicht verheirathet; aber daß er die Erzieherin als seine Gattin ausgeben konnte, beweist nur zu klar, daß er sie liebt, unaussprechlich liebt und sie in blinder Eifersucht als sein Weib gelten ließ, um die Blicke der unbequemen Gäste von ihr abzulenken und sie vor jeder Annäherung derselben zu beschützen. Ha, so haben sie nicht gelogen, die schwarzen Ahnungen, die mich so oft in der langen Trennungsfrist mit ihrer geisterhaften Warnerstimme zur Besinnung riefen und die ich doch in redlichem Widerstande von mir abschüttelte als den abscheulichsten Verrath an der Freundschaft, als den unerhörtesten Undank gegen meinen Wohlthäter! Nun ist er entlarvt, und ich erkenne in ohnmächtigem Grimm, daß ich den Wolf zum Hüter des Lammes setzte. Und sie? Sie reitet hinaus mit den Unbekannten, den zudringlichen Fremden, reitet hinaus in das züchtige Schweigen des Waldes, in die keusche Schneepracht des Winters. Das ist die schnöde Gefallsucht, die Hoffart der Eitelkeit aus jenen pariser Tagen, die mich schon einmal so elend gemacht! O über diese Schönheit, die mir zum Fluch meiner Liebe ward, die mein Leben vergiftete, meine Hand gegen den Bruder der Geliebten bewaffnete, die mich berauschte und doch in jeden Becher der Freude einen bittern Tropfen Wermut mischte!"



Digitized by Google

Er schwieg und blickte auf die Waldstraße. Vom trüben Himmel fielen die Schneeflocken und wirbelten in regellosem Tanze durcheinander, gleichwie die Gedanken regellos in dem Hirn des Selbstquälers durcheinanderschwirrten.

„Das Ungeheuere enthüllt sich mir", monologisirte er fort. „Was ist Freundschaft, was sind Schwüre? Ihm vertraute ich in argloser Offenheit, der mir sein Wort brach und mir die Braut nicht schirmte, sondern in frecher Begierde zu sich lockte. Und ist sie denn nicht sein Geschöpf? Zog er sie nicht zurück vom Rande der Flut, behängt er sie nicht mit seinem Flitter, mit den Kostbarkeiten seines todten Weibes? Und ich ließ ihm in unbegreiflicher Verblendung die Zeit, die lange unbewachte Zeit, sie mit seinen Künsten zu kirren und ihr die Sünde willkommen zu machen! Mich machte mein Stolz, meine Ehre, mein gerechter Kampf mit dem Vater zu einem heimatlosen Bettler, der nun von seiner Großmuth leben soll: und er gebietet über einen unerschöpflichen Reichthum. Geboren, um zu glänzen, von der Natur geschaffen, um zu bezaubern, dürstet die Geliebte nach Macht und Pracht, nach Genuß und Fülle des Lebens, und er streut verschwenderisch vor ihr aus, was ihr meine Armuth nicht gewähren kann.

„O, ich durchschaue es nur allzu klar, wie sie es im betrügerischen Einverständniß abgekartet haben! Seine Wohlthaten sind der Kaufpreis ihrer Liebe, der Kaufpreis meines armseligen Duldens und Schweigens. Die mir die Treue brach, soll die Meine werden, um mir die Treue mit jedem jungen Tage aufs neue zu brechen! Und wenn ich murre, werden sie mich um die Wette undankbar schelten, und wenn ich mich in Verzweiflung krümme, werden sie mir an den Fingern vorrechnen, mit welchen Gaben, mit welchen Segnungen ich überhäuft worden bin. Mein wird die Arbeit sein, die Sorge für Feld und Stall, und meine Dankbarkeit soll zum knechtischen Frondienst werden. O, er wird mich beschäftigen, mich fortschicken, unter tausend unaufschiebbaren Vorwänden mich entfernen. Der Sklave der Dankbarkeit gehorcht mit Zähneknirschen, und wenn ich mich draußen für ihn abmühe und plage, schleicht er zu dem warmen üppigen Nest, das er zum Schein für mich, in Wahrheit aber für sich gebaut, und umschlingt mein Weib mit verbrecherischen Küssen. Und kehre ich heim, erschöpft, zerschlagen, und lechze nach Labung und Erquickung, so reicht sie mir mit einem gnädigen Lächeln die Hand, und will ich sie in meiner unausrottbaren Liebesqual, in dem Jammer meiner sehenden und doch nicht sehen wollenden Augen in die Arme schließen, so wendet sie sich ab, von den Wonnen müde, die der andere vor meinen brennenden Lippen vorweggekostet. Das Gespött der Mägde, das Grinsen der Knechte ist mein Los, ist der Zoll der Erkenntlichkeit, die mich entwürdigt. O, das ist mehr als Zerrüttung, das ist Wahnsinn oder Tod!"

Er lehnte sich zurück und lag lange mit geschlossenen Augen, ohne ein Glied zu rühren, bis ihn der Peitschenknall des Kutschers aufschreckte.

Als der Wagen in die Nähe des Schlosses gelangte, ließ Erich anhalten und legte die letzte Strecke zu Fuß zurück. Er wollte geräuschlos kommen, wollte nicht gesehen werden, um selbst zu sehen. Als Freund war er geschieden, als Spion kehrte er heim.

Er öffnete das kleinere Hofthor und blickte hinein. Therese, in ein reizendes

Digitized by Google

Pelzmäntelchen gehüllt, kletterte eben die Stiegen des Hinterhauses hinab, um über den Hof nach dem kleinen Stall zu wandern, in welchem ihr Pony stand, den sie alle Vormittage mit Brot und Zucker zu füttern pflegte. Der Ankömmling rief sie an. Das Kind erschrak bei dem unvermutheten Anblik des Mannes, dem das dunkle Haar unter dem schneebedeckten Hut tief ins Gesicht hing, und die Verstörtheit seines Ausdrucks entging dem betroffenen Mädchen nicht. Das war leibhaftig das nächtliche Schreckgesicht, das sich immer in den Onkel Erich verwandelte, der seine Hände nach der lieben Lehrerin ausstreckte!

Schon wollte die Kleine in das Haus zurückflüchten, als Erich mit hurtigen Schritten sie erreichte, sie heftig bei der Hand nahm und von den Treppenstufen in die Mitte des Hofes zerrte. Der Kettenhund wurde zornig, sprang aus seiner Hütte, heulte und schüttelte den Pelz.

„Er kann dich nicht leiden . . . wie ich dich nicht leiden mag", sagte der Blondkopf trotzig und suchte sich freizumachen.

„Du kommst nicht eher vom Platz, als bis du mir sagst, wo der Vater und wo die Tante Clara sind", erwiderte er fest und bestimmt.

„Ich weiß es nicht", entgegnete sie mit wachsendem Trotz und verbiß den Schmerz, den ihr die eiserne Umklammerung ihrer Rechten zufügte.

„Du weißt es nicht? So werde ich sie ohne dich finden. . . . Sage mir einmal, Thereschen, der Vater und deine Erzieherin sind sich wol recht von Herzen gut?" setzte er mit freundlicherm Tone hinzu, in dem plötzlichen Einfall, die Stimme eines unschuldigen Kindes in seiner geistigen Qual zur Stimme eines vorbedeutenden, entweder vernichtenden oder freisprechenden Orakels zu machen.

„Du bist bös, Onkel, bist garstig, daß du mich so drückst", sprach das Mädchen. „Freilich hat der Papa die Tante sehr lieb; wer sollte sie denn nicht lieb haben?"

Er faßte bei diesen Worten wieder kräftiger zu, und das Kind fuhr in erbittertem Tone fort: „Die Magd hat mir heute Morgen ausgeschwatzt, daß du die Tante Clara heirathen willst. Das sollst du nicht und ich will es nicht. Der Vater soll die liebe Lehrerin heirathen. Der ist viel sanfter als du und wird sie nie betrüben."

„Auch du?" versetzte er ingrimmig. „Ha, du nichtsnutzige kleine Kupplerin, die du bist", stieß er hervor, schleuderte die Kleine mit solcher Gewalt von sich fort, daß sie taumelte, und flößte ihr ein solches Entsetzen ein, daß sie fiel, sich aufraffte und in den ängstlich aufgeklinkten Stall zu ihrem Pferdchen floh, dem sie die Arme um den Hals schmiegte und in dessen Mähne sie ihr thränennasses Gesichtchen vergrub.

Gleich darauf kam aus dem großen Stallgebäude ein Reitknecht, der den Schimmel Waldemar's und den Rappen, den Clara zu reiten pflegte, wohlaufgezäumt und gesattelt auf den Hof führte.

„Wohin geht die Reise, Wilhelm?" fragte Erich, von dem Knechte mit Achtung begrüßt.

„Der gnädige Herr und das Fräulein sind nach dem Vorwerk hinausgegangen", erwiderte der Angeredete. „Ich soll die Thiere nachführen, weil die Herrschaften den Rückweg zu Pferde zu nehmen wünschen."



Digitized by Google

„So kann ich Sie Ihrer Mühwaltung entheben", äußerte der Gast. „Ich muß augenblicklich mit meinem Freunde reden, besteige seinen Schimmel und ziehe das Damenpferd am Zaume mit."

Wilhelm gehorchte ohne Bedenken, hielt dem Herrn den Bügel, öffnete das Thor, und schnell waren Reiter und Rosse im Schneegetümmel verschwunden.

Der Wald glitzerte im Winterschmuck. Die Aeste und Zweige, deren weiße Last der reiche Flockenfall nährte und mehrte, schienen unter der Erschütterung des Bodens, unter dem funkensprühenden Hufschlag zu schwanken und zu beben, schüttelten hier und dort einen Theil ihres Ueberflusses auf die wilde Jagd herab, und die Kiefernstämme der Ferne schlossen sich in den Blicken des Reiters im kreisenden Wirbel dem feurigen Ausgreifen der dampfenden Thiere an.

Die erste Erregung hatte ausgetobt. Erich mäßigte den stürmischen Galopp, trabte eine Weile und ließ dann die Pferde in ruhigem Gleichschritt verschnaufen. In dem frischen Anhauch des Nadelwaldes kühlte sich das heiße Fieber, das ihn in dem dumpfigen Ledergeruch des schwerfälligen Miethwagens ergriffen hatte. Es war ja nicht möglich, was ihm sein Argwohn vorspiegelte. Waren denn die aufrichtigen Zeilen Waldemar's, die sehnsüchtig liebevollen Briefe Clara's, die beide ihm nach Preußen gesandt hatten, nicht ebenso viele und unverwerfliche Zeugen ihrer reinsten Treue gegen ihn? Und bekundete der unermüdliche Eifer, mit dem sie gemeinsam sein künftiges Heim auf dem Vorwerk schmückten und zierten, nicht ihre hingebende Fürsorge für sein Wohlergehen, nicht ihren glühenden Herzenswunsch, ihn für alle Leiden der zweifelvollen Vergangenheit durch ein sicheres Glück zu entschädigen? Er hieß sich einen Narren, daß er dem Gerede eines nur zu leicht verliebten Rittmeisters so großen Werth hatte beimessen wollen.

Da irrte sein Auge auf den ledigen Rappen, der die Farbe des Todes trug, und schwarze, todbringende Gedanken waren es, die aufs neue seine unruhvolle Brust bestürmten. Plötzlich sah er auf dem Sattel des Damenpferdes die geschmeidige Gestalt der Geliebten, die linienschönen Umrisse ihres Wuchses, hörte ihre Stimme, ihr melodisches Lachen, und ihre Augen blitzten wie zwei aufgesogene Sonnenfunken unter dem kecken Federhut hervor. Ja, das war's! Wie er selbst jetzt einen Schemen mit brennenden Blicken musterte und bewunderte, einen Traumleib mit sinnlicher Glut in seine Arme faßte, so hatte Waldemar auf zahllosen unbelauschten Ritten die leibhaftige Schönheit an seiner Seite angestaunt, ihr Bild in seine Seele geschlossen, Roß hart an Roß gedrängt und in wonniger Trunkenheit seinem Pferde die Zügel auf den Hals gelegt, um die Braut seines Freundes mit freiem Arm im Zwielicht des Waldes zu umstricken.

Ja, das war's! Und was ihm soeben noch ein Trost gewesen war, wurde nun zu der herbsten Anklage: die aufrichtigen, die liebevollen Zeilen waren nur geschrieben worden, um ihn in vertrauensseliger Blindheit zu erhalten, und das gemeinsame Walten und Schalten auf dem Vorwerke gab den reizvollsten Anlaß, der Beobachtung der Schloßdienerschaft zu entfliehen und in anreizender Verborgenheit die Süßigkeiten verbotenen Liebesglückes zu kosten.

Wieder drückte er dem Schimmel die Sporen in die Weichen, wieder flogen die Rosse über den weichen Schneegrund, der hier den Hall ihrer Hufe erstickte,

Digitized by Google

und wieder schüttelten sich die Zweige um ihn her. So raste er wie ein Mazeppa, durch seine Leidenschaft auf den Renner gebunden, dem unvermeidlichen Sturz entgegen.

Der Schneefall hörte auf, und nur vereinzelte Flocken trieben sich wie erstarrte, flugmatte Waldkäferchen mit unhörbarem Gesumm zwischen dem Geäste der Kiefern um, als die Giebel der Wirthschaftsgebäude mit ihren beschneiten Firsten sichtbar wurden und Erich die schnaufenden Thiere mit vorsichtiger Behutsamkeit im langsamen Schritt an das Gehöft lenkte. Nun war er wieder der Aufpasser, der Spion, der seine eigene Schmach zu überraschen kam; nun hätte er gern jedem thierischen Laut, jedem Hufschlag gewehrt und riß zornig an dem Zügel des Schimmels, als derselbe sich der an das Wohnhaus des Vorwerkes stoßenden Koppel näherte und mit lautem Gewieher eine Anzahl junger, zu dem Gestüt gehöriger Pferde begrüßte, die sich gerade hinter dem Gatter der freien Bewegung freuten und neugierig ihre Köpfe über die Latten hinaufstreckten, um mit flammenden Augen und unruhig athmenden Nüstern die vorbeischreitenden Gefährten zu mustern.

Der Reiter schwang sich aus dem Sattel und leitete die Rosse auf das Gehöft. Kein Knecht war zu sehen, und die winterliche Stille ringsumher mahnte den Unglücklichen an das heimliche Stelldichein der Treulosen, die hier ihre Küsse tauschten, und deren verbrecherische Tritte draußen auf der Decke des Schnees und drinnen auf dem wolligen Teppich des geschwätzigen Widerhalls überhoben waren. Ja, diese lautlose Abgeschiedenheit war eine Zufluchtsstätte der Liebenden, die, um sich selbst zu gehören, die Zugehörigkeit jedes Spähers vermeiden mußten!

Er biß sich auf die Lippen, öffnete das vom Hofe nach der Koppel führende Gitter, ließ den Rappen und den Schimmel in das Gehege ein, schloß dasselbe hinter sich und stieg mit möglichster Geräuschlosigkeit die Vorderstufen des Wohnhauses hinan. Ein mehrstimmiges Gewieher, mit welchem die jungen Pferde die gesattelten Ankömmlinge empfingen, schallte hinter ihm her; nun war ihm dasselbe willkommen, weil es die allmähliche Annäherung seiner Sohlen übertönen und vollends unhörbar machen konnte.

Währenddessen hatten Clara und Waldemar ihre Wanderung durch die Wohnräume beendigt. Der Gutsherr feierte den schönsten Triumph seiner Seelengüte: mit dankbar aufleuchtenden Augen hatte die Erzieherin ein Zimmer nach dem andern durchmessen, ihrer Freude an jeder Einzelheit den beweglichsten Ausdruck geliehen und immer von neuem betont, wie sehr sich ihr Verlobter in diesem Waldidyll, in dieser anheimelnden Behaglichkeit, in diesem Gottesfrieden der Natur und des Aufenthalts mehr und mehr in einen friedfertigen, leidenschaftslosen, durch keinen Ausbruch seiner Reizbarkeit gefährdeten Daseinsgenuß hineingewöhnen und eines dauerhaften Herzensglückes fähig werden müsse.

Waldemar war stolz auf sich und schlürfte eine jede Betheuerung ihrer Dankbarkeit wie einen Labetrunk in sich hinein, wie eine Wegzehrung, die ihn auf langer öder Fahrt erquicken und zum Ausharren ermuthigen sollte.

Nachdem sie zuletzt den Schlafraum besichtigt hatten, glaubte die Braut, die kleine, für sie fast noch immer unbegreifliche Wunderwelt ihrer Zukunft sei nun

Digitized by Google

abgeschlossen, und schickte sich an, im Zurückwandern ihres holden Besitzthums noch einmal im gründlichsten Anschauen froh zu werden, als der Freund eine Tapetenthür öffnete, die Freundin auf den schmalen Flur treten ließ und sie auf den Eingang zu einem abgelegenen Gemach des Hinterhauses aufmerksam machte, hinter welchem noch eine letzte Ueberraschung für ihren Bräutigam verborgen sei.

Selig lächelnd blickte sie nach ihm zurück, legte, wie ein herziges Kind vor der Pforte des Weihnachtszimmers, mit anmuthigem Zögern ihre Hand auf den Thürgriff, sah noch einmal nach dem Wohlthäter hinüber, klinkte auf und schlüpfte mit einem Jubelschrei in den stattlichen Raum.

Auch dafür hatte der edle Mann gesorgt, hatte der leidenschaftlichen Vorliebe des Verlobten für die Jagd eine kostbare Rüstkammer geschaffen! Es war ein Jagdzimmer, mit allem ausgerüstet, was das Herz eines echten Weidmannes höher schlagen läßt: Thierfelle auf der Diele, Geweihe an den Wänden, Hirschfänger, Büchsen, Flinten und Pulverhorn in malerischer Gruppirung, ein ausgebälgter Raubvogel auf dem Schrank, und das alles mit einem feinen künstlerischen Sinn geordnet!

Die Erzieherin konnte sich nicht genugthun, sich das Entzücken ihres Erich auszumalen, erschöpfte sich in Dankesworten, staunte, bewunderte, und wie sie vordem in der Küche hier eine Tasse, dort ein Glas, eine Schüssel in die Hand genommen und mit der Erstlingsfreude am eigenen Besitz gestreichelt hatte, so betastete sie jetzt hier den Zacken eines Geweihes, dort den geschnitzten Griff eines Weidmessers, und war im Begriff, einen zierlichen Revolver von seinem Haken herabzulangen, der inmitten einer größern Sammlung ihre Aufmerksamkeit erregte.

Da trat der Schloßherr eilfertig hinzu und hielt ihre schon ausgestreckten Finger zurück. „Die Waffe ist geladen", warnte er. „In dieser Waldeinsamkeit bedarf man des Schutzes. Der alte Müller, der jetzt in den untern Räumen haust, noch bis zur Ankunft Erich's das Vorwerk verwaltet und für die Sicherheit dieses Eigenthums meiner Freunde einstehen muß, hat es sich ausbedungen, jenen Revolver, der in der Nacht neben seinem Lager hängt und den er heute nur, um bei unserm Besuche des Jagdzimmers die Harmonie der Ausstattung nicht zu stören, an seinen eigentlichen Platz zurückgetragen hat, während des Leerstehens des obern Stockwerkes zu seiner Beruhigung benutzen zu dürfen."

Clara that einen Schritt zurück in der peinlichen Empfindung, arglos mit dem Feuer gespielt zu haben, und dieselbe Empfindung beschlich sie in einem andern Sinne, als sie jetzt sich aufmachte, um den Raum zu verlassen, und verwundert auf ihren Begleiter sah, der ihr nicht folgte und sie mit einem flehentlichen Blick an die Stelle zu bannen suchte. Wieder schien er mit einem Geständniß zu ringen, das den Weg auf seine Lippen nicht finden konnte; wieder war er in einer sprachlosen Verwirrung, und wieder klang es wie ein Hülferuf durch ihre Seele: „Komm, Geliebter, komm und rette, rette unser Glück!"

O, hätte sie doch die fernen Hufschläge des Rosses vernehmen können, auf welchem der Verlobte über die Waldpfade heranjagte, hätte sie doch in die Züge zu blicken vermocht, die schon der bloße Argwohn eines Treubruchs entstellte und verzerrte!

Digitized by Google

Alles Betrachtenswerthe war zweimal und dreimal gemustert worden und es war kein schicklicher Grund mehr vorhanden, um in dem entferntesten Theile des Hauses mit dem Manne allein zu bleiben, dessen Freude an ihrer Freude einem so bangen, verlangenden Ausdruck gewichen war. Sie müsse nach Therese sehen, sagte sie mit gepreßter Stimme, und der Reitknecht mit den Pferden werde längst eingetroffen sein. Und wie sie sich abermals zum Gehen anschickte, da vertrat ihr der Schloßherr den Weg und bat sie mit inbrünstigem Tone, noch eine kurze Frist zu verweilen; er müsse ihr eine Eröffnung machen, die keinen Aufschub mehr leide, und er wolle sie um eine Gunst, eine vielleicht allzu große, anflehen, von deren Gewährung er den Trost für eine lange leidvolle Prüfung erhoffe.

Nach diesem Eingange sann Clara einen Augenblick auf Flucht; aber gleich darauf schämte sie sich, daß sie so unwürdig von dem Freunde dachte, der Monate hindurch die Beweise einer so seltenen Selbstbeherrschung gegeben hatte, und fürchtete, ihn durch ein Betragen zu beleidigen, das gerade in dieser Stunde als der verletzendste Undank erscheinen mußte.

„Sie haben mich in den letzten Tagen oft gefragt", begann Waldemar, „was das geheimnißvolle Kramen und Schaffen, das viele Schreiben und Rechnen auf meinem Arbeitszimmer zu bedeuten habe. Sie sollen es nun erfahren. Unser Erich wird nicht allein dieses sein Vorwerk, sondern meinen ganzen Besitz zu verwalten haben: der Brief, der ihn darum ersucht, liegt auf meinem Schreibtisch neben den Ueberschlägen, Rechnungen, Anweisungen, Verträgen, die ihm das schwierige Geschäft erleichtern werden.

„Meine Koffer sind gepackt, mein Haus ist bestellt. Ich reise noch vor Abend, ohne Ihren Verlobten wiedergesehen zu haben, auf ein Jahr in die Ferne. Mein Ziel ist Italien. So werde ich nicht, wie Sie bei unserer Wanderung durch die Wohnräume in so liebenswürdiger Art mich hoffen ließen, an traulichen Feierabenden an Ihrer Tafel sitzen, um mich an dem Glück meiner Freunde zu sonnen; aber ich lasse Ihnen, mein liebes Fräulein, meine Therese, und ich weiß, daß sie auf dem weiten Erdenrund keine zuverlässigere Zufluchtsstätte finden könnte, als Ihr Herz und Ihr Heim, keine größere Befriedigung als in Ihrer Liebe."

„Und warum dieser jähe Entschluß?" fragte die Erzieherin tonlos und senkte erblassend ihre Augen zu Boden, ohne sie bei den folgenden, von ihr vorausgeahnten Worten wieder aufzuschlagen.

Hatte Waldemar, was er bisher gesagt, mit einem gewissen feierlichen Ernst gesprochen, so durchdrang eine hinreißende Innigkeit jeden Laut seiner bebenden Stimme, als er fortfuhr:

„Es ist mir weniger schwer, Ihnen den Grund meiner Entfernung zu nennen, da Sie ihn bereits wissen; denn Sie kennen, durch Ihr Schicksal geschult, die Menschen zu gut und haben zu tiefe Blicke in mein Inneres gethan, um nicht genau zu unterscheiden, daß meine Gefühle für Sie mehr sind als die einer ruhig stillen Freundschaft. Ja, Clara, ich liebe Sie; ich habe Sie geliebt von dem Augenblick an, da ich Sie von dem Rande des Sees zurückriß. Ich habe gekämpft, gerungen bei Tag und Nacht, gerungen bis zur Erschöpfung. Doch ich bin am Ende meiner Kraft, und darum will ich scheiden. Ich will nicht den

Digitized by Google

Lenz Ihres Bundes entblättern, nicht den leichterregbaren Freund durch ein Ueberwallen meines Herzens unwiederbringlich verlieren, will Ihnen nicht durch meine Gegenwart jede wonnige Stunde verkümmern, wenn Sie an der Seite Ihres Gatten auf mich blicken und sich in der unerschöpflichen Fülle Ihres erbarmenden Mitleids sagen müssen: hier ruhe ich im Arm der Liebe, und dort sitzt einer, dem ich Dank schulde, der um meinetwillen verschmachtet, und den ich doch nicht laben darf und kann! Darum soll der Süden mich heilen, die Fremde mich ablenken; ich will entsagen lernen, will entbehren lernen, und mein Entsagen und Entbehren soll die Bürgschaft Ihres Glückes sein. Kehre ich dann nach Jahresfrist oder später, viel später, wenn die gesetzte Frist zu kurz war für die Lernzeit, auf meine Güter, auf mein Schloß zurück, beschwichtigt, gewaffnet und gefestigt: dann reiche ich Ihnen die Bruderhand und weide mich neidlos an dem überschwenglichen Glück des Freundes."

Er schwieg. Seine Worte hatten einen überwältigenden Eindruck auf die Erzieherin gemacht. Er sah, wie eine helle Thräne unter ihren gesenkten Lidern hervorquoll, und diese Thräne gab ihm den Muth, mit wachsender Leidenschaftlichkeit seine Beichte zu vollenden:

„Das Schwerste ist noch zurück, und ich weiß nicht, wie ich den Ausdruck finden soll: es ist die Gunst, um die ich flehe. Vielleicht werden Sie zürnen, vielleicht beleidigt sein. Doch ich muß es sagen, wenn ich nicht verzweifeln soll.

„Im Beginn meiner Südlandsfahrt wird manche Stunde kommen, in welcher ich das Dasein als einen Fluch betrachten muß, und mir graut vor der Vorstellung, wie ich im Gewühl lärmender Städte, wie ich über Thal und Berg, über Brücke und Strom nur mit meinem Schmerz reise, im Rauschen des Meeres, im Geflüster der Oliven nur ihn höre, nur mit ihm Zwiesprache halte, fremd unter Fremden, und ihm die Wunder zeige, die mich nicht locken. In solcher Lage bedarf man eines Anhalts, eines Trostes, um nicht ganz zu verzagen, um auszudauern und das Leben fortzufristen. Dieser Trost ist die Erinnerung an etwas Unvergeßliches, etwas Unendliches, Körper und Seele mit dem Schauer höchster Wonne Ergreifendes, das, wenn es auch nur eine Minute währte, seinen unauslöschlichen Schimmer auf eine ganze Zukunft wirft. Geben Sie mir, Clara, eine solche Erinnerung, einen Talisman für mein Trennungsleid! Scheiden Sie nicht von mir mit einem gesellschaftlichen Druck der Hand, nicht mit dem gewohnheitsmäßigen Gruß des Abschieds: nein, gewähren Sie mir, was mir Tag und Nacht vor allen Sinnen stand, wonach ich gelechzt in der Qual des Fiebers! Schützen Sie mich vor der furchtbaren Leere entbehrungsvoller Wochen, schenken Sie meiner Phantasie einen Inhalt, den sie sich mit immer wechselnder Neugestaltung wiederhole, lassen Sie mich in dieser bedeutsamen Stunde nur einen Augenblick in Ihren Armen jubeln, nur einen Augenblick meinen Mund auf Ihre Lippen pressen und verpflichten Sie mich zu einer Dankbarkeit, gegen welche alles, was ich Ihnen hier aufbauen und gründen durfte, nur ein nichtiger Schatten ist! Dann will ich scheiden, will weiter kämpfen und leben und sterben für Ihr Glück."

Ein sichtbares Zittern hatte die Erzieherin bei dieser, wie ein heißer Strom

Digitized by Google

auf sie niederrauschenden Rede überkommen. Noch hafteten ihre Blicke am Boden, und sie versetzte mit halber Stimme:

„Ich kenne keine Worte, Waldemar, für Ihre grenzenlose Opferfreudigkeit! Ja, Sie sind ein edler Mann, der uns ein Vorbild der reinsten Selbstverleugnung ist! Sie verbannen sich aus freien Stücken von Ihrem eigenen Grund, um die Eintracht Ihrer Freunde nicht zu untergraben; Sie reißen sich los von dem langgewohnten Genuß der heimischen Scholle, von Ihrem süßen Kinde, um andern eine Seligkeit zu schaffen, deren Sie selbst so würdig sind, und flüchten in die Fremde mit dem Bewußtsein, daß sie Ihnen nichts zu bieten hat gegen das, was Sie zurücklassen. Es ist etwas Erhabenes in Ihrem Wesen, das ich mehr ahne als begreife. An Ihrer Tochter will ich den Dank bethätigen, dessen Last mich erdrückt, und an dem Kinde vergelten, was an den Vater abzutragen ich zu arm, zu hülflos bin."

Langsam hob sie den Kopf, hob sie die Lider und blickte nach dem Freunde hinüber, der mit bittend gefalteten Händen vor ihr stand, der eine jede ihrer Bewegungen angespannt verfolgte und in dessen Zügen sich Hoffnung und Gram, Erwartung und Furcht zu unwiderstehlicher Ueberredung mischten. Da brach auch aus ihrem Herzen der so lange zurückgedämmte Strom der Empfindung und des Mitleids hervor, und ihre feuchten Augen leuchteten von seelischem Glanz, als sie mit quellendem Tone hinzusetzte:

„Und ich sollte Ihnen, armer Freund, der Sie uns den Himmel auf die Erde herabzulangen suchen, die eine, die flüchtige Gunst verweigern, sollte so hart, so engherzig und altjüngferlich sein, um Ihnen den einzigen Trost vorzuenthalten, der Sie auf Ihrer Irrfahrt begleiten mag? Nein! Und wenn der Verlobte jetzt neben mir stünde und Ihre Bitte vernähme, er würde, er müßte, sich über sich selbst erhebend, mich freudig ermuntern und so zu mir sprechen: geh hin, Geliebte, reiche ihm den Talisman und vergilt ihm aus lauterm Herzen, was er an uns gethan hat!"

Bei ihren ersten Worten lösten sich seine Finger, bei den folgenden die Hände in allmählicher Erweiterung, und bei dem Schluß ihrer Rede stand er mit weit ausgebreiteten Armen da, und sie stürzte sich willenlos an seine Brust.

Er drückte sie an sich; ein langhallendes „Ah!" jauchzte von seinen Lippen, dem Freudenschrei des Eingekerkerten gleich, der nach der endlosen Haft zum ersten mal das fessellos ergossene Licht der goldenen Sonne begrüßt, und die Braut versagte ihm Mund und Wangen nicht, die er mit den glühendsten Küssen bedeckte.

Da wurde die Thür des Zimmers mit gewaltthätigem Ruck aufgerissen.

Erich war die Treppe zum obern Stockwerk hinaufgestiegen und drang in die unverschlossenen Räume vor. Er warf einen Seitenblick in die Küche. „Hier wird sie geschäftig sein und ihrem Buhlen den stärkenden Trank bereiten", murmelte er düster vor sich hin und schlich auf den Zehen in das Empfangszimmer. „Hier wird sie seiner harren, das Ohr an die Pforte legen und auf den nächtlichen Schritt des Ersehnten lauschen", so quälte er sich weiter und eilte in das für ihn ausgestattete Arbeitsgemach. „Hier wird sie an meinem Schreibtisch sitzen und den Falschen zu heimlicher Begegnung mit den zärtlichsten Worten laden",

Digitized by Google

stöhnte er und ballte die Faust. Im anstoßenden Wohnraum der Geliebten kam er sich wie ein ausgestoßener Fremdling vor, und aus dem hohnlachenden Spiegel grinste ihm sein eigenes Bildniß wie die Verkörperung seiner Schmach entgegen. Nun schlüpfte er in das Schlafgemach und schlug die Vorhänge zurück. „Und hier?" Er sprach nicht mehr, ächzte krampfhaft und packte seinen Kopf mit beiden Händen, als ob ihm sein Hirn aus den Fugen gehen wollte.

Aber wo war die Spur der Liebenden? Er horchte. Nichts regte sich; nur der ungestüme Schlag seines Herzens wurde ihm hörbar. Hatten sie sein Kommen bemerkt? Waren die Vögel aufgeflogen, ehe er sie zu beschleichen vermochte?

Sein unstet irrendes Auge fiel auf die Tapetenthür. Gleich darauf befand er sich, geräuschlos die Schwelle überschreitend, auf dem schmalen Flur und spähte umher. Horch! Klang das nicht wie der Schall von trunkenen, heiße Luftwellen erregenden Küssen, Wellen, die sich noch heißer in schwellender Fortpflanzung an seinen Schläfen brachen? Und wurden diese Küsse nicht hinter der gegenüberliegenden Pforte gewechselt? O, so hatten die beiden doch wenigstens ein Bewußtsein ihres sündigen Verkehrs, daß sie den abgeschiedensten und zeugenlosesten Versteck des Hauses wählten, um sich ihrer Umarmungen zu erfreuen!

Die Thür des Jagdzimmers sprang auf. In tödlichem Schreck stoben die Umschlungenen auseinander und starrten in lähmendem Entsetzen auf den Eindringling, der mit verworrenem Haar und haßverzerrten Zügen wie ein Dämon der Rache auf der Schwelle stand.

„Verräther, Treulose!" schrie Erich auf, ließ seine funkelnd rollenden Augen von dem Freunde auf die Verlobte gleiten und streifte mit einem aufblitzenden Siegesblick des Triumphes die Wände des Gemachs.

„Ha, Wonne, Wonne, Waffen, Waffen!" jubelte er, stürzte auf die Gruppe der Jagdgewehre und umspannte mit fürchterlichem Entschluß den Revolver.

Waldemar begriff den vollen Ernst der Lage. Jedes Wort mußte vergeblich sein, den Rasenden zu beschwichtigen; und wo gab es ein Wort, kurz und beredt genug, ihn in der drangvollen Eile der Noth über den Auftritt, über den Sinn und Grund der belauschten Umarmung aufzuklären?

Der Schloßherr stellte sich vor die Erzieherin, deckte sie mit seinem Rücken und rief ihr mit flehender Stimme zu: „Flüchten Sie, flüchten Sie!"

Da krachten zwei Schüsse schnell hintereinander. Clara sank auf der Schwelle in die Knie, sah den Getroffenen zusammenbrechen, sah sein Blut die Diele färben, und raffte sich, halb ohnmächtig, in dem dumpfen Bewußtsein auf, daß sie Rettung bringen, daß sie Hülfe, Arzt und Diener herbeischaffen müsse.

Ein dritter Schuß, der wol ihr galt, aber nur den Raubvogel vom Schranke riß, dröhnte hinter ihr her, als sie auf den Flur eilte, und weckte einen zornigen Widerhall, der die unselige That von Zimmer zu Zimmer verkündigte.

In der Besinnungslosigkeit der Angst und des Schreckens dachte sie nicht an den zunächstliegenden Ausweg, nicht an die nahe Hintertreppe des Wohnhauses, sondern schwankte durch die vordern Räume zurück. „Hier sollte die Stätte unsers endlichen Friedens sein", so dämmerte es wie ein Traumspuk in ihr auf, als sie das Schlafgemach durchirrte. „Hier wolltest du den Heimatlosen, vom Vater-

Digitized by Google

hause Vertriebenen in die Heimat deiner Liebe aufnehmen", so raunten und flüsterten ihr Spiegel, Sessel und Divan in ihrem traulichen Wohnzimmer gespenstig zu. „Hier sollte er für dich sorgen, hier nach dir sich sehnen", so hauchte sie und klammerte sich, da ihr die Füße zu versagen drohten, im Arbeitszimmer Erich's an den Schreibtisch. Dann rettete sie sich durch den Empfangsraum, an der Küche vorbei, auf die Treppe. Sie hauchte, sie empfand nichts mehr; eine dunkle, namenlose Furcht umstrickte sie.

Auf dem Hofe kein Knecht, keine Magd. Da schallte die Stimme des Verlobten, der gebieterisch nach ihr rief, aus der Ferne an ihr Ohr. Der Eifersüchtige hatte sie über die Hintertreppe verfolgt, in dem Glauben, sie werde auf dem nächsten Wege geflohen sein. Jeden Augenblick konnte er aus dem Hintergarten, wo er sie vergebens suchte, durch das Haus auf den Hof stürzen. Er würde sie mishandeln, würde sie tödten! Wohin, wohin? Zu den Pferden in der Koppel, zu den Thieren, die mitleidiger waren als der Mensch, die sie mit ihren Schweifen, ihren Hufen vertheidigen konnten! Sie öffnete das Gitter, das sich ihrer zarten Kraft entgegenstemmte, mit dem starken Willen der Verzweiflung.

Gottlob! da stand ihr Rappe, da war die Befreiung! Der Wallach wieherte auf, als er seine Reiterin erblickte. Ja, das war die Stimme des Mitleids, der erbarmungsvollen Ermuthigung. Sie faßte den Zügel des treuen Rosses und führte es hinüber an das nach dem Walde hinausliegende Gatter des Geheges. Sie schob die Riegel fort; die Latten thaten sich langsam mit mistönigem Knarren auf; sie schwang sich in den Sattel, athmete auf und galoppirte aufs gerathewohl in die Lichtung des Kiefernholzes hinein. Die Lichtung, so muthmaßte sie, mußte sie auf einem kürzern Wege, als ihn Waldemar zu nehmen pflegte, nach dem Schlosse bringen.

Ja, sie hatte sich nicht getäuscht: die Thiere waren theilnahmvoller als der Mensch; sie gaben ihr das Geleit in ihrer Noth, in ihrem unfaßbaren Leid und Weh; sie folgten, der plötzlichen Freiheit froh, dem Rappen durch die offene Umfriedigung; die jungen Pferde des Gestütes stürmten mit ihr hinaus, mit sprühenden Nüstern, mit flammenden Augen, entrüstet über die That, die ihr geschehen war!

Auch der Schimmel des Gutsherrn wollte sich in Bewegung setzen; aber die Hufe des letzten vor ihm hinausjagenden, wild ausschlagenden Renners trafen die Latten des Gatters mit solcher Gewalt, daß dasselbe zurückschlug und dem Pferde den Ausgang sperrte. Unmuthig schüttelte der Gaul seine Mähne und wieherte den fortsprengenden Gefährten nach.

Und das Gewieher lockte einen Reiter herbei. Erich war auf den Hof gelangt, tobte und rief, riß die Thür eines Stalles auf, suchte umsonst, hörte auf einmal das Gestampf, das Wiehern, sah das Gitter der Koppel aufstehen und ahnte, wohin die Braut ihre Zuflucht genommen hatte. Nach, nur nach! Er lief hinüber, stutzte über die Leere des Geheges, stieß das Gatter auf, warf sich auf den Schimmel, den die Rache selbst ihm zurückgehalten hatte, und begann die Verfolgung der Flüchtigen. Die zahlreichen Hufspuren im Schnee ließen ihm keinen Zweifel über die einzuschlagende Richtung, und seine Sporen beschleunigten seinen Ritt.

Digitized by Google

Die Geliebte hatte einen ziemlich bedeutenden Vorsprung. Ihr Haar löste sich und flatterte im Winde. Ohne Pelz, ohne jede wärmende Hülle war sie aufgebrochen; sie spürte den Frost nicht, und die verzehrende Angst trieb ihr perlende Schweißtropfen auf die schutzlose Stirn.

Welch ein Jagen und Brausen! Der Boden zitterte, der Schnee spritzte hoch auf wie ein gefrorener Gischt, und die Stämme kreisten in waghalsigem Wettlauf. Wirre und wüste Bilder brütete das Hirn der Erzieherin aus. Die schreckliche Sühne war gekommen. Sah sie nicht auf dem sattellosen Rücken des hart hinter ihr schnaufenden Fuchses die Gestalt ihres Bruders Richard, den einst die Kugel ihres Bräutigams getroffen und der ihr nun mit erhobenem Finger drohte, sein Haupt in klägerischer Misbilligung bewegte, daß sie ihrer Liebe treu geblieben war, einer Liebe, die sie jetzt zu Grunde richten sollte, wie sie ihn zu Grunde gerichtet hatte? Und sprengte nicht dort auf dem feurigen Braunen der blutende Schloßherr auf ihrer Spur daher, um sich mit finsterer Geberde, gleich dem Bruder, in die Höhe zu recken und sie anzuklagen, daß sie sein stilles mildes Werben, dem sie ein ebenso stilles mildes Glück hätte verdanken können, in trauriger Verblendung verschmäht und in wandelloser Selbstaufopferung sich an den Grausamen gekettet hatte, der das todbringende Geschoß auf seinen, auf ihren Wohlthäter zielte?

Sie stöhnte laut auf; der eigene Seufzer rief sie in die Wirklichkeit zurück. Zu neuem Schrecken wurde sie gewahr, daß sie auf einem Pfade jagte, der nun und nimmer nach dem Schlosse führen konnte; und doch war keine Minute zu verlieren, wenn sie dem Schwerverwundeten Hülfe senden und das fliehende Leben des Freundes erhalten wollte! Sie rückte sich im Sattel, schaute sich nach allen Seiten um, sich in dem Gewirr der Waldung zurechtzufinden, und mäßigte den Lauf des Rappen, als sie ein neues Grausen erfaßte.

Unter der reiterlosen Cavalcade, die ihr mit donnerndem Hufschlag auf den Fersen nachsetzte, unter den schwarzen, braunen und grauen Roßgestalten tauchte plötzlich ein Schimmel auf, und auf ihm ein Verfolger, dessen Erkennen sie mit eisigen Schauern überschüttete. Mit heftigem Zuruf spornte sie ihr Pferd zu unsinnigem Galopp, und jedesmal, so oft sie einen flüchtigen Blick zurückwarf, schien sich ihr die Entfernung zwischen ihr und dem Reiter in stetig einschrumpfendem Abstand zu verringern. Welche athemraubende Bangigkeit! Wie eine weiße Sturzwelle schäumte das weiße Roß durch die jählings zur Seite gedrängten Vorrenner; wie eine vom Sturm gepeitschte Schneewolke stürmte es hinter ihr her, um sie zu erreichen und im Niedersturze zu begraben!

Da überholte der dampfende, schaumsprühende Fuchs in mächtig ausgreifenden Sprüngen den Rappen Clara's. Wieder glaubte sie ihren Bruder auf dem voranstürmenden Pferde zu erblicken. Der Unversöhnte raste ihr voraus, ihr die Bahn freizumachen zur Vernichtung! Und wie sie den Schatten sah, hörte sie die düstere Erlkönigsweise, die sie an jenem Abend angestimmt, als ihr das Antlitz Richard's durch das Fenster in die Augen starrte. Die Kiefernwipfel rauschten es im Sturm, das angstvolle Lied, und von den aufgerüttelten Nadelkronen regnete es mit den verschütteten Flocken herab:

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt.

Digitized by Google

Ach, auch ihre schöne Gestalt war ihr Verderben geworden; sie hatte Vater und Sohn entzweit, hatte dem edelsten Freunde den Frieden der Seele geraubt, und der hinter ihr drohende Reitersmann glich dem Waldgespenst der Ballade; auch er streckte, von ihren Reizen gereizt, die Hände verlangend nach ihr aus, um sie durch das Grauen, das er ihr einflößte, zu tödten.

Liebte sie ihn, konnte sie ihn denn noch lieben? Alles war wie ausgelöscht, was sie noch vor wenigen Stunden an ihn gefesselt hatte, und sie sah ihn nur, wie er mit ihrem Bruder im Zweikampf stritt und das Geschoß auf die Brust ihres opferfrohen Freundes richtete.

Schon kam er näher und näher. Sie hörte ihren Namen durch das Wipfelrauschen und den Donner der Hufe gellen; es war kein Ruf der Reue, kein Hülferuf der Liebe, die nach Vergebung schreit: es war der Ruf des Tyrannen, der sein Opfer fordert.

Immer wilder, immer ungestümer brauste der Ritt. Zu beiden Seiten der Flüchtigen galoppirten jetzt die ledigen Rosse, schnaubten und schnauften, von der Windsbrauteile des Rappen fortgerissen, den seine Reiterin mit unaufhörlichem Zuruf befeuerte. Ein Rudel schreckhaft aufgestörter Rehe stob vor dem Lärm der höllischen Jagd davon, und die Zweige und Aeste des Unterholzes knisterten und knackten unter der fliegenden Hast des gehetzten Wildes.

Holla! Da lag der Wegweiser, vom nächtlichen Sturm gebrochen, quer über dem Pfad, derselbe mürbe Wegweiser, der, wie einst Waldemar in jener verhängnißreichen Nacht der Rettung so liebreich versichert hatte, zum Frieden, zur Versöhnung, zum Glück hatte führen sollen.

Hoch setzte der Rappe über das leichte Hinderniß hinweg. Schon glaubte Clara, die nicht mehr umzublicken wagte, das Athmen ihres Peinigers und das Keuchen seines Thieres deutlich hinter ihrem Rücken zu vernehmen, und schon blitzte zwischen den Stämmen die kleine Eisfläche des zugefrorenen Teufelssees vor ihren Augen auf.

Da brauste es aufs neue durch die Wipfel, da nahmen die Kronen der Kiefern die Erlkönigsweise aufs neue auf, und wie Geisterklang summte es um das Ohr der Erzieherin:

Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!

In demselben Augenblick war der Verlobte an ihrer Seite, drängte Roß an Roß, packte den Zügel des Rappen und schrie im hitzigen Laufe mit heiserer Stimme zu der Geliebten hinüber:

„Liebst du mich, Sirene?“

„Schrecklicher!“ hauchte sie zurück in furchtbarer Beklemmung und schloß die Augen fest und fester, um ihn nicht sehen zu müssen.

„Ob Haß, ob Liebe“, jauchzte er wie im Wahnsinn; „der Tod vereint den Haß und die Liebe.“

Er drückte dem Schimmel die Sporen ein, daß sich das Roß im Schmerz hoch aufbäumte, riß ihn herum, riß das Pferd der Geliebten mit sich fort, jagte den Abhang hinab und geradeaus auf die Mitte des erstarrten Sees.

Ein ungeheueres Krachen, ein erschütternder Aufschrei, vom Echo schauerlich

Digitized by Google

wiederholt! Den Arm um die Braut geschlungen, versank der Reiter und die Reiterin mit ihm durch die schwache, berstende und splitternde Eisdecke in die kalte, hoch aufleckende Flut.

Noch einmal tauchte der Kopf des Rappen flüchtig über den weißen Rand empor. Dann ward es still über dem schwarzen Gewässer, auf dem die zerbröckelten Eisschollen traurig wie erstorbene, Schnee gewordene Wasserrosen schwammen. Wie ein Jammerruf nach den Versunkenen erscholl das Gewieher der versprengten Pferde des Gestüts, die um den See irrten und sich allgemach im Walde verloren, durch die winterliche Einöde.

Leiser und leiser klagte der Wind, klagte um den Reiter, dem die herrische Leidenschaft sein Grab geöffnet, um die holdselige Jungfrau, die er in die Tiefe mitgezogen, und das Erlkönigslied der Wipfel verhauchte in einem letzten Seufzer und Summen:

In seinen Armen das Kind war todt.

Als der Verwalter Müller, der mit den Knechten in einer weit abgelegenen Scheune beschäftigt gewesen, auf den Hof zurückgekehrt war, das Verschwinden der Pferde entdeckt und den verwundeten Schloßherrn endlich im Jagdzimmer aufgefunden hatte, stellte es sich heraus, daß die Kraft der ersten Kugel durch die von der Erzieherin gestickte Brieftasche, die Waldemar immer über dem Herzen trug, geschwächt und aufgehalten worden war, und daß die zweite, in die rechte Schulter gedrungen, eine ziemlich schwere Wunde verursacht hatte.

Sofort legte der kundige Alte den ersten Verband an, sandte Boten nach Arzt und Pflege, und bald waren viele sorgsame Hände um den Kranken bemüht.

Als der Frühling ins Land zog, war er genesen, durfte das Vorwerk verlassen und sich auf dem Schlosse mit seiner Tochter vereinigen, die unter der Obhut der Haushälterin und einer herbeigerufenen Verwandten des Gutsherrn sich nur langsam von dem Schrecken erholte, welchen die Nachricht von dem Tode Clara's und des Onkels in ihrem kindlichen Gemüth erregt hatte.

Eine Marmorpyramide erhob sich an der Stätte der kleinen Steinpyramide, die einst die todsuchende Braut am Rande des Sees zusammengetragen hatte, zum Gedächtniß des Paares, das hier sein Grab gefunden.

An einem Sommertage verweilten Vater und Tochter in stummer Andacht an dem stillen Ufer. Waldemar lehnte an dem Denkmal und blickte mit feuchten Augen auf das Gewässer. Da war ihm, als ob ihm die beiden geliebten Todten aus dem Grunde emporstiegen, den See umwandelten, Hand in Hand verflochten, sich küßten und dann wehmüthig die Arme ausbreiteten, als wollten sie ihn segnen.

Aus dem friedlichen Gesicht weckte ihn die Ankunft eines Wagens auf. Er erkannte den gebrochenen Mann, der mühsam aus dem Fuhrwerk stieg, an der Aehnlichkeit mit seinem unglücklichen Freunde. Herr von Hochdorf, der aus dem fernen Preußen gekommen war, um die Todes- und zugleich Grabstätte seines Sohnes und der Erzieherin zu besuchen, fühlte sich innig zu dem Gutsherrn hin-

Digitized by Google

gezogen, mit dem ihn ein gleicher Gram verband. Sie erzählten sich gegenseitig die Geschichte ihrer Leiden, und Waldemar beschloß die seinige mit den schmerzlichen Worten:

„So lange gekämpft und gerungen, gerungen und gesiegt — und dann ein einziger Augenblick verlorener Selbstbeherrschung, der alles, alles zertrümmerte! Ich habe ihn schwer, zu schwer gebüßt.“

Da näherte sich Therese, die im Walde Blumen gepflückt und zu einem zierlichen Kranze vereinigt hatte, dem Marmormal, um es mit der reinen Gabe ihrer Liebe zu schmücken.

Der Vater rief das Kind, küßte es auf die Stirn, sah ihm in die hellen treuen Augen und betete: „Gott, laß es glücklich werden, erhalte ihm die Unschuld seines Herzens, führe es nicht in Versuchung, gib ihm die Kraft der Selbstüberwindung, den Muth der Entsagung, damit es nicht leide, was ich gelitten, und den Frieden finde in Pflicht und That!“

Die Kleine, von den Worten des Vaters, deren Sinn sie nur halb verstand, ergriffen und feierlich bewegt, kniete an dem Denksteine nieder und faltete die Hände zum kindlichen Gebet. Da flammte ein warmer Sommersonnenstrahl vom Himmel hernieder, der die goldene Inschrift auf der Pyramide mit schimmerndem Glanz umsäumte, und flocht um die Locken des Kindes einen verheißungsvollen Heiligenschein des reinsten seelischen Glückes.

---

Digitized by Google

# Ostafrika und die Deutschen.

Von

Friedrich von Hellwald.

Etwas über zwanzig Jahre sind es her, daß ein hannoverischer Baron, Karl Klaus von der Decken, auf seinem eigenen Dampfschiffe „Welf" und mit einem kleinern Dampfer in die nur wenig südlich vom Aequator befindliche Mündung des Stromes Dschubb (Jub) oder Webi, auch Giweni genannt, einfuhr, welcher in nord-südlicher Richtung aus dem immer noch ungenügend erforschten Innern des Somallandes*) herabkommt und als eine geeignete Wasserstraße dahin angesehen ward. Seine Mündung wird indeß durch eine gefährliche Barre verstopft, über welche nur der „Welf" glücklich hinwegkam, während das kleine Dampfboot verloren ging und somit seinen Namen „Passepartout" keineswegs rechtfertigte. Mit dem „Welf" gelangte von der Decken 278 Kilometer aufwärts bis über die von fanatischen Moslemin bewohnte Stadt Bal-Tir oder Bardera. Im Norden derselben verwehrte eine Stromschnelle, das Erbübel aller afrikanischen Flüsse, weiteres Vordringen; der „Welf" scheiterte und Baron von der Decken sammt seinem Begleiter Dr. Linck wurde im September 1865 von den zelotischen Barderanern erstochen. Seither ward wiederholt, besonders in den siebziger Jahren, unter anderm von dem verstorbenen Generalconsul J. J. Sturz, darauf hingewiesen, daß Deutschland das Recht, ja die Pflicht habe, die Somal am Dschubb wegen dieses Mordes zur Rechenschaft zu ziehen und dort festen Fuß zu fassen. Längst waren also die Blicke der Deutschen auf Ostafrika gerichtet, zunächst freilich ohne genauere Prüfung, ob der Besitz dieser fast noch völlig unerkundeten Gebiete überhaupt erstrebenswerth sei. Zugleich hatte aber auf dieselben sowie auf andere Ländereien auch der Sultan von Sansibar sein Auge geworfen.

Bekanntlich bildet Sansibar das beste und vielbenutzte Thor für das äquatoriale Ostafrika; es ist zugleich der Ausgangspunkt für den ostafrikanischen Handel. Sansibar hat Verbindungen nach Mosambik, wohin auch ein unterseeisches Kabel führt, nach dem Caplande, Bombay, den Comoren und allen umliegenden Inseln und Häfen, sowie mit Centralafrika selbst. Die Wichtigkeit dieses Punktes ist auch nicht erst neuerdings erkannt. Schon vor vier Jahrhunderten haben sich Araber in

*) Somal und nicht Somali muß man schreiben. Somali ist die Einzahl und bedeutet ein einzelnes Individuum aus dem Volke der Somal.

Digitized by Google

dieser Küstengegend Handel treibend niedergelassen, bis die Portugiesen 1498 Sansibar zur Sicherung ihres indischen Handels ins Auge faßten und namentlich unter Vasco da Gama sehr erfolgreiche Colonisationsversuche in Ostafrika unternahmen. Sie brachten die Insel Unguja oder Sansibar in ihren Besitz. Als aber im 16. und 17. Jahrhundert die Macht der Portugiesen sank, erhob sich in diesen Gegenden aufs neue die der Araber, welche seit Ende des 17. Jahrhunderts einen schwungvollen Handel dort betrieben. Es waren die Sultane des an der Ostküste Arabiens, sowol am Indischen Ocean als auch am Persischen Meerbusen liegenden Reiches Oman oder Maskat, welche vor 200 Jahren ihre Herrschaft auf diese ostafrikanische Küste und die davor, unter 6—6½° südl. Br. gelegene Insel ausdehnten, nachdem Sultan Seif 1648 auch das Reich Maskat von der seit Albuquerque drückenden Herrschaft der Portugiesen befreit hatte. Im Jahre 1784 schlug Sultan Sajjid von Maskat auch Sansibar zu seinem Reiche, dessen Handel und Verkehr von ihm in Verbindung mit den Engländern, die den Portugiesen feindlich waren, bedeutend vergrößert wurde. So frühzeitig sehen wir schon das geschäftige Albion in die Angelegenheiten dieses Reiches verwickelt! Die Sultane von Oman waren zugleich „Imame", d. h. sie vereinigten in sich die geistliche mit der weltlichen Gewalt; sie sind wahre Priesterkönige und stehen bei dem Volke in sehr hohem Ansehen. Der Imam Said-Said, welcher 1856 starb, hatte seine Residenz in Sansibar genommen, in richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit dieses Inselplatzes. Er ließ viele Araber von Oman dorthin übersiedeln, belebte Handel und Ackerbau, schloß Handelsverträge mit den Vereinigten Staaten, England und Frankreich ab und empfing einen britischen Consul in seiner Residenz. Bei seinem Tode theilte er das Doppelreich, indem er seinem ältesten Sohne Thaueni das eigentliche Oman oder Maskat hinterließ, während das westlich gelegene arabische Küstenland von Karka bis Katar Amdschid erhielt. Die afrikanischen Besitzungen dagegen sollte Said-Medschid bekommen, welcher ein Jahrgeld von 40000 Maria-Theresiathalern dafür an Oman zu entrichten verpflichtet ward. Zunächst brachen jedoch heftige Thronstreitigkeiten zwischen Amdschid und Thaueni aus, in denen England durch einen Schiedsspruch des indischen Generalgouverneurs Lord Canning am 2. April 1861 den Sultan Medschid in der Herrschaft von Sansibar erhielt. Offenbar ging schon die damalige Politik Albions auf eine Einverleibung Sansibars in das britische Colonialreich aus. Dem widersetzte sich indessen bei zeiten Frankreich. Beide Staaten unterzeichneten am 10. März 1862 eine Erklärung, durch welche sie die Unabhängigkeit des Sultanats anerkannten. Immerhin blieb England bemüht, in Sansibar Einfluß zu gewinnen und festen Boden zu fassen, zu welchem Behufe es sich gegen den Sultan sehr zuvorkommend bezeigte. So übernahm die indische Regierung, als später Medschid den an Oman versprochenen Tribut jährlich zu zahlen sich weigerte, die Berichtigung dieser Summe. Bei der Palastrevolution Bargasch-ben-Said's gegen seinen Bruder Medschid leisteten Marinesoldaten eines englischen Kanonenbootes dem legitimen Herrscher wesentliche Hülfe. Seit dem Tode seines ältern Bruders Medschid, 1870, herrscht in Sansibar unangefochten der obengenannte Bargasch, dem von den europäischen Mächten das Prädicat „Hoheit" zugestanden wird. Von den beiden Inseln Sansibar und Pemba, dem



Digitized by Google

Sitze seiner Macht, beherrschte er fast den ganzen Küstenrand des nahen ostafrikanischen Festlandes von 2° nördl. Br. bis 11° südl. Br. An der Festlandküste lagen in bestimmten Zwischenräumen überall, wo ein brauchbarer Hafen war und eine Karavanenstraße oder ein Fluß aus dem Innern mündete, seine Zollhäuser, mit einem Zollpachter und soldatischer Besatzung ausgerüstet, und von allen aus- und eingehenden Waaren mußte ihm ein Zoll entrichtet werden. Es beruht aber auf einer gröblichen Entstellung der Thatsachen, wenn die herrschende Familie in Sansibar von Haus aus nichts weiter als eine Kaufmannsfirma genannt wird, welche ihre Hoheitsrechte nach und nach usurpirt habe. Ueberall im Orient, und besonders unter den Arabern, steht das Staatsoberhaupt an der Spitze der Handelsgeschäfte, ohne daß man deshalb von einer einfachen Kaufmannsfirma zu reden berechtigt wäre. Dagegen schützt den Sultan von Sansibar schon das seit Jahrhunderten seinen Vorfahren übertragene Imamat, die oberste geistliche Würde. Seine Herrschaft in Sansibar wie an der Küste gründet er freilich, wie die meisten europäischen Culturmächte, auf das gute Recht der Waffen. An manchen Punkten hat er dasselbe indeß nicht völlig durchzuführen vermocht und seine Herrschaft stand daher, wie im Orient sehr häufig, auf schwachen Füßen. Sultan Bargasch gilt für einen sehr intelligenten Araber, dessen Gesichtsfarbe zwischen der des Deutschen und des Portugiesen steht, und verfügt aus der Verpachtung der Zölle über ein Einkommen von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Mill. Mark, sowie über eine Flotille, welche einige Kriegsdampfer und Kaper zählt. Die „Armee" besteht aus einem Elitecorps von zwei Compagnien, jede zu 60 Mann, zwei Bataillonen zu sechs Compagnien nebst der irregulären Truppe der Sipoys in der Stärke von 300 Mann und zählt im ganzen 1400 Mann.

Die Theilung des Reiches ist für das Imamat von Oman weniger nachtheilig geworden als für das Sultanat Sansibar. Jenes bildet eine festbegründete Macht in einer abgerundeten Masse; dieses war dagegen auf die Inseln Sansibar, Pemba und Mafia oder Monsia beschränkt, sowie über ein Küstengebiet des gegenüberliegenden afrikanischen Festlandes, welches, wie bemerkt, von Makdischu (Mogadoxa, Magadoscha) in 2° 20′ nördl. Br. bis Cap Delgado in 10° 42′ südl. Br. reichte, also von den Somal- und Gallastämmen bis zu dem portugiesischen Küstengebiet von Mosambik — eine Strecke von 1600 Kilometer! Freilich gebot der Sultan auch blos über die Küste; landeinwärts hatte es mit seiner thatsächlichen Macht so ziemlich ein Ende. Und selbst an der Küste war in manchen Städten seine Autorität von eigener Art; er war weder Besitzer noch Herrscher, sondern ein Protector, der für seinen Schutz eine Auflage erhob. Viele seiner Städte hatten daher mehrere Herren. In mehrern der von ihm besetzten herrschten die alten eingeborenen Familien, welche ihre Rechte an ihn nie abgetreten haben und mit ihm sogar in Fehde lebten, wie dies z. B. in Mombas und Lamu der Fall. Ja selbst im Innern der Insel Sansibar gibt es noch rechtmäßige Nachkommen der alten Herren des Eilandes, welche an ihren Ansprüchen festhalten, über die freilich die Geschichte längst zur Tagesordnung geschritten ist. Die wichtigsten Plätze an der ostafrikanischen Küste sind von Norden nach Süden fortschreitend: Makdischu, Marka, Brawa oder Barawa, die nördlich von der Mündung des

Digitized by Google

Dschubbstromes liegen, ferner Mombas oder Mwita mit 13—15000 Einwohnern, Bagamoyo, Dar-es-Salaam und Quiloa (Kiloa, Kilwa) mit 10—15000 Einwohnern. Von dem arabischen Worte „Sahil", d. i. Seeküste, Plural Sawahil, Adjectiv Sawáhili (gesprochen Saweili), nennt man diese Küste el Sawahil oder Suahiliküste. Das Mischvolk aus ursprünglichen Negern, eingedrungenen Galla und dazugekommenen Arabern, welches sie bewohnt, heißt Wasawahili, das Land Usawahili; der einzelne ist ein M'sawahili und die Sprache das Kisawahili. Sansibar gegenüber und nördlich bis Mombas heißt die Küste Mrima, d. i. das Gebirge; von Brawa bis Makdischu el Benadir oder die Häfen, und südlich von Sansibar bis Quiloa Mungao.

Die Wasuahili, gemeiniglich kurzweg Suahili genannt, bevölkern gegenwärtig den größten Theil des ostafrikanischen Küstenlandes von der Mandabai im Norden bis über Quiloa im Süden hinaus, überall die wichtigsten Landungsplätze und die dem Festlande gegenüberliegenden Inseln innehabend. Mit diesem Volke sind die Araber eine so enge Mischung eingegangen, daß man die Wasuahili jetzt selbst meistens Araber nennt: ein Name, unter welchem sie uns im Innern Afrikas häufig begegnen. Alle Wasuahili sind Mohammedaner und halten nicht allein am Islam fest, sondern suchen auch, wo immer sie in das Innere des Landes vordringen, denselben zu verbreiten. Die Unterwerfung der Sansibarküste unter die Herrschaft des Imam von Maskat begegnete daher auch nur geringen Schwierigkeiten, und als im weitern Verlauf der Dinge Sansibar als selbständiges Gebiet in Ostafrika auftrat, erkannten die Wasuahili ebenso rückhaltslos die Herrschaft des Sultans von Sansibar an; nur einige wenige Plätze betrachten sich, wie eben angedeutet, als unabhängig. Die Wasuahili nehmen unter den Bewohnern Ostafrikas die höchste Culturstufe ein; selbst Lesen und Schreiben ist bei ihnen ziemlich verbreitet, und in Bezug auf gesellschaftliches Benehmen weichen sie nur wenig von den Europäern ab; sie sind auch ein eifriges und energisches Handelsvolk, welches fast den ganzen Verkehr an der afrikanischen Küste in den Händen hat; bis weit ins Innere haben sie ihre Handelsstationen vorgeschoben; in Unyamwezi, auf der Handelsstraße nach dem Tanganjikasee haben sie festen Fuß gefaßt, an seinen Ufern, in Udschidschi, haben sie sich eingebürgert und ihre Canoen durchfurchen das ungeheuere Binnengewässer. Aus ihrer Mitte erstehen nicht selten mächtige Häuptlinge und Freibeuter, wie der gefürchtete Mirambo, welcher sich zum Herrn von Ugowe aufgeworfen, und der berüchtigte Hamed ibn Hamed (Hamed bin Mohammed), sonst auch Tippu-Tib oder nach der verschiedenen Aussprache der Eingeborenen Tipo-Tib oder Tibbu-Tib genannt, dessen „Araber" erst unlängst die Station an den Stanley-Fällen des Congo überfielen und zerstörten.

Was nun die gleichfalls von Wasuahili bewohnte Insel Sansibar anbelangt, so ist dieselbe 1591 Quadratkilometer groß und nach Gerhard Rohlfs ein einziger prächtiger Garten; trotzdem ist das Klima für Europäer ungesund und an der Küste selbst sogar lebensgefährlich. Die Hauptstadt Sansibar, an der Westküste der Insel gelegen, zählt heute 100000 Einwohner (Neger und Araber), während die Europäer, meist aus den diplomatischen Agenten der fremden Mächte und dem Personal der europäischen Handelshäuser bestehend, ungefähr 100 Personen



Digitized by Google

stark sind. Unter den deutschen sind die hamburger Häuser Hansing u. Comp. und Oswald die bedeutendsten. Letztere Firma besitzt auf der Insel die größte Factorei, und ein Commis dieses Hauses war es auch, der 1863 unter dem Vorgänger Said Bargasch's dessen jüngere Schwester entführte und sich mit ihr in Aden trauen ließ, nachdem die Prinzessin zum Christenthum übergetreten war. Diese jetzt verwitwete Schwester, eine Madame Ruete, lebte lange Zeit in Dresden in sehr bescheidenen Verhältnissen. Uebrigens liegt der hauptsächlich Elfenbein, Gewürznelken, Gummi und Sesam umfassende Handel Sansibars keineswegs in den Händen der Europäer, weder der deutschen Häuser, deren Umsatz 1881 allerdings $4^5/_6$ Mill. Mark betrug, noch der englischen, sondern fast ganz in jenen reicher Araber und namentlich Hindu, dort Banianen genannt, welche dadurch, daß sie den arabischen Bevölkerung durch ihre Sitten näher stehen als Europäer, auch den Handel mit den Eingeborenen der Küste und des Innern Afrikas beherrschen und lebhafte Verbindungen mit ihrem indischen Heimatlande unterhalten.

Ist Sansibar heute das Handelscentrum von ganz Ostafrika und als solches von großer Bedeutung, so war und ist es doch ebendeshalb stark den Gelüsten fremder Völker, in erster Linie natürlich der Engländer, ausgesetzt, welch letztere um so leichter dort Fuß zu fassen vermochten, als die von ihnen systematisch bewirkte Unterdrückung des Sklavenhandels ihnen dazu eine bequeme Handhabe bot. Sansibar war nämlich zugleich der Mittelpunkt und Hauptstapelplatz des ostafrikanischen Sklavenhandels, der auch des Sultans größte Einnahmequelle bildete. Zunächst drängte ihn England, auf dieselbe zu verzichten und den Sklavenhandel aufzuheben, welchem Ansinnen Said Bargasch 1871 endlich entsprach, nicht ohne dadurch seine Finanzen erheblich zu zerrütten. Damit nicht zufrieden, entsandte die britische Regierung 1872 einen ihrer bedeutendsten indischen Diplomaten, Sir Bartle Frere, mit einem Geschwader nach Sansibar, wo dieser am 12. Febr. 1873 eintraf, um den Abschluß eines neuen Vertrages vom Sultan zu erlangen, welcher eine wirksamere Thätigkeit der europäischen Schiffe gegen den Sklavenhandel gestatten sollte. Said Bargasch zeigte sich anfänglich den Vorschlägen Sir Bartle's, der nur vom deutschen Consul, Herrn Schultze, nennenswerthe moralische Unterstützung und Sympathie erfuhr, nicht abgeneigt, sah sich indeß jedenfalls auf Andrängen der einflußreichen und hochgestellten Persönlichkeiten seines Reiches — die Engländer behaupten, auch hauptsächlich infolge der Rathschläge des französischen Consuls de Vienne — schließlich zu dem Bescheide genöthigt, daß er sowol mit Rücksicht auf seine finanziellen Einkünfte wie auch aus dem Grunde, daß die Sklaverei eine hergebrachte Einrichtung sei, deren Abschaffung seine Unterthanen völlig zu Grunde richten würde, die Eingehung eines neuen Vertrages ablehnen müsse. Selbst einen mit Bezug hierauf an ihn gerichteten Brief der Königin von England machte er nicht im geringsten Miene zu beantworten. Das Erscheinen britischer Kriegsschiffe auf der Höhe von Sansibar gab indeß endlich den Forderungen Sir Bartle Frere's, der vorher auch mit Maskat einen die Einfuhr afrikanischer Sklaven verbietenden Vertrag abgeschlossen hatte, den nöthigen Nachdruck.

Natürlich machten diese Vorgänge die Engländer wenig beliebt beim Sultan, und als er gar auf seinen Wunsch, behufs persönlicher Verständigung nach Eng-

Digitized by Google

land kommen zu dürfen, die wenig höfliche Botschaft erhielt, daß man dort in jenem Augenblicke ihn nicht empfangen könne, suchte er Anlehnung an das mächtig erstandene Deutsche Reich und knüpfte 1874 in Berlin Verhandlungen an, um den Schutz Deutschlands zu erlangen. Seine Vorschläge wurden jedoch damals nicht in der Weise aufgenommen, wie er es wünschte, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich wohl oder übel in die Arme Englands zu werfen, welches Ostafrika als seine ausschließliche Domäne beanspruchte. Daß er übrigens Ansprüche auf Englands Sympathie habe, war unter den Ausländern in Sansibar die herrschende Ueberzeugung, da man an Ort und Stelle am besten beurtheilen konnte, wie schwer es ihm ward, seine Macht über die unruhigen arabischen Häuptlinge und Sklavenhändler aufrecht zu erhalten. Die Engländer befolgten daher die kluge Politik, für seine Ergebenheit ihm andere politische Vortheile in Aussicht zu stellen. Zunächst gaben sie ihm das von einem aufrührerischen Häuptling entrissene Fort von Mombas zurück, indem sie dasselbe am 20. Jan. 1875 fünf Stunden lang bombardirten. Dann gewährten sie ihm Schutz gegen den Chidiv, welcher 1875 den nördlichen Hafenplatz Brawa wegzunehmen drohte. Das wichtigste Zugeständniß an den Sultan, welcher mittlerweile seine Absicht, Europa zu besuchen, doch 1875 zur Ausführuug brachte, war aber die stillschweigende Zulassung der Ausdehnung seiner Herrschaft nach dem Innern des Festlandes.

Dort trugen sich unterdessen merkwürdige Dinge zu. Nördlich vom Aequator wühlten in Ostafrika fanatische Christen gegen den Islam, während im Süden die mohammedanischen Somal die Galla zerstreuten und vernichteten, welche noch vor kurzer Zeit zwischen den Flüssen Dschubb und Tana wohnten oder nomadisirten. Die dem Blutbade entronnenen Galla zogen nach dem nördlichen Ufer des Tana, eines wahrscheinlich vom Kenia-Massiv herabkommenden Stromes, der in die Ungama- oder Formosabai mündet, blieben aber auch dort nicht sicher vor den Somal, welche den Fluß beständig überschreiten, die Viehheerden der Galla wegnehmen und die Leute tödten, denen sie begegnen. Diese Wandlung der Dinge erfuhr man in Europa hauptsächlich durch die Gebrüder Clemens und Gustav Denhardt, zwei deutsche Forscher, welche seit 1878 im Gebiete des untern und mittlern Tana thätig waren, diesen Strom aufwärts bis Massa verfolgten und wol nicht wenig beitrugen, die Blicke der Deutschen auf jene Gegenden zu lenken. Noch ehe der colonialpolitische Gedanke in Deutschland zum siegreichen Durchbruch gelangte, schon 1880, ward eine deutsche Expedition unter Führung des Dr. Kayser und aus den Herren Paul Reichardt, Dr. Richard Böhm und Hauptmann von Schöler bestehend, nach Afrika ausgesandt. Sie brach im August 1880 von Bagamoyo, dem Sansibar gegenüberliegenden Küstenplatze, auf, wandte sich aber nach dem Innern zur Erforschung des großen Tanganjikasees. Als Sir Bartle Frere sich 1882 wieder nach Sansibar begab, war er erstaunt, zu sehen, wie erfolgreich die Deutschen in der Eröffnung des Handels längs der ganzen östlichen Küste gewesen, und es war daher nicht zu verwundern, daß ein deutscher Admiral empfahl, Sansibar solle unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt werden.

In der That war die Lage nicht mehr dieselbe wie 1874, die maritimen

Digitized by Google

Kräfte des Deutschen Reiches waren bedeutend gewachsen und wohl geeignet, eine active Politik zu unterstützen. Sultan Said Bargasch war im allgemeinen seiner Neigung für die Deutschen treu geblieben, und als er 1884 seine frühern Anerbietungen in Berlin wiederholte, beeilte sich diesmal die deutsche Regierung, dieselben durch Vermittelung des Hauses Oswald anzunehmen. Sie entsandte auch den berühmten Afrikareisenden Hofrath Dr. Gerhard Rohlfs als ihren Generalconsul Ende 1884 nach Sansibar, was dem Gerücht Glauben verlieh, Deutschland habe in der That das Protectorat über Sansibar und das dem Sultanat zinspflichtige Gebiet des ostafrikanischen Festlandes übernommen. So lagen nun die Dinge allerdings nicht. Der englische Einfluß, wie er sich seit Jahren in Sansibar geltend gemacht, ließ sich nicht so ohne weiteres zur Seite schieben. Den englischen Generalconsul sah der Sultan sich doch veranlaßt seinen „Freund" zu nennen. Es war und ist dies ein ungemein geschickter, mit der Landessprache und den Sitten durchaus vertrauter Mann, Dr. John Kirk (geboren 1833 in Torfarshire), ein schottischer Arzt, der als Naturforscher Livingstone auf seinen Reisen im Gebiet des Sambesi, des Schire und des Nyassasees begleitet hatte und seinen jetzigen Titel Sir John Kirk in gerechter Anerkennung der Verdienste führt, die er sich um sein Vaterland erworben hat. Als Said Bargasch von den in Europa umlaufenden Gerüchten in Betreff seines Landes Kenntniß erhielt, versicherte er Dr. Kirk, er denke nicht daran, das Protectorat irgendeiner europäischen Macht nachzusuchen, da er überzeugt sei, daß England wie bisher ihn auch ferner beschützen werde, ohne daß er darum bitte; sollte er aber besondern Schutzes bedürfen, dann würde er ihn in London nachsuchen. Wieweit er dabei seine wirklichen Absichten aussprach, ist wol nicht zu ermitteln. Jedenfalls hatte er alle Ursache, den britischen Vertreter nicht zu verletzen. Da die indische Colonie der Banianen, darunter die Pächter der Zolleinnahmen, als britische Unterthanen unter der Gerichtsbarkeit des englischen Generalconsuls steht, so bleibt dieser selbstverständlich, wenn auch gehaßt und gefürchtet, die beim Sultan einflußreichste Persönlichkeit. Zudem besteht nach Sansibar eine englisch-indische subventionirte Dampferverbindung, die Telegraphenverbindung ist in englischen Händen; es ist daher begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen der englische Einfluß in Sansibar der vorwiegende blieb. Sir John Kirk und der erste Minister des Sultans, ein ehemaliger arabischer Barbier, regierten das Reich, welches Sir John als einen zwar nicht officiell anerkannten, aber thatsächlich bereits bestehenden englischen Besitz zu betrachten sich gewöhnte. Sansibar war und ist also keineswegs „germanisirt", wie einige Sanguiniker behaupten wollten; immerhin wäre es bei Rohlfs' Eintreffen in Sansibar zu Anfang 1885 vielleicht noch möglich gewesen, den Sultan zu bewegen, sich unter deutsches Protectorat zu stellen. Der deutsche Vertreter hatte indeß blos die Aufgabe, die Beziehungen mit dem Sultan durch Abschluß eines Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrages zu erweitern. Zu ähnlichem Zwecke befand sich auch namens der italienischen Regierung der Reisende Cecchi zur nämlichen Zeit in Sansibar. Für Dr. Rohlfs kam noch die aus den Beschlüssen der Berliner Afrikanischen Conferenz sich ergebende Aufgabe hinzu, gemeinsam mit den Vertretern der andern Conferenzmächte auf Erleichterung des

Digitized by Google

Transithandels mit dem ostafrikanischen Festlande durch die unter der Herrschaft des Sultans stehenden Küstenstriche hinzuwirken. Said Bargasch hatte nämlich seine Herrschaft allmählich immer tiefer in das Festland hineingetragen, sodaß das zu Sansibar gerechnete festländische Gebiet eine Breite von mehrern Meilen hatte. Das im Jahre 1881 ausgegebene betreffende Blatt in der neuesten Ausgabe von Stieler's Handatlas verzeichnete in der That den festländischen Besitz des Sultans als einen vom Cap Delgado bis zum Dschubb fortlaufenden Küstenstreifen von wechselnder Breite. Da kam im Februar 1885 ebenso plötzlich wie unerwartet die Nachricht, die Deutschen hätten ein Gebiet erworben im Rücken von Sansibar, sodaß sich dieses Sultanat nicht mehr weiter dürfte ausdehnen können.

Die Nachricht beruhte auf vollster Wahrheit. Die seit einiger Zeit in aller Stille durch einige junge Leute von großer Energie und bestem Willen, aber zweifelhafter Kenntniß afrikanischer Verhältnisse gegründete Gesellschaft für deutsche Colonisation hatte eine aus Dr. Karl Peters, Graf Joachim Pfeil, der schon seit etwa zehn Jahren sich in Natal aufgehalten, Referendar Dr. Jühlke und Kaufmann August Otto bestehende Expedition nach Ostafrika entsandt, welche im October 1884 aufbrach und auf einem englischen Schiffe am 4. Nov. in Sansibar eintraf. Um sich nicht zu verrathen, war Dr. Peters, die hervorragendste unter den treibenden Kräften, unter dem angenommenen Namen Kirkmann gereist. Dr. Peters, heute ein Mann Anfang der Dreißiger, war früher Philolog und eine Zeit lang Hauslehrer in England. Jedenfalls muß man ihm eine große Energie, verbunden mit starkem Ehrgeiz, zuerkennen. Von Sansibar trat die Expedition mit 6 bewaffneten persönlichen Dienern, 43 Trägern und 3 weißen Begleitern nach wenigen Tagen ihre Reise an, kam am 10. Nov. nach dem festländischen Küstenplatze Saadani; aber das erste, was sie dort traf, war eine Expedition des Congostaates. Diese war indeß sofort bereit, sich nicht blos von der Küste, sondern auch von Karema zurückzuziehen. Schon am 12. Nov. marschirte man ins Innere ab. Nicht ohne Bangen setzte die der leichtern Beweglichkeit wegen nur wenig zahlreiche und mit Lebensmitteln nicht allzu sehr beladene Karavane den Fuß über die Schwelle des Schwarzen Erdtheils. Allein das Glück war den Kühnen hold. Man muß den Stier bei den Hörnern fassen, sagte Dr. Peters, und begann die Annexion sozusagen vor den Fenstern des Sultans von Sansibar. Am 19. Nov. traf die Expedition in der Landschaft Usegua (Usagua oder Useguhha) ein, mit dessen Sultan Umbula Dr. Peters „beim Glase Grog" ein Freundschaftsverhältniß schloß. Die Verhandlungen führten bald zur Abtretung des ganzen Landes mit allen persönlichen und Hoheitsrechten. Man wird wol nicht fehlgehen mit der Vermuthung, daß zu solch schönem Ergebniß noch verschiedene Gläser Grog das Ihrige beigetragen. Usegua ist ein schönes Land, und es ist nicht ersichtlich, was den Besitzer desselben zu einer so freigebigen Abtretung hätte veranlassen können. Einen Fingerzeig gibt indeß Dr. Peters selbst. „Allerdings", so erzählte er in einem seiner Vorträge, „waren wir dem hohen Herrn sehr freundlich entgegengekommen. Als er sich nahte, stimmten wir das Lied an: «Was kommt dort von der Höh'?» Dies brachte ihn in eine sehr freundliche Stimmung. Ich versicherte ihm, daß wir noch schönere Lieder singen

Digitized by Google

könnten, was er indessen bezweifelte. Dann schenkte ich ihm noch eine Husarenuniform und erzählte ihm dabei, daß diejenigen in unserm Lande, welche den Kaiser zunächst umgeben, dieselbe trügen. Der Sultan gewann dadurch ungemein an Selbstachtung und an Ansehen in den Augen seines Volkes, sodaß er tief gerührt uns sein ganzes Land abtrat und den Vertrag, nachdem der Dolmetscher Ramassan denselben verlesen, durch bündige Zeugen wie auch von seinem Erbprinzen unterschreiben ließ. Dann hißten wir die deutsche Flagge auf und ich nahm im Namen unserer Gesellschaft von einem Hügel aus Besitz von der ganzen Berglandschaft mit allen Liegenschaften. Alles was wir sahen, gehörte uns. Wir schlossen mit einem Hoch auf den Deutschen Kaiser, in welches die Schwarzen mitsammt dem Sultan einstimmten. Es war ein erhebendes Gefühl, als wir uns sagen konnten, daß wir den ersten Theil unsers Programms durchgeführt hatten." Ich weiß nicht, ob ganz so erhebend das Gefühl des Lesers sein wird beim Vernehmen der Art und Weise, auf welche diese Abtretung zu Wege gebracht wurde. Im Verkehr unter Culturnationen wäre der ganze Vorgang an sich unmöglich, würde aber, wenn man ihn je versuchte, Brandmarkungen ausgesetzt sein, für welche die parlamentarische Sprache über keine Ausdrücke verfügt. Als Rechtfertigung dient demselben blos, daß fast alle Besitzrechte der Weißen in Afrika ursprünglich nicht besser begründet sind, indem den Schwarzen, welche die Tragweite ihrer Handlungen abzuschätzen unfähig sind, ihre Ländereien mit Unterstützung von mehr oder weniger Alkohol abgeschwatzt wurden.

Usegua zeichnet sich aus durch üppige Vegetation, und Stanley, der das Thal des Ungerengeri in Usegua durchzog, nennt die Fruchtbarkeit desselben eine wunderbare. Nirgends soll das Mtamakorn so hoch werden wie in diesem Thale, und der Mais, der dort gebaut wird, dem besten von Arkansas gleichkommen. Usegua erstreckt sich über zwei Längengrade und ist an seiner breitesten Stelle an 140 Kilometer breit. Es zerfällt in Südusegua von Urunguru bis zum Wami und in Nordusegua vom Wami bis Umagassi und Usambara. Die Felder liefern große Mengen Mais, Sorghum, Bohnen, Zuckerrohr, Bananen u. s. w. Das Land ist in einzelnen Theilen ziemlich gut bevölkert, anbaufähiger Boden jedoch noch in Menge vorhanden. Die Hitze ist nicht übermäßig, das Klima gesund — natürlich soweit dies in Afrika möglich. Daß dieses Land vom Sultan von Sansibar durchaus unabhängig sei, muß damals dem Erwerber, Dr. Peters, noch nicht völlig gewiß gewesen sein, weil er sonst keine Befürchtungen gehegt hätte, daß diese erste Besitzergreifung nach Sansibar gemeldet werde, und danach seine weitern Maßnahmen traf. Um nämlich etwaigen Truppensendungen Said Bargasch's zuvorzukommen — was ja nicht nöthig gewesen wäre, wenn jener dort keine Interessen zu wahren gehabt hätte — machte die deutsche Expedition doppelte Tagemärsche und erreichte am 23. Nov. das Land Nguru oder Unguru, mit dessen Sultan Mafungu Biani gleichfalls ein Vertrag abgeschlossen wurde, durch welchen derselbe nöthigenfalls auch zur Heeresfolge verpflichtet war. Auch hier ist es geradezu erstaunlich, wie bereitwillig diese sonst auf ihre Habe und ihren Vortheil so erpichten Negerpotentaten sich finden lassen, ihres Besitzthums sich zu begeben, ohne daß ihnen ersichtlich irgendwelche greifbare Gegenleistungen geboten werden.

Digitized by Google

Nach weitern starken Märschen erreichte die Expedition ihr eigentliches Ziel Usagara. Die Sultanin Mbuma in Mukandoja — wol identisch mit Mukondokwa oder Mkondgwa —*) flüchtete mit ihrem Hofstaat, als die Fremden nahten. Dr. Peters aber ergriff zuerst den Erbprinzen, suchte und fand mit diesem die Mutter und schloß nun den Vertrag — ob in sehr gütlicher Weise, möchte nach dem Vorangegangenen etwas fraglich erscheinen. Zwei Tage später, am 4. Dec., traf die Expedition den Obersultan von Usagara, einen achtzigjährigen Greis, der auch Stanley kannte und immer gewünscht hatte, Weiße in seinem Lande zu haben, da dieselben durch ihre Geschicklichkeit von großem Nutzen seien. Gern trat er der Expedition sein Gebiet ab, und so war ganz Usagara erworben.

Das Bergland Usagara, der Kern dieser ostafrikanischen Erwerbungen, ist unstreitig ein werthvolles Besitzthum. Speke und Burton kamen seinerzeit nach Usagara durch den 650 Meter hohen Gomapaß in der ersten östlichen Kette des Gebirges und zogen über Zonwe nach Muhama, von wo sich eine Wüste, ein von der Sonne versengtes Land, bis Rumuma erstreckt. Hinter diesem Orte kam man in bevölkerteres Land; bei Jnenge begann der Aufstieg zur dritten Kette des Usagaragebirges, dem Westrande des Tafellandes, welches die Wasserscheide zwischen dem Rufidschi und den nordwärts fließenden Zuflüssen des Nil bildet. Für eine Plantagenwirthschaft liegen in Usagara die Verhältnisse günstig, Landwirthschaft nach europäischen Begriffen ist aber unmöglich. Angestellte Versuche haben festgestellt, daß zwar eine große Anzahl unserer Gartenproducte gezogen werden können; beim Gemüsebau zeigt sich aber ein großer Nachtheil: das eingeführte Gemüse kommt zwar gut fort und trägt auch Samen, aber dieser hat bereits afrikanischen Charakter und entartet. Dagegen gedeihen Wein und allerlei Obstsorten vortrefflich, desgleichen die Kartoffel, Mais, Roggen und Weizen. Zuckerrohr kann in den Niederungen überall gepflanzt werden. Das gemäßigte Tropenklima Usagaras ermöglicht aber auch den Anbau von Baumwolle, Cacao, Kaffee, Thee, Opium, Vanille, Jndigo und anderer Erzeugnisse tropischer Länder. Endlich darf auch der Waldreichthum des Landes nicht übersehen werden. Mit Usagara hatte die deutsche Expedition ihre äußerste Grenze erreicht. Die Vorräthe waren erschöpft, die Leute ermattet. Deshalb traten Dr. Peters und Jühlke am 7. Dec. den Rückmarsch an, während Graf Pfeil im Jnnern, zu Muinsi, zurückblieb und Herr Otto als erstes Opfer dem Klima Usagaras erlegen war. Zum Unglück wurde Dr. Peters noch durch die Unvorsichtigkeit eines Dieners am Bein verwundet und mußte sich auf dem Rückzuge, bei dem Kräfte und Mittel der Expedition völlig erschöpft waren, in der Hängematte tragen lassen. Dennoch gelang es, unterwegs noch die Landschaft Ukami zu erwerben. Nach großen Mühseligkeiten trafen die Zurückkehrenden am 19. Dec. 1884 in Bagamoyo ein und setzten

*) Habenicht's neue große Zehnblattkarte von Afrika kennt eine Ortschaft Mukondokwa, Stieler's Handatlas eine Ortschaft Mukondoku wol in der westlich gelegenen Landschaft Ugogo, nicht aber in Usagara; doch führt nach Habenicht der Usagara bewässernde Oberlauf des Wami dort den Namen Mkondgwa.

Digitized by Google

nach Sansibar über, wo Referendar Jühlke nunmehr seinerseits erkrankte. Ueber Bombay kehrte Dr. Peters nach Deutschland zurück. War es also den Mitgliedern der Expedition persönlich nicht zum besten ergangen, so gehörte doch hoher persönlicher Muth dazu, die feierliche Besitzergreifung so vielen Landes in Mitte von Tausenden um ihren Sklavenhandel besorgter, drohender und murrender Araber oder Wasuahili zu vollziehen, welche am Entfalten der deutschen Flagge sicherlich kein Gefallen hatten. In fünf bis sechs Wochen hatte Dr. Peters mit seiner Expedition ohne Aufwand großer Mittel „vertragsmäßig" ein Gebiet von 138000 Quadratkilometer von zehn Sultanen erworben, ein Areal so groß wie ganz Süddeutschland.

Auch nach seiner Rückkehr nach Deutschland blieb Dr. Peters nicht weniger rührig. Auf seinen Vortrag hin ertheilte der deutsche Reichskanzler, die ganze Tragweite der Erwerbungen und die Bedeutung des Unternehmens sofort durchschauend, schon am 27. Febr. 1885 der Gesellschaft den kaiserlichen Schutzbrief über das rechtskräftig erworbene Gebiet. Darauf hin constituirte sich im April zu Berlin die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft*), deren Leitung sich zu weiterm Vorgehen veranlaßt sah. Sultan Said Bargasch aber, der selbst Ansprüche auf Usagara erhob, war durch diese Vorgänge auf das unangenehmste überrascht, und Deutschland ward bei ihm mit Einem Schlage ebenso verhaßt, wie es früher beliebt gewesen. Nicht blos legte er gegen die neuen Erwerbungen einen heftigen, obgleich erfolglosen Protest ein, sondern nahm auch einige Truppenverschiebungen in den Usagara benachbarten, dem Sultan gehörigen Ländern vor, wenn er auch nicht, wie damals ausgestreut wurde, 300 Soldaten unter den Befehlen seines Generals Lloyd William Matthews in Usagara einrücken und Mukondoja besetzen ließ. Usagara war indeß, wenn überhaupt, nur dem Namen nach eine Besitzung des Sultans von Sansibar, und da auf der Berliner Conferenz Deutschland den Beschluß durchgesetzt hatte, daß nur jene Landstriche als zu einem Staatswesen zugehörig betrachtet werden sollen, über welche letzteres eine wirkliche Herrschaft ausübt, so konnte sich Deutschland kraft dieses neuen Rechts die ostafrikanischen Landstriche aneignen. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft behauptet überdies, ihre Rechte durch unanfechtbare „Verträge" mit Häuptlingen erlangt zu haben, deren Souveränetät vom Sultan bisher noch nicht bestritten war. Im Gegentheil habe er dadurch, daß er von den aus dem Innern kommenden Waaren Zölle an der Küste erhob, völkerrechtlich anerkannt, daß jenes Gebiet dem seinigen gegenüber

*) Die Eintragung in das Gesellschaftsregister des berliner Handelsgerichts erfolgte am 4. April 1885 und besagt: „Persönlich haftende Gesellschafter der hierselbst unter der Firma Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Karl Peters und Genossen errichteten Commanditgesellschaft sind: 1) Dr. Karl Peters, 2) Dr. Friedrich Lange (Feuilletonredacteur der «Täglichen Rundschau»), 3) Consul und Kaufmann Wilhelm Roghé in Berlin, 4) Hofgartendirector F. Jühlke in Sanssouci bei Potsdam. Die Vertretung der Gesellschaft und die Firmenzeichnung erfolgt gültig nur durch entsprechende gemeinsame Handlungen von drei persönlich haftenden Gesellschaftern." Später trat als persönlich haftender Gesellschafter noch der Corvettenkapitän z. D. Hofmarschall von St.-Paul-Illaire ein; commanditische Mitglieder sind Graf Behr und Karl von der Heydt.

Digitized by Google

Ausland sei (?!). Daß er Vertreter, einen Richter, ja sogar einen Schulmeister in Usagara gehalten, beweise für die Rechtsfrage nichts, da jedermann, dem dies einfiel und der sich mit den Herren des Landes nicht überwarf, ähnliche Freiheiten sich herausnehmen konnte (!!). Endlich habe ein im Innern lebender Agent des Sultans Dr. Peters gegenüber schriftlich bestätigt, daß sein Herr, Said Bargasch, auf jene Landestheile keinen Anspruch irgendwelcher Art erhebe, wie denn den Häuptlingen des Binnenlandes der Sansibarfürst nicht einmal dem Namen nach bekannt sei, was wir allerdings nur mit zweifelndem Kopfschütteln vernehmen, wenn wir erwägen, daß die Berufung auf den doch weit entferntern Deutschen Kaiser bei diesen unwissenden Schwarzen nicht unwirksam gewesen sein soll.

Immerhin war es nicht nöthig, das feindliche Auftreten des Sultans gegen Deutschland fremden Intriguen zuzuschreiben, wegen derer die italienische Regierung und ihr mit dem Kriegsschiffe Agostino Barberigo in besonderer Mission zu Sansibar weilender Vertreter, Kapitän Cecchi, verdächtigt wurden. Wie schwach auch des Sultans Rechte auf das Innere begründet gewesen sein mögen, zweifellos lag in der Festsetzung der Deutschen im Rücken seines Gebietes eine schwere Verletzung seiner politischen Interessen, eine empfindliche Beeinträchtigung wenigstens seiner zukünftigen Machtsphäre. Von seinem Standpunkte war daher eine Verwahrung gegen eine solche Wendung der Dinge durchaus begreiflich. Ebenso natürlich war es, daß Sultan Said Bargasch, nachdem er mit Deutschland so üble Erfahrungen gemacht, sich zum zweiten mal und nunmehr ganz den Engländern in die Arme warf, welche ihrerseits an dem Eindringen der Deutschen in einen Kreis, den sie für einen ausschließlich britischen anzusehen sich gewöhnt hatten, auch keine Freude haben konnten. Das ohnehin mit Deutschland nicht auf dem besten Fuße stehende Cabinet Gladstone kam dem Sultan bereitwillig entgegen; die englische Marinestation zur Ueberwachung des Sklavenhandels ward aufgehoben; infolge dessen werden seither wieder mehr Sklaven eingeführt, obwol es des Sultans Pflicht wäre, es zu verhüten. Die Preise der Sklaven sind in weiterer Folge sehr gesunken. Generalconsul Kirk galt noch mehr als früher, galt alles.

Die deutschen Erwerbungen blieben indeß nicht auf Usagara und die Nachbargebiete beschränkt. Schon seit Jahren waren, wie erwähnt, die Gebrüder Denhardt im Tanalande thätig. Diese Forscher, sehr gescheite und gewandte Leute, schufen sich mit Unterstützung der hamburger Factoreien in Sansibar feste Beziehungen im Innern und traten zunächst unter sorgfältiger Vermeidung jedes Anscheins, als ob sie auf Gebietserwerbungen ausgingen, lediglich als Entdeckungsreisende auf, mit dem Zweck, für den deutschen Handel neue Absatzgebiete zu suchen. Für ihre Leistungen wurden ihnen von deutschen wissenschaftlichen Instituten finanzielle Unterstützungen zutheil. Vielleicht reifte in den Brüdern auch nur ganz allmählich der Plan zu einer Handelsniederlassung am Tana. Sie kehrten nach Deutschland zurück, wo sie Geldmittel zunächst zu einer neuen Expedition aufbrachten. Bei dieser, welche im Herbst 1884 abging, handelten sie zugleich im Auftrage einer stillen Colonisationsgesellschaft, an der unter anderm Rudolf Mosse, Jakob Landau, Geh. Regierungsrath Kayser, Löwe, der verstorbene Commerzien-

Digitized by Google

rath Kaufmann, F. Duncker, Dr. Otto Kersten betheiligt waren. Diese Gesellschaft hatte ihr Augenmerk ebenfalls auf Usagara gerichtet, hier kam ihr aber Dr. Peters zuvor. Durch Vermittelung der Gebrüder Denhardt wurde indeß ein im Mai 1885 bekannt gewordener Kaufvertrag mit dem Sultan von Wito, nördlich von der Tanamündung, abgeschlossen, welcher den Deutschen in dem kleinen äquatorialen Küstengebiet Freiheit des Handels und Freiheit der Niederlassung sichert, endlich die Gebrüder Denhardt zu Bevollmächtigten des Sultans bestellte. Das in dem Delta der Flüsse Tana und Osi (Ozi) gelegene Witoreich ward nach wechselvollen Kämpfen mit den arabischen Fürsten von Oman und Sansibar durch den „Sultan" Achmed Simba, d. h. der Löwe, begründet, dessen Familie eine der ältesten und mächtigsten der Somalküste ist, was freilich nicht viel besagen will. Dieser „Sultan der Sawahili", wie er höchst unpassend genannt wird, der im Vergleich zu Said Bargasch nur ein armseliger Häuptling ist, ward schon 1867 von dem zur Aufhellung von Baron von der Decken's Geschick ausgezogenen Richard Brenner besucht, und äußerte angeblich schon damals den Wunsch, mit der preußischen Regierung einen Schutz- und Freundschaftsvertrag abzuschließen, worin er sich verpflichtete, preußischen Unterthanen beliebigen Boden zur Ansiedelung zu überlassen und volle Freiheit des Handels, insbesondere auch die Befreiung von jedem Durchgangszoll nach den angrenzenden Pokomo- und Gallaländern, zu gewähren. Das Anerbieten wurde damals natürlich dankend abgelehnt. Im Jahre 1877 besuchte diesen Löwensultan der deutsche Afrikaforscher Dr. G. A. Fischer, welcher, nebenbei bemerkt, die volle Glaubwürdigkeit der Brenner'schen Berichte über die Gallaländer in Zweifel zieht, und gewann sich des Mächtigen Freundschaft dadurch, daß er ihm unter andern Geschenken seinen einzigen, ihm noch übriggebliebenen — Hosenträger verehrte.

Das Witoland*) — Reich kann man dasselbe kaum nennen — mißt etwa 1380 Quadratkilometer und wird auf ungefähr 70 Kilometer vom Indischen Ocean bespült, im Norden vom Mkonumbiflusse, im Süden vom nördlichsten Arme des Tana, dem Osi und dem Flusse Magogoni, im übrigen von geraden Linien begrenzt, die den fernsten Punkt des Magogoni mit Wito, dies mit Fungasombo und dies mit dem Orte Mkonumbi verbinden. An der Küste befinden sich mehrere gute Rheden. Das Land rühmt man zwar als außerordentlich fruchtbar und auch gesund, es ist aber eher das Gegentheil wahr. Hauptproduct ist der Reis, der infolge des feuchten, morastigen Bodens gut gedeiht, außerdem kommen noch Mais und Negerhirse vor. Unter der starken Humusschicht besteht der Boden aus undurchlässigem Lehm. Die Luftwärme ist zwar nicht übermäßig, aber der in ausreichenden Mengen fallende Regen, die das Land durchziehenden Flüsse und Bäche, die nicht seltenen Teiche machen den Boden sumpfig, die Luft feucht und das Klima für Europäer geradezu gefährlich. Auch Rindvieh kann dort nicht leben und geht nach kurzem Aufenthalt zu Grunde; so ist denn nur wenig Vieh im Lande vorhanden. Wo das Land noch nicht bebaut ist, ist dasselbe mit weiten Flächen üppigen, saftigen Grases und mit Busch und Baumwäldern bedeckt, in

*) Die Brenner'sche Schreibweise Witu beruht auf Irrthum.

Digitized by Google

welchen unglaublich große Mengen von Kautschuklianen und ausgezeichnete Nutzhölzer vorkommen. Erst etwa ein Zwanzigstel des Landes, also kaum 70 Quadratkilometer, sind zum Ackerbau benutzt! Außer den obengenannten Gewächsen wurden bisher blos Limonen, Kürbisse, Gurken, Cocospalmen, Pfeffer, Baumwolle, Taback in sehr geringen Mengen gezogen. Wito ist eine im Urwalde liegende Stadt, deren Zugänge infolge der Streitigkeiten Simba's mit den arabischen Soldaten des Sultans von Sansibar, welcher durch den Besitz des Küstenstreifens den Duodezstaat von der See abschnitt, absichtlich so versteckt angelegt sind, daß einer, der mit dem Terrain nicht vertraut ist, sie nur schwer auffinden kann. Die Bewohner von Wito sind theils Wasuahili, theils Waboni und Watua (oder Wadahâlo), nämlich südliche Galla, von dem durch die Somal so arg bedrängten Volke. Die beiden letztgenannten decken ihren Lebensunterhalt vorwiegend aus der Jagd, die erstern aus Ackerbau und der geringfügigen Viehzucht. Alle drei sind seßhaft, die Wasuahili Mohammedaner, Waboni und Watua aber Heiden. Ihrer aller Gesammtzahl beziffert sich höchstens auf 10000 Köpfe friedliebende Leute, denen ein freundschaftlicher Verkehr mit Europäern, wie man sagt, wegen des Handels außerordentlich erwünscht ist. Vorläufig existirt freilich kein Handel von Bedeutung, und der Europäer hat dort keine Concurrenz zu bestehen. In Wito verlangt nämlich der edle Simba von den indischen Kaufleuten für die Erlaubniß, dort einen Laden zu eröffnen, eine Abgabe von 200 bis 300 Doll.; auch pflegt er sich überdies noch ein mehreres von ihren Waaren anzueignen, sodaß die Hindu meist gezwungen waren, der Stadt den Rücken zu kehren. Zu Dr. Fischer's Zeiten war nur ein einziger kleiner Hindukaufmann in dem Orte. Haupteinnahme Simba's, des neuen Freundes und Verbündeten des Deutschen Reiches, ist der Wiedereinfang, beziehentlich die Auslieferung der ihren arabischen Herren an den Küstenplätzen entlaufenen Sklaven, wofür er ein Lösegeld von 20 bis 30 Doll. zu erheben pflegt. In Wito herrscht natürlich ebenfalls Sklaverei.

Auch über das Gebiet von Wito beanspruchte Said Bargasch die Oberhoheit und beantwortete daher die Mittheilung von dem mit Simba abgeschlossenen neuen Vertrage mit militärischen Maßregeln gegen diesen Häuptling, die erst auf nachdrückliche Forderungen des deutschen Generalconsuls eingestellt wurden; doch blieben die zur Kriegführung in Wito ausgeschickten Sansibartruppen in Lamu, einem in nächster Nähe der Grenze gelegenen, verhältnißmäßig gut bewehrten Hafenorte. Clemens Denhardt, welcher unterdessen nach Deutschland zurückgekehrt war, brachte auch Actenstücke mit, welche die völlige Unabhängigkeit Witos von Sansibar zur Evidenz nachweisen sollen, wenngleich die Angabe, daß einige dieser Documente bis 700 Jahre zurückreichen sollen (!), wol nur eine auf Leichtgläubige berechnete Fabel sein kann.

Indeß vermochte die Witogesellschaft, d. h. die Gebrüder Denhardt und Genossen, für das in Afrika erworbene kleine Gebiet einen kaiserlichen Schutzbrief nicht zu erlangen. Die Reichsregierung mochte mit Recht das Nebeneinanderwirken verschiedener deutscher Interessentengruppen an der Ostküste Afrikas nicht begünstigen, was endlich die Witogruppe bewog, sich mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu verständigen, um fernerhin Hand in Hand mit ihr zu gehen. Im

Digitized by Google

Sommer 1886 wurde dann das Witogebiet, nachdem die Gebrüder Denhardt über dessen Verkauf bereits mit englischen Kapitalisten verhandelt hatten, von einer Gruppe von Mitgliedern des Deutschen Colonialvereins erworben: die Anregung zu diesem Ankaufe soll diesmal vom Auswärtigen Amt in Berlin ausgegangen sein. Die Gruppe des Colonialvereins, an deren Spitze Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg steht, schritt sofort zur förmlichen Besitzergreifung des Gebiets, welches durch Gustav Denhardt den beiden Bevollmächtigten des Colonialvereins, Kapitän Rabenhorst und Lieutenant Schmidt, am 23. Oct. 1886 in bester Form übergeben wurde. Man begab sich darauf zum Sultan Achmed Simba, welchem ein Schreiben des Fürsten Hohenlohe mit der Anzeige des erfolgten Besitzwechsels und ein Ehrensäbel als Geschenk des Fürsten übergeben wurde. Wie verlautet, soll alsbald eine „Wito-Handels- und Plantagengesellschaft" ins Leben gerufen werden.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche von den Schritten der am Tana operirenden Concurrenzgesellschaft keine Kenntniß hatte, sandte mittlerweile eine zweite, dritte und vierte Expedition nach Ostafrika, welche im Mai 1885 in Sansibar eintrafen. Die Expeditionen des Dr. Karl Jühlke, dessen erster Offizier der hessische Premierlieutenant Kurt Weiß war, in einer Stärke von 160 Mann, und jene des Regierungsbaumeisters Hörnicke mit den Herren Klaus von Anderten, von Carnap und Küntzell, ebenfalls in der Stärke von 160 Mann, wurden gegen Norden ausgesendet, und letztere war es, welche in Lamu von den Gebrüdern Denhardt erst den Abschluß des Witovertrages erfuhr. Sie war am 5. Mai in Sansibar eingetroffen, wo sie sich für fünf Monate ausrüstete, mit verschiedenen Tauschartikeln versah und Hörnicke durch Vermittelung eines portugiesischen Commissionärs 160 eingeborene Träger als Begleiter seiner Karavanen nach dem Innern miethete. Eine Anzahl abgelegter rother Husarenuniformen, die schon von Berlin mitgenommen waren, sollte namentlich als Kaufobject im Innern des Schwarzen Erdtheils Verwendung finden. So vorbereitet unternahm es diese Expedition, auf fünf Booten den Tana hinaufzusegeln, hatte aber dabei mit großen Terrainschwierigkeiten und auch mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die durch die feindliche Haltung der sansibarischen Truppen verursacht wurden. Diese folgten ihr nämlich von Beginn des Marsches an auf Schritt und Tritt, sodaß es ihnen gelang, allmählich zwei Drittel der schwarzen Träger zur Desertion zu bewegen, wozu die Neger bekanntlich immer bereit sind. Das den Tana umgebende Land war meilenweit überschwemmt und ein weiteres Vordringen infolge dessen nicht gut thunlich. Nach vorgenommener Neurekrutirung versuchte Hörnicke auf Kähnen sein Weiterkommen zu ermöglichen. Er ließ fünf gewaltige Baumstämme aushöhlen und schiffte sich auf diesen mit 55 Mann und vielem Gepäck ein. Das überschwemmte Land unter Vermeidung der stark besetzten Araberplätze durchkreuzend, gelangte er oberhalb Ngao in den Tanastrom. Die Expedition lebte während dieser Zeit namentlich von Aalen, Störchen und Fischreihern, die dort zu Tausenden das Ufer bevölkern. Die Plage der Mosquitos soll entsetzlich gewesen sein. Auch während dieser Fahrten in den Booten folgte der Expedition eine feindliche Truppe von etwa 100 Mann, die jedoch mit Rücksicht auf die gute Bewaffnung der

Digitized by Google

Europäer einen offenen Angriff scheuten. Beim Anlegen einiger Boote an einer Insel wurden jedoch durch Ueberfall 30 Neger gefangen und gebunden fortgeführt. Mit dem Rest der Mannschaften traten Hörnicke und seine berliner Begleiter den Rückmarsch an und erreichten unter den größten Schwierigkeiten Lamu. Immerhin gelang es Hörnicke auf diesen Kreuz- und Querzügen durch eine Reihe von Verträgen die Gebiete nördlich des Kilima-Ndscharo bis an den Tana hin in den Besitz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu bringen und dadurch den Anschluß an das ebenfalls deutsch gewordene Wito zu vollziehen. Diese neueste Erwerbung erweiterte die Besitzungen der Gesellschaft bis etwa an den 2.° südl. Br. Wenn man erwägt, daß das obenerwähnte Ngao kaum 40 Kilometer von der Meeresküste entfernt ist, der Kilima-Ndscharo aber über 300 Kilometer westwärts im Innern des Landes liegt, so wird man die Bezeichnung „nördlich des Kilima-Ndscharo" zum mindesten höchst ungenau finden müssen. Nur um Küstenlandschaften östlich von jenem Berge konnte es sich handeln, falls man dem Leiter der Expedition nicht das erstaunliche Kunststück zumuthen soll, Verträge mit Häuptlingen zu Stande gebracht zu haben, die er niemals gesehen, deren weit entferntes Gebiet er niemals betreten hat.

Erfolgreicher noch war Dr. Jühlke im Gebiet des Pangani, eines Stromes, welcher die Nordgrenze der ersten Erwerbungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bildete: er mündet unter 5° 30′ südl. Br. in den Indischen Ocean unfern des gleichnamigen, inmitten üppiger, aber höchst ungesunder Küstenwaldung gelegenen Hafenplatzes; nur eine kurze Strecke, auf welcher er den Zugang zu den Landschaften Usegua und Usambara bildet, ist er schiffbar; weiterhin setzen Katarakte der Schiffahrt eine unüberwindliche Grenze. Seine Quellen liegen auf dem Hochlande von Dschagga, dem auch der Kilima-Ndscharo entsteigt. Jühlke mit seinem Begleiter, Premierlieutenant Weiß, folgte im großen und ganzen dem Thale des Pangani aufwärts, welcher in seinem mittlern Laufe auch Ruvu oder Rufu genannt wird, bis in das Dschaggagebiet. Es gelang ihm auf diesem Marsche zehn Verträge mit den Häuptlingen der Gegend abzuschließen. „Sultan" Simbojo, der Beherrscher Usambaras, dessen Residenz Masinde indeß ein winziges Nest ist, erklärte sich für einen Freund der Weißen und gern bereit, dem Wunsche der Deutschen zu willfahren. Einen darauf hin von Weiß aufgesetzten Contract unterschrieb er in Gegenwart einer großen Anzahl seiner Unterthanen. Einem von General Matthews an J. P. Farler, Erzdechant von Magila in Usambara, gerichteten Briefe zufolge hätte Simbojo aber die Ansiedelung der Deutschen, gegen die überall ein sehr bitteres Gefühl herrsche, weil sie das Land beanspruchen, an eine Erlaubniß Said Bargasch's geknüpft; denn obgleich er, Simbojo, der Häuptling Süd-Usambaras sei, stehe er doch unter dem Schutze des Sultans von Sansibar. Vor seinem Dorfe flatterte auch die rothe Flagge des Sultans, welche der angeblich auf Anstiften Sir John Kirk's eben im Lande anwesende General Matthews in allen Gebieten zwischen Pangani, Mombas und Kilima-Ndscharo gehißt hatte. Die Frage, ob er ein Unterthan des Sansibarfürsten sei, verneinte indeß der würdige Araber und erklärte, daß er die Flagge nur aus Freundschaft für den genannten Souverän aufgezogen habe. Augenscheinlich haben weder

Digitized by Google

Volk noch Herrscher eine genaue Vorstellung von der Bedeutung solcher Handlungen und der Verträge, welche sie unterzeichnen. Am 8. Juni kam dann der Häuptling von Kiswani an die Reihe, welcher der bedeutendste des Paregebirges ist und vertragsmäßig den Deutschen gestatten mußte, sich auf den fruchtbarern Abhängen des Gebirges anzusiedeln. Als solche können blos die nach Süden gekehrten und die beckenartige Vertiefung unten gelten, wo das Erdreich aus reichem, schwarzem Alluvialboden besteht, während der nördliche Abhang und der obere Theil des Tafellandes, wie der britische Forscher H. H. Johnston bezeugt, ausnehmend öde und unfruchtbar ist. In Taweta dauerte es lange Zeit, ehe die Deutschen mit dem Häuptlinge Kambo, einem habsüchtigen Burschen, über die Zahl und Art der Geschenke einig wurden, da er zuerst ganz unverschämte Forderungen stellte. Nachdem sie aber seine Wünsche einigermaßen befriedigt hatten, erklärte er sich doch bereit, deutschen Colonisten Zutritt in sein Land zu gewähren. Aehnlich benahm sich Mandara, der Beherrscher der Landschaft Moschi und zugleich der mächtigste Sultan des Dschaggalandes am Fuße des Kilima-Ndscharo. Auch er war anfangs mit den übersandten, sehr reichlichen Geschenken nicht zufrieden und ließ sich erst nach Erfüllung seiner weitern Wünsche bereit finden, einen Vertrag abzuschließen, worin er ausschließlich deutschen Colonisten das Recht zusprach, so viel Land in Besitz zu nehmen, als sie brauchten, außerdem aber die deutsche Oberhoheit anerkannte. Er trank mit Dr. Jühlke Blutbrüderschaft und erklärte ein unabhängiger Fürst zu sein. General Matthews habe ihn bestimmen wollen, den Deutschen nur mit einem Erlaubnißschein Said Bargasch's den Zutritt in sein Land zu gestatten; doch habe er sich dessen geweigert. Johnston, welcher ein Jahr früher, 1884, Mandara besucht hat, erzählt aber ganz ausführlich, wie dieser merkwürdige Wilde sich sehr geneigt zeigte, die Suzeränetät Said Bargasch's anzuerkennen, ja sich ihr vielleicht wirklich unterworfen und ganz bestimmt die Freundschaft Sir John Kirk's nachgesucht habe. Denn er war schlau genug einzusehen, daß er nicht allein stehen dürfe, wenn die Europäer kämen, und er fürchtete hauptsächlich das Anrücken der Franzosen oder Deutschen. Sein Argwohn und seine Furcht vor diesen beiden Nationen war nach Johnston geradezu lächerlich, und diese Angst erklärt wol die weitgehenden Zugeständnisse, die er machte, als die Deutschen wirklich kamen. Die Ostafrikanische Gesellschaft legt auf die Behauptung des Dschaggalandes um so mehr Werth, als sich nach ihrer Meinung in das Kilima-Ndscharogebiet am ersten eine Auswanderung würde leiten lassen. In der That darf man kühn das Dschaggaland das Paradies Ostafrikas nennen, und auf dem über 1000 Meter hohen Tafellande ist die Temperatur selbst in der heißesten Jahreszeit eine derartige, daß der Europäer, wie Weiß glaubt, ohne Beeinträchtigung seiner Gesundheit seinem Berufe nachgehen kann. Es ist indeß nicht überflüssig zu erinnern, daß Dschagga der landesübliche Name aller bewohnten Districte an den Abdachungen des Kilima-Ndscharo ist, Mandara aber selbst in seinen erfolgreichsten Tagen niemals über ein größeres Land gebot, als der Postbezirk von London ist. Man muß sich wohl hüten, von der Macht, dem Einflusse und besonders von dem Gebietsumfange dieser binnenafrikanischen Zaunkönige übertriebene Vorstellungen zu hegen. Auf dem Rückmarsche passirte man

Digitized by Google

zuerst wieder eine öde, wasserarme Gegend und gelangte dann in die vollständig von hohen Bergen eingeschlossene Landschaft Membe, deren Häuptling Wanamate sich contractlich gern bereit erklärte, die deutsche Oberhoheit anzuerkennen und deutschen Colonisten Land abzutreten. Am 31. Aug. 1885 traf Premierlieutenant Weiß in Berlin ein mit den abgeschlossenen zehn Verträgen, wovon acht als unbestritten, zwei aber als controvers bezeichnet wurden, darunter jener mit dem Sultan Mandara. Der Gesammtflächeninhalt der durch diese zehn Verträge erworbenen Landestheile beträgt an 82600 Quadratkilometer, d. h. soviel wie Baiern und das Großherzogthum Hessen zusammen.

Eine vierte Expedition unter Major Devivère mit Premierlieutenant von Kleist als erstem, Lieutenant von Bülow als zweitem Offizier ging am 4. Juni 1885 von Sansibar nach Usagara ab, um dort mehrere Landwirthe und den Gärtner Liedtke zu installiren. Schon früher, am 11. Mai, war dahin die Expedition des Gartentechnikers Schmidt, welcher den Gärtner Morris als Assistenten mitnahm, mit einer großen, hauptsächlich mit Gartengeräthen und Sämereien ausgerüsteten Karavane zu landwirthschaftlichen Versuchen abgegangen, und dem gleichen Zwecke strebte die fünfte Expedition zu, welche unter der Führung des Lieutenants Schlüter und des Ingenieurs Rohde am 16. Juni in Sansibar eintraf. Ihr schloß sich Graf Pfeil an, welcher schon am 10. Juni die Landschaft Khutu im Norden des Kinganistromes bis zu den Bergen Usagaras erworben hatte. Leider sind deren Bewohner, die Wakhutu, ihren Nachbarn in moralischer und physischer Hinsicht bedeutend untergeordnet. Eine sechste Expedition, wieder mit einigen Offizieren, ging Mitte Juli von Berlin ab. Man kann sagen, jeder Dampfer brachte neue Expeditionen der ungemein rührigen Gesellschaft nach Sansibar. Klaus von Anderten ging von Sansibar Anfang August wieder nordwärts ins Innere, desgleichen am 24. Aug. Lieutenant Schmidt und Söhnge. Schmidt erwarb durch Vertrag die Landschaft Usaramo, landeinwärts vom Hafen Dar-es-Salaam. In der Nähe des Meeres ist das Land eben; man trifft nur kleine Höhenzüge und Vertiefungen, gebildet durch unbedeutende Flüsse. Die Seiten der Hügel sind gewöhnlich die angebauten Theile, wo Hirse, Bataten und Erdnüsse wachsen. Die Aushöhlungen werden meistens von garstigen Marschen eingenommen, wo nur Stechgräser und hohe Binsen einen geeigneten Boden finden und eine faulende Vegetation die Luft und das Wasser mit schädlichen, ungesunden Gasen erfüllt. Innerhalb 80 Kilometer von der See sind viele Fruchtbäume, darunter die Cocospalme, die indische Mango, die Orange, von der Küste verpflanzt worden. Mit Ausnahme der Hügelreihen ist das Land in der Regenzeit fast völlig überschwemmt und beinahe unwegsam; in der trockenen Jahreszeit dagegen wird es infolge des sandigen Bodens und reichlichen Abflusses fast versengt. Mit Usaramo ist der ganze Lauf des Rufidschi im Besitze der Ostafrikanischen Gesellschaft. Auch der Hafen von Dar-es-Salaam, der bedeutenden Handel nach dem Innern treibt, gehört dieser Landschaft an, aber auch ziemlich sicher dem Sultan von Sansibar. Er ist einer der besten an der afrikanischen Ostküste, und es begreift sich, daß die Gesellschaft großen Werth auf Erwerbung desselben legte. Allein sie vermochte durch den mit San-



Digitized by Google

sibar abgeschlossenen neuen Freundschaftsvertrag sich nur den freien Gebrauch, nicht den thatsächlichen Besitz dieses Platzes zu sichern. Am 29. Nov. endlich trat zu allen diesen Landschaften noch der Erwerb von Uhehe hinzu, welches sich im Süden Usagaras ausdehnt; es war dies das Werk des Grafen Pfeil und des Lieutenants Schlüter. Am 11. Sept. reiste endlich die achte deutsche Expedition nach Sansibar. Sie bestand aus dem Assessor Lukas, dem Geologen Dr. Schmidt, dem Landwirth Schröder und dem Maler Hellgrewe; auf ihre Leistungen werden wir später zurückkommen; vorläufig müssen wir die Blicke wieder nach Sansibar richten.

Die im ersten Unmuthe gegen die Deutschen unternommenen Schritte Said Bargasch's mußten selbstverständlich bloße Schläge ins Wasser bleiben. Einem Conflicte mit dem Deutschen Reiche war der kleine Inselstaat ja nimmer gewachsen. Gegen die Truppenbewegungen an der Grenze Usagaras erhob Graf Pfeil natürlich energischen Protest und führte darüber Beschwerde beim Generalconsul Rohlfs. Die deutsche Reichsregierung nahm sich auch der verletzten Interessen der Gesellschaft mit Wärme an und trat auf diplomatischem Wege sehr fest beim Sultan auf. Wie bei allen andern deutschen Colonialunternehmungen, machte das berliner Cabinet auch in der Sansibar-Angelegenheit von Anfang an England Mittheilung von seinen Absichten und Maßregeln. Sicher ist aber auch, daß England aus den früher angedeuteten Motiven das deutsche Vorgehen schel angesehen und ihm, soweit es anging, Schwierigkeiten bereitet hat, indem englischerseits die Feindseligkeiten Said Bargasch's gegen die deutschen Unternehmungen durch Sir John Kirk genährt wurden. Mittlerweile erfolgte in England der Sturz des liberalen Ministeriums Gladstone, und der conservative Cabinetschef Salisbury beeilte sich, das erkaltete Verhältniß zu Deutschland durch ein wärmeres zu ersetzen, indem er in der Sansibar-Frage die erste Gelegenheit ergriff, eine deutschfreundliche Gesinnung durch die That zu beweisen. So konnte Europa alsbald durch die unvermuthete Nachricht überrascht werden, die beiden Regierungen befänden sich, was Sansibar angehe, im vollsten Einverständniß. Der beste Beweis von Englands Freundschaft wäre wol die Abberufung Sir John Kirk's gewesen; dies geschah aber nicht; wohl aber erfolgte am 7. Juli 1885, weil der gewünschte Handelsvertrag nicht zu Stande kommen wollte, jene des deutschen Generalconsuls Dr. Rohlfs, welcher durch einen im Orient erprobten Consulatsbeamten, Herrn Travers, ersetzt wurde, den man für den richtigen Mann für Sir John hielt. Die Folge hat diese Voraussetzung nicht bestätigt und gezeigt, daß Rohlfs jedenfalls unrecht geschehen ist. Zugleich entsandte man den Commodore Paschen, um in Sansibar nicht allein wegen der streitigen Gebietstheile zwischen dem Sultan und den beiden deutschen Gesellschaften zu unterhandeln, sondern auch wegen der Entschädigungsansprüche, die zwischen beiden Parteien gegenseitig anhängig gemacht worden waren. Da Said Bargasch sich ziemlich hartnäckig zeigte, entschloß man sich in Berlin, dem arabischen Beherrscher des ostafrikanischen Sultanats eine handgreifliche Vorstellung von Deutschlands Macht beizubringen und ihn durch den Anblick eines deutschen Kriegsgeschwaders gefügigern Sinnes zu machen. Said Bargasch, dem deutschfeindliche Rathgeber versichert hatten, die seit einiger Zeit an der ost-

Digitized by Google

afrikanischen Küste kreuzende Fregatte Gneisenau sei so ziemlich das einzige Kriegsschiff, welches das zur See machtlose Deutsche Reich ihm gegenüber verwenden könne, soll anfangs ernstlich gewillt gewesen sein, einen deutschen Einschüchterungsversuch mit Gewalt zurückzuweisen, und bereits alle Anstalten getroffen haben, um seine gesammten Streitkräfte auf Kriegsfuß zu setzen. Als jedoch am 7. Aug. das deutsche Geschwader, welches zuerst aus vier stattlichen Kriegsschiffen und einem gemietheten Dampfer bestand und nach einigen Tagen durch weitere zwei Schiffe verstärkt wurde, auf der Rhede von Sansibar erschien und nach einigem Warten auf eine entgegenkommende Erklärung des Sultans sich dessen Palast gegenüber vor Anker legte, gewissermaßen einen eisernen Ring um die Stadt und die davorliegenden Sultanschiffe bildend, stark genug, um sie zu erdrücken, wenn die deutschen Forderungen kein williges Ohr finden sollten, mußte Said Bargasch sich von der absoluten Nutzlosigkeit jedes Widerstandes überzeugen. Er ließ, ohne daß ihm ein eigentliches Ultimatum gestellt worden, dem Commodore Paschen mittheilen, daß er in die deutschen Forderungen einwillige und zu Unterhandlungen bereit sei. Wenige Stunden danach traf zu allem Ueberflusse vom Sultan in Konstantinopel eine Depesche ein, in welcher derselbe als Chalif seinem „Bruder und Freunde Said Bargasch anrieth", die deutschen Forderungen zu bewilligen. Damit war die Angelegenheit durch das erzwungene Nachgeben des Sultans im allgemeinen erledigt. Zu beklagen ist der ganze Zwischenfall immerhin, einmal weil er vielleicht nicht durchaus nöthigerweise eine Gegenstellung zwischen beiden Theilen schuf, dann aber weil es kein sehr günstiger Anfang des ostafrikanischen Unternehmens war, in Streit zu gerathen mit dem einzigen ostafrikanischen Potentaten, welcher den Willen und die Fähigkeit besitzt, den europäischen Handel zu fördern.

Das energische Auftreten Deutschlands veranlaßte auch die in Deutschland lebende Schwester des Sultans, Frau Ruete, Ende August nach Sansibar zu kommen, wo Gegenadmiral Knorr, der Commandant des deutschen Geschwaders, in deren Namen Anspruch auf einiges confiscirtes persönliches Eigenthum erhob. Said Bargasch lehnte es aber ab, seiner Schwester eine Unterredung zu gewähren, sodaß sie unverrichteter Dinge nach Europa zurückkehrte. Gegenadmiral Knorr legte nun die Ansprüche der Prinzessin, welche auf 30000 Pfd. St. geschätzt wurden, nochmals dem Sultan vor und verlangte den endlichen Abschluß eines neuen Handelsvertrages, vortheilhafter für Deutschland als der bestehende, welcher am 13. Juni 1859 zwischen den Hansestädten und Sansibar abgeschlossen worden war. In den ersten Wochen 1886 kam auch in der That ein neuer Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Sansibar zu Stande. Derselbe hat 24 Artikel, die in deutscher, arabischer und englischer Sprache abgefaßt und vom Gegenadmiral Knorr unterzeichnet sind. Der Vertrag trat mit dem 19. Aug. 1886 in Kraft und soll 15 Jahre Gültigkeit haben. Wird er nicht ein Jahr vor Ablauf gekündigt, so gilt er noch für weitere 10 Jahre. Bei Meinungsverschiedenheiten über die Auslegung ist der englische Text maßgebend. Der neue Vertrag enthält eine Reihe wichtiger Bestimmungen, besonders solche, welche sich auf den Transit von Waaren beziehen, auf die Beseitigung gewisser Monopole, die dem Sultan bisher zugestanden, und auf die vertragsmäßige Feststellung der



Digitized by Google

Ausfuhrzölle, welche der Sultan kraft Gewohnheitsrecht in beliebiger Höhe von allen einheimischen Waaren und Erzeugnissen erhob, welche aus einem Hafen seines Gebietes in einen andern Hafen eingeführt wurden. Gewisse Waaren, welche nach den deutschen Schutzgebieten Ostafrikas verfrachtet werden, wie landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe, Transportmittel, Materialien zum Bau von Eisen- und Pferdebahnen, bleiben vollständig frei von allen Eingangszöllen. Auch ist ein Uebereinkommen vorbehalten, wonach den in den Hafen von Sansibar einlaufenden Schiffen Tonnenabgaben und Hafengelder auferlegt werden können, welche jedoch ausschließlich zur Verbesserung des Schiffahrtsweges und der Hafeneinrichtungen verwandt werden sollen. Spirituosen sind mit einem Werthzoll von 25 Procent belegt, im Gegensatz zu allen andern Einfuhrwaren, von welchen 5 Proc. ad valorem erhoben werden.

Weniger glatt gestalteten sich die Verhandlungen über die Gebietsansprüche des Sultans von Sansibar, welcher die weitestgehenden Oberhoheitsansprüche erhob. Es stellte sich bald heraus, daß er nicht blos die ganze Küste von Warscheisch im Norden und bis zum Cap Delgado im Süden beanspruche, sondern nicht minder das ganze Hinterland dieser Küste bis zu den großen Seen. Bei näherer Beleuchtung ward indeß bald ermittelt, daß sie zum Theile haltlos seien, wie z. B. in Usagara. Es war aber vorauszusehen, daß bei jeder weitern Gebietsausdehnung der Sultan neue Schwierigkeiten machen würde. In Usagara und Wito erkannte er nunmehr allerdings die deutsche Schutzherrschaft bedingungslos an, sonst aber nur an jenen Orten, die ursprünglich Kilima-Ndscharo genannt wurden, ausschließlich irgendwelcher Orte, welche seitdem von den Vertretern der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft besucht worden. Diese Gesellschaft und Sir John Kirk gelangten auch im October 1885 zu einem Einvernehmen, demzufolge Deutschland befugt ist, ein ständiges Flottendepot in Dar-es-Salaam zu errichten, obwol der Hafen selbst unter der Souveränetät des Sultans bleibt. Manche Zweifel über die Herrenlosigkeit oder völlige Unabhängigkeit der erworbenen Gebiete mochten vielleicht auch aufgestiegen sein, und da war es sicherlich das Zweckmäßigste, daß das berliner Cabinet sich kurz entschlossen an die beiden meistbetheiligten Großmächte England und Frankreich wandte, ihnen die Lage und die Ansprüche des Sultans Said Bargasch vortrug und ihnen eine gemeinsame Regelung seines Gebietes unter genauer Prüfung seiner Rechte vorschlug, um jede Möglichkeit abzuschneiden, die bei weitern colonisatorischen Fortschritten seitens einer der Mächte zu kriegerischen Verwickelungen führen könnte. Zu dem Ende schlug die deutsche Reichsregierung vor, jede Macht möge einen Bevollmächtigten an Ort und Stelle entsenden, um auf der ganzen in Frage stehenden, über zwölf Breitegrade sich ausdehnenden Küste und deren Hinterland die Rechte des Sultans zu prüfen und die Grenzen seines Gebietes festzustellen. England und Frankreich nahmen diesen Vorschlag an, und schon am 10. Dec. 1885 begann die Abgrenzungscommission ihre nicht leichte, sehr ausgedehnte Thätigkeit. Als Mitglieder derselben fungirten englischerseits Major Kitchener, deutscherseits Generalconsul Schmidt aus Kairo und Gustav Denhardt, letzterer als Vertreter des Löwenmannes von Wito; französischerseits der Generalconsul Patrimonio aus Beirut,

Digitized by Google

der dann nach Beendigung der Arbeiten im Süden vom französischen Consul in Sansibar, dem tüchtigen Afrikareisenden Raffray, abgelöst wurde. Die Arbeiten der Commission wurden sehr erschwert durch die Praktiken des Sultans, welcher angeblich durch seine Söldlinge die Bewohner der Küstenorte mit schweren Strafen bedrohen ließ, wenn sie nicht zu seinen Gunsten vor der Commission aussagen würden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß derartige Beeinflussungen versucht wurden; allein es ist nicht zu übersehen, daß, wo der Sultan sie versuchen konnte, er auch die nöthige Macht zur Seite gehabt haben mag, womit eigentlich die Souveränetätsfrage an sich entschieden ist. Sei dem wie ihm wolle, die Commission konnte die Grenzen nicht endgültig festsetzen, sondern nur Material zu einer Grenzregulirung liefern, daher eine Ausdehnung des kaiserlichen Schutzbriefes auf die später erworbenen Landschaften nicht erfolgen konnte. So löste die Grenzcommission im October 1886 sich auf — und diplomatische Verhandlungen zwischen Berlin und London traten an die Stelle. Frankreich, welches in Ostafrika nicht interessirt ist, schied aus ihnen zunächst aus.

Was nun die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft angeht, so beeilte sie sich, die nöthigen Schritte zur Ausbeutung ihrer Erwerbungen zu thun. Schon im Juni 1885 kam Dr. Peters nach Hamburg, um mit den Herren Hansing, Oswald und Müller über die Begründung einer Handelsgesellschaft in dem Schutzgebiete sowie über die Aufbringung von Geldern für die Begründung einer Plantagengesellschaft zu unterhandeln. Der gepflogene Meinungsaustausch hatte ein befriedigendes Ergebniß, denn die hanseatischen Häuser traten der Ostafrikanischen Gesellschaft unter Bedingungen bei, welche von dieser annehmbar befunden wurden. Auch ein sichtbares Lebenszeichen schuf sich die Gesellschaft in einer besondern Flagge: je zwei eng nebeneinanderliegende schwarze Streifen laufen, sich durchschneidend, parallel mit den vier Kanten des weißen Flaggentuches, sodaß sich in jeder Ecke ein kleines weißes Quadrat bildet, in dem ein schwarzes Kreuz steht. Das ganze Feld innerhalb der vier Doppelstriche ist roth und zeigt in weißer Zeichnung einen gehenden Löwen, der zu einer links stehenden Palme blickt, während die rechte obere Ecke durch fünf weiße Sterne ausgefüllt ist. Im wesentlichen war in überraschend kurzer Frist, schon vor Ablauf des Jahres 1885, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die Durchführung ihres Programms geglückt, sich zur Herrin in dem Seegebiete von Central-Ostafrika zu machen und dem internationalen Congostaat im Westen eine deutsch-nationale Staatengründung im Osten zur Seite zu stellen. Das erworbene Gebiet beherrscht alle die großen Karavanenstraßen, welche von alters her den Handel mit dem Herzen von Afrika erschlossen haben, und zu Anfang 1886 übertraf dessen Ausdehnung schon vielmals an Umfang das Deutsche Reich. Denn Expeditionen waren rastlos im Gange, um dessen Grenzen durch neue Annexionen zu erweitern. Die terrae sacra fames der Engländer schien mit einem mal über die Deutschen hereingebrochen, welche jedes noch irgendwie verfügbare Stückchen Ostafrikas zu erhaschen sich bemühten. Die Expedition des Assessors Lukas, von welcher andeutungsweise oben die Rede war, dampfte der ostafrikanischen Küste entlang, schloß mit angeblich unabhängigen Sultanen Ver-

Digitized by Google

träge ab und hißte die deutsche Flagge. So in Gasi, südlich von Mombas, wohin aber Said Bargasch Truppen sandte, um die Flagge entfernen zu lassen. Das Gasigebiet ist aber ein vielumstrittenes. Der Sultan von Wito wie jener von Sansibar erhoben darauf Souveränetätsansprüche; nun kam noch die Ostafrikanische Gesellschaft hinzu, welche die Rechte des Hauses der Msara, der alten Herrscher von Mombas, durch rechtsgültigen Vertrag erworben haben wollte; denn die Oberhäupter des Msaralandes, nämlich die Scheiche von Gasi und Jakaungu, ermächtigten Gustav Denhardt, ihr jedenfalls nur kleines Gebiet unter deutsche Schutzhoheit zu bringen. Dasselbe ist insofern wichtig, als es den Zugang zum Kilima-Ndscharolande erschließt. Es begreift sich, daß die Ostafrikanische Gesellschaft mit allen Kräften eine völlig freie Verbindung mit der Küste zu erreichen strebte, worauf sie erst hinreichend „Luft und Licht" gewinnen konnte, um sich ausschließlich der Colonisationsarbeit zu widmen. Am 9. März 1886 schloß Premierlieutenant Zelewski, welcher am 29. Dec. 1885 als Führer einer starken Expedition mit vier Geschützen und den Lieutenants Krenzler, von Brozowski und von Wittich von Berlin abgereist war, in Mgandi, in einer Bucht nördlich von Saadani, mit dem Häuptling Jambia einen Vertrag, wodurch das Gebiet desselben, südlich vom Msaralande, erworben ward; am nächsten Tage geschah das Nämliche in Amboni. Kurz zuvor hatten Graf Pfeil und Lieutenant Schlüter die Landschaften Ubena, Wamaschonde, Mahenge und Wangindo vertragsweise erworben und dadurch die ganzen Gebiete zwischen den Strömen Rufidschi und Rovuma einer-, zwischen dem Indischen Ocean und dem obern Nyassasee andererseits den Besitzungen der Ostafrikanischen Gesellschaft einverleibt. Selbst auf Habenicht's großer Zehnblattkarte Afrikas erscheinen diese Länder noch als fast ganz weißer Fleck; kein europäischer Reisender hat noch je den Fuß dareingesetzt; nur Livingstone hat das Thal des Rovuma besucht und der kühne Thomson ist 1878—79 durch Usagara über den Rufidschi nach Mahenge und Uhehe bis an den nördlichen Nyassa gedrungen; 400 Kilometer trennen die nächsten Punkte auf den Routen der beiden Forscher; 700 Kilometer trennen auf dem 10. Breitegrade den nördlichen Nyassa vom Indischen Ocean, und dieses gewaltige Areal eines völlig unbekannten Gebietes ist so im Handumdrehen deutsch geworden! Auch ein bequemes Verkehrsmittel, eine auf weite Strecken hin benutzbare Straße entdeckte Graf Pfeil in dem von ihm zuerst befahrenen Manga, einem Nebenfluß des Rufidschi; er kann von Flußdampfern jeder Größe befahren werden und bietet den Vortheil, daß er die fruchtbaren Länder an seinem untern Laufe mit den Hochländern an den großen Seen verbindet.

Nicht weniger staunenswerth sind die Ausbreitungen im Norden. Dort ward Ende 1885 durch Herrn von Anderten, der längere Zeit mit einem andern Agenten der Gesellschaft, Herrn Winter, in Aden weilte, mit dem „obersten Sultan aller Somal", dem Sultan Osman von Ras-Ulula, für die ganze Küste von der Sansibargrenze an um das Cap Guardafui herum bis Ras Ulula ein Vertrag geschlossen, nach welchem der Ostafrikanischen Gesellschaft das Handelsmonopol gesichert und das dem Sultan nach einem Vertrage mit den Engländern zustehende Strandrecht abgetreten wird. Bald darauf wurden diese Verträge durch neue

Digitized by Google

ergänzt, welche mit dem Sultan Jussuf von Obiah abgeschlossen wurden und den ganzen Küstenstrich vom Hafen Obiah bis zur sansibarischen Stadt Warscheisch mit dem dazugehörenden Hinterlande unter den Einfluß und die Hoheit der Gesellschaft brachten. Auch hier ward das Handelsmonopol ausbedungen, ferner aber auch das Recht auf Ausbeutung von Bergwerken, Grund und Boden, soweit derselbe noch frei ist, Wäldern, Flüssen, Perlfischerei und auch die wesentlichsten Hoheitsrechte, sowie das Recht auf Aufstellung einer eigenen Truppe, Anlegung von Befestigungen, das Recht auf Zölle u. dgl. Zum Generalbevollmächtigten der Gesellschaft im Somallande wurde der Kapitänlieutenant a. D. Arthur Graf Pfeil bestimmt. Das sind freilich weitreichende Zugeständnisse, und um so werthvoller, als das Somalland bisher unbestritten unabhängiges Gebiet war. Einen „obersten Sultan aller Somal" oder Großsultan, welcher solche Machtbefugnisse hätte, kannte die Völkerkunde bisher allerdings nicht. Diese wußte nur, daß die Somal in drei große Hauptfamilien zerfallen, jede unter einem Sultan stehend, der übrigens nur geringen Einfluß besitzt. Es wird erlaubt sein zu vermuthen, daß es sich auch im vorliegenden Falle nur um einen oder mehrere dieser Herren handelt. Das Innere des östlichen Somallandes ist noch ziemlich Terra incognita, nur wenige Strecken sind von kühnen Reisenden besucht worden, und diese reichen nicht weit in das Innere. Die übereinstimmende Ansicht der drei deutschen Herren, Jühlke, Günther und Janke, welche im Sommer 1886 die ganze Somalküste abfuhren, ging dahin, daß dieselbe eine trostlose Gegend sei, während das Innere großen Reichthum zu besitzen „scheine". Lieutenant von Anderten schloß auch Verträge über die Landschaften von Girijama, Sabaki und Wasania zwischen der Küste und dem Kilima-Ndscharo, doch scheint es mit Wasania, das östlich von Ukamba liegt und noch völlig unerforscht ist, nicht seine Richtigkeit zu haben. Dem Kilima-Ndscharogebiet selbst wandte sich behufs geologischer Untersuchungen Dr. Schmidt zu, welcher jedoch im Sommer 1886 sich nach den Comoren begab, um dort die Interessen der Gesellschaft zu vertreten. Ihr Generalvertreter in Sansibar, Assessor Lukas, kehrte nach fast einjähriger Abwesenheit zurück und an seine Stelle trat provisorisch Hörnicke. Dagegen begaben sich die in Deutschland auf Urlaub befindlichen Herren, Dr. Jühlke und Lieutenant Schmidt, auf ihre Posten in Ostafrika zurück.

Ersterer von den beiden letztgenannten ließ sehr bald von sich hören. Schon im October 1886 erwarb Dr. Jühlke das Gebiet von Makdischu südwärts bis nach Wito hin und namentlich den ausgezeichneten Hafen Port Durnford (1° 13′ südl. Br.) an der Mündung des Wubuschi. Dieser Erwerb ward deshalb so beschleunigt, weil auch eine italienische Expedition nach dem Dschubbflusse ausgerüstet war, der man zuvorkam. In diesen Küstenstrich fällt nämlich die Mündung des Dschubb, deren Wichtigkeit als Zugang zu den zukunftsreichen Hochländern der Galla gewaltig überschätzt wird. Durnford ist ein wohlbedeckter Hafen im Wubuschi; ist man im Innern, so findet man meilenweit Ankerplätze für Schiffe jeder Größe. Das Land rings um den Fluß scheint der höchsten Cultivirung fähig zu sein; der Boden wechselt vom leichten Roth bis zu schwarzer, feiner Erde. Schade, daß der Wubuschi sammt dem Scheri nicht weit landeinwärts führen. In Durn-

Digitized by Google

ford legte Dr. Jühlke eine Station an und ließ seine Begleiter, Lieutenant Günther aus Ulm und Kaufmann Janke aus Hamburg, einstweilen daselbst zurück; er selbst wurde zum Generalbevollmächtigten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft für die Somalländer ernannt. Am 11. Nov. 1886 ging Jühlke mit seinen Begleitern vor der Dschubbmündung vor Anker und alsbald sollte die sehr gefährliche Barre passirt werden, um zu versuchen zunächst bis Bardera vorzudringen. In der Brandung ward aber das Boot, in dem sich Lieutenant Günther befand, von einer starken Welle erfaßt, im Kreise herumgedreht und schlug schließlich um. Günther und zwei weiße Matrosen ertranken. Dieser Trauerbotschaft folgte die Nachricht der Ermordung des Dr. Jühlke selbst auf dem Fuße. Dieselbe erfolgte am 1. Dec. 1886 gegen 5½ Uhr nachmittags zu Kismaju, einem Platze etwas südöstlich von der Mündung des Dschubb, in etwa 0° 25′ südl. Br., wo er mit Erlaubniß des sansibarischen Vali ein Haus miethete, während er Janke zur Berichterstattung nach Sansibar entsandte. Die Somal, welche den Ort bevölkern, kamen ihm angeblich sehr freundlich entgegen, während der sansibarische Gouverneur gegen ihn intriguirte. Viel wahrscheinlicher klingt aber ein späterer Bericht. Danach waren die Mörder fremde, nicht Kismaju Somal, welche über die Annectirung ihres Landes durch die Ostafrikanische Gesellschaft, in Wahrheit wol über das Eindringen von Fremden überhaupt, ärgerlich waren. Jühlke's Leiche ward vor Lamu in die See versenkt; an seine Stelle ward Graf Pfeil zum Generalgouverneur des Somallandes ernannt.

Wer mit den Zuständen in Ostafrika nur einigermaßen vertraut ist, wußte längst, daß das Eindringen der Weißen von den Eingeborenen überall nur mit schelem Auge bemerkt und höchstens von einigen Häuptlingen, die sich Handels- oder andere Vortheile davon versprachen, begünstigt wurde. Man konnte daher auch nur lächeln zu den Berichten, welche da erzählten von dem „dunkeln, unbewußten Trieb dieser schwarzen Naturkinder, sich den Deutschen auf friedlichem Wege, mit Freuden, ja bisweilen mit dem, was man nach Analogie europäischer Begriffe, eine nationale Begeisterung nennen könnte, zu unterwerfen". Wie die Somal zumal die Deutschen „mit offenen Armen" aufnahmen, wird durch Jühlke's Ermordung drastisch illustrirt. Bei diesen stolzen und kriegerischen Somal ist der Haß gegen die sklavenhaltenden Araber, richtiger Wasuahili, besonders groß. Sie haben aber keinen Grund dazu, denn sie sind nicht deren Sklaven; vielmehr sind die Somal das mächtigste, herrschendste Volk, welches bis unlängst Araber, Wasuahili und Galla plündernd und mordend bedrängte. Es sind höchst ungemüthliche Stämme, mit welchen niemand viel zu thun haben mag. Sie konnten also von den Deutschen nicht die Vernichtung einer arabischen Herrschaft erhoffen, welche bei ihnen gar nicht existirte. Eher läßt sich dies von den Schwarzen im Süden glaubhaft machen, wo die Wasuahili thatsächlich Raubzüge nach Sklaven ausführen, wenn nicht auch bei ihnen selbst die Sklaverei von alters her eine gesellschaftliche Einrichtung wäre. Für die behauptete Beliebtheit der Deutschen spricht auch keineswegs, daß alle Expeditionen der Ostafrikanischen Gesellschaft mit guten Büchsen und Flinten, die angeworbenen Schwarzen zum großen Theile mit

Digitized by Google

Zündnadelgewehren bewaffnet wurden. Einen recht friedfertigen Eindruck machen diese zahlreichen, Hunderte von Köpfen starken und von Offizieren befehligten Expeditionen durchaus nicht, und es ist anzunehmen, daß ihre Erscheinung nicht unwesentlich zum raschen und glatten Abschlusse der Verträge beitrug, womit die Häuptlinge sich beeilten, ihres Gebietes sich zu entledigen. Thatsache ist, daß, wie wol auch zugegeben wurde, einige gutgezielte Kartätschenlagen von ganz unberechenbarem Einfluß auf die Stimmung und Entschlüsse der arabischen Karavanenführer und Häuptlinge sind, und die von Krupp eigens gebauten Geschütze, welche den deutschen Stationen zugeführt werden, dürften Velleitäten irgendwelcher Art vermuthlich sehr schnell beseitigen. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat auch sehr recht so vorzugehen; es ist dies das einzig Vernünftige; nur mit der Redensart von der „Beliebtheit" der Deutschen sollte man nicht flunkern. Im tiefsten Herzensgrunde ist dem Afrikaner jeder weiße Eindringling verhaßt. Man kann es daher eigentlich auch dem Sultan Said Bargasch von seinem Standpunkt nicht verargen, daß er nach Kräften, wenn auch erfolglos, der Gesellschaft entgegenarbeitete. So sandte er noch im Sommer 1886 eine geheime Expedition nach dem Kilima-Ndscharo, um bei den dortigen Stämmen die Deutschen auszustechen. Auch den Sultan von Wito sowie dessen Neffen und Schwiegersohn, Fumo Bakari in Katawa, nördlich von Wito, suchte er zum Abfalle von Deutschland zu bewegen. Weder nach der einen noch nach der andern Seite erzielte er indessen Erfolg.

Dagegen wurde bei der Abgrenzung der Machtsphäre Deutschlands und Englands in Ostafrika mit dem Sultan von Sansibar nicht so umgesprungen, wie heißblütige deutsche Colonialpolitiker es wünschten, und die Thatsache, daß England denselben als einen Vorposten seiner Interessen betrachten durfte, als deutsche Colonialversuche noch gar nicht unternommen, mußte in Betracht gezogen werden. Die Verhandlungen fanden in London statt, und die englische Regierung war so vorsichtig, ihren bewährten Generalconsul Kirk als Vertrauensmann nach London zu berufen. Deutscherseits wurden die Verhandlungen von dem Botschafter Grafen Hatzfeldt geführt, dem der Geheime Regierungsrath Dr. Krauel zur Seite stand, welcher bei den Verhandlungen über die Besitzverhältnisse in der Südsee sich recht gut bewährt hatte, mit ostafrikanischen Verhältnissen aber ersichtlich weniger vertraut war. Der Standpunkt der englischen Regierung war ausgesprochen in einem amtlichen Schreiben vom Jahre 1885 nach Berlin, worin sie erklärte, daß nach ihren amtlichen Erkundigungen der Sultan ziemlich klares Recht auf die ganze Suahiliküste von Cap Delgado bis Warscheisch besitze; England beanspruchte aber überdies für sich selbst die Verfügung über Länderstriche, auf welche es noch keine Rechtstitel besaß. Und mit nur sehr geringen Einschränkungen ward dieses Programm in dem englisch-deutschen Abkommen durchgeführt, das zu Neujahr 1887 bekannt wurde und mit dem sich auch die französische Regierung sowol wie der Sultan von Sansibar schließlich einverstanden erklärten. Danach ward dem Sultan Said Bargasch der ununterbrochene Küstenbesitz von Cap Delgado bis Kipini, einem Hafen in 1° südl. Br., zuerkannt, während früher sein Gebiet etwas mehr denn einen halben Grad nördlicher an der Dschubbmündung endete. Darüber hinaus besaß er nur einzelne Punkte: Kimaju, Brawa, Merka, Makdischu, die

Digitized by Google

ihm auch jetzt mit einem Umkreis von je 10 Seemeilen (18,5 Kilometer), dann Warscheisch mit einem Umkreis von 5 Seemeilen (9,25 Kilometer) belassen wurden. Die Breite des Küstensaumes wurde auf 10 Seemeilen festgesetzt; auf den ganzen darüber hinausliegenden festländischen Besitz mußte der Sultan allerdings verzichten, aber die deutschen Besitzungen sind ihrerseits von der Küste abgeschnitten, an der sie keinen Hafen besitzen. Die ostafrikanische Gesellschaft muß sich eben darein finden, daß der Sultan von Sansibar dort doch erheblich länger als sie Ansprüche hat. England macht sich nur verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan, welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salaam und Pangani an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft bezwecken. Das heißt: durch die Vermittelung Englands soll die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft vom Sultan von Sansibar zwei Freihäfen eingeräumt erhalten, um ihre Waaren ein- und auszuführen, wenn sie dafür einen entsprechenden Jahrestribut entrichtet. Der deutschen Interessensphäre ist zugesichert: der ganze binnenländische Besitz zwischen dem Cap Delgado und dem Hafen Wanga (4° 30′ südl. Br.) bis hinanreichend zu den Seen, somit auch der nördliche Theil des Nyassasees bis zum südlichen Theile des Ukerewe. Zum deutschen Schutzgebiete gehört ferner die Landschaft Usambara, während die Gebiete von Taweita und Dschagga am Kilima-Ndscharo von der Theilungslinie durchschnitten werden. Ein recht ansehnliches Gebiet wurde aber, und das ist für die deutschen Colonialpolitiker viel fataler, England überlassen. Es reicht an der Küste von der Tanamündung nordwärts bis zum Witogebiete und umfaßt mit seinem Hinterlande gerade jenes Gebiet, welches nicht nur als besonders fruchtbar bekannt ist, sondern auch die trefflichste Eingangsstraße nach dem Ukerewe und den südlichen Theil des Sudan darstellt. Wie ein Keil schiebt sich dieser englische Besitz zwischen die deutschen Erwerbungen ein und theilt dieselben in eine südliche Hälfte und eine nördliche, die Somalländer, auf welche sich die obige Abmachung nicht bezieht. So hat es den Anschein, als ob die Engländer sich den deutschen Colonialbestrebungen in Ostafrika höchst unangenehm auf die Nase setzten. Der Küstenrand ist nominell allerdings auch dem Sultan von Sansibar zollpflichtig.

Alles in allem genommen verdient aber das Werk der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft uneingeschränkte Bewunderung. Wie zahlreich und wohlausgerüstet auch ihre Expeditionen gewesen: sie waren doch nur eine Hand voll Leute im Hinblick auf die nach Millionen zählenden Menschen, die sie sich unterwarfen. Das ganze Unternehmen erinnert lebhaft an die Heldenthaten des Cortez, der mit seinen wenigen Spaniern das große Mexico eroberte. Und auch die Art und Weise des weitern Vorgehens muß rühmlichst hervorgehoben werden. Erstens begann die Gesellschaft mit Gründung von festen Stationen, sowol zur Beherrschung der Hauptkaravanenstraßen als um daselbst landwirthschaftliche Versuche anzustellen. So entstanden in Usagara die Stationen Sima, Kiora und Dunda; mit der ersten ward eine Versuchsgärtnerei unter Leitung der Herren Schmidt und Liedtke verbunden; zwei Stationen wurden im Kilima-Ndscharogebiete, eine in Usambara errichtet; Mitte 1886 schob sich die Stationenreihe von Dunda über Madimola mit Usaungala am linken Ufer des Kingani von Usaramo bis zur

Digitized by Google

Grenze von Ukami vor, zum Theil um die Landschaften Usegua und Usaramo militärisch und wirthschaftlich zu decken, insbesondere aber um die wichtigen Straßen nach Bagamoyo und Saadani in den Besitz der Gesellschaft zu bringen. So stellt denn ihr Stationennetz heute bereits die stärkste europäische Kraftentwickelung auf dem Festlande Ostafrikas überhaupt dar. In überraschend kurzer Zeit wurde diese Reihe emporblühender Niederlassungen gegründet, entlang dem Kingani, am Pangani sowie am Kilesi. Auch die wirthschaftlichen Arbeiten waren von Erfolg begleitet. Ueberall ist die Landwirthschaft im Aufblühen begriffen. Auf deutschen Stationen, unter deutscher Aufsicht gewöhnt sich der Eingeborene auch mehr und mehr daran in Arbeit zu gehen. Ohne einen gewissen billigen und gerechten Zwang zur Arbeit verspricht der Neger niemals ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, daher er behufs der Erziehung zur Arbeit in ein gewisses wohlthätiges Hörigkeitsverhältniß zum Weißen treten muß, das mit Sklaverei durchaus nicht zu verwechseln ist. Ueber die Fruchtbarkeit der erworbenen Gebiete, soweit dieselben überhaupt bisher bekannt sind, lauten fast alle Aussagen übereinstimmend günstig, desgleichen auch über die klimatischen Verhältnisse; immerhin ist nur Plantagenwirthschaft möglich, und niemals muß man glauben, dort deutsche, Ackerbau treibende Bevölkerung hinziehen zu können. Für Deutsche, welche eigenhändig den Boden bebauen wollen, ist das Klima zu heiß. Sind doch Herr Harders, der Führer der ersten deutschen Karavane, und der Gartentechniker Schmidt rasch dem Klima erlegen, während bei Lieutenant Krenzler, dem Commandanten von Dunda, wenig gefehlt hätte und wir hätten seinen Namen gleichfalls unter die Todten einreihen müssen. Der Boden muß, so urtheilt ein Kenner wie Gerhard Rohlfs, durch Neger oder Malaien bebaut werden, oder mit Maschinen. Kurz, es kann sich nur um Pflanzerwirthschaft handeln, und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft scheint uns mit Umsicht und Klugheit vorzugehen, wenn sie die Ausbeutung ihres Gebietes durch große Kapitalgesellschaften in diese Wege zu leiten sucht. Geplant sind vier solche Gesellschaften: eine Tabacksbau-, eine Bergbau-, eine Handels- und eine Eisenbahngesellschaft. Ebenso will sie eine Somalland-Plantagen- und Handelsgesellschaft bilden, sobald sie die ersten Erzeugnisse aus den dortigen Gebieten erhalten hat. Augenblicklich heißt es, die Gesellschaft sei dabei, ein Actienkapital von 4 Mill. Mark flüssig zu machen, wovon $1^1/_4$ Mill. Mark zur Deckung der bisherigen Unkosten nöthig seien. Dr. Peters wolle, sobald das Geld beisammen ist, selbst nach Ostafrika reisen, um dort an Ort und Stelle dann die technische Leitung zu übernehmen. Jedenfalls darf die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft für sich den berechtigten Ruhm in Anspruch nehmen, ihrem Vaterlande einen Besitz so ungeheuerer Ausdehnung gewonnen zu haben, daß er der Größe des angloindischen Reiches nahe kommt und die Nutzbarmachung desselben den deutschen Unternehmungsgeist wol für ein Jahrhundert beschäftigen dürfte.

Digitized by Google

# Der gegenwärtige Stand der Wallenstein-Frage.

Von

Professor Dr. Hans Prutz.

Man braucht kein Freund der „Rettungen" zu sein, welche eine Zeit lang in unserer historischen Literatur einen bedenklichen Raum einzunehmen drohten, um mit Theilnahme und Befriedigung den eigenthümlichen Wandel zu beobachten, der sich seit etwa einem Jahrzehnt in der Auffassung und Beurtheilung Wallenstein's vollzogen hat. Aus dem Bilde des von Ehrgeiz und Machtbegierde erfüllten Verräthers, das die Feinde des gewaltigen Feldherrn den Zeitgenossen aufgenöthigt hatten, tritt immer deutlicher das eines weitblickenden und tiefdenkenden Staatsmannes hervor, den mit seinen heilsamen Entwürfen scheitern zu sehen die Mitlebenden als ein Unglück für Deutschland hätten beklagen sollen.

Der Sohn eines Zeitalters, in dem unter furchtbaren Kriegsschrecknissen eine große Revolution Europa umgestaltete, mochte Wallenstein den Blicken der Deutschen, die in ihrem politischen und wirthschaftlichen Elend sich von allen Nationen ringsum überflügelt und diese auf ihre Kosten bereichert sahen, als ein titanenhaft aufstrebender Abenteurer erscheinen, der wie ein flammendes Meteor über den dunkelnachtenden Himmel dahinjagt, um nach kurzem, blendendem Glanze spurlos zu verschwinden. Und doch wurzelte gerade er mit allen Fasern seines Daseins in dem gärenden Leben jener wilden Zeit, verstand den geheimnißvollen Zug derselben besser als andere und hatte den Muth, das Ziel derselben nicht blos fest in das Auge zu fassen, sondern auch in kühnem Wagniß mit Aufbietung aller Kräfte zu erstreben. So wurde er zum Vorkämpfer der großen, zukunftsreichen Ideen, welche damals um ihre Verwirklichung rangen, und von deren Sieg oder Niederlage das Schicksal Deutschlands so gut wie das Europas abhing.

Als ebenbürtiger, wenn auch unglücklicher Genosse tritt Wallenstein neben die großen, bahnbrechenden und schöpferischen Geister, welche das Staatsleben im 17. Jahrhundert umgestaltet haben. Richelieu und Mazarin muß man ihn vergleichen, wenn es seine geschichtliche Berechtigung und Bedeutung zu ermessen gilt. Was jene für Frankreich erreicht, hat er für Deutschland erstrebt. Verwandt mit jenen in den Zielen, war er auch im übrigen aus ähnlichem Holze geschnitzt. Auch er war vor allem ein unversöhnlicher Feind der kleinen Selbstherrlichkeiten, welche den Untergang des mittelalterlichen Feudalstaates überdauert

Digitized by Google

hatten, um sich der die neue Staatsidee verwirklichenden absoluten Monarchie selbstsüchtig entgegenzustellen. Zum Manne gereift in einer Zeit ärgster religiöser Verbitterung und leidenschaftlichsten confessionellen Haders, als Protestant geboren und als Katholik erzogen, war er doch frei von kirchlichem Eifer und bereit, im Interesse des Staates volle Duldung zu gewähren. In einer Zeit, wo die Deutschen in unseliger Zwietracht ihr politisches und bald auch ihr geistiges Leben der Herrschaft der Fremden unterwarfen, betonte er muthig ihr Recht gegenüber den übermächtigen Nachbarn und setzte alles daran, die Fürsten Deutschlands zu gemeinsamem Kampfe gegen Schweden, Franzosen und Spanier zu einigen. Sein Verhängniß wurde es, daß dazu die Dinge in Deutschland noch nicht reif waren, daß von den Männern, ohne deren Mitwirkung ein solches Unternehmen nicht gelingen konnte, die einen ihren Blick überhaupt zu einem so hohen Ziel nicht zu erheben vermochten, die andern eine solche Wendung der Entwickelung Deutschlands entweder aus Ueberzeugung oder aus Eigennutz bekämpften.

Diesen ist Wallenstein erlegen. Und nicht blos das: vor Mit- und Nachwelt ist er durch seine siegreichen Gegner als ein nur von Eigennutz oder Ehrgeiz getriebener Hochverräther hingestellt worden, der mitten in dem Zusammensturz der alten Ordnung nur danach getrachtet, Schätze auf Schätze zu häufen und fürstlichen Landbesitz zusammenzuraffen, und schließlich in dem Glauben, er könne durch die an seinem Winke hängenden Soldatenhorden alles erreichen, sich unterfangen haben soll, im Bunde mit dem Landesfeinde diesen unrechtmäßig erworbenen Besitz durch den Glanz einer Königskrone zu vergolden. Weil das alles angeblich notorisch war und eines weitern Beweises nicht mehr bedurfte, ist Wallenstein von dem kaiserlichen Hofe in summarischem Verfahren geächtet und in der Nacht des 25. Febr. 1634 in einer Weise executirt worden, die selbst in den Augen nicht ganz voreingenommener Zeitgenossen mit einem im angeblichen Staatsinteresse verübten Morde bedenkliche Aehnlichkeit hatte.

Damit war die „Wallenstein-Frage" gestellt, d. h. die Frage, ob Wallenstein der ihm nachgesagten hochverrätherischen Entwürfe wirklich schuldig gewesen, und ob daher die gegen ihn verhängte Execution trotz der gegen ihre Form zu erhebenden Bedenken als eine That der Nothwehr und damit als berechtigt anzusehen sei. Es läßt sich in der Geschichte kaum noch ein Beispiel finden, daß es in einem Conflict der Art der obsiegenden Partei so vollständig gelungen wäre, bei der Nachwelt ihrer einseitigen Auffassung und der auf dieser beruhenden parteiischen Darstellung zur Herrschaft zu verhelfen, wie das die Vertreter der kaiserlichen oder der für diese ausgegebenen Sache Wallenstein gegenüber vermocht haben. Es erklärt sich das freilich aus gewissen begleitenden Umständen. Die Papiere des Herzogs wurden nach seiner Ermordung mit Beschlag belegt und in sichern Gewahrsam nach Wien gebracht, um dort für die beabsichtigte nachträgliche ausführliche Begründung des bereits vollstreckten Urtheils als Unterlage zu dienen. Man hat dann aber diesen Gebrauch davon nicht gemacht — weil man ihn nicht machen konnte: denn man fand in den beschlagnahmten Papieren nichts von den erhofften Beweisen des Hochverraths. Wohlweislich hütete man sich jedoch, dies einzugestehen. Ohne Beweise für Wallenstein's Schuld beibringen zu können,

Digitized by Google

stellte man dieselbe doch in mehrern amtlichen und halbamtlichen Flugschriften als zweifellos erwiesen dar. War erst die angebliche Notorietät des Hochverraths zur Rechtfertigung der egerer Blutthat angeführt worden, so wurde jetzt aus der letztern die Schuld des also Executirten gefolgert, da derselbe ja sonst nicht getödtet sein würde.

Auch die Geschichtschreibung nahm von Anfang an diesen Standpunkt ein. Waren es doch kaiserliche Hofhistoriographen, welche sich zuerst an diesem lohnenden Stoff versuchten. Schon 1643 veröffentlichte Gualdo Priorato Galeazzo Conte (geb. 1606, gest. 1678) eine italienisch geschriebene Biographie des Herzogs von Friedland, die bezeichnenderweise König Ludwig XIII. von Frankreich gewidmet war und die 1668 in lateinischer und 1769 auch in deutscher Uebersetzung erschien. Dann trat der ehemalige sachsen-meiningensche Legationsrath und nachmalige kaiserliche Hofrath Johann Christian Herchenhahn (gest. 1795) mit einer „Geschichte Albrecht's von Wallenstein, des Friedländers" an die Oeffentlichkeit (Altenburg 1790—91). Beiden ist Wallenstein ein mit Recht executierter Hochverräther. Durch Schiller's Trilogie wurde die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den gewaltigen Kriegshelden gezogen; daß dieselbe, so genial der Dichter gewisse Züge, die auch dem historischen Herzog von Friedland eigen sind, geahnt und so wirksam er sie zur Anschauung gebracht hat, zu einer klarern und richtigern Auffassung des Conflicts, an dem Wallenstein zu Grunde ging, beigetragen habe, kann man jedoch nicht behaupten. Schiller machte die Verirrung desselben psychologisch begreiflich und brachte den geheimnißvollen Denker mit seinem Glauben an die Sterne dem menschlichen Empfinden näher; aber auch ihm ist derselbe ein Verräther, wenn er es mit dem Verrath auch anfangs nicht ernst gemeint, sondern gewissermaßen nur damit gespielt hat.

Fast zwei Jahrhunderte waren seit Wallenstein's blutigem Ende verflossen, als sich zum ersten mal die Stimme eines Vertheidigers für denselben erhob, der die Haltlosigkeit der landläufigen Anklagen urkundlich zu erweisen und das Andenken des schmählich Verleumdeten zu Ehren zu bringen unternahm. Friedrich Förster (geb. 1791, gest. 1868), durch mancherlei Beiträge zur neuern und namentlich preußischen Geschichte bekannt, gab 1828—29 in drei Bänden „Albrecht's von Wallenstein, des Herzogs von Friedland und Mecklenburg, ungedruckte eigenhändige vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben aus den Jahren 1627—34" heraus, auf Grund deren er für die Unschuld desselben eintrat. Seitdem erst erfüllte sich auch in der historischen Literatur das Wort, durch das Schiller seines Helden Stellung bei der Nachwelt charakterisirt hat: der Kampf begann zwischen der „Parteien Haß und Gunst". Förster zu widerlegen, brachte der eifrige von Aretin aus den Schätzen des münchener, K. W. Helbig aus denen des dresdener Staatsarchivs neues Anklagematerial gegen Wallenstein vor. Einmal in Fluß gekommen, wurde die Wallenstein-Frage mit steigender Lebhaftigkeit erörtert. Eine Fülle neuen Quellenmaterials strömte von verschiedenen Seiten zu; aber in demselben Grade drohten sich auch die Fäden immer unlösbarer zu verschlingen. Die Erneuerung der confessionellen Gegensätze und die Einwirkung

Digitized by Google

in der Gegenwart wurzelnder politischer Gesichtspunkte ließen den Kampf immer heißer entbrennen. Der gelehrte Böhme Dudik und der bekannte ultramontane Geschichtschreiber Hurter, der streitbare Biograph Kaiser Ferdinand's II., nahmen an der Controverse hervorragenden Antheil, ohne daß die Gesammtanschauung einen wesentlichen Fortschritt gemacht hätte. Einen solchen bezeichnete auch hier wieder das Eingreifen Leopold von Ranke's in die Discussion.

Man kann nicht sagen, daß Ranke in seiner 1869 erschienenen „Geschichte Wallenstein's" bestimmt für die Schuld oder die Unschuld seines Helden eingetreten sei: nach den Materialien, welche damals vorlagen, war eine Lösung des Problems in diesem Sinne noch nicht möglich. Dennoch hat Ranke zuerst das Andenken Wallenstein's wieder zu Ehren gebracht, indem er zeigte, daß derselbe, wenn er auch fehlte und schuldig wurde, nicht blos seine Habsucht und sein Machtstreben befriedigen wollte, sondern große politische Pläne verfolgte, deren Gelingen die Entwickelung Europas in völlig andere Bahnen gelenkt haben würde. Versöhnung der Religionsparteien, Brechung der unheilvollen fürstlichen Libertät, Einigung des Reiches unter einem starken Kaiserthum, Zusammenfassung seiner sich gegenseitig aufreibenden Kräfte zum Kampfe gegen Schweden und Franzosen, Erneuerung der deutschen Hegemonie in Europa: das etwa wäre nach Ranke's geistvoller Darstellung Wallenstein's Programm gewesen. Bei der Durchführung desselben von dem anfangs zustimmenden Kaiser im Stich gelassen, von Jesuiten und Spaniern, die von dem Religionskriege nicht lassen mochten, angefeindet und mit einem neuen, tiefern Sturze bedroht, versucht Wallenstein seine Entwürfe im Gegensatz zu diesen Mächten durchzusetzen, sie dem Kaiser und seinen übrigen Widersachern aufzuzwingen, indem er über die Köpfe derselben hinweg sich mit den deutschen Protestanten verständigt, um freie Hand gegen die bedrohlich anwachsende Macht Schwedens zu gewinnen. Eine gute Sache mit verwerflichen Mitteln zu fördern genöthigt, ladet Wallenstein so gleichsam eine tragische Schuld auf sich, die er mit seinem blutigen Untergange büßt.

Jedenfalls war Wallenstein damit aus der niedern Sphäre, in welche ihn die von dem Haß seiner Feinde beherrschte Ueberlieferung herabgedrückt hatte, nicht blos auf eine politische, sondern auch auf eine sittliche Höhe erhoben, von der aus seine Laufbahn und ihr schließlicher Ausgang ein ganz neues Bild darboten. Nicht mehr blos des Glückes verwegenen Sohn hatte man hinfort in ihm zu erblicken, sondern den Träger einer großen und berechtigten, wenn auch noch unterlegenen politischen Idee, welche den Untergang ihres Trägers überlebte. Es war damit für die Auffassung Wallenstein's ein neuer, freierer, unparteiischer Standpunkt gewonnen. Zudem erschloß die Forschung allmählich eine klarere Einsicht in das vielfach verschlungene Gewebe der europäischen Politik und ermöglichte so erst eine rechte Schätzung der bei dem Aufbau und dem Zusammensturz der Wallenstein'schen Pläne mitwirkenden allgemeinern Factoren. Denn es handelte sich dabei nicht um eine deutsche, sondern um eine europäische Angelegenheit: in den letzten Monaten seines Lebens stand Wallenstein recht eigentlich in dem Centrum der europäischen Politik, liefen alle Fäden derselben, wenn auch nicht in seiner Hand, so doch in seiner Person zusammen. Keine europäische Macht gab es, die an

Digitized by Google

Wallenstein's Entwürfen nicht irgendwie interessirt gewesen, von dem Gelingen oder dem Scheitern derselben nicht irgendwie berührt worden wäre.

Der gewissermaßen vornehme universalhistorische Standpunkt, den Ranke in der Wallenstein-Frage eingenommen, konnte freilich nicht für abschließend gelten, so richtig er das Wesentliche traf. Der Kampf um die Schuld oder Unschuld Wallenstein's entbrannte nur heftiger: wetteifernd suchten beide Theile neue Materialien zum Beweise ihrer Ansicht herbeizuschaffen. Diesem Umstande verdanken wir höchst wichtige Quellenpublicationen, welche das Problem in der Hauptsache im Sinne der Vertheidiger des großen Feldherrn und größern Staatsmannes gelöst haben. Ja unabsichtlich haben selbst die eifrigsten Vorkämpfer der Schuld Wallenstein's das Beste zu dieser Wendung beigetragen. Von epochemachender Bedeutung ist vornehmlich das stattliche zweibändige Werk, in welchem Hermann Hallwich unter dem Titel „Wallenstein's Ende. Ungedruckte Briefe und Acten" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1879) die gesammte Correspondenz Wallenstein's aus den letzten 14 Monaten seines Lebens, bis hinunter zu den flüchtigsten Zetteln, mit diplomatischer Genauigkeit veröffentlicht hat, auch jene Papiere, welche nach der egerer Blutthat von deren Vollstreckern mit Beschlag belegt wurden, um das Material zu einer nachträglichen ausführlichen Begründung des Geschehenen abzugeben, aber nichts von dem Vermutheten enthielten.

Im Gegensatz zu Hallwich haben neuerdings Arnold Gädeke*) und der Schwede E. Hildebrand**) den kaiserlichen Standpunkt zu rechtfertigen unternommen, ersterer durch die Mittheilung bisher nur bruchstückweise bekannt gewordener interessanter Correspondenzen aus dem dresdener Archiv, letzterer durch die Veröffentlichung der leider dürftigen hierher gehörigen Fragmente, welche sich in der Kanzlei Gustav Adolf's und Oxenstjerna's vorgefunden haben. Daß zwischen Wallenstein auf der einen und den Sachsen und den Schweden, also Feinden des Kaisers, auf der andern Seite Verbindungen bestanden und Unterhandlungen geschwebt haben, brauchte jedoch gar nicht erst bewiesen zu werden. Beide aber combiniren die von ihnen veröffentlichten Correspondenzen nicht richtig mit dem anderweitig Bekannten und übersehen namentlich, daß die Ansichten, Wünsche und Anerbietungen der angeblich im Namen Wallenstein's sprechenden Personen durchaus nicht immer mit den Ansichten, Wünschen und Anerbietungen des Herzogs selbst identisch gewesen sind. Schließen sich doch fast an jeden großen Mann in ähnlich bedeutender Stellung in solchen unklaren gärenden Zeiten gewisse zweideutige Gesellen und Glücksritter an, welche die gewonnene Vertrauensstellung benutzen, um, auf den Namen ihres Beschützers hin und gleichsam von dessen Autorität gedeckt, ihre eigenen Wege gehen und ihren privaten Vortheil durch die Vorspiegelung eines Einverständnisses mit jenem zu fördern suchen.

---

*) Vgl. „Wallenstein's Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1630—34. Mit Acten und Urkunden aus dem königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden" (Frankfurt a. M. 1885).

**) Vgl. „Wallenstein und seine Verbindungen mit den Schweden. Actenstücke aus dem schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm" (Frankfurt a. M. 1885).

Digitized by Google

In ganz eigenthümlicher Weise ist endlich der bekannte böhmische Geschichtschreiber Anton Gindely*) den Anklägern Wallenstein's zu Hülfe geeilt, indem er ganz nach Art eines pflichteifrigen Staatsanwaltes in dem Vorleben Wallenstein's allem nachgeht, was denselben moralisch belasten und des ihm später imputirten Hochverraths fähig erscheinen lassen könnte. In dieser ausgesprochenen Tendenz behandelt Gindely Wallenstein's erstes Generalat, eine Zeit, für die bisher noch niemand die Anklage des Verraths gegen denselben erhoben hat. Dadurch sind in die Wallenstein-Frage, wie sie ursprünglich formulirt war, seitab liegende und der Sache fremde Elemente hineingetragen worden, die nun aber nicht mehr außer Acht gelassen werden dürfen, weil ja nach ihrer Beurtheilung auch die Auffassung der Katastrophe Wallenstein's eine verschiedene sein muß.

Indem ich es nach diesen einleitenden Bemerkungen unternehme, im Folgenden den gegenwärtigen Stand der Wallenstein-Frage darzulegen, brauche ich wol kaum noch besonders zu bemerken, daß es sich natürlich nicht um eine Geschichte Wallenstein's handeln kann, sondern nur darum, eine Reihe von Controversen, die zwar nebensächlich, aber für die gesammte Auffassung des Problems von Interesse sind, kurz zu berühren, um dann die Frage nach der Schuld Wallenstein's, dem Vorhandensein und der Natur derselben genauer zu erörtern.

Eine große Schwierigkeit liegt hier wie bei allen solchen Problemen gleich in der Natur der Quellen, aus denen wir unsere Kenntniß schöpfen. Ein historischer Bericht, der, wenn auch von einem mehr oder minder subjectiven Standpunkte aus das Geschehene aneinanderreihte und dessen einzelne Momente in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen unternommen hätte, liegt uns nicht vor. Wir haben nur die geschäftlichen Papiere, die im Anschluß an die einzelnen Acte des uns interessirenden Entwickelungsganges entstanden sind, nicht Urkunden, welche eine Thatsache als in einer bestimmten Weise geschehen amtlich beglaubigen, sondern Briefe, flüchtig hingeworfene Notizen, eilige Berichte, diplomatische Noten, kurz Schriftstücke, deren keins in der Absicht zu Stande gebracht ist, dereinst von gewissen Vorgängen glaubwürdiges Zeugniß abzulegen, sondern ausnahmslos zunächst nur zur Erreichung eines bestimmten praktischen Zwecks angefertigt, nicht selten bestimmt, in dem Empfänger eine den Thatsachen nicht genau entsprechende Meinung zu erwecken, ihn irrezuleiten und dadurch die Absicht des Urhebers zu fördern. Dazu kommen dann die Berichte der fremden Diplomaten, welche in den verschiedenen Brennpunkten der europäischen Politik nicht blos die Interessen ihres Staates vertreten, sondern auch die Vorgänge und Stimmungen sorgsam zu beobachten und zu registriren haben, welche für die Beurtheilung der Lage und dadurch für die Handlungsweise ihrer Regierung wichtig werden können. Diese sind natürlich um so einseitiger, je größere Interessen die Regierung, an die sie gerichtet sind, bei der darin behandelten politischen Action zu vertreten hat. Stimmungen und Auffassungen lernen wir aus ihnen kennen, von sicher beglaubigten

*) Vgl. „Wallenstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—30" (2 Bde., Prag und Leipzig 1886).



Digitized by Google

Thatsachen jedoch gemeinhin nur wenig. Alles dies trifft nun in erhöhtem Maße da zu, wo, wie bei dem durch Wallenstein veranlaßten Conflict, nicht blos politische, sondern auch religiöse Gegensätze mitwirkten. Daher geben uns die Archive sehr verschiedene Auskunft, je nach dem Verhältniß, in dem die betreffenden Staaten zu den Begebenheiten standen. Die sonst so aufmerksamen Venetianer stehen den in Deutschland kämpfenden Interessen fremd gegenüber; die päpstlichen Nuntien unterrichten uns blos über die Momente, welche mit der Wiederherstellung des Katholicismus zusammenhängen; die französischen Aufzeichnungen betreffen nur den Einen Punkt, über den mit Frankreich unterhandelt wurde; ebenso steht es mit den schwedischen Papieren; umfassend und reich sind die dem münchener Archiv entstammenden Materialien: aber entsprechend der erbitterten Feindschaft des Kurfürsten Maximilian gegen Wallenstein vertreten sie die dem letztern ungünstigste Auffassung und haben namentlich dazu beigetragen, daß die Nachwelt denselben als schuldig verdammte. Von unschätzbarem Werth ist, was sich in dem sächsischen Archiv zu Dresden vorgefunden hat: stand doch der kurfürstliche Hof zuletzt in ganz besonders vertraulichen Beziehungen zu Wallenstein; aber ebendeshalb setzten auch alle die eigennützigen und selbstsüchtigen Abenteurer, welche sich durch den Namen des gewaltigen Feldherrn deckten, gerade dort ihre Hebel ein. In anderer Weise von hoher Wichtigkeit sind die Archivalien spanischer Provenienz; denn anfangs entschieden für Wallenstein eintretend, wurde der madrider Hof nachmals dessen leidenschaftlicher Feind.*) So wird man immer wieder auf die von Wallenstein selbst und aus dem Kreise seiner Genossen und Diener herrührenden, im Anschluß an die politischen und militärischen Actionen selbst entstandenen Papiere, Briefe, Denkschriften u. s. w. zurückverwiesen als diejenige Quelle, die uns am ersten einen Blick thun läßt in das allen fremden Beobachtern doch nur sehr fragmentarisch zugänglich gewordene Geheimniß. Diese im Drange der Geschäfte entstandenen Papiere, welche den augenblicklichen geschäftlichen Anforderungen genügen sollten, waren sicherlich nicht in der Absicht redigirt, die Nachwelt um die historische Wahrheit zu betrügen. Sie spiegeln das wirklich Geschehene am ungezwungensten wider und bringen die Absichten der betheiligten Personen am unmittelbarsten zum Ausdruck, während die Mittheilungen der nicht mithandelnden Beobachter nur den Zusammenhang unterbrechende Lücken zu ergänzen und die etwaigen dunkeln Partien zu beleuchten haben werden. Aber schon diesen Standpunkt gilt es gegen einen Einwand der Widersacher Wallenstein's zu decken. Denn allerdings dürfte jenen Wallenstein'schen Correspondenzen eine solche Autorität nicht beigemessen werden, wenn sich der Beweis führen ließe, daß ihr Urheber durch seine frühere Haltung das Recht verwirkt habe, seinen Worten Glauben geschenkt und seine guten Absichten ernst genommen zu sehen. Insofern verfolgt die neueste Gindely'sche Arbeit über das erste Generalat Wallenstein's eine wohldurchdachte Methode: sie geht darauf aus, des Herzogs gesammte militärische und politische Thätigkeit schon während der Jahre 1626—30 als eine solche darzustellen, daß die Empörung gegen den Kaiser im Bunde mit den Sachsen

*) Vgl. Leopold von Ranke, „Wallenstein", S. VII—VIII.

Digitized by Google

und Schweden und die Usurpation der böhmischen Krone als die natürliche Consequenz derselben erscheinen muß.

Einen selbstlosen Tugendhelden hat noch niemand in Wallenstein finden wollen: die Verhältnisse, unter denen derselbe lebte, und die Stelle, die er einnahm, werden gewisse Ausschreitungen, deren er sich schuldig gemacht, jedenfalls erklären. Aber selbst wenn man wie Gindely dieselben ebenso streng beurtheilt, so ist doch keine derart, daß sie als Vorstufe zum Hochverrath gelten kann. Habgier und Gewaltthätigkeit mag man dem Friedländer schon während seines ersten Commandos nachweisen können: weder für die eine noch für die andere ist die Rebellion gegen den Kaiser die natürliche Weiterbildung. Zudem sind beide für uns an Wallenstein nichts Neues; denn daß derselbe Lust und Geschick zu finanziellen Speculationen in ungewöhnlichem Grade besaß, ist nie bestritten worden; ja man könnte diese Eigenschaft fast als die Quelle seiner Größe bezeichnen, weil er ihr die riesigen Mittel verdankte, welche ihm Armeen zu werben und zu erhalten ermöglichten. Man kann dem, was Gindely in dieser Hinsicht theils weiter ausführt, theils neu beibringt, rückhaltslos beistimmen, ohne nur eine einzige von seinen Folgerungen gutzuheißen, selbst wenn man durch die Darstellung völlig überzeugt sein sollte, die Gindely von dem neuerdings mehrfach erörterten Smiericky'schen Erbhandel und Wallenstein's Rolle in demselben gibt. Als Vormund des Erben des großen Smiericky'schen Majorats in Böhmen soll Wallenstein durch allerhand unehrliche Kniffe es dahin gebracht haben, daß er einen Theil des kostbaren Besitzes billig kaufte, den andern als verfallenes Gut einer an dem Aufstand von 1618 betheiligten Familie mit Hülfe des ihm verpflichteten Kaisers gleichfalls erwarb. Es handelt sich dabei um ein vielverschlungenes, kniffliges Rechtsgeschäft, das lange nicht in allen seinen einzelnen Zügen klar übersehbar ist; Wallenstein's Antheil daran wird denn auch von anderer Seite viel weniger ungünstig beurtheilt.*)

Aeußerst charakteristisch dagegen ist der Einblick, den uns Gindely in die Art eröffnet, in der Wallenstein und — das muß gleich hinzugefügt werden — Leute verwandten, aber untergeordneten Schlages die Bedrängniß von Fürst und Volk zu finanziellen Speculationen ausnutzten. Im Jahre 1622 finden wir Wallenstein in einem Unternehmerconsortium, welches vom Kaiser Ferdinand II. die Münzprägung in Oesterreich, Böhmen und Mähren erwarb mit der Verpflichtung, 40 Mill. Fl. neuer Münzen zu schlagen und zwar so, daß aus der Mark Silber nicht mehr als 79 Fl. hergestellt werden sollten. Nun legte aber dieses Consortium seinen Rechnungen statt der in dem Vertrage gemeinten wiener Mark die prager Mark zu Grunde, die um so viel leichter war als jene, daß aus ihr nur 71 Fl. hätten geprägt werden dürfen, und gewann so auf jede Mark 8 Fl. Damit nicht zufrieden, prägte es einen Theil der Münzen so geringwerthig aus, daß es aus der Mark Silber statt der erlaubten 79, resp. 70 Fl., 110 herausschlagen ließ. Auffallend ist dabei, daß Wallenstein einen viel größern Gewinn zugestanden erhielt, als ihm nach dem von ihm in das Geschäft gebrachten Kapital ge-

*) Vgl. Bilek, „Beiträge zur Geschichte Wallenstein's" (Prag 1886).



Digitized by Google

bührt hätte. Während nämlich der Hauptspeculant bei dieser Unternehmung, Hans de Witte, rund 402000 Mark Silber einlieferte und dafür rund 31,340000 Fl. bekam, d. h. die Mark Silber zu etwa 80 Fl. berechnet erhielt, participirte Wallenstein für die Einlieferung von 5000 Mark Silber an dem Gewinn mit 617000 Fl., d. h. bekam die Mark um etwa 50 Proc. mehr, mit 120 Fl. angerechnet. Infolge dieser Speculation gerieth das gesammte Münzwesen in den habsburgischen Landen in solche Verwirrung, daß ein kaiserliches Patent vom 29. Dec. 1623 den Werth der schlechten Münzen herabsetzte. Das war der Ruin für viele Tausende; nur Wallenstein hatte die ihm mit der minderhaltigen Münze zugeströmten Kapitalien sofort gewinnbringend in Grundbesitz angelegt. Daß solche Geschäfte Wallenstein nicht zur Ehre gereichen, ist zweifellos. Aber einmal gehörten sie damals ja nicht zu dem Außerordentlichen, und Leute von noch höherer Stellung machten sie mit. Eine Disposition zum Hochverrath aber wird man daraus unmöglich deduciren können, und der Vorwurf der Habgier und ungewöhnlicher Scrupellosigkeit in der Wahl der Mittel zur Befriedigung derselben wird doch einigermaßen gemildert dadurch, daß seine außerordentliche finanzielle Leistungsfähigkeit die Quelle seiner militärischen Macht und damit seiner politischen Bedeutung war. Nach einem mäßigen Anschlage hat Wallenstein in wenigen Jahren für von ihm angekaufte Güter an den Fiscus nahezu 4 Mill., und an Private etwa 2,800000 Fl. gezahlt*): eine Leistung, deren damals kein gekröntes Haupt fähig gewesen wäre.

Auch sonst geht Gindely consequent den Momenten nach, welche Zweifel an der Ehrlichkeit der Absichten Wallenstein's erwecken und so gedeutet werden können, als habe der Herzog schon damals sich auf Kosten des Kaisers zu einer höhern Stellung aufschwingen wollen. Was dafür geltend gemacht wird, ist zum Theil wunderlich: beweiskräftig ist es in keinem Punkte. Oder soll man etwa daraus, daß schon während seines ersten Generalats Wallenstein's Armee zu einem großen Theil aus Protestanten bestand, auf dem Katholicismus feindliche Absichten des Feldherrn schließen? Das war ja der Fluch Deutschlands in jenen Kriegsjahren, daß der anfangs maßgebende religiöse Gesichtspunkt bald so ganz seine Bedeutung verlor, daß auf beiden Seiten sowol Katholiken wie Protestanten im Dienste politischer und dynastischer Fragen fochten. Gewiß hat Wallenstein die von ihm occupirten Lande hart bedrückt und zeitweise unbarmherzig ausgebeutet: aber welcher von den Feldherren seiner Zeit hat das nicht gethan, das nicht thun müssen? Ein Sündenregister, wie es Gindely auf Grund der an die Stadt Halle an der Saale gestellten Anforderungen Wallenstein vorhält, würde sich bei einem Durchsuchen der Acten nach diesem speciellen Gesichtspunkt in gleicher Weise auch für andere Generale jener Zeit zusammenbringen lassen. Ja hier und da fand man damals Wallenstein's Auftreten noch lange nicht so schlimm. Als der Sturz des Allgewaltigen auf dem Regensburger Reichstage vorbereitet ward, da untersagt Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg seinem Bevollmächtigten jede Mitwirkung mit der charakteristischen Motivirung: „Auch sehen wir nicht, was wir oder andere

*) Vgl. Bilek, a. a. O., S. 124.

Digitized by Google

evangelische Stände dannenhero für einen Nutzen zu gewarten. Ja es können unsere Gesandten gar wohl berichten, wie bishero von dem von Pappenheim in der alten Mark gehauset worden."*)

Besonders betonen die Ankläger Wallenstein's, daß derselbe bereits während seines ersten Generalats sich mehrfach offenbaren Ungehorsams gegen den Kaiser schuldig gemacht habe. Diese Behauptung wird völlig widerlegt durch das Zeugniß des Kaisers selbst und der zur Aeußerung über die ihm zugemuthete Entlassung des Feldherrn aufgeforderten Geheimräthe. In einem aus diesem Anlaß aufgesetzten Gutachten erklären letztere ausdrücklich, Wallenstein habe sich nie das Misfallen des Kaisers zugezogen und sei niemals eigenmächtig vorgegangen, sondern habe für seine Maßnahmen entweder vor- oder nachher die kaiserliche Zustimmung erlangt.**)

Dazu stimmt nun, was wir über die eigentlichen Gründe von Wallenstein's Entlassung auf dem Regensburger Reichstage von 1630 erfahren. Diese lagen durchaus in dem Gebiet der auswärtigen Politik, nicht in der Stellung Wallenstein's zum Kaiser und auch nicht in der zu den deutschen Fürsten. Die kaiserlichen Geheimräthe kommen in dem angeführten Gutachten, nachdem sie alle gegen Wallenstein erhobenen Anklagen als unbegründet zurückgewiesen haben, dennoch zu dem Schluß, der Kaiser thue besser, sich mit den Kurfürsten nicht zu veruneinigen und möge deshalb den General des Commandos entheben. Denn sonst drohte nach ihrer wohlbegründeten Meinung ein Bündniß der katholischen Ligue mit den Protestanten gegen den Kaiser, auf welches die französischen Gesandten in Regensburg aus allen Kräften hinarbeiteten. Kam es Richelieu doch vor allem darauf an, die Einmischung des durch Wallenstein übermächtigen Kaisers in Italien zu hindern. Sollte der Kaiser die Auflösung der Wallenstein'schen Armee mit Rücksicht auf den noch andauernden Krieg verweigern, so waren die französischen Bevollmächtigten angewiesen, überall zu erklären, nur der Kaiser mache den Frieden unmöglich; er wolle den Krieg; namentlich die Kurfürsten müsse man in diesem Glauben festhalten; dann würde auf den Kaiser ein solcher Druck ausgeübt werden, daß er werde Frieden schließen und Wallenstein entlassen müssen. Danach steht das eine fest, daß der Sturz Wallenstein's 1630 im Interesse des Auslandes, insbesondere Frankreichs, erstrebt wurde, wie er denn auch thatsächlich allein diesem zugute kam. Was sonst zur Begründung desselben als einer politischen Nothwendigkeit angeführt wurde, war leeres Gerede und tendenziöse Erfindung.

Die Richtigkeit dieser Auffassung wird noch durch zwei Momente bestätigt. Der Ansturm gegen Wallenstein ging von den durch Frankreich aufgehetzten katholischen Fürsten aus: die betreffende Forderung wurde zu Regensburg gestellt gegen die Stimmen der protestantischen Kurfürsten. Erklärte doch der brandenburger Georg Wilhelm seinen Gesandten auf ihren Bericht von dem, was in Regensburg geplant werde, rundheraus, daß er „bei dem Punkte der Absetzung des Generals

*) Vgl. Gindely, a. a. O., II, 259—260.
**) Ebend., S. 281.

Digitized by Google

Herzogen zu Friedland nicht wenig perplex sei". Ferner wurde die schließliche Nachgiebigkeit des Kaisers nirgends mehr misbilligt als am spanischen Hofe: denn nun war von dem gehofften Eingreifen des Kaisers in Italien nicht mehr die Rede. Freilich trat das madrider Cabinet damit in einen Gegensatz zu den ihm sonst so eng verbundenen Jesuiten, in deren Auftrag, vermuthlich auf directen Befehl seiner Obern von Rom aus, der bisher auf Wallenstein's Seite stehende kaiserliche Beichtvater Lamormain das ganze Gewicht seines Ansehens gegen den Feldherrn in die Wagschale warf. So trat die spanische Regierung bereits 1631 entschieden für Wallenstein's Wiederherstellung ein und erbot sich, eine Million zur Werbung eines Heeres zur Verfügung zu stellen*): durch ihren Gesandten in Wien macht sie Lamormain geradezu verantwortlich für die unheilvolle Wendung, die in dem Gange des Krieges mit der Entsetzung des Herzogs eingetreten war.**) Uebrigens wurde zu Regensburg auch die Frage erwogen, ob Wallenstein die Absetzung ruhig hinnehmen oder ob er nicht vielmehr Widerstand versuchen und sich dazu mit den Feinden verbinden würde. Ließ Ferdinand II. doch an die Häupter der kurfürstlichen Opposition, die Kurfürsten von Mainz und von Baiern, die Frage richten, ob sie ihn in diesem Falle gegen Wallenstein zu schützen gesonnen und im Stande sein würden. Aber selbst wenn die kaiserlichen Geheimräthe in jenem Gutachten nicht ausdrücklich erklärten, daß der Kaiser seinerseits dem Herzog eine solche Handlungsweise nicht zutraute, würde man aus solchen Erwägungen doch nicht den Schluß ziehen dürfen, daß man sich schon damals von Wallenstein eines Verfahrens versehen habe, wie es später seine Katastrophe herbeigeführt haben soll. Auch wird man aus der an die Kurfürsten gerichteten Frage, welche ein naheliegender diplomatischer Gegenzug war, nicht entnehmen dürfen, daß man am kaiserlichen Hofe von der Unnatur und Unhaltbarkeit des durch des Feldherrn Macht herbeigeführten Verhältnisses überzeugt gewesen sei und die Gelegenheit ergriffen habe, damit ein Ende zu machen. Nur mit äußerstem Widerstreben und in der klaren Erkenntniß, daß er sich damit aller gewonnenen Vortheile entäußerte und die großartigen Aussichten der habsburgischen Macht preisgab, hat Ferdinand II. zu Regensburg Wallenstein's Entlassung bewilligt, weil er vor dem Wagniß des Kampfes zurückschreckte, durch den allein er seinen Willen gegen die von Frankreich genährte Opposition der Kurfürsten hätte durchsetzen können. Von einem Zweifel des Kaisers an Wallenstein's Treue ist damals ebenso wenig die Rede gewesen wie von verrätherischen Plänen des Herzogs.

Unerwartet schnell und in unerwartet empfindlicher Weise sollte Kaiser Ferdinand II. über die verhängnißvolle Schwere der begangenen Fehler aufgeklärt werden. Gustav Adolf landete in Pommern und befand sich bald im Vormarsch durch Brandenburg nach Sachsen, um durch einen kräftigen Vorstoß gegen Baiern die vom Untergange bedrohte Sache seiner deutschen Glaubensgenossen wieder aufzurichten. Ohne eigenes Heer, allein auf den Schutz der katholischen Ligue unter

*) Vgl. Ranke, a. a. O., S. 226.
**) Vgl. Gindely, a. a. O., II, 292.

Digitized by Google

dem eigennützigen und unzuverlässigen Maximilian von Baiern angewiesen, befand sich der Kaiser in peinvollster Verlegenheit. Wallenstein sah sich furchtbar gerächt, und wenn man dem Urheber der neuesten Publicationen zur Geschichte der nun folgenden kritischen Monate trauen darf, so hätte er diese Genugthuung auch in vollen Zügen genossen und nur den einen Gedanken gehabt, wie er für das ihm zu Regensburg Geschehene an dem Kaiser und seinen Räthen Rache nehmen könnte. Arnold Gädeke und E. Hildebrand wollen aus den von ihnen aufgefundenen sächsischen und schwedischen Archivalien den Beweis führen, daß Wallenstein seit der Landung des Schwedenkönigs nur auf Verrath gegen den Kaiser gesonnen, das Commando nur in dieser Absicht wieder übernommen und überhaupt nichts gethan habe, was nicht auf diesen Endzweck angelegt gewesen sei. Eine unbefangene Prüfung der einschlagenden Acten und Correspondenzen und eine von Voreingenommenheit freie Combination derselben mit dem uns anderweitig Bekannten wird die Unhaltbarkeit dieses Standpunktes darthun und unsere Leser davon überzeugen, daß gerade nach diesen neuesten Mittheilungen von einer Schuld Wallenstein's erst recht nicht gesprochen werden kann.

Freilich ist Wallenstein, der auch nach seinem Sturze mit dem Kaiser in mannichfachem Verkehr stand, frühzeitig zu dem Schwedenkönig in Beziehungen getreten; ja, es haben zwischen beiden vertrauliche Verhandlungen stattgefunden. Als ob das nicht denkbar wäre ohne verrätherische Absichten von seiten des ehemaligen kaiserlichen Feldherrn! Aber einmal ging die Anknüpfung nicht von diesem aus, sondern von dem Schwedenkönige, unter Vermittelung des mit Wallenstein von früher her befreundeten sächsischen Feldmarschalls Hans Georg von Arnim; außerdem aber spielte dabei eine Rolle der bekannte Führer des böhmischen Aufstandes von 1618, Graf Matthias von Thurn, der in schwedische Dienste getreten, damals Gesandter Gustav Adolf's in Berlin war, ein Mann, unermüdlich im Plänemachen und Tag und Nacht darauf bedacht, wie er dem Kaiser neue Feinde erwecken und die Herstellung der böhmischen Freiheit erreichen könne. Damals tritt auch der aus Schiller's Trilogie als Sesina bekannte Jaroslaw Sesyma Raschin von Riesenburg in Böhmen in Wirksamkeit. Namentlich auf seine Angaben sind die Anklagen gegen Wallenstein gegründet worden; mit wie wenig Recht, lehrt eine oberflächliche Würdigung der Persönlichkeit und der Aussagen dieses dunkeln Ehrenmannes.

Durch seine Theilnahme an dem böhmischen Aufstande compromittirt, lebte Raschin, dessen Besitzthümer mit Beschlag belegt worden waren, in Meißen, verkehrte jedoch ungehindert in Böhmen, von Thurn und Arnim meist in geheimen diplomatischen Missionen gebraucht. Mit zweideutigen Gesellen seines Schlages in Verbindung zu stehen ist für Leute auf hohen verantwortlichen Posten häufig eine Nothwendigkeit: man braucht Spione und Agenten, deren Beziehungen bis in die leitenden Kreise der Feinde reichen. Die Thatsache des Verkehrs mit solchen wird indeß noch niemand dem Verdachte des Verraths aussetzen. Nach Wallenstein's Katastrophe war Raschin im Gefolge Arnim's im Interesse der Trczka'schen Familie zum Schutze von deren Gütern thätig, bis er nach dem Prager Frieden sich auch in Sachsen nicht mehr für sicher hielt und in schwedisches Gebiet aus-

Digitized by Google

zuwandern beschloß. Da wurde ihm unter der Hand im Namen des Kaisers Pardon angeboten unter der Bedingung, daß er über die von ihm geführten geheimen Verhandlungen mit und für Wallenstein genaue Auskunft gäbe. Raschin nahm das Anerbieten an, ging nach Wien und verfaßte dort seinen vom 20. Oct. 1635 datirten Bericht über die von ihm vollführten geheimen Missionen in czechischer Sprache, für den ihm dann auch die verheißene Begnadigung und ein Landgut als Belohnung zutheil wurden. Mit andern Worten: Raschin gab sich nachträglich zum Kronzeugen gegen Wallenstein her: eine Thatsache, welche genügt, um die Glaubwürdigkeit seiner Berichte auf das gehörige Maß zurückzuführen. Wer konnte denn Raschin's Angaben controliren? Von den Männern, deren angebliche Geheimnisse er preisgab, war keiner mehr am Leben, um ihn Lügen zu strafen; der wiener Hof, der in Wallenstein's Correspondenz Beweise für dessen Hochverrath nicht gefunden hatte, wünschte und erwartete Aussagen, welche die officielle Darstellung bestätigten. Nun werden Raschin's chronologische Angaben über seine Reisen durch die uns erhaltenen Papiere zwar im großen und ganzen bestätigt; anders aber steht es mit den Aufträgen, welche er empfangen und ausgerichtet haben will und die bezeichnenderweise aus Gründen der Sicherheit immer nur mündliche gewesen sein sollen. Denn wo wir die Angaben des Kronzeugen an uns vorliegenden Actenstücken prüfen können, ergeben sich Differenzen, die nur auf absichtliche Entstellung zum Nachtheil Wallenstein's zurückgeführt werden können. Daraus wird man auch auf die nicht so controlirbaren Abschnitte dieses Berichtes einen ähnlichen Schluß ziehen dürfen.

Es handelt sich zunächst um die angebliche verrätherische Verbindung Wallenstein's mit Gustav Adolf im Jahre 1631. Da ist nun Raschin nach seiner eigenen Angabe im Februar 1631 nicht von Wallenstein, sondern von dessen Schwager, dem unruhigen und intriguanten Grafen Adam Trczka, an den Schwedenkönig abgeschickt worden*), um diesen zu veranlassen, doch seinerseits eine Anknüpfung mit Wallenstein zu versuchen, weil es möglich scheine, denselben für Schweden zu gewinnen. Mit dem Grafen Thurn, der sich ihm in Berlin anschloß, erschien Raschin im Mai 1631 bei Gustav Adolf in Spandau: über seine Mittheilungen in Betreff Wallenstein's ist der König „anfänglich sehr verwundert" und will „dem fast nicht Glauben geben". Er forscht den Boten über Trczka aus, der ihm so unglaubliche Aussichten eröffnet. Als er erfährt, „der sei des Fürsten Schwager und könne viel bei dieser Sache thun", und die sonst hinter demselben stehenden Personen und deren Einfluß bei Wallenstein schildern hört, tritt er der Sache näher. Mit seiner Erklärung, er erwarte weitere Aufschlüsse, geht Raschin nach Böhmen zurück. Thurn gibt ihm für Trczka noch die besondere Mahnung mit, derselbe „möge den Friedländer ja auf des Schweden Seite bringen". Am 18. Juni ist Raschin wieder in Prag: nun erst macht Trczka seinem Schwager die Mittheilung von der Anknüpfung mit dem Schwedenkönige und daß dieser bereit sei, ihm alles zu thun, was er begehre, wenn er aus Unmuth über die Behandlung, die ihm von dem undankbaren Kaiser widerfahren, auf seine Seite treten wollte. Darauf hin

*) Vgl. Gädeke, a. a. O., S. 309 fg.

Digitized by Google

erst bescheidet Wallenstein Raschin vor sich, um sich von ihm berichten zu lassen, meint aber schließlich, „er könne in so wichtigen Sachen nicht so plump hineintappen". Und selbst wenn er seine Freude über die schwedischen Anerbietungen in den ihm von Raschin in den Mund gelegten Worten ausgesprochen haben sollte, war Wallenstein doch immer der Umworbene, den Trczka und Genossen zum Bunde mit den Schweden zu bringen suchten, gewiß nicht in uneigennütziger Absicht. So sagt denn auch Trczka zu Raschin, es könne nicht schaden, wenn zur bessern Beglaubigung der König selbst dem Fürsten einen Brief schriebe. Wirklich bestimmte Graf Thurn Gustav Adolf auch dazu: eigenhändig schrieb derselbe an Wallenstein, daß „er ihm wider seine Feinde beistehen und ihm in allem manuteniren wolle". Dagegen hat er sich nach Raschin vergeblich bemüht, seinerseits auch nur eine Zeile von des Herzogs Hand zu erhalten. Wohl aber hätte Wallenstein dem Könige durch Raschin erklären lassen, wenn der rechte Augenblick gekommen sei, würde er zu ihm übergehen. Auch seine Bedingungen hätte Wallenstein dem Schwedenkönig damals durch Raschin kundthun lassen: er verlangte 10—12000 Mann nebst der nöthigen Artillerie, um in Böhmen loszuschlagen. Muß es ihm denn aber mit solchen Erbietungen, wenn er sie machte, wirklich Ernst gewesen sein? Nehmen wir jedoch an, der Herzog von Friedland habe wirklich seinen Anschluß an Schweden erwogen: war er darum ein Verräther? Verletzte er damit irgendeine Pflicht gegen den Kaiser? Ohne Zweifel nicht! Er stand damals in keinem Dienstverhältniß zu dem Kaiser. Er war nicht kaiserlicher Feldherr, wohl aber war er deutscher Reichsfürst, und zwar nicht blos im Besitz des Ranges und der Ehren eines solchen, sondern als Herzog von Meklenburg Herr eines wichtigen norddeutschen Territoriums, für das von Schweden alles zu fürchten stand. Er hatte also ebenso große Interessen zu vertreten wie der Herzog von Pommern, die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen u. a. m. Hat man diese Verräther gescholten, weil sie sich den Schweden anschlossen, nicht aus religiösem Eifer, sondern nothgedrungen, weil das Reich sie zu schützen nicht im Stande war? So gut wie jenen Fürsten wird man auch dem Herzog von Mecklenburg das Recht zugestehen müssen, in der über Deutschland hereinbrechenden großen Krisis die Stellung zu wählen, die seinen Interessen am meisten entsprach. Hat doch damals sogar das Haupt der katholischen Ligue, Maximilian von Baiern, mit Gustav Adolf über die Gewährung von Neutralität unterhandelt. Kein Unbefangener wird demnach auf Wallenstein's Beziehungen zu dem Schwedenkönig die Klage auf Verrath gründen wollen!

Die Schlacht bei Breitenfeld (18. Oct. 1631) änderte die Lage vollkommen. Nach dem Anschluß Kursachsens an Schweden, den nur des Kaisers verkehrte Politik verschuldet hatte, nach der Zertrümmerung des liguistischen Heeres lag Süddeutschland offen vor dem Schwedenkönige und niemand hätte diesen an dem Einbruch in die habsburgischen Erblande hindern können. In Wien herrschte vollkommene Panique: nur ein Mann schien noch helfen zu können, Wallenstein, den man einst der kurfürstlichen Opposition so schnöde geopfert hatte. Ihn dachte man wieder mit dem Oberbefehl zu betrauen, wozu Spanien längst gerathen hatte. Doch kam es nicht gleich dazu: wohl aber ließ Wallenstein sich bereit finden, im

Digitized by Google

Auftrage des Kaisers mit dem Kurfürsten von Sachsen zu unterhandeln; denn alles hing für das Haus Habsburg davon ab, daß Sachsen aus der schwedischen Allianz gelöst und mit dem Kaiser versöhnt wurde. So wurde Wallenstein trotz seiner privaten Stellung Herr der Situation: in der wichtigsten aller damals schwebenden Fragen lag die politische Leitung in seiner Hand. Bezeichnend ist es für die Klarheit, mit der Wallenstein die Lage auffaßte, und die Entschlossenheit, mit der er die heillos verirrte kaiserliche Politik auf den richtigen Weg zurückführte, daß er gleich zu Beginn der Unterhandlungen Sachsen, das der Feldmarschall Arnim vertrat, die Aufhebung des Restitutionsedicts zusagte und so den Krieg seines religiösen Charakters entkleidete. Bald war man auf dem Wege zu einer Verständigung, deren Annahme durch den von allem unterrichteten Kaiser als sicher gelten konnte.

Nun wurden aber diese Beziehungen, welche Wallenstein mit Wissen und Willen des Kaisers zu Sachsen unterhielt, von den unruhigen böhmischen Emigranten zu ganz anders gearteten politischen Bestrebungen benutzt, die zu ihrem Gelingen Wallenstein's Bruch mit dem Kaiser zur Voraussetzung hatten. Diese Leute, die nur darauf dachten, die Vergewaltigung Böhmens an den Habsburgern zu rächen, suchten den Glauben zu erwecken, daß Wallenstein nicht im Auftrage des Kaisers, sondern auf eigene Hand, jedenfalls zu seinem eigenen Vortheil, mit den Schweden verhandle: sie wollten den Herzog dadurch bei dem Kaiser verdächtigen und in Wien unmöglich machen, um ihn dahin zu bringen, daß er sich ihnen in die Arme werfen und seinen Ehrgeiz im Bunde mit ihnen im Aufruhr gegen den Kaiser zu befriedigen suchen sollte. Hatten doch diese Leute nichts so sehr zu fürchten wie die von Wallenstein betriebene Verständigung zwischen Kursachsen und dem Kaiser. Noch viel unbequemer mußte diese den Schweden sein, deren ganze Stellung alsdann bedroht war. Daher beobachteten diese des unlängst umworbenen Herzogs Schritte mit wachsendem Mistrauen, und als im November 1631 die sächsische Armee, die Gustav Adolf nach Schlesien zu dirigiren wünschte, sich plötzlich Böhmens bemächtigte, da meinte man im schwedischen Hauptquartier das den Intriguen Wallenstein's zuschreiben zu müssen: dieser sollte „das große Rad an diesem Werke gewesen sein". Der Fortgang der Verhandlungen Wallenstein's mit Arnim bestätigte diese Ansicht. Damals hatten beide am 20. Nov. die berühmte Unterredung in dem Schlosse Kaunitz. Diese aber war von Wallenstein ganz öffentlich bekannt gemacht worden, insbesondere wußte der Kaiser um sie: von ihm erbat und erhielt der Herzog für Arnim die nöthigen Geleitsbriefe, nebenher aber gab er dem Kaiser gelegentlich Nachricht über die Stellungen der Sachsen, um die militärischen Maßnahmen des wiener Hofes zu fördern, und endlich schickte er seinen Vertrauten, Oberst Breuner, nach Wien, um dem Kaiser über Inhalt und Verlauf des Gespräches mit Arnim mündlich Bericht zu erstatten. Kann dem gegenüber wol von verrätherischen Absichten Wallenstein's gesprochen werden? Raschin bekennt ausdrücklich, daß er von dem Inhalt der mehrstündigen Unterredung Wallenstein's mit Arnim keine Wissenschaft habe. Andererseits wird durch das in diesem Fall sicher unverdächtige Zeugniß eines schwedischen Agenten erwiesen, daß Wallenstein und Arnim in Kaunitz einer Verständigung ganz nahe

Digitized by Google

waren, diese aber hinterher durch unbedachte Aeußerungen des heißblütigen Thurn, die Wallenstein bei dem Kaiser verdächtigen mußten, „interrumpirt" wurde.

Indem Wallenstein die Unterhandlungen mit Sachsen abbrach, gab er die Stellung eines von dem Kaiser in ungewöhnlich freien Formen berufenen Vertrauensmannes auf, um sich dem Hause Habsburg gegen die Schweden zur Verfügung zu stellen. Auf Grund der Znaimer Punktation übernahm er das Commando der von ihm geworbenen neuen Armee, bekanntlich mit so außerordentlichen, so unerhörten Machtbefugnissen, daß ein Conflict mit dem Kaiser, der ihm gegenüber so gut wie abdankte, nicht ausbleiben konnte. Niemand war durch diese Wendung schmerzlicher enttäuscht als die böhmischen Emigranten und ihre Freunde in des Herzogs Umgebung, welche noch immer gehofft hatten, den Herzog auf Grund der Verhandlungen mit Sachsen und der durch diese vermittelten Berührung mit Schweden zu den Gegnern des Hauses Habsburg herüberzuziehen. Diese Leute schrien jetzt über Wallenstein's Verrath an Schweden: eine wunderliche Anklage, welche die Verwirrung der Begriffe erkennen läßt, die in diesen Abenteurerkreisen herrschte.

Bald hatte sich nun die Lage gründlichst gewandelt. Wallenstein eroberte Böhmen: im Sommer 1632 stand er dem Schwedenkönige bei Nürnberg gegenüber. Ein großer Entscheidungskampf schien bevorzustehen: Gustav Adolf, auf den das Mislingen seines Angriffs gegen das kaiserliche Lager einen tiefen Eindruck machte, knüpfte nochmals mit seinem bedeutendsten Gegner an. Als das erstrebte Ziel aber wird dabei ausdrücklich bezeichnet die Aufstellung des edeln Friedens, die Herstellung der Freiheiten und Privilegien Böhmens und die Vereinbarung einer Entschädigung für Gustav Adolf und Wallenstein, letzteres, „damit ihnen die Autorität und Mittel verblieben gegen diejenigen, so uns künftig den edeln Frieden brechen wollten, die Armee zu führen". Aber auch von diesen Beziehungen zu dem Schwedenkönige hat Wallenstein dem Kaiser Kenntniß gegeben: von verrätherischen Absichten kann da um so weniger die Rede sein, als Wallenstein obendrein von dem Gefühl erfüllt war, daß für ihn und Gustav Adolf nebeneinander in Deutschland kein Platz sei, wie er das einmal in einem drastischen Bilde ausgedrückt hat, zwei Hähne könnten nicht auf demselben Miste hausen.

Die Schlacht bei Lützen befreite Wallenstein von seinem bedeutendsten politischen Gegner, dem er zudem militärisch nicht gewachsen war. Aber seine eigene Armee war zertrümmert, und den Winter 1632 auf 1633 war er mit der Reorganisation derselben in Böhmen beschäftigt. Die Aenderung, welche der Tod des Königs in der Stellung der Schweden zu Deutschland hervorbrachte, und die drohende Einmischung Frankreichs mußten den Kaiser nun eine Verständigung mit den Protestanten erst recht wünschen lassen: die versöhnliche Politik Wallenstein's Kursachsen und Kurbrandenburg gegenüber war nun erst recht am Platze. Auch der Kaiser urtheilte damals noch so. Demgemäß waren die Verhandlungen bereits im Frühjahr 1633 wieder im Gange. Aber wieder verfolgt unter dem Schutze derselben ein Kreis böhmischer Emigranten seine besondern Ziele in der Hoffnung, Wallenstein, der Brandenburg und Kursachsen von Schweden trennen will, vielmehr auf

Digitized by Google

dessen Seite herüberzuziehen. Damals ist auch das Project aufgetaucht, Wallenstein durch die Erhebung zum König von Böhmen von seiner Pflicht abwendig zu machen.

Wenn dem Kronzeugen Raschin zu trauen wäre, hätte bereits Gustav Adolf während der Verhandlungen von Nürnberg Wallenstein die böhmische Krone angeboten. Er soll den Generalwachtmeister Grafen Bubna, der bei dem Herzog wohl gelitten war, aufgefordert haben, Wallenstein zur Erneuerung der frühern Verständigungsversuche zu bestimmen mit der Versicherung, der König sei bereit, „demselben alle Assistenz zu thun, damit er König in Böhmen würde, und ihn auch dabei zu manuteniren". Nun kann man sich aber einmal nicht recht denken, wie der Schwedenkönig Wallenstein in Böhmen hätte zur Herrschaft bringen und in derselben hätte erhalten sollen. Zudem scheint dieser Antrag gar nicht an Wallenstein gekommen zu sein, denn Raschin selbst berichtet, Bubna habe die beabsichtigte Reise zu dem Herzog damals nicht ausführen können, und dann sei die ganze Sache mit der Katastrophe von Lützen hinfällig geworden. Auch darf nicht übersehen werden, daß gegen Ende des Jahres 1631 vielmehr der Kurfürst von Sachsen die Hand nach der böhmischen Krone ausstreckte und daß man den den Schweden so unbequemen Einmarsch der Sachsen in Böhmen mit diesem Vorhaben in Verbindung brachte. Thut doch ein wohlunterrichteter schwedischer Agent in Dresden am 14. Nov. 1631 die charakteristische Aeußerung, der Kurfürst meine offenbar, jeder sei sich selbst der Nächste, und denke auf die Gewinnung eines Diadems, wie man das bereits öffentlich zu besprechen anfange.

Danach erscheinen jene Raschin'schen Angaben über Gustav Adolf's Absicht, Wallenstein die böhmische Krone zuzuwenden, als eine ungeschickte Vermuthung oder gar eine Erfindung, entsprungen aus den später über diese Frage geführten Unterhandlungen. Freilich mag in dem Kopfe des einen oder des andern von den projectenreichen böhmischen Emigranten, die nichts mehr wünschten, als Wallenstein dem Kaiser abwendig zu machen, schon damals auch diese abenteuerliche Combination aufgetaucht sein: denn auch später beschäftigt jenes Project namentlich diese Kreise und wird von ihnen an Wallenstein herangebracht, während man nachmals so that, als ob Wallenstein die böhmische Krone als den Preis für den Abfall vom Kaiser gefordert habe. Gerade in diesem Punkte setzen uns die archivalischen Publicationen der neuesten Zeit in den Stand, die Unwahrheit des Raschin'schen Berichtes schlagend zu erweisen.

Raschin erzählt, er sei im Laufe der im Frühjahr 1633 geführten Verhandlungen mit Trczka, der ja schon früher seinen Schwager zum Abfall von dem Kaiser zu treiben gesucht, in Gitschin bei Wallenstein gewesen. Dabei habe dieser sich bereit erklärt, „sich seiner Intention nach zu setzen", und habe alsbald den Feldzeugmeister Bubna an den Kanzler Oxenstjerna in Frankfurt a. M. geschickt, um diesen wissen zu lassen, „daß er anjetzo das, was er hiebevor im Sinn gehabt, zu wirklichem Effect bringen und König von Böhmen werden wolle, und deshalb anfrage, ob er sich dessen versichern könne, daß Oxenstjerna sammt seinen schwedischen Adhärenten ihn dabei manuteniren wollten".*) Nun beweist aber die uns

*) Vgl. Gädeke, a. a. O., S. 322.

Digitized by Google

vorliegende Correspondenz der an dieser Episode betheiligten Personen, daß die Sache sich gerade umgekehrt verhalten hat, d. h. daß Wallenstein damals die böhmische Krone von den böhmischen Emigranten und Schweden angetragen, von ihm aber entschieden abgelehnt worden ist.

Am 7. Mai 1633 meldet ein auch sonst als wohlunterrichtet bekannter schwedischer Agent dem schwedischen Kanzler, daß ihm „einige Personen, welche den General Friedland sehr gut kennen und nicht nur bei ihm graciosi sind, sondern wol auch im ganzen Königreich Böhmen viel vermögen, per obliquum durch einen ihrer Vertrauten haben einen Anschlag mittheilen lassen, den sie vorhaben, Friedland als ihren König zu erheben in der sichern assurance, daß sie ihn zur ruptur mit dem Kaiser bringen können, und den goldenen Hut anzunehmen, wenn sie nur ihm, Friedland, die Hülfe Schwedens und seiner Verbündeten zusichern können". Die weitern Bemerkungen über die Modalitäten der Ausführung schließt der Berichterstatter mit der bezeichnenden Wendung: „Das war so die Summa der Proposition von seiten der böhmischen Confidenten." Danach steht fest, daß das Krouproject nicht von Wallenstein herstammt, sondern von den böhmischen Emigranten, die nicht des Feldherrn Weg gingen, sondern denselben ihre eigenen Wege zu führen dachten. Von dem scharfblickenden Schweden wurden ernste Bedenken gegen die Ausführbarkeit dieses Planes erhoben: namentlich meinte er, die böhmischen Herren würden sich nicht einen aus ihrer Mitte als König aufnöthigen lassen. Man glaubte ihn in dieser Hinsicht beruhigen zu können: Wallenstein habe Böhmen thatsächlich ja schon ganz in seiner Gewalt; dies sei der sicherste Weg, um den drohenden Ruin von dem Lande abzuwenden; auch sei Wallenstein einem großen Theil des Adels durch Verwandtschaft und Verschwägerung verbunden; da er alt, kränklich und kinderlos sei, würde der Thron ja bald wieder erledigt sein; von ihm sei die Herstellung der böhmischen Freiheiten und namentlich Gewährung von Religionsfreiheit zu hoffen, „während er sich sonst um keine Religion kümmere", wohl aber „den Jesuiten spinnefeind" sei. Man meint die Sache versuchen zu können; sollte sie mislingen, so werde immer ein großer Vortheil dabei zu erreichen sein, denn sie werde wenigstens dazu dienen, „die alte Wunde wieder aufzureißen und Wallenstein seinerzeit mehr odiös und verdächtig beim Kaiser zu machen".

Deutlicher kann man doch nicht sprechen. Die böhmischen Emigranten, die zur Rettung ihres ruinirten Landes keinen andern Ausweg mehr sehen, hoffen Wallenstein durch den trügerischen Glanz der böhmischen Krone zu sich herüberzuziehen; gelingt das nicht, so macht man von den betreffenden Verhandlungen Gebrauch gegen den Herzog, um ihn in den Augen des wiener Hofes zu Grunde zu richten. Dieser feine Plan mislang, weil Wallenstein die ihm gemachten Anträge energisch zurückwies. Oxenstjerna billigte das Unternehmen, das zwar keinen Erfolg verhieß, aber nicht schaden konnte, nachdem Thurn es durch den Generalwachtmeister Bubna bei ihm nachdrücklich hatte befürworten lassen. Bubna eilt mit Raschin zu Wallenstein. Ende Mai 1633 kamen sie sammt Trczka, der sich ihnen angeschlossen, in Gitschin spät abends an und haben sofort bei Wallenstein Audienz. Ueber den Verlauf derselben liegt ein amtlicher Bericht Bubna's an Oxenstjerna

Digitized by Google

vor, der in dem schwedischen Reichsarchiv aufgefunden worden ist.*) Danach hat Bubna dem Antrage insofern eine etwas feinere Wendung gegeben, als er erklärte, wenn Wallenstein die böhmische Krone annähme, so würde „mit seiner Person" besser zum Frieden zu gelangen sein; deshalb habe ja schon Gustav Adolf einen ähnlichen Plan für ihn gehegt. Und was erwidert Wallenstein darauf? „Was, die Krone? Das wäre ein großes Schelmstück!" Einen guten Frieden könnten sie an der Spitze der Armee ohnehin machen und die Widerstrebenden zur Annahme nöthigen. Solche Worte können nicht wundernehmen bei einem Manne, dem von dem Kaiser thatsächlich nicht blos die Summe der militärischen Gewalt, sondern auch unumschränkte Vollmacht für die diplomatische Action eingeräumt worden war. Dem gegenüber erscheint unbedeutend, was Wallenstein sonst noch in dem Gespräch mit Bubna geäußert. Die Hauptsache war eine scharfe, aber zutreffende Kritik der Gegner. Namentlich die verblendete sächsische Politik kam übel weg, ebenso wie der als ein gewaltiger Trinker bekannte sächsische Kurfürst. „Der", so läßt Bubna den Herzog sagen, „könnte unter euch der vornehmste im Reiche sein — was ist derselbe aber ein Vieh, und was führt er für ein Leben!" Daher soll denn auch gerade dieser sammt dem Kurfürsten von Baiern die Kosten des Friedens zu tragen haben. Eine Beseitigung des Kaisers stellte Wallenstein nicht in Aussicht: denn in dem Bewußtsein der ihm eingeräumten, so gut wie unumschränkten Vollmacht meinte er den Kaiser zur Annahme des von ihm zu vereinbarenden Friedens zu bewegen.

Aus Oxenstjerna's Antwort auf Bubna's Bericht über die gitschiner Unterredung**) ersehen wir, daß dieser große politische Rechner das Exempel Wallenstein's als richtig anerkannte und auf die Friedenspläne desselben einzugehen bereit war. Auch er ist der Meinung, daß die Feldherren sich direct verständigen und so thatsächlich den Frieden herbeiführen sollten: dann würden die von ihnen vereinbarten Bedingungen überall Anerkennung finden. Mit keinem Worte aber ist bei alledem von einem Verrath Wallenstein's die Rede: auch auf der Seite der Schweden werden seine durch Bubna berichteten Aeußerungen nicht in diesem Sinne aufgefaßt. Es sind immer nur die böhmischen Emigranten, die von einem baldigen Abfall Wallenstein's vom Kaiser träumen, die denselben durch das Bekanntwerden des Kronanerbietens rettungslos zu compromittiren hoffen. Was hätte Wallenstein damals auch von der böhmischen Krone für Vortheil zu hoffen gehabt, deren Besitz ihm nicht blos von den Anhängern der Habsburger, sondern auch von den glaubenseifrigen Evangelischen bestritten worden wäre!

Daß er an die Erwerbung derselben nicht dachte, beweisen endlich auch seine Bemühungen um die Erreichung eines Zieles, nach dem er als Candidat für den böhmischen Thron sicherlich nicht gestrebt hätte. Seit Jahren bemühte sich Wallenstein, die Herrschaft Friedland aus dem böhmischen Lehnsverbande zu lösen und zu einem autonomen Staatsgebiet zu erheben. Die Gründung eines Bisthums in Gitschin hatte das Herzogthum kirchlich, die von dem Kaiser erlaubte Bestellung

*) Vgl. Hildebrand, a. a. O., S. 23 fg.
**) Ebend., S. 27 fg.

Digitized by Google

eines „eigenen Tribunals oder Landraths" in Bezug auf die Rechtspflege von Böhmen unabhängig gemacht. Im Mai 1628 erhob ein kaiserliches Privileg eine Anzahl größerer Städte in dem Herzogthum „zu einem freien Landstande". Es fehlte nur noch der Erlaß einer besondern Verfassung oder Landesordnung, um die Lösung von Böhmen auch politisch zu vollenden: im Frühjahr 1632 wird der Entwurf einer solchen vorbereitet. Im Zusammenhang damit steht der Plan zur Errichtung einer eigenen Landesuniversität nach dem Vorbilde von Wien, Basel, Prag und Leipzig*), ferner der zum Bau einer „großmächtigen" Stadt an Stelle der bisherigen Residenz Gitschin, wozu am 12. Mai 1633 der Grundstein gelegt wurde. Schließlich ist denn auch die geplante Landesordnung ausgearbeitet und in dem Herzogthum praktisch durchgeführt worden. Würde Wallenstein wol so consequent durch viele Jahre hindurch die Losreißung des Herzogthums Friedland von dem Königreich Böhmen betrieben haben, wenn er gehofft hätte, demnächst als König an des letztern Spitze zu treten?

Wenn Wallenstein sich bei alledem bis zu einem gewissen Grade mit den Schweden einließ, so erklären das die politischen und insbesondere die diplomatischen Gepflogenheiten jener Zeit. Zu thun war ihm allein um eine Verständigung mit Sachsen und Brandenburg; aber bei dem Mistrauen, mit dem man schwedischerseits jeden Schritt dieser längst beargwöhnten Bundesgenossen verfolgte, wurde ein vertraulicher Verkehr mit diesen ermöglicht allein durch die Anknüpfung geheimer Beziehungen auch zu Schweden; dieselben bahnten zudem den Kundschaftern den Weg mitten in das Hauptquartier des Feindes. Wallenstein verfolgte demnach noch genau die Politik, die er ohne amtliche Stellung als Vertrauensmann des Kaisers nach der Breitenfelder Schlacht befolgt hatte, als er Sachsen und Brandenburg durch Aufhebung des Restitutionsedicts und Gewährung von Glaubensfreiheit versöhnen wollte.

In derselben Richtung finden wir ihn im Herbste 1633 während des schlesischen Feldzuges thätig. Auch kam es während eines längern Stillstandes mit Arnim zu der ersehnten Verständigung. Und als Arnim wieder im Lager erschien, um in aller Form abzuschließen, da überrascht ihn Wallenstein mit der Forderung, die sächsische Armee mit der seinen zu verbinden und gemeinsam die Schweden aus dem Reiche „herauszuschmeißen". Mit einer nicht misverständlichen Beziehung auf die Antwort Wallenstein's auf Bubna's Kronanerbieten erwidert Arnim darauf — „Das wäre ein Schelmstück". Dennoch kam man nach einiger Zeit auf die Sache zurück: Wallenstein's Sieg bei Steinau und die Bedrängniß der Schweden und Sachsen in Schlesien machten doch einen tiefen Eindruck. Statt Arnim's unterhandelte diesmal der in schwedischen Diensten stehende Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg. Auch der kommt einem Abschluß ganz nahe: die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sollten ihre Truppen den kaiserlichen „conjungiren" und dem Commando Wallenstein's unterordnen, und mit der so vereinigten Macht sollte der Religions- und Profanfriede in der vor Ausbruch dieses Krieges geltenden Ordnung hergestellt und gegen die sich Widersetzenden zur

*) Vgl. Hallwich, a. a. O., Bd. 2, S. CLXIII fg.

Digitized by Google

Anerkennnng gebracht werden. Aber Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg nahm das nicht an: er meinte, man wolle ihn blos listig von seinem Alliirten trennen, entwaffnen und um Libertät, Land und Leute bringen. Und auch von diesen Verhandlungen hat der Kaiser genaue Kenntniß gehabt, durch Wallenstein von dem Fortgange regelmäßig unterrichtet. Auch findet sich keine Spur davon, daß Ferdinand II. und seine Räthe die Politik Wallenstein's nicht gebilligt hätten: weder die Zugeständnisse, die derselbe Sachsen und Brandenburg machte, noch das schließliche Scheitern der „Conjunction" sind dem Feldherrn irgendwie verübelt oder zum Vorwurf gemacht worden. Niemand sah in dem Thun desselben etwas von Verrath: man ließ ihn vielmehr in vollem und rückhaltslosem Vertrauen militärisch und diplomatisch frei gewähren.

Eine so außerordentliche Stellung, wie sie Wallenstein auf Grund der Znaimer Punktation innehatte, war möglich und haltbar nur unter der Voraussetzung unbedingten Vertrauens von seiten des Auftraggebers. Eine Krisis wurde unvermeidlich, sobald diese Voraussetzung fehlte. Daß er des Kaisers Vertrauen verlor, wurde Wallenstein's Verhängniß. Nur hat er diesen Verlust nicht durch Verrath verschuldet, sondern durch einen Irrthum, wie er unter den gegebenen Umständen auch einem andern Feldherrn begegnen konnte: das militärische Misgeschick, das daraus entsprang, wurde von allen seinen Gegnern begierig ausgenützt.

Der Anfang dieser Irrungen gehört bereits in den Sommer 1633. Durch Bernhard von Weimar, den Führer des schwedischen Heeres, bedroht, bat Maximilian von Baiern den Kaiser um Hülfe. Wallenstein hielt diese für unnöthig, da er nach seinen Informationen annahm, daß Bernhard vielmehr einen Angriff auf Böhmen plane. Deshalb machte er damals den Vorstoß nach Schlesien, dessen militärische Erfolge freilich einigermaßen beeinträchtigt wurden durch die wiederholten Stillstände, die im Interesse der Verhandlungen mit Sachsen und Brandenburg eintraten. Doch wies Wallenstein den General Aldringer an, seine Stellung so zu nehmen, daß er je nachdem Baiern oder Böhmen Hülfe bringen könnte. Das aber genügte dem Kurfürsten von Baiern nicht: seine Bitten in Wien werden immer dringender, richten aber nichts aus; denn der Kaiser erklärt sich mit den Anordnungen des Generalissimus für einverstanden, wenn er auch nichts dagegen hat, daß Wallenstein den Wünschen des Kurfürsten nach Möglichkeit gerecht werde. Inzwischen aber trat man an Wallenstein mit noch unbequemern Forderungen heran. Spanien wollte 20000 Mann unter dem Herzog von Feria, dem Statthalter von Mailand, im Elsaß gegen Frankreich aufstellen: nach Wallenstein's Rath lehnte der Kaiser das ab. Spanien suchte sein Vorhaben auf einem Umwege zu erreichen. Da Wallenstein dem nach Deutschland reisenden Cardinal-Infanten das erbetene Geleit von ein paar tausend Reitern verweigert hatte, sollte ein Theil der Armee Feria's diesen Ehrendienst übernehmen. So kam doch eine spanische Heeresabtheilung nach Deutschland; das Weitere, so hoffte man, würde sich dann schon finden. Auch dagegen erhob Wallenstein seine warnende Stimme, indem er darauf hinwies, daß dies Frankreich herausfordern heiße und den Angriff desselben beschleunigen werde.

Digitized by Google

So hatten die Baiern und die Spanier Grund, dem Feldherrn zu zürnen. Natürlich fand daher Maximilian, als er die Bitte um Hülfe gegen Bernhard von Weimar erneuerte, von seiten des spanischen Gesandten lebhafte Unterstützung. Ein Gleiches geschah durch den kaiserlichen Beichtvater Lamormain, der auch dabei wol auf höhere Weisung handelte: denn natürlich wünschten die Jesuiten die Friedenspläne Wallenstein's, welche den Ketzern Glaubensfreiheit verhießen, zu durchkreuzen. Aber diese Anträge fanden bei Wallenstein keine günstige Aufnahme: derselbe legte dem Kaiser dar, welche Gefahren die Schaffung einer dritten, von dem Kaiser unabhängigen Armee im Reiche mit sich brächte, und wiederum billigte Ferdinand II. seinen Standpunkt. Allmählich aber gewann die bairisch-spanisch-jesuitische Coalition Boden. Auf die immer dringendern Bitten des Kurfürsten von Baiern, die bei dem Kaiser doch Eindruck machten, gibt Wallenstein um des Friedens willen so weit nach, daß er Aldringer bevollmächtigt, unter gewissen Verhältnissen Baiern gegen die Schweden Hülfe zu leisten; wann das geschehen dürfe, soll aber ausschließlich der Aldringer übergeordnete General Gallas zu entscheiden haben; weder der Kurfürst noch der inzwischen in die bairisch-österreichischen Lande vorgerückte Feria sollte Aldringer etwas zu befehlen haben. Das genügte jedoch dem Baiern nicht: auf neue Bitten und Beschwerden läßt sich der Kaiser endlich dazu bestimmen, über Wallenstein's Kopf hinweg Aldringer dem Kurfürsten unmittelbar unterzuordnen. Das war eine schwere Kränkung für Wallenstein und — was mehr sagen wollte — eine flagrante Verletzung der demselben durch die Znaimer Punktation verbürgten Stellung: denn ausdrücklich hatte durch diese der Kaiser darauf verzichtet, in die militärischen Dinge einzugreifen.

Dieser Zwischenfall traf nun der Zeit nach zusammen mit dem Scheitern der scheinbar zum Ziele gelangten Verhandlungen mit Arnim, welcher die gemeinsame Action gegen die Schweden verweigerte. Nun galt es den schwedisch-sächsischen Angriff auf Böhmen abzuwehren: das aber war durch des Kaisers eigenmächtige Disposition über Aldringer's Truppen erschwert. Und nicht genug damit! Auf erneute Vorstellungen des Kurfürsten Maximilian ging der Kaiser noch einen Schritt weiter, indem er auch den Aldringer übergeordneten General Gallas anwies, den Befehlen des Baiern Gehorsam zu leisten, also wieder einen Theil der Armee Wallenstein's diesem entzog. Gallas selbst spielte dabei eine zweideutige Rolle: während er dem kaiserlichen Befehl gemäß tausend Reiter zur Unterstützung der Baiern absandte, meldete er Wallenstein nur, daß er die bairische Zumuthung, angriffsweise vorzugehen, abgelehnt habe, und erhielt von diesem dafür das Lob, er habe „daran gar recht und wohl gethan; auch in Zukunft möge er sich durch Zumuthungen des Kurfürsten nicht irremachen lassen, zumal ja auch ihm bekannt sei, daß derselbe immer nur seinen eigenen Vortheil im Auge habe". Damit war ein neuer Conflict gegeben, und zwar auch zwischen dem Generalissimus und wesentlichen Theilen seines Heeres. Auf seine besorgten Bemerkungen aber über die ihm geschaffene peinliche Stellung erhielt Aldringer von dem Kaiser nur die erneute Ordre, in allem dem Kurfürsten von Baiern Gehorsam zu leisten, er — der Kaiser — werde ihn gegen alle daraus drohenden übeln Folgen zu schützen wissen.



Digitized by Google

Auf dem so betretenen Wege ging der Kaiser bald weiter. Die Anforderungen Maximilian's fanden ihn immer nachgiebiger, während er — vielleicht in gutem Glauben an sein Recht — Wallenstein zu beruhigen suchte, indem er alle diesen verletzende Anordnungen als harmlos und ungefährlich darstellte. Doch ging das natürlich nur bis zu einem gewissen Punkte. Unmöglich konnte Wallenstein sich von seiner Armee einen Theil nach dem andern fortnehmen lassen und doch die Verantwortung für den Gang des Krieges tragen. Als daher Ende October 1633 eine neue Forderung der Art von dem Kaiser an ihn erging, lehnte er sie höflich, aber entschieden ab, da ihm so die Deckung der Erblande unmöglich werden würde. Auf wiederholtes Andringen gibt er schließlich dennoch in etwas nach, macht jedoch zugleich ernstlich darauf aufmerksam, daß nach seinen Nachrichten der Angriff Bernhard's von Weimar vielmehr in Böhmen als in Baiern zu erwarten sei. „Ich will meinen Kopf zum Pfande setzen", schreibt er in jenen Tagen, „daß der von Weimar nach Eger wird gehen", und bald danach erklärte er: „Ich will meine Ehre zum Pfande setzen, daß der von Weimar nicht nach Baiern, sondern nach Böhmen gehen wird." Aber er hatte sich geirrt: Herzog Bernhard, nachdem er die Gegner so lange über seine wahre Absicht getäuscht hatte, brach schließlich nicht in Böhmen ein, sondern warf sich doch auf Baiern: am 14. Nov. 1633 nahm er Regensburg. Wallenstein's Zuversicht erwies sich als haltlos: er hatte sich geirrt; der Nimbus schwand, der ihn bisher umgeben hatte, das Vertrauen des Kaisers war dahin.

Unter dem Einfluß der jetzt kritisch gewordenen militärischen Lage verschlimmerte sich das Misverständniß schnell. Wallenstein, welcher den Miserfolg tief empfand, hatte nur den einen Gedanken, die kaiserlichen Erblande vor der drohenden Invasion zu sichern: fieberhaft thätig eilt er in Gewaltmärschen nach dem südwestlichen Böhmen. Aber schon muß er hören, wie übel man von ihm in Wien spricht und wie seine Widersacher daran arbeiten, ihn zu Falle zu bringen. „Sein Leben lang habe er sich nie mehr offendirt befunden als jetzt", erklärt er damals dem Grafen Trauttmansdorff; ihm bleibe nichts als von dem Commando zurückzutreten: „denn wenn nicht Friede werde, sei alles verloren". Dann überzeugte er sich von der Unmöglichkeit, bei so vorgerückter Jahreszeit die Operationen wieder aufzunehmen. Auf das schmerzlichste empfand er jetzt die vom Kaiser eigenmächtig angeordnete Detachirung Aldringer's. So kehrt er schließlich in seine alten Quartiere im Innern Böhmens zurück.

Auf die Kunde davon aber erhob sich nun in Wien allgemeines Geschrei gegen Wallenstein, während der böhmische Statthalter sich mit den eindringlichsten Klagen an den Hof wandte, weil das schon zum Tode erschöpfte Land auch ferner mit dem Unterhalt der Armee belastet werden sollte. Damit wurde der Gegensatz weiter zugespitzt, ein gütlicher Ausgleich war kaum noch möglich. Immer dringender ließ der bairische Kurfürst bei dem an Wallenstein irre gewordenen Kaiser die Ansicht vertreten, daß nur der schnellste Vormarsch der ganzen Armee nach Baiern den Einbruch der Feinde in Oberösterreich abwenden könne. In diesem Sinne bestürmt der Kaiser seinen Generalissimus: durch den abermals in das Hauptquartier entsandten Grafen Trauttmansdorff erklärt er demselben

Digitized by Google

„nochmals als seinen ernstlichen, kategorischen Befehl und Meinung, wovon er nicht abweichen könne", daß vor allem der Feind verfolgt werden müsse. Dem am meisten vorgeschobenen Oberst Suys ging von Wien aus der Befehl zu, dem Feinde bis zum Inn entgegenzurücken; von Wallenstein aber erhielt derselbe die Weisung, im Lande ob der Enns zu verbleiben, „und um keinerlei Respect oder Ursach von dannen zu weichen". So stand bereits der Befehl des Kaisers dem seines mit unumschränkter Vollmacht versehenen Generalissimus schroff entgegen.

Da beschloß der Hof, wie im Gefühl seines Unrechts, doch eine Verständigung zu versuchen. In Gemeinschaft mit dem Geheimrath Grafen Trauttmansdorff ging der Geheime Kriegsrath Gerhard Freiherr von Questenberg nach Pilsen in das Hauptquartier. Wallenstein, der in ihm einen seiner treuesten Freunde ehrte, legte die kaiserliche Forderung nach sofortigem Beginn der Offensive einem großen Kriegsrath vor, zu dem er unter dem Vorsitz des Feldmarschalls Ilow die Generale und Obersten seiner Armee vereinigte. Derselbe erklärte „die Execution der kaiserlichen Ordinantz für pur-lautere Unmöglichkeit"; denn ein solches Unternehmen bei dieser Jahreszeit setze die Existenz der ohnehin nicht in gutem Zustande befindlichen Armee auf das Spiel. Selbst Questenberg erkannte das Zwingende solcher Argumente an: ausdrücklich rühmt er Wallenstein's Bereitwilligkeit zu allem, was sonst dem Interesse des Kaisers dienen kann. Drastisch bemerkt er, „daß der Generalissimus Euerer Majestät Dienst in Acht zu nehmen, eher zu Fuß selbst hinlaufen und die Nothdurft in Acht nehmen würde": er bittet den Kaiser, Wallenstein zu vertrauen und alles zu überlassen, denn noch habe derselbe sein Vertrauen in keiner Weise getäuscht. Und damit traf der kluge Vermittler, der Wallenstein aufrichtig wohl wollte und dessen Treue gegen den Kaiser über jedem Zweifel erhaben ist, ganz genau den entscheidenden Punkt. Alles hing von der Vertrauensfrage ab: Ferdinand II. hat dieselbe, entsprechend seiner Neigung zu halben Maßregeln, zwar nicht direct verneint, aber doch auch nicht bejaht. Und nur wenn sie bedingungslos bejaht wurde, war noch eine Lösung des Conflicts möglich. In Wien aber wurde bereits im December 1633 in eingeweihten Kreisen die Entfernung des Herzogs von Friedland aus der Kriegsdirection und dem Generalat als unmittelbar bevorstehend erwartet.

Natürlich blieb das Wallenstein nicht unbekannt. Sein Entschluß war gefaßt: er wollte zurücktreten, aber nicht bedingungslos; er wollte Frieden schaffen, schon um seiner selbst willen, da nur dann die Erfüllung der ihm vom Kaiser gemachten Zusagen zu erwarten stand. Eine Kränkung wie zu Regensburg sollte ihm nicht noch einmal zugefügt werden können. Das Verhältniß, in das er durch die Znaimer Punktation zum Kaiser getreten war, war eigentlich bereits gelöst, gelöst durch eine Reihe flagranter Verletzungen von seiten des Kaisers. Nicht berührt aber war dadurch seine Stellung als Reichsfürst: er blieb von Gottes Gnaden Herzog von Mecklenburg, Friedland, Sagan und Großglogau, und hatte als solcher zweifellos das Recht, für den Frieden einzutreten, eine eigene Politik zu verfolgen, so gut wie die Kurfürsten von Baiern, Sachsen und Brandenburg, so gut wie der Herzog von Weimar u. a. m. So kommt Wallenstein Weihnachten 1633 auf die Verhandlungen mit Sachsen zurück, die er so lange mit Wissen und



Digitized by Google

Willen des Kaisers geführt hatte, jetzt auf eigene Hand, als Reichsfürst: Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg wird von neuem zu ihm nach Pilsen beschieden.

Dort gingen die Wogen der Aufregung schon hoch. Die Generale und Obersten wußten, daß Wallenstein's Rücktritt drohe; sie sahen dadurch nicht blos den Bestand der Armee, sondern ihre eigene Existenz gefährdet; sie waren nicht gemeint, sich dem ruhig zu fügen. An die Spitze der Bewegung traten der Feldmarschall Christian Ilow, ein wüster Gesell, an dem Wallenstein viel auszusetzen hatte, dessen militärische Eigenschaften er aber doch anerkennen mußte: in Behinderungsfällen war Ilow Wallenstein's Stellvertreter. Gleich hinter diesem stand Adam Erdmann Trczka, Wallenstein's Schwager, welcher seine protestantische Abkunft so wenig wie die alte Freiheit Böhmens vergessen und ja schon früher zu beider Gunsten auf die ganz anders gemeinten Verhandlungen des Herzogs mit Sachsen einzuwirken gesucht hatte. Trczka glaubte jetzt seine Zeit gekommen und berief seinen Gesinnungsgenossen, den Grafen Wilhelm Kinsky, in das Hauptquartier. Mit diesem kam dorthin ein äußerst gefährliches Element. Ein Mann von zweideutiger Vergangenheit, brennend vor Begierde nach Rache an dem Hause Habsburg, das seinen Vater als Hochverräther in Schmach und Schande gestürzt hatte, war Kinsky der verwegenste und in der Wahl der Mittel scrupelloseste von den böhmischen Abenteurern, die sich theils an Wallenstein, theils an den Schwedenkönig angeschlossen hatten. Bei der Eroberung Böhmens durch die Sachsen 1631 nach Dresden geführt und dort in leichter Haft gehalten, war Kinsky im Sommer 1633 mit dem französischen Gesandten Feuquières in Verbindung getreten, um demselben bei der Werbung einer französischen Partei im Reiche Vorschub zu leisten. Auch an Wallenstein hatte sich Feuquières gewendet, ohne von diesem auf seine Anerbietungen auch nur einer Antwort gewürdigt zu werden: begreiflich genug, denn Wallenstein, der die Politik im großen Stil trieb, stand mit den Herzogen von Orléans und von Lothringen in Verbindung, damals den Hauptgegnern Richelieus und des neuen Régime in Frankreich, dessen Sturz für Deutschland von großem Vortheil gewesen wäre. So traten damals neben Wallenstein und unabhängig von ihm Ilow, Trczka und Kinsky in eine geheime Action von sehr bedenklichem Charakter. Da sich aber Wallenstein vorzugsweise Ilow's und Trczka's bediente, so gingen bald zwei ursprünglich getrennte Verwickelungen mehr und mehr durcheinander, und die Absichten jener drei traten vielfach statt derjenigen ihres Auftraggebers in Wirksamkeit.

Mit überraschender Schnelligkeit entwickelten sich nun die Dinge.

Wallenstein suchte auch jetzt sich zunächst mit Sachsen und Brandenburg zu verständigen, und zwar auf Grundlage der früher vorgeschlagenen Herstellung des Zustandes von 1618; für sich selbst verlangte er jedoch einen entsprechenden „Recompens", — begreiflich genug, da er ja von dem Kaiser jetzt nichts mehr zu hoffen hatte. Wie bereits früher ein Zwang zu Gunsten des Friedens in Aussicht genommen war, so sollte ein solcher nun auch für die Entschädigung Wallenstein's eintreten. Gleichzeitig aber wird der Kaiser von der neuen Anknüpfung mit Sachsen benachrichtigt. Wallenstein ersucht ihn einen seiner Räthe nach Pilsen zu senden, um an

Digitized by Google

den Verhandlungen theilzunehmen: eine Maßregel, welche zur Genüge zeigt, daß Wallenstein nicht geradeswegs auf Abfall von dem Kaiser lossteuerte. Freilich suchte er sich nun der Armee zu versichern: nur mit ihrer Hülfe konnte er durchzudringen hoffen. Zudem gaben ihm die Vorgänge mit Aldringer, Gallas, Suys Grund zu der Befürchtung, daß man von Wien aus daran arbeite, ihm seine Soldaten zu entfremden. So kam es zu dem berühmten „Pilsener Schluß" vom 12. Jan. 1634, durch welchen die Commandanten mit Hand und Mund feierlich gelobten, an dem Generalissimus „ehrbar und getreu zu halten, auf keinerlei Weise sich von demselben zu separiren, zu trennen noch trennen zu lassen", sondern alles, was zu dessen und der Armee Conservation gereiche, nach äußerster Möglichkeit zu befördern und „bei, neben und für denselben" all das Ihrige „bis den letzten Blutstropfen ungespart aufzusetzen".

Dieser ungewöhnliche Schritt bot Wallenstein's Gegnern in Wien die erwünschte Handhabe. Denn daß derselbe den ihm damals gemachten Vorschlag, das Commando in Zukunft mit König Ferdinand III., dem Sohn des Kaisers, zu theilen, nicht annehmen werde, stand im voraus fest. So warb man denn bereits durch geheime Aussendlinge unter Wallenstein's Generalen zum Abfall: bei Gallas, Aldringer, Piccolomini kam man leicht zum Ziele. Seit dem Pilsener Schluß stand in diesen Kreisen das Urtheil über den Generalissimus fest: der Verrath desselben an dem Kaiser und an der katholischen Religion galt für erwiesen. Unter Mitwirkung Lamormain's wurde der entscheidende Beschluß gefaßt: in einem vom 24. Jan. 1634 datirten Rescript heißt Wallenstein bereits der „gewesene" Generalissimus; mit Ausnahme dieses selbst, Ilow's und Trczka's bot dasselbe den Unterzeichnern des Pilsener Schlusses Pardon an. Doch blieb das Rescript geheim. Geheim blieben auch einige andere damals getroffene Verfügungen: König Ferdinand III. wurde zum „Generalissimus" der Armee ernannt, die vom Kaiser gewonnenen Offiziere für die erst zu leistenden Dienste durch Avancement zum voraus glänzend belohnt. In dem richtigen Lichte aber erscheint dieses Verfahren des Kaisers erst, wenn man ihm die Thatsache an die Seite stellt, daß Ferdinand II., als ob sich nichts geändert hätte, den brieflichen Verkehr mit Wallenstein fortsetzt und die zu ergreifenden militärischen und politischen Maßregeln mit ihm erörtert wie bisher. Er billigt die neuen Verhandlungen mit Sachsen und schickt zur Theilnahme an denselben am 4. Febr. seinen Rath Dr. Gebhardt nach Pilsen. Dort war inzwischen die üble Deutung bekannt geworden, die man dem Schluß vom 12. Jan. in Wien gegeben hatte. Infolge dessen traten die Obersten, freilich schon nicht mehr vollzählig, am 20. Febr. nochmals zusammen, um, Wallenstein obenan, einen feierlichen Protest einzulegen gegen die Behauptung, daß ihre erste Erklärung gegen den Kaiser und die Religion gerichtet gewesen sei: niemals sei ihnen dergleichen in den Sinn gekommen; Wallenstein sei vielmehr einzig und allein auf unnachlässiges Bitten der Offiziere, dem kaiserlichen Dienst und der Armada zum Besten, bisher verblieben; wegen der vielfältig wider diese angestellten Machinationen sich in guter Sicherheit zu halten, habe er in jenen Beschluß gewilligt. Man erklärte sich also im Stande der Nothwehr: Grund genug war dazu vorhanden. Aber falls „das Geringste wider Ihre

Digitized by Google

kaiserliche Majestät und die Religion alterirt werden sollte", sollte jeder Unterzeichner von der eingegangenen Verpflichtung ausdrücklich losgesprochen sein.

Wiederholt hatte sich Wallenstein zum Rücktritt bereit erklärt; diesen Entschluß auszuführen hinderte ihn die Rücksicht auf die Armee, auf die Obersten, die, sammt ihren Regimentern mit allen ihren Ansprüchen und Rechten an ihn gewiesen, ohne ihn schutzlos waren. Zu einem billigen Vergleich mit dem Kaiser oder besser mit seinen hinter diesem stehenden und diesen drängenden Gegnern war Wallenstein auch jetzt noch bereit, zumal die Verhandlungen mit Sachsen nicht recht in Gang kamen, da die Ankunft Arnim's sich unerwartet verzögerte. Deshalb beschloß Wallenstein einen Vertrauensmann nach Wien zu senden, welcher das herrschende Misverständniß in directem mündlichen Verkehr mit den maßgebenden Personen aufklären konnte: am 18. Febr. reiste dazu der von ihm wiederholt in wichtigen Missionen gebrauchte Oberst Mohr von Waldt von Pilsen ab; zwei Tage danach folgt diesem des Herzogs Vetter Max.

Beide kamen zu spät. Die Entscheidung war bereits gefallen. Am 18. Febr. erging ein zweites kaiserliches Patent, in dem gegen Wallenstein plötzlich die Anklage „meineidiger Treulosigkeit" und „barbarischer Tyrannei" erhoben und behauptet wurde, er habe „Kron und Scepter sich selbst eidbrüchiger Weise zuzueignen" vorgehabt: darauf hin wurde der Herzog nochmals des Commandos entsetzt. Durch Eilboten kam das Patent in die Hände der gewonnenen oder als „treu" bekannten Offiziere und Beamten. Auch erging der Befehl zur Confiscation der Güter Wallenstein's und Trczka's. Und noch keine acht Tage vorher, am 12. Febr., hatte der Kaiser an Wallenstein in der herkömmlichen Weise freundlich geschrieben! Vom 17. Febr. datirt des Herzogs letzter Brief an den Kaiser. Würde der Herzog, wenn er Verrath spann, die Sache so haben an sich kommen lassen? Er war völlig überlistet, befand sich bereits rettungslos umstellt und umstrickt: sein Verhängniß hatte ihn ereilt. Sein leidender Zustand genügt nicht zur Erklärung dieses Verhaltens, das mit dem Plane zum Abfall vom Kaiser, zur Verbindung mit den Gegnern unvereinbar ist. Daß Kinsky's und Trczka's Gedanken sich in einer solchen Richtung bewegten, mag zuzugeben sein: sie hofften noch immer, Wallenstein infolge des Bruches mit dem Kaiser zu dem äußersten Schritt treiben zu können, den sie von Anfang an im Auge gehabt hatten.

Was folgte, ist bekannt. Auf dem Wege nach Prag, wo die Truppen sich sammeln sollten, kam Wallenstein von Pilsen nur bis Eger: dort ist er der von Buttler und Gordon vorbereiteten und geleiteten Blutthat erlegen. An demselben Tage, dem 25. Febr., verfügte Ferdinand II. die Einziehung aller Güter Wallenstein's, Ilow's und Trczka's „zu Unserm nnd Unserer Armee Besten — als die Wir hierauf vertröstet". So beschwichtigte er die Sorge der Obersten um die Ordnung ihrer finanziellen Angelegenheiten!

Ueberblickt man, von dem schließlichen blutigen Ausgang rückwärts gewandt, die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Wallenstein und dem Kaiser, so wird man nach dem uns nun vorliegenden actenmäßigen Material nicht in Abrede stellen können, daß von seiten des letztern die ersten Schritte gethan worden sind,

Digitized by Google

das bisher bestehende gute Einvernehmen in Frage zu stellen und schließlich zu untergraben; daß der Kaiser, ähnlich wie zu Regensburg, ohne die feste Ueberzeugung von der Richtigkeit und Nothwendigkeit seiner Handlungsweise, vielfach zweifelnd und gelegentlich irre werdend, aber bei seiner Unselbständigkeit immer von neuem unter den planmäßig auf ihn geübten Druck seiner Umgebung gebeugt, die seinem Generalissimus eingeräumten Rechte seinerseits zuerst verletzt und denselben sammt der mit ihrem ganzen Dasein an diesen gebundenen Armee in den Stand der Nothwehr gedrängt hat; daß sein Verfahren dabei gekennzeichnet wird durch unehrliche Doppelzüngigkeit, durch Heuchelei und Verstellung; daß er schließlich gegen den Herzog, der noch eine Verständigung suchte und einen Schritt weiter entgegenkam, öffentliche Anklagen als erwiesen behandelte, für die ihm auch nicht ein Schatten von Beweis an die Hand gegeben war; daß er auf unerwiesene und, soweit wir zu sehen vermögen, auch unerweisbare Beschuldigungen hin den Befehl zur Execution Wallenstein's gegeben hat.

Daß ein solcher ergangen sei, ist bis in die neueste Zeit in Zweifel gezogen worden. Man hat, wie so oft in ähnlichen Fällen, Ferdinand II. entlasten wollen, indem man die blutige That dem Uebereifer untergeordneter Organe, einem Misverständniß und anderm mehr zuschrieb. Davon kann nicht mehr die Rede sein, seitdem wir das Gutachten kennen, welches eine besondere Commission des kaiserlichen Geheimraths auf Grund einer ihr vorgelegten ausführlichen Denkschrift über den Verlauf „der vorgewesten Friedländischen und seiner Adhärenten abscheulichen Tradition" auf die ihr vorgelegte Frage abgegeben hat, ob es sich nicht empfehlen würde, ein ausführlich motivirtes Urtheil gegen die Hingerichteten noch nachträglich zu veröffentlichen. Bei dieser Gelegenheit wird offen eingestanden, daß der stricte Befehl ergangen sei, sich Wallenstein's todt oder lebendig zu bemächtigen. Im übrigen aber rathen die Mitglieder jener Commission von einer solchen nachträglichen Verurtheilung der Executirten ab, und zwar mit einer Motivirung, die einer Verurtheilung des kaiserlichen Verfahrens ziemlich gleichkommt. Der kaiserliche Befehl zur Execution sei mit einer richterlichen Verurtheilung der Betreffenden bei lebendigem Leibe gleichbedeutend, indem, so heißt es wörtlich, „auf Eurer kaiserlichen Majestät Befehl und den damaligen Umständen nach mit wirklicher Execution gegen die Personen ... allbereits verfahren, nachmals approbirt und remunerirt und also ipso facto, für wen sie zu halten, der ganzen Welt declarirt worden". Ein den Thatbestand nachweisendes Urtheil sei namentlich nicht thunlich „um der unwidersprechlichen Notorietät wegen", auf die es alsdann nothwendig ankomme, und zwar aus dem triftigen Grunde, daß, „ob man schon in etlichen Punkten, als wegen Zusammenberufung der Militia, dabei aufgerichteten Verbündnisses, der unterschiedlichen wider Ew. kaiserliche Majestät ausgegangenen Ordinanzen und daß er (Wallenstein) endlich gar wirklich zu dem Feind umtreten wollen, zu einer Declaratoria schreiten sollte, gleichwol noch viele andere Particularactus und Puncta mehr, daran auch mächtig viel gelegen und die nit weniger gewiß und wahr (!), allein so plene und specifice noch nit erwiesen sind, nit würden inserirt werden, sonderlich aber daß Eurer kaiserlichen Majestät er nach Land und Leuten gestrebt, auch dero Minister Gutes bereits ausgetheilt gehabt

Digitized by Google

und gar in das Geblüt grassiren wollen": d. h. wesentliche von den gegen Wallenstein erhobene Anklagen sind zwar gewiß begründet, lassen sich aber nicht beweisen; würde man diese nicht mit aufzählen, so würde das „allerhand Nachdenken" verursachen und Wallenstein „wenigstens in diesen Punkten für absolvirt und unschuldig gehalten werden". Der langen Rede kurzer Sinn ist also der: man möge den durch die egerer Blutthat erzeugten Glauben von Wallenstein's Schuld nicht erschüttern durch ein nachträgliches Urtheil, welches eine Reihe besonders gewichtiger Anklagepunkte als begründet zu erweisen nicht im Stande sein würde!

Wie gut jene Commission seines Geheimraths dem Kaiser gerathen, hat der Erfolg gelehrt: der Glaube an Wallenstein's Schuld hat zwei und ein halbes Jahrhundert unerschüttert bestanden, und erst in unsern Tagen ist dem ungehört Verurtheilten und Executirten endlich sein Recht geworden; die Macht der Anschauung, in die man sich viele Generationen hindurch eingelebt hatte, ist jedoch natürlich nicht mit Einem Schlage zu brechen. Allmählich aber wird auch hier die Wahrheit obsiegen.

---

Digitized by Google

# Die Landarmee und die Kriegsflotte Oesterreich-Ungarns.

Von

Julius von Wickede.

In zwei frühern Aufsätzen versuchten wir eine umfassende und unbefangene Darstellung der französischen und dann der russischen Streitkräfte zu Lande und Wasser zu geben.*) Wir wollen nun eine gleiche über die des Kaiserreiches Oesterreich-Ungarn hier folgen lassen. Beansprucht doch auch die Kenntniß der Kraft, welche unser mächtiger Verbündeter, der österreichische Kaiserstaat, in einem etwaigen Kriege zu entwickeln vermag, nicht minder unser deutsches Interesse. Zwar wollen wir nicht hoffen, daß in kurzer oder ferner Frist Frankreichs oder Rußlands Streitkräfte uns als Feinde gegenüberstehen werden, doch ist immerhin die Möglichkeit eines solchen feindlichen Zusammenstoßes in der Zukunft nicht ausgeschlossen; die Heere und Flotten unter Habsburg's Kaiserfahne dürften aber dann in einem solchen Deutschland gewaltsam aufgedrungenen Kriege als dessen treue und muthige Bundesgenossen uns zur Seite kämpfen. Vor dem zwar beklagenswerthen, aber durchaus nothwendigen Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen im Jahre 1866 war leider die stete Eifersucht und der ständige offene oder heimliche Hader zwischen beiden Staaten eine unausbleibliche Folge ihrer beiderseitigen unhaltbaren Stellung in Deutschland. Oesterreich, als der alte Kaiserstaat, dessen Monarchen die deutsche Kaiserkrone jahrhundertelang auf ihrem Haupte getragen hatten, wollte dem jungen, kleinen, erst durch Friedrich den Großen zur europäischen Großmacht erhobenen Preußen die Gleichberechtigung in der Führung der deutschen Angelegenheiten nicht zuerkennen, während letzteres wieder, gestützt auf seine unermeßlichen Verdienste um Deutschland in den letzten hundert Jahren und auch wegen seiner ungleich größern Zahl von Bewohnern rein deutschen Stammes solche unbedingt beanspruchte und hierzu auch eine vollständige Berechtigung besaß. So verzehrten beide Staaten ihre besten Kräfte in diesem schlimmen Streite, und viel Gutes, was sie sonst nach außen wie innen zu schaffen vermocht hätten, ward dadurch verringert, ja oft vollständig verhindert. Der Sieg Preußens auf den böhmischen Schlachtfeldern gab ihm auch die unbe-

*) Vgl. S. 50 fg. und 236 fg. dieses Bandes.

Digitized by Google

dingte Oberherrschaft über Deutschland zu dessen Heil und Segen. Oesterreich-Ungarn schied vollständig aus den innern Angelegenheiten Deutschlands aus, erkannte bald selbst, daß diese Ausscheidung nur zu seinem eigenen Nutzen und Vortheil gehöre, freute sich sehr, dieser zuletzt unhaltbaren Zwitterstellung endlich enthoben zu sein, und ward statt der frühere unzufriedene Nebenbuhler von nun an der treue Verbündete des zum Deutschen Kaiser erhobenen Königs von Preußen.

Nächst der bewirkten Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland rechnen wir die Anbahnung und Schaffung eines festen, auf gegenseitigen Nutzen und Vortheil begründeten Bündnisses zwischen den beiden jetzt vollständig unabhängigen Kaiserreichen mit zu den verdienstvollsten Thaten unsers großen Reichskanzlers Fürsten Bismarck. Mit vollem Rechte dürfen wir uns nun der schönen, ungetrübten Hoffnung hingeben, daß fortan die Heere Deutschlands Schulter an Schulter in treuer Kameradschaft neben denen Oesterreich-Ungarns fechten werden, wenn es irgendeinem Feinde, möge solcher nun von Osten oder Westen kommen, mit übermüthiger Frechheit gelüsten sollte, die Ruhe und den Frieden von einem dieser beiden Staaten zu bedrohen. Und diese Hoffnung trägt wesentlich mit dazu bei, unser allgemeines Interesse an dessen ganzer Charakteristik, Organisation und Stärke in den weitesten Kreisen noch vermehren zu helfen.

Unter den Heeren aller europäischen Großmächte trug das des Kaiserstaates Oesterreich-Ungarn, bis auf seine jüngste Reorganisation im Jahre 1867, weitaus am meisten das Gepräge des Mittelalters. Und auch jetzt noch, nach den umfassenden und tiefeingreifenden Reorganisationen von 1859 und 1867, ist diese ganze mittelalterliche Charakteristik, wenn auch sehr verringert, noch immer nicht gänzlich verschwunden. Dem Heere Frankreichs ward sein unvergängliches Gepräge von Napoleon I., dem größten Heeresorganisator und Kriegsmeister unsers Jahrhunderts, verliehen; Friedrich der Große schuf den Grundzug des preußischen und damit des jetzigen ganzen deutschen Kaiserheeres; Peter der Große, der Schöpfer Rußlands als Großstaat, und der Kaiser Nikolaus, wenn auch ein einseitiger, starrer, den Geist der Neuzeit niemals erfassender, ja seine Einführung im Heere geradezu hassender Despot, so doch entschieden ein energischer Charakter, schufen wesentlich Rußlands Streitmacht zu Lande und zu Wasser; in Oesterreich hingegen hat niemals ein Monarch von kriegerischem Ruhm und militärischer Organisationskraft geherrscht. Dieser Mangel an irgendeinem bedeutenden Feldherrn in der Dynastie der Habsburger trug nun wesentlich mit dazu bei, in dem österreichischen Heere noch manche Einrichtungen, wie solche Wallenstein im Dreißigjährigen Kriege geschaffen, bis in unsere Gegenwart zu erhalten, mochten sie auch noch so ungeeignet sein. Hierzu gehörte besonders die Einrichtung, daß jedes Regiment einen besondern Inhaber besaß, dessen Namen es nicht allein als den seiner Nummer führte, sondern der auch einen tief eingreifenden Einfluß auf dessen Offiziercorps besaß. In Frankreich kannte man die Charge der Inhaber seit der großen Revolution von 1789 nicht mehr, in Preußen und Rußland waren die Inhaberstellen nur äußerliche Ehrenämter, ohne den mindesten Einfluß auf die Regimenter selbst; in Oesterreich hingegen hatte der Inhaber,

Digitized by Google

wenn er zugleich auch ein österreichischer General war, bis zur Organisation von 1859, ja theilweise bis zu 1867 viele tief eingreifende Rechte. Die Anstellungen der Cadetten im Regiment, aus denen sich dessen Offiziercorps ergänzte, hing fast ausschließlich von ihm ab; nur ein äußerst geringes Maß von Kenntnissen wurde von diesen gefordert. (Als ich 1835 im 16. Lebensjahre als Regimentscadet in ein österreichisches Dragonerregiment eintrat, bestand das ganze Examen darin, daß ich meinen Namen schreiben mußte.) Ebenso konnte der Inhaber willkürlich jeden Cadetten ohne irgendwelche Offiziersprüfung, ohne Rücksicht auf die Länge von dessen Dienstzeit oder sonstige Anciennetät zum Offizier ernennen. Bis zum Stabsoffizier konnte er auch Offiziere anderer Regimenter willkürlich in sein Regiment nehmen, und z. B. einen jungen Unterlieutenant aus einem andern Regiment, dessen Inhaber er einen Gefallen thun wollte, als Oberlieutenant in seinem Regiment anstellen und dadurch allen Unterlieutenants desselben vorziehen. Der Offizier diente nur dem Kaiser, aber nicht dem Staate Oesterreich, und es konnte jemand die höchsten Offiziersstellen bekleiden, ohne deshalb ein Angehöriger des Kaiserstaates geworden zu sein. Ebenso standen nicht allein die Offiziere für ihre Person, sondern auch ihre ganzen Familien und ihre gesammte männliche wie weibliche Dienerschaft nur unter der Militärgerichtsbarkeit und konnten bei keinem Civilgericht verklagt werden. Diese Willkür der Inhaber bei Besetzung der Offiziersstellen gab zu einem Protectionsunfug Anlaß, wie solcher in unserer Gegenwart auch nicht annähernd mehr in irgendeinem andern deutschen Heere noch bestand. Knaben fast noch, aus vornehmen oder sonst begünstigten Familien, traten, ohne das mindeste Examen zu machen, als Cadetten in ein Regiment ein, wurden oft schon nach wenigen Monaten Dienstzeit ohne weiteres zu Unterlieutenants ernannt, dann, wenn sie nur gehörige Protection besaßen, in kürzester Frist als Oberlieutenants in ein anderes Regiment versetzt und bald wieder als Rittmeister oder Hauptmann abermals in ein anderes Regiment genommen. So fand man häufig vornehme Cavaliere, reiche oder sonst begünstigte Ausländer, die nach kaum zwei bis drei Jahren Dienstzeit schon Compagnien oder Schwadronen führen sollten, ohne die mindeste Dienstkenntniß und sonstige militärische Erfahrung zu besitzen, ja ohne nur die nationalen Sitten und die Sprache der Mannschaft, welche sie commandiren sollten, im allermindesten zu kennen oder Interesse dafür zu besitzen. Im Gegensatze zu diesen jungen unwissenden und unerfahrenen Offizieren ergänzte sich die Mannschaft aus festen Werbebezirken; die Soldaten mußten 14—18 Jahre ununterbrochen dienen, und da bei der Rekrutirung alle möglichen Willkürlichkeiten stattfanden, so schickten die Gemeinden nur Individuen der ärmsten Volksklassen oder junge Burschen, die sie wegen Neigungen zu Excessen und sonstigen Gründen gern fort haben wollten, als Rekruten zu den Regimentern. Die Disciplin im Heere war streng; die Soldaten wurden schlecht besoldet, unzweckmäßig uniformirt, und bis zum Jahre 1848 konnte jeder Compagniechef wegen geringfügiger Vergehen, oft beim Exerciren begangen, dem armen Soldaten 25 wohlgezählte Stockschläge ohne weiteres geben lassen, und gröbere Vergehen, als Desertionen, Diebstähle, Insubordinationsvergehen, wurden kriegsgerichtlich mit 50—100 Stockschlägen oder Spießruthenlaufen bis zur Höhe von

Digitized by Google

zehnmal auf und ab durch 300 Mann = 6000 Hieben bestraft. Ich selbst habe während meiner Dienstzeit in der österreichischen Armee von 1835 bis 1837 diese grausame Strafe des Spießruthenlaufens wol über hundertmal mit ansehen müssen. Da die vornehmen Cavaliere, welche als Offiziere dienten, sich um den Dienst in der Regel nur sehr wenig bekümmerten, vielfach ihn gar nicht oder doch nur äußerst schlecht verstanden, so waren die alten Wachtmeister und Feldwebel häufig die Hauptträger des ganzen innern Dienstbetriebes. Da man auch dringend mehrerer Offiziere bedurfte, die den sogenannten „Commißdienst" genau kannten, so wurden häufig alte Feldwebel und Wachtweister zu Unterlieutenants befördert und versahen alsdann gewöhnlich den Dienst der Schwadronscommandanten. Nur die Artillerie und die sogenannten Genietruppen machten stets eine rühmliche Ausnahme von dieser schlechten Organisation. Wenn auch bei diesen Waffengattungen ebenfalls noch sehr viel Zopfthum herrschte und alter Schlendrian sich in allem und jedem zeigte, so hatten sie doch den großen Vorzug, daß wissenschaftliche Ausbildung von ihren Offizieren verlangt wurde, die Vorrechte der Inhaber sehr eingeschränkt waren und aus diesem Grunde fast gar keine sogenannten Cavaliere und begünstigte Ausländer in den Reihen der Artillerie- und der Genietruppen dienten. Die naturgemäße Folge hiervon war, daß in allen Kriegen von 1848, 1849, 1859, 1864 und 1866, welche Oesterreich führen mußte, vorzugsweise die Artillerie und die Genietruppen sich weitaus am meisten auszeichneten, während die Cavalerie mit ihren vielen vornehmen, zwar unbedingt muthigen und ritterlichen, sehr häufig aber dienstunerfahrenen Offizieren verhältnißmäßig die geringsten Leistungen aufzuweisen hatte. Und doch besaß die österreichische Cavalerie in ihren vielen alten erfahrenen Soldaten und Unteroffizieren und ihren trefflichen Pferden aller Gattungen in mancher Hinsicht ein ganz vorzügliches Material, und an persönlicher Tapferkeit ließen es auch deren Offiziere sicherlich nicht fehlen. Für einen tüchtigen Offizier der Neuzeit genügen aber nicht mehr blos persönlicher Muth und gehöriges Dreinschlagen, wie solches etwa noch im Dreißigjährigen Kriege vollständig hinreichend sein mochte, sondern er muß unbedingt noch manche andere militärische Kenntnisse und Eigenschaften besitzen, wenn er seinem Berufe vollkommen genügen will: das haben die Erfahrungen in den letzten Kämpfen aller europäischen Heere zur Genüge gezeigt.

Auch war es eine Folge dieses Mangels an innigem Einvernehmen der Mannschaften und Offiziere der k. k. österreichischen Armee, daß letztere bei dem seit 1848 neu erwachten Nationalbewußtsein der verschiedenen Nationen, aus welchen diese Armee sich rekrutirte, allen Einfluß auf ihre Soldaten verloren hatten. Von den 12 ungarischen Husarenregimentern der Armee gingen 10 mit fliegenden Fahnen zu dem ungarischen Revolutionsheere über, nachdem sie alle ihre vielen nichtungarischen Offiziere fortgejagt hatten, und ein Gleiches geschah auch bei den meisten ungarischen Infanterieregimentern. Ebenso gingen fast sämmtliche italienische Infanterieregimenter und beinahe die gesammte Kriegsflotte, die fast ausschließlich italienische Offiziere und Mannschaften hatte, beim Ausbruch des Krieges im Frühling 1848 zu den Feinden über. Nur das Heer des alten Feldmarschalls Radetzky in Italien blieb größtentheils seiner Fahne treu. Seit Jahren hatte

Digitized by Google

aber Radetzky auch dafür gesorgt, daß sein Generalstab stets die fähigsten Offiziere der ganzen Armee enthielt, daß das Protectionssystem bei allen Regimentern, soweit sein Einfluß reichte, möglichst eingeschränkt, das Band zwischen Offizieren und Mannschaften ein inniges und die Behandlung letzterer eine humane wurde. Er erntete damals die guten Erfolge aller seiner Bemühungen, und mit Recht durfte Grillparzer von ihm singen: „In deinem Lager ist Oesterreich.“ Gerade in dem festen Zusammenhalt seines Heeres besteht vorzugsweise mit das unermeßliche Verdienst Radetzky's um Oesterreich; in rein strategischer Hinsicht sind sowol 1848 wie 1849 seine Siege über das numerisch schwache und sehr desorganisirte sardinische Heer und die zahllosen italienischen Freischaren und sonstigen revolutionären Banden, die sich theilweise äußerst erbärmlich schlugen, lange nicht so bedeutend, wie sie von mancher Seite hingestellt worden. Das Gegentheil von dem humanen und klugen Radetzky, der stets dem Geiste der Neuzeit wenigstens einigermaßen Rechnung trug, war der geistig beschränkte hochmüthige Feldmarschall Fürst Windischgrätz, so recht das Muster eines österreichischen Aristokraten der alten Schule. Die Folgen seiner militärischen, durch und durch mittelalterlichen Ansichten waren, daß die insurgirten Ungarn ihn fort und fort besiegten und das einst so stolze Oesterreich sich so weit demüthigen mußte, um bei Rußland um Beistand zur schließlichen Unterwerfung eines seiner eigenen Landestheile zu bitten. Die Verachtung, welche man leider in manchen russischen Kreisen noch immer gegen Oesterreich hegt, schreibt sich theilweise aus dem Jahre 1849 her, und daß sie entstanden ist, daran tragen Fürst Windischgrätz und seine Gesinnungsgenossen und Nachfolger im Heere die Hauptschuld.

Die traurigen Ereignisse von 1848 und 1849 hatten die mächtige Reactionspartei in den höhern Kreisen Oesterreichs, die leider auch in der Armee nur zu vielen Einfluß besaß, nicht im mindesten belehrt, im Gegentheil sogar theilweise noch ihren Haß gegen alle Neuerungen unserer Zeit wesentlich mit verstärken helfen. Wie nun in der trostlosen Reactionsperiode von 1849 bis 1859 überhaupt in allem und jedem das Princip des Rückschritts statt des Fortschritts in dem ganzen politischen Leben des Kaiserstaates herrschte, so verschlechterte sich auch entschieden dessen Heer in vieler Hinsicht. Besonders das Offiziercorps, welches man nothgedrungen jetzt vielfach aus dem Auslande rekrutiren mußte, da man im allgemeinen, viele Ausnahmsfälle natürlich ausgenommen, gegen alle Offiziere ungarischer, italienischer und polnischer Nationalität ein gewisses Mistrauen hegte. So strömten Hunderte von jungen Edelleuten aus ganz Nord- und Süddeutschland herbei, welche, ohne daß sie das mindeste zu lernen oder das geringste Examen zu machen brauchten, sobald sie nur die nöthige Protection besaßen, in wenigen Monaten eine Offiziersstelle bei irgendeinem polnischen, ungarischen oder italienischen Regimente erhielten, ferner wegen Schulden oder anderer Ungehörigkeiten entlassene preußische oder andere deutsche Offiziere, katholische Belgier, häufig auch junge Engländer, die das ganze Militärwesen als eine Art Sport betrachteten, mit dem sie sich einige Jahre amusiren wollten, in Masse in das österreichische Heer. Diente doch z. B. in den funfziger Jahren bei dem vornehmen Kürassierregiment Graf Wallmoden kein einziger geborener Oesterreicher als Offizier, sondern alle, selbst

Digitized by Google

bis zum Obersten, waren Engländer, Hannoveraner, Mecklenburger, Belgier u. s. w.; kurz es war das reine Landsknechtsthum des Mittelalters. Und ähnlich war es bei vielen andern Regimentern, besonders der stets bevorzugten, als vornehme Waffengattung geltenden schweren Cavalerie. Dabei zeigte es sich, daß junge Norddeutsche, welche Eifer und Talent besaßen, den Militärstand von einem höhern Gesichtspunkte aus betrachteten und sich ihm für ihr ganzes Leben widmen wollten, womöglich als Offiziere in das preußische Heer einzutreten suchten, alle unbegabten Junker aber, welche mühelos durch Protection Offizier werden und dann als solche einige Jahre umherstolziren wollten, stets dem österreichischen Dienst den Vorzug gaben.

Nur die Artillerie und die Genietruppen blieben wie gesagt von diesem Protectionsunfuge möglichst verschont, und da ihre Offiziercorps für nicht „nobel" galten und in den Salons der Geburts- wie Geldaristokratie — letztere begann nach dem Jahre 1850 in Oesterreich eine immer wichtigere Rolle zu spielen — nicht bevorzugt wurden, so kam es, daß äußerst wenige sogenannte „Cavaliere" oder unwissende Ausländer in ihren Reihen dienten. Um aber das Nationalitätsprincip bei der Mannschaft möglichst zu unterdrücken, ließ man die einzelnen Regimenter beständig ihre Garnisonen wechseln und verlegte solche in weite Entfernung von den einheimischen Werbebezirken. Alle ungarischen Regimenter z. B. garnisonirten stets in Galizien, Böhmen und Italien, die italienischen fast nur in Böhmen, die böhmischen in Italien, kurz es war ein stetes Umhermarschiren. Viele Millionen kostete dem Staat jährlich dies Wanderleben seiner Truppen; man hätte das Geld ungleich nützlicher für eine bessere Besoldung der armen, schlecht genährten Soldaten verwenden können. Der gewöhnliche innere Dienst ward nach wie vor größtentheils von den alten erfahrenen Unteroffizieren besorgt, die jungen vornehmen Offiziere kümmerten sich sehr wenig darum, konnten oft kaum einige mühsam eingelernte Redensarten mit der Mannschaft sprechen und glaubten, es genüge vollkommen, wenn sie in tadelloser Adjustirung bei den vielen Paraden vor der Front erschienen und hübsch reiten konnten.

Der Krieg von 1859 gegen die französische Armee zeigte nur zu sehr die vielen schweren Uebelstände, welche die seit 1850 im ganzen österreichischen Kaiserstaat herrschende finstere und jeden vernünftigen Fortschritt mit Härte verfolgende Reaction nicht allein in allen Zweigen des staatlichen Lebens, sondern auch besonders im Heere hervorgerufen hatte. Zwar schlugen sich die meisten Truppen stets sehr muthig, retteten bei allen Gelegenheiten ihre Fahnenehre, und mancher tüchtige Soldat mußte mit seinem Blute die Ungeschicklichkeiten seiner Vorgesetzten büßen; allein sonst zeigt die ganze österreichische Kriegsgeschichte in diesem Feldzuge eine unausgesetzte Reihe oft fast unglaublicher strategischer und taktischer Fehler, vom obersten commandirenden General bis zum vornehmen Rittmeister, der nach seinen militärischen Fähigkeiten besser für die Sinecure eines Adjutanten im Vorzimmer des Prinzen, als an der Spitze einer Schwadron tapferer Reiter, die er nicht zu führen verstand, sich geeignet hätte. So konnte die französische Armee unter Napoleon III., obgleich ihre Soldaten an Muth die Oesterreicher nicht übertrafen, Siege über Siege erfechten, ihre Feinde sowol in den größern Schlachten bei

Digitized by Google

Montebello, Magenta und Solferino, wie auch in allen kleinen Vorpostengefechten stets schlagen und in wenigen Wochen den ganzen Feldzug auf das glänzendste beenden. Der österreichische Staat mußte die Fehler seiner veralteten Militärorganisation und die oft fast unglaubliche Beschränktheit seiner vornehmen Offiziere mit dem Verlust der reichen Lombardei büßen. Weitaus am tüchtigsten hatten sich die Artillerie und die Genietruppen gezeigt, die geringsten Leistungen dagegen hatte die Cavalerie aufzuweisen, bei der es z. B. in der Schlacht bei Solferino vorkam, daß ein General, der mit seiner Division von vier schönen Cavalerieregimentern den feindlichen Flügel umgehen sollte, die ganze Division zwei Meilen weit vom Schlachtfelde fortführte.

So wie seit 1850 in Oesterreich die Reaction in allem, also auch beim Heere geherrscht hatte, konnte es ganz unmöglich länger fortgehen; das sah man allgemein ein. Es begann denn, seit der Friede mit dem Kaiser Napoleon III. bei Villafranca geschlossen war, eine Reihe von Reorganisationen aller Art in sämmtlichen Zweigen der Heeresverwaltung. Wie dies gewöhnlich, wenn eine Armee reorganisirt werden soll, der Fall zu sein pflegt, so fing man zuerst diese neue Organisation mit Veränderungen der Uniformen an. Weil die siegreiche französische Cavalerie rothe Hosen trug, glaubte man vielfach in Wien, daß das Geheimniß ihrer Ueberlegenheit in dieser Farbe der Pantalons liege, und gab auch der gesammten österreichischen Reiterei diese rothen Kleidungsstücke. Ueberhaupt suchte man die französischen Einrichtungen, soweit dies überhaupt bei dem gänzlich verschiedenen Charakter der französischen Nation und der vielen verschiedenen Nationalitäten, aus denen Oesterreichs Heer sich rekrutirt, möglich war, auch in letzterm nachzuahmen. Gar manche entschieden gute, die Kriegstüchtigkeit des Heeres wesentlich vermehrende Einrichtung der französischen Armee wurde nach 1859 bei den österreichischen Truppen eingeführt, aber auch manche bloße Spielereien, ja selbst entschieden schädlich wirkende Bestimmungen. Zu letztern rechnen wir besonders, daß man das Lockere im Marschiren und Exerciren und das „Bummelige" in der äußern Erscheinung der Mannschaften und Offiziere, was dem Nationalcharakter der französischen Soldaten entspricht und daher bei ihnen weiter nicht schädlich ist, auch bei den österreichischen Truppen, bei deren eigenthümlicher Zusammensetzung dies nur sehr unvortheilhaft wirken konnte, nachzuahmen suchte. In ihrem Aussehen und äußern Auftreten hat Oesterreichs Armee seit der ersten Reorganisation von 1859 entschieden nicht gewonnen, sondern ist unbedingt hierin bedeutend zurückgegangen, und eine Parade auf der „Schmelz" in Wien gewährt jetzt lange nicht mehr den stattlichen Anblick, wie dies noch vor 30 Jahren der Fall war. Entschieden besser ward jedoch die Bewaffnung der Infanterie und Artillerie mit neuen, den jetzigen Anforderungen angemessenen Gewehren und Geschützen, wie auch das Exercir- und das Dienstreglement wesentlich verbessert und zeitgemäß umgestaltet wurden. Von großem Vortheil war auch, daß man erhöhte Anforderungen an die wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere zu stellen begann, ungleich strenger in ihrer Auswahl wurde, die vielen Vorrechte der Regimentsinhaber wesentlich einzuschränken und den greulichen Protections-

Digitized by Google

unfug wenigstens etwas zu verringern begann. Alle solche Grundreformen in dem Offiziercorps, von dessen Tüchtigkeit auch die Kriegstüchtigkeit des ganzen Heeres wesentlich mit bedingt wird, nehmen aber viel Zeit in Anspruch und erfordern große Kraft und besonderes geistiges Verständniß zu ihrer Einführung und Durchführung. Andersfarbige Hosen oder auch verbesserte Gewehre kann man innerhalb Jahresfrist in einem Heere einführen; ein tüchtiges Offiziercorps muß aber erst mühsam herangezogen und ausgebildet werden, und ein Decennium mag immerhin vergehen, bevor solches gründlich reorganisirt worden ist. Auch war die Partei der Clam-Gallas und Windischgrätz selbst nach 1859 im ganzen österreichischen Kaiserstaat und besonders auch in dessen Heer noch immer viel zu mächtig, als daß es ihrem weitwirkenden Einfluß nicht hätte gelingen sollen, manche zeitgemäße Reformen entweder gänzlich zu verhindern, oder doch sonst wesentlich zu verkümmern. So unterblieb gar manches Gute.

Ich hatte im Winter 1865/66 Gelegenheit, fast sämmtliche österreichische größere Garnisonsstädte zu bereisen und umfassende Beobachtungen über alle Truppentheile des Heeres anzustellen, und gar vieles, was ich daselbst sehen und hören mußte, wollte mir nicht im allermindesten gefallen. Namentlich fehlte sehr häufig das feste Vertrauen der Mannschaften zu ihren Offizieren, das innige Band wahrer Kameradschaftlichkeit, wie solches trotz Subordination und nothwendiger strenger Disciplin alle Offiziere der verschiedensten Grade und die Soldaten unsers deutschen Kaiserheeres unauflöslich umschlingt und so sehr zur Vermehrung von dessen Kriegstüchtigkeit mit beiträgt. So war ich denn im Frühjahre 1866 keinen Augenblick im Zweifel, daß, wenn das Kriegsglück sich nicht gar so ungünstig erweise, das preußische Heer seinen Feind, das österreichische, ganz entschieden besiegen würde.

Und so ist es auch gekommen. Ohne eine einzige Niederlage zu erleiden, schlugen die preußischen Truppen die österreichischen überall, vom kleinsten Gefecht bis zur königgrätzer Hauptschlacht. Zwar kämpften die sämmtlichen österreichischen Truppentheile bei jeder Gelegenheit, auch diesmal wieder, mit dem alten vielbewährten Muth, den Habsburg's Kaiserheer seit Jahrhunderten stets gezeigt hat, und wenn blos die Tapferkeit das Schicksal der Schlachten entscheiden würde, möchte der Sieg für die schwarz-weiße preußische Fahne oft sehr zweifelhaft gewesen sein; allein die Geschicklichkeit sämmtlicher Befehlshaber, das schnelle Benutzen des Terrains und besonders das, was man in der militärischen Sprache „die Truppen in der Hand haben" nennt, war weitaus auf der Seite der Preußen. Besonders nach den verlorenen Kämpfen machte sich die Auflösung der festen Heeresorganisation bei den meisten österreichischen Truppentheilen auf eine sehr bedenkliche Weise bemerklich. Ich befand mich nach Königgrätz vielfach mit bei den vordersten preußischen Truppentheilen und hatte häufig Gelegenheit, die von uns geschlagenen feindlichen Scharen zu beobachten. Da war es denn ein gar gewaltiger Unterschied, wie ungleich geschlossener, fester und ihre gute Disciplin streng wahrend sich die sächsischen Regimenter zurückzogen, als die meisten österreichischen. Besonders der Mangel des Vertrauens der Mannschaft zu ihren Offizieren machte sich bei vielen österreichischen Truppentheilen in sehr schädlichem Grade bemerklich.

Digitized by Google

Wodurch sollte solch Vertrauen auch wol entstehen, da viele Offiziere sich kaum auf das nothdürftigste mit ihrer Mannschaft verständlich zu machen im Stande waren? So vermochte die früher so berühmte österreichische Cavalerie trotz ihrer vorzüglichen Pferde niemals der preußischen auch nur den allermindesten Erfolg abzugewinnen. Freilich, wenn z. B. bei einer ungarischen Husarenschwadron der Rittmeister und die drei Lieutenants aus Mecklenburg, England, Hannover und Tirol stammten und kein einziger derselben mehr als einige ungarische Worte radebrechen konnte: durfte man sich da über den Mangel an Vertrauen zwischen Offizieren und Mannschaften und den geringen Patriotismus letzterer wundern? Weitaus am besten bewährten sich auch 1866 wieder die österreichische Artillerie und die Genietruppen mit ihrem festen, aus den Bürgerkreisen des Kaiserreiches hervorgegangenen Offiziercorps.

Die Folgen des Jahres 1866 machten das Kaiserthum Oesterreich aus einem mittelalterlich feudalen zu einem modern constitutionellen Staate und äußerten ihren gewaltigen Einfluß auch auf die ganze nun erfolgende gründliche Reorganisation von dessen Landheer. Wie es wol keinen denkenden, die nun einmal nicht zu beseitigenden Anforderungen unserer Zeit richtig erfassenden Bewohner des ganzen Kaiserstaates gibt, der jetzt, wo die Leidenschaften des Kampfes verstummt und einer ruhigen Erwägung gewichen sind, sich nicht aus vollem Herzen freut, daß die Ereignisse des schicksalsschweren Jahres 1866 gerade so und nicht anders kamen, so wird auch jeder gebildete österreichische Offizier es anerkennen müssen, daß ohne diese Niederlagen die Reorganisation der Armee nimmermehr so gründlich und tief eingreifend erfolgt sein würde, wie dies jetzt glücklicherweise geschehen ist. Bis zum Jahre 1866 behielt die k. k. Armee einen mittelalterlichen Charakter; jetzt endlich ist sie in ihrem ganzen Grundcharakter den Anforderungen der Neuzeit vollständig angemessen reorganisirt worden. Und zwar nahm man mit vollem Recht bei dieser neuen Organisation, soweit dies die eigenthümlichen Verhältnisse des aus so sehr vielen Nationalitäten zusammengesetzten Kaiserstaates gestatteten, die schon bewährten Einrichtungen des preußisch-deutschen Heeres zum Muster. So ward jetzt endlich das unheilvolle Vorrecht der Regimentsinhaber auf die Ergänzung und Zusammensetzung des Offiziercorps ihrer Regimenter vollständig aufgehoben und eine Regimentsinhaberstelle zum bloßen Ehrenposten ohne weitere Rechte gemacht, ebenso wie dies bei uns in Deutschland der Fall ist. Die Beförderung zum Offizier hängt jetzt lediglich vom Kaiser ab; es sind Prüfungen zum Cadetten und zum Lieutenant und auch wieder in höherer militärischer Hinsicht zum Stabsoffizier vorgeschrieben; kein Ausländer, wenn er nicht vorher als Oesterreicher naturalisirt wurde und das österreichische Staatsbürgerrecht erwarb, darf in die Armee eintreten. Die Offiziersgehalte aller Chargen wurden gegen früher ansehnlich erhöht, dagegen an die Dienstpflichten und die ganze Thätigkeit der Offiziere ungleich strengere Anforderungen gestellt, als dies früher der Fall. In der Mannschaft wurde die allgemeine Wehrpflicht ganz nach deutscher Weise eingeführt, die active Dienstzeit auf drei bis vier Jahre bei der Fahne und später in der Reserve und Landwehr herabgesetzt, alle körperlichen Züchtigungen



Digitized by Google

der Soldaten entweder gänzlich aufgehoben, oder doch nur für besonders schwere und entehrende Vergehen beibehalten, überhaupt eine humane, das Ehrgefühl hebende Behandlung dringend angeordnet und die auch jetzt noch leider zu mangelhafte Verpflegung der Mannschaft wenigstens etwas verbessert. Ebenso wurden die Dienst- und Exercirreglements der verschiedenen Waffengattungen, wie auch die Bewaffnung der Infanterie und die Geschütze der Artillerie seit 1866 wesentlich verändert und verbessert. Besonders der Feldzeugmeister Freiherr von Khuen erwarb sich als Kriegsminister große Verdienste um die Reorganisation der österreichisch-ungarischen Armee. So ist es auch wesentlich mit sein Verdienst, daß er viele sogenannte „Cavaliere" aus der vornehmen Aristokratie des Kaiserstaates, die durch ihre bevorzugte Geburt und einflußreiche Connexionen häufig höhere Chargen im Heere bekleideten, ohne die mindesten militärischen Fähigkeiten dazu zu besitzen, und durch ihre zahlreichen Prätensionen und den steten Widerspruch gegen alle zeitgemäßen Reorganisationen sich hervorthuende Herren aus der Schule der Windischgrätz und Clam-Gallas rücksichtslos pensioniren ließ. Ueberhaupt verhielt sich der Feldzeugmeister Khuen gegen die anspruchsvolle Aristokratie sehr spröde und räumte mit vollem Recht ihren Söhnen als Offizieren nicht die mindesten Vorrechte mehr ein, sondern behandelte sie ganz gleich mit den aus dem Unteroffiziersstande hervorgegangenen Offizieren, was sich von großem Nutzen für das ganze Heer erwies. Wenn auch eine hocharistokratische Clique es leider durchzusetzen vermochte, daß der Genannte nach einigen Jahren wieder das Kriegsministerium mit dem Obercommando über ein Armeecorps vertauschen mußte, so sind seine Verdienste um die Reorganisation der österreichisch-ungarischen Armee doch ebenso groß wie bleibend, und viele Reformen, welche er mit kräftiger Hand angebahnt hat, sind jetzt schon so befestigt, daß sie nicht wieder ausgerottet werden können und ihre wohlthätigen Folgen sich von Jahr zu Jahr bemerklicher machen. So zeigt jetzt das Heer unter Habsburg's Kaiserfahne in jeder Hinsicht, sowol in dem Geist, der es beseelt, wie auch in seiner Organisation, Bewaffnung und taktischen Ausbildung ungemeine Fortschritte gegen das Jahr 1866, und wird sich nicht allein mit dem alten bewährten Muth wie in seinen letzten Feldzügen, sondern auch mit ungleich größerer Geschicklichkeit wie damals schlagen, wenn seines Kaisers Befehl es abermals unter die Waffen rufen sollte.

Einen schweren Uebelstand, den gänzlich zu beseitigen fast unmöglich ist, hat die österreichisch-ungarische Armee jedoch leider zu besiegen, um zu der dringend nothwendigen Einheit zu gelangen: das ist die große Verschiedenheit der einzelnen Nationalitäten, aus denen sich die Mannschaft des Heeres rekrutirt. In der französischen Armee dienen mit Ausnahme einiger Basken aus den Pyrenäen und Bretonen, dann Italiener aus Corsica, Nizza und Savoyen, nur Franzosen, deren Muttersprache das Französische, wenn auch oft in sehr verschiedenen Dialekten ist; Deutschlands Heer rekrutirt sich mit Ausnahme einiger Polen aus Posen und Oberschlesien, Litauer aus Ostpreußen, Dänen aus Nordschleswig, Franzosen aus Lothringen und Wallonen aus dem Regierungsbezirk Aachen, mindestens zu drei Vierteln aus Deutschen; in Rußland bilden die Nordslawen verschiedener Stämme

Digitized by Google

die weitüberwiegende Mehrzahl aller Soldaten; in der österreichisch-ungarischen Armee hingegen sind Nordslawen als Czechen, Mährer, Polen und Ruthenen, dann Südslawen als Kroaten, Serben, Slawonier, Slowaken, Slowenen, Illyrier, dann Deutsche, Magyaren, Walachen, Italiener, und rechnet man Bosnien dazu, türkische Mohammedaner in großer Zahl vertreten. Weit über die Hälfte der Armee bilden die Nord- und Südslawen in ihren verschiedenen Stämmen; dann kommen die Deutschen, die Magyaren, Italiener und zuletzt die Walachen. Man sieht, es ist ein buntes Conglomerat der allerverschiedensten, in Sprache, Sitten, Lebensweise, Religion, kurz in allem und jedem möglichst voneinander abweichenden, ja sich zum Theil in offenbarer Feindseligkeit gegenüberstehenden Volksstämme, welche das kaiserliche Heer bilden. Vor dem Jahre 1848 kannte man diesem unseligen Hader der Nationalitäten kaum dem Namen nach, und besonders in der Armee war auch keine Spur davon vorhanden. Die Soldaten blieben 12—18 Jahre ununterbrochen bei der Fahne, garnisonirten fast beständig weit von ihrer Heimat getrennt, kamen mit der Civilbevölkerung niemals in Berührung, und wo des Kaisers Fahne wehte, da war auch ihr Vaterland; alles übrige hatten sie fast gänzlich vergessen. Dazu kam, daß vor 1848 besonders alle slawischen Volksstämme, und vor allem die Czechen in Böhmen, die jetzt plötzlich einen so gewaltigen Haß gegen alles Deutschthum zu hegen vorgaben, kaum daran dachten, eine besondere Nationalität besitzen zu wollen, ja selbst sehr häufig ihren höchsten Stolz darein setzten, sich deutsche Sprache und Sitte möglichst anzueignen. Ich persönlich habe von 1835 bis 1838 bei einem größtentheils aus Böhmen rekrutirten k. k. Dragonerregiment gedient, und nicht nur alle unsere Soldaten, sondern auch die ganze niedere Bevölkerung in den böhmischen Dörfern und Städten setzten ihren Stolz darein, möglichst nur die deutsche Sprache zu sprechen, und wußten kaum dem Namen nach, daß es Czechen gebe. Noch mehr herrschten deutsche Sprache und Sitte bei allen gebildeten Czechen. Das Jahr 1848 und seine Folgen brachten hierin leider eine sehr üble Wendung hervor. Nicht allein, daß Ungarn einen Riesenkampf, an welchem fast sämmtliche ungarische Regimenter auf der Seite der Revolution fochten, für seine Unabhängigkeit kämpfte, wie das Gleiche in der Lombardei und Venetien geschah, sondern auch in Böhmen und Galizien brachen überall aus nationalen Gründen mehr oder weniger gefährliche Revolutionen aus. Und das Nationalitätsprincip hatte seit 1848 immer mehr Geltung im großen Kaiserstaat gewonnen. Das sogenannte Lombardisch-Venetianische Vicekönigreich ist durch die Kriege von 1859 und 1866 vollständig vom Kaiserstaate getrennt worden; Ungarn hat 1867 seine fast gänzliche Selbständigkeit erhalten und ist in Wirklichkeit nicht mehr viel anders als durch eine bloße Personalunion mit der übrigen Hälfte des Reiches verbunden. In Böhmen strebt das Czechenthum mit vollem Eifer danach, ebenso wie Ungarn ein ziemlich selbständiges slawisches Königreich zu gründen. In Galizien und der Bukowina wollen die Polen und Ruthenen ihre nationale Selbständigkeit vermehren, und in Mähren schüren die slawischen Mährer, in Krain und Kärnten die südslawischen Stämme der Slowenen den Nationalitätenstreit. In Illyrien und dem Litorale kämpfen Slawen und Italiener, in Siebenbürgen die Magyaren und Walachen, in Kroatien die Kroaten,



Digitized by Google

in Slawonien die Slowenen in heftiger Erbitterung, kurz, nichts wie Hader, Unfrieden und das theils berechtigte, theils aber auch ganz unbegründete, ja mitunter sogar geradezu lächerliche Bestreben jedes einzelnen Volksstammes, eine herrschende Nation dazustellen. Die Armee kann sich aber leider diesem Nationalitätenkampf nicht mehr entziehen und wird alljährlich immer mehr davon ergriffen. Aus dringenden Ersparnißrücksichten bei den schlechten Finanzen Oesterreich-Ungarns konnte man das stete Umhermarschiren aller Regimenter nicht mehr durchführen, sondern ein größerer Theil derselben garnisonirt, ebenso wie dies in Deutschland der Fall, jetzt beständig in seinen Ergänzungsbezirken. Die Soldaten mit ihrer dreijährigen Dienstzeit bei der Fahne werden nicht mehr von der übrigen Bevölkerung getrennt, sondern bleiben ebenso wie dies die deutschen, italienischen und französischen Soldaten thun, in steter inniger Berührung mit ihren Landsleuten. So gibt es jetzt nicht mehr bloße kaiserliche Soldaten, die fast jegliches Bewußtsein ihrer Nationalität verloren hatten, sondern ungarische, böhmische, polnische, deutsche, italienische u. s. w. Wenn auch dies kräftige Erwachen des Nationalgefühls der verschiedenen Volksstämme, welche das weite Gebiet des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates bewohnen, in vielfacher Hinsicht als ein Fortschritt der Zeit, als eine Kräftigung der geistigen Entwickelung mit Recht zu betrachten ist, so wird doch die einheitliche Organisation des Heeres ungemein dadurch erschwert. Schon die sieben bis acht verschiedenen Sprachen, welche die Soldaten sprechen, bereiten große Schwierigkeiten. Mit Ausnahme der ungarischen Landwehr oder „Honvéd-Truppen", bei denen der Landtag in Ungarn es leider durchgesetzt hat, daß die magyarische Sprache als Dienstsprache eingeführt wurde, gilt im ganzen übrigen Heere mit Recht die deutsche Sprache als allgemeine Dienstsprache, in der alle Reglements erschienen sind, und welche als gemeinsames Band alle verschiedenen Nationalitäten miteinander verbindet. Wollte man daher den allgemeinen Gebrauch des Deutschen aufheben, ja nur vermindern, wie dies z. B. die czechische Partei im böhmischen Landtage mit gehässigem Eifer schon wiederholt forderte, so würde die unumgängliche Einheit des Heeres zerrissen, dessen ganze feste Organisation ernstlich gefährdet und dadurch überhaupt der ganze Bestand des Kaiserreiches vernichtet werden. Czechische, polnische, ruthenische, magyarische kroatische, slowenische, italienische und deutsche abgesonderte Heere mit nationalen Reglements, Sprachen und sonstigen Eigenthümlichkeiten lassen sich nun und nimmermehr unter der gemeinsamen schwarz-gelben habsburgischen Kaiserfahne miteinander vereinigen. Da nun bei der kurzen gegenwärtigen Dienstzeit die meisten Soldaten selten das Deutsche auch nur nothdürftig lernen und ihre eigene Muttersprache fast ausschließlich untereinander sprechen, so müssen alle Offiziere und Unteroffiziere eines nichtdeutschen Regiments außer der deutschen Sprache noch die Sprache der Mannschaft verstehen und sprechen können. Besonders die sehr wichtige Auswahl der Unteroffiziere wird hierdurch aber ungemein erschwert. Gar mancher deutsche Soldat, der sich sonst recht gut dazu eignen würde, kann in einem böhmischen Regiment nicht Unteroffizier werden, da er nicht czechisch versteht, und umgekehrt wieder mancher sehr tüchtige Czeche wird nicht Unteroffizier, da er des Deutschen nicht mächtig ist. Zwei Sprachen muß jetzt jeder Unteroffizier in der österreichisch-

Digitized by Google

ungarischen Armee sprechen und wenigstens nothdürftig schreiben können, und bei dem Offizier, der vielleicht zu andern Regimentern versetzt werden soll, wird die Kenntniß von drei bis vier verschiedenen Sprachen unumgänglich gefordert. Wer eine slawische Sprache gründlich kann, wird zur Noth auch alle übrigen verstehen und etwas radebrechen können; aber Slawisch, Deutsch, Magyarisch, Italienisch und Walachisch sind sehr voneinander verschiedene Hauptsprachen, und jede von ihnen verlangt eine gründliche Erlernung.

Dazu ist jetzt die Gefahr vorhanden, daß ein junger Offizier von czechischer, oder polnischer, oder magyarischer Nationalität, wenn er auch vielleicht bei seinem Eintritt in das Heer der deutschen Sprache vollständig mächtig ist, dann aber lange Jahre bei einem böhmischen oder polnischen u. s. w. Regiment in einer abgelegenen böhmischen oder polnischen Garnison dient, wo er fast nichts als die Sprache der Provinz hört und spricht, unwillkürlich sich der deutschen Sprache und Sitte entwöhnt und dadurch auch sein einheitliches Gefühl und seinen Stolz, ein Offizier des Kaisers zu sein, einbüßt oder doch schwächt. So hörte ich vor kurzer Zeit, daß junge Offiziere eines böhmischen Regiments sich czechisch miteinander unterhielten, was früher nie vorgekommen sein würde, da alle Offiziere der k. k. Armee, mochten sie nun von welcher Nationalität es sei abstammen oder in den entferntesten Provinzen garnisoniren, nur deutsch miteinander sprachen und die deutsche Sprache allein als gemeinsames festes Band des ganzen Heeres betrachtet wurde. Auf der andern Seite gewähren freilich die so grundverschiedenen Nationalitäten dem kaiserlichen Heere gar manche Vorzüge: die Magyaren bilden vorzügliche Husaren, die Polen sehr gute Ulanen, die Czechen tüchtige schwere Reiter, Fuhrwesenssoldaten und ausdauernde kräftige Infanteristen, die Alpenbewohner aus Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, Salzburg die besten Jäger und sonstige leichte Infanteristen.

Nach ihrer neuesten Organisation zerfällt jetzt die Armee unter Habsburg's Kaiserfahne:

I. in die Linie, die für den ersten Ausmarsch in den Krieg bestimmt ist;

II. in die k. k. Landwehr, welche wesentlich mit zur Vertheidigung des eigenen Landes dienen soll;

III. in die königlich ungarische Landwehr oder Honvéds mit besonderer Organisation, Uniformirung und ausschließlichem Gebrauch der magyarischen Sprache, welche nicht verpflichtet ist, außerhalb der Grenze des Königreichs Ungarn Dienste zu leisten, und ausschließlich zur Vertheidigung des eigenen Landes bestimmt ist.

Die gemeinsame Linienarmee der beiden Landeshälften Cis- und Transleithanien enthält:

I. 102 Infanterieregimenter, zusammen 408 Feldbataillone und 102 Cadres oder Depots mit 6674 Offizieren aller Grade und 144318 Soldaten Friedensstärke. Werden diese 102 Infanterieregimenter auf volle Kriegsstärke gebracht, so sollen sie dem Etat nach enthalten: 10608 Offiziere aller Grade und 480620 Unteroffiziere und Mannschaften. Die österreichisch-ungarische Linieninfanterie ist jetzt vielfach ganz nach preußisch-deutschem Muster organisirt und exercirt gut, schnell und den Anforderungen der Neuzeit angemessen. Die Bewaffnung besteht in einem

Digitized by Google

leichten, guten Hinterladergewehr, doch soll jetzt das neuere Repetirgewehr allgemein eingeführt werden. Die Uniformirung, in leichten Käppis, hellblauen Pantalons und dunkelblauem, blusenartig geschnittenem Rock mit verschiedenfarbigem Kragen und Aufschlägen und grauem Mantel bestehend, ist zwar nicht sonderlich schön und zur Parade geeignet, aber leicht, bequem und für den Krieg recht passend. Wenn die deutsche Infanterie mit ihren viel zu engen, knappen, einreihigen Waffenröcken den blusenartigen Schnitt der österreichischen Waffenröcke etwas mehr nachahmen würde, so dürfte dies zwar nicht für die Parade, wohl aber für den wirklichen Kriegsgebrauch von Nutzen sein. Die Soldaten bleiben zuerst durchweg drei Jahre bei der Fahne, treten dann vier Jahre zur Reserve und drei Jahre zur Landwehr über.

Das ausschließlich aus Tirol rekrutirte sogenannte „Kaiserjägerregiment" enthält eine Friedensstärke von 171 Offizieren und 3836 Mannschaften und eine Kriegsstärke von 271 Offizieren und 12118 Mannschaften. Da die „Gefürstete Grafschaft Tirol" das alte Privilegium besitzt, nur ein Jägerregiment stellen zu dürfen, so hat man, um den Wortlaut davon zu erfüllen, ein so großes, ausschließlich in diesem Landestheile rekrutirtes Regiment errichtet, dessen einzelne Bataillone oft in der ganzen Monarchie zerstreut garnisoniren. Wenn auch die Mannschaften dieses Kaiserjägerregiments größtentheils vor ihrem Eintritt in das Heer niemals eine Büchse zur Hand gehabt haben, und keineswegs, wie man komischerweise oft glaubt, aus lauter Gemsenjägern bestehen, so sind es doch häufig tüchtige, abgehärtete Burschen, die sich, wie alle Bewohner des Hochgebirges, sehr gut für den Jägerdienst eignen, wie dieses Regiment auch eine besonders rühmliche Kriegsgeschichte besitzt. Die Deutschen aus Nord- und die Italiener aus Südtirol stehen absichtlich in den einzelnen Compagnien bunt durcheinandergemischt.

32 Jägerbataillone, aus allen Provinzen der Monarchie rekrutirt, im Frieden 544 Offiziere und 12200 Mannschaften, im Kriege 832 Offiziere und 384000 Mannschaften stark. Alle Jäger sind mit vortrefflichen Stutzen, Hirschfängern, die als Haubajonnet aufgesteckt werden, gut bewaffnet, tragen einfach hellgraue Uniformen, „Schwedenhüte" und bilden eine in jeder Hinsicht vorzügliche Truppe, die sich in allen Kriegen besonders bewährt hat.

II. Die Cavalerie der gemeinsamen Linienarmee besteht nach ihrer letzten Organisation: aus 16 Husarenregimentern, die fast ausschließlich in Ungarn und Siebenbürgen rekrutirt werden; 11 Ulanenregimentern, in denen viele Polen dienen, und 14 schweren Dragonerregimentern, in denen viele Böhmen, Mährer und Deutsche befindlich sind. Die Friedensstärke dieser gesammten Cavalerie beträgt 1600 Offiziere und 42000 Mannschaften, die Kriegsstärke 2340 Offiziere und 61500 Mannschaften. Sowol an Reitern und Pferden besitzt die österreichisch-ungarische Reiterei sehr gutes Material und wird bei ihrer jetzigen Reorganisation, durch welche viele ihrer äußerlich eleganten, aber militärisch unbrauchbaren Offiziere verabschiedet wurden, hoffentlich bessere Dienste leisten, als dies in den Kriegen von 1859 und 1866 der Fall war. Die Uniform, besonders der Ulanen, sieht mit ihren rothen Pluderhosen nach unsern deutschen Begriffen etwas abenteuerlich aus. Die guten Pferde für die schweren Dragoner kommen größtentheils aus Böhmen, die für

Digitized by Google

die leichten Husaren und Ulanen aus Ungarn und Galizien. Die Spielerei der für die jetzige Zeit mit ihren trefflichen Schußwaffen nicht mehr passenden Kürassiere hat man in Oesterreich bei der letzten Organisation nach 1867 vernünftigerweise gänzlich abgeschafft.

III. Die Artillerie des gemeinsamen Linienheeres zerfällt 1) in 14 Corps-Artillerieregimenter mit 915 Offizieren, 11200 Mannschaften und 113 bespannten Batterien auf dem Friedensfuß, und 944 Offizieren 37400 Mannschaften und 1670 Geschützen auf dem Kriegsfuß;

2) in 28 Batterien Divisionsartillerie mit 644 Offizieren und 25200 Mann;

3) in 12 Festungsartillerie-Bataillonen mit 517 Offizieren und 18000 Mann in voller Kriegsstärke, die zum Dienst in den Festungen bestimmt sind.

Die Gesammtstärke der Artillerie des Linienheeres auf vollem Kriegsfuß beträgt 2105 Offiziere und 80555 Mannschaften mit 1670 bespannten Feldgeschützen. Sehr gut ist die Bespannung sowol der Artillerie wie des gesammten Trains, da Oesterreich-Ungarn einen Reichthum trefflicher Pferde jeder Art besitzt und die aus den verschiedenen slawischen Volksstämmen rekrutirten Soldaten ein großes natürliches Geschick für gutes Fahren haben. Das Material der Feldgeschütze aus Uchatius-Stahl soll vorzüglich sein.

An fernern Truppen sind vorhanden: 2 Genieregimenter mit einer Friedensstärke von 260 Offizieren und 4800 Mannschaften und einer Kriegsstärke von 337 Offizieren und 13800 Mannschaften; 1 Pionier- und Pontonierregiment von 124 Offizieren und 2624 Mannschaften Friedensstärke, und 181 Offizieren und 7092 Mannschaften Kriegsstärke; 1 Eisenbahn- und Feldtelegraphenregiment mit 44 Offizieren und 832 Mannschaften Friedens-, und 117 Offizieren und 4600 Mannschaften Kriegsstärke.

Die Stärke der Sanitätstruppen ist im Frieden auf 70 Offiziere und 2500 Mannschaften, im Kriege auf 273 Offiziere und 15000 Mannschaften bestimmt. Die militärischen Behörden, Commandos, Generalstab sollen im Frieden 2350 Offiziere und 1538 Mannschaften, im Kriege 2760 Offiziere und 3394 Mannschaften stark sein. Für die sonstigen Heeresanstalten ist die Friedensstärke auf 2300 Offiziere und 6320 Mannschaften, im Kriege auf 5800 Offiziere und 12800 Mannschaften bestimmt. Es gehören wesentlich die Arsenale und sonstigen militärischen Werkstätten hierzu. Außer der ungarischen „Nobelgarde", der „Arcierengarde", die aus lauter ältern Offizieren, und der „Trabantenleibgarde", die aus alten Unteroffizieren zum Dienst in der Hofburg besteht, dann einer Schwadron Leibgensdarmerie, die zur persönlichen Escorte des Kaisers bestimmt ist, deren Stärke insgesammt 116 Offiziere und 740 Mann beträgt, besitzt die österreichisch-ungarische Armee keine besondern Garden, sondern alle Regimenter haben gleichen Rang, gleiche Rechte und gleiche Pflichten, was auch unbedingt das Richtigste und unserer Zeit Angemessenste ist. Die Gesammtstärke des Linienheeres auf dem Friedensfuße beträgt 15942 Offiziere und 251214 Mannschaften mit 48679 Pferden, auf voller Kriegsstärke 26700 Offiziere, 778889 Mannschaften und 188000 Pferde. Außerdem sind in letzter Zeit in Bosnien und der Herzegowina 12—16 Compagnien bosnischer Soldaten formirt.

Digitized by Google

Im Frieden ist dies gemeinsame Heer in 15 Territorial-Armeecorps eingetheilt. Die Regimenter stehen im allgemeinen, ebenso wie in Deutschland, in ihren Aushebungsbezirken, wechseln aber hin und wieder mit ihren Garnisonen, da alle in Wien garnisonirenden Cavalerie- und Infanterieregimenter, dann die in Bosnien, der Herzegowina und im dalmatinischen Küstenlande garnisonirenden Truppen gewöhnlich alle zwei Jahre abgelöst werden sollen, was dann stets mehrfache Garnisonsveränderungen veranlaßt. Die Formation in Divisionen und Brigaden ist ungefähr die gleiche wie in Preußen-Deutschland.

Außer diesem, beiden Reichshälften gemeinsamen Linienheer besteht nun noch für Cisleithanien die k. k. Landwehr. Dieselbe enthält auf dem Friedensfuß 82 Infanterie- und Schützenbataillone, 1 berittene Schützenabtheilung in Dalmatien, 10 Bataillone und 1 Abtheilung zu Pferde Landesschützen in Tirol, letztere 574 Offiziere und 3500 Mann in voller Kriegsstärke, jedoch dem Etat nach 2870 Offiziere, 132000 Mannschaften mit 6400 Pferden.

In Transleithanien oder dem Königreich Ungarn besteht die sogenannte Honvéd-Armee, mit besonderer Uniform, dem Gebrauch der ungarischen Sprache und sonstigen Eigenthümlichkeiten, auf dem Friedensfuß aus der Infanterie mit 1100 Offizieren und 5500 Mannschaften, und der Cavalerie mit 166 Offizieren und 1882 Mannschaften, die dem Etat nach auf vollem Kriegsfuß stark sein sollen: an Infanterie 2626 Offiziere und 118500 Mannschaften, an Cavalerie 400 Offiziere und 8800 Mannschaften mit 8000 Pferden.

So würde die gesammte Landwehr der beiden Landeshälften auf voller Kriegsstärke circa 256000 Mann stark sein, dazu das Linienheer mit rund 778000 Mann, sodaß die gesammte Oesterreichisch-Ungarische Monarchie immerhin eine bewaffnete Macht von ungefähr einer Million Streiter in das Feld stellen könnte, wenn sie im eigenen Lande angegriffen würde und alle Kräfte anspannen müßte. Ob diese Macht in wirklich kriegstüchtigem Zustande jemals vollständig marschfertig gemacht werden kann, möchten wir mit vollem Recht bezweifeln; denn schon der Mangel an dem nöthigen Gelde dürfte deren schnelle Mobilisirung sehr erschweren. Im Frühling 1866, wo Oesterreich sich schon fünf Monate vorher zum Kriege vorbereitet und alle Kräfte dazu angespannt hatte, standen höchstens 680000 wirklich brauchbare Soldaten unter den Waffen. Da jetzt durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht allein die Kriegstüchtigkeit, sondern auch die Stärke der Kriegsmacht des Kaiserstaates wesentlich verstärkt wurde, möchten wir annehmen, daß 550—580000 Mann gut ausgerüstete Feldtruppen und etwa 150—180000 Landwehr und Honvéds wirklich mobil gemacht werden können. Es kommt übrigens wesentlich mit darauf an, gegen welche auswärtige Macht Oesterreich den Krieg führen wird, ob die Landwehr und gar die Honvéds wirklich in etatsmäßiger Stärke unter die Waffen treten werden. Sollte der Kaiserstaat dereinst von Rußland angegriffen werden, so dürften nicht allein in Ungarn sämmtliche Honvéds sofort zu den Waffen greifen, sondern sicherlich an 60—80000 Freiwillige ein gleiches thun: so stark ist der Haß der Magyaren gegen die russische Macht. Dagegen dürften in diesem Fall unter den circa drei Millionen griechisch-katholischer Ruthenen, die in Galizien und der Bukowina wohnen, viele

Digitized by Google

russische Sympathien so lebhaft hervortreten, daß häufige Desertionen ruthenischer Soldaten stattfinden und die Einberufungen der Reservisten und Landwehrleute von dorther sehr bedenkliche Lücken zeigen möchten. Gerade bei einem aus so sehr viel verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzten Heere wie dies das österreichisch-ungarische ist, wird nicht allein die Begeisterung, mit der es kämpft, sondern auch die Vollzähligkeit seiner Regimenter wesentlich mit von dem Feinde bedingt, gegen welchen es geführt werden soll. Suchten doch z. B. im letzten Kriege von 1866 viele einberufene Urlauber aus der venetianischen Provinz ihrer Fahnenpflicht sich zu entziehen, und die italienischen Regimenter schlugen sich durchgehends äußerst mittelmäßig, ja ganze Abtheilungen von ihnen desertirten zum Feinde, da die Soldaten hofften, daß im Fall der Niederlage ihr Vaterland von der österreichischen gehaßten Herrschaft befreit werden könnte. So glauben wir auch, daß, im Fall das Kaiserreich Deutschland in einen Krieg mit Frankreich verwickelt werden sollte, die wirkliche Hülfe, die uns dabei von Oesterreich zutheil wird, nicht allzu hoch anzuschlagen ist. Die circa $9^1/_4$ Mill. Deutsche der österreichischen Monarchie würden zwar mit Begeisterung auf unserer Seite stehen; unter den 5 Mill. Czechen und Mähren, $3^1/_4$ Mill. Polen, $1^3/_4$ Mill. Ruthenen, 1 Mill. Slowenen, 6 Mill. Magyaren, $2^1/_4$ Mill. Rumänen und den Italienern, Kroaten u. s. w. dürfte dies aber entschieden nicht der Fall sein, und die Provinziallandtage möchten der Absendung der heimischen Regimenter, um an der Seite der gehaßten Deutschen gegen Frankreich zu kämpfen, gar manche Schwierigkeiten in den Weg legen. Die frühere mittelalterliche Armee ist die jetzige des österreichisch-ungarischen Staates nicht mehr, sondern eine moderne, aus sehr viel verschiedenen Nationen mit speziellem, oft sehr stolzem Nationalbewußtsein zusammengesetzte und künstlich organisirte, dies darf man niemals vergessen, wenn man sich ein wirkliches, richtiges Urtheil über ihre nunmehrige Kriegstüchtigkeit bilden will.

Zum Schluß möge nun noch eine kurze Darstellung der k. k. Kriegsflotte hier folgen. Solche gehört, wie das Landheer, beiden Reichshälften gemeinsam an. Zeigte die frühere k. k. österreichische Armee bis zu ihrer neuern Reorganisation 1859 und 1867 in vieler Hinsicht unter allen größern europäischen Heeren den am meisten mittelalterlichen Charakter, wie wir dies im Anfang unserer Arbeit ausführlicher zu begründen strebten, so ist die Kriegsflotte ungleich neuern Gepräges. Bis zum Jahre 1815 besaß Oesterreich gar keine Kriegsflotte, sondern erhielt eine solche erst, als durch den Wiener Congreß Venetien in seinen Besitz fiel. So war die Marine durchweg italienisch; alle ihre Mannschaften gehörten der italienischen Nationalität an, und die Offiziere waren fast durchweg Söhne des alten venetianischen Adels. Venedig bildete den einzigen Kriegshafen, und das Arsenal der Flotte und die Dienstsprache wie die Reglements waren italienisch. Eine solche italienische Flotte konnte 1848 dem Nationalitätenkampf nicht den mindesten Widerstand entgegensetzen. Die beiden Schiffsoffiziere Bandiera, Söhne des commandirenden Admirals, waren schon 1847 mit die Häupter der italienischen Revolutionspartei, und im Jahre 1848 ging fast die gesammte Flotte, mit Ausnahme einzelner Offiziere und einiger dalmatinischer Matrosen, sofort zur

Digitized by Google

Revolution über und focht in den folgenden Jahren, besonders bei der hartnäckigen Vertheidigung von Venedig, mit großem Muthe gegen die österreichischen Truppen. Im Jahre 1850 ward die Flotte vollständig neu organisirt, und wenn man auch nothgedrungen die Mannschaft größtentheils aus dem venetianischen Gebiete, dann aus Dalmatien und Illyrien rekrutiren mußte, so suchte man doch im Offizierscorps das italienische Element möglichst zu verdrängen. An die Spitze der Flotte ward der dänische Admiral Dahlerup gestellt, während man sehr viele junge Deutsche, besonders Norddeutsche aus Mecklenburg, Hannover, Schleswig-Holstein, als Offiziere anstellte. (Von der deutschen Flotte dienten z. B. der Viceadmiral von Wickede und der Contreadmiral Paschen, beides geborene Mecklenburger, der verstorbene Corvettenkapitän Hassenpflug, ein Kurhesse, von 1851 bis 1867 auf der österreichischen Kriegsflotte.) Zu Matrosen nahm man möglichst viele Istrianer und Dalmatiner vom Küstenlande, die, wie die meisten Südslawen, sehr gute Seeleute sind. So erhielt die österreichische Flotte in den Jahren 1851—66 allmählich einen völlig veränderten Charakter, wobei ihr auch sehr zu statten kam, daß der junge, geistig begabte Erzherzog Max, Bruder des Kaisers Franz Joseph, der später als Kaiser von Mexico ein so unglückliches Ende nahm, selbst ein sehr passionirter Seemann, ihr seine besondere Fürsorge widmete. Im Kriege von 1859 gegen Frankreich war die österreichische Kriegsflotte selbstverständlich zu schwach, um mit der mächtigen französischen Flotte den Kampf aufnehmen zu können; doch durchbrachen einzelne kleine österreichische Schiffe die französische Blockade von Venedig und hatten mehrere unentschiedene Gefechte mit feindlichen Fregatten. Im Kriege von 1864 gegen Dänemark, als Oesterreichs und Preußens Krieger zum Heile Deutschlands Schulter an Schulter fochten, lieferten 2 österreichische Fregatten im Verein mit 2 preußischen Kanonenbooten unweit Helgoland einem überlegenen dänischen Geschwader ein sehr rühmliches, wenn auch unentschiedenes Gefecht. Der Krieg von 1866 gab der österreichischen Flotte, an deren Spitze glücklicherweise der ebenso kühne wie geschickte Admiral Tegetthoff (ein Steiermärker) stand, den glänzenden Seesieg bei Lissa gegen die weit überlegene italienische Flotte. Wenn auch diese Seeschlacht bei Lissa (nebenbei bemerkt die größte Seeschlacht, welche seit der Schlacht bei Navarin 1827 in europäischen Gewässern stattfand) in politischer Hinsicht weiter keine Folgen hatte, so erwarb sich die österreichische Flotte doch große Ehre dadurch und gewann ungemein an Bedeutung wie Selbstvertrauen. Durch den Verlust von Venetien schied 1867 die italienische Nationalität unter den Offizieren und Mannschaften fast gänzlich aus der österreichisch-ungarischen Flotte, wie denn auch in Pola in Dalmatien mit vielen Kosten ein großer, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechender Kriegshafen eingerichtet wurde.

Nach ihrer jetzigen Organisation zählt die Flotte an Panzerschiffen 1 Thurmschiff, 8 sogenannte Kasemattschiffe, 2 Fregatten; an Kreuzschiffen und sonstigen Schiffen 2 Fregatten, 8 gedeckte Corvetten und Glattdeckscorvetten, 6 Kanonenboote, 26 Torpedos, zusammen 76 Kriegsfahrzeuge mit 311 Geschützen. Das Offiziercorps auf dem Kriegsfuß soll aufweisen 3 Viceadmirale, 7 Contreadmirale, 12 Linienschiffskapitäne (Obersten), 36 Corvettenkapitäne (Majors), 219 Linienschiffs-

Digitized by Google

lieutenants, 216 Schiffsfähnriche, zusammen 758 Offiziere und Seecadetten; das Matrosencorps, welches jetzt größtentheils aus den drei Ergänzungsbezirken der dalmatinischen und istrischen Küste rekrutirt wird, in welchem jedoch auch viele Freiwillige aus der ganzen Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie dienen, soll auf dem Friedensfuß 5800, auf dem Kriegsfuß 11500 Mann stark sein. Alle Marineanstalten, wie die Marineakademie zur Ausbildung des Seeoffiziercorps, das Hydrographische Amt, das Seearsenal, die Schiffsjungenschule u. s. w., sind in dem stark befestigten Pola vorhanden und den Anforderungen der Neuzeit entsprechend organisirt. Wenn zwar die Hauptthätigkeit der österreichisch-ungarischen Kriegsflotte blos auf dem Adriatischen Meere stattfindet, so unternahmen doch in den letzten Decennien stattliche Fregatten und Corvetten unter der schwarz-gelben Flagge weite Kreuzfahrten in den entferntesten Meeren der Welt. Auch die deutsche Ostsee ist in den letzten Jahren wiederholt von österreichischen Uebungsschiffen besucht worden und fanden solche dann in unserm Kriegshafen Kiel als treue und vielgeschätzte Bundesgenossen der Kriegsmacht Deutschlands stets die herzlichste Begrüßung. So nimmt in allem und jedem die k. k. Kriegsflotte jetzt eine gedeihliche Entwickelung und ehrenvolle Stellung ein. Eine so mächtige Flotte, wie England und Frankreich solche besitzen, kann und wird Oesterreich-Ungarn sich niemals schaffen und braucht auch solche nicht; der italienischen, türkischen, russischen, spanischen Flotte ist jedoch die des Kaiserstaates vollkommen ebenbürtig, und mehr bedarf es auch nicht.

Wir hoffen in unserer mit größtmöglicher Unparteilichkeit geschriebenen Arbeit, in welcher wir ein allzu genaues Eingehen in die militärischen Details, die nur für spezielle militärische Kreise Interesse haben dürften, absichtlich zu vermeiden suchten, klar die große Kriegstüchtigkeit der jetzigen österreichisch-ungarischen Streitmacht zu Lande und zu Wasser dargelegt zu haben. Ueberschätzen, wie dies von gewisser Seite in Oesterreich mit wohlberechneter Absicht mitunter geschieht, wollen wir jedoch den Beistand keineswegs, welchen Deutschland in einem etwaigen Kriege von Oesterreich-Ungarn erwarten darf. Sind doch die innern Verhältnisse daselbst zu verworren, die Finanzen zu schlecht und ganz besonders die Streitigkeiten der einzelnen Nationalitäten unter sich zu heftig, als daß dieses große Reich gegenwärtig seine volle Kraft nach außen in einer Stärke zu entfalten vermöchte, wie dies ohne diesen unheilvollen Nationalitätenhader sonst unzweifelhaft geschehen würde. Aber ebenso wenig wollen wir den Werth von Oesterreichs Bundesgenossenschaft unterschätzen, wie dies ebenfalls von anderer Seite absichtlich stattfindet; gewinnt Deutschland doch stets einen mächtigen Rückhalt, sobald es mit Oesterreich-Ungarn vereint in einen nothgedrungenen Kampf der Zukunft gehen sollte. Jedenfalls gewährt es uns allen ein frohes, erhebendes Bewußtsein, daß, soweit menschliches Ermessen reicht, die Krieger unter der schwarz-weiß-rothen deutschen und der schwarz-gelben habsburgischen Fahne niemals wieder als erbitterte Feinde gegen, sondern als treue Bundesgenossen nebeneinander kämpfen werden. Und daß dies jetzt der Fall, zählen wir mit zu den wichtigsten politischen Thaten unsers großen Reichskanzlers Fürsten Bismarck.

---

Digitized by Google

# Die jüngsten Arbeiterunruhen in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Rudolf Doehn.

II.

Noch bevor Grover Cleveland das Präsidentenamt der Vereinigten Staaten antrat, richtete er an eine Anzahl von Silberfreunden, welche der demokratischen Partei angehörten, ein Schreiben, in welchem er insofern seine Gegnerschaft gegen den Bimetallismus bekundete, als er sich im Interesse des Wiederaufblühens der Geschäfte und der Besserstellung der arbeitenden Volksklassen offen und unumwunden zu Gunsten einer baldigen Einstellung der Silberprägung aussprach. In diesem Schreiben heißt es unter anderm: „Ich hoffe, daß Sie mit mir und der großen Mehrheit unserer Mitbürger darin übereinstimmen, daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen höchst wünschenswerth sei, unsere Goldmünzen sowol wie die Menge der bereits geprägten Silbermünzen im Gebrauch zu erhalten. Dies ist aber nur durch die Einstellung des Kaufes und der Prägung von Silber möglich. Es ist von großer Wichtigkeit, zu verhindern, daß diese beiden Metalle sich zu sehr voneinander trennen; zu verhindern, daß das Gold durch gesteigerte Silberprägung aufhöre, in die Zollämter der Vereinigten Staaten zu fließen, und daß schließlich eine Verdrängung des Goldes durch das Silber stattfinde. Sollte eine Geldkrisis, welche diese Möglichkeiten zweifellos herbeiführen würden, der lange anhaltenden Gedrücktheit der Geschäftsverhältnisse folgen, dann würden die Bewohner jeder Stadt und jedes Staates in der Union in dauernde und verderbliche Noth gerathen. Das so sehnlich herbeigewünschte und dem Anschein nach in nicht zu langer Zeit bevorstehende Wiederaufleben der Geschäfte und des Wohlstandes würde auf unabsehbar lange Zeit hinausgeschoben werden. Gold würde aus der Circulation gezogen und aufgesammelt werden, und es dürfte bald eine beispiellose Contraction unsers Courants eintreten. Das Traurigste von allem wäre, daß die bereits niedrigen Löhne in jeder Werkstätte, Mühle und Fabrik, in jedem Laden, an jeder Eisenbahn und auf jeder Farm durch die verminderte Kaufkraft jedes sogenannten Dollars, der dem Arbeiter gezahlt wird, noch weiter herabgedrückt werden würden. Es ist sicherlich die patriotischste und angenehmste

Digitized by Google

Pflicht der Volksvertreter, ein solches bevorstehendes Unglück abzuwenden." Die demokratische Mehrheit im Repräsentantenhause des Congresses hielt es indessen, unterstützt von einigen Mitgliedern der republikanischen Partei, nicht für ihre „patriotischste und angenehmste Pflicht", das bevorstehende Unglück abzuwenden. Es wurde vielmehr ein auf Einstellung der Silberprägung gerichteter Antrag, für den die Mehrzahl der Republikaner stimmte, verworfen, und damit nicht zufrieden, veröffentlichten die zur demokratischen Partei zählenden Silberfreunde ein langes Pronunciamiento zu Gunsten der fortgesetzten Silberprägung, worin sie sich in einen entschiedenen Gegensatz zu Cleveland's Ansichten, die das allgemeine Wohl bezweckten, setzten.

Auch in seiner Rede, welche Cleveland am 4. März 1885 bei Gelegenheit seiner Vereidigung als Präsident hielt, berührte er wiederholt die Lage der Arbeiter. Nachdem er mit Bezug auf die seit vielen Jahren so arg corrumpirende Aemterfrage sich scharf dagegen ausgesprochen hatte, daß die öffentlichen Aemter vorzugsweise als Belohnung für geleistete Parteidienste vergeben werden sollten, daß vielmehr jede ehrliche politische Ueberzeugung auch bei den Regierungsbeamten geachtet werden müsse, trat er mit vollster Entschiedenheit für eine sparsame Regierungsweise ein und verurtheilte die Verschleuderung der immer geringer werdenden Regierungsländereien. Er sagte unter anderm: „Die gebührende Berücksichtigung der Interessen und der Wohlfahrt des ganzen Volkes erfordern, daß unsere Finanzen auf einer so gesunden und vernünftigen Grundlage beruhen, daß die Stabilität und das Vertrauen der Geschäftsinteressen und der Lohn der Arbeit dadurch gesichert werden und unser Einnahmesystem eine solche Regelung erhalte, daß das Volk unter vollster Rücksichtnahme auf das investirte Kapital und die durch die Industrie beschäftigten Arbeiter von unnöthiger Besteuerung befreit werde. Die Anhäufung eines Geldüberschusses (surplus) im Bundesschatze führt gar leicht zur Extravaganz und Verschwendung. Die Fürsorge für das Eigenthum der Nation und die Bedürfnisse kommender Ansiedler machen es unerläßlich, daß die Regierungsländereien gegen diebische Pläne und widerrechtliche Besitzergreifung geschützt werden. Das Gewissen des Volkes fordert, daß die Indianer innerhalb unserer Grenzen human und ehrlich als Mündel der Regierung behandelt werden und daß ihre Erziehung und Civilisation gefördert werde, damit sie schließlich das Bürgerrecht erhalten können; ferner daß die das Familienleben untergrabende und den moralischen Sinn der gebildeten Welt beleidigende Polygamie in den Territorien unterdrückt werde. Alle Gesetze sollten streng gehandhabt werden, welche die Einwanderung einer mit der amerikanischen Arbeit concurrirenden servilen Volksklasse untersagen, die nicht die Absicht hat, das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben, und Sitten und Gewohnheiten mit sich bringt und beibehält, welche mit unserer Civilisation in Widerspruch stehen." Mit dieser „servilen Klasse" von Einwanderern meinte der Präsident offenbar die chinesisch-mongolische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten, welche wiederholt zu sehr unliebsamen und nicht selten blutigen Arbeiterunruhen Veranlassung gab.

Angeregt durch das Interesse, welches Präsident Cleveland den arbeitenden Bevölkerungsklassen gegenüber an den Tag legte, richtete der Bundesarbeitscom-

Digitized by Google

missär Wright schon im März 1885 ein Schreiben an den Minister des Innern, Lamar, in welchem er den Vorschlag machte, das Arbeitsbureau in Washington solle beauftragt werden, noch im Laufe des genannten Jahres den Ursachen der schlechten Geschäftslage in fast allen Theilen der Vereinigten Staaten nachzuforschen und zu ermitteln, ob die gleichen Ursachen auch in den großen Productionsländern Europas vorhanden seien und ob in diesen Ländern die Geschäftsflauheit sich ebenso intensiv und in gleichen Perioden zeige wie in der Union. Durch eine solche Untersuchung würde vielleicht ermittelt werden können, ob die gedrückte Geschäftslage auf die zur Bestreitung des Lebensunterhalts nöthigen Kosten Einfluß ausübe; sie würde ersehen lassen, in welchem Grade sich die verschiedenen Industriezweige entwickelten und die Productionskosten in den Centren der Industrie durch die Einführung von Maschinen vermindert würden. Es könnte ferner vielleicht festgestellt werden, inwieweit die Arbeitslöhne in den gleichen Industriezweigen in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten differirten; ebenso würde man im Stande sein, den klimatischen Einfluß auf den Zustand und die Beschaffenheit der Maschinen und die Höhe des zum Lebensunterhalt nöthigen Betrages sowie der Arbeitslöhne zu erforschen. Außerdem würde eine statistische Ermittelung der gedachten Art dazu beitragen, daß festgestellt werde, ob und inwieweit Steuern für den Lebensunterhalt von Wichtigkeit und von Einfluß seien auf die gedrückte Lage der Industriezweige; man erhalte Aufschluß über die Productionsfähigkeit der Arbeiter in den verschiedenen Gegenden; der Einfluß, den die Vertheilung der Einwanderer aus dem Auslande und die Beschäftigung ausländischer Contractarbeiter auf die Herbeiführung der Geschäftsflauheit hat, würde festgestellt und endlich dargelegt werden können, welcher Art die industriellen, commerziellen und finanziellen Zustände waren, die einer ähnlichen Gedrücktheit der Geschäfte vorangingen, besonders ob diese Gedrücktheit durch Import oder Export oder durch ausgedehnte Eisenbahnbauten veranlaßt wurde. Der Minister Lamar empfahl die Vorschläge Wright's dem Präsidenten Cleveland, und es wurden schon im Frühjahr 1885 verschiedene Specialagenten ernannt und nach Europa gesandt, um namentlich in den dortigen großen Industriecentren genaue Beobachtungen zu dem erwähnten Zwecke anzustellen. Außerdem wurde eine Anzahl von Agenten dazu bestimmt, ähnliche Ermittelungen in verschiedenen Theilen der Union vorzunehmen. Leider ist bisjetzt über die Thätigkeit der Agenten nichts von Bedeutung bekannt geworden.

Um dieselbe Zeit, wo die Vorschläge des Bundesarbeitscommissars Wright Annahme fanden, veröffentlichte die in nationalökonomischer Beziehung rühmlichst bekannte Bradstreet'sche Agentur in Amerika einen längern Aufsatz, in welchem die Arbeitslöhne vom Frühjahr 1885 mit denen vom Jahre 1882 verglichen waren. Aus diesem Vergleiche, der sich auf genaue Berichte über die Industrie in 60 der größern und größten Städte der Union stützte, ergab sich für die meisten Arbeitszweige eine Abnahme der Löhne. Hieraus schlugen natürlich die Freihandelsfreunde Kapital; doch darf nicht vergessen werden, daß die Preise der Lebensbedürfnisse in demselben Verhältniß fielen, wie die Löhne geringer wurden,

Digitized by Google

und daß für verschiedene Arbeiterklassen, wie Müller, Bäcker, Schlächter, Brauer, Nagelschmiede u. s. w., eine Lohnherabsetzung nicht eingetreten war, diese sich also 1885 verhältnißmäßig besser standen als drei Jahre vorher. Nicht ohne Interesse ist hier das Urtheil des englischen Nationalökonomen L. Levi, der einen eingehenden Bericht über die Löhne, wie sie 1884 in Großbritannien bezahlt wurden, veröffentlichte. Er gelangte zu dem Schlusse, daß die Löhne von 12,200000 Personen beider Geschlechter im Durchschnitt jährlich betrugen: 194 Doll. 66 C. für Dienstboten und Handwerker, 291 Doll. 99 C. für Handlungsbeflissene, 168 Doll. 87 C. für landwirthschaftliche Arbeiter, und 226 Doll. 29 C. für Fabrikarbeiter, deren Gesammtzahl mehr als die Hälfte aller dieser Arbeiter, nämlich 6,600000 ausmachte. Der Durchschnittslohn für sämmtliche Arbeiterklassen war somit 207 Doll. 80 C. jährlich. Ein Vergleich dieses Lohnsatzes mit dem von 1867 ergab für England in der langen Zeit von 17 Jahren ein Steigen um nur 10,9 Proc., während nach den Ermittelungen, die der erwähnte Arbeitscommissar Wright in seiner frühern Eigenschaft als Leiter des Statistischen Bureaus von Massachusetts angestellt hatte, in den Vereinigten Staaten die Löhne von 1860 bis 1884 im Durchschnitt um 28,36 Proc. stiegen. Nach Bradstreet, Levi und Wright, denen sich der amerikanische Freihändler Atkinson zugesellte, hatte der Arbeiter in den Vereinigten Staaten 1884 durchschnittlich einen mehr als doppelt so hohen Verdienst wie der englische Arbeiter. Trotzdem herrschten in verschiedenen Theilen der Union bei dem theilweisen Abnehmen der Löhne und dem verhältnißmäßig hohen Preise der Lebesmittel in vielen Arbeiterkreisen Noth und Unzufriedenheit. Man hat behauptet, daß, wenn in Deutschland die Staatseinnahmen sich nicht im Verhältniß der steigenden Bevölkerung vermehren, dies ein unwiderleglicher Beweis dafür sei, daß die Erwerbsfähigkeit der Bevölkerung sich verringere. In den Vereinigten Staaten haben sich aber in der neuesten Zeit unzweifelhaft die Staatseinnahmen aus Zöllen u. s. w. im Verhältniß der Bevölkerungszunahme andauernd vermehrt, und doch finden dort fortwährend Strikes und Arbeiterunruhen aller Art wegen mangelnder Erwerbsfähigkeit, d. h. wegen Nichterhöhung der Löhne, statt. Gewiß ist hiervon ein großer Theil der Schuld der amerikanischen Tarif- und Doppelwährungspolitik zuzuschreiben, und es steht zu hoffen, daß Regierung und Volksvertretung Mittel und Wege finden werden, die Arbeiternoth zu lindern, indem sie weniger politischen Parteistreitigkeiten huldigen, dafür aber den Tarif in manchen Punkten herabsetzen und eine unnöthige Silberprägung einstellen.

Eine böse Zugabe des Jahres 1884 schleppte sich mit hinüber in das Jahr 1885: das war der traurige und stets größere besorgnißerregende Zustand der Dinge im Hockingthal im Staate Ohio. Verschiedene Kohlengruben waren von strikenden Arbeitern in Brand gesetzt worden, sodaß sie entweder niemals wieder oder doch nur mit schweren Kosten in Betrieb gesetzt werden konnten. Die Herabsetzung der Löhne in andern Kohlengruben machten es indeß den Besitzern der Gruben im Hockingthal im Laufe der Zeit möglich, Ersatz für die ausständigen Arbeiter zu erhalten; dazu kam, daß die Mittel des Unterstützungscomité zu Ende gingen, und damit fand der Strike Mitte Februar 1885 sein Ende, nachdem er

Digitized by Google

Monate hindurch die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich gezogen hatte. Die Arbeiter unterlagen und die Besitzer der Kohlengruben siegten. Von verschiedenen andern Arbeitsausständen abgesehen, ist hier der zu Staunton im Staate Illinois Anfang März (1885) ausgebrochene Kohlenstrike zu erwähnen. Der Monatsverdienst der Kohlengräber belief sich auf 20 Doll. und einige Cents. Nach unparteiischen Berichten war es einem Familienvater kaum möglich, hiervon Frau und Kinder zu ernähren und die monatliche Hausmiethe zu bezahlen. Der Strike währte auch hier längere Zeit; allein die Bergleute mußten, wenn sie nicht verhungern wollten, schließlich ebenfalls nachgeben und eine Verbesserung ihrer Lage von der Zukunft erwarten.

Es verging fast kein Monat, wo nicht in dem einen oder dem andern Staate der Union Zwistigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ausbrachen. In Milwaukee im Staate Wisconsin wurde am 30. Mai in einem großen Walzwerke die Arbeit eingestellt, infolge dessen mehr als 1500 Leute arbeitslos wurden; um dieselbe Zeit wurden im Mahoningthal in Ohio sämmtliche Eisenfabriken geschlossen, weil die Fabrikanten sich weigerten, die von der großen Association der Eisen- und Stahlarbeiter des Westens vorgelegte Lohntabelle zu unterzeichnen; dasselbe geschah vielfach in Pittsburg in Pennsylvanien und den Eisen- und Stahlfabriken westlich von den Alleghanies und nördlich vom Ohioflusse. Nur wenige Fabrikanten erklärten sich mit der von der genannten Association aufgestellten Lohnscala einverstanden. Die Arbeitseinstellung erfolgte, weil die Fabrikbesitzer den Arbeitern 20—25 Proc. von ihrem bisherigen Lohn abziehen wollten. Es herrschte hier indeß in den meisten Fällen keine allzu große Erbitterung, weder bei den Arbeitern, noch bei den Arbeitgebern, und da letztere diesmal in vielen Fällen nachgaben, so trat auch schon nach einigen Wochen wieder Ruhe und Frieden ein. Die Folgen des Ausstandes waren übrigens für viele geschäftliche Verhältnisse immerhin recht betrübend; denn wenn eine große Arbeitermasse, wie es bei diesem Strike der Fall war, feiert, d. h. keinen Verdienst hat, so vermindert sich selbstverständlich ihre Kaufkraft, und die Einnahmen der Geschäftsleute, von welchen sie ihre Lebensbedürfnisse und Waaren zu kaufen pflegen, verringern sich in einem entsprechenden Verhältniß. Doch dies war nicht alles. Andere Industriezweige, die eng mit der Eisenindustrie verknüpft waren, hatten ebenfalls unter dem weit verbreiteten Strike schwer zu leiden. Jede geschlossene Eisenfabrik hatte eine starke Reduction des Kohlenbedarfs und damit mehrfach eine Herabsetzung der Löhne der in den Kohlen- und Erzminen beschäftigten Arbeiter zur Folge. Die Eisenbahnen u. s. w., welche den Transport sowol des Rohmaterials wie der fertigen Producte vermittelten, erlitten eine fühlbare Einbuße, wodurch selbstverständlich die Angestellten der Transportgesellschaften in Mitleidenschaft gezogen wurden. Und so griff eins in das andere. Es war daher im Interesse einer allgemeinern Prosperität, daß es verhältnißmäßig bald zu einer Einigung zwischen den Eisenfabrikanten und deren Arbeitern kam.

Seit längerer Zeit, namentlich aber seit dem Jahre 1885, wurden vielfache Klagen nicht nur bei den Arbeitern, sondern auch in der Geschäftswelt laut über

Digitized by Google

die großen Eisenbahncorporationen. Die allgemeinste Beschwerde, welche sich an keine Oertlichkeit band und im Westen und Osten, im Norden und Süden der Union geführt wurde, war gegen die zu hohen Transportpreise für Kaufmannsgüter auf kleinern Strecken, im sogenannten Localfrachtverkehr gerichtet. Man machte den Bahnverwaltungen den Vorwurf, daß sie aus dem Frachtgeschäft einen zu großen Nutzen ziehen wollten und daß sie ausnahmslos dem Producenten, resp. dem Fabrikanten, also dem ersten Versender und dessen Arbeitern durch die hohen Transportkosten einen großen Theil seines legitimen Nutzens vorwegnähmen und in den meisten Fällen auch dem Zwischenhändler bei der Weiterbeförderung, wie schließlich dem Käufer oder Wiederverkäufer und dem Consumenten in letzter Reihe alles über Gebühr vertheuerten. Der am häufigsten erhobene Vorwurf bezog sich auf die Verschiedenheit der Frachtraten, d. h. die Ungleichmäßigkeit derselben für alle Kunden einer und derselben Bahn, also auf die Bevorzugung, die einem Theile der Versender gewährt und einem andern verweigert wurde. Eine andere, ebenso allgemeine Beschwerde ging wider die häufigen Aenderungen in den Raten, die, da nur die wenigsten Unionsstaaten eine Ankündigung solcher Aenderungen vorschrieben, nicht selten ohne genügende Voranzeige eintraten und auf der einen Seite Begünstigungen, auf der andern Benachtheiligungen im Gefolge haben mußten. Das Verlangen nach gleichen Raten und nach gleicher Behandlung aller Versender wurde vielfach als ein billiges und gerechtes angesehen, und wenn die Vorschläge, die Zahl der Bundesbureaus zu vermehren, nicht überall eine Befürwortung fanden, so sprach man sich in der Geschäftswelt doch mehrseitig für den Plan aus, ein Bundesbureau für das Eisenbahnwesen ins Leben zu rufen. Man meinte, die Gleichmäßigkeit der Preise für die Passagierbeförderung einerseits und den Frachtdienst andererseits würde die erste Wirkung einer solchen Controle von Bundes wegen sein und den Uebeln der Eisenbahnkriege, der sogenannten „cut rates", d. h. des Unterbietens zwischen den Concurrenzlinien, des Speculirens in Eisenbahnbillets sowie der ebenso lästigen wie verderblichen Fluctuationen in den Frachtraten könne damit ein wohlthätiges Ende gemacht werden. Ein solches Nationalbureau wäre allerdings wol der erste Schritt zu der in den Vereinigten Staaten von manchen Seiten befürworteten Verstaatlichung der amerikanischen Eisenbahnen gewesen, denn einer mit unnachsichtlicher Strenge gehandhabten Controle gegenüber, so meinte man, würden die reichen Eisenbahnmonopolisten kaum lange widerstehen können; sie würden vielmehr gezwungen werden, der Union, d. h. vorerst den einzelnen Staaten, ihre Bahnen zu überlassen. Einen Haupteinwand gegen die Verstaatlichung der Eisenbahnen bildete die Bemerkung, daß das ohnehin schon so starke Beamtenheer dadurch nur noch vermehrt würde; allein dem gegenüber wies man auf die europäischen Eisenbahnverwaltungen, namentlich auf die in Deutschland, hin.

Die Machtstellung und der Einfluß der großen Eisenbahnlinien oder des Eisenbahnmonopols in den Vereinigten Staaten sind in der That von weitgreifender Bedeutung nicht nur für die an den Bahnen beschäftigten Arbeiter, sondern auch für die Einzelstaaten und die gesammte Union. Seit 1884 und schon früher ist man in den Legislaturen verschiedener Unionsstaaten und im Congreß bemüht gewesen,



Digitized by Google

gerechtere und billigere Frachtpreise zu erzielen, aber fast immer v „Be-
säßen Corporationen eine Seele", schrieb ein angesehenes amerika Blatt im
Jahre 1885, „so müßte den Eisenbahngesellschaften gegenwärtig lecht zu
Muthe sein, denn von allen Seiten läuft man Sturm gegen sie." Hallen
des Congresses und der Staatsgesetzgebungen, wo sie früher all waren,
fanden sie scharfe Gegner und unbestechliche Richter. Man hätte n sollen,
daß unter diesen Umständen die genannten Gesellschaften alles auf n haben
würden, um durch strenge Erfüllung ihrer Pflichten dem Staate uni Publi-
kum gegenüber den drohenden Sturm zu beschwichtigen oder sein Lo jen mög-
lichst lange zu verhüten. Sie fuhren jedoch fort, auf der einen Se hre Pri-
vilegien in drückendster Weise auszubeuten, auf der andern sich ihrer ht, einen
Theil der Steuerlasten zu tragen, unter den verschiedensten Vorwän zu ent-
ziehen. Während letzteres z. B. im Staate Neujersey der Fall war weigerten
sich die Union- und die Central-Pacificeisenbahn, die gesetzlich vorg hriebenen
25 Proc. ihres Reinertrags an das Bundesschatzamt zu zahlen, we es ihnen
seinerzeit eine bedeutende Summe vorgestreckt hatte. Wegen der letz rn Ange-
legenheit kam es wiederholt im Congreß zu langen Verhandlungen, in enen na-
mentlich der Bundessenator Edmunds durchgreifende Maßregeln befürw rtete, um
die Eisenbahngesellschaften zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen.

Bei dieser den Thatsachen entsprechend geschilderten Lage der Dinge darf man sich nicht wundern, daß das Volk im großen und ganzen den Eisenbahncorporationen keine besondere Sympathie entgegenbrachte und daß vorzugsweise unter den an den Bahnen arbeitenden Klassen vielfach eine große Unzufriedenheit herrschte. Im März 1885 brach in den Staaten Missouri und Illinois an der Wabash- und Missouri-Pacificeisenbahn ein großer Strike aus, der mit einzelnen Unterbrechungen sich längere Zeit hinzog. Diese Bahnlinien gehörten zum größten Theil dem bekannten Eisenbahnfürsten Jay Gould, der sich weder Liebe noch Achtung bei seinen Untergebenen zu erwerben verstand. Das Ende des Ausstandes wurde dadurch herbeigeführt, daß die Wünsche der Arbeiter nicht nur erfüllt wurden, sondern daß man ihnen in einzelnen Punkten mehr gewährte, als sie verlangt hatten. Man kam zu diesem Entschluß in einer Versammlung, welche zu Saint-Louis im Staate Missouri stattfand und der außer den Vertretern der Eisenbahnen verschiedene höhere Beamte von Missouri und Texas beiwohnten. Das Vorangehen der strikenden Arbeiter während des Ausstandes war, wie von unparteiischer Seite zugestanden wurde, ein durchaus umsichtiges und tadelfreies, ein Umstand, der ihrer Sache nur förderlich war.

Nicht so friedlich wie im Jahre 1885 verliefen die Eisenbahnunruhen im Frühling des Jahres 1886, und wiederum fanden die meisten Störungen auf dem weitverzweigten Eisenbahnnetz Jay Gould's statt. Die Gouverneure verschiedener Staaten sahen sich gezwungen, die Miliz aufzubieten, um ein Weitergreifen der Unruhen zu verhindern. Die Passagierzüge blieben meistens unbehelligt, aber der Frachtverkehr war in den Staaten Illinois, Missouri, Kansas, Nevada, Californien u. s. w. vielfach völlig unterbrochen; Conducteure, Bremser und Heizer schlossen sich den Ausständigen an, und Tausende von beladenen

Digitized by Google

Güterwagen standen auf den Nebengleisen. An verschiedenen Orten wurden auch Gewaltthaten verübt, indem die Strikenden die Wagen zertrümmerten und sonstigen Schaden anrichteten. Anfänglich war das Bestreben der Arbeiter nur auf eine Besserung der ungünstigen Arbeitsbedingungen gerichtet, insbesondere auf Verringerung der Arbeitszeit und Erhöhung des Lohnes; später gingen sie darauf aus, von den Arbeitgebern die Anerkennung ihrer Associationen und Gewerkvereine als ihrer geordneten Vertretungen zu erzwingen und alle diesen Corporationen nicht angehörigen Arbeiter von den Arbeitsstätten auszuschließen. Die Ausständigen verlangten, daß die Arbeitgeber nur mit den Vorständen der Arbeiterassociationen über die Arbeitsbedingungen verhandeln sollten. In einzelnen Fällen wurde diesem Verlangen nachgegeben und man gelangte zu einem friedlichen Uebereinkommen; im ganzen war jedoch der Strike ohne genügende Gründe begonnen worden, sodaß die Arbeiter von demselben nur einen geringen oder gar keinen Nutzen hatten. Wohlthätig wirkten die Verhandlungen zwischen Gould und den Vertretern des Arbeiterordens der „Ritter der Arbeit". Die sociale Bedeutung dieses Ordens macht es nothwendig, etwas näher auf die Entstehung und Organisation desselben einzugehen, bevor wir weiter die Geschichte der Arbeiterunruhen in den Vereinigten Staaten verfolgen.

Unter den verschiedenen Logen oder Orden, welche zum Schutze der Interessen der amerikanischen Arbeiter gegründet wurden, verdienen vornehmlich drei hervorgehoben zu werden: die „Pythiasritter" (Knights of Pythias), die „Ritter des heiligen Crispin" (Knights of St. Crispin) und die „Ritter der Arbeit" (Knights of Labor). Die Loge der Pythiasritter wurde im Jahre 1864 gegründet und zählt viele Deutsche zu ihren Mitgliedern; nur Weiße können Mitglieder derselben werden; sie müssen ein Alter zwischen 25 und 50 Jahren haben, guten Charakter und körperliche sowie geistige Gesundheit besitzen, fähig sein, die Mittel zu erwerben, welche zu ihrem eigenen Unterhalt und dem ihrer Familie nothwendig sind und an einen höchsten Schöpfer und Erhalter des Universums glauben. Die Loge oder der Gewerkverein der Crispinritter umfaßt nur Schuhmacher, ist aber einer der besten und größten Handwerkervereine in den Vereinigten Staaten und will sich namentlich gegen die Eingriffe des Kapitals schützen; gegründet wurde der Verein schon vor vielen Jahren durch einen gewissen Michael Buch. Einflußreicher als die obengenannten beiden Vereinigungen ist der Orden der „Ritter der Arbeit", welcher mehr als 800000 Mitglieder zählen soll, die über die ganze Union verbreitet sind. Als Gründer desselben wird ein gewisser Stevens genannt, ein einfacher Arbeiter; der jetzige Leiter oder „Großmeister" heißt Powderly. Die Centralleitung befindet sich in Philadelphia. Der Name des Ordens, der längere Zeit ein Geheimbund war, wurde erst seit 1877 öffentlich genannt; sein Wahlspruch lautet: „Was Schaden für den einzelnen, das ist Schaden für alle." Der Hauptzweck des Ordens ist nach dessen Satzungen ein doppelter: 1) die Erhebung der persönlichen Tüchtigkeit und des moralischen Werthes an Stelle des Reichthums zum Maßstab für die Schätzung des Menschen und zum Bestimmungsgrunde für dessen sociale Stellung; 2) die Theilnahme der Ar-



Digitized by Google

beiter an den von ihnen erzeugten Gütern und an allen Segnungen der Cultur und Civilisation. Zu den Einzelforderungen des Ordens gehören unter anderm: Ausschließung der Kinder unter 14 Jahren von jeder Arbeit, Beschränkung der täglichen Arbeitszeit auf acht Stunden, Einrichtung von Schiedsämtern für Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Verstaatlichung der Eisenbahnen sowie der Telegraphen und Telephone, Ersetzung des Einzellohnsystems durch Vergebung der Arbeiten an Gruppen, Vertheilung der öffentlichen Ländereien an wirkliche Bebauer des Ackers u. s. w. In Betreff des Besitzes von Grund und Boden nähern sich die Ansichten der „Ritter der Arbeit" mehrfach den agrarpolitischen Ideen des in jüngster Zeit oft genannten Agitators Henry George, welcher bei der letzten Mayorswahl der Stadt Neuyork eine ansehnliche Stimmenzahl erhielt, verschiedene Schriften über die Land- und Arbeiterfrage verfaßt hat und namentlich dafür eintritt, daß jeder wirkliche Arbeiter in den Besitz von Grund und Boden gesetzt werde. Der Großmeister (General Master Workman) Powderly, der bei den letzterwähnten Eisenbahnunruhen vermittelnd eintrat, hat sich wiederholt gegen alle Gewaltthätigkeiten, Gesetzesverletzungen sowie unüberlegte und irgend vermeidliche Strikes ausgesprochen, namentlich auch gegen das aus Irland nach Amerika importirte Geschäftsruiniren oder „Boycotten". Seit einiger Zeit macht ein gewisser Irons dem Powderly in der Leitung des Ordens eine starke Concurrenz.

Der stets bedrohlicher werdende Charakter der verschiedenen Arbeiterunruhen verfehlte nicht, von neuem die Aufmerksamkeit des Congresses und der Bundesexecutive auf sich zu lenken. Im Repräsentantenhause wurde eine Commission zur Vornahme einer Enquête oder amtlichen Untersuchung über die Arbeiterverhältnisse ernannt und ein Antrag auf Errichtung von Schiedsgerichten zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern angenommen. Nach diesem Antrage sollten die Schiedsgerichte aus je einem Vertreter der beiden streitenden Parteien und einem von beiden gewählten, außerhalb der Interessenkreise stehenden Mitgliede zusammengesetzt sein, und der Staat sollte die Kosten tragen, die Schiedssprüche aber sollten rein facultativ sein. Dem gegenüber brachte Präsident Cleveland in einer Botschaft, in welcher er für die wenig befriedigenden Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit in erster Linie „die habgierigen und unüberlegten Forderungen der Arbeitgeber" verantwortlich machte, jedoch auch die übertriebenen Forderungen und die Gewaltthätigkeiten mancher Arbeiterkreise tadelte, die Einsetzung eines ständigen, aus drei Bundesbeamten bestehenden Arbeitsamtes in Vorschlag, dessen Competenz sich auf alle Arbeitsverhältnisse erstrecken und das gegenüber den freiwilligen Schiedsgerichten als letzte und entscheidende Instanz gelten sollte. Alle diese Anträge und Vorschläge haben den Congreß wiederholt beschäftigt, da sie den löblichen Zweck hatten, den socialen Frieden und die öffentliche Ordnung zu sichern und den vielfach so schroffen Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit zu mildern; allein durchgreifende Besserungsmaßregeln wurden von den Volksvertretern, die über einseitige Parteifragen nur zu oft das allgemeine Wohl vergaßen, nicht getroffen. Charakteristisch für die ganze Situation ist ein

Digitized by Google

Ereigniß, das im April 1886 in der Bundeshauptstadt Washington stattfand und wohl verdient, in aller Kürze erwähnt zu werden. Ein vom Repräsentantenhause niedergesetzter Specialausschuß, der die Ursachen der zuletzt besprochenen Eisenbahnstrikes im Westen der Union und die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit insbesondere näher untersuchen sollte, hatte zwei bei den Unruhen in hervorragender Weise betheiligte Personen vor sich geladen und als classische Zeugen vernommen. Powderly, der Großmeister der „Ritter der Arbeit", und Jay Gould, der mächtigste der Eisenbahnfürsten in der Union, mußten als Zeugen vor dem Comité erscheinen. Beide hatten wenig zu sagen, was man nicht schon vorher wußte, und dies wenige war von keiner besondern Wichtigkeit. Ueber den Strike wurde übereinstimmend ausgesagt, daß er ziemlich grundlos begonnen worden und daß die Organisation der Arbeitsritter erst dann Grund hatte, die Sache der Strikenden zur ihrigen zu machen, als die Verwaltung der Missouri-Pacificbahn den Befehl ertheilte, bei der Wiederaufnahme des Verkehrs keine Mitglieder des genannten Ordens anzustellen. Das war ein Ausschluß (lockout) oder ein Boycott der „Ritter der Arbeit", auf den diese mit Gegenmaßregeln zu antworten sich gezwungen sahen. Powderly machte übrigens, wie unparteiische Nachrichten melden, den Eindruck eines ruhigen, besonnenen und entschlossenen Mannes; Gould den eines nervösen, aber schlauen Menschen. Letzterer that sich offenbar Zwang an und hat wol manches böse Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, verschluckt. Er hatte offenbar erkannt, daß er es nicht wagen durfte, das Volk und dessen Vertreter direct zu beleidigen, und war sichtlich bemüht zu zeigen, daß er die Macht der öffentlichen Meinung anerkenne. Wahrscheinlich wollte er klüger sein, als es bei einer ähnlichen Gelegenheit der verstorbene Millionär Vanderbilt war, dessen böses Wort „Das Volk sei verdammt" (the public be damned) selbst der Tod nicht vergessen gemacht hat. Im übrigen war die Mehrzahl der Arbeiter weder mit der vom Repräsentantenhause des Congresses vorgeschlagenen Errichtung von Schiedsgerichten zufrieden, noch mit der vom Präsidenten angerathenen Bildung eines Arbeitsamtes; beide Einrichtungen, so meinte man in Arbeiterkreisen, entsprächen nicht der „Würde und Wichtigkeit der Sache", ein Arbeitsministerium dagegen würde schon wirksamer und wohlthätiger sein. Unter den der republikanischen Partei angehörenden Bundessenatoren befanden sich viele, welche die Vorschläge des Präsidenten dahin abgeändert wissen wollten, daß die durch die Bill des Bundessenators Cullom und dessen Collegen Reagen vorgesehene Eisenbahncommission zur Regelung des zwischenstaatlichen Verkehrs (Inter-State commerce) zugleich mit der Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den großen Corporationen und deren Arbeitern betraut werde. Die demokratischen Senatoren waren dagegen in ihrer Mehrzahl Befürworter der Vorschläge des Präsidenten, während einige Congreßmitglieder aus dem Osten der Union sich deshalb nicht mit der Botschaft zufrieden erklärten, weil ihnen dieselbe als communistisch gefärbt erschien; andere beschuldigten Cleveland, er wolle mit seiner Botschaft politisches Kapital machen. Nach langen Kämpfen ist die Cullom-Bill, welche die Interessen der Arbeiter, namentlich derjenigen, die an Eisenbahnen beschäftigt sind, in vieler Hinsicht wahrt, am 14. Jan. 1887 mit 43 gegen 15 Stimmen vom Bundessenat angenommen worden.

Digitized by Google

Das Jahr 1886 war überaus fruchtbar an Strikes und Arbeiterunruhen aller Art; nachstehend mögen noch einige derselben aufgezählt werden.

Die feindselige Stimmung in Arbeiterkreisen gegen die chinesische Einwanderung dauerte in den Pacificstaaten fort, und trotz aller Versuche seitens der Behörden, die „schlitzäugigen Söhne des Himmlischen Reiches" zu schützen, wurden dieselben, namentlich in Californien und in den Territorien Washington und Wyoming, auf das bitterste verfolgt. In Californien breitete sich die gegen die Chinesen gerichtete Bewegung immer weiter aus, und es fanden gegen Ende des Jahres 1885 und im Anfang des folgenden in dem genannten Staate an vielen Orten gegen die „Mongolen" gerichtete Versammlungen statt. In San-Francisco setzte der Orden der Arbeitsritter eine Petition an die Bundesgesetzgebung in Umlauf, in welcher letztere ersucht wurde, ein Gesetz zu erlassen, durch welches die Chineseneinwanderung gänzlich verboten würde, und es darf als ein Beweis für die tiefwurzelnde Abneigung gegen die asiatischen Zopfträger gelten, daß diese Petition von zahlreichen angesehenen Bürgern und Beamten des Staates unterzeichnet wurde. In San-José tagte eine von sämmtlichen chinesenfeindlichen Vereinen des Staates beschickte Convention, welche beschloß, die Chinesen zu boycotten und den Congreß um Aufhebung des Burlingame-Vertrages mit China zu ersuchen. Während man in Californien sich in dieser Art der gehaßten Einwanderer zu entledigen suchte, faßte die Bevölkerung des Territoriums Washington den Beschluß, die Chinesen in mehr summarischer Weise zu entfernen, d. h. dieselben mit Gewalt zu vertreiben. So wurde Anfang Februar 1886 in der Stadt Seattle der Versuch gemacht, die sämmtlichen chinesischen Bewohner, mehrere hundert an der Zahl, auf einen nach San-Francisco bestimmten Dampfer zu bringen. Die Behörden vereitelten indeß dieses Vorhaben durch Aufbietung der Miliz. Es kam zu einem Zusammenstoße zwischen der letztern und dem Pöbel, wobei mehrere Personen getödtet und verwundet wurden. Dies rief eine solche Aufregung hervor, daß sich der Gouverneur gezwungen sah, den Belagerungszustand über die Stadt zu verhängen. Präsident Cleveland aber erließ eine Proclamation, in welcher er die Bevölkerung des Territoriums vor weitern Ausschreitungen gegen die Chinesen warnte und erklärte, er sei fest entschlossen, den letztern den vollen Schutz der Regierung, zu welchem sie nach dem Vertrage mit der chinesischen Regierung berechtigt seien, angedeihen zu lassen. Cleveland hatte bereits im November 1885 aus Anlaß der Chinesenunruhen in Rock-Springs und andern Orten in den Territorien Washington und Wyoming eine ähnliche Proclamation erlassen; es schien jedoch, als wenn die Bevölkerung jener entlegenen und nicht allzu dicht bewohnten Gegenden sich nicht viel um diese Aeußerungen der Executive bekümmerte. Verschiedene amerikanische Blätter, denen Aufrechterhaltung von Ordnung und Gesetz am Herzen lag, erklärten deshalb, daß seitens der Unionsregierung energische Maßregeln ergriffen werden möchten, um der durchaus verdammenswerthen, das Gefühl jedes rechtlich denkenden amerikanischen Bürgers verletzenden Chinesenhetze ein für allemal ein Ende zu machen.

Nicht ohne Einfluß auf die Lage der Arbeiter in den betreffenden Gegenden war die schon im Jahre 1885 begonnene Auswanderung der Neger aus den süd-

Digitized by Google

lichen Staaten, namentlich aus Georgia, Nord- und Südcarolina, nach dem Südwesten und Westen der Vereinigten Staaten. Diese Emigration begann Ende 1885 und Anfang 1886 immer größere Dimensionen anzunehmen. Aus Nordcarolina allein zogen über 3000 farbige Arbeiter fort und begaben sich zum größten Theile nach den Staaten Arkansas und Kansas. Aber auch nach den Pacificstaaten, vornehmlich nach Californien, wanderten viele der südlichen Neger aus. In letzterm Staate fanden diese Leute zum größten Theil in den Weingärten Beschäftigung, während sie in Arkansas Niederlassungen gründeten und sich der Landwirthschaft und Viehzucht widmeten. Die Ursache für diese Massenauswanderung des farbigen Elements aus den genannten Südstaaten ist nach den Angaben amerikanischer Blätter darin zu suchen, daß im Süden weißen Arbeitern und weißen Ansiedlern der Vorzug vor den Negern gegeben wurde. Man behauptet, daß in dem Maße, in welchem die Auswanderung der Neger aus dem Süden zunimmt, die Einwanderung weißer Personen sowol aus dem Norden der Union wie aus Europa daselbst wächst. Es bleibt übrigens abzuwarten, ob sich nicht bald in Californien eine starke Opposition gegen diesen Negerzuzug geltend machen wird, da die Schwarzen zu ebenso billigen Lohnsätzen zu arbeiten pflegen wie die „Gelben" (Chinesen), gegen welche bekanntlich die weißen Arbeiter aus diesem Grunde einen ausgesprochenen Haß hegen.

Folgende Arbeiterunruhen von bald geringerer, bald größerer Bedeutung fanden außer den genannten in der ersten Hälfte des Jahres 1886 statt: In Neuyork stellten gegen 4000 Schreiner und Zimmerleute die Arbeit ein, indem sie höhern Lohn und kürzere Arbeitszeit (8—9 Stunden) verlangten; dasselbe geschah seitens der Möbeltischler in Saint-Louis. In Pennsylvanien und Maryland legten aus denselben Gründen in verschiedenen Bergwerken die Kohlengräber die Arbeit nieder, und in Milwaukee mußte eine große Anzahl von Fabriken und Brauereien geschlossen werden, weil die strikenden Arbeiter große Umzüge durch die Straßen hielten und in Massenversammlungen wilde Drohungen gegen die Arbeitgeber ausstießen. In manchen von diesen Fällen erreichten die Ausständigen ihren Zweck, aber nicht selten schadeten sie sich mehr als ihren Arbeitgebern. Nach dem in Amerika sehr bekannten und von Sachkennern als zuverlässig erachteten Handelsbericht von Bradstreet betheiligten sich in den ersten fünf Monaten des Jahres 1886 in der ganzen Union etwa 225000 Arbeiter an der Achtstundenbewegung, und in der letzten Aprilwoche war die Zahl der Strikenden auf mindestens 50000 gestiegen. Zahlreiche große Industriefirmen in verschiedenen Städten des Landes hatten schon vor dem 1. Mai ihren Geschäftsbetrieb eingestellt, denn ihr Verlust belief sich bereits auf viele Millionen Dollars; Noth und Elend herrschten aber in noch viel zahlreichern Arbeiterfamilien und gar oft durch eigene Schuld. Mit Recht konnte deshalb die in Saint-Louis im Staate Missouri erscheinende „Westliche Post" in ihrer Nummer vom 5. Mai 1886 sagen: „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so geht die amerikanische Geschäfts- und Arbeiterwelt trüben, traurigen Zeiten entgegen, und daß es so kommt, dafür haben sich die Arbeiter bei den Führern und Hetzern zu bedanken, welche ihnen weismachten, jeder Mann, der ein Geschäft betreibe und Leute beschäftige, sei ein

Digitized by Google

«Arbeiterschinder» und «verruchter Kapitalist», der kein besseres Los verdiene, als daß er an die Wand gedrängt und ruinirt werde. Zu spät werden, wenn nicht alle, so doch viele Arbeiter finden müssen, daß sie thöricht handelten, als sie den Aufwieglern Glauben schenkten und die Leute, durch welche sie den Lebensunterhalt verdienten, als ihre natürlichen Feinde betrachteten. Um die Arbeiterfrage zu lösen, muß man den jeweiligen Umständen und Verhältnissen Rechnung tragen und darf nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollen. Auf wohlbegründete Forderungen guter Arbeiter wird jeder Arbeitgeber, der sein Interesse im Auge hat, die gebührende Rücksicht nehmen, doch ein Ansinnen an letztern zu stellen, das er, ohne sich zu ruiniren, nicht bewilligen kann, ist die reinste Thorheit und kann dem Arbeiter durchaus keinen Vortheil bringen." Schulze-Delitzsch hat einmal die sociale Frage als die „moderne Sphinx" bezeichnet; noch ist der Mann nicht erstanden, der ihres Räthsels volle Lösung gefunden hat.

In einer Zeit, welche, wie amerikanische Blätter melden, manchem Bürger der Union dazu angethan erscheint, dem Volke der Vereinigten Staaten die Freude am Dasein zu verkümmern und den Schreiern, wie Johann Most und Consorten es sind, recht zu geben, die da behaupten, daß die große transatlantische Republik dem gewaltsamen Umsturze entgegentreibe und daß nur eine blutige Revolution Hülfe bringen könne: in einer solchen Zeit ist es doppelt erfreulich, daran erinnert zu werden, daß „trotz alledem" wol kein Land der Erde in so verhältnißmäßig kurzer Zeit so gewaltige Fortschritte aufzuweisen hat wie die nordamerikanische Union, und daß, wenn dort auch viel Schatten, doch unendlich viel mehr Licht vorhanden ist. Unter dem Titel „The great Republic. A wonderful record of progress" hat unlängst Andrew Carnegie ein Buch herausgegeben, das in großen Zügen die mächtige volkswirthschaftliche Entwickelung zeichnet, auf welche die Vereinigten Staaten trotz mancher Mängel und Fehler mit Genugthuung zurückblicken dürfen. Der Verfasser widmet jedem der wichtigern Erwerbszweige ein eigenes Kapitel. Im Jahre 1880 betrug das Verhältniß der Arbeiter zur Gesammtbevölkerung $34^1/_2$ Proc.: gegenüber 1870 eine nicht unerhebliche Zunahme, die sich zweifelsohne mit daraus erklärt, daß in neuerer Zeit die Frauenarbeit weit mehr Verwendung gefunden hat als früher. Der wichtigste Erwerbszweig ist die Landwirthschaft, welche 7,750000 Personen beschäftigt, während auf die Fabrikindustrie nur ungefähr die Hälfte kommt. Was den Werth ihrer landwirthschaftlichen Producte betrifft, so nehmen nach dem Urtheil des genannten Nationalökonomen die Vereinigten Staaten unter allen Ländern der Welt den ersten Rang ein; dann folgt Rußland, und nach diesem Deutschland. Im allgemeinen geht in Amerika die Tendenz mehr auf kleine als auf große Farmen, was für viele in der Union und auch anderswo eine Neuigkeit, aber sicherlich keine unerfreuliche sein dürfte; denn das Wort „Latifundia perdidere Italiam" findet wol auf die meisten civilisirten Länder seine Anwendung, und drei Viertel aller Farmen werden in der nordamerikanischen Republik von den Eigenthümern selbst bewirthschaftet. Von dem Jahre 1850 bis 1860 vermehrte sich die Getreideproduction um mehr als das Dreifache, und „es ist zweifelhaft", sagt Carnegie, „ob es jemals eine so

Digitized by Google

rapide landwirthschaftliche Entwickelung gegeben, wie die Vereinigten Staaten sie für die letzten 30 Jahre hinsichtlich des Weizenbaues aufzuweisen haben". Als das werthvollste aller landwirthschaftlichen Producte der Union bezeichnet der Verfasser jedoch weder Weizen noch Mais, noch Baumwolle, Taback oder Zucker, sondern Heu. Man hat Pferde und Vieh überhaupt genug, um jeder Familie ein Pferd, eine Kuh, vier Schweine und drei Schafe zu geben. Carnegie hat ausgerechnet, daß, wenn das gesammte lebende Inventar der Bürger der Vereinigten Staaten im Gänsemarsch aufmarschirte, es mehr als fünfmal um die Erde reichen würde. Wenn die ganze Ernte eines einzigen Jahres auf einen einzigen Eisenbahnzug geladen werden sollte, so würde dieser die Erde $1^1/_2$ mal umspannen, und um sie mittels Fuhrwerk zu transportiren, würde es sämmtliche Pferde der Erde und wol eine Million mehr erfordern, falls jedes Pferd zwei Tonnen nach amerikanischem Gewicht zöge. Falls Carnegie recht berichtet, so haben die Vereinigten Staaten nicht nur in der Landwirthschaft, sondern auch in der Fabrikindustrie alle andern Nationen überflügelt. Der Gesammtwerth der dort alljährlich erzeugten Fabrikate ist um 500 Mill. Doll. größer als der Großbritanniens, welches viele immer noch für die Hauptwerkstätte der Welt halten, und in 30 Jahren hat der Werth der amerikanischen Fabrikate um 600, der der britischen nur um 100 Proc. zugenommen. In der gleichen Periode hat sich das jährliche Product eines jeden amerikanischen Industriearbeiters durchschnittlich verdoppelt. Auf diesem Gebiet steht die Müllerei obenan; dann folgen die Schlächterei (das Pökeln eingeschlossen), die Eisen-, Stahl-, Maschinen- und Baumwollfabriken. Welche enormen Fortschritte speciell die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie gemacht hat, geht daraus hervor, daß die Vereinigten Staaten der Welt den fünften Theil ihres Gesammtbedarfs an Eisen, den vierten Theil ihres Bedarfs an Stahl liefern. „Was Stahl betrifft, so wird Amerika ohne Zweifel 1890 das gegenwärtig noch den ersten Rang einnehmende Großbritannien überflügelt haben." An Bessemer-Stahl producirt Amerika heute schon mehr als irgendein anderes Land, im Jahre 1882 nicht weniger als 1,250000 Tonnen gegen 40000 im Jahre 1870. Wie in der Landwirthschaft und in der Fabrikindustrie, so stehen nach den Forschungen des genannten Gewährsmannes die Vereinigten Staaten auch im Bergbau obenan; denn sie produciren das meiste Gold, das meiste Silber, das meiste Kupfer und das meiste Blei; von dem gesammten Kohlenreichthum der Erde, soweit derselbe bisjetzt festgestellt werden konnte, besitzen sie etwa drei Viertel. Der auswärtige Handel hat in 50 Jahren um das Elffache zugenommen, und in den letzten 25 Jahren wuchs ungeachtet mancher Hindernisse die Ausfuhr doppelt so schnell wie die Einfuhr. Trotz alledem sind die Arbeiterverhältnisse in der nordamerikanischen Republik keine zufrieden stellenden, und hierzu hat die europäische Einwanderung in mancher Hinsicht beigetragen; denn nicht jeder einwandernde Europamüde war ein fleißiger und die Ordnung liebender Arbeiter, wie verschiedene anarchistische Gewaltthätigkeiten und Unruhestiftungen zur Genüge bewiesen haben.

Digitized by Google

Die verdammenswerthen Dynamitattentate in London gingen auch in Amerika nicht spurlos vorüber, da viele zerstörungswüthige Anarchisten über den Ocean gegangen waren, um, das Gastrecht misachtend, auf amerikanischem Boden ihre verabscheuungswürdigen Pläne weiter fortzusetzen. Die Bundesgesetzgebung verhielt sich einem solchen Beginnen gegenüber nicht ganz gleichgültig. Der Senator Bayard reichte schon im Januar 1885 eine Resolution ein, welche sich speciell auf die londoner Explosionen bezog und dieselben verurtheilte; Bayard's College, der Senator Edmunds, ging noch einen Schritt weiter, indem er eine Bill einbrachte, welche die Tendenz hatte, dem schändlichen Misbrauch, der mit Dynamit und ähnlichen Sprengstoffen getrieben werden konnte, einen Zügel anzulegen. Die Stimmung im Congreß wie im Volke war den irischen Dynamithelden im großen und ganzen nichts weniger als günstig. Die Bill Edmunds' enthielt im wesentlichen folgende Bestimmungen: „Jeder, der innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten Dynamit, Nitroglycerin oder andere ähnliche Sprengstoffe mit der Absicht anfertigen, kaufen oder verkaufen sollte, daß sie innerhalb der Vereinigten Staaten oder in einem fremden Lande zur Zerstörung oder Beschädigung von Staats- oder Privateigenthum, oder zur Verletzung oder Ermordung von Menschen verwendet werden sollen, soll im Ueberführungsfalle in jedem Bundescircuit- und Districtsgericht eines Verbrechens schuldig befunden und nach Ermessen des Richters zu einer Zuchthausstrafe oder zu einer Geldbuße oder zu beiden zugleich verurtheilt werden. Jeder, der durch die Lieferung von Material oder durch Beihülfe in der Fabrikation oder in sonstiger Weise zur Anfertigung, zum Kauf oder Verkauf der erwähnten Sprengstoffe zu den angegebenen Zwecken behülflich ist, soll in gleicher Weise schuldig befunden und bestraft werden." Bayard's Resolution wurde vom Senat fast einstimmig angenommen; nicht so glatt verlief die Bill des Senators Edmunds. Der Congreß beschäftigte sich aber nicht nur mit Gesetzvorschlägen und Resolutionen gegen die Dynamitverbrechen, sondern nahm wiederholt Anläufe, die Arbeiterfrage gesetzgeberisch zu ordnen; dies geschah z. B. im Frühjahr 1886 im Repräsentantenhause durch den Abgeordneten O'Neill aus Missouri und im Senat durch den einflußreichern Bundessenator Sherman aus Ohio; allein alle diese legislatorischen Besserungsversuche erzielten keine durchgreifende Wirkung.

Man hat in Amerika die kosmopolitischen Weltverbesserer, welche die verschiedenen Schattirungen der socialdemokratischen Partei bilden, in zwei Hauptfractionen getheilt, die „Blauen" und die „Rothen", die trotz mancher Verschiedenheiten viele Punkte gemeinsam haben. Beide stimmen darin überein, daß sie den gewaltsamen Umsturz der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung anstreben; während aber die Rothen nach dem von O'Donovan Rossa empfohlenen Recept blind darauf los morden möchten, wollen die Blauen mit mehr Methode zu Werke gehen. Die Blauen erblicken ähnlich wie die Rothen in dem Meuchelmord eine erlaubte und unter Umständen wirksame Waffe, doch wollen sie davon nur einen sparsamen und vorsichtigen Gebrauch gemacht wissen. Die Ermordung des Polizeiraths Rumpff in Frankfurt a. M. wurde von den Blauen als ein begreiflicher und entschuldbarer Act der Wiedervergeltung angesehen; die londoner Dynamit-

Digitized by Google

anschläge tadelten sie dagegen als inopportun, während die Rothen beide Verbrechen vollständig in der Ordnung fanden und billigten. Zu den Führern der Rothen zählen unter andern Johann Most und Justus Schwab; an der Spitze der Blauen stehen Schewitsch und Jonas von der „Neuyorker Volkszeitung". Die leitenden Preßorgane der Rothen sind oder waren die Most'sche „Freiheit" und die in Chicago erscheinende „Arbeiterzeitung". Zwischen den beiden anarchistischen Richtungen bestand in der Regel keine Freundschaft, es kam vielmehr zwischen ihnen wiederholt zu argen Streitigkeiten, so z. B. in einer von den Blauen berufenen Versammlung, in welcher ein auf die londoner Dynamitattentate Bezug nehmender Aufruf angenommen wurde, der folgende Stelle enthielt: „Alle politische und wirthschaftliche Unterdrückung wurzelt in der Knechtschaft der Arbeit durch das Kapital, und dieser Knechtschaft kann nur durch das vereinte und einige Wirken der Unterdrückten aller Länder, ohne Rücksicht auf die Nationalität, ein Ende gemacht werden. Das im Ringen begriffene irländische Volk kann sich nur dann dauernde Erfolge sichern, wenn es seine Kräfte im Dienste der socialen Emancipation mit den unterdrückten Millionen des englischen Volkes vereinigt. Wenn ein Schlag zu führen ist, so muß er gegen den gemeinsamen Feind der Arbeit in beiden Nationen gerichtet sein, und alles muß vermieden werden, was die Humanität der bloßen Nationalität opfert und die Arbeiter des einen Landes von denen des andern trennt." O'Donovan Rossa genoß übrigens nicht allzu lange das Vertrauen seiner irländischen Landsleute; nachdem er am 2. Febr. 1885 von einer Frau Dudley durch Revolverschüsse in Neuyork auf offener Straße schwer verwundet, aber wieder geheilt worden war, machte im December 1886 der in den Vereinigten Staaten bestehende und weitverzweigte Bund der „Fenischen Brüderschaft" öffentlich bekannt, daß Rossa von dem Ausschuß der irisch-nationalen Convention des Betrugs, Verraths und beharrlicher Verletzung ihrer Verfassung in finanziellen Dingen, sowie auch grober Indiscretion schuldig befunden und aus diesen Gründen von der Brüderschaft ausgestoßen worden sei. Auch Most ist vor nicht langer Zeit von einem amerikanischen Gerichtshofe zu einer einjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt worden; der betreffende Richter erklärte jedoch, er bedauere, daß das Gesetz in dem vorliegenden Falle keine schärfere Strafe zulasse, denn Most zähle zu den verworfensten Menschen, welche die Erde trage.

Bevor wir in der Besprechung der communistisch-anarchistischen Arbeiterunruhen weiter fortfahren, erscheint es zweckmäßig, auf einen Artikel hinzuweisen, den der obenerwähnte Arbeiterführer Henry George, welcher zweifelsohne noch eine bedeutende Rolle in der amerikanischen Parteigeschichte spielen wird, im März 1886 in der „Press", einem in Philadelphia erscheinenden Blatte, veröffentlichte. In diesem Artikel, welcher die damals herrschende Arbeiterbewegung beleuchtet, heißt es unter anderm: „Die jetzt im ganzen Lande stattfindenden Strikes sind in Wirklichkeit nur das erste äußere Anzeichen einer tiefen und starken Bewegung, die in den Vereinigten Staaten seit Jahren im Gange, und die auch nur eine Phase der über die ganze civilisirte Welt verbreiteten Bewegung ist. Der neue Wein fängt an, in den alten Schläuchen zu gären. Der Kampf wider die persönliche Sklaverei ist vorüber; die Revolte gegen die industrielle

Digitized by Google

Sklaverei hat begonnen. Was die «Ritter der Arbeit» wollen, das ist die Anwendung des Princips der Sammlung der Kräfte zum Angriff im ökonomischen Kampfe. Ihre Organisation verhält sich zu derjenigen der Gewerke, wie die Trades Unions zu den einzelnen Arbeitern. Der Geist, der sie durchdringt, ist der der Einheit der Interessen der Arbeiter. Ob die jetzt im Gange befindlichen Strikes gewonnen oder verloren werden, hat wenig Einfluß auf das schließliche Resultat. Sie sind nur als die Scharmützel der Vorposten zum Beginn eines Kampfes auf Leben und Tod zu betrachten. Welche Partei auch im Vortheil sei, sie kann nicht davon abstehen, diesen Kampf bis aufs Aeußerste zu verfolgen; aber keine kann auch so geschlagen werden, daß sie nicht wieder ihre Kräfte zu sammeln im Stande ist und aufs neue Stellung zu nehmen vermag. Keine Niederlage, und selbst nicht eine Reihe von Niederlagen kann die Arbeiter fernerhin ihres Machtbewußtseins berauben; das Monopol aber hat zu viel zu riskiren und ist des Herrschens so gewohnt, daß seine Besiegung auf diesem Wege nur zu einem Scheinfrieden führen kann. Action ruft Reaction hervor, und Combinationen erwecken Gegencombinationen. Es ist thöricht, von Frieden zu reden, wenn es keinen Frieden gibt, oder sich einzubilden, das Predigen von Mäßigung könne etwas helfen, wenn die Leidenschaften erregt sind. Diese vielen Strikes bedeuten Krieg, Bürgerkrieg. Nicht einen Krieg zwischen organisirten Staaten, wie der letzte Bürgerkrieg, sondern zwischen organisirten Factionen innerhalb des Staates, einen Krieg, der Nachbar gegen Nachbar stellt und die Schlachtlinien in den Straßen der Städte zieht. Die Hungerigen und die Satten gerathen aneinander. Vorläufig ist es nur ein negativer Krieg, man operirt mit Blockaden und nicht mit Bomben; aber Krieg ist es doch. Und wenn die Leidenschaften erregt und die Männer aufmarschirt sind, dann mag die Taktik des Auswanderers dem Kampf der physischen Gewalt Platz machen. Alles das mag unangenehm für diejenigen sein, welchen nichts an Ungerechtigkeit liegt, wenn nur die Ordnung, wie sie dieselbe verstehen, nicht gestört wird, und unerwartet für diejenigen, welche sich einbilden, die Verleihung des Wahlrechts an alle ohne Unterschied der Rasse, die republikanischen Institutionen und das allgemeine Schulwesen hätten alle socialen Fragen erledigt. Allein es ist das nothwendige Resultat von Verhältnissen, welche die Menschen inmitten von Ueberproduction zu bitterm Mangel verurtheilen und bei Millionen Acres von unbebautem Lande das bloße Recht auf Arbeit zu einem Kampfobject machen. Wer den zerstörenden Streit vermeiden will, der suche dessen Ursachen zu erforschen. Große Massen verbinden sich weder in weitverzweigten Organisationen, noch lassen sie sich in opfervolle Kämpfe ein, wenn sie nicht durch triftige Gründe und durch das Bewußtsein, daß sie schweres Unrecht leiden, getrieben werden. Daß in der Grundlage unsers socialen Gebäudes eine fundamentale Ungerechtigkeit ruht, ist so klar wie die Sonne; und wie immer die politischen Institutionen seien, die Gesellschaft kann nicht sicher auf Ungerechtigkeit begründet werden." Mit diesen Worten deutete Henry George auf die Lösung der Arbeiter-, Land- und Tariffrage hin, wie er dieselbe in verschiedenen seiner Werke, namentlich in den Schriften „The Land Question" (1884), „Property in Land" (1884) und „Protection or Free Trade" (1886) versucht hat.

Digitized by Google

Ob Henry George mit dem vorstehend skizzirten Artikel wesentlich zur Beruhigung der Gemüther der Arbeiter beigetragen hat, erscheint uns zweifelhaft; keinem Zweifel aber unterliegt es, daß Menschen wie O'Donovan Rossa, Johann Most und Consorten dies Ziel durch ihre Schriften und Handlungen weder erreichen konnten noch wollten. Daß sich dies so verhielt, ist hinlänglich durch Thatsachen bewiesen worden. So fand z. B. am Sonntag, 4. Jan. 1885, in der Seestraße zu Chicago eine zahlreich besuchte Versammlung der „Internationalen Arbeiterassociation" statt, in welcher anerkannte Dynamitfreunde wie Dusey, C. S. Griffin und A. R. Parsons das große Wort führten. Griffin erklärte, „diese Welt sei gleichmäßig für das Volk geschaffen, die Kapitalisten müßten mit den Nichtkapitalisten theilen oder durch Anwendung von Dynamit die Erde verlassen". Parsons reichte eine Reihe von Beschlüssen ein, worin er auf verschiedene Strikes hinwies und schließlich beantragte, man möge erklären: „Die despotische Gewalt der privilegirten Klasse sei gefährlich für das Leben, die Freiheit und das Glück der Arbeiter, und müsse mit allen Mitteln vernichtet werden." Der deutsche Anarchist August Spies empfahl sogar direct den Mord und wies dabei auf die Unruhen im Hockingthale hin. Ein Aufrechthalten der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung komme dem Morde des Volkes gleich. Auch Frauen betheiligten sich an diesen an revolutionären Wahnsinn grenzenden Verhandlungen. Ein Fräulein Lee erklärte sich bereit, die Muskete zu schultern und „die niedriggesinnten, gemeinen Kapitalisten" zu tödten, während Frau Parsons in längerer Rede versicherte, sie werde ebenso gut und wirksam Dynamit werfen wie ihr Gemahl. Die letztgenannte Dame schloß ihre Rede mit den Worten: „In der Zukunft werden Geistliche ihren darbenden Pfarrkindern statt der Worte «Vertrauet auf Gott» zurufen: «Vertrauet auf Dynamit!»" Die fortgesetzten Wühlereien dieser Art mußten endlich die traurigsten Resultate herbeiführen.

In der ersten Maiwoche des Jahres 1886 fanden in Milwaukee verschiedene von anarchistischen Aufwieglern angestiftete Arbeiteraufstände statt. Man versuchte unter andern große Walzwerke zu stürmen und zu demoliren, weil die Besitzer derselben sich geweigert hatten, die achtstündige Arbeitszeit in ihren Fabriken einzuführen. Die bezeichneten Werke waren aber, da man einen derartigen Angriff befürchtet hatte, von Milizsoldaten besetzt worden. Als nun die Aufrührer ihre Drohung, die Gebäude zu zerstören, auszuführen begannen, wurden sie wirksam mit Schüssen empfangen. Mehrere Personen wurden getödtet und nicht wenige schwer verwundet. Es gelang auch, einige anarchistische Agitatoren, darunter den als Aufwiegler bekannten Paul Grottkau, gefangen zu nehmen. Fast zu gleicher Zeit, wo in Milwaukee sich diese Scenen abspielten, ereigneten sich in Chicago viel blutigere Auftritte. Am 4. Mai fand dort auf dem sogenannten Heumarkte eine große Versammlung statt, in welcher die Anarchisten August Spies, A. R. Parsons, Samuel Fielden, Schwab u. a. aufreizende Reden hielten. Als die Polizei, welche gegen 200 Mann stark erschienen war, hiergegen einschreiten wollte, wurde eine Dynamitbombe gegen sie geschleudert, die mit furchtbarer Wirkung explodirte. Fast noch vor dem Explodiren der Bombe richteten die Anarchisten ein mörderisches Feuer aus ihren Revolvern auf die Polizeileute,

Digitized by Google

woraus hervorzugehen scheint, daß ihr Verfahren ein wohlüberlegtes, vorher beschlossenes war. Da die Polizisten auf allen Seiten eingeengt waren und in so plötzlicher Weise angefallen wurden, so war die Wirkung der auf sie abgefeuerten Schüsse zunächst eine fürchterliche; nachdem sie sich jedoch von der ersten Ueberraschung erholt hatten, griffen sie muthig die Leute an, welche es auf ihren Tod abgesehen hatten, feuerten mit jedem Schritte und schossen ihre Gegner nieder, wie ihre Kameraden von jenen niedergeschossen worden waren. Nach längerm Kampfe stoben die anarchistischen Weltverbesserer nach allen Richtungen auseinander und flohen in dunkle Gassen, Hausgänge und Seitenstraßen, um dem rächenden Feuer der Polizeileute zu entgehen. Sie gaben indeß ihren Kampf gegen die bestehende Ordnung nicht auf, sondern beriefen durch ein Circular, welches in Tausenden von Exemplaren in den von Arbeitern bewohnten Stadttheilen vertheilt wurde, eine neue Massenversammlung auf dem Heumarkte auf den Abend des 5. Mai ein. Dieselbe kam auch zu Stande, und wiederum sprachen Spies, Parsons und Fielden, außerdem noch ein aus England eingewanderter Socjalist. Als ein ernster Aufstand drohte, forderte der Polizeihauptmann Ward im Namen des Staates Illinois die Volksmenge auf auseinanderzugehen. Kaum waren diese Worte gesprochen worden, so flog wiederum eine Dynamitbombe mit brennender Lunte durch die Luft und fiel gut gezielt unter die Vertreter des Gesetzes. Sobald sie den Boden berührte, erfolgte die Explosion und 29 schwerverwundete Leute sanken zur Erde. Damit nicht zufrieden, schossen die Anarchisten auf die Polizisten; allein diese verloren die Geistesgegenwart nicht, sondern drangen auf die Meuchelmörder ein und verbreiteten mit ihren Revolvern Tod und Verderben. Die Anarchisten hielten nicht Stand, sondern ergriffen die Flucht; wie viele von ihnen getödtet oder verwundet wurden, ist nicht genau festgestellt worden; von den Polizeibeamten blieben 4 todt auf dem Fleck, mehr als 50 aber erlitten schwere und leichtere Verwundungen.

Selbstverständlich fand eine gerichtliche Untersuchung über die begangenen Gewaltthaten statt, doch zog sich dieselbe aus verschiedenen Ursachen sehr in die Länge; namentlich war es nicht leicht, die nöthige Zahl von Geschworenen zu finden, da viele Bürger diesen Dienst aus mehr oder weniger triftigen Gründen ablehnten. Anfang Juni trat jedoch die Grand-Jury zusammen, welche die Aufgabe hatte, den ganzen Vorfall zu untersuchen und darüber ihr Urtheil abzugeben. In dem Schlußbericht der Grand-Jury heißt es unter anderm: „Soweit wir in Erfahrung bringen konnten, ist der vorliegende Fall der erste, wo Dynamit als Mittel zu Verbrechen in den Criminalannalen des Staates Illinois erscheint; auch ist es die erste zur Vernichtung von Menschenleben und zum Sturz der Gesetze in irgendeinem Theile dieses Landes organisirte Verschwörung, welche jenes neue und furchtbare Mittel zur Anwendung brachte. Wir finden, daß diese Umsturzbande gut organisirt war und daß dieselbe unter der Leitung jener Leute stand, welche die Herausgabe der englischen und deutschen Zeitungen der Partei, z. B. des „Alarm" und der „Arbeiterzeitung", besorgten. Die Untersuchung hat zweifellos festgestellt, daß diese Männer die Bewegung von Anfang an und aus selbstsüchtigen Zwecken vorbereitet haben, um Macht und Einfluß zu erlangen und

Digitized by Google

so viel Geld in die Hände zu bekommen wie nur immer möglich; daß die Mehrheit ihrer Anhänger nur ihre Opfer waren und daß die Häupter der anarchistischen Partei bei ihren Anhängern und von den Arbeitern der Stadt Chicago bedeutende Summen Geldes eintrieben; daß der Plan dahin ging, nicht allein die communistischen und socialistischen Vereine, sondern auch die Arbeitergenossenschaften (Trades Unions) zu ihrer Bewegung herüberzuziehen, um dieselben einestheils zu brandschatzen, anderntheils, falls ihre Pläne mislangen, dem Gesetze gegenüber verantwortlich zu machen. Es erschienen mit Zittern und Zagen Zeugen vor uns, die fürchteten, daß sie durch ihre Aussagen vor der Grand-Jury die Rache des unbekannten Feindes heraufbeschwören würden. Viele gewerbliche Unternehmungen in Chicago wurden durch die Hetzereien, welche Uneinigkeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern hervorrufen, lahm gelegt, und es bemächtigte sich infolge dessen aller das Gefühl, daß das Gesetz nicht mächtig genug sei, einen Mann zu schützen, der gewillt sei zu arbeiten, um für den Unterhalt seiner Familie Sorge zu tragen." Ende August wurde in Chicago das Urtheil der Geschworenen über die angeklagten Anarchisten gefällt; der Wahrspruch lautete also: „Wir, die Geschworenen, finden die Angeklagten August Spies, Michael Schwab, Samuel Fielden, Albert R. Parsons, Adolf Fischer, George Engel und Louis Lingg des Mordes, dessen sie in der Anklageschrift bezichtigt sind, schuldig und setzen für dieselben die Todesstrafe fest. Wir finden den Angeklagten Oskar Neebe des Mordes in der Art und Weise schuldig, wie er in der Anklageschrift bezichtigt wird, und setzen seine Strafe auf 15 Jahre Zuchthaus fest." Die Verurtheilten kamen um ein neues Proceßverfahren ein; allein dies wurde ihnen von dem Criminalgerichtshofe in Chicago abgeschlagen; Richter Gary hielt bei dieser Gelegenheit am 9. Oct. eine längere Rede, worin er die Entscheidung des Gerichtshofes begründete und unter anderm sagte: „Jede Regierung, welche dieses Namens werth ist, wird sich energisch bemühen, allen, die unter ihrer Jurisdiction stehen, die Freiheit, ihrem gesetzlichen Beruf nachzugehen, sowie Sicherheit für ihre Personen und ihr Leben zu verschaffen, solange sie dem Gesetze gehorchen, und das Gesetz beruht auf gesunder Vernunft. Es macht jeden Menschen für die natürlichen und wahrscheinlichen Folgen seiner Handlungen verantwortlich. Es stellt den Grundsatz auf, daß derjenige, der zum Morde anräth, des infolge dieses Rathes verübten Mordes schuldig ist, und daß, wenn Leute sich zu gewaltsamem Widerstand gegen die Vollstreckung des Gesetzes verbinden und zum Morde rathen, um jenen Widerstand wirksamer zu machen, sie jedes Mordes schuldig sind, der infolge ihres Rathes verübt wird, gleichviel ob sie dazu rathen, daß ein Mann den andern oder eine Menge von Menschen ermorde, welche einer andern Bevölkerungsklasse angehören. Das Volk dieses Landes liebt seine Einrichtungen; es liebt sein Heim und sein Eigenthum. Es wird niemals darein willigen, daß diese Einrichtungen durch Gewalt und Mord gestürzt, seine Wohnungen beraubt und sein Eigenthum zerstört werden. Und dies Volk ist mächtig genug, um seine Einrichtungen zu beschützen und aufrecht zu erhalten und alle diejenigen zu bestrafen, welche sich gegen sein Gesetz vergehen und die bürgerliche Gesellschaft mit Gefahr bedrohen. Die Menschen aber, welche den Versuch machen, solche Drohungen auszuführen, gehen ihrem Untergange ent-

Digitized by Google

gegen, sobald das Gesetz vollstreckt wird. Die bestehende gesellschaftliche Ordnung kann nur durch den Willen der Mehrheit geändert werden. Jedermann hat das Recht, die ihm zusagenden Ansichten zu hegen und durch das Wort und den Druck zu befürworten. Wenn er indessen Mord als Mittel zur Verwirklichung seiner Ansichten vorschlägt, so setzt er sein eigenes Leben aufs Spiel, und kein Geschrei über Redefreiheit oder abzustellende Uebel oder gut zu machendes Unrecht wird ihn gegen die Folgen seines Verbrechens schützen. Seine Freiheit ist nicht ein Freibrief, zu vernichten. Die Duldung, welche er genießt, muß sich auch auf andere erstrecken, und er soll nicht annehmen, daß die große Mehrzahl der Unionsbevölkerung sich im Unrecht befindet und durch Schrecken gezwungen oder durch Dynamit beseitigt werden darf. Es bleibt jetzt nur noch übrig, daß das Urtheil über das Verbrechen gefällt werde, dessen Sie, die Angeklagten, nach einem Proceßverfahren überführt wurden, das beispiellos durch die Geduld war, welche ein schwer beleidigtes Volk Ihnen bewies, und in welchem Ihnen jeder Schutz und jedes durch das Gesetz erlaubte Privilegium gewährt wurde, des Gesetzes, das Sie verhöhnten und dem Sie Trotz boten. Dieses Urtheil wird förmlich und genau in den Gerichtsacten enthalten sein. Es lautet im wesentlichen dahin, daß der Angeklagte Neebe auf 15 Jahre schwerer Arbeit im Staatszuchthause zu Joliet eingesperrt werde und daß jeder der andern Angeklagten am 3. Dec. 1886 zwischen 10 Uhr vormittags und 2 Uhr nachmittags in der gesetzlich vorgeschriebenen Weise am Halse aufgehängt werde, bis er todt ist." Dieses Urtheil ist jedoch bisjetzt nicht vollzogen worden, da, wie amerikanische Blätter melden, die Hinrichtung der sieben in Chicago verurtheilten Anarchisten auf deren Gesuch verschoben worden ist; sie wird wol mindestens so lange verschoben bleiben, bis der höchste Gerichtshof des Staates Illinois sich in einer Plenarsitzung über die Rechtsfragen, welche zu Gunsten eines neuen Processes geltend gemacht wurden, ausgesprochen haben wird, was bisjetzt nicht geschehen ist.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß Powderly, der Großmeister der „Ritter der Arbeit", im Juni 1886 ein Circular an die verschiedenen Zweigvereine (Assemblies) des Ordens sandte, worin er ebenso sehr vor „Kapitalistenverschwörungen" warnte wie vor „Anarchismus und Communismus"; und in Chicago nahm die District-Assembly Nr. 24 des genannten Ordens eine Reihe von Beschlüssen an, wodurch die Local-Assemblies aufgefordert wurden, sämmtliche Anarchisten, welche ihnen noch etwa angehören möchten, auszustoßen und in Zukunft keine solche mehr als Mitglieder des Ordens aufzunehmen. Verschiedene Vorkommnisse deuten darauf hin, daß der große Anarchistenproceß in Chicago auch auf andere Arbeitervereine ernüchternd und wohlthätig eingewirkt hat, wenn es auch an Arbeitseinstellungen aller Art bis auf die neueste Zeit nicht gefehlt hat. In der Stadt Neuyork ist die Polizeimacht mit Einwilligung der Staatsgewalt um 500 Mann vermehrt worden, und in manchen Unionsstaaten wird dafür agitirt, daß die Bundesregierung Geld dazu beitrage, daß die Miliz in den einzelnen Unionsstaaten verstärkt werde. Der Besuch des deutschen Socialdemokraten Liebknecht, welchen dieser im vergangenen Jahre den Vereinigten Staaten abstattete, mag eine etwas engere Verbindung der deutschen Socialdemokratie mit

Digitized by Google

den amerikanischen Gesinnungsgenossen angebahnt haben; doch ist im übrigen dieser Reise keine allzu große Bedeutung beizulegen.

Unter den im Januar 1887 stattgefundenen Strikes hat derjenige, welchen verschiedene Hafenarbeiter in der Stadt Neuyork in Scene setzten, sehr böse Folgen nach sich gezogen. Es weigerten sich nämlich die Kohlenschaufler, welche das Ausladen der Kohlen aus den im Hafen von Neuyork befindlichen Schiffen zu besorgen pflegen, diese Arbeit zu thun, da ihnen von den betreffenden Kohlencompagnien die verlangte Lohnerhöhung versagt worden war. Sobald die Compagnien neue Arbeiter anstellen wollten, wurden letztere von den Strikenden vertrieben, wobei es zu blutigen Kämpfen kam. So entstand in Neuyork und dem benachbarten Brooklyn eine wahre Kohlennoth, die um so empfindlicher war, als sehr kaltes Wetter herrschte. Zweifelsohne wird hier nur durch Heranziehen der Miliz Abhülfe geschaffen worden sein. Wie behauptet wird, zählen die Kohlenschaufler in Neuyork und viele Arbeiter in den Kohlenbergwerken zu den „Rittern der Arbeit" und werden in diesem Falle von dem genannten Orden unterstützt worden sein, um so mehr, als die öffentliche Meinung dahin ging, daß die gewünschte Lohnerhöhung der Kohlenschaufler eine gerechtfertigte Forderung war.

Von allgemeinerm Interesse, als diese wahrscheinlich nicht ganz zu tadelnde Arbeitseinstellung in Neuyork und Brooklyn, ist ein religiös-socialer Conflict, der seit einiger Zeit die ganze amerikanische Presse beschäftigt, wenn er auch nicht direct auf die Lage der Arbeiter Einfluß hat. Es hatte nämlich ein ordinirter katholischer Geistlicher, Dr. McGlynn, in öffentlicher Rede die Partei der arbeitenden Klassen ergriffen und sich Ende des letztverflossenen Jahres im wesentlichen zu den Ansichten des in weiten Kreisen gefeierten Arbeiterführers Henry George bekannt. Ein solcher Fall war bisher noch nicht vorgekommen; man nannte allgemein den kühnen Geistlichen „den Priester der Armen" (the Priest of the Poor), und der Erzbischof Corrigan in Neuyork sah sich bewogen, McGlynn wegen seines Vorgehens zu tadeln. Da letzterer den ernsten Ermahnungen seines Vorgesetzten nicht Gehör gab, sondern fortfuhr, die Partei der Arbeiter bei jeder ihm passenden Gelegenheit zu nehmen, so wurde er schließlich von dem Erzbischof seines Amtes entsetzt und nach Rom vorgefordert, um sich dort vor dem Papste zu rechtfertigen. Wie es den Anschein hat, wird der angeklagte Priester Bedenken tragen, nach Rom zu gehen. Henry George, der seit dem 1. Jan. 1887 ein eigenes größeres Blatt, „The Standard", erscheinen läßt, trat eifrig und nicht ohne Geschick für McGlynn in die Schranken; er erklärte, ein ähnlicher Fall sei in der Geschichte der katholischen Kirche in der nordamerikanischen Union noch nicht vorgekommen; es stehe ein wichtiger Grundsatz auf dem Spiele; denn McGlynn sei ein amerikanischer Bürger und habe nicht nöthig, vor einem auswärtigen Tribunal sich wegen seiner politisch-socialen Thätigkeit in den Vereinigten Staaten zu verantworten. Am 30. Jan. 1887 hielt die „Central-Arbeiterunion" (Central-Labor-Union) in Neuyork eine äußerst zahlreich besuchte Versammlung ab, in welcher der Erzbischof Corrigan stark dafür getadelt wurde, daß er McGlynn seines Amtes enthoben habe; man protestirte auch dagegen, daß letzterer der Aufforderung des Papstes, nach Rom



Digitized by Google

zu kommen, gehorche. Bei dieser Gelegenheit sprach auch Henry George, dessen Ansehen und Einfluß im Wachsen zu sein scheint, und ein gewisser Quinn als Vertreter der „Ritter der Arbeit". McGlynn selbst veröffentlichte in den ersten Tagen des Februar 1887 eine Erklärung, in welcher er seine Anhänglichkeit an die Principien des politischen Glaubensbekenntnisses von Henry George von neuem versicherte und wiederholt seine dem Erzbischof Corrigan gegebene Erklärung bestätigte, daß er bei der Uebernahme seines Priesteramtes sich niemals und in keiner Weise seiner Rechte als Mann und Bürger begeben habe. McGlynn bestritt außerdem das Recht des Bischofs, des Papstes oder der Propaganda in Rom, seine Betheiligung an den jüngsten Stadtwahlen in Neuyork zu bestrafen, er leugnete auch das Recht des Vaticans, ihn zur Verantwortung nach Rom zu berufen. Er erklärte zum Schluß, daß der von ihm als Priester geleistete Eid des Gehorsams nichts weiter bedeute als das feierliche Versprechen, in Angelegenheiten, welche sich auf seine religiösen Pflichten bezögen, der katholischen Kirche zu gehorchen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der in Rede stehende Fall auch für die Weiterentwickelung der Arbeiterfrage in der nordamerikanischen Union von Einfluß sein wird.

Zum Schluß mag nur noch bemerkt werden, daß, mit Bezug auf die Aeußerungen des Präsidenten Cleveland in dessen letzter Congreßbotschaft vom 6. Dec. 1886 über die Arbeiterfrage und die amerikanische Ackerwirthschaft, das Repräsentantenhaus des Congresses mit sehr starker Majorität unlängst ein Gesetz genehmigt hat, wodurch eine besondere Abtheilung für Ackerbau und Arbeitsverhältnisse, deren Präsident Sitz im Ministerium haben soll, ins Leben gerufen wird. Hierdurch würde ein von den amerikanischen Arbeitern wiederholt ausgesprochener Wunsch nach Errichtung eines Arbeitsministeriums in hohem Grade in Erfüllung gehen. Ohne Zweifel werden fortan bei den kommenden Communal-, Staats- und Congreßwahlen seitens der Arbeiterpartei vielfach Candidaten ins Feld gestellt werden.

---

Digitized by Google

# Blicke in die deutsche Criminalstatistik.

Von

Ludwig Fuld.

Vor kurzem wurde seitens des Reichsjustizamtes in Verbindung mit dem kaiserlichen Statistischen Amte die Bearbeitung der Criminalstatistik für das Jahr 1884 ausgegeben, welche, gleich ihren Vorgängern, eine Fülle interessantesten, zur Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse des Deutschen Reiches hochwichtigen Materials enthält.*) Leider sind die Schlüsse, welche aus demselben gezogen werden müssen, nichts weniger als erfreulicher Natur. Zwei Momente, welche beide geeignet sind, die größten Bedenken zu erwecken, treten sofort mit großer Bestimmtheit hervor: die Zunahme der gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Verbrechen und die Zunahme der Roheits- und Gewaltthätigkeitsdelicte.

Was den ersten Punkt anlangt, so hat sich seit drei Jahren die Zahl der begangenen strafbaren Handlungen ständig in weit stärkerm Maße vermehrt als die Zahl der zur Untersuchung gezogenen Personen; es entfiel, mit andern Worten, auf eine verurtheilte Person von Jahr zu Jahr eine größere Zahl strafbarer Handlungen. Im Jahre 1883 war die Zahl strafbarer Handlungen, in Ansehung welcher eine Verurtheilung ausgesprochen wurde, im Vergleiche zu 1882 um 2,7 Proc., im folgenden Jahre dagegen um 9,5 Proc. gestiegen; die Zahl der verurtheilten Personen betrug dagegen in den drei Jahren 329968, 330128 und 345977, war also in den beiden letzten Jahren um 6,08 Proc. und 4,88 Proc. gestiegen. Combinirt man die beiderseitigen Zahlen, so erhält man das Ergebniß, daß in den drei Jahren auf eine verurtheilte Person 1,18, 1,21 und 1,23 strafbare Handlungen kommen.

Wiewol es nun an und für sich nicht ausgeschlossen wäre, daß der Grund dieses Unterschiedes in der Anwendung eines genauern Zählungsverfahrens oder in einer stärkern Vermehrung der sogenannten gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Delicte liegt, so scheint doch diese Erklärung in Anbetracht des Umstandes, daß die Erscheinung schon seit einer Reihe von Jahren deutlich hervortritt, nicht annehmbar; vielmehr muß mit höchster Wahrscheinlichkeit die Erklärung darin gesucht

*) Vgl. „Criminalstatistik für das Jahr 1884. Bearbeitet im Reichsjustizamt und im kaiserlichen Statistischen Amt. Statistik des Deutschen Reiches. Neue Folge" (Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1886).



Digitized by Google

werden, daß die gewohnheits- und gewerbsmäßige Verübung eines Verbrechens mehr und mehr sich ausbreitet. Das Gros der Verbrecher, mit welchem unsere Strafrechtspflege einen Kampf auf Tod und Leben auskämpft, gehört nicht zu denjenigen Personen, welche gelegentlich, veranlaßt durch irgendeinen psychischen Affect, die Rechtsordnung in dieser oder jener Richtung durchbrechen, sondern es gehört zu denjenigen, welche das Verbrechen als Geschäft oder Handwerk betrachten, das dazu dienen soll, ihnen die Mittel für ein wüstes Lotterleben zu verschaffen. Wer eine Ahnung von dem Umfange hat, den das rückfällige Verbrecherthum in unsern Tagen erreicht, wird wol schwerlich in der Lage sein, diese Erklärung mit der so überaus beliebten Bezeichnung des Pessimismus zu charakterisiren. Der Unterschied zwischen der Zahl der Handlungen und der Zahl der Personen tritt bei einigen Delicten in ganz besonderer Intensität hervor. Fassen wir die wichtigsten und schwersten unter den Verbrechen gegen die Sittlichkeit ins Auge, so vermehrte sich die Zahl der unter die betreffenden Rubriken fallenden Handlungen, bei welchen eine Verurtheilung erfolgte, von 1882 bis 1884 um 733 oder 15,5 Proc.; dagegen wies die Zahl der verurtheilten Personen innerhalb derselben Frist eine Vermehrung von 96 oder 3,3 Proc. auf. Der gewaltige Unterschied fällt gerade bei diesen Delicten um so schwerer in die Wagschale, als es sich um Verbrechen handelt, die unter dem Eindruck der erhitzten Leidenschaft verübt werden, bei denen also das Moment der Gelegentlichkeit eigentlich stärker zum Ausdruck kommt als bei irgendeinem andern Reat. Wenn dennoch auch bei ihnen die gewohnheitsmäßige Begehung von Jahr zu Jahr in höherm Maße Berücksichtigung und Beachtung fordert, so kann hierin nur ein Zeichen für eine bedauerliche Sittenverwilderung gesehen werden. Derjenige, welchem es sein Beruf zur Pflicht macht, den Irrgängen der entarteten Psyche nachzuspüren, wird nun freilich von dieser Constatirung kaum sehr überrascht sein. Haben wir es doch erst dieser Tage erlebt, daß ein Lehrer sich vor einem berliner Gerichtshofe wegen zwanzig Verbrechen gegen die Sittlichkeit zu verantworten hatte! Wie kann es bei solchen Vorkommnissen fehlen, daß auch bei diesen Verbrechen ausweislich der Statistik der Gewohnheitsverbrecher den Gelegenheitsverbrecher mehr und mehr überflügelt!

Bei der Kuppelei ist der Unterschied zwischen Handlungen und Personen zwar geringer, aber immerhin noch erheblich genug. Während jene sich seit 1882 um 8 Proc. vermehrt haben, beträgt das procentuale Wachsthum dieser nur 5,6 Proc. Viel bedeutender ist er aber wieder bei der Urkundenfälschung. Einer Vermehrung der strafbaren Handlungen um 12,7 Proc. steht hier eine Vermehrung der verurtheilten Personen um 2,6 Proc. gegenüber. Noch bedeutender ist die Differenz bei der Unterschlagung. Um 5369 oder um 19,5 Proc. haben sich bei diesem Delict die strafbaren Handlungen vermehrt, um 53 oder nur 0,4 Proc. die verurtheilten Personen. Zur Erklärung dieser großen Differenz ist darauf aufmerksam zu machen, daß die beiden letzterwähnten Delicte diejenigen sind, welche in hervorragendem Maße den Gegenstand einer fortgesetzten Begehung bilden, bei denen sich also der gewerbs- und gewohnheitsmäßige Charakter ganz besonders intensiv zeigt. Wollten wir nach diesen Daten noch auf die Verhältnisse bei andern

Digitized by Google

Delicten eingehen, so würde das Resultat allenthalben dasselbe sein; überall würde das Misverhältniß zwischen der Zahl strafbarer Handlungen und der Zahl verurtheilter Personen den Schluß nahelegen, daß das deutsche Verbrecherthum der Gegenwart sich durch einen gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Charakter auszeichnet, daß es seinen Beruf darin findet, sich gegen die Rechtsordnung aufzulehnen. Es bedarf kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß dieser Charakter das Verbrecherthum überaus gefährlich macht und daß er den erfolgreichen Kampf gegen diese Declassirten, denen gerade mit Rücksicht auf diesen Charakterzug die Bezeichnung einer unbeweglichen Granitmasse wol gebührt, ganz wesentlich erschwert.

Das zweite Moment, welches wir im Eingange dieser Bemerkungen genannt haben, ist das bedeutende Wachsthum der Roheits- und Gewaltthätigkeitsdelicte und das im Vergleiche hierzu nicht unbedeutende Sinken der durch Noth und Gewinnsucht hervorgerufenen Verbrechen. Seit 1882 haben sich die Verbrechen gegen das Vermögen nur um 4,2 Proc. vermehrt, dagegen die gegen den Staat, die Religion und die öffentliche Ordnung gerichteten schon um 10,5 Proc., die Verbrechen gegen die Person sogar um 19,3 und die Verbrechen im Amte um 19,0 Proc.; auf letztere kann wegen ihrer geringen Extensität kein Gewicht gelegt werden. Schon hieraus ergibt sich mit Nothwendigkeit der Schluß, daß das Wachsthum der Criminalität, welches wir seit einer Reihe von Jahren beobachten, sicherlich nicht durch die Verbrechen veranlaßt wurde, deren Beweggründe in Habsucht und Noth zu suchen sind, sondern daß es lediglich durch das Wachsthum der Roheits- und Gewaltthätigkeitsdelicte hervorgerufen wurde. Wir haben vorhin schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die schwersten Verbrechen gegen die Sittlichkeit in stärkstem Umfange sich vermehrt haben; das Gleiche ist von der Bewegung einer Reihe von Delicten zu sagen, die in nicht geringerm Grade Manifestationen der Roheit, Brutalität und Gewaltthätigkeit sind. Die einfachen Körperverletzungen sind seit 1882 um 2402 oder 15,4 Proc. gewachsen, die gefährlichen um 7835 oder um 27,0 Proc., die schweren um 26 oder um 5,0 Proc. Die Zahlen sprechen deutlicher als seitenlange Ausführungen. Das Budget der Hausfriedensbrüche, welches im Jahre 1882 noch 15895 betrug, beläuft sich nach drei Jahren auf 18489, hat sich also um 2594 oder 16,3 Proc. vergrößert. Der Widerstand gegen die Staatsgewalt ist um 5,9 Proc., die Sachbeschädigung um 7,4 Proc., die Beleidigung um 13,8 Proc. gewachsen; ähnlich verhält es sich mit den Verbrechen der Bedrohung, der Nöthigung, der Gewalt gegen Beamte u. s. w. Dem gegenüber hat sich der Diebstahl nur um 3,6 Proc. vermehrt, Begünstigung und Hehlerei um 3,8, Betrug und Untreue um 9,6, strafbarer Eigennutz und Verletzung fremder Geheimnisse um 1,1; Raub und Erpressung haben sich sogar um 5,4 Proc. und Bankrott um 7,2 Proc. vermindert. Von der Verminderung der gemeingefährlichen Verbrechen, welche auf ganz andern Motiven beruhen, wird abgesehen. Angesichts dieser Zahlen kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Verbrechen, welche ganz besonders Zeichen einer rohen und gewaltthätigen Gesinnung sind, in geradezu erschreckender Zunahme begriffen sind. In dieser Beziehung sind die Ziffern, welche für die Körperverletzungen festgestellt werden,

Digitized by Google

von besonderer Bedeutung; denn kein Delict verkörpert in solchem Grade die Rohheit und brutale Gesinnung wie dieses; keins der wichtigern hat aber auch eine solche Vergrößerung während eines Zeitraumes von drei Jahren erfahren wie dieses. Auf 100000 Einwohner kamen im Jahre 1882 noch 177,1 wegen dieses Delicts Verurtheilte, im Jahre 1884 bereits 213,3, und daß diese Vergrößerung der relativen Häufigkeit nicht etwa auf eine größere Urtheilsschärfe zurückzuführen ist, zeigt die Thatsache, daß auch die relative Häufigkeit der Freisprechung eine Vermehrung aufweist. Während im erstgenannten Jahre auf 100000 Einwohner 1,4 Proc. kamen, welche von der Anklage, eine Körperverletzung verübt zu haben, freigesprochen wurden, beträgt die entsprechende Zahl im Jahre 1884 bereits 1,6. Mußte aus den vorhin erörterten Zahlen der Schluß gezogen werden, daß dem deutschen Verbrecherthum mehr und mehr ein gewerbs- und gewohnheitsmäßiger Charakter eigen ist, so führen die soeben besprochenen statistischen Ergebnisse mit Nothwendigkeit zu der Schlußfolgerung, daß die Rohheit, die Brutalität und die Gewaltthätigkeit von Jahr zu Jahr in steigendem Maße charakteristische Eigenthümlichkeiten der deutschen Criminalität werden. Auf die Ursachen, welche diese bedauernswerthe Erscheinung möglich machen, kann hier nicht eingegangen werden, nur sei dem Verfasser die Bemerkung gestattet, daß er die starke Consumirung geistiger Getränke und insbesondere des Branntweins in erster Linie für diese schmähliche Ausbreitung der Verrohung und Sittenverwilderung verantwortlich macht.

Die nähere Prüfung der für die strafbaren Handlungen ausgesprochenen Strafgrößen bestätigt die Ansichten, welche bisher schon in Betreff dieses Punktes geltend gemacht wurden. Bei dem großen Interesse, welches gerade diese Seite der Statistik hat, möge es gestattet sein, einige statistische Thatsachen hier mitzutheilen. Bei den schwersten Verbrechen gegen die Sittlichkeit wurde Zuchthaus über 5 Jahre in 4,22 Proc. Fällen erkannt, Zuchthaus von 2 bis 5 Jahre in 15,69, Zuchthaus unter 2 Jahren in 12,44, Gefängniß von 1 bis 2 Jahre in 17,70, Gefängniß von 3 Monat bis 1 Jahr in 37,65 und Gefängniß von weniger als 3 Monat in 7,90 Proc. Bei der einfachen Körperverletzung wurde Geldstrafe in 49,78 Proc. Fällen angewendet, Gefängniß unter 3 Manat in 46,36, Gefängniß von 3 Monat bis 1 Jahr in 3,17, Gefängniß von 1 bis 2 Jahre in 0,25 und der nächsthöhere Satz in 0,03 Proc. Bei der gefährlichen Körperverletzung kam Geldstrafe in 19,21 Proc. zur Anwendung, Gefängniß unter 3 Monat in 58,66, Gefängniß von 3 Monat bis 1 Jahr in 18,22, Gefängniß von 1 bis 2 Jahre in 2,64, Gefängniß über 2 Jahre in 0,96 Proc. Betrachten wir des Contrastes halber nunmehr die bei einigen Verbrechen gegen das Vermögen ausgesprochenen Strafen. Beim einfachen Diebstahl kam Gefängniß unter 3 Monat in 89,71 Proc. Fällen zur Anwendung, Gefängniß von 3 Monat bis 1 Jahr in 5,88, Gefängniß von 1 bis 2 Jahre in 0,71 und die höhere Gefängnißstrafe in 0,71 Proc. Bei dem einfachen Diebstahl im wiederholten Rückfalle wurde Zuchthaus über 5 Jahre in 1,17 Proc. Fällen ausgesprochen, Zuchthaus von 2 bis 5 Jahre in 12,01, Zuchthaus unter 2 Jahren in 22,53 Proc., Gefängniß über 2 Jahre in 0,63, von 1 bis 2 Jahre in 7,61, von 3 Monat bis 1 Jahr in 53,76 und unter 3 Monat in 2,29 Proc.

Digitized by Google

Was den schweren Diebstahl im ersten Begehungsfalle anlangt, so wurde gegen ihn auf Zuchthaus über 5 Jahre in 1,38 Proc. Fällen erkannt, Zuchthaus von 2 bis 5 Jahre in 6,42, Zuchthaus unter 2 Jahren in 9,82, Gefängniß über 2 Jahre in 1,62, von 1 bis 2 Jahre in 10,09, von 3 Monat bis 1 Jahr in 55,73 und unter 3 Monate in 14,88 Proc. Im wiederholten Rückfalle wurde gegen denselben in 14,39 Proc. Fällen Zuchthausstrafe über 5 Jahre ausgesprochen, in 47,73 solche von 2 bis 5 Jahre und in 5,99 solche unter 2 Jahren, Gefängniß über 2 Jahre in 4,65, von 1 bis 2 Jahre in 21,84, von 3 Monat bis 1 Jahr in 4,80 und unter 3 Monat in 0,60 Proc. Man kann ohne große Mühe erkennen, daß der Umfang, in welchem die schwerste und empfindlichste Freiheitsstrafe bei den Verletzungen des Vermögens angewendet wurde, bei weitem denjenigen übersteigt, in welchem dieselbe bei den schwersten Sittlichkeitsverbrechen ausgesprochen wurde. An der Richtigkeit dieser Thatsache ist gar nicht zu rütteln, und es wäre weit vernünftiger und für das Gemeinwohl ersprießlicher, wenn man sie rückhaltslos und ohne Zögern anerkennen wollte, als den Versuch zu machen, ihre Bedeutung durch sophistische Dialektik abzuschwächen. Es ist leider nur zu wahr, was wir aus diesen statistischen Feststellungen erfahren, daß kein Rechtsgut einen solch energischen Schutz genießt wie das Vermögen, und daß namentlich ein Verbrechen gegen die Sittlichkeit, sollte es auch die Bestialität geradezu verkörpern, selten mit einer so wuchtigen Strafe belegt wird wie der Diebstahl im wiederholten Rückfalle. Es ist dies eine Erscheinung, welche nicht nur dem Criminalisten, sondern auch dem Culturhistoriker zu denken geben darf, und wenn es dereinst einmal gilt, die unser Zeitalter beherrschenden Ideen in einem Gesammtbilde zusammenzufassen, so wird sicherlich die Ueberschätzung des Vermögens dabei nicht fehlen. Wenn die obigen Daten noch nicht zur Rechtfertigung vorstehender Bemerkung ausreichen sollten, so möge man einmal auf die Zahl der Freisprechungen bei den Verbrechen gegen die Sittlichkeit einer-, den Verbrechen gegen das Vermögen andererseits einen Blick werfen. Auf 100 Handlungen der betreffenden Delictsarten, in Ansehung welcher eine rechtskräftige Entscheidung erging, kamen bei den schwersten Verbrechen gegen die Sittlichkeit 83,9 Verurtheilungen, bei einfacher Körperverletzung 81,1 und bei gefährlicher 87,4; dagegen beim einfachen Diebstahl 88,0, beim schweren 90,9, bei der Unterschlagung 87,3 Proc. Es ist überflüssig, hiernach des weitern beweisen zu wollen, daß die Vermögensverletzungen sowol überhaupt häufiger zu einer Verurtheilung führen als die Antastungen der Ehre, Sittlichkeit und körperlichen Integrität, als auch daß die Strafe, welche bei ihnen ergeht, viel intensiver ist als die, welche als Sühne der letzterwähnten Reate angesehen wird. Wer das nach den voranstehenden statistischen Angaben nicht einsieht, der will es einfach nicht einsehen, und der Verfasser verzichtet darauf, an Leute dieses Geistes noch ein weiteres Wort zu verlieren.

Im 56. Bande der „Preußischen Jahrbücher" hat der Verfasser diesen Gegenstand bereits berührt, und die Folge seiner damaligen Auslassungen bestand in zahlreichen Angriffen der Presse. Im Interesse deutscher Justiz wäre es dem Verfasser höchst erfreulich gewesen, eingestehen zu können, daß seine damaligen

Digitized by Google

Ausführungen der Grundlage entbehrten; allein die Reichsstatistik von 1884 zeigt nur, daß der neuerdings so lebhaft und so vielfach empfundene Uebelstand in der That in voller Ausdehnung besteht.

Von der Alleinherrschaft der kurzzeitigen Freiheitsstrafen hat kürzlich der marburger Professor von Liszt scharf gesprochen und er hat dieselben als die „corrumpirendsten aller Strafmittel" bezeichnet. Auch diese Aeußerung ist in der Presse lebhaft angegriffen worden, obschon sie doch, wie die vorstehenden Mittheilungen zeigen, vollinhaltlich begründet ist. Angesichts dieser Sachlage darf man wirklich fragen, ob denn das Todtschweigen dieses Uebelstandes dem Interesse des deutschen Rechtslebens mehr fruchtet als das offene Aussprechen? Ja, was dem einen recht ist, ist dem andern billig; man wirft den Schwurgerichten die große Zahl der Freisprechungen vor, ganz wohl und mit Recht; dann wird man sich aber auch nicht die Freiheit nehmen lassen, an der Rechtsprechung der Berufsgerichte die Mängel zu rügen, welche unbestreitbar in derselben vorhanden sind. Wenn die Zeichen der Zeit nicht täuschen, so dürfte die öffentliche Aufmerksamkeit des deutschen Publikums sich in der nächsten Zeit in erhöhtem Maße dieser Frage zuwenden. Große publicistische Organe, die „Neue Preußische Zeitung" und die „Kölnische Zeitung", haben in den letzten Wochen mit Energie darauf hingewiesen, daß es so nicht weiter gehen könne; die Bemerkungen des Verfassers der vielverbreiteten Studie über die berliner Verbrecherwelt, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, haben vielfach Beifall gefunden; unter den Criminalisten mehren sich die Stimmen der Unzufriedenheit mit der herrschenden Strömung der Strafrechtspflege: lauter Zeichen, daß der Indifferentismus, mit welchem man so lange dieser Erscheinung gegenüberstand, sein Ende erreicht hat und daß nunmehr die gespannteste Aufmerksamkeit die Art und Weise verfolgt, in welcher Deutschlands Strafjustiz den staatlichen Rechtsschutz realisirt. Wird dieselbe wol von Dauer oder nur vorübergehend sein, und wird sie sich stark genug erweisen, um eine Aenderung in der Rechtsprechung hervorzubringen? Die socialen Fragen nehmen mit Recht das Hauptinteresse der heutigen Gesellschaft in Anspruch; aber wäre es nicht richtig, auch der im Vorstehenden behandelten Frage ein dauerndes Interesse zuzuwenden, und handelt es sich bei ihr nicht ebenfalls um eine sociale Frage und zwar eine solche von eminenter Bedeutung?

---

Digitized by Google

# Chronik der Gegenwart.

## Politische Revue.

26. Februar 1887.

Die Wahlkämpfe, welche den diesmaligen Reichstagswahlen vorausgingen, wurden mit mehr Erbitterung geführt, als dies seit langer Zeit der Fall gewesen. Das politische Kaleidoskop zeigte bei den letzten und vorletzten Wahlen jedesmal eine andere Verschiebung der Gruppen. Diesmal standen sich zwei große Parteien gegenüber, zusammengewürfelt durch ihre letzte Abstimmung im Reichstage für das Triennat oder Septennat als Dauer der Bewilligung für die Verstärkung des Heeres: eine Frage, deren principielle Bedeutung von beiden Seiten im Wahlkampfe weit über das Maß aufgebauscht wurde. Die Anhänger des Septennats stempelten die Gegner zu einer vaterlandslosen Heerde oder klagten sie gar des Vaterlandsverraths an, und diese wiederum suchten in der Reichstagsauflösung weiter gehende Tendenzen der Regierung, die auf Wiedereinführung der Monopole und Beseitigung des geheimen Wahlrechts gerichtet seien. Mit solchen Uebertreibungen auf beiden Seiten hin wurde der Wahlkampf ausgefochten, während das unbefangene Urtheil in der Frage: ob drei oder sieben Jahre, doch nur die verschiedene, von beiden Seiten vorgeschobene Grenze der Zugeständnisse erblicken kann, da das letzte Wort der einen Partei das Aeternat, das der andern die alljährliche Bewilligung ist. Bei dieser Sachlage muß es allerdings als wenig opportun erscheinen, daß bei den immerhin kritischen und bedenklichen Verhältnissen der auswärtigen Politik über das Maß der Zugeständnisse ein so tiefgreifender Conflict ausbrechen konnte, welcher dem Auslande das Schauspiel eines innern Zwiespaltes im Deutschen Reiche gewährte und chauvinistische Gelüste ermuthigen konnte.

Bei dem Wahlkampfe selbst mußte am meisten die Erbitterung auffallen, die zwischen den Nationalliberalen und den Deutschfreisinnigen herrschte. Beide Parteien sind doch ursprünglich aus dem Schos einer einzigen hervorgegangen, und als die Fortschrittspartei sich in die deutschfreisinnige verwandelte, da war es wieder der von den Nationalliberalen abgesprengte linke Flügel, die Secessionisten, welcher diese neue Partei bilden half. Und solange die Nationalliberalen den Liberalismus in ihrem Namen und auf ihrer Fahne tragen, können sie doch mit keiner andern Partei so viel Gemeinsames haben als mit der ebenfalls die liberalen Principien vertretenden deutschfreisinnigen Partei. Wenn aber diese ihre Losung abgeschwächt und verdunkelt wird, so werden sie Mühe haben, sich von der Grenzpartei zur Rechten, den Freiconservativen, zu unterscheiden. Jedenfalls hat der erbitterte Hader zwischen den zwei ursprünglich stammverwandten Parteien etwas Befremdliches.

Ueber die Bedeutung, welche die Entscheidung des Wahlkampfes in Anspruch nehmen darf, gehen aber zwei in denselben eingreifende Zwischenfälle hinaus, welche für unser künftiges parlamentarisches Leben schwer ins Gewicht fallen:

Digitized by Google

das Wiedereintreten der nationalliberalen Führer von Bennigsen und Miquel in die Wahlbewegung und die Einmischung der Curie in die politischen Bestrebungen des Centrums.

Es ist wol zweifellos, daß Fürst Bismarck selbst die Anregung dazu gegeben hat, jene beiden Führer wieder dem politischen Leben zurückzuerobern: vielleicht in der Hoffnung, es werde sich bei der gegenwärtigen Constellation der Verhältnisse aus den vereinigten Nationalliberalen und Conservativen, selbst wenn deren rechter Flügel wieder abgesprengt werden sollte, eine Regierungspartei oder mindestens eine regierungsfreundliche Mehrheit bilden, an deren Spitze dann jene beiden begabten parlamentarischen Führer treten könnten. Die conservative Reichstagspartei hat keine Capacität ersten Ranges aufzuweisen, und die Nationalliberalen, trotz einiger tüchtigen, vielseitig gebildeten Männer, denen aber die Macht einer imponirenden Persönlichkeit, die sich auf frühere Thaten berufen darf, oder die äußern Mittel fehlen, welche die Rednergabe unterstützen, waren im Reichstage auch seit längerer Zeit verwaist und ohne eine nachdrückliche, den Ausschlag gebende Führerschaft.

Was aber von Bennigsen und Miquel betrifft, so durften sie den Moment für günstig halten, sich wieder dem parlamentarischen Leben zuzuwenden; denn sie konnten hoffen, es mit gutem Erfolg zu thun. Die Stellung der Frage, welche die letzte Krisis herbeigeführt, hatte eine nationale Bedeutung und entsprach so dem Programm der Partei und den lange bewährten Tendenzen des Begründers des Deutschen Nationalvereins, und last, not least — wenn der Rücktritt der beiden Männer früher infolge der Differenzen ihrer Partei mit der Regierung stattfand, so war ja jetzt die wünschenswertheste Harmonie eingetreten und diese würde gern die Führerschaft im Parlament in ihren Händen sehen. Bennigsen gegen Windthorst auszuspielen, das war immerhin ein glücklicher Griff; denn im Kampfe gegen das hannoversche Welfenthum hat der Führer der Nationalliberalen sich die politischen Sporen verdient. Jetzt hat er durch seine Wahlrede am 23. Jan. in Hannover wieder Besitz genommen von der lange behaupteten ersten Stellung in seiner Partei. Wesentlich neue Gesichtspunkte sind in jener Wahlrede nicht zu finden: es ist dies auch unmöglich, nachdem die Presse die betreffende Frage nach allen Seiten hin beleuchtet hat. Auch Miquel, ein weniger eleganter und geschmeidiger Redner, aber ein schärferer Kopf, hat in seiner Wahlrede der Frage keine neue Seite abgewonnen.

Tiefer einschneidend war das Eingreifen des Papstes in die deutsche Wahlbewegung: ganz unerwartet kam es nicht, denn Fürst Bismarck hatte es vorherverkündigt. Lange vor der zweiten Lesung der Militärvorlage am 11. Jan. hatte der Cardinal-Staatssecretär Jacobini in einem Schreiben an den Nuntius in München den Wunsch des Papstes mitgetheilt, daß das Centrum die Vorlage des militärischen Septennats in jeder demselben möglichen Weise begünstige. Es sei hinlänglich bekannt, daß die Regierung auf die Annahme dieses Gesetzes den größten Werth lege; wenn es infolge dessen gelinge, die Gefahr eines nahen Krieges zu beseitigen, so würde das Centrum sich sehr verdient gemacht haben um das Vaterland, um die Humanität in Europa. Im entgegengesetzten Falle würde man nicht verfehlen, ein feindseliges Verhalten des Centrums als unpatriotisch zu betrachten, und eine Auflösung des Reichstages würde auch dem Centrum nicht unerhebliche Verlegenheiten und Unsicherheiten bereiten. Die Führer des Centrums sollten daher ihren ganzen Einfluß bei ihren Collegen aufbieten und denselben versichern, daß sie durch Unterstützung des Septennats dem Heiligen Vater eine große Freude bereiten und daß dies der Sache der Katholiken sehr günstig sein würde. Abgeordneter Freiherr von Franckenstein, der Vorsitzende der Centrumspartei im Reichstage, behauptet, von diesem Schreiben keine Kenntniß gehabt, dasselbe zuerst in der münchener „Allgemeinen Zeitung" gelesen zu haben; wohl aber habe ihm

Digitized by Google

der päpstliche Nuntius geschrieben, zur Mittheilung an Dr. Windthorst mit dem Ersuchen, er möge davon discreten Gebrauch machen: der Heilige Vater wünsche, daß das Centrum für das Septennat stimme, weil ihm die Zusicherung geworden sei, daß eine vollständige Revision der Maigesetze beabsichtigt werde und daß eine diesfallsige Vorlage dem nächsten preußischen Landtage gemacht werden solle. Offenbar sind die beiden Centrumsführer in der gewünschten Discretion etwas weiter gegangen, als es in den Absichten des Heiligen Vaters lag; sie haben die Mahnung desselben ad acta gelegt, und Freiherr von Franckenstein schrieb einen Brief an den Nuntius, in welchem es unter anderm heißt: „Ich brauche nicht zu sagen, daß das Centrum immer glücklich war, den Weisungen des Heiligen Stuhles nachzukommen, wenn es sich um kirchliche Gesetze handelte. Ich habe mir aber schon im Jahre 1880 erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß es für das Centrum absolut unmöglich ist, Directiven Folge zu leisten, die bei nicht kirchlichen Gesetzen gegeben werden. Nach meiner Ansicht würde es ein Unglück für das Centrum und eine Quelle von Unannehmlichkeiten für den Heiligen Stuhl sein, wenn das Centrum in Fragen, welche die Rechte der Kirche nicht berühren, sich Instructionen von dem Heiligen Stuhl erbitten würde."

Diese Unannehmlichkeiten hat das Centrum durch seine Abstimmung allerdings dem Heiligen Stuhl erspart; aber von Rom aus erging nun eine Antwort des Cardinal-Staatssecretärs Jacobini, welche alsbald in die Oeffentlichkeit gelangte und nicht mehr im Pult der Centrumsführer verborgen blieb. Die Abstimmung des Reichstages hatte ja inzwischen stattgefunden und konnte nicht mehr dadurch beeinflußt werden; anders stand es mit den Wahlen, und in der That konnte dies Schreiben als ein Keil betrachtet werden, welcher, wenn er auch das Centrum nicht gerade spaltete, doch sein Gefüge nicht unwesentlich lockerte.

In diesem Erlaß ist zunächst eine Frage beantwortet, die Freiherr von Franckenstein offenbar in seinem Schreiben aufgeworfen, die Frage, ob der Heilige Stuhl das Fortbestehen des Centrums wünsche. Der Cardinal erklärte, der Heilige Vater erkenne die Verdienste unverändert an, welche das Centrum und seine Leiter sich bei Vertheidigung der Rechte der Katholiken erworben. Die Aufgabe der letztern, ihre religiösen Rechte zu beschützen, sei noch nicht als abgeschlossen zu betrachten; sie müßten auf gänzliche Beseitigung der Kampfgesetze hinwirken, die legitime Auslegung der neuen Gesetze vertheidigen und deren Ausführung überwachen, bei religiösen Reibungen in einem Staate gemischter Confession ihre Ansichten in gesetzlicher Weise vertheidigen, auch gelegentlich die Wünsche der katholischen Landsleute zu Gunsten des Papstes aussprechen. In Bezug auf politische Fragen bestehe für das Centrum volle Actionsfreiheit. Wenn der Heilige Vater sich zu Gunsten des Septennats erklärt, so habe dies darin seinen Grund, daß diese politische Frage mit Fragen von moralischer und religiöser Bedeutung zusammenhänge. Der endgültigen Revision der Maigesetze wäre ein mächtiger Impuls und große Berücksichtigung seitens der Regierung zutheil geworden, wenn diese durch das Benehmen des Centrums bei der Abstimmung befriedigt worden wäre; das Centrum hätte außerdem auf die Erhaltung des Friedens hingewirkt, und außerdem habe sich der Heilige Stuhl mit seinem Rathschlage betreffs des Septennats dem Deutschen Kaiser und dem Fürsten Bismarck angenehm zu machen gewünscht.

In der Versammlung der kölner Katholiken hat Windthorst mit gewohnter diplomatischer Gewandtheit vor allem die Belobigung des Centrums durch den Papst hervorgehoben und die ihm in der Politik bewilligte Actionsfreiheit, im übrigen aber die für das Centrum bedenklichen Stellen in einer Weise ausgelegt, daß die Versammlung einstimmig beschloß, den bisherigen Vertretern im Reichstage die vollste Zustimmung auch zu der in der letzten Session beobachteten Haltung auszusprechen und alle rheinischen Wähler aufzufordern, mit großer Entschieden-

Digitized by Google

heit für die Wiederwahl der alten und die Neuwahl gleichgesinnter Abgeordneter für das Centrum des Reichstages einzutreten. Dem gegenüber hat ein Theil des rheinischen Adels einen Aufruf veröffentlicht, in welchem er sich von dem Centrum lossagt und auf Bildung einer katholisch-conservativen Partei dringt. Dem Centrum wird in diesem Aufruf vorgeworfen, daß es statt einer großen nationalen Politik die Politik kleinlichen Nörgelns verfolge und schließlich ein offenes Bündniß mit dem demokratischen Fortschritt abgeschlossen habe. Der „Westfälische Merkur" aber, ein Organ, welches dem Freiherrn von Schorlemer nahe steht, findet den Wunsch des Papstes höchst beachtenswerth, stimmt zwar für die Wahl der Centrumscandidaten, jedoch unter der Bedingung, daß man die Abstimmung über das Septennat jedem einzelnen nach seinem Gewissen freilasse.

Ein wichtiges Moment für den Wahlkampf war die auswärtige Politik, die kriegerisch aussah, wenn man ein conservatives oder nationalliberales Blatt in die Hand nahm, und friedlich, wenn man die publicistischen Leistungen des deutschen Freisinns studirte. Dort wurden Alarmnachrichten verbreitet; das Hervorragendste darin leistete die „Post" durch einen Artikel „Auf der Schneide des Messers", wie dasselbe Blatt schon früher einmal durch den „Krieg-in-Sicht-Artikel" eine Art Panique erregt hatte. In der That hatte der fortwährende Alarmschrei der officiösen Blätter einen Cursturz der Börsenpapiere zur Folge, in den selbst die deutsche Reichsanleihe und die preußischen Staatspapiere mit hereingezogen wurden. Inwieweit dabei Börsenspeculanten die Hand mit im Spiele hatten, wird ein Proceß ergeben, welchen die „Post" gegen die Zeitungen, welche jene Beschuldigung brachten, eingeleitet hat.

Nach diesen Wahlkämpfen und Parteimanövern fand am 21. Febr. die große Wahlschlacht selbst statt.

Das Resultat der Wahlen ist der Sieg der Septennatsparteien, wobei den Nationalliberalen der Löwenantheil zugefallen ist. Der Appell an den deutschen Patriotismus und die Friedensliebe der Nation hat seine Früchte getragen. Freilich ist die Mehrheit immerhin eine knappe und keine glänzende zu nennen; auch zeigen sich bereits Keime der Zwietracht in den Cartelparteien, indem die Presse der Conservativen den Erfolg der Nationalliberalen mit misgünstigen Augen ansieht.

Die Nationalliberalen haben 90 Sitze erhalten, die Conservativen 72, die Deutsche Reichspartei 33. Aus 61 Stichwahlen wird den Septennatsparteien noch einiger Zuwachs kommen, wenngleich die unterlegenen Parteien bei weitem mehr Aussicht haben, aus diesen Stichwahlen zu gewinnen.

Am trostlosesten ist die Niederlage der Deutschfreisinnigen, die im ersten Rennen nur 12 Sitze erobert haben, ein Bestand, der für die Bildung einer Partei gar nicht ausreichen würde. Mit Hülfe der Stichwahlen werden sie sich vielleicht zu einigen 20 Mitgliedern aufschwingen, ein Häuflein, welches dem der Socialdemokraten in der vorigen Reichstagssession etwa gleichkommt. Von den Führern sind Richter und Bamberger wiedergewählt. Auch in Berlin haben sie diesmal keinen einzigen Sitz bei der ersten Wahl erobert, obschon die Reichshauptstadt als ihre Hauptdomäne betrachtet werden kann; hier werden sie allerdings bei den Stichwahlen zwei bis drei Candidaten durchbringen. In Breslau haben sie es nicht einmal zur Stichwahl gebracht und werden sich darauf beschränken müssen, in beiden Wahlbezirken die socialdemokratischen Candidaten gegenüber den Conservativen zu unterstützen. Und wenn sich auch mehrere tausend sträubten, für den Socialdemokraten zu stimmen, so würden einige hundert Stimmen schon genügen, dem letztern zum Siege zu verhelfen. Auch in Königsberg sind sie unterlegen; in Bremen haben sie es zu einer Stichwahl gebracht.

Die Socialdemokraten haben bei dieser Reichstagswahl ihre Stammprovinz Sachsen, ihre sechs Sitze in diesem industriellen, fabrikreichen Lande verloren.

Digitized by Google

In Chemnitz sind sie unterlegen, in Leipzig-Land hat ihr Candidat mit einigen hundert Stimmen Minus dem Nationalliberalen das Feld räumen müssen. Gleichwol sind ihre Minoritäten ansehnlich und zum Theil größer als bei der letzten Reichstagswahl. Bebel brachte es in Leipzig-Stadt zu mehr als 10000 Stimmen; im leipziger Landkreise hatte Viereck über 19000. In Hamburg haben sie in zwei Wahlbezirken gesiegt; in Hannover, Magdeburg, Lübeck, München, Gotha und zum Theil in Berlin haben sie zwei Wahlkreise erobert und müssen von einer Stichwahl den Gewinn desselben erwarten. Jedenfalls haben die Socialdemokraten hier die meisten Stimmen erhalten: 93000. Keinenfalls aber werden sie in der frühern Stärke im Reichstage erscheinen.

Das Centrum hat 91 Stimmen aufzuweisen. Doch wird es darunter nicht wenig Mitglieder geben, die für das Septennat stimmen werden; einige haben sich schon bei der Wahl dazu verpflichtet: auch gibt es unter den parlamentarischen Naturspielen Deutschfreisinnige mit Septennatstendenzen. Die centrifugalen Bestrebungen des katholischen rheinischen Adels scheinen nicht sonderlich erfolgreich gewesen zu sein: Fürst Hohenzollern, ein Candidat dieser Partei, hat gegen den Candidaten des Centrums den kürzern gezogen.

Die Volkspartei ist ganz von der Bildfläche verschwunden, die Polen (14) und elsässer Protestler (15) haben ungefähr ihre frühere Stärke behauptet.

Eine regierungsfreundliche Mehrheit bildet die Signatur des neuen Reichstages: hoffentlich werden die Nationalliberalen dessen eingedenk sein, daß sie die Principien des Liberalismus in einer Volksvertretung zu wahren haben, in welcher die weiter gehenden liberalen Parteien zu minimaler Bedeutung zusammengeschrumpft sind.

Der Reichstag ist auf den 3. März einberufen worden. Das Resultat der Stichwahlen wird also nicht abgewartet, sondern die Sitzungen beginnen, sobald der Reichstag beschlußfähig ist.

Was die Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses betrifft, so fanden diese unausgesetzt während der Wahlkämpfe statt, und nur in der letzten Zeit vor dem Wahltage geriethen sie ins Stocken; die Abgeordneten beschäftigten sich vorzugsweise mit Etatsberathung, daneben aber vielfach mit provinziellen Gesetzvorlagen ohne allgemeine Bedeutung. Wir heben aus diesen Verhandlungen folgende Momente hervor, die in weitern Kreisen Interesse beanspruchen können.

Am 21. Jan. wurde die Etatsberathung mit einer Rede des Finanzministers von Scholz eröffnet, der wie meistens in letzter Zeit die schwierige Aufgabe hatte, für die wenig günstige Sprache der Zahlen eine hoffnungsvolle Einkleidung zu finden. Für das nächste Etatsjahr seien die Aufstellungen mit der höchsten Vorsicht gemacht worden, damit die Unzulänglichkeit der Mittel nicht wieder zweimal zu Tage trete, das eine mal beim Voranschlage und später beim endgültigen Abschluß. Die Einnahmen der Eisenbahnen seien hinter dem Voranschlage zurückgeblieben, doch überragten sie immer noch um einige 20 Mill. die Summen, welche für die Verzinsung und Amortisation der öffentlichen Schuld etatsmäßig aufgebracht werden sollen. Das Plus, welches die directen Steuern aufzuweisen hätten, rühre lediglich von den Städten her, bei der ländlichen Bevölkerung sei ein positiver Rückgang der Steuerfähigkeit zu constatiren. Der Finanzminister mußte, infolge der Steigerung der Matricularbeiträge um 19 Mill. Mark, ein Deficit von 38½ Mill. Mark zugeben, welches durch eine Anleihe gedeckt werden solle. Meyer-Breslau erklärte diesen Etat für den ungünstigsten, der jemals vorgelegt worden sei, obwol der Finanzverwaltung zwei günstige Factoren: die Ermäßigung des Zinsfußes und die Vermehrung der Lotterielose, zur Seite gestanden hätten. Die Schuld des Deficits schob er zum Theil den Schutzzöllen zu. Die gegenwärtige Finanzlage sei nicht fortzusetzen ohne das Monopol, das im Hinter-

Digitized by Google

grunde lauere. Minnigerode und Huene erklärten sich im ganzen mit dem Budget einverstanden; beide sprachen gegen die von den Deutschfreisinnigen projectirte Reichseinkommensteuer; Huene verlangte indeß eine Reform der directen Steuern. Enneccius machte einen Abstecher auf das Gebiet der politischen Kritik, der er den Reichstag unterwarf; doch war dies ein zu vorzeitiger Ausfall, den der Finanzminister mit der Erklärung beseitigte: „für uns ist der Reichstag geschlossen und dieses Haus nicht der geeignete Ort, in den Verhandlungen des Reichstages fortzufahren".

Der Reichskanzler war indeß anderer Ansicht, und bei den Etatsberathungen am 24. Jan. ergriff er infolge einer Abmachung mit Graf Limburg-Stirum, der ihm dazu die Wege bahnte, das Wort, um über die Auflösung des Reichstages zu sprechen. Die ruhig gehaltene Rede des Fürsten beschäftigte sich mit der Auslegung der Vorschriften der Verfassung über die Heerespräsenz, mit der Competenz des Reichstages hierin, indem er behauptete, die Verfassung sanctionire das Aeternat. Wenn sie sage, daß die Höhe der Präsenzzahl im Wege der Gesetzgebung fest bestimmt werden solle, habe sie dabei die gewöhnliche Gesetzgebung im Auge gehabt, welche Gesetze schafft, die so lange gelten, bis sie durch andere Gesetze aufgehoben werden; dann suchte er den Unterschied zwischen Triennat und Septennat nachzuweisen, der nicht so gleichgültig sei, wie ihn einige Blätter hinzustellen suchten. Zuletzt lehnte er die ihm zugeschobenen geheimen Absichten, die Aufhebung des geheimen directen Wahlrechts, die Einführung der Monopole, ab. Letztere würden wir erhalten infolge eines unglücklichen Krieges. Ganz direct wandte sich Fürst Bismarck an Windthorst mit der Anfrage, ob er sein Wort hier an Eidesstatt abgeben könne, daß er nicht die Herstellung des Königreichs Hannover anstrebe. Windthorst und Richter entgegneten dem Reichskanzler; man sah sich auf einmal ganz in die Arena des Reichstages versetzt, und es herrschte große Heiterkeit, als Meyer-Breslau, nach einer langen Gegenrede gegen die Ergüsse des Nationalliberalen von Eynern, mit einer humoristisch-brüsken Wendung wieder in das Fahrwasser der Tagesordnung einlenkte: „Aus allen diesen Gründen bitte ich die Gesandtschaftsposten zu bewilligen."

Bei den weitern Etatsberathungen, die im ganzen ziemlich rasch erledigt wurden, fehlte es nicht an den üblichen kritischen Glossen und kleinen polemischen Scharmützeln. Bei der Berathung des Staatshaushaltsetats wurde am 31. Jan. über die Frage der Bildungsanstalten und die Reorganisation der Fachschulen verhandelt. Beim Etat des Justizministeriums brachte Munckel den Fall Ihring-Mahlow und die Strafversetzung des Amtsgerichtsraths Franck zur Sprache. Am 27. Jan. wurde bei der Berathung des Forstetats die Fürsorge des Ministers Lucius für seine Beamten rühmend hervorgehoben. Dieser dankte und erklärte, daß die jährliche Ausnutzung der preußischen Forsten hinter derjenigen in den andern Staaten um ein Beträchtliches zurückbleibe, aber eine unwirthschaftliche Ausnutzung der Forsten finde nicht statt, und wenn 20—30 Jahre auf dem jetzt eingeschlagenen Wege fortgefahren werde, so könnten wir unsern Nachkommen in den Forsten einen Besitz von hoher Bedeutung hinterlassen. An demselben Tage überraschte der Abgeordnete von Meyer-Arnswalde durch die Erklärung, daß er seinen Standpunkt als Freihändler aufzugeben und ins Lager der Schutzzöllner überzugehen gedenke, da er zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß die Zölle die Lebensmittel nicht vertheuert hätten.

Das Thema der Verstaatlichung der Privateisenbahnen stand mehrfach auf der Tagesordnung, einmal in den Debatten über den Etat der Eisenbahnverwaltung am 4. Febr., dann am 12. Febr., als der Gesetzentwurf über den Erwerb weiterer Privateisenbahnen für den Staat berathen wurde. Minister Maybach war zu sehr durch die Thatsachen unterstützt, um die Gegner des Systems nicht widerlegen zu können.

Digitized by Google

Die Augen Europas sind auf den Rhein gerichtet: nach den neuesten Enthüllungen über die russische Politik des Herrn von Giers, welche der brüsseler „Nord" brachte, läßt auch Rußland zunächst die orientalische und bulgarische Frage nicht in Fluß kommen, und blickt gespannt auf alles, was sich an der deutsch-französischen Grenze vorbereitet. Leider nicht mit deutschfreundlicher Gesinnung; denn nach jener Mittheilung des brüsseler „Nord" würde Rußland eine neue Machtvergrößerung Deutschlands durch einen siegreichen Krieg mit Frankreich nicht zugeben; eine Niederlage Frankreichs würde also einen deutsch-russischen Krieg zur Folge haben. Diese Aussicht ist wenig tröstlich, und beruhigend ist nur, daß die verschiedenen Strömungen in den leitenden Kreisen Rußlands einer solchen Nachricht alle maßgebende Bedeutung nehmen. Freilich sprechen sich auch die russischen Blätter in ähnlicher Weise aus.

In Frankreich selbst herrscht gegenwärtig eine Friedensstimmung, die allerdings etwas künstlich Gemachtes an sich trägt. Hat doch Boulanger selbst vor kurzem die Schäferflöte geblasen, und die Blätter beglückwünschten sich dazu, daß Frankreich den von Deutschland her drohenden Krieg und die Provocationen des Fürsten Bismarck durch seine ruhige Haltung abgewehrt habe. Freilich, diese Betheuerungen friedfertiger Gesinnung sollten den Gegnern des Septennats bei den deutschen Reichstagswahlen zugute kommen und dazu beitragen, den Conflict zwischen Regierung und Volksvertretung in Permanenz zu erklären. Ein kriegerischer Druck seitens Frankreichs hätte ja, nach der Ueberzeugung der dortigen Politiker, die Opposition zersprengt. Sie vergaßen nur dabei, daß man in Deutschland an die friedlichen Absichten Frankreichs nicht glaubt; nicht die Fanfaronnaden Deroulède's, sondern die militärischen Maßregeln Boulanger's haben diesen Unglauben hervorgerufen. Dazu kommen Schriften wie „Avant la bataille", die offenbar aus dem Kriegsministerium hervorgegangen oder wenigstens von demselben mit officiellen Daten ausgerüstet worden sind.

Am 8. Febr. bewilligte die französische Deputirtenkammer einstimmig, ohne Debatte, ohne jeden Abstrich die von Boulanger und dem Marineminister geforderten außerordentlichen Credite: der Kriegsminister hatte 86, der Marineminister 26 Mill. Frs. verlangt. Das war wol ein Zeichen patriotischer Gesinnung, aber durchaus kein Zeichen besonderer Friedensliebe, wozu die pariser Blätter diese einmüthige Abstimmung gern stempeln möchten. Eher könnten sie darauf hinweisen, daß Boulanger sich zunächst mit dieser Abschlagszahlung begnügt, nachdem er anfangs nicht übel Lust zu haben schien, gleich die 360 Mill. zu verlangen, die er bei seinem Eintritt ins Ministerium seinen Collegen als unerläßlich für die Durchführung der Militärreorganisation hingestellt hatte. Ein anderer Beweis friedlicher Gesinnung „auf Zeit" liegt in der Zurückstellung der Boulanger'schen Rekrutirungsvorlage, die erst nach der Berathung über die Getreidezölle auf die Tagesordnung der Deputirtenkammer gesetzt werden soll.

Inzwischen hatte Boulanger einen Fühler nach Petersburg ausstrecken und einen Brief an den Zaren oder einen seiner Hauptrathgeber abgehen lassen wollen. Doch zunächst wurde die Absicht des Generals, auf eigene Hand Politik zu treiben, durch den Ministerrath vereitelt.

Die Situation erscheint gegenwärtig weniger gespannt als vor einigen Wochen: dennoch rüsten alle Staaten, Deutschland wie Frankreich, Oesterreich wie Rußland, und es ist keine Frage, daß auf die Länge sie alle diese Rüstungen nicht ertragen können. Das hat schon Graf Moltke als Kriegsgefahr hervorgehoben. Es heißt zwar: „Si vis pacem, para bellum"; doch es gibt eine Grenze, über welche hinaus der Friedenswunsch durch die Kriegsrüstung selbst vereitelt wird.

Wenig Vertrauen erweckend ist die Zurückhaltung, die sich Rußland jetzt gegenüber Bulgarien auferlegt und die mit der fliegenden Hitze, mit welcher früher

Digitized by Google

von Petersburg aus ein Ukas nach dem andern, ein Eingriff nach dem andern in bulgarische Verhältnisse stattfand, in auffallendem Widerspruch steht. Wenn die Pforte beauftragt sein sollte, die Geschäfte Rußlands zu führen bei den Verhandlungen mit der bulgarischen Regierung, so geht sie dabei keineswegs mit voller Unterwerfung unter die russischen Vorschläge zu Werke, sondern zeigt eine Selbständigkeit, welche in Petersburg gewiß nicht angenehm berührt. Der russische Gesandte in Konstantinopel, Nelidow, sieht mit gekreuzten Armen zu. Die russische Regierung verlangte in ihrer Decembernote den Rücktritt der Regentschaft, die Wahl einer neuen Sobranje auf legaler Grundlage, d. h. mit der Beschränkung auf das Fürstenthum Bulgarien, und eine aus Vertretern aller bulgarischen Parteien zusammengesetzte Regierung. Zankow, der Vertreter der russischen Partei in Bulgarien, hat in seiner Denkschrift vom 24. Jan. ein noch reichhaltigeres Programm aufgestellt, das allerdings in erster Linie die Beseitigung der Regentschaft verlangt, daneben aber die Berufung eines russischen Kriegsministers, Amnestie wegen politischer Verbrechen, Wiedereinstellung der Offiziere, die wegen Hochverraths entlassen wurden, Verringerung der Friedensstärke der Armee und Hinausschiebung der Rekrutirung. Die wichtigsten Ministerportefeuilles sollten seinen Gesinnungsgenossen überlassen werden. Auf diese letztern Punkte will die bulgarische Regierung nicht eingehen, ebenso wenig darauf, die Regentschaft aufzugeben: wohl aber will sie einem Mitglied der Zankow'schen Partei einen Sitz in derselben und zwei andere Ministerportefeuilles zuwenden.

In Bezug auf die Regentschaft soll Zankow allenfalls Zugeständnisse machen wollen, um so mehr, als auch die Pforte für ihren Fortbestand eintritt. Diese will auch, daß für die Fürstenwahl der Sobranje drei Candidaten durch die Mächte vorgeschlagen werden, was sich doch durchaus nicht mit den Intentionen Rußlands verträgt, soweit dieselben bisher bekannt geworden. Wenn das petersburger Cabinet mit Bezug auf das alles gar kein Lebenszeichen gibt, so muß dies den Verdacht von Hintergedanken erwecken, mit denen das Zarenreich plötzlich und energisch aus seiner Reserve hervortreten wird.

Der Schlag, der die Colonialpolitik Italiens in Massaua getroffen, hat zu einer Ministerkrisis geführt, im ganzen Lande aber die größte Aufregung hervorgerufen. Ras Alulas, der General des Negus, hatte mit großer Uebermacht die italienischen Truppen angegriffen, welche von Massaua aus nach der Brunnenstation Saati geschickt worden waren, um von diesem wichtigen Platze Besitz zu nehmen. Der Zusammenstoß endete mit der Vernichtung der 5—600 Italiener. Daß die Niederlassung derselben an dem wichtigsten Hafenplatze der Küste dem Negus von Haus aus einer der unliebsamsten Zwischenfälle war, indem die europäische Colonisationspolitik dem Alpenlande Habesch bisher nie so nahe auf den Leib gerückt war, ist leicht zu begreifen; die Italiener haben sich an der Küste des Rothen Meeres niedergelassen, wol anfangs, um als Englands Bundesgenosse den Sudan zu bekämpfen, jedenfalls auch, um dem Beispiele der andern Nationen folgend, Colonialpolitik zu treiben. Massaua selbst ist fast uneinnehmbar, und es ist abzuwarten, ob der Negus mit seinen gut ausgerüsteten Abessiniern den Angriff wagen wird. Inzwischen schickt die italienische Regierung neue militärische Verstärkungen ans Rothe Meer. In Rom hat Graf Robillant seine Entlassung eingereicht, das ganze Cabinet ist zurückgetreten; doch ist Depretis wieder mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt, welches im wesentlichen die gleiche Physiognomie zeigen wird, wenn auch einige der frühern Minister nicht wieder in dasselbe eintreten werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

# Friedrich Ferdinand Graf von Beust.

Von

Friedrich Schütz.

Auf dem Sandboden der Mark, wenige Meilen seitab von Berlin, lag stolz, auf ärmliche Gehöfte niederschauend, das Stammschloß derer von Beust. Ihre Ahnherren hatten sich tapfer hervorgethan, als sie mit Reisigen und Dienstmannen an den prager Hof der luxemburger Könige gezogen waren, deren Führung sie manchen Zug in Feindesland unternehmen ließ. So hatten sie den Schlüssel zu Wohlstand und Reichthum gefunden. Der kriegerische Sinn erwies sich nicht von Dauer in der Beust'schen Familie; als lange nach der luxemburger Kaiserzeit die Reformation durch Deutschland stürmte, war ein Abkömmling des waffentragenden Geschlechts unter die Dichter gegangen. Joachim von Beust galt bei allen Anhängern der neuen Lehre als vortrefflicher Poet, der zu Leipzig Luther's Wort gehört, zu Bologna den Doctorgrad erworben hatte und nun zu Wittenberg Verse schmiedete, deren Tonart im Sinne der Zeit am schärfsten wurde, wenn der erzürnte Dichter die Faust gegen die braune Kutte eines Mönches ballte. Joachim's Ruhm, der verwegenste des Beust'schen Hauses gewesen zu sein, wurde verdunkelt, seit der Stern Friedrich Ferdinand von Beust's aufging, immer höher und höher stieg, um später tiefer und tiefer zu sinken.

In Sachsen ist Friedrich Ferdinand von Beust als Minister eines kleinen Landes anfangs nur schüchtern hervorgetreten, später hat er wiederholt die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise beschäftigt. Während der Londoner Conferenz nach dem Deutsch-Dänischen Kriege erfüllte der Ruf des sächsischen Premierministers nicht nur Deutschland, sondern die gesammte politische Welt. Bald darauf war der Bruderkrieg in Deutschland entbrannt; Preußen und Oesterreich stürmten widereinander, ein lange erwarteter Zweikampf kam zur blutigen Entscheidung. Beust hatte für Sachsen nicht die richtige Wahl getroffen. Sein König war auf seiten des Besiegten. Beust fiel. Wenige Monate — er war viel höher gestiegen und in Oesterreich allmächtig geworden. Man hatte ihn wie einen Wundermann zur Rettung des Staates geholt, und er schreckte vor keinem Mittel zurück, die erwartete Heilung zu vollziehen. Fürst und Volk seines neuen Vaterlandes schenkten ihm die höchste Gunst; eines Tages war er von Jubelrufen dermaßen umbraust, daß ein Ministercollege, Graf Taaffe, wie Beust selbstgefällig erzählt,



Digitized by Google

erklären konnte: „er fühle sich außer Stande, ihn vor der Liebe des Volkes zu schützen". Nur kurze Zeit — diese Liebe war verscherzt; der populäre Mann von gestern galt als ein politischer Cagliostro und mußte vom Schauplatze abtreten. Mismuthig hat er, von fieberndem Ehrgeiz verzehrt, von der Bühne des öffentlichen Lebens abgedrängt, sich in den letzten Jahren daran gemacht, seine eigene Geschichte zu schreiben. Seine „Memoiren" waren bestimmt, ihn zu rechtfertigen, seine schreibkundige Hand entrollte einen Lebenslauf, der die bedeutsamsten Phasen europäischer Entwickelung berührte, zu dem die größten Namen unserer Zeit in irgendeiner Berührung standen.

Den Fleiß von Jahren hat Beust an diese Arbeit gewendet; früher hatte er nie Aufzeichnungen für dieselbe gemacht; sein Gedächtniß half diesen Mangel ersetzen; zudem arbeitete er mit einem seiner ehemaligen Beamten unermüdlich in den Archiven des österreichischen Auswärtigen Amtes, welche ihm seine Amtsnachfolger bereitwillig zur Verfügung gestellt hatten. Nicht weniger tolerant ist man in Dresden gegen ihn gewesen. In Wien hat man, als Beust's „Memoiren" erschienen waren, diesen Freisinn sehr bedauert. Es gab in hohen Kreisen Urtheile, die den verblichenen Kanzler zu einem österreichischen Arnim stempeln wollten, der rücksichtslos jedes Amtsgeheimniß gebrochen und rachsüchtig nach seinem Tode Verlegenheiten bereiten wollte. Beust hat in Wahrheit solche Absicht nicht gehabt; er schrieb nur von einem Gedanken getragen, nur von der Absicht getrieben, seinen eigenen Ruf zu retten. Es war rührend, ihn bei der Arbeit zu sehen. Ein geräumiger Saal des Schlosses, in dessen stille Einsamkeit er sich zurückgezogen hatte, war in eine Registratur umgewandelt; in ihren hohen Schränken lagerten seine Aufzeichnungen, eine Fülle von Zeitungsausschnitten, Excerpten aus Reden, Denkschriften und Actenstücken; über die wichtigsten Phasen der österreichischen Geschichte hatte er Aufzeichnungen aus Acten gemacht, die wenigen Augen zugänglich waren. Er bewahrte Auszüge aus den Verhandlungen, die in verschiedenen Zeiten zwischen Preußen und Oesterreich über das deutsche Bundesverhältniß geführt wurden. Aber auch zahllose Notizen von einem gewissen persönlich intimen Reiz verschloß er in „seinem Archiv". In einem Fascikel „Erinnerungen an Metternich" waren Belege dafür gesammelt, daß der große Kanzler vom Staat Diäten erhob, wenn er eine Reise zur Weinlese nach Johannisberg machte, und war die Abschrift eines Gesuches copirt, in welchem Metternich Exterritorialität beanspruchte, wie sie fremde Botschafter hatten, Rechte, die auch Zollfreiheit für den Bezug aller Waaren aus dem Auslande einräumten. Erzürnt war Kaiser Franz bei der Lektüre dieses Gesuches auf den Einfall gekommen, daß es „allgemeine Menschenrechte" gebe. „Ich will, daß alle Menschen gleich seien vor dem Gesetze", schrieb er ablehnend auf die Bitte seines ersten Rathgebers. Nur ein Theil dieses mühsam zusammengetragenen Materials ist in den Büchern Beust's verwendet worden. Er hat vielfach Werthvolles über Bord geworfen. Vorsicht und Rücksicht des Diplomaten haben seine Feder geführt; manchmal verschwieg er absichtlich, manchmal hat er nur schüchtern angedeutet oder zwischen den Zeilen lesen lassen, was er zu sagen beabsichtigte. Dennoch ist aus seinen Erinnerungen und Aufzeichnungen, die drei Vierteljahrhunderte umfassen,

Digitized by Google

das echte Bild des ehemaligen Kanzlers emporgestiegen: das Bild eines klugen, weltgewandten, urtheilssichern Diplomaten, dem es selten an Einsicht und an Fähigkeit gemangelt hat, dem der echte Lorber des Staatsmannes jedoch versagt geblieben, weil ihm die Ueberzeugungstreue des Charakters fehlte. Auch in seiner eigenen Federzeichnung erscheint Beust als der gewandte, um keinen Winkelzug verlegene, in erster Reihe um die eigene Person bemühte Minister, als den ihn seine Zeitgenossen gekannt haben.

Friedrich Ferdinand von Beust wurde — wir folgen in der Skizze seines Lebenslaufes theils seinen persönlichen Mittheilungen, theils der Erzählung der erst nach seinem Tode erschienenen „Memoiren"*) — an einem kurzen kalten Wintertage (13. Jan.) des Jahres 1809 als Sohn des königlichen Oberhofgerichtsrathes Karl Leopold von Beust in Dresden geboren. Der junge Beust war einige Wochen zu früh in die Welt getreten: der anwesende Hofmedicus zuckte, wie Aerzte immer in bedenklichen Augenblicken thun, die Achseln; die Frauen weinten, gemüthliche Nachbarn erörterten kaltblütig das sichere Ende des neugeborenen Schwächlings. Nur der Vater zeigte sich gefaßt. Herzhafte Anwendung erprobter Hausmittel retteten den Neugeborenen vor frühem Tode, aber nochmals bedrohte Todesgefahr das arme Knäblein. Die Hauptperson für sein junges Leben, eine breite, wendische Amme, hatte von dem Vater ein halbes Dutzend Flaschen ältesten Rheinweins erhalten. Einem Brauche ihrer Heimat folgend und die Gabe misdeutend, bereitete sie dem „armen jungen Herrn" ein kräftigendes Weinbad. Abermals verließ den schwächlichen Knaben das Bewußtsein, und erst nach langer Ohnmacht schlug er das Auge wieder wie ein vom Rausche Erwachter auf. Die Idylle der Jugend verbrachte der kleine Schwächling, der früher als andere Kinder die Laute der Muttersprache lallte, in der stillen Einsiedelei des Gutes Zopen im leipziger Kreise. Die leipziger Völkerschlacht brachte eine wilde Bewegung in diese Einsamkeit. Eines Tages scheuchte gewaltiger Lärm die an Ruhe gewöhnte Familie aus ihrer eintönigen Tagesordnung. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, Reiter flogen hin und her, aus der Entfernung tönten Schüsse. „Das ist eine Schlacht", rief Sturz, der Hofmeister im Hause Beust's, „ihr braucht heute nicht zu lernen." Die Knaben klatschten in die Hände, beklagend, daß es nicht immer Schlachten gebe. Der Lärm steigerte sich am zweiten Tage, wiewol es Sonntag und eigentlich fromme Ruhe geboten war. Plötzlich sprengten zwei Offiziere in russischer Uniform herein; sie nahmen alles, was im Hause sich vorfand, Pferde, Kühe, Schafe, die Vorräthe der vollgefüllten Speicher und Kammern. Bewaffnete füllten alsbald die Hofräume, Baschkiren schossen mit ihren Flinten nach den Fenstern. Die Knaben hatte man in eine Dachkammer gebracht, in der sie traurig hungerten. Einen Tag später, die Schlacht wüthete noch fort, war wieder ein Offizier herbeigesprengt, diesmal war es ein deutscher. Dieser umarmte den Oberhofgerichtsrath von Beust. „Der König ist über!" rief

*) „Aus drei Vierteljahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Ferdinand Graf von Beust" (2 Bde., Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung).



Digitized by Google

er triumphirend, und die Beust'sche Familie wähnte, Sachsen sei von allem Ungemach befreit.

Der junge Beust bezog die Kreuzschule in Dresden. Ueberall trat ihm die Erinnerung an den gewaltigen Corsen entgegen, der auf das sächsische Kleinleben so mächtig und bestimmend eingewirkt hatte. Schaudernd erzählten die Damen im eigenen Hause, wie Napoleon bei Hofe, unbekümmert um die vornehme Umgebung des dresdener Hofes, alles Ceremoniell über den Haufen geworfen hatte, wie er in einem Hofconcert in der Campagneuniform erschien, vor den Majestäten die kothigen Stiefel auf seinen Stuhl setzte, bei der Tafel plötzlich nach dem Braten mit schneidiger Stimme „Faites servir les glaces" rief, und wenn Damen vorgestellt wurden, regelmäßig höhnisch fragte: „Avez-vous des enfants, des garçons, faites-en des soldats, des filles, donnez les à de braves militaires!" Der junge Beust hörte aber auch ernstere Mahnungen an die Geschicke des großen Kaisers. Nicht nur seine Großmutter, auch Graf Senft-Pilsach, der erst Gesandter in Paris und dann sächsischer Minister war, behauptete, daß Napoleon zu Dresden sich die Entscheidung seines Schicksals holte. Hier befiel ihn sein Blasenkatarrh, und während er schmerzlich unter demselben litt, hat er irrthümlich, statt zu Vandamme, ein Corps zu einem andern General dirigirt. So ward Kulm verloren. Ein Blasenkatarrh war Ursache, daß die Napoleonische Herrschaft gebrochen wurde.

Als die Zeit kam, einen Beruf zu wählen, entschied sich der junge Beust für die Diplomatie. Er war kurz vorher zum Kammerjunker ernannt worden, tanzte, wiewol ihm das Tanzen niemals Vergnügen bereitete, als Statist auf dem Hofballe, spielte auch Liebhaber auf adeligen Haustheatern. Auf der Schloßbühne zu Tetschen an der Elbe hatte er zum ersten mal ein österreichisches Podium betreten; er erntete großen Beifall; hinter den Coulissen aber entspann sich zwischen Beust und den jungen Hausherren, den Grafen Franz und Friedrich Thun, ein lebhafter Streit, weil beide dem sächsischen Gast nicht zugeben wollten, daß sie als böhmische Cavaliere auch Deutsche seien. Der galante Kammerjunker, der auf Parket und Podium so viel Neigung für die diplomatische Carrière gezeigt, ward trotzdem — jedes Talent hat in seinen Anfängen Zurücksetzung zu erfahren — nicht sofort tauglich befunden. Mismuthig wollte er sich schon in Leipzig als Docent habilitiren, als eine Staatsanstellung ihn versöhnte. Bald erhielt er seine erste diplomatische Mission: die Brautwerbung für Friedrich August II. Er war Mitglied der großen diplomatischen Zunft. Der Horizont derselben war damals kein weiter, der Wille Serenissimi begrenzte ihn, leeres Ceremoniell beschäftigte leere Köpfe. Die jungen Attachés und Legationsräthe hatten wenig zu vergessen, weil sie wenig gelernt hatten und gewöhnlich ihre Studien auf astronomische Forschungen am Theaterhimmel beschränkten. Beust irrte von einer sächsischen Legation zur andern. Er half Eisenbahnverträge schließen, verblüffte durch klar geschriebene Depeschen, umfangreiche Berichte, ab und zu auch durch etwas Lyrik von sehr zweifelhaftem Werth; selbst als Redner versuchte er sich, denn er hatte früh gelernt, das Wort zu beherrschen. Schon als junger Mann gründete er zur Besprechung schwebender Fragen einen Disputirverein und hielt in demselben freisinnige Reden wie ein

Digitized by Google

moderner Oppositionsmann. Der junge Diplomat lächelte vornehm über die veraltete diplomatische Convenienz. Er hatte nur Spott dafür, daß „sein verehrter Chef" ihn durch sein Beispiel nöthigte, als Diplomat im Frack und Cylinder zu reisen — man benutzte damals noch die Post und nicht die Eisenbahn —, er lächelte, wenn die Excellenz bei jeder Station eine Art Cercle halten ließ, obgleich sich niemand einfand als der Wirth, in dessen Gasthof man abgestiegen war; er hatte auch scharfe epigrammatische Bemerkungen für Situationen, in denen ihn derselbe Chef, in flüchtige Morgentoilette gehüllt, als Gliederpuppe benutzte, vor welcher der alternde „Staatsmann" Ansprachen an den König studirte, zwei Schritte vor dem erstaunten jungen Beamten zurücktrat und diesen ehrfurchtsvoll „Allerdurchlauchtigster, allergnädigster König" titulirte. Am europäischen Himmel stiegen unterdeß bedrohliche Zeichen auf; die Franzosen verjagten ihren König und Jubelrufe begleiteten diesen wilden Act gerechter Selbsthülfe. Am Hofe in Dresden glaubte man die Reaction bis in die Vorschriften der Etikette treiben zu müssen. Eine Zeit lang war es gestattet gewesen, bei den königlichen Festen in langen Beinkleidern zu erscheinen. Zur Erhöhung des Hofzwanges wurde diese liberale Reform abgeschafft und die kurze Hose wieder eingeführt. Beust wagte zu seufzen: „Was war das für eine gute Zeit, in der man lange Hosen tragen durfte!" „Lange Hosen! Lange Hosen!" schäumte der Oberhofmarschall erzürnt auf. „Ich hätte Ihnen mehr Attachement an die königliche Familie zugetraut."

Zu Beginn des Jahres 1835 wurde Beust nach Paris versetzt. Der intime Zauber des französischen Salons, der Reiz der „kleinen Diners" umfing ihn. Er trat mit Guizot in Verbindung; 1873, kurz vor dessen Tode, fand er ihn, fast ein halbes Jahrhundert später, beim Grafen von Paris wieder. „Voilà deux protestants", bemerkte dieser, „anciens premiers ministres de deux grands pays catholiques." Nicht nur Guizot war in jenen dreißiger Jahren dem jungen Legationssecretär nahe getreten, auch die königliche Familie zog ihn in ihren Kreis. Bevor Beust Paris verließ, war er nach St.-Cloud zum Familiendiner gebeten. Der König gab sich in gewohnter Weise als echter Bourgeois. Er tranchirte selbst bei Tische die Gerichte, die verabreicht wurden. Einen Schinken schnitt er jedoch dermaßen unglücklich auseinander, daß ein Stück auf das Kleid der Königin fiel, die neben Beust saß. Mit kühnem Griff faßte dieser das unglückliche Fleischstück und ließ es in seine Rocktasche verschwinden. Als er sich verabschiedete, rief ihm Königin Amélie zu: „Eh bien, vous allez voir que vous finirez votre carrière à Paris." Diese Prophezeiung ist eingetroffen.

Als Beust nach London zum sächsischen Geschäftsträger avancirt war, galt sein Ruf als trefflicher „diplomatischer Berichterstatter" bereits als feststehend. Er ließ großmüthig Collegen von Gedankenarmuth in seine Depeschen Einblick nehmen, dieselben copiren und als eigene Arbeit in die Heimat senden. Während der Februarrevolution berichtete er von deutsch-nationalem Standpunkt an seine Regierung über die schleswigsche Frage. Ein schwedischer College plünderte den Bericht rücksichtslos für sein Ministerium, das auf dänischer Seite stand. Die gewohnte Belobigung für den Diebstahl an Beust blieb diesmal aus. „Was haben Sie mir eingebrockt", wehklagte der diplomatische Gedankendieb zu dem

Digitized by Google

jungen sächsischen Geschäftsträger. „Da bekomme ich einen Brief meines Ministers, der mich fragt, ob ich verrückt geworden sei?"

Zu derselben Zeit wie Beust war Prinz Napoleon von Ham in England eingetroffen. Die Gesellschaft zeigte ihm Kühle und Ablehnung. Im Coventry-club, der alle Mitglieder des diplomatischen Corps anstandslos aufnahm, wurde der Prinz mit drei schwarzen Kugeln ausballotirt. Ein Jahr später — sein Leben liebte die Gegensätze — war er Präsident der französischen Republik.

Eines Tages war in Deutschland die französische Drachensaat aufgegangen; der Umsturz stand auf der Tagesordnung. Beust, der in London geringschätzig und nicht ohne Frivolität darüber lächelte, wie eine neue Schule Grundsätze über die Gewalt der Thatsachen stellen wolle, erhielt am 20. März 1848 die Nachricht, daß er zum sächsischen Minister des Aeußern ernannt werden solle. Er reiste unverzüglich in die Heimat, ohne Frack und ohne Orden, man hatte ihm kurz vor seiner Abreise beide in London gestohlen. Auf dem Bahnhofe zu Dresden wurde er von einem Freunde erwartet. „Kehren Sie mit dem nächsten Zuge um, Oberländer kommt an Ihre Stelle. Man darf Sie gar nicht sehen; Sie schweben in Gefahr, seit Ihre Candidatur bekannt geworden ist." „Gut, ich werde nicht ins Cabinet eintreten, aber ich werde mich ruhig sehen lassen." Oberländer fiel und Beust wurde sächsischer Staatsminister. Er hatte schwere Kämpfe mit einer aufgeregten Kammer zu bestehen. Von ihren Bänken tönte ein Aufschrei wider den „Mord" Robert Blum's, den Windischgrätz mit eiserner Hand zu Wien vollziehen ließ. Man forderte die Abberufung des sächsischen Gesandten von Könneritz aus Oesterreich; in den Ausschüssen klagte man die Erzherzogin Sophie an, daß sie die Erschießung Blum's verlangt und durchgesetzt habe. Als die Kammer die Frage in Behandlung zog, verweigerte Beust, sich an der Debatte zu betheiligen. Unter Zischen und Hohnrufen verließ er den Saal. Nicht lange später, und in den Straßen Dresdens tobte wilder Aufruhr, die Theilnahme an dem Aufstand drang bis in die höchsten Kreise, in die Bureaukratie, in die Armee. Ein anerkannt tüchtiger Offizier, Sohn eines höhern Beamten, wollte der bisher bestandenen Gewalt den Dienst kündigen. „Ich melde mich als Deserteur", erklärte er seinem Vorgesetzten. Nach einer Stunde hatte er sich im Widerstreit von Pflichtgefühl und Radicalismus erschossen. Beust's Wohnung wurde geplündert, sein Schreibtisch unter Jubel erbrochen; man fand nur eine Visitenkarte darin; der vorsichtige Minister hatte schon, als die ersten Wolken am Himmel aufgestiegen waren, alle seine Papiere gerettet. Mit preußischer Hülfe wurde die Revolution gebändigt. König Friedrich Wilhelm selbst gab die entsprechenden Befehle. Gegen die Ansicht des Kriegsministers Stockhausen, der mit der Hülfe zögern wollte, bis man imponirende Streitmassen zusammengezogen hatte, befahl er die Absendung von drei Bataillonen des Kaiser-Alexander-Grenadierregiments. Sie rückten in einem Augenblick größter Gefahr herbei. Zwei Tage zuvor hatten sich im Kriegsrath die höchstgestellten sächsischen Offiziere dagegen erklärt, den Kampf wider die Aufständischen zu wagen. Man hatte beschlossen, die Truppen aus der Stadt zu ziehen und erst mit Verstärkungen wieder in dieselbe einzudringen. In einem Militärpaletot, die Mütze des Garde-Reiterregiments auf dem Haupte, verließ Beust zu Pferde

Digitized by Google

mit den Truppen die sächsische Hauptstadt. Er zitterte davor, dem „rasenden Pöbel" in die Hände zu fallen. In der Stadt stiegen Barrikaden in die Höhe; sie waren mustergültig construirt, denn ihren Bau leitete — Semper. Da traf die Hülfe von Berlin ein. Am 3. Mai war der Aufstand zu Ende. Von den drei Mitgliedern der provisorischen Regierung entkamen zwei, Tschirner und Todt; der dritte, Heubner, wurde in Chemnitz festgenommen. Heubner war Kreishauptmann, Todt Geh. Regierungsrath; als ihre werkthätigen Helfer wirkten Semper, Röckel und — Richard Wagner. In den Acten, die sich auf die Theilnahme des großen Componisten an dem Aufstande bezogen, fand Beust ein von Wagner geschriebenes Blatt, auf dem er sich der allerdings ohne ernste Folgen gebliebenen Brandlegung im Prinzenpalais rühmte.

Der junge Minister trat sofort, nachdem der Aufstand gebändigt war, zu den Mächtigen Europas in nahe Beziehung. Zuerst kam der Kaiser von Oesterreich, nach ihm Zar Nikolaus nach Dresden. Der Zar war von Wien gekommen und schien sehr eingenommen von der Persönlichkeit Franz Joseph's: „Le cher empereur" nannte er ihn. Härter urtheilte er über König Friedrich Wilhelm IV.: „Voyez-vous, avec mon beau-frère de Prusse je ne parle plus politique; avec ses idées il est tellement au-dessus de moi que je me fais l'effet d'un imbécil à côté de lui"; und von Napoleon sagte er: „Il est président, il se fera empereur. Bien, nous le reconnaîtrons, mais comme dynastie jamais."

Beust regierte als Staatsmann der Reaction, er verfolgte die Führer des Aufstandes mit rücksichtsloser Strenge, sistirte die Verfassung, führte die alte Ständeordnung von 1831 ein und erfüllte Verwaltung wie Gesetzgebung mit dem nach rückwärts gewendeten Sinne seiner Zeit. Nur Schriftstellern zeigte er ein vorurtheilsloses Entgegenkommen. Die Journalistennatur in ihm war unausgesetzt lebendig. Er schrieb und inspirirte Artikel und ließ sie am liebsten von Fachleuten bewundern. Er warf seine Netze nach allen Richtungen aus, um tüchtige Federn zu gewinnen. Er reformirte die officielle Presse. Dem „Dresdner Journal" gab er einen freiern Zug und ließ die Redaction in einer Weise führen, daß dem Blatte auch außerhalb officieller Kreise Einfluß und Stellung gewonnen wurde. Die „Leipziger Zeitung" hat zuerst in der Aera Beust große Verbreitung gefunden. Er behauptete, ihm sei die Hebung ihres Inseratentheiles zuzuschreiben gewesen; auch liberale Literaten empfing er ostentativ in seinen Salons; für Gutzkow suchte er sogar einen Orden zu erlangen. „Leider", pflegte er scherzend zu erzählen, „war ich, der Allmächtige, dazu nicht mächtig genug. Im übrigen war ich durch 17 Jahre die Seele des Cabinets. Ich hatte oft gleichzeitig drei Portefeuilles inne, ich bestimmte in großen Zügen, was zu geschehen habe; in allen äußern Dingen hatte ich freie Hand. Mein war der Erfolg, mein auch der Miserfolg!"

Der Erfolg war nicht überwiegend. Als der Krieg von 1866 Deutschland erfüllte, die diplomatischen Schattenspiele außer Curs gesetzt waren, die Stimme des Weltgerichts tönte, war Sachsen dem Feinde preisgegeben. Wie seine Ahnen, erschien nun auch Beust glücksuchend in Prag, dessen Straßen ein dunkler Menschenstrom durchwogte, allenthalben verfolgt von Mahnungen des Unglücks. Schon waren

Digitized by Google

die sächsischen Truppen auf österreichischen Boden übergetreten; vor den Thoren der Stadt rollten große verschlossene Wagen über die Landstraße: sie bargen die Schätze des Grünen Gewölbes und des königlichen Eigenthums; selbst die bemalte Leinwand des königlichen Hoftheaters barg man in Oesterreich vor dem einrückenden Feinde. Beust kam mit der königlichen Familie; ein festlicher Empfang harrte der Ankömmlinge. Seit Wochen hatten zwischen Wien und Dresden Verhandlungen wegen der Verwendung der sächsischen Truppen im Kriege geschwebt. Im Juni war General Baron Ringelsheim nach Dresden gekommen. Sein Auftrag ging dahin, durchzusetzen, daß schon damals die sächsische Armee nach Böhmen übertrete. Man ging in Dresden nicht darauf ein. Mit einer zweiten Mission ähnlichen Sinnes war Erzherzog Ludwig Victor betraut. In Prag war er neuerlich erschienen, um mit König Johann zu verhandeln. Man sah besorgt über die bairische Grenze und wartete vergeblich, daß die bairische Armee sich mit der österreichischen vereinigen werde. Die Baiern, berufen, den linken Flügel der österreichischen Armee zu bilden, wollten das eigene Land nicht entblößen. In ihrer Weigerung lag mit eine der Ursachen der großen österreichischen Miserfolge. Beust entwickelte in Prag eine fieberhafte Thätigkeit. Er schrieb Noten nach München, concipirte Proclamationen an das sächsische Volk und stattete den Führern der böhmischen politischen Parteien Besuche ab. Er empfing die Lehrer der Hochschule und entwickelte bei diesem Anlaß seine Anschauungen über die deutsche Frage, über die Bedeutung des Opfers, das Sachsen brachte, indem es Oesterreich bedingungslos Heeresfolge leistete. Zum ersten mal standen bei diesem Anlaß Beust und Herbst einander gegenüber. Keiner von ihnen ahnte, daß nur ein Jahr später Beust wieder in Prag erscheinen werde, diesmal auf der Höhe seines Glückes, geschmückt mit den Zeichen des Erfolges. Der ehemalige sächsische Staatsmann war österreichischer Ministerpräsident und — die Diplomaten aller Länder fanden, daß der Zweck die Mittel heilige — liberal geworden; er bot Herbst den Eintritt in sein Cabinet an. Von allem Anfange an war Herbst von einem tiefen Mistrauen gegen den „fremden Staatsmann" erfüllt. Er lehnte es ab, in ein Ministerium Beust zu treten. Beust wollte den Polen weitgehende Concessionen machen. „Die polnische Frage", meinte er, „könne jeden Augenblick auf die europäische Tagesordnung kommen. Oesterreich müsse sich auf dieses Ereigniß vorbereiten und darf nicht wieder überrascht werden, wie in allen ähnlichen Fällen vorher." Für solche Polenfreundlichkeit wollte Herbst nicht die Verantwortlichkeit tragen. Die Verhandlungen scheiterten.

Nicht viel glücklicher war Beust das Jahr vorher mit einer Mission — man schrieb noch 1866 — gewesen. Er war unmittelbar nach der Entscheidung auf den böhmischen Schlachtfeldern in Wien eingetroffen. Der König von Sachsen hatte nur wenige Tage früher auf Wunsch Benedek's seine Armee verlassen. Beust hatte Befehl, in Pardubitz seines königlichen Herrn gewärtig zu sein. Ein trauriges Wiedersehen! Der Eisenbahnverkehr war nicht mehr frei: die Fahrt nach Wien mußte zu Wagen gemacht werden. Sächsische Hofpferde dienten als Vorspann. Der König von Sachsen, Beust, die beiden Generaladjutanten von Witzeben und von Thielau saßen in einem Wagen. Man mußte im Schritt fahren;

Digitized by Google

die Straße war überfüllt mit Munitionswagen und militärischen Gefährten verschiedenster Art. „Wenn wir verfolgt würden", seufzte König Johann, „hätten es die Husaren leicht." Eine kurze Rast in Deutschbrod, Iglau, Brünn, wo Giskra entgegen aller Etikette den König im gewöhnlichen Alltagskleide begrüßte. In demselben Augenblick donnerten schon die Kanonen von Königgrätz, ihr eherner Mund entschied die so lange unentschiedene deutsche Frage. Der König drängte vorwärts nach Wien. Um 2 Uhr nachts, am 3. Juli, trafen die Flüchtigen hier ein; der Bahnhof war glänzend erleuchtet. Im Empfangssaal des Hofes dufteten Blumen. Im Perron waren Teppiche gelegt: eine Decoration wie geschaffen für Augenblicke des Glücks. Der Kaiser trat vor seinen Verbündeten. Er war weiß wie seine Uniform — ein Empfang voll Schmerz. Der König erfuhr, daß Königgrätz verloren sei. Müden Körpers, wunden Herzens bestieg man die bereit stehenden Hofequipagen. Die Straßen lagen im matten Mondschein; überall herrschte Bewegung und Trauer, nirgends ein Zeichen von dem als sinnlich bewegt geltenden Charakter der Stadt. Der Kaiser fuhr mit dem Könige nach Schönbrunn, Beust in einen Gasthof der innern Stadt. In früher Morgenstunde erschien der dienstthuende kaiserliche Adjutant und brachte den Befehl, daß Beust sich zu einer Conferenz in Schönbrunn einfinde. Der Kaiser, der König und Graf Moritz Esterházy sollten an derselben theilnehmen; Graf Mensdorff war zur Armee abgegangen. Die Conferenz berieth die Frage, ob Venetien an Frankreich abzutreten sei. Beust sprach und stimmte für die Abtretung. Man hatte dieselbe schon vor dem Kriege für den Fall eines österreichischen Sieges in Deutschland in Aussicht genommen. Der Kaiser verfügte im Sinne Beust's, Napoleon sollte sofort telegraphisch von dieser Entscheidung benachrichtigt werden; als Beust nach Verlauf mehrerer Stunden auf die Staatskanzlei kam, erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß das Telegramm, welches der Kaiser an Napoleon über den Verzicht auf Venetien zu richten verordnet hatte, noch nicht abgegangen sei. Der Befehl hierzu war in früher Morgenstunde erfolgt. Seine Ausführung verzögerte sich bis gegen Abend. Erst um 9 Uhr abends empfing Fürst Metternich, der damalige Botschafter Oesterreichs in Paris, das Telegramm. Er begab sich sofort mit demselben in die Tuilerien. Kaiser Napoleon war entzückt und gab den Befehl, das Telegramm ungesäumt im „Moniteur" erscheinen zu lassen. Am nächsten Tage kamen Prinz Napoleon, Lavalette und Rouher, um dem Kaiser Vorstellungen gegen die Annahme einer Abtretung zu machen, die Italien verstimmen, Frankreich eine moralische Verpflichtung für Oesterreich auferlegen würde. Die Warnung kam zu spät; der „Moniteur" hatte die Annahme des österreichischen Verzichts schon verkündet. Fünf Tage später, am 9. Juli, wurde Beust neuerlich in die Burg berufen. Er sollte im Interesse Oesterreichs nach Paris gehen und von Napoleon ein kräftiges Eingreifen erlangen. Instructionen erhielt Beust weder mündlich noch schriftlich, alles war seiner Geschicklichkeit überlassen; ein kaiserliches Handschreiben sollte ihn legitimiren. Am 10. Juli fuhr er nach Paris. Er kam aus einer Residenz der Niedergeschlagenheit in die Großstadt des Lebensgenusses. Er war zu spät gekommen. Prinz Reuß, damals preußischer Gesandter in München, war von Bismarck in geheimer Mission nach

Digitized by Google

Paris gesandt worden. Reuß verließ Paris mit Zusagen in der Tasche, eben als Beust mit Hoffnungen und Bitten daselbst eingetroffen war. Eine Conferenz mit Metternich und Baron Seebach, dem sächsischen Gesandten, war wenig muthermeckend. Niedergeschlagen trat Beust vor den französischen Kaiser in schlotterndem Gewande; er hatte den Frack eines österreichischen Legationsrathes, des Grafen Deym, entlehnen müssen. In der Eile, mit der er Wien verlassen hatte, war vergessen worden, ihm mehr als Reisekleider in den Koffer zu legen. Beust machte seine Vorstellungen völlig erfolglos. Napoleon, von den Schmerzen der Prostata geplagt, lallte fortwährend: „Je ne suis pas prêt à la guerre." „Je ne demande pas, Sire", erwiderte Beust, „que vous fassiez la guerre; je suis malgré tout assez bon Allemand, pour ne pas même le désirer; mais il ne s'agit pas de cela. Vous avez cent mille hommes à Châlons, dirigez-les sur la frontière, faites partir une escadre pour la mer du Nord, c'est tout ce qu'il faut. La ligne d'opération de l'armée prussienne est trop étendue pour que celle-ci ne soit pas obligée de faire halte; à Vienne, à Munic, à Stuttgart on reprend courage et l'Allemagne vous accepte avec reconnaissance comme médiateur. Si vous ne faites pas cela, vous aurez peut-être vous même la guerre avec la Prusse dans cinq ou six ans et alors je vous promets que toute l'Allemagne marchera avec elle." Er wiederholte dieselbe Vorstellung bei Drouyn de l'Huys: „Si on nous attaque, nous nous saurons bien nous défendre", meinte dieser ablehnend.

Als ein Erfolgloser kehrte Beust nach Wien zurück. Er fand hier die Stimmung gebessert. Die siegreiche Südarmee war eben eingerückt, man gab in Schönbrunn dem nach Wien geflüchteten König von Hannover ein großes Diner. Der Kaiser ließ sich eingehend über die pariser Mission Beust's berichten; Graf Mensdorff und Graf Esterházy ignorirten sie so vollständig, daß selbst die Reisekosten Beust's unbeglichen blieben.

Einen Monat später wurde Beust mit der Mittheilung überrascht, daß man seinen Eintritt in österreichische Dienste beschlossen habe. Wer war der Urheber dieses Beschlusses? Beust leugnete es, aber auch seine Freunde in Wien pflegten zu glauben, daß es der Staatsrath Klintwors gewesen sei, ein Reisender der österreichischen Diplomatie, der heute in Rom, morgen in Berlin erschien, immer mit großem Applomb auftrat, von den einen für einen fahrenden Ritter der geheimen Polizeimächte Europas, von den andern als sehr einflußreiche Person angesehen, von allen mit großer äußerlicher Freundlichkeit aufgenommen wurde. Dieser Staatsrath Klintwors wurde als derjenige bezeichnet, der in Wien die Aufmerksamkeit mächtiger Kreise auf Beust gelenkt hatte. Seine Erhöhung kam in einem Augenblick, als Beust glaubte, seine Ministercarrière für immer abgeschlossen zu haben. Er dachte daran, von seiner Feder zu leben und sich „ihres unbeschränkten Gebrauches zu freuen". Als Beust ins Amt getreten war, herrschte der slawische Feudalismus in Oesterreich. Belcredi, die Thun, Clam und Schwarzenberg waren am Ruder. Er wurde nicht nur durch Belcredi unsanft daran erinnert, daß er Deutscher sei und daß seiner Hand der glückliche Griff fehle. Ein bekannter Botschafter spottete: „Il a enterré la Saxe, il a enterré la Confédération, il va

Digitized by Google

enterrer l'Autriche." Stimmen aus dem Volke trösteten ihn. „Lernen Sie alle österreichischen Muttersprachen", hieß es in einer Zuschrift „damit's jedem sagen können: «Se san a Esel!»"

Belcredi und Beust mußten bald einander feindlich gegenüberstehen; selbst in den Protokollen über den Ministerrath war regelmäßig und absichtlich verschwiegen, was Beust gesprochen; schließlich siegte trotzdem Beust. Er bereitete den ungarischen Ausgleich vor, wanderte in Pest von einer maßgebenden Persönlichkeit zur andern, versteckte hierbei seinen Cylinder und setzte, um der pester nationalen Eitelkeit zu schmeicheln, eine Pelzmütze auf. Auf diesem Rundgange wurde das parlamentarische Ministerium in Ungarn geboren. Julius Andrássy trat auf die Scene. Das neue staatsrechtliche Band zwischen Oesterreich und Ungarn wurde geknüpft; Die dies thaten, Beust wie die Ungarn, mit denen er berieth, übertrafen einander in rührender Oberflächlichkeit und Unkenntniß der Verhältnisse. Erst die Zukunft wird erweisen, wie keine der Niederlagen Oesterreichs seine Machtstellung dermaßen berührt hat wie jener mit so kühner als leichter Hand geschlossene Ausgleich, der aus einem zwei Staaten schuf und für beide eine schwer bewegliche kostspielige, nothwendig zum Ruin der Finanzen führende Regierungsmaschine decretirte. In jenen Tagen des werdenden Ausgleichs war man dieser Meinung nicht; Oesterreich fühlte sich verjüngt, man pries die neue Aera wie ihren Schöpfer; seine diplomatischen Interventionen wirkten überall, in den Kammern, im Reiche der Künste, in der Gesellschaft, an der Börse. Er galt als Wundermann, der aus Ruinen ein verheißungsvolles Leben weckte. Ungarn huldigte ihm mit gleicher Wärme wie Oesterreich; er benutzte jeden Anlaß, die Huldigung zu erwidern. Zum Grafen erhoben, trug er Sorge, in sein altes Familienwappen die Zeichen der ungarischen Krone zu schlingen. Um jene Zeit ward das Bürgerministerium in Oesterreich ernannt. In Gastein sind die Grundzüge seines Programms festgesetzt worden; Wochen hindurch schwebten hier die entscheidenden Berathungen zwischen Beust und Fürst Karl Auersperg. Beide verband eine Freundschaft, die fürs Leben geschlossen schien. Als die Bürgerminister bei Antritt ihres Amtes den Eid in die Hände des Kaisers leisten sollten, erhielt jeder von ihnen, dem herkömmlichen Brauche widersprechend, die Einladung zu diesem Ceremoniell vom Grafen Beust; dies sollte andeuten, und er liebte dies zu sagen, „daß er die Minister als seine Kinder ansehe". Dies gute Einvernehmen hielt nicht an; wenige Wochen, und Beust klagte, „das Ministerium erinnere an die Paulskirche, wo lauter streitlustige Professoren saßen". Die Bürgerminister hatten auf eine directe Beeinflussung der Presse verzichtet; ihnen genügte, daß ein kleines Comité auf dem Ballplatze zusammentrat, das für die Journalisten der Reichskanzlei die Regierungsideen in allen wichtigern Fragen zu entwickeln hatte. Beust, Berger und der jüngste der Minister, schon seiner Abstammung nach bestimmt, der Butler seiner Genossen zu werden, waren Mitglieder dieses Comité. Alle Federn, über die Beust verfügte, waren gegen die Bürgercollegen im cisleithanischen Ministerium zugespitzt. Als Beust in österreichische Dienste getreten war, hatte ihm König Johann einige väterliche Rathschläge gegeben. „Sie schreiben sehr schön — nicht kalligraphisch", hatte er ihm warnend zugerufen; „vergessen Sie nicht, daß

Digitized by Google

Nadelstiche oft mehr Weh und Zorn verursachen als Prügel!" Nur zu rasch sollte das königliche Wort seine Wahrheit erweisen. Fast jeder der Minister legte Beschwerde ein gegen die Art, in der die Getreuen des Grafen Beust ihn zu befehden liebten. Beust ließ zum Schein Untersuchungen einleiten. Sie blieben natürlich ohne Ergebniß. Dies hinderte nicht, daß die Mehrheit der Minister fand, Beust bereite ihnen Schwierigkeiten und werde dem Regierungseinfluß verhängnißvoll. Heftige Reibungen und Kämpfe nahmen ihren Anfang, sie gingen bald auf das Gebiet der Politik über. Beust theilte der Regierung mit, daß sie auf confessionellem Gebiete Halt machen, mit dem Erreichten sich begnügen müsse, der Kaiser werde keinesfalls weiter gehen. Er selbst war damals gefährdet. Cardinäle, Priester, Mönche, Roms ganze Soldateska regten sich wider ihn. Besonders wilde Zeloten drohten, daß sie ihm ans Leben gehen wollten; sein Kammerdiener hörte nicht auf, für ihn zu zittern, beschwor ihn, wenigstens Suppe und Getränke außer Hause zu meiden. Beust benutzte seine Feder als Waffe wider seine Gegner; er fertigte Cardinal Rauscher in einem Meisterbriefe ab, als dieser ihn anzugreifen wagte; er verhöhnte Rudigier und Genossen, er schrieb Depesche auf Depesche nach Rom. Es ereignete sich jedoch, daß die österreichischen Botschafter diese Depeschen nicht abgaben und alle Schriftstücke einfach liegen ließen. Unterdessen hatte sich der Papst direct in einem Briefe an den Kaiser gewendet, er appellirte in demselben an die Glaubenstreue und religiöse Gesinnung des Monarchen, „um Regierung und Reichsrath in Oesterreich", erklärte Pius IX., „sich nicht kümmern zu wollen". Der Papst machte den frommen Sohn der katholischen Kirche, der auf dem österreichischen Thron sitze, allein für einen Bruch des Concordats verantwortlich.

Dieser Zwischenfall hat die Sanctionirung der confessionellen Gesetze nicht gehindert; sie ist erfolgt. Das Verdienst, dieselbe erwirkt zu haben, gebührt — dem Grafen Taaffe. Beust hatte sich seiner regelmäßig bedient, wenn er sich zu schwach glaubte, religiöse Vorurtheile zu zerstören. Ein Beispiel für viele. Beust hatte einem einflußreichen Abgeordneten des Volkshauses, dem Präsidenten der niederösterreichischen Handelskammer, nach Annahme des englischen Handelsvertrages zugesagt, daß er ihn zum Herrenhausmitgliede ernennen würde. Winterstein war Jude; der Vorschlag wurde an oberster Stelle übel aufgenommen. Ein Jude Pair im katholischen Oesterreich; der Gedanke wirkte, wie Conservative von heute zu sagen pflegen — dinamital! Taaffe setzte durch, was Beust nicht erreichen konnte: Herr von Winterstein wurde Herrenhausmitglied. Im übrigen war der Gegensatz zwischen Beust und dem Bürgerministerium in der Concordatsfrage ein tiefpolitischer; dieses hielt fest daran, daß der Vertrag mit Rom in keinem Punkte zu Recht bestehe, der das Hoheitsrecht des Staates verletze, und wollte fortfahren, im Gesetzgebungswege das Concordat völlig aufzuheben. Beust strebte diese Aufhebung durch eine Verständigung mit Rom an; erst die Proclamirung der Unfehlbarkeit war ihm Anlaß, den drückenden Vertrag als nichtig zu erklären.

Das Misverhältniß war viel heftiger auf andern Gebieten ausgebrochen. Beust wollte als Missionar der Versöhnungspolitik nach Lemberg gehen. Die Minister erhoben Einspruch; glücklicherweise beschloß der galizische Landtag eine

Digitized by Google

so scharfe Resolution, daß Beust einen Grund gewann, dem Kaiser das Fallenlassen des ganzen Reiseprojects anzurathen. Kurze Zeit darauf verfügte sich der Kaiser nach Prag. Fürst Carlos Auersperg geleitete ihn. Er hatte in Prag erfahren, daß Beust hinter dem Rücken des Ministeriums Ausgleichsverhandlungen mit den czechischen Führern Palacky und Rieger begonnen hatte. Erst als diese sich als resultatlos erwiesen, wurde der österreichische Ministerpräsident von dem Statthalter, der Zeuge der Besprechung war, verständigt. Fürst Auersperg reichte sofort seine Dimission ein. Er weigerte sich, den Kaiser ferner auf seiner Reise in Böhmen zu begleiten, nicht einmal an den Hoffesten, die veranstaltet wurden, wollte er noch theilnehmen. Alle diplomatischen Versuche Beust's, den Zwist beizulegen, scheiterten an der Entschiedenheit des Fürsten Auersperg. Zum ersten mal wurde das ganze deutsche Oesterreich von tiefem Mistrauen gegen Beust erfüllt.

Es kam zu noch größern Gegensätzen zwischen dem Reichskanzler und den Bürgerministern. Es fiel auf, daß Adelsverleihungen und Ordensvertheilungen aus der Reichskanzlei sich ins Ungebührliche mehrten. Dunkle Vergangenheiten erhielten weit öfter, als der normale Verlauf der Dinge es gestattet, hohe Auszeichnungen als stärkenden Schutz. Männer zweifelhaften Charakters wurden durch die auffallend milde Hand des Kanzlers zu Rittern geschlagen, die moralische und die neugewonnene Würde dieses jungen Adels zeigte klaffende Gegensätze. Die demokratischen Minister wurden, mit Rücksicht auf das Ansehen des Staates, Vertheidiger der Adelshoheit; man erhob Einspruch gegen die Art, in der vom Reichskanzler eine neue Aristokratie geschaffen wurde. Der Streit wurde in heftigster Weise geführt und endete damit, daß die cisleithanische Regierung es durchsetzte, daß durch den Reichskanzler ohne Anhörung des Ministeriums weder Orden noch Adelsdiplome ertheilt werden dürfen. Zu noch härterm Kampfe gab die Cotirung der Türkenlose Anlaß. Beust gab vor, daß diese Cotirung die Gründung einer großen Gesellschaft zum Bau der türkischen Bahnen zur Folge haben würde. Nach den Statuten dieser Gesellschaft hätte die Verwaltung dieser Bahnen in Wien sein sollen, und Oesterreich wäre ein entscheidender Einfluß auf Betrieb und Leitung der Bahnen gesichert gewesen. Das Ministerium erklärte, die Garantien, die hierfür geboten würden, seien werthlos. Brestl, der Versöhnlichste im Cabinet und stets bereit, in allen Streitfragen die Vermittlerrolle zu übernehmen, erklärte, sofort aus dem Amte scheiden zu wollen, falls der Wunsch des Reichskanzlers bewilligt würde. Er glaubte, daß die Cotirung Oesterreich zum ausschließlichen Absatzgebiet für die Türkenlose machen werde, und fürchtete, daß ihn und die Regierung die Verantwortung für alle finanziellen Verluste, die hieraus entstehen müßten, treffen könnten. Beust blieb hartnäckig; und noch heute sind die Mitglieder des Bürgerministeriums, die den Kanzler überlebt haben, der Ansicht, daß es in erster Reihe die Frage der Türkenlose war, welche den Sturz der damaligen Regierung besiegelte. Die Motive der Regierung für ihre Haltung wurden auch von Brestl's Nachfolger, dem Sectionschef Dieſtler, gebilligt, auch er mußte fallen; erst Holzgethan hat dem Wunsche Beust's zugestimmt; die Bahn, die Wien und Konstantinopel verbinden sollte, harrt trotzdem noch ihres Ausbaues; nur die Türkenlose sind seither werthlos geworden.

Digitized by Google

Beust hat den Fall des Bürgerministeriums wie ein Sieger gefeiert. In einem bekannten aristokratischen wiener Salon, der anfangs dem „irrenden Abenteurer" die Aufnahme verschloß, um ihn später zu feiern, hat Beust selbst die erste Kunde von dem Falle der „ungeschickten Professoren" verbreitet. „Habe ich es nun gut gemacht?" flüsterte er der fürstlichen Hausfrau zu. „Vous êtes un bijou!" lautete die gnädige Antwort.

Während die innern Verhältnisse Oesterreichs sich bedenklich verwirrten, bereiteten sich die großen Ereignisse des Jahres vor, in dem der Ausbau des Deutschen Reiches vollendet wurde. Die Politik Beust's hat von ihrem Anbeginn in Oesterreich eine Annäherung an Frankreich im Auge gehabt; zum Theil schon deshalb, weil Beust es als eine Aufgabe Oesterreichs bezeichnet hat, im Orient expansive Tendenzen zu verfolgen. Durch ihn ist in Belgrad mit der traditionellen Politik Oesterreichs gebrochen worden; er hat den Staat, der eben ins Herzinnerste getroffen war und mühsam sein Leben widerzugewinnen suchte, auf die Bahn der Eroberung gewiesen. Unter Beust zuerst ist in der Umgebung des Kaisers das verhängnißvolle Wort „Salonichi" gefallen. Frankreich sollte helfen diese Pläne verwirklichen. Die salzburger Entrevue erfolgte. Napoleon überströmte bei diesem Anlaß von freundlichen Aeußerungen für Oesterreich. „Ich habe es mir minder reich gedacht", sagte er, „hielt seine Cultur für weniger entwickelt. Ich sehe hier auf Schritt und Tritt Producte eines Kunstfleißes, der an den französischen erinnert. Der Charakter der Bewohner zeigt eine schöne Mischung von romanischer und germanischer Rasse." Dieses Compliment machte er wiederholt. Er war ohne Minister, nur mit General Fleury gekommen. Besprechungen fanden nur zwischen den beiden Kaisern und zwischen Napoleon und Beust statt. Später ward der Botschafter Gramont zugezogen. Bei der letzten Conferenz producirte Gramont ein ausführliches Mémoire, auch Beust brachte eine Aufzeichnung von etwa drei Seiten. „C'est très bien fait", sagte Napoleon zum Herzog von Gramont, „mais j'aime mieux ce que M. de Beust a écrit." Beust's Mémoire berührte die deutsche Frage: Deutschland sollte in seiner Entwickelung nicht gestört werden, aber Oesterreich sollte durch fortgesetzte Entwickelung liberaler Tendenzen die Sympathien des südlichen Deutschland zu erhalten suchen. Auch die orientalische Frage, auf die Oesterreich nun mit „verlangendem" Auge schaute, wurde berührt, für einzelne Fälle sogar die Besetzung der Walachei unter Zustimmung Frankreichs ins Auge gefaßt.

Der salzburger Entrevue schloß sich die Reise Kaiser Franz Joseph's nach Paris an. Der Kaiser zog wie im Triumphe ein, der damalige Zustand Oesterreichs ließ Enthusiasten „die Freiheit wie in Oesterreich" fordern. Politische Verhandlungen gab es nur wenig. Trotzdem erließ Beust ein Circular, das über die Zwecke der pariser Reise zu beruhigen hatte. „Der Friede wird also nicht gestört werden", sagte Fürst Bismarck, als ihm das Actenstück überreicht wurde. Als der Kaiser, der in Frankreich sich nur im Civilrock gezeigt hatte, sich anschickte, nach Wien zurückzukehren, kamen von Wien Telegramme, welche der Hoffnung Ausdruck gaben, daß der Kaiser sich auch seinem Volke im Bürgerkleide zeigen werde. Beust unterstützte diese Bitte mit dem Hinweise auf das

Digitized by Google

Andenken, das die Wiener dem Fracke des Kaisers Franz bewahrten. „Geben Sie sich keine Mühe!" sagte der Kaiser in ablehnendem Tone.

Nochmals war Beust dem Hofe von Frankreich begegnet, als die Kaiserin Eugenie nach Kairo zur Eröffnung des Suezkanals gereist war. Als Erinnerung an diese Reise, die Beust im Gefolge des Kaisers machte, ließ dieser ein Bild in Kairo anfertigen. Es zeigt die ganze Suite des Monarchen im Karavanenkleide mit breiten Hüten, umsäumt von weißen Tüchern zur Abwehr gegen die Glut der Orientsonne. Im Vordergrunde des Bildes steht der Kaiser, ihm zur Rechten Graf Beust, der mit Theaterhoheit, unbekümmert um seine vornehme Umgebung, eine Depesche liest. Diese Schauspielerhaltung ist von den Theilnehmern der Reise damals viel bespöttelt worden. Kurz vorher hatte eine hohe Persönlichkeit über die Uniform in schreienden Farben gelacht, die Beust für sich und den Sectionschef Hofmann nach Entwürfen wiener Maler hat anfertigen lassen, „um dem Sinne des Orientalen für Pracht und Gepränge zu entsprechen". Plötzlich hatte der Spürsinn des Hofstaates die weltberühmte Eitelkeit Beust's entdeckt. Neid, Misgunst und Eifersucht kehrten ihren Witz gegen ihn, man lächelte über seine eingehenden Studien in den kleinen Haremlis von Kairo und Port-Said, welche nicht nur Orientalen zugänglich waren; man verspottete den Stolz, mit dem er über eine eben fertig gewordene Straße nach Bethlehem „als der erste nach König Salomo" zu Wagen fuhr, über den Mangel an Würde, mit dem er einer orientalischen Tänzerin, da die Musik fehlte, auf den Boden hingekauert, die Begleitung für die Tänze auf seinem Cylinder trommelte, während er die arabischen Lieder dazu sang; in den Lüften zischelte ein Wort Andrássy's, der, als Beust gelegentlich eines ungefährlichen Zusammenstoßes des kaiserlichen Schiffes mit einem fremden Fahrzeuge ängstlich in die Kajüte flüchtete, ausrief: „Der Diplomat alter Schule, er verbirgt sich im Augenblick der Gefahr!" Man kritisirte die Geschäftigkeit, mit der Beust glauben machen wollte, er habe einen eben schwebenden ernsten Conflict zwischen dem ägyptischen Vicekönig und dem Sultan durch seine staatsmännische Intervention beigelegt; hoch und nieder wußten nämlich, daß dieser Streit von der französischen Kaiserin beglichen wurde. Kaiserin Eugenie hatte den Vicekönig gebeten, Frieden zu machen; bezaubert von ihrem schönen Auge, ihrem melodischen Lachen hatte Ismail-Pascha seine Unterwerfung freudig zugestanden. Man glaubte ohne Zwang über einen Staatsmann urtheilen zu dürfen, der den Erfolg weiblicher Koketterie selbstgefällig für sich in Anspruch nahm.

Unterdeß waren die Wolken von 1870 am Himmel aufgestiegen. Mächtige Einflüsse regten sich, welche forderten, Oesterreich möge das deutsch-französische Bündniß zum Anlaß nehmen, die eben entwickelte Wehrkraft zu erproben. Sobald die Kriegserklärung bekannt wurde, berief der Kaiser einen Kronrath; auch Erzherzog Albrecht, der Vertreter der Armee, nahm theil an demselben. Eine beschränkte Kriegsbereitschaft wurde beschlossen. Graf Andrássy hatte dieselbe beantragt. Man befürchtete, ein Vordringen der französischen Heere werde Polen zum Aufstand, Rußland zum Kriege reizen; die Eventualität eines Krieges mit Rußland trat plötzlich in bestimmte Formen. In Petersburg wurden die österreichischen Vorbereitungen mit scharfem Auge bemerkt. Kaiser Alexander I. äußerte sich mit

Digitized by Google

Rückhaltslosigkeit gegenüber dem österreichischen Vertreter Grafen Chotek: „Wir hören, Oesterreich rüstet; nun, auch unsere Heere stehen kriegsbereit.“ Beust hinwiederum besorgte, daß dem alternden Gloirebedürfnisse des französischen Kaisers der kleinste Erfolg genügen würde, er befürchtete, daß Oesterreich, falls es der Verbündete Frankreichs wäre, die Kosten des Krieges zahlen könnte. Seine Politik schwankte vorsichtig, ehe sie sich entschied; er mahnte in Paris zur Vorsicht, gab dort „freundschaftliche Rathschläge“, wie durch eine Abtretung Roms Italien als Alliirter zu gewinnen wäre, er mahnte in München, „daß Baiern eine große Karte in den Händen habe, um in Berlin wie Paris ein entscheidendes Wort in die Wagschale zu werfen“. Baiern sollte erklären, daß, „falls Preußen eines spanischen Throncandidaten wegen einen Krieg gegen Frankreich unternimmt, es nicht verpflichtet sei, Heeresfolge zu leisten“. Man glaubte einen französischen Vorstoß bis gegen München erwarten zu dürfen. Es konnte der Moment gekommen sein, in Deutschland wieder Fuß zu fassen, wenn Oesterreich in letzterm Falle Halt geboten hatte. Die Träume des österreichischen Kanzlers beherrschte das Bild einer Remedur der Zustände, die 1866 in Deutschland geschaffen wurden. Der deutsche Volksgeist warf diese Pläne in Trümmer, Frankreich nicht nur, die kleine Diplomatie des alten Europa lag alsbald niedergestreckt am Boden. Beust bekehrte sich zum Princip loyaler Neutralität; aber manches Wort, das er vor Wörth gesprochen, manche Note, die er geschrieben, mancher Rath, den er gutmüthig ertheilt, wurde in Paris als Beweis gedeutet, daß er Frankreich verrathen, im Augenblicke der Niederlage im Stiche gelassen habe.

Kurz nachdem Beust nach außen sich den Anschein geben konnte, Oesterreich vor den Gefahren eines Krieges bewahrt zu haben, ist ihm selbst ein Kampf erbittertster Art aufgezwungen worden. In Oesterreich beherrschte Fürst Hohenwart die politische Bühne. Reichskanzler wie Ministerpräsident standen gegnerisch widereinander. Später sollte es zu einem Kronrathe kommen, der den Streit zu entscheiden hatte. Nochmals erhob sich der alte österreichische Reichsgedanke siegreich gegen die zersetzenden Theorien des föderalistischen Adels. Beust vertrat mit großem Freimuth die Traditionen der Josephinischen Epoche in einer Denkschrift an den Kaiser, die ihm zu bleibendem Ruhme gereichen wird. Nicht aus dem Kreise seiner Befugnisse glaubte er herauszutreten, wenn er als Leiter des Auswärtigen Amtes die innere Lage der westlichen Reichshälfte in den Kreis seiner Erwägungen zog. Er wies nach, wie der Sturz des Ministeriums Hohenwart zu einer Erschütterung des Rechtsbodens in Oesterreich führen werde, er warnte vor den Gefahren, die eine Bedrängung des deutschen Nationalgefühls nach sich ziehen müßte; er lenkte die Aufmerksamkeit des Monarchen auf den Umstand, daß das Gefühl nationaler, sprachlicher und geschichtlicher Gemeinsamkeit mit Deutschland in Oesterreich wachsen müsse, je drückender die slawische Oberhoheit werde. Er beschwor den Monarchen, diesen Zuständen nicht neue Nahrung zuzuführen, Einflüssen ein Ende zu machen, die wie zersetzende Säure auf die Begriffe dynastischer Treue und patriotischer Gesinnung der Deutschen wirken mußten. Er wies direct auf den Eindruck hin, den seinerzeit die schleswig-holsteinischen Schmerzensschreie

Digitized by Google

in Deutschland hervorgerufen, und daß es die Beherrschung und Bevormundung der Deutschen durch einen fremden Volksstamm war, die schließlich dahin führte, daß die dänische Regierung die Möglichkeit verlor, in den Herzogthümern ihre Autorität zu bewahren. Er warnte vor dem Einfluß, den die Herrschaft des polnischen Elements in Galizien naturgemäß auf das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland haben müßte, und sprach die Befürchtung aus, daß die innern Wirren in Oesterreich die Gruppirung der Staaten in Europa verändern, Deutschland, Oesterreich, Italien, die vereint Ruhe und Sicherheit in Europa gewährleisten, wieder trennen und Rußland, Deutschland, Italien einander näher bringen würden.

Die innere Wahrheit dieser Beredsamkeit machte Eindruck. Beust wurde Herr der Situation. Hohenwart fiel, aber eines Morgens erhielt Beust den Besuch eines hochmögenden Freundes, der in auffallender Weise Besorgnisse für Beust's Gesundheit äußerte. Erschreckt fragt dieser, ob solche Sorgfalt eine Warnung sei. Der Freund, es war derselbe, der ihm seinerzeit die Berufung des Kaisers in österreichische Dienste mitgetheilt, bedauerte bejahen zu müssen. Es lag ein Todesurtheil in dieser Bejahung. Beust war Höfling und Diplomat genug zu erkranken. Aus allen Kreisen Wiens kamen Zeichen der Theilnahme, Aeußerungen der Condolenz, auch der Kaiser erschien bei seinem trostbedürftigen Rathgeber und verweilte länger als eine Stunde. Einen Tag später reichte Beust sein Dimissionsgesuch ein. Bald wußte alle Welt, daß er entlassen, Andrássy sein Nachfolger sei. Zu seinem Schrecken sah Beust mit einem mal, daß seine Freunde von gestern heute nicht mehr auf ihn achteten, daß man sich kühl abwendete von ihm, niemand seiner diplomatischen Vermittelung mehr zu bedürfen schien. Er schickte sich an, nach seinem neuen Wirkungskreise abzureisen; niemand erschien auf dem Bahnhofe, ihm ein Wort des Abschiedes zu sagen. Wo waren die Sterne, die ihn einst umwandelt, Staatsmänner, Offiziere, Deputirte und Künstler? Plötzlich war er verschollen, war es grabesstill um ihn geworden; nur boshafte Kobolde raunten ihm höhnisch die Frage ins Ohr, ob er nun ebenso verlassen wäre, wenn er die Kunst des Regierens nicht immer nur als Erfüllung der armseligen Aufgabe gedeutet hätte, der Noth des Augenblickes mit allen beliebigen Mitteln zu steuern. Es war ihm Erlösung, als er in London ankam, dem Orte, wo er einst seine ersten Sporen erwarb, und wo er nun wieder wie ehedem Berichte zu schreiben hatte, in denen nichts zu berichten war, und leere Pflichten der Repräsentation seine Zeit bescheiden ausfüllten. Die Welt schenkte ihm nur noch einen flüchtigen Augenblick, wenn ihm ein Witz oder ein Wortspiel besonders glückte.

Beust, der für jedermann ein freundliches Wort, ein verbindliches Lächeln hatte, stand zu den bedeutenden unter den Staatsmännern seiner Zeit stets in den ungünstigsten Beziehungen. Er blickte nicht ohne Neid zu ihnen auf; Geist und Witz, die ihm immer treu geblieben, bei wohlbesetzter Tafel, in einem Ministerconseil, schönen Frauen gegenüber erfolgreich werden ließen, haben ihm hier nur Misgeschick gebracht. Palmerston ließ ihn seinen Haß unverhohlen fühlen, ebenso



Digitized by Google

Gortschakow. Dieser hat jeden Verkehr mit Beust brüsk abgelehnt. Seine Ernennung zum österreichischen Minister wurde in Petersburg mit eisiger Kälte aufgenommen. Solche Rancune nahm bald greifbare Formen für Oesterreich an. Man protestirte von Petersburg gegen die Ernennung Goluchowsky's zum galizischen Statthalter; als die Kaiserreise nach Galizien unterblieb, ließ Zar Alexander I. in Wien erklären, daß ihm dies erwünscht gekommen sei, er hätte die Reise nicht ruhig hingenommen; im Sommer 1869, als Gortschakow in Vichy weilte, ist Beust, Vergebung für alle Misverständnisse suchend, vor ihm erschienen. Ein leidlicher Verkehr war die Folge. Rußland blieb neutral, als der Aufstand in Dalmatien wüthete; es hatte gehofft, für seine Neutralität den Fürsten von Montenegro auf den serbischen Thron setzen zu können; aber eine officielle Anfrage, die von Petersburg nach Wien herüber gestellt worden, ist ablehnend erwidert worden. Die Beziehungen wurden wieder kühler.

Auch mit dem deutschen Kanzler hat Beust sich niemals ehrlich zu befreunden vermocht. Der Geisteskraft des gewaltigen Gegners stand er als misgönnischer kleiner Rivale gegenüber; daß Beust wie Bismarck Graf und Kanzler wurde, hat er als eine geringe Abschlagszahlung des Schicksals für unverdientes Misgeschick gedeutet. Zur Zeit seiner Regierungsthätigkeit wurde das literarische Bureau im Ministerium des Aeußern, bestimmt, die Leistungen desselben in Scene zu setzen, nicht müde, Berührungspunkte im Leben der beiden Kanzler zu suchen. Man erinnerte daran, daß König Wilhelm zur Zeit, als er frische Kräfte für seine Regierung suchte, Beust zum Eintritt in preußische Dienste gewinnen wollte, daß umgekehrt Bismarck, bevor er die Bahn seiner Erfolge betrat, in die österreichische Bureaukratie zu treten beabsichtigte. Man entzog eine Reminiscenz an die Geschichte der Ahnherren beider Staatsmänner der Vergessenheit und hob hervor, daß die Stammschlösser beider Familien nicht weit voneinander entfernt waren, daß ein verschollenes märkisches Lied die Rochow, Bismarck, Beust in einem Athem als Raubritter nennt, von denen die Beust als diejenigen bezeichnet werden, die direct vom Teufel abstammen. Beust's erste Begegnung mit Bismarck erfolgte in den letzten Monaten des Jahres 1848. Eines Morgens fanden sich beide bei Herrn von Savigny, der Bismarck als Gast in seiner Wohnung hatte. Bismarck empfing den sächsischen Diplomaten im Schlafrock, er zog aus einer langen Pfeife gewaltige Rauchwolken. Eben war Blum in Wien erschossen worden, ein Vorgang, den Beust als politischen Fehler bezeichnete, Bismarck aber schnitt solche Erörterung drastisch mit den Worten ab: „Ganz falsch; wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten!“

In Paris 1862 fanden sich beide Staatsmänner wieder. Bismarck wurde redelustig bei einem kleinen Diner im Café Anglais und pries die Annehmlichkeit, der Bundestagsmisère ledig zu sein. Nach allem, was er in Frankfurt mit Prokesch ausgestanden, sei ihm der gemüthliche Gortschakow eine Wohlthat geworden; freilich hat auch später Prokesch Beust gegenüber in Konstantinopel bemerkt, es sei ihm wie ein morgenländischer Traum erschienen, als er statt mit Bismarck mit dem weisen Ali zu conferiren hatte. Zu derselben Zeit, 1862, erfolgte in Paris eine eingehende Erörterung der deutschen Fragen zwischen Beust

Digitized by Google

und Bismarck. Drei Monate darauf war der letztere preußischer Ministerpräsident. Er richtete an Beust ein ausführliches Schreiben mit dem Wunsche, die persönlichen Beziehungen durch Anknüpfung eines von amtlichen Formen unbeengten schriftlichen Verkehrs lebendig zu erhalten. Bismarck glaubte, eine dienstliche Pflicht zu erfüllen, wenn er seinen Collegen versicherte, daß er allen abenteuerlichen Plänen fernstehe, welche ihm von politischen Kindern und Gegnern in der Presse zugeschrieben werden. Er erklärte, daß er nicht den Beruf fühle, Preußen in die Bahnen sardinischer Politik zu drängen, und wenn ihn jemand fühlte, so würden alle Unterlagen fehlen, um die Theorie zur Praxis zu machen. Bezüglich der äußern Fragen will er für Preußen so freie Hand wie für Oesterreich, solange die deutschen Particularinteressen sich nicht zu allseitig anerkannten Gesammtinteressen in der Art verschmelzen, daß ihre Solidarität in jeder Art verbürgt ist; in Betreff der innern Angelegenheiten will er das wachsende Uebergewicht der Abgeordneten und des parlamentarischen Beamtenheeres im Interesse der Schwerkraft der Krone brechen, aber die Heerstraße des Verfassungslebens soll hierbei sobald als möglich wiedergewonnen werden. Gleichzeitig hegte Bismarck den Wunsch, Beust persönlich zu sprechen; es kam nicht sofort dazu. Erst später ging Beust zu den Berathungen über den Handelsvertrag mit Frankreich nach Berlin. An der Seite Bismarck's hörte er Reusche's und Helmerding's Schellenkappe klingeln. Bismarck meinte zu dem schallenden Gelächter des Publikums: „Die machen schlechte Witze über uns!" Lange Zeit später war Bismarck in Dresden. Beust war sein Führer an den Ufern des großen Elbestromes zu den Kunst- und Naturschönheiten des lebensfrohen deutschen Florenz. Leider hielt das Einvernehmen nicht lange an. Bismarck nahm es als Verrath, daß Beust bei diesem Anlaß über die Vorbereitungen zum Fürstentage geschwiegen hatte, und der Verlauf des Fürstentages erhöhte diese Spannung.

Die Fürsten, Kaiser Franz Joseph an der Spitze, hörten nicht auf zu glauben, daß es schließlich gelingen müsse, den Widerstand Preußens wider die Absichten des Fürstentages zu bannen. Ein Antrag, den König von Preußen nochmals aufzufordern, an den Verhandlungen theilzunehmen, wurde einmüthig angenommen. König Johann reiste nach Baden-Baden, um auf die Willensmeinung des preußischen Königs Einfluß zu nehmen; eine hinreißende Rede König Johann's schien Erfolg zu haben. Unterwegs suchte Beust Herrn von Bismarck auf, der im Stephanienbad abgestiegen war. Bismarck's erste Worte waren: „Sie kommen, uns ins Verderben zu reißen — wird Ihnen nicht gelingen." „Ich begreife Sie nicht", war die Antwort Beust's; „wenn Ihr König morgen nach Frankfurt geht, sich in der Versammlung einfindet, die Fürsten mit herzlichen Worten begrüßt, mit der Erklärung: er sei bereit, sich an ihren Berathungen zu betheiligen; da er aber eben zwei ernste Curen gebraucht habe, könne er sich erst einige Wochen später einfinden, wird der Congreß gewiß den nächsten Tag Frankfurt verlassen." „Sie haben mir ja bisher Vertrauen geschenkt", glaubte Beust sagen zu können. „Vertrauen", unterbrach ihn Bismarck, „habe ich gar nicht mehr — seit Sie in Leipzig vor den Turnern im Sinne der Fürstentagspläne gegen uns gesprochen." Und vom König Wilhelm sagte er: „Der König ist über den Besuch



Digitized by Google

Ihres Herrn sehr verdrießlich. «Hätte man mir wenigstens», meinte er, «meinen Schwiegersohn geschickt, dem würde ich den Kopf gewaschen haben; aber nun schickt man mir noch den ehrwürdigen König von Sachsen.»"

König Johann kehrte mit einer Absage des Königs von Preußen nach Frankfurt zurück. Der Verkehr zwischen Bismarck und Beust wurde abgebrochen. Nun kamen mit den Kriegsjahren auch völlige Kriegszeiten zwischen beiden Staatsmännern. In Dresden hausten die preußischen Truppen in der Villa Beust, wie ihre Vorgänger 100 Jahre früher im Schlosse Brühl's gehaust; aber schon im Sommer 1867, als Graf Wimpffen seinen Urlaub antrat, sagte ihm Graf Bismarck zum Abschied: „Grüßen Sie Baron Beust herzlich von mir." Beust hat es nicht verstanden, die angebotene Versöhnung anzunehmen. Zwei Jahre später war das Verhältniß wieder arg getrübt. Bismarck, der sich zur Geburtstagsfeier des Königs Johann nach Dresden begeben hatte, klagte hier ernstlich über die Haltung des österreichischen Reichskanzlers. Der König hielt es für seine Pflicht, Beust zu warnen. Die Beziehungen zwischen Berlin und Wien wurden trotzdem so kühl, daß Bismarck ein halbes Jahr den österreichischen Vertreter nicht zu sehen bekam. Nach 1870 erfolgte eine Verständigung zwischen Deutschland und Oesterreich, und 1871 waren Bismarck und Beust versöhnt in Gastein zusammen. In jener Zeit ließ Bismarck den österreichischen Collegen ungescheut in die Geheimnisse seines Lebens schauen. „Was thun Sie", fragte er einmal, „wenn Sie sich ärgern; ich glaube, Sie ärgern sich nicht soviel wie ich." „Nein", erwiderte Beust, „blos über die Dummheit der Menschen, über deren Bosheit nie." „Nein", fuhr Bismarck zornig empor, „finden Sie nicht, daß es dann eine große Erleichterung ist, einen Gegenstand zu zerstören?" „Wie gut", entgegnete Beust, „daß Sie nicht an meinem Platze sind. Dann bliebe im Hause kein Möbelstück ganz." „Sehen Sie", schloß Bismarck die Unterredung, „ich habe mich einmal drüben im Vorschloß beim Kaiser schwarz geärgert; ich schließe die Thür heftig, der Schlüssel bleibt mir in der Hand, ich trete bei Lehndorf ein und werfe ihn in das Waschbecken, das in tausend Stücke geht. «Mein Gott», sagt dieser, «sind Sie krank?» Gewesen, jetzt bin ich wieder ganz wohl."

Die französische Stellung Beust's wurde Ursache neuen Misverhältnisses. Man nahm ihm vieles übel, was er in Paris that. Die Wirkung war, daß Bismarck in einer seiner berühmten Parlamentsreden Andrássy auf Beust's Kosten einen „ehrlichen Collegen" nannte. Beust reclamirte deshalb beim Grafen Münster in London, und Bismarck schrieb selbst eine liebenswürdige Beschwichtigung an ihn — kurze Zeit später war Beust pensionirt, seine Ruhelosigkeit war amtlich zur Ruhe gesetzt.

Nur mühsam hat Graf Beust diese aufgezwungene Ruhezeit ertragen. Er lebte, seitdem er pensionirt worden, auf Schloß Altenberg, das lieblich, an einen bewaldeten Hügel gelehnt, über Felder, Wiesen und die silbernen Windungen der Donau hinüber zu den ungarischen Bergen schaut. Das Schloß ist angefüllt mit Zeichen, wie unstet das Leben seines Besitzers war; pietätvoll ist nur der hallenartige, von kräftigen Säulen getragene Speisesaal in dem Stil erhalten worden,

Digitized by Google

den ihm sein Erbauer Pereira gab, Wohn- und Empfangszimmer aber bergen in jedem Winkel eine Mahnung an das glückliche Ehemals des Grafen Beust. Prächtige Stickereien und Teppiche des Orients, kostbare Erinnerungen, flimmernde Ordensschränke, Ehrendiplome in goldigen Hüllen verrathen, wie flüchtig Fürsten- und Volksgunst sei; ein Gemach, dessen Wände Beust's Caricaturen von Meistern aller Länder decken, zeigt, wie oft der Kanzler die Kosten der Spottlust bestritten hat; anderswo erzählen holde Frauenbilder von zärtlichen Kosestunden, in denen die Liebe ihre Zauberkraft geübt. Unter diesen Herrlichkeiten schlich ihrem Besitzer die Zeit langsam dahin; kleinmüthige Gefühle der Entsagung überkamen ihn. Er kränkelte und siechte dahin. Sein Auge, das in so viel Geheimes geschaut, wurde der Sehkraft beraubt; das Lächeln um seine Lippen erstarb, seine Hand, die so viele Fäden gesponnen, so manchen arg verschlungenen Knoten gelöst, war hager und dürr geworden. Die Sehnsucht nach der Heimat, die den Menschen vor dem Tode erfaßt, erfüllte ihn. Er träumte von Jugendbildern, von Sachsen, seinem Vaterlande, wenn er ein Schatten seiner selbst unter den Bäumen des Schloßgartens von Altenberg saß. Als ein müder Mann ist Beust gestorben; ein Herzleiden, die Krankheit der Unzufriedenen, hat sein Auge geschlossen für immer. Sein Bild wird in der Geschichte fortleben als das des letzten Anhängers diplomatischer Traditionen, die auch Begabung und Gewandtheit in unserer modernen Welt nicht siegreich zu machen vermochten.

---

Digitized by Google

# Helga-Land.

Skizze aus dem Lande der tausend Seen

von

Benvenuto Sartorius.

Mittnachtsonn' auf Bergen lag,
Blutroth anzuschauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eignes Grauen ...

Und im dämmernden Schein dieser Zwitterbeleuchtung durchschnitt unser Schiff langsam und schwerfällig die Wogen des Saïmasees, sich mit den plumpen, hochbeladenen Holzbooten, deren es eine lange Kette im Schlepptau führte, wie die gigantische Form einer schwarzen Riesenschlange zwischen dem Gewirr von Inseln und Inselchen durchwindend, welche die finnischen Seen charakterisiren.

Vom Lande aus gesehen mußte dieser kleine eiserne Schleppdampfer mit dem riesenhaften unförmlichen Kometenschweif, der schwarze Schatten über den rothschimmernden Wasserspiegel warf, wie er so kettenrasselnd und in allen Schrauben knirschend das Echo der sommernächtigen Stille wach rief, den Gedanken an jene Ungeheuer des nordischen Sagenkreises wieder erwecken, die durch die Macht des Christengottes in das granitne Bett des Seegrundes verbannt, zur Sommersonnenwende um die Mitternachtsstunde emportauchen, um das jetzt an diesen Ufern lebende und sich mühende Pygmäengeschlecht mit Staunen und Grausen zu erfüllen.

Ich war der einzige Passagier und verdankte die Aufnahme an Bord des „Archimedes" nur der Liebenswürdigkeit des Kapitäns. Das auf das nothwendigste beschränkte Schiffspersonal hatte mit der Leitung der anvertrauten Boote so vollauf zu thun, daß es keine Minute zu unnützem Gespräch erübrigen konnte. Da es sich nur aus Söhnen des Landes rekrutirte, so darf man dreist behaupten, daß, auch falls sich die Zeit zu einer kleinen Plauderei gefunden, schwerlich jemand davon Gebrauch gemacht haben würde; denn der Finländer ist ein wortkarger, schwer zugänglicher Gesell. So hatte ich Muße, mich ganz der Betrachtung der Landschaft hinzugeben, deren sanftwellige Contouren am Horizont wie Schattenbilder langsam vorüberzogen.

Digitized by Google

Ich hatte damals eben glücklich meine Examina an der Universität Dorpat absolvirt, und da ich erst im kommenden Semester promoviren konnte, befand ich mich in jenem angenehmen Uebergangsstadium, das der Laie mit dem vulgären Ausdruck „nicht Fisch, nicht Fleisch" bezeichnet, und in der Sprache der Jünger Aesculap's unter dem Titel „Doctorand" figurirt. Eine gute wissenschaftliche Arbeit, die ich zu meiner eigenen Verwunderung zu Stande gebracht, hatte mir ein Reisestipendium eingetragen, eine Summe, die zu einer wissenschaftlichen Reise in das „Innere des Reiches" verwendet werden sollte. Da ich mir nun von einer Expedition in die Hütten meiner slawischen Brüder bei meiner, selbst für einen dorpater Studenten geradezu verblüffenden Unkenntniß der russischen Sprache nicht viel Gutes versprach, hinwiederum mit sophistischer Wortklauberei das Großfürstenthum Finland, woselbst ich mich mit Hülfe der dem „Suomi" (Finnisch) nahe verwandten estnischen Sprache zu verständigen hoffte, auch für „reichsinnerlich" erklärte, beschloß ich, dem „Lande der tausend Seen" meine wissenschaftlichen Forschungen angedeihen zu lassen, in der vagen Hoffnung, mir durch die Auffindung fossiler Finnenschädel um die Wissenschaft unsterbliche Verdienste zu erwerben.

Ein Ereigniß, auf welches ich am Schlusse dieser Aufzeichnungen zurückzukommen gedenke, veranlaßte mich, kurz nach meinem Betreten des finländischen Bodens meinen anfänglich festgestellten Reiseplan zu ändern. Ich hatte beabsichtigt, mich für einige Zeit an den weltberühmten Wasserfällen des Imatra niederzulassen und von hier aus Streifereien durch die Umgegend zu machen, sah mich jedoch veranlaßt, Hals über Kopf meinen Aufenthalt daselbst abzubrechen. Ich gedachte nunmehr von dem idyllischen Lauritsala aus, wohin ich mich zunächst gewandt, per Dampfer nach der nordfinnischen Handelsstadt Kuopio zu fahren und auf der Fahrt dahin der ihrer eigenartigen Gestaltung wegen berühmten Insel Pungaharrjo (Schweinsrücken), einem schmalen Felsengrat von 7 Werst Länge, einen Besuch abzustatten. Da die Passagierdampfer jene entlegene Felseninsel auf ihrem Curs nicht berühren, so wandte ich mich an den Kapitän des in Lauritsala Kohlen einnehmenden Schleppdampfers, der, wie ich in Erfahrung gebracht, auf seiner Tour Pungaharrjo berühren sollte, behufs Aufnahme als Passagier, welche Bitte mir der wackere Finländer zu meiner großen Freude bereitwillig gewährte.

Die Fahrt ging nun allerdings mit einer selbst die kühnsten Erwartungen übertreffenden Langsamkeit von statten, und das schon bei Tagesbeleuchtuug wenig abwechselungsreiche Landschaftsbild, welches die kleinen waldbestandenen Felseninseln bieten, gewann in der leichten Dämmerung, die auch in der Zeit der hellen Nächte die Fernen wie mit einem Nebelschleier überzieht, eine geradezu ermüdende Monotonie.

Wir waren eben in einen wie es schien nicht ganz gefahrlos zu passirenden Arm des weitverzweigten Sees eingebogen; überall ragten aus dem Wasser die auf unterirdische Klippen oder Untiefen deutenden langen Stangen empor, mit dem an der Spitze befestigten Stroh- oder Wacholderbündel. Die Maschine arbeitete mit bedeutend verringerter Kraft; momentan schien es mir, als ständen wir still. Die Umgebung durch meinen Feldstecher musternd, bemerkte ich eine

Digitized by Google

dünne Rauchsäule, die sich von dem leuchtenden Horizont abhob. Ich wandte mich an den Kapitän, in dessen Nähe ich stand, mit der Frage, woher das Rauchwölkchen rühre und ob wir uns dem Festlande so genähert hätten, daß es vielleicht der Rauch aus einem finnischen Gesinde*) sei.

Der Kapitän nahm mir das Glas aus der Hand, und in der angegebenen Richtung ausblickend sagte er kurz: „Das ist das Feuerzeichen der klugen Helga", worauf er seine Aufmerksamkeit wieder dem Steuer zuwandte.

Man kann sich denken, daß mir mit dieser lakonischen Antwort wenig gedient war.

Wer war die kluge Helga? Und was hatte sie sich mit Rauchsäulen zu befassen, die, soviel ich mich erinnerte, nur im Alten Testament während der vierzigjährigen Wüstenpromenade der braven Juden üblich gewesen?

Nach längern diplomatischen Bohrversuchen von meiner Seite erfuhr ich von dem alten Finländer nur so viel, daß sich auf jenem kleinen Eiland eine ob ihrer Klugheit vom Volke mit abergläubischem Staunen betrachtete Weibsperson aufhalte, die während der kurzen Sommermonate, d. h. zur Zeit der Saïmaschiffahrt, allnächtlich ein Feuer auf dem höchsten Punkte ihrer Insel anzünde, wie der Volksmund sagte, um ihrem Geliebten, der vor Jahren eines schweren Verbrechens wegen flüchtig werden mußte, bei der Rückkehr die Richtung der Heimatinsel anzuzeigen, wie der Kapitän meinte, aus allgemeiner Menschenliebe, da der See in der Umgebung jenes Eilandes voll gefährlicher Klippen sei.

Mit dieser wenig befriedigenden Erklärung mußte ich mich nolens volens zufrieden geben.

Einige Wochen später machte ich von Kuopio kommend denselben Weg, jedoch diesmal am Tage und auf dem Verdeck des zwischen Kuopio und Wyborg verkehrenden großen Passagierdampfers „Wainemoïnen".

Spät abends langten wir in dem kleinen Badeort Wilmanstrand an. In diesem, seit neuester Zeit auch durch eine Eisenbahn mit der großen Welt verbundenen Städtchen wollte ich neue Kräfte zu meinen Excursionen an die finnische Meeresküste sammeln. Ich erlangte ohne viel Schwierigkeiten ein Zimmer in dem schön gelegenen Badehotel; und da es nach der Theorie eines bekannten Schriftstellers keinen Ort auf dieser kleinen Erde gibt, auf dem wir vor dem Zusammentreffen mit irgendeinem mehr oder weniger guten Bekannten geschützt sind, hatte auch ich, da ich nach schnell verzehrtem Abendessen mich auf der Veranda zu den dort anwesenden Curgästen versammelte, die angenehme Ueberraschung, einen mir befreundeten dorpater Arzt Dr. X. zu erblicken, der mir mit unverhohlener Freude entgegenkam und mich bald mit der übrigen Gesellschaft bekannt machte.

Unter den Gruppen, die sich in zwangloser Unterhaltung auf der geräumigen Veranda des Badehotels zusammengefunden, entstand bald einige Bewegung. Ich folgte der Richtung, welche die Blicke der Anwesenden nahmen, und traf auf ein aus dem Innern des Hauses tretendes Paar, welches von allen Seiten mit jener

*) Bauerhof.

Digitized by Google

ehrfurchtsvollen Zuvorkommenheit gegrüßt ward, die man nur dem Sterblichen aus blauem Geblüt zutheil werden läßt.

Es war, wie mir mein Freund auf mein Befragen mittheilte, ein in den Flitterwochen befindliches freiherrliches Paar. Die Frau, ein Typus jener in den vornehmen Pensionaten Petersburgs erzogenen jungen Damen, blaß mit feinen, pikanten Zügen und kokettem Blick der weitgeöffneten dunkeln Augen, der Gatte, ein alter Herr, dessen Geburtsjahr ich sofort in den Anfang des Jahrhunderts zurückversetzte, noch bevor er mir die vertrauliche Mittheilung gemacht, daß in seinen besten Jahren ein bekannter Künstler ihm enthusiastisch zugerufen: „Alexander, du bist der schönste Mann deiner Zeit!“ „Und das war zu Lebzeiten eines Nikolaus!“ fügte er mit selbstgefälligem Lächeln hinzu.

Um den Schaukelstuhl, auf welchem die Frau Baronin Platz genommen, gruppirte sich die anwesende männliche Jugend; und da ich ein Feind jeder Ausnahmestellung bin, beeilte ich mich, durch eine Vorstellung seitens des Doctors in den allerhöchsten Cercle aufgenommen zu werden.

Ich hatte vor meinen Gefährten den Vorzug der Neuheit: das verriethen die auf mich gerichteten forschenden Blicke der Baronin, welche in anmuthiger Nonchalance sofort jedes andere Gespräch abbrach, um sich ganz dem Neuangekommenen zuzuwenden. Meine Reise durch die etwas entlegenern Gebiete Finlands bot uns reichen Stoff zur Unterhaltung; besonders die Schilderung jener nächtlichen Seefahrt als Gast des „Archimedes“ schien das lebhafte Interesse der Baronin zu erregen.

„Und Sie haben weiter keine Details über die seltsame Einsiedlerin in Erfahrung gebracht?“ unterbrach sie mich neugierig, da ich der klugen Helga erwähnte. Ich verneinte es und fügte hinzu, daß sich von hier aus wol eher etwas über das geheimnißvolle Treiben jenes Weibes ermitteln ließe.

„Meinen Sie?“ fragte sie lebhaft, und ihre Augen überflogen forschend die auf der Veranda versammelte Gesellschaft, um dann plötzlich, wie von einer glücklichen Idee gebannt, auf einem kleinen bebrillten Herrn haften zu bleiben, der eben in ein lebhaftes Gespräch mit dem alten Baron vertieft war.

„Professor“, rief sie ihm zu, „haben Sie je auf ihren botanischen Streifereien durch die Umgegend von einem auf einsamer Insel hausenden Weibe gehört?“

Ueber das ruhige Gesicht des Gefragten glitt der Schatten einer unliebsamen Ueberraschung, während er, ohne ein Zeichen der Bejahung zu geben, zurückfragte: „Sprechen die Frau Baronin von Helga's Eiland?“

Die Baronin klatschte in die Hände wie ein Kind. „Kommen Sie, kommen Sie, Professorchen“, drängte sie ungestüm. „Sie müssen uns erzählen, welcher Zufall Sie mit der interessanten Einsiedlerin zusammengeführt, und das gleich, ohne alle Ausflüchte!“ schloß sie bittend.

Der Aufgeforderte kam offenbar sehr ungern dieser Bitte nach, die er gleichwol, da sie von einer Dame ausging, nicht abschlagen konnte, und ich bereute es zu spät, durch meine unbedachten Aeußerungen diese Erzählung ihm abgezwungen zu haben.

„Wie Sie wissen, meine Gnädige“, begann der Professor im trockenen Er-

Digitized by Google

zählerton, sich indeß mehr und mehr an seinem Gegenstand erwärmend, „beschäftigte ich mich während des Sommers damit, mein engeres Vaterland per pedes zu durchstreifen, um, wie der botanische Fachausdruck heißt, Heu zu machen. Auf diesen Streifereien führte mich schon vor Jahren der Zufall mit jener einsamen Frau zusammen, deren Namen der Herr hier erwähnte.

„Das Eiland, das sie bewohnt, liegt etwas außerhalb der gewöhnlichen Verkehrsadern des Saïma, da die Passage für Dampfer unmöglich, und selbst für kleine Fischerboote der zahlreichen Klippen wegen, welche unter dem Wasser den lotrecht aus dem See aufsteigenden glatten Granitfelsen der Insel vorgelagert sind, nicht ohne Gefahr ist. Die Insel ist nur durch einen schmalen Wasserstreifen vom Festlande geschieden; doch haben die durch steile Ufer eingeengten Fluten gerade an dieser Stelle eine so starke Strömung, daß eine Ueberfahrt mit dem Boote unmöglich ist. Nur an einer einzigen Stelle öffnet die Insel eine gastliche Bucht und diese ist wiederum so seicht, sie verliert sich so in dichtem Schilfgebüsch, daß nur meine Begierde nach einer in diesen Gegenden sonst nirgends angetroffenen Iris, die ihre prächtigen goldgelben Blütenschäfte aus dem Sumpflande, in dem sich das Schilf verlor, erhob, mich bestimmte, eine Landung zu versuchen. Dabei entdeckte ich zu meinem Erstaunen im Röhricht versteckte Weidenkörbe, wie sich deren die Finnen zum Fischfang bedienen.

„Ich war überzeugt, daß in dem in unserm granitnen Heimatlande so selten anzutreffenden Sumpfterrain, welches sich in einer weiten Thalmulde sanft bergan zog, noch verschiedene botanische Funde meiner harrten, und beschloß eine genaue Recognoscirung der Insel vorzunehmen. Dabei entdeckte ich abermals ein Zeichen menschlicher Nähe, denn im Erlengebüsch, unweit der Stelle, wo ich gelandet, stand eine kleine Blockhütte mit einem offenbar noch kürzlich benutzten, aus großen Steinen primitiv hergestellten Feuerherde. Von hier aus führte ein getretener Pfad durch den Niederwald bergan. Denselben verfolgend stieß ich bald auf die über ganz Finland verbreiteten Umzäunungen, womit einzelne Waldparcellen umfriedet werden, theils des aufsichtslos weidenden Viehs, theils des Wildes wegen, und die dem Wanderer immer einen Aufenthalt von einigen Minuten verursachen, da er genöthigt ist, den auf die primitivste Art aus ineinandergeschobenen Baumstämmchen gebildeten Zaun an einer Stelle zu zerstören und die so hergestellte Bresche später nothdürftig wieder auszubessern.

„Nach einer Wanderung von wenigen Minuten öffnete sich vor mir ein anmuthiges Wiesenland, das, rings vom Walde umgeben, sanft ansteigend mit einer Kette schroffer Granitzacken abschloß. Hinter diesem Felsgebirge en miniature stieg ein dünnes Rauchwölkchen auf, menschliche Ansiedelung verkündend.

„Ich beschleunigte meine Schritte, und nachdem ich die Höhe erreicht, lag vor mir ein geräumiges Blockhaus auf einem granitnen Unterbau aufgeführt, der nach Art der Cyklopenbauten aus einzelnen, ohne Mörtel aneinandergefügten erratischen Blöcken bestand. Der Thür gegenüber erhoben sich auf drei riesigen Granitblöcken drei kleine offene Hütten, zur Aufbewahrung von Fischereigeräth und zum Trocknen der Fische bestimmt.

Digitized by Google

„Das Haus, in welches ich, da der hölzerne Riegel vor der Eingangsthür nicht vorgeschoben war, eintrat, war leer. In dem einzigen Wohnraum, welchen solch ein finnisches Bauerhaus aufweist, summten die Fliegen um das große, mit der bunten finnischen Flickerdecke bedeckte Bett und den wurmstichigen Schaukelstuhl, der ja selbst in der ärmsten finnischen Hütte nicht fehlt. Das Haus durchschreitend gelangte ich in den auf drei Seiten von Scheuern und Ställen umschlossenen Hof. Rechts an dem Breterzaun, der ein kleines Stück Gartenland vom Hofe schied, kauerte ein kleines Mädchen und legte Figuren aus den anmuthigen Ranken der Linnea borealis, deren sie eine ganze Menge in ihrer Schürze hatte. Als ich die Kleine anredete, zuckte sie erschreckt zusammen, ließ die Blumen fallen, und die kleinen Hände trichterförmig an den Mund legend stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, der unmittelbar darauf aus der Ferne beantwortet wurde. Nur wenig Minuten später kam über das schmale Feld, welches sich vom Garten aus wie ein Keil in den Wald hineinschob, die Gestalt eines großen, starkgliederigen Weibes daher. Sie trug die finnische Tracht, und das helmartig gefaltete weiße Tuch umrahmte die energischen, beinahe männlichen Züge, aus denen mir ein paar helle, kluge Augen entgegenblickten.

„Auf ihre Frage nach meinem Begehr theilte ich ihr mit, daß ich die auf der Insel vorkommenden seltenen Pflanzen aufsuchen wollte; und da sich dies nicht an einem Tage bewerkstelligen lasse, beabsichtigte, den Eigenthümer des Gesindes für einige Tage um Quartier zu bitten.

„Die Frau blickte mir während dieser Auseinandersetzungen scharf prüfend ins Gesicht; da ich geschlossen, antwortete sie ruhig: «Der Besitzer ist nicht daheim ... er kann aber jeden Augenblick zurückkommen, wir erwarten ihn. Inzwischen will ich Ihnen gern erlauben, in der Scheune dort zu nächtigen, wenn Sie damit zufrieden sind.»

„So ward ich für einige Tage Helga's Gast, denn der Mann, dessen Ankunft sie mir mit so bestimmten Worten vorausgesagt, ließ nichts von sich hören, und Knechte und Mägde gab es in Helga's Diensten nicht. Sie verrichtete alles allein, selbst die schwerste Männerarbeit, mit einer Gewandtheit und Umsicht, die mir Bewunderung abnöthigten, nicht sowol der Muskelkraft ihres Armes als der Klarheit ihres Verstandes wegen.

„Einmal, als ich sie bei einer solchen harten Arbeit traf, konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen: «Euer Mann macht sich's bequem! Läßt Euch da allein die schwere Sommerarbeit machen und kommt erst im Winter heim, um beim Herdfeuer zu sitzen und zu schwatzen, wie die alten Weiber.»

„Sie sah mich mit einem seltsamen Blick an und sagte halblaut: «Wenn er käme, mein Henrick ... der Platz am Herdfeuer ist schon lange leer ...» Dann, als habe sie schon zu viel gesagt, schloß sie herb die Lippen und wandte sich mit verdoppeltem Eifer wieder ihrer Arbeit zu. Das Blut war ihr in die gebräunten Wangen gestiegen, ob von der körperlichen Anstrengung oder von den durch meine Worte wach gerufenen Erinnerungen, wagte ich nicht zu entscheiden.

„Die Worte Helga's gaben mir zu rathen; doch hoffte ich umsonst, daß sich

Digitized by Google

gelegentlich das abgebrochene Gespräch wieder anknüpfen ließe. Ich hätte allerdings, meine Neugier zu befriedigen, nur die kleine Sivia nach dem Vater zu fragen brauchen; doch schien es mir unwürdig, mich auf diese Weise in das Geheimniß des fremden Weibes einzudrängen.

„Die kleine Sivia war auf meinen Excursionen meine unzertrennliche Begleiterin und weinte bittere Thränen, da ich nach Verlauf einiger Tage das Eiland verließ. Auch der Mutter des Kindes schien mein Scheiden leid zu thun; ich mußte beiden versprechen, ihnen gelegentlich wieder einen Besuch abzustatten.

„Nun, diese Gelegenheit fand sich erst im kommenden Sommer. Ich fand bei meinem zweiten Besuch alles wie im Jahre vorher, nur meine kleine Freundin war etwas blaß, sie hatte, wie mir die Mutter mittheilte, im Frühjahr eine schwere Krankheit durchgemacht.

„«Und wie war es Euch möglich einen Arzt zu erlangen?» fragte ich theilnehmend.

„«Einen Arzt?!» Die Frau lachte kurz auf; «ich hab' nie einen gesehen! Leben und Sterben steht in Gottes Hand, und die guten Kräuter, die hier auf der Insel wachsen, kenne ich alle und wende sie an, wie mich der selige Vater gelehrt.»

„«Und wenn Ihr selbst schwer krank werden, wenn, was Gott gnädig verhüten möge, der Tod Euch treffen sollte, was wird aus Euerm Kinde?»

„«Sterben?!» Die Frau schüttelte ruhig den Kopf. «Ich werde nicht sterben, bevor mein Henrick heimkehrt. Er kann jeden Tag kommen ... wir erwarten ihn», fügte sie mechanisch hinzu, und ihre Augen blickten über mich weg, wie in weite Ferne. «Und wenn ich krank werde, so läuft die Sivia an die Stelle der Insel, wo man dem Festlande so nahe ist. Jenseit wohnen nicht allzu weit Menschen, die würden kommen auf des Kindes Schreien. Doch es würde nicht nöthig sein», meinte sie finster vor sich niederblickend, «ich bin immer allein fertig geworden, auch in den schwersten Stunden.»

„Meine Begierde, etwas über das Vorleben der Einsiedlerin zu erfahren, trug den Sieg über das Zartgefühl davon, und ich fragte theilnehmend:

„«Ihr haust also schon lange allein da auf der Insel?»

„Das Weib nickte stumm, sie schien nachzurechnen.

„«Die Sivia wird im Herbst sieben Jahr», sagte sie dann ruhig, «so werden es im Frühling acht Jahre, daß der Vater auf der Heimkehr vom Ligofeste*) verunglückte und mein Henrick verschollen ist.»

„«Ihr waret allein, ohne Beistand bei der Geburt des Kindes?!» fragte ich entsetzt.

„«Allein, mit Gottes Beistand», entgegnete sie einfach.

„«Und habt Ihr in dieser langen Zeit öfters Nachrichten von Euerm Manne erhalten?» fuhr ich fort zu fragen.

„Sie sah mich mit einem eigenthümlich erstaunten Blick an, und ohne mir

*) Das Ligofest ist die bei den finnischen Völkern am Johannisabend stattfindende Feier der Sommersonnenwende.

Digitized by Google

eine Antwort zu geben, wandte sie sich wieder der Arbeit zu, die sie bei meiner Ankunft unterbrochen. Halblaut hörte ich sie dabei die Worte eines finnischen Volksliedes vor sich hinsingen, das in der Uebersetzung so lautet:

Adlers Sprache weiß sie nicht zu deuten,
Nicht den Schrei des Raben, und kein Fremdling
Kommt mit Botschaft nach den öden Marken..."

Die Baronin hob, da der Erzähler schwieg, überrascht den Kopf. „Nun? Und was weiter?" fragte sie erwartungsvoll.

Der Gefragte zuckte die Achseln.

„Aber die Geschichte muß doch einen Schluß haben?" forschte sie ungeduldig.

Ein überlegenes Lächeln belebte momentan die vertrockneten Züge des Gelehrten. „Gewiß müßte sie das", pflichtete er halb scherzhaft bei, „wenn es eine gut erfundene Geschichte wäre, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre hatte; doch leider haben wir es hier nicht mit einem Erzeugniß der Phantasie, sondern mit der Wirklichkeit zu thun, und diese macht uns bei unsern Erwartungen oft einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Bedenken Sie, meine Gnädige", fuhr er ernster fort, „daß meine Geschichte sich in Finland abspielt. Wie die Natur dieses Land gebildet, schwermüthig düster, mit dem sich ins Unendliche wiederholenden Landschaftsbilde der von den Diluvialfluten verwaschenen Granitfelsen, ohne schroffe Zacken und jähe Abgründe, so gestaltet sich auch das Leben des Volkes monoton, arm an lichten Momenten des Glücks, aber auch ohne jähe, tragische Abschlüsse.

„Eine Italienerin würde an Helga's Stelle schon längst mit ihrem Kinde den Tod in den Wellen gesucht haben. Die Finländerin wartet, unermüdlich, ohne zu zagen, auf die Heimkehr des Verlorenen.

„Dieser finnische Charakterzug geduldigen Harrens spricht sich ja auch in seinen Volkssagen aus. Ich erinnere Sie nur an die bekannteste, weil poetischste Sage des Finländers von «Aemmarik und Koit» (Abend- und Morgenröthe), die, durch die neidischen Götter des Dunkels getrennt, in unermüdlichem Jahreslauf sehnsüchtig einander entgegenstreben, um in der Zeit der hellen Nächte, dem Liebesfrühling der Natur, endlich für kurze Zeit vereint sich im glühenden Kusse der Mitternachtssonne aneinander zu schmiegen und dann aufs neue dem Gebot der ewigen Weltordnung folgend getrennt zu werden, und Tag für Tag bis zur nächsten Sommersonnenwende in sehnsuchtsvollem Harren zu verbringen. Finden Sie nicht die Analogie zwischen dieser Sage und dem Geschick Helga's? Auch sie ist durch das Eingreifen dunkler Mächte im vollsten Liebesglück von dem Geliebten getrennt worden und wartet nun in geduldigem Harren des Tages, da ihr dunkles einsames Geschick sich wende und auch für sie die kurze Zeit der Sommersonnenwende anbreche, vor der langen Winternacht des Todes, die sie aufs neue von dem Heimgekehrten trennen wird."

Die Baronin erhob sich, und den Arm ihres Gemahls, der bei der Berührung von ihrer Hand erschreckt aus einem kleinen Halbschlummer auffuhr,

Digitized by Google

ergreifend, verabschiedete sie sich, nachdem sie dem Professor huldvoll für seine Erzählung gedankt, von der Gesellschaft und gab so das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Ich war durch die eben gehörte Erzählung in eine seltsame Aufregung gerathen. Eine Reihe Combinationen war dadurch in meinem Geiste angeregt worden, die, je länger ich darüber nachsann, um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewannen. Ja, ohne Zweifel, der von der Frau Baronin so schmerzlich vermißte Schluß, in meiner Macht hätte es gestanden, ihn hinzuzufügen; und er ward durch ebenjenes Ereigniß herbeigeführt, welches so verhängnißvoll in meine ersten Reisetage fiel.

Ich war, wie alle Finlandreisenden, nachdem ich Fuß in dem Lande der tausend Seen gefaßt, direct zu den „Wassern des Imatra" gegangen. Nach einer angenehmen Fahrt über den sonnenbeglänzten Wyborgersee, wobei ich zum ersten mal die nach dem berühmten Muster der Trollhättafälle gebauten Schleusen passirte, war ich in dem reizenden Rätijärwi mit seinen schwimmenden Inseln und anmuthig bewachsenen Steilufern gelandet und suchte nun von hier aus eine Fahrgelegenheit nach dem Imatra. Zufällig traf es sich, daß ein Bote von dort mit seinem Karren an der Station war, um die fürs Hotel bestimmte Post abzuholen. Er zeigte sich bereit, mich in den kleinen zweiräderigen Karren aufzunehmen, welche primitive Fuhrwerke hier zu Lande die Communication vermitteln.

Durch das unverbrüchliche Schweigen, in welches mein Gefährte sich hüllte, documentirte sich der Mann sofort als Vollblutfinne. Mit stummem Kopfnicken nahm er die angebotenen Cigaretten entgegen und schien für nichts anderes als für sein Pferd Sinn zu haben; doch bemerkte ich bald, daß er mich einer scharfen Musterung unterzog; denn so oft ich, von der Betrachtung der Landschaft absehend, mich ihm zuwandte, ruhten die hellgrauen klugen Augen auf meiner Person.

Als ich mich später im Hotel nach ihm erkundigte, erfuhr ich, daß Damny Harry, so nannten ihn die Engländer, welche die Fischerei unterhalb der Imatrafälle gepachtet haben und sich des Sommers zahlreich hier einfinden, der tollkühnste Angler und Schiffer weit und breit sei, und die Kaltblütigkeit, mit der er den tollsten Gefahren die Stirn biete, schon der Gegenstand zahlreicher hoher Wetten gewesen sei.

Es war eine wunderschöne warme Sommernacht, die diesen ersten Tag abschloß, den ich in dem Lande der tausend Seen verlebte. An dem von der nächtlichen Sonne mit rother Glut übergossenen Himmel stand groß und ruhig der Vollmond, und ich blickte vom Balkon des Hotels aus hinab in die stürzenden Schaummassen des Imatra, deren donnerndes Getöse jedes andere Geräusch in der Umgebung verschlang, als plötzlich meine Schulter berührt ward und das verstörte Gesicht des sonst allezeit lächelnden Oberkellners vor mir auftauchte. Ehe ich noch nach seinem Begehren fragen konnte, bat er mich hastig, ihm ohne Zeitverlust zu folgen. Unterwegs theilte er mir mit, daß in der Nähe ein Un-

Digitized by Google

glück sich zugetragen, und da man aus dem Fremdenbuch erfahren, daß ich Mediciner sei, habe man sich in der Noth an mich gewandt.

Ich folgte, so schnell ich vermochte, dem Menschen, den man ins Hotel nach Hülfe gesandt. Wir gingen durch den sich ans Hotel schließenden Park; der Weg mußte dicht an den Stromschnellen hinführen, denn das Toben der Gewässer belebte in unheimlicher Weise die nächtige Stille. Endlich waren wir an unserm Bestimmungsort angelangt. Der Weg wandte sich nach links, und vor uns lag ein kleiner Pavillon, auf einer in die schäumenden Fluten hineinragenden Felsenklippe erbaut. In der Tiefe, von den Granitfelsen eingezwängt, bricht sich der Strom Bahn; doch seine schaumgekrönten Wellen spritzen bis herauf an den Fuß des Pavillons. Stromaufwärts, soweit der Blick reicht, in einer Entfernung von Werften, sieht man nichts als sich überstürzende Berge blendendweißen Schaumes, die, von beiden Seiten von ernstem Nadelwald umrandet, ihr nixenhaft wildes Spiel treiben. Unmittelbar unterhalb des Pavillons erweitert sich das Felsenthal; die tobenden Wasser beruhigen sich und breiten sich zu einem klaren, immerhin noch stark bewegten, weiherartigen Becken aus. Auf seiner mondbeglänzten Fläche trieben die Trümmer eines Bootes, und hier auf der schmalen Holzbank des Pavillons ruhte der zerbrochene Athletenkörper eines Mannes, von rathlosen, schweigenden Menschen umstanden. Zu den englischen Sportsmen hatten sich ein paar einheimische Fischer gesellt, die den verunglückten Kameraden aus dem Wasser gezogen.

Bei meinem Kommen machte man mir sofort Platz. Ich hatte anfangs eine geheime Scheu nicht überwinden können im Bewußtsein der mir mangelnden praktischen Kenntnisse; doch gab mir ein Blick auf den Verunglückten die Beruhigung, daß auch eine geübtere Hand als die meine hier keine Hülfe zu bringen vermöge.

Der Mann, in dem ich mit geheimem Grauen meinen Gefährten vom Nachmittag erkannte, war bei dem Versuch, unmittelbar unterhalb der Stromschnellen im Boote das jenseitige Ufer zu erreichen, herausgeschleudert und gegen die granitnen Ufer geworfen worden.

„Ein Glück, daß er ganz allein steht und niemand auf dieser Welt zurückläßt", meinten die Leute untereinander.

Der Sterbende hob bei diesen Worten mühsam die Lider; sein Mund öffnete sich, er schien sprechen zu wollen, doch nur das Röcheln des Todes kam über die erstarrten Lippen. Die zusammengekrampften Finger der Rechten suchten die grobe Jacke auf der Brust aufzureißen, doch die Kräfte erlahmten ... röthlicher Schaum trat auf die Lippen ... er war todt.

Als man den Leichnam später entkleidete, fand man auf seiner Brust ein in Wachstuch eingeschlagenes Papier, dessen Inhalt in Banknoten bestand. Darauf stand mit steifen, ungelenken Buchstaben der Name „Helga".

Da man nichts Näheres über die Person, die diesen Namen führte, der übrigens in Finland sehr gebräuchlich ist, in Erfahrung bringen konnte, ward das Geld unter seine Kameraden vertheilt, die mit gierigen Blicken die reichen Ersparnisse des Unglücklichen einheimsten.

Digitized by Google

War jener heimatlose Mann der verschollene Flüchtling, dessen die Einsiedlerin des kleinen Eilandes seit Jahren harrte? Die Uebereinstimmung der Namen schien diese Frage zu bejahen, denn der von den englischen Sportsmen dem tollkühnen Manne gegebene Name war doch wol nur eine Uebersetzung des finnischen Namens Henrick.

Und doch, sollte ich auf vage Combinationen gestützt mit der Erzählung jenes tragischen Ereignisses die einzige Lebensfreude des hoffenden Weibes zerstören?

Adlers Sprache weiß sie nicht zu deuten,
Nicht den Schrei des Raben, und kein Fremdling
Kommt mit Botschaft nach den öden Marken . . .

---

Digitized by Google

# Die deutschen transatlantischen und ostasiatischen Dampferlinien.

Von

Reinhold Werner,

Contreadmiral a. D.

Nicht leicht wol hat ein Land während verhältnißmäßig kurzer Zeit in volkswirthschaftlicher Beziehung einen so bedeutenden Aufschwung genommen wie in den letzten 30 Jahren Deutschland. Nach jahrhundertelangem Schlummer scheinen sich plötzlich Kräfte zu neuem Leben entwickelt zu haben, deren Vorhandensein wir weder selbst, noch das Ausland geahnt haben und die für uns selbst ebenso überraschend sind, wie sie von unsern Mitbewerbern auf dem Weltmarkte peinlich empfunden werden, in ihnen Neid und auch Haß wecken. Unzweifelhaft haben die politische Neugestaltung unsers Vaterlandes, sein Ansehen und seine Macht sowie das durch sie vermittelte erfreuliche Erstarken des Nationalgefühls mächtig zu diesen Bestrebungen und Erfolgen beigetragen; aber das Wiedererwachen des seit den Zeiten der alten Hansa scheinbar verlorenen Unternehmungsgeistes in Verbindung mit andern guten Seiten des deutschen Charakters, der Zuverlässigkeit, Solidität und ausdauernden Beharrlichkeit beginnt doch schon vor jener Epoche der Aufrichtung des Deutschen Reiches und fällt noch in die Zeit unsers politischen Jammers.

Handel und Industrie hoben sich schon mächtig während der funfziger Jahre, und vor allem zeigte sich der allgemeine Aufschwung in der Gründung und ungemein schnellen Erstarkung von regelmäßigen Verbindungen mit überseeischen Ländern. Die mächtige alte Hansa ging hauptsächlich daran zu Grunde, daß sie in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit es versäumte, den durch die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien vollständig sich ändernden Verhältnissen des Weltverkehrs Rechnung zu tragen und sich thätig daran zu betheiligen. In den vierziger Jahren bahnte sich ein ähnlicher Umschwung an durch die Anwendung des Dampfes auf die Schiffahrt, und diesmal versäumten glücklicherweise die Nachkommen der Hansen in Hamburg und Bremen die gebotene Gelegenheit nicht, den frühern verhängnißvollen Fehler soviel wie möglich wieder gut zu machen. Mit Energie und ausdauernder Kraft erfaßten sie dieselbe und benutzten sie in sehr geschickter Weise. In überraschend kurzer Zeit erreichten nicht nur die deutschen



Digitized by Google

Dampferflotten, speciell in Hamburg und Bremen eine ungeahnte Höhe, sondern die durch sie geschaffenen Verbindungen mit dem Auslande, welche fast mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes arbeiten und wie ein Netz den ganzen Erdkreis umspannen, wirkten in förderndster Weise auf den Handel und die Industrie unsers Vaterlandes zurück und machten es ihnen möglich, so bald den hohen Standpunkt zu erreichen, den sie gegenwärtig einnehmen. An Zahl der Dampfschiffe steht uns nur noch das seemächtige England voran, an Tonnengehalt außer ihm auch Frankreich um etwa 12 Proc.; aber von Jahr zu Jahr verringert sich dies Verhältniß trotz der großartigen Staatssubventionen, welche die Dampferlinien des letztern Staates erhalten, und es wird nicht lange dauern, bis wir auch diesen Rivalen wie alle übrigen Nationen im Seehandel überflügelt haben. Nordamerika steht schon fast 100000 Tonnen an Raumgehalt der Dampfer hinter uns, während es uns allerdings in der Segelschiffahrt, die aber naturgemäß schnell rückwärts schreitet, noch um das Doppelte überlegen ist.

Den Ruhm, in Deutschland zuerst den Werth regelmäßiger Schiffsverbindungen mit transatlantischen Ländern erkannt und letztere in das Leben gerufen zu haben, darf Hamburg beanspruchen, ebenso wie den, in der Zahl seiner großen transoceanischen Seedampfer (135) eine der ersten Plätze der Erde zu behaupten. Unter den neun Linien, welche regelmäßige Fahrten innehalten, ist die „Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actiengesellschaft" die bei weitem bedeutendste und auch die älteste.

Ihre Gründung fällt in das Jahr 1847, in welchem die Auswanderung von Deutschland nach Amerika größere Verhältnisse annahm, und zwar begann die Gesellschaft mit dem Bau von 4 Segelschiffen, da damals die transatlantischen Dampfer noch nicht so weit vervollkommnet waren, um einen gesicherten Betrieb zu gewährleisten. Jene Segelschiffe faßten jedes 200 Passagiere, wurden an bestimmten Tagen expedirt und als erstes derselben trat die „Deutschland" im October 1848 ihre Reise an. Die Erfolge dieses Unternehmens waren außerordentlich günstige, und da inzwischen die Dampfschiffahrt wesentliche Verbesserungen erfahren hatte, beschloß die Gesellschaft Ende 1853 zum Bau von großen Dampfern überzugehen und eine ebensolche Verbindung zwischen Hamburg und Neuyork zu schaffen, wie sie zwischen letzterm Orte und Bremen schon seit 1847 durch eine amerikanische Gesellschaft, allerdings mit keinen ermuthigenden Resultaten, ins Leben gerufen worden war.

Die beiden ersten derartigen Schiffe, „Hammonia" und „Borussia", wurden 1855 fertig, indessen zunächst nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung zugeführt, da sich während des damaligen Krimkrieges Gelegenheit bot, sie unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu Truppentransporten an die englische Regierung zu vermiethen, und es einer kaufmännischen Gesellschaft nicht zu verdenken war, wenn sie einen so glänzenden sichern Gewinn mitnahm. Erst am 1. Juni 1856 eröffnete die „Borussia" die neuyorker Fahrt; aber das Unternehmen belohnte sich so erfolgreich, daß bereits wenige Monate darauf, unter Erhöhung des Grundkapitals von 3 auf 6 Mill., der Bau zweier anderer Dampfer sowie auch noch zweier

Digitized by Google

Segelschiffe beschlossen und damit die Flotte der Gesellschaft auf 4 große sowie 1 Bugsirdampfer und 8 Segelschiffe erhöht wurde.

Der anfängliche Gewinn schmälerte sich infolge verschiedener ungünstiger Verhältnisse indessen in den folgenden Jahren bedeutend, ja das Jahr 1858 wies sogar einen beträchtlichen Verlust auf; aber die Gesellschaft war weit entfernt, sich dadurch entmuthigen zu lassen. Im Gegentheil wurde sie dadurch zu erneutem Eifer angespornt und verdoppelte ihre Fahrten, indem sie fortan monatliche Expeditionen der Schiffe eintreten ließ. Die nächsten Jahre zeigten so gute Einnahmen, daß 1861 abermals die Fahrten verdoppelt und eine entsprechende Zahl neuer Dampfer eingestellt werden konnten, während man die Segelschiffahrt ganz aufgab. Diese günstige Periode dauerte ein ganzes Jahrzehnt. Die schnellen Fahrten, die sichere und zuverlässige Führung der Schiffe sowie ihre Einrichtung erwarben sich das Vertrauen des Publikums in hohem Grade, und der Andrang von Passagieren und Gütern war so groß, daß von 1866 an wöchentliche Abfahrten eingerichtet werden mußten und demgemäß die Dividenden auch sehr reichlich, bis zu 20 Proc., ausfielen.

Im Jahre 1867 begann man mit einer zweiten Linie Hamburg-Neuorleans, zunächst mit vier Fahrten jährlich, und obwol dieselben nicht sehr lohnend waren, erhöhte man sie doch 1869 auf sechs. Das Kriegsjahr 1870 blieb natürlich nicht ohne ungünstige Einwirkung; trotzdem errichtete man eine dritte Linie nach Westindien, anfänglich mit einmonatlichen, sehr bald aber mit halbmonatlichen Touren, was eine abermalige Vermehrung der Dampfer nach sich zog, sodaß die Flotte sich 1872 mit dem fünfundzwanzigjährigen Bestehen der Gesellschaft auf 13 transatlantische Passagier-, 4 andere Seedampfer und eine ganze Zahl kleinerer Dampfschiffe und Fahrzeuge belief, während die Gesellschaft mit einem Actienkapital von 13½ Mill. und einer Prioritätsanleihe von 9 Mill. arbeitete. Dieses letzte Jahr war zugleich auch das beste seit dem Bestehen des Unternehmens gewesen und hatte nicht weniger als 4 Mill. Mark Reingewinn ergeben; aber ihm folgte unmittelbar wieder eine Periode, welche die Gesellschaft in eine höchst kritische Lage brachte und sogar ihr ferneres Bestehen bedrohte. Nicht nur rentirte die westindische Linie nicht, sondern die allgemeine Geschäftsstockung der Handelswelt in den Jahren 1873—75 wirkte ebenfalls lähmend, und dazu trat noch die Errichtung einer Concurrenzgesellschaft für die Neuyork-Fahrten in Hamburg selbst. Ein gegenseitiges Unterbieten in Passage- und Frachtpreisen brachte beide Theile auf eine höchst abschüssige Bahn, die unzweifelhaft den beiderseitigen völligen Ruin nach sich gezogen hätte, wenn es nicht noch zur letzten Stunde zu einem Vergleich gekommen wäre, nach welchem die „Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actiengesellschaft" das Material ihrer Concurrentin von 6 großen Seedampfern, 1 Flußdampfer und sonstiges Inventar für 13 Mill. Mark käuflich übernahm und jene damit aus dem Wege räumte.

Damit war die größte Gefahr beseitigt, die Verhältnisse besserten sich in den nächsten Jahren wieder zusehends, 1880 wurden die Fahrten nach Westindien auf drei im Monat vermehrt, sowie auch auf Mexico ausgedehnt, und der Umbau der Maschinen in neue Compound-Maschinen mit ihrem bedeutend geringern



Digitized by Google

Kohlenverbrauch ergab ganz bedeutende Ersparnisse. Nebenbei war die Gesellschaft bestrebt, ihre Schiffe in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit zu halten und allen Anforderungen des Verkehrs zu genügen. Im Jahre 1881 richtete sie halbwöchentliche Fahrten nach Neuyork ein sowie wöchentliche nach Westindien und Mexico, während einer ihrer Stationsdampfer von St.-Thomas ab monatlich zwei intercoloniale Rundreisen in Westindien macht. Im Verein mit der pünktlichen Regelmäßigkeit der Fahrten, einem durchaus tüchtigen und zuverlässigen Personal sowie der brillanten Einrichtung und der Sicherheit der Schiffe selbst, wird die Gesellschaft dem ihr von Passagieren und der Handelswelt entgegengebrachten Vertrauen nach jeder Richtung gerecht und steht gegenwärtig in hoher wohlverdienter Blüte. Sie arbeitet mit einem Kapital von 21 Mill. Mark, läßt seit Jahren ihre großen Schiffe (bisjetzt schon 11) auf deutschen Werften bauen und besitzt augenblicklich 26 große Postdampfer von zusammen 71300 Tonnen Raumgehalt, 6 Flußdampfer von zusammen 1300 Tonnen und nahezu an 20 andere Fahrzeuge. Außerdem hat sie große Lagerhäuser mit Proviant- und Ausrüstungsmagazinen, ein gewaltiges Trockendock mit allen möglichen Reparaturwerkstätten zur schleunigsten Instandsetzung der Schiffe in Hamburg, sowie einen ausgedehnten, mit einem Aufwand von 3 Mill. Mark hergestellten eigenen Landungsplatz nebst Lagerhäusern in Neuyork erworben, während sie in ihrem Dienst über 2000 Personen beschäftigt. Von größern Schiffsunfällen ist sie glücklicherweise mehr als andere Gesellschaften verschont geblieben, und nur der durch einen Zusammenstoß im Nebel herbeigeführte und leider von so großen Opfern an Menschenleben begleitete Verlust der „Cimbria" bildet einen dunkeln Punkt in der Geschichte ihres jetzt vierzigjährigen Bestehens.

Von den übrigen obenerwähnten acht transatlantischen Dampferlinien folgen sich ihrer Bedeutung nach: 1) die „Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft" nach Brasilien und dem La-Plata mit 19 Schiffen und 28000 Tonnen Gehalt. 2) Die „Union" nach Neuyork und andern Häfen Nordamerikas mit 12 Schiffen und 20800 Tonnen. 3) Der „Kosmos", deutsche Dampfschiffahrts-Gesellschaft, nach dem La-Plata, der Westküste Süd- und Centralamerikas mit 13 Schiffen und 15800 Tonnen. 4) „Deutsche Dampfschiffsrhederei" (Kingsin-Linie) nach Ostindien, China und Japan mit 11 Schiffen und 12000 Tonnen. 5) „Rob. M. Sloman u. Comp." nach spanischen, italienischen und französischen Häfen des Mittelmeeres und der Nordküste Afrikas (Tanger und Tunis) mit 11 Schiffen und 10400 Tonnen. 6) Die „Afrikanische Dampfschiffs-Actiengesellschaft" (Wörmann-Linie) nach der Westküste von Afrika und den dortigen deutschen Schutzgebieten mit 8 Dampfern und 9200 Tonnen. 7) Dampfschiffsrhederei „Hansa" nach Canada mit 4 Schiffen und 6000 Tonnen, und endlich 8) „A. Kirsten" nach der Westküste Südamerikas mit 5 Schiffen und 5500 Tonnen. Außerdem lassen „Oswald u. Comp." noch einen Dampfer von 700 Tonnen zwischen Hamburg und Zanzibar laufen, und schließlich betreiben noch 25, verschiedenen Gesellschaften und einzelnen Rhedern gehörige Dampfschiffe von 28700 Tonnen Frachtfahrt nach allen möglichen transatlantischen Plätzen, sodaß also ziemlich sämmtliche Hafenorte der

Digitized by Google

Erde von einiger Bedeutung direct mit Hamburg und zum bei weitem größten Theile durch regelmäßig fahrende Dampferlinien verbunden sind, während in West- und Ostindien, in der Südsee, in Ostasien und an der Ostküste von Afrika 14 Stationsdampfer den Localverkehr vermitteln.

Die Gesammtzahl der hamburgischen Seedampfer betrug zu Anfang dieses Jahres 205 mit 285000 Tonnen, darunter 135, welche transatlantisch, auf großer Fahrt, während die übrigen im europäischen Verkehr beschäftigt sind.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten großen Mittelpunkte deutschen Seehandels, Bremen, so steht derselbe zwar an Zahl der Dampfer der Schwesterstadt Hamburg beträchtlich nach, nicht aber entsprechend an Bedeutung. Vielmehr ist Bremen auf dem besten Wege, sich vollberechtigt in dem Weltverkehr neben Hamburg zu stellen, und den gültigen Beweis dafür gibt die dort domicilirte transatlantische Dampfergesellschaft „Norddeutscher Lloyd", welche, bedeutend jünger als die „Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actiengesellschaft", letztere dennoch überflügelt hat und sich unzweifelhaft bald zu der größten der Erde aufschwingen wird, wenn ihre Leitung sich auch fernerhin einen so außerordentlichen Grad von Einsicht, unternehmender Thatkraft und Beharrlichkeit bewahrt wie bisher. Während Hamburg 1848 seine ersten regelmäßigen Verbindungen mit Nordamerika durch Segelschiffe begann, machten schon 1841 verschiedene weitschauende Männer in Bremen den Versuch, eine ähnliche Dampferlinie zu gründen. Er scheiterte jedoch an der Beschaffung von Geldmitteln; die Dampfschiffe waren noch zu unvollkommen, um volles Vertrauen der Geschäftswelt zu erwecken. Dagegen fand das Unternehmen einige Jahre später Anklang in Nordamerika; es wurde dort eine solche Gesellschaft gebildet, derselben von der Vereinigten Staatenregierung pro Schiff eine jährliche Subvention von 100000 Doll. (400000 Mark) zugesichert, während auf Anregung Bremens Preußen für 100000 Doll., andere Bundesstaaten für 75000 und Bremen selbst auch für 100000 Doll. Actien nahm und sich verpflichtete, die Hafeneinfahrt in Bremerhaven für die großen Dampfer entsprechend zu erweitern.

Im Juni 1847 traf das erste Schiff, der „Washington", in Bremerhaven ein; aber die Gesellschaft machte keine guten Geschäfte. Nach zehn Jahren ging sie als gänzlich unrentabel ein, woran wol auch mangelhafte Verwaltung die Hauptschuld tragen mochte, und drei andere, eine deutsche, eine amerikanische und eine englische, welche die Erbschaft antreten wollten, scheiterten ebenfalls, wenn auch schon in bedeutend kürzerer Zeit. Erst dem 1857, hauptsächlich auf Veranlassung des Consuls H. H. Meyer in Bremen gegründeten „Norddeutschen Lloyd" war es vorbehalten, das angestrebte Ziel in einer so großartigen Weise zu erreichen, wie wol seine eigenen Schöpfer damals sich nicht entfernt träumen ließen.

Zur Verwirklichung seiner Ideen vereinigte Meyer zunächst vier bereits bestehende, gut fundirte und auf gesundester Grundlage ruhende Gesellschaften im „Norddeutschen Lloyd": die „Weser-Hunte-Dampfschiffahrtsgesellschaft", die „Schleppschiffahrtsgesellschaft auf der Unterweser", die „Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft auf der Oberweser" und die „Allgemeine Assecuranzgesellschaft für die Oberweser",

Digitized by Google

mit einem Werthe von zusammen rund 250000 Thlr. Gold. Damit war ein fester Boden und zugleich eine Zahl tüchtiger geschulter Verwaltungskräfte geschaffen, mit deren Hülfe man vertrauensvoll an das eigentliche Ziel: die Errichtung einer größern und regelmäßigen Dampferverbindung mit Nordamerika, gehen durfte, für welche zunächst ein Grundkapital von 4 Mill. Thlr. Gold in Actien beschafft werden sollte.

Der gewählte Zeitpunkt war leider kein glücklicher. In dem Gründungsjahre brach in Nordamerika eine große Handelskrisis aus, die so lähmend auf Bremen zurückwirkte, daß nicht weniger als 2600 Actionäre erschreckt ihre bereits eingezahlten 10 Proc. verfallen ließen. Die leitenden Personen waren jedoch nicht die Männer, um sich einschüchtern zu lassen; sie schritten trotzdem rüstig ans Werk; es wurden 4 große Dampfschiffe für Amerika sowie 3 kleinere Seedampfer für englische Fahrt in Bau gegeben und gleichzeitig eine Seeversicherung gegründet.

Im Juni 1858 eröffnete das erste dieser Schiffe, die „Bremen", die Fahrt nach Neuyork. Im September folgte das zweite, die „Weser", traf aber so furchtbares Wetter, daß es schwere Havarien erlitt, nach England einlaufen und wochenlang seine Schäden repariren mußte, und im November desselben Jahres brach auf dem dritten neuen Dampfer, „Hudson", auf unaufgeklärte Weise Feuer aus, welches das prachtvolle Schiff vollständig vernichtete. Mit diesen Schlag auf Schlag folgenden Unglücksfällen noch nicht genug, ergab die Fahrt nach Neuyork im ersten Jahre einen Verlust von 100000 Thlrn. und auch die englische Fahrt Schaden.

Das waren betrübende Erfahrungen und Aussichten; aber auch sie vermochten ebenso wenig wie noch andere ungünstige Umstände das Vertrauen zu erschüttern, welches die Gründer und Leiter der Gesellschaft in die Zukunft des Unternehmens setzten, und mit unveränderter Energie schritten sie auf der begonnenen Bahn weiter. Schon das nächstfolgende Jahr zeigte eine bedeutende Besserung der Verhältnisse; die Handelskrisis in Amerika war vorüber, die englische Fahrt blühte auf; noch in demselben Jahre wurde der Bau von drei weitern Dampfern für letztere beschlossen, und im folgenden der eines großen für Amerika. Ihm folgte unter Aufnahme einer Prioritätsanleihe von 25000 Thlr. Gold 1862 ein vierter (die „Weser" war inzwischen als ungeeignet verkauft), und ebenso gelang es, mit der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft" endlich ein für beide Theile vortheilhaftes Abkommen über Frachtpreise und Abgangstage zu treffen. Die Schnelligkeit, Pünktlichkeit und vortreffliche Einrichtung der Lloyddampfer machten dieselben beim Publikum und in der Handelswelt immer beliebter und ebenso wurde der Postvertrag mit der Vereinigten Staaten-Regierung von dieser bereitwillig erneuert. Zwar wirkte der amerikanische Bürgerkrieg auf die Entwickelung des Unternehmens ungünstig ein; aber es schritt doch, wenn auch in langsamem Tempo, vorwärts. Mit dem nahenden Frieden 1864 traten jedoch bedeutend erfreulichere Verhältnisse ein. Das Jahr ergab einen Ueberschuß von mehr als einer halben Million Thaler und erlaubte die Vertheilung einer Dividende von 10 Proc., die sich für 1865 auf 15 Proc. steigerte. Bereits 1864 war ein fünfter Amerikadampfer in Bau gegeben, aber der Verkehr wuchs in dieser Zeit in so über-

Digitized by Google

raschendem Maße, daß im nächsten Jahre noch zwei große Schiffe bestellt wurden, da zur Bewältigung der Anforderungen vierzehntägige Linien nicht mehr genügten, sondern schon im Frühjahr 1866 wöchentliche Fahrten eingerichtet werden mußten.

Diese außerordentlichen Erfolge reizten zur Concurrenz. Nicht weniger als drei neu erstehende ausländische Linien suchten sich einen Theil des Verkehrs zu sichern und dem „Lloyd" seine Errungenschaft zu entreißen; aber es gelang ihnen nicht. Derselbe hatte zu festen Fuß gefaßt und sich allgemeines Vertrauen erworben; jene mußten schon nach drei Jahren unter großen Verlusten die Fahrten aufgeben und dem „Lloyd" allein das Feld überlassen, das er seitdem auch behauptet hat und voraussichtlich für alle Zukunft behaupten wird.

Im Jahre 1867 erweiterte die Gesellschaft ihre Ziele, indem sie zwei mächtige neue Schraubendampfer von über 2000 Tonnen Tragfähigkeit für eine Linie nach Baltimore bauen ließ, und es begannen für sie jetzt eine Reihe glänzender Jahre. Bereits das vorhergehende hatte eine Dividende von 20 Proc. ergeben, und das ihm folgende zeigte in allen Zweigen einen nicht weniger großen Aufschwung. Die Neuyork-Fahrten wurden wieder vermehrt von 24 Rundreisen auf 35, und diese letztern lieferten eine Einnahme von nicht weniger als $2^1/_2$ Mill. Thlr. Auch Linien nach Norderney und Helgoland während der Saison wurden in das Leben gerufen, und 1868 ergab wiederum eine Dividende von 20 Proc.

Die Baltimore-Linie wurde am 1. März 1868 eröffnet. Dieselbe prosperirte derartig, daß einmonatliche Fahrten nicht genügten und man schon in der zweiten Hälfte des Jahres zwei weitere Dampfer für diese Tour in Bestellung gab, während man sich gleichfalls über eine weitere Ausdehnung des schon so bedeutenden Betriebes schlüssig wurde und eine Linie nach Neuorleans errichtete. Eine directe Verbindung zwischen dem Hauptstapelplatz der Vereinigten Staaten für Baumwolle und Taback, und Bremen, dem hauptsächlichsten Einfuhrhafen Deutschlands für diese Güter, versprach große Erfolge, was sich auch bewährte.

Die Zahl der neuyorker Dampfer war bereits auf 11 gestiegen, und noch immer konnten sie kaum die Anforderungen des Handels bewältigen; aber inzwischen wurde schon wieder eine Erweiterung der Thätigkeit geplant: eine Linie nach Westindien und Mittelamerika. Der dortige Handel lag schon damals zum größten Theil in deutschen Händen und es war wünschenswerth, ihm noch einen größern Rückhalt zu geben. Für diese Fahrten wurden deshalb drei neue Dampfer in Auftrag gegeben und beschlossen, mit ihnen im Herbst 1870 die neue Linie mit einmonatlichen Fahrten zu eröffnen.

Das Jahr 1869 war für den „Lloyd" das gewinnbringendste seit seinem Bestehen. Es ergab so unerwartet große Ueberschüsse, daß davon nicht nur eine Dividende von 16 Proc. vertheilt werden, sondern drei Dampfer für die Neuorleans- und englische Fahrt und ein Passagierdampfboot, sowie ein großes Trockendock mit Reparaturwerkstätten für 177000 Thlr. gebaut und endlich in Hoboken bei Neuyork ein eigener Landungsplatz für die Summe von 330000 Doll. erworben werden konnte. Der Ueberschuß des Jahres hatte 1,070000 Thlr. betragen.

Außer diesen materiellen Erfolgen hatte der „Lloyd" auch noch in diesem Jahre einen andern höhern in seinen Annalen zu verzeichnen. König Wilhelm

Digitized by Google

von Preußen besuchte auf Einladung der Gesellschaft ihren in Bremerhaven liegenden Dampfer „Deutschland" und sprach seine hohe Anerkennung über den großartigen Aufschwung des Unternehmens aus.

Das Kriegsjahr 1870 schmälerte den Betrieb in ganz bedeutender Weise und außerdem hatte die Gesellschaft den Verlust des großen Dampfers „Union" zu beklagen, der an der schottischen Ostküste scheiterte, da die Dampfer, um den französischen Kreuzern zu entgehen, ihren Weg nicht durch den Englischen Kanal, sondern nördlich um Schottland nahmen. Trotz dieser Umstände warf das Jahr immer noch eine Dividende von 5 Proc. ab. Zwar wirkten die kriegerischen Verhältnisse auch noch 1871 schädigend nach, aber bald hoben sich die Geschäfte doch wieder bedeutend. Die Fahrten nach Westindien wurden im März eröffnet, ebenso eine neue englische Linie nach Leith; der Verkehr nahm einen so gewaltigen Aufschwung, daß der Verwaltungsrath im Februar 1872 bei der Generalversammlung den Bau von acht neuen transatlantischen Dampfern beantragte und deren Genehmigung dazu erhielt, um eine zweimalige wöchentliche Fahrt nach Neuyork, eine wöchentliche nach Baltimore, weitere Ausdehnung der Linien nach Neuorleans und Westindien sowie eine neue Linie nach Südamerika einzurichten. In diesem Jahre wurden 69 Reisen nach und von Neuyork gemacht — sie ergaben 13 Mill. Mark Einnahme, und wenn dagegen die neuen westindischen Linien, wie man anfangs auch kaum anders erwartete, mit Verlust arbeiteten und zwei der sie vermittelnden Dampfer auch das Unglück hatten, auf hoher See ihre Schraubenwellen zu brechen, so schlugen doch die andern Linien gut ein und es konnten immerhin noch 10 Proc. Dividende vertheilt werden.

Damit schien die glänzende Periode, welche die letzten sechs Jahre für den „Lloyd" gebildet, jedoch vorläufig ihren Abschluß gefunden zu haben. Es kamen die Gründerjahre und in ihrem Gefolge die ungesunden Erwerbsverhältnisse, welche schließlich mit dem bekannten Krach endeten. Für den gewaltigen Betrieb des „Lloyd" äußerten sie sich von Anfang an ungünstig durch die plötzliche Steigerung der Arbeitslöhne und des Materials um 22 resp. 12 Proc. Das in den Reparaturwerkstätten verarbeitete Material belief sich jährlich auf mehr als 800000 Mark, und dies allein gab gegen das Vorjahr schon eine Vertheuerung von 450000 Mark; aber noch bedeutend höher beliefen sich die Mehrkosten für Kohlen. Der Bedarf an diesen für 1872 war nahe 4 Mill. Ctr., und diese kosteten gegen das Vorjahr 620000 Mark mehr — ein Gesammtausfall von über 1 Mill. Dazu traten noch besondere schwere Unglücksfälle, Handelskrisen und das Daniederliegen des gesammten Erwerbslebens. Zusammenwirkend hemmten sie fast ein Jahrzehnt lang die weitere Entwickelung des „Lloyd", ja bedrohten sogar eine Zeit lang seine Existenz, sodaß es der ganzen unerschütterlichen Energie und ausdauernden Beharrlichkeit seiner Leiter, sowie des von den Actionären in den Verwaltungsrath gesetzten Vertrauens bedurfte, um diesen langjährigen schweren Kampf nicht allein durchzufechten, sondern auch noch siegreich und innerlich gefestigter daraus hervorzugehen.

Zunächst war es die westindische Linie, welche den gehegten Erwartungen nicht entsprach. Trotz aller in ihr versuchten Verbesserungen, Umbau der Dampfer,

Digitized by Google

Wahl anderer Anlaufshäfen u. s. w., wollte sie nicht rentiren, sondern arbeitete mit einem Verlust, der sich schließlich für 1870 auf über 1 Mill. Mark stellte und zum völligen Aufgeben derselben zwang. Dazu trat in demselben Jahre die Strandung des Neuyork-Dampfers „König Wilhelm I." an der holländischen Küste, wenn dieselbe auch glücklicherweise kein Menschenleben kostete. Zwei Jahre später ereilte einen andern Neuyork-Dampfer, die „Deutschland", im Nebel und Schneegestöber dasselbe Schicksal vor der Themsemündung; aber leider war dasselbe von schrecklichen Folgen begleitet; 60 Passagiere und Mannschaften büßten dabei ihr Leben ein. Als ob ein böses Geschick seine ganze Kraft an dem Unternehmen erproben wollte, folgte wenige Tage danach ein anderes furchtbares Unglück, wenngleich dasselbe auf unerhört ruchlose Weise durch eine Verbrecherhand herbeigeführt wurde. Die bekannte Dynamitexplosion des Amerikaners Thomas, welcher sich der strafenden Gerechtigkeit durch Selbstmord entzog, kostete nicht nur einer Menge Menschen das Leben, sondern beschädigte auch den neuen Neuyork-Dampfer „Mosel" und den ebenfalls dem „Lloyd" gehörigen Schlepper „Simson" so schwer, daß ersterer unbrauchbar wurde.

Trotz aller dieser Unfälle wurde 1875 dennoch die neugeplante monatliche Linie nach Brasilien, und zwar mit vier Schiffen, eröffnet. Ebenso suchte man die unbeschäftigten Schiffe lohnend durch Extrareisen zu verwerthen; es wurden darin 102 nach allen möglichen Plätzen der Welt gemacht. Allmählich ging die Sache auch wieder aufwärts; 1878 konnte seit längerer Zeit wieder eine, wenn auch sehr geringe Dividende ($^1/_2$ Proc.) vertheilt werden. Noch zweimal in den Jahren 1879 und 1880 wurde zwar der „Lloyd" durch den Verlust der Schiffe „Condor", das durch Uebersegelung, und „Hansa", das durch Sturm zu Grunde ging, schwer betroffen, aber damit war auch die so lange andauernde schlimme Periode, welche dem Unternehmen verhängnißvoll zu werden drohte, endlich überwunden.

Seit 1879 besserten sich alle Verhältnisse wesentlich; Frachtsätze und Passagierzahl wuchsen beträchtlich und die Betriebsüberschüsse von 1880 beliefen sich auf rund 7,300000 Mark. Neue Schnelldampfer, unter anderm die „Elbe", damals das größte der deutschen Handelsmarine mit 4500 Tonnen (seitdem sind noch größere gebaut), wurden aufgegeben, nach und von Neuyork 20 Reisen mehr als im Vorjahre gemacht, und in ähnlicher Weise dehnte sich der übrige Betrieb aus.

Seitdem blüht das großartige Schiffahrtsinstitut weiter und trägt nicht wenig zum Ruhme Deutschlands und Aufstreben seines Welthandels bei. Die Schiffe nach Neuyork werden zweimal wöchentlich expedirt, und auf dieser Linie laufen jene berühmten fünf Schnelldampfer, welche die Reise von Bremerhaven mit Berührung von Southampton nach Neuyork in acht, im Winter in neun Tagen zurücklegen. Einer von ihnen, die „Werra", hat 1885 nicht weniger als 12 volle Reisen nach Neuyork und zurück gemacht, und die Zahl sämmtlicher solcher Reisen der Lloyddampfer betrug im selben Jahre 94, auf denen über 100000 Reisende und ebenso viele Kubikmeter Fracht befördert wurden. Daran schlossen sich die regelmäßigen Fahrten nach Baltimore, nach Galveston, nach Südamerika und England. Die Linie nach Westindien ist seither nicht wieder eröffnet worden, sie ist

Digitized by Google

inzwischen, wie weiter oben bemerkt, in die Hände der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft" übergegangen.

Dagegen hat sich seit dem Jahre 1885 für den „Lloyd" ein anderes großartiges Arbeitsfeld geöffnet.

Es ist bekannt, daß 1884 Fürst Bismarck beim Reichstage eine Vorlage wegen Errichtung von Postdampferlinien mit staatlicher Subvention nach Ostasien und Australien einbrachte, welche von derselben „gesinnungstüchtigen" Opposition abgelehnt wurde, die auch gegen das Septennat gestimmt hat. Damals mußte sie es erleben, daß gerade am zweiten Jahrestage jenes Commissionsbeschlusses, am 30. Juni 1886, der erste der damals abgelehnten Postdampfer die ostasiatische Linie eröffnete und die sämmtlichen Linien dieses neuen Dienstes jetzt in vollem Betriebe sind.

In der ausgeschriebenen Concurrenz trug der „Norddeutsche Lloyd" den Sieg davon und wurde ihm die Ausführung am 31. Juli 1885 vertragsmäßig auf 15 Jahre mit einer Staatssubvention von 4,400000 Mark jährlich übergeben. Die Verpflichtungen, welche die Gesellschaft nach diesem Vertrage übernahm, sind folgende:

1) Die Unterhaltung einer Linie mit 13 Reisen jährlich nach jeder Richtung in regelmäßigen vierwöchentlichen Zwischenräumen von Bremerhaven über Antwerpen, Port-Said, Suez, Aden, Colombo, Singapore, Hongkong und Shangai mit einer Anschlußlinie von Hongkong über Jokuhama, Hiogo, Korea, Nagasaki und zurück.

2) Eine Linie unter denselben Bedingungen von Bremerhaven über Antwerpen, Port-Said, Suez, Aden, Tschagosinseln*), Adelaide, Melbourne bis Sydney, nebst einer Anschlußlinie von Sydney über die Tongainseln nach Apia (Samoa) und zurück nach Sydney.

3) Eine Zweiglinie von Triest über Brindisi nach Alexandria**) mit 26 regelmäßigen vierzehntägigen Fahrten jährlich. Die Schnelligkeiten für ad 1 und 3 sind auf 12 Knoten (3 deutsche Meilen stündlich), die zu ad 2 auf 11 ($2^3/_4$ deutsche Meilen) festgesetzt. Von Brindisi bis Alexandria geht die Post in 69 Stunden, dann bis Suez per Bahn und von dort mit den Hauptdampfern weiter, welche die Tour bis Hongkong in $24^1/_2$, bis Shangai in $28^1/_2$, bis Melbourne in $30^3/_4$ und bis Sydney in $33^3/_4$ Tagen machen müssen.

Für die beiden Hauptlinien sind je 5, für die beiden Zweiglinien im Stillen Ocean 2 mit einem Reservedampfer und für die Mittelmeerlinie 2, also im ganzen 15 Schiffe bestimmt. Da es dem „Lloyd" nicht möglich war, bis zu der für den 1. Juli 1886 festgesetzten Eröffnung der Linien sämmtliche Schiffe, von denen alle neuen fortan auf deutschen Werften und mit deutschem Material unter Aufsicht der Reichsregierung gebaut werden müssen, zu beschaffen, wurde ihm gestattet,

*) Nach den neuesten Bestimmungen gehen die Dampfer statt über die Tschagosinseln über Colombo.

**) Nach einem dem jetzigen Reichstage vorliegenden Abänderungsantrage wünscht der „Lloyd", daß die Postschiffe fortan statt Alexandria Port-Said anlaufen, um Zeit und Umladung auf der Eisenbahn zu ersparen.

Digitized by Google

9 derselben nach vorangegangener Prüfung und eventuellem Umbau für die in Betracht kommenden Tropenfahrten aus seinen Beständen zu entnehmen. Die übrigen 6, von denen 3 für die ostasiatische Hauptlinie und 3 für die Anschlußlinie bestimmt waren, gab er auf der Schiffsbauwerft Vulkan in Grabow bei Stettin in Bau, von der sie auch rechtzeitig geliefert worden sind. Fernere Bedingung ist, daß die Besatzungen sämmtlich Deutsche und die in deutschen oder belgisch-holländischen Häfen einzunehmenden Waaren deutscher Herkunft sein müssen.

Die Dampfer für die Hauptlinie dürfen nicht kleiner als 3000 Tonnen sein; die für den ostasiatischen Anschluß müssen 1500, für die Südsee 1000, und die für die Mittelmeerlinie 2000 Tonnen Größe haben.

Ist es zunächst eine hohe Anerkennung für den „Lloyd" selbst, daß die Reichsregierung ihm die Postlinien übertragen konnte, so zeugt es auf der andern Seite für sein Selbstvertrauen, welches er allerdings sich mit Berechtigung durch seinen Entwickelungsgang und seine Leistungen erworben, daß er die Sache übernommen hat. Diese Leistungen sind sowol bei ihm, als auch bei der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft" um so höher anzuschlagen, als sie verschiedentlich fremden Concurrenzlinien gegenüber durchgeführt wurden, welche staatlicherseits subventionirt wurden, während die beiden deutschen Linien bisher keinerlei Staatsunterstützung genossen.

Auf den neuen Postlinien ist dem „Lloyd" nun eine solche gewährt, aber im Vergleich mit andern immer nur in unbedeutendem Maße, und es gehört deshalb großer Muth dazu, um auf diesen Linien den Kampf mit nicht weniger als drei schon bestehenden und theilweise Jahrzehnte alten gleichartigen Unternehmungen aufzunehmen. Es sind dies die englischen „Pacific", die „Peninsular and Oriental-Company" und die französische „Messageries maritimes", zu denen seit einigen Jahren auch noch eine Linie seitens des „Oesterreichischen Lloyd" in Triest nach Indien und China getreten ist, welche sämmtlich subventionirt werden und zwar theilweise in bedeutend höherm Maße als die deutsche. So z. B. bezieht die „Peninsular and Oriental-Company" für die Postbeförderung eine staatliche Unterstützung von 530000 Pfd. St. oder 10,600000 Mark, also fast das $2^1/_2$fache von der unserer Linien, und die „Messageries" sind ähnlich dotirt.

Wenn deshalb der „Lloyd" trotzdem die Zuversicht hegt, daß er mit diesen Linien concurriren kann und noch Geschäfte machen wird, so stützt er sich dabei auf die bekannten Vorzüge, welche seine Schiffe und die deutsche Schiffahrt überhaupt der fremdländischen gegenüber unbestritten besitzen und denen sie zum bei weitem größten Theile ihr schnelles Emporkommen verdanken. Es sind dies einmal die Schnelligkeit, die allen Anforderungen des Comforts entsprechende Einrichtung der Schiffe und ihre gute und feste Bauart, sodann ihre sichere Führung durch ein vorzügliches Personal, eine Verpflegung, die nichts zu wünschen übrigläßt, genaue Innehaltung der Abfahrtszeiten und endlich die Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, welche in dem ganzen Betriebe herrscht und sowol den Passagieren wie der Handelswelt die Sicherheit gibt, daß Personen und Waaren sich in den

Digitized by Google

besten Händen befinden. Und daß sich die Gesellschaft in ihren Voraussetzungen nicht geirrt, dafür hat schon das erste Jahr der Postlinien den vollgültigen Beweis erbracht.

Nach dem Postdampfervertrag soll die mittlere Fahrgeschwindigkeit 11½ Knoten in der Stunde betragen; aber der „Lloyd" hat sich freiwillig zu 12 verpflichtet für Ostasien und Mittelmeer, während die englische Linie nur 10½ und die französische 11 Knoten macht. Daß er noch mehr Schnelligkeit entwickelt, haben die letzten Reisen erwiesen, welche drei Tage kürzer währten, als der Vertrag vorschreibt. Schnelligkeit und Sicherheit sind aber für den Kaufmann zwei sehr wichtige Sachen ebenso wie für den Reisenden, und so erklärt es sich, daß bereits jetzt auf unsern Postdampfern die Plätze monatelang vorher belegt sind und die Schiffe stets volle Waarenladung haben. Es ist ein altbekannter Grundsatz, daß der Handel der Flagge folgt und daß er sich dort entwickelt, wo man ihm Gelegenheit des Weges bietet, sei dies durch Eisenbahnen oder Schiffe. Auf Grund dieses Princips haben unsere beiden großen transatlantischen Dampfergesellschaften ihren großartigen Aufschwung genommen, und ebenso wird es mit den Postdampfern gehen.

Der deutsche Handelsverkehr mit Ostindien, China, Japan, der Südsee und Australien, von dem bisjetzt der bei weitem größte Theil durch nichtdeutsche Schiffe vermittelt wurde, belief sich schon 1883 auf die Summe von weit über 150 Mill. Mark. Nun ist es doch nur naturgemäß, daß derselbe immer mehr auf unsere Postlinien übergehen muß, da sie vor ihren Concurrenten so viele und gerade für den Kaufmann werthvolle Vorzüge voraushaben. Wenn, wie nicht zu bezweifeln, in absehbarer Zeit China mit seinen 400 Mill. Einwohnern sich dem Weltverkehr erschließt, so werden unsere Handelsbeziehungen zu diesem Lande sich ganz gewaltig ausdehnen, und die neulich contrahirte deutsch-chinesische Anleihe ist schon ein gutes Zeichen dafür. Ebenso wächst der deutsche Einfluß in Japan zusehends, und die Errichtung dieser Postlinien war nur eine weise That unsers großen weitschauenden Staatsmannes.

Wie das Ausland über die Leistungsfähigkeit des „Lloyd" urtheilt, geht zur Genüge aus einem Leitartikel hervor, den kürzlich die „Times" brachte und in dem sie die Geschwindigkeit atlantischer Postdampfer, über welche der amerikanische Oberpostinspector Bell eine Liste veröffentlicht hat, zum Gegenstand eingehender Erörterung machte. Indem das Blatt die englische Regierung tadelt, daß sie nichts thue, um die englischen Gesellschaften zu veranlassen, daß sie auf ihren Schiffen alle Verbesserungen einführen und überhaupt schnellere Dampfer bauen, läßt es sich über die vergleichende Liste des Herrn Bell folgendermaßen aus: „Englische Schiffe nehmen darin nicht den ersten Platz ein, wie man wol erwarten dürfte. Der prächtige Cunard-Dampfer «Etruria» steht mit seinen 17 Knoten, die eine wunderbare Schnelligkeit bedeuten, zwar an erster Stelle der Liste, aber wenn wir die Schiffe mit 16 Knoten, 11 an der Zahl, näher prüfen, so finden wir darunter nur 3 englische. Nicht weniger als 5 gehören dem «Norddeutschen Lloyd» in Bremen und 3 sind französische Schiffe, die von Havre nach Neuyork fahren. Dies sind Thatsachen, welche für die Leistungsfähigkeit des «Norddeutschen Lloyd»

Digitized by Google

sprechen. In der dritten Kategorie von Schiffen zwischen 15 und 16 Knoten befinden sich 9 Schiffe, und nur 4 davon sind englische; von den übrigen gehören 3 dem «Norddeutschen Lloyd» und nur 2 den Franzosen. Entschieden fällt die Ehre dieser Aufstellung der deutschen Linie zu. Einige wohlbekannte englische Linien, z. B. die Inman und White Star, erscheinen gar nicht in der Liste der Schiffe von mehr als 15 Knoten. Wenn man auch alle billigen Abzüge von dem Werthe solcher Listen macht, so müssen sie doch den englischen Stolz demüthigen. In der atlantischen Fahrt hatte unser Land längst die Führerrolle und zeigte zuerst, was Geschicklichkeit und Kapital ausrichten können; es ist bezeichnend, daß diese Ueberlegenheit uns jetzt genommen oder streitig gemacht werden konnte von Gesellschaften, welche noch unbekannt waren, als die großen englischen Linien Weltruf hatten. Der Fall ist ernst genug, um den Gesellschaften, welche sich gerühmt haben, daß sie unter enormen Opfern unübertreffliche Dienste leisten, Stoff zu ernstem Nachdenken zu geben."

Diese Auslassung bestätigt nur das oben Gesagte; die deutsche Handelsmarine und ihr Personal sind dem Auslande überlegen, und seitdem kaufmännische Thatkraft und Unternehmungslust begonnen haben sich ihrer zweckmäßig zu bedienen, erzielen sie glänzende Erfolge und überflügeln andere Nationen. Dafür geben Hamburg und Bremen, speciell aber die beiden hier näher berührten großen transatlantischen Dampferlinien den sprechendsten Beweis.

Die Flotte des „Norddeutschen Lloyd" — denn von einer solchen darf man mit Fug und Recht reden — beträgt gegenwärtig 55 große Seedampfer, sowie 17 Weser- und Schleppdampfer nebst 60 eisernen Lichterfahrzeugen. Die 39 Dampfer, welche 1885 die vier transatlantischen Linien bedienten, hatten einen Raumgehalt von rund 90000 Tonnen und eine Besatzung von 2725 Mann, wozu dann noch die 10 Dampfer der englischen Linie mit rund 15000 Tonnen traten und jetzt auch noch die 15 subventionirten Postschiffe mit rund 37000 Tonnen und nahe 200 und 1300 Mann Besatzung, zusammen 142000 Tonnen und rund 4200 Mann Besatzung, außer welchen in den Reparaturwerkstätten des „Lloyd" noch über 1000 Handwerker und sonst noch andere Tausende von Arbeitern beschäftigt werden.

Vortheilhafte Einrichtungen, wie besonders die Seemannskasse, zu der jeder Mann der Besatzung, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen, seinem Einkommen gemäß beiträgt, während der „Lloyd" seinerseits die zweite Hälfte aller Beiträge zahlt, aus denen ein Unterstützungs- und Pensionsfonds gebildet ist, machen den Dienst auf den Schiffen zu einem gesuchten und sichern der Gesellschaft ein vorzügliches seemännisches Personal, das so bedeutend zu seinen Erfolgen und zu der Achtung beigetragen, welche die deutsche Flagge überall im Auslande genießt.

Die Postdampfer für die Hauptlinie sind ungefähr gleich groß. Bei 350 Fuß Länge und 39 Fuß Breite haben sie einen Raumgehalt von 3000 Tonnen, eine Maschinenkraft von 2300 Pferden und eine Besatzung von 108 Köpfen. Sie nehmen einen Kohlenvorrath von 862 Tonnen, mit dem sie bei 45 Tonnen täglichem Verbrauch und 12 Knoten Fahrt eine Strecke von rund 5000 Seemeilen

Digitized by Google

(1250 deutsche Meilen) zurücklegen können. An Passagieren haben sie für 50 erster, 70 zweiter und 760 dritter Klasse Raum, der mit jeder wünschenswerthen Bequemlichkeit eingerichtet ist. Das Passagierdeck ist 8 Fuß hoch, fast 1 Fuß höher als auf allen andern Linien, und ein Pulsions-Ventilator treibt stets frische Luft durch alle Räume des Schiffes, die abends elektrisch erhellt werden. Große Eiskeller halten das mitgenommene Fleisch während der ganzen Reise frisch, und die Verpflegung ist auf den Lloyddampfern bekanntlich die vorzüglichste von allen andern Passagierschiffen.

So sehen wir in unsern beiden großen transatlantischen Dampferlinien, besonders aber im „Norddeutschen Lloyd", Unternehmungen, die nicht nur ihren Gründern und Leitern, sondern ganz Deutschland zur Ehre gereichen und auf die jeder Vaterlandsfreund mit stolzer Genugthuung blicken darf. Sie haben vor allem die deutsche Flagge und den deutschen Namen im Auslande zu hoher Geltung gebracht, unserm Handel und unserer Industrie neue Wege gebahnt und deren Entwickelung in großartiger Weise gefördert, sodaß ganz Deutschland ihnen Dank schuldet. Mit ihrer Hülfe konnte letzteres nachdrücklich in den Wettbewerb mit andern Nationen auf dem Gebiete des Weltverkehrs eintreten, um sich den ihm zukommenden Antheil daran zu erobern und die verhältnißmäßig hohe Stufe zu erringen, auf der es sich jetzt befindet. Mögen jene Unternehmungen weiter gedeihen und blühen wie bisher und auch fernerhin solche Nacheiferer und Nachfolger finden wie in den übrigen transatlantischen Linien Hamburgs, die, wenn auch nicht in solcher Ausdehnung, ebenfalls zum friedlichen Ruhme Deutschlands so bedeutend beitragen.

---

Digitized by Google

# Marco Minghetti.

Von

Otto Speyer.

Es möchte nicht leicht sein, im ganzen Verlaufe der Geschichte unsers Geschlechts ein Beispiel wiederzufinden, wo das Sehnen und Streben eines Volkes nach nationaler Unabhängigkeit und Einheit durch solch wunderbar stetige Gunst des Geschickes zu glänzender Erfüllung gebracht worden wäre wie das der italienischen Nation in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von 1859 bis 1870. Bei dem ersten Schritte zum Ziele, der Losreißung der Lombardei von Oesterreich, spielten die italienischen Heere nur die Rolle der Hülfstruppen eines mächtigen Freundes. Der zweite, die Annexion Mittelitaliens an das norditalienische Königreich, würde trotz der nationalen Begeisterung in Toscana und der Emilia, trotz des unerschütterlichen Patriotismus und der eisernen Festigkeit eines Farini und Ricasoli nicht möglich gewesen sein, hätte nicht Napoleon III. seinem eigenen Verdruß über die unwillkommene Entwickelung der Dinge und dem Züricher Vertrage zum Trotz sein entschiedenes Veto gegen eine österreichische Intervention eingelegt. Nur die unheilbar verrotteten Zustände im Königreich beider Sicilien und die verblendete Hartnäckigkeit seines Monarchen ermöglichten die fabelhaften Erfolge der abenteuerlichen Unternehmung Garibaldi's und die Erwerbung Unteritaliens. Wenige Jahre nachher warfen die Siege des deutschen Alliirten und die Gunst des französischen Kaisers dem zu Lande und zur See geschlagenen Volke Venetien als reife Frucht in den Schos, und nicht die Kanonen, welche am 20. Sept. 1870 die Bresche bei Porta-Pia schossen, sondern die deutschen Siege von Wörth und Sedan waren es, welche dem jungen Königreiche die Thore der künftigen Landeshauptstadt öffneten, um das Einheitswerk zu krönen und zu vollenden.

Uns Deutschen ist die Arbeit sauerer geworden und fremder Hülfe haben wir wenig zu verdanken. In einem Punkte aber haben die Mächte des Geschickes uns größere Gunst erwiesen als unsern südlichen Verbündeten. Noch stehen die hohen Gestalten, denen wir in erster Linie das stolze Bewußtsein verdanken, wieder Bürger eines mächtigen Nationalstaates zu sein, fest und aufrecht da gleich weithin sichtbaren Leuchtthürmen, geliebt von den Volksmassen, verehrt von den Freunden, gefürchtet und widerwillig bewundert von den Feinden. Nicht so in Italien. Von den großen Helden und Staatsmännern, denen das Volk neben jener Gunst der Geschicke und dem eigenen Enthusiasmus seine nationale Existenz

Digitized by Google

verdankt, weilt nicht einer mehr unter den Lebenden. Der bedeutendste unter ihnen, neben unserm Reichskanzler der größte Staatsmann des Jahrhunderts, Camillo Cavour, hat die Vollendung des eigenen Werkes nicht erlebt; der erste König von Italien ist vor neun Jahren im Pantheon zur letzten Ruhe gebettet worden; der alte Held von Caprera schläft seit vier Jahren den Todesschlaf auf seiner einsamen Insel im Tyrrhenischen Meere. Bettino Ricasoli, der eiserne Baron, und Quintino Sella, der erste Finanzmann Italiens und eine Reihe von Jahren hindurch das anerkannte Haupt der herrschenden Partei, liegen seit Jahren im Grabe, und vor wenigen Wochen ist nun auch der größte Redner des italienischen Parlaments, Marco Minghetti, aus der Reihe der Lebenden geschieden. Auch die drei letztgenannten haben den Gedanken der Unabhängigkeit und Einheit des Vaterlandes treu festgehalten von seinem ersten blitzartigen Aufleuchten nach der Thronbesteigung Pius' IX. durch die dunkeln Jahre der Reaction und während der Herrschaft der österreichischen Bajonette bis zu seiner vollen Verwirklichung; aber wenn Ricasoli in diesem Existenz- und Werdekampf selbst eine hervorragende Rolle gespielt und sich dabei unsterbliche Verdienste erworben hat, so entschwindet er nach der Vollendung des Einheitsstaates dem Blicke im Dunkel des Privatlebens, während Sella's und Minghetti's Gestalten erst da in den Vordergrund der politischen Bühne treten, wo nach dem Abschluß der äußern Kämpfe die schwierige, dornenvolle Arbeit der Verschmelzung der bisher nur äußerlich zusammengeschweißten Landschaften zu einem Gesammtorganismus und die innern Kämpfe um die Art und Weise der Entwickelung des neuen Staatswesens alle Kraft und Thätigkeit der italienischen Staatsmänner in Anspruch nehmen.

Als der elektrische Draht in den Nachmittagsstunden des 10. Dec. 1886 die Nachricht durch die Halbinsel trug, daß Marco Minghetti aus dem Leben geschieden sei, da erregte diese Kunde nicht einen Sturm der Klage und des Schmerzes, wie ihn die vom Tode Cavour's und Garibaldi's und in noch höherm Grade die Trauerbotschaft vom Heimgange des Königs Victor Emanuel erweckt hatte. Dazu war Minghetti's Name im Gedächtniß der Nation nicht eng genug verknüpft mit den großen Ereignissen der Jahre 1859—70; dazu war seine Thätigkeit nicht augenfällig, sein ganzes Wesen nicht volksthümlich genug. Aber im Inlande wie außerhalb Italiens wußte jeder, der die Entwickelung der italienischen Angelegenheiten in den letzten 25 Jahren mit aufmerksamer Theilnahme verfolgt hat, welchen großen, bald treibenden, bald moderirenden Einfluß der einsichtsvolle Patriot, der scharfsinnige Nationalökonom, der freisinnige Staatsmann, der glänzende Redner auf den Gang der innern Entwickelung wie der äußern Schicksale seines Vaterlandes geübt hat. Deshalb empfing der italienische Reichstag, Senat wie Abgeordnetenhaus, die Todesbotschaft als die Kunde von einem öffentlichen Unglück; deshalb liefen von allen Himmelsgegenden, vorab von dem deutschen kronprinzlichen Paare, das dem Verstorbenen besonders zugethan war, die aufrichtigsten Bezeugungen schmerzlicher Theilnahme ein; deshalb geziemt es sich wol auch, dem trefflichen Mann in einer Zeitschrift des Landes, das er aus eigener Anschauung kannte und dem er stets eine hochachtungsvolle Sympathie bewahrt hat, einige Zeilen der Erinnerung zu weihen.

Digitized by Google

Marco Minghetti wurde am 8. Nov. 1818 in Bologna geboren. Seine Vorfahren waren als bäuerliche Gutsbesitzer lange Zeit in jenem Theil des Apennins, der die Romagna von Toscana scheidet, ansässig gewesen, bis die Familie gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Land mit der Hauptstadt der Provinz vertauschte, wo Marco's Großvater im Handel ein beträchtliches Vermögen erwarb. Der Vater starb, als Marco noch im zartesten Kindesalter stand; aber die Mutter, eine ebenso praktisch tüchtige wie geistig bedeutende Frau, wußte die Erziehung des Kindes mit sicherer Hand zu leiten. Sie gab dem lernbegierigen Knaben treffliche Lehrer, unter deren Leitung er zunächst die Literatur seines Vaterlandes, später Mathematik und Naturwissenschaften, endlich Philosophie und Socialwissenschaft studirte. Charakteristisch für sein Wesen und seine Anschauungsweise ist es, daß, wie er später selbst einmal im Parlament erklärte, er, der doch früh in mehr als einem Zweige der Wissenschaft einen hervorragenden Platz unter seinen Landsleuten und Zeitgenossen einnahm, nie daran gedacht hat, einen akademischen Grad, irgendein Diplom der Hochschule oder des Staates zu erwerben.

Kaum hatte er sein 20. Lebensjahr vollendet, als ihn der Wissensdurst zu mehrjährigen Reisen, zunächst in die verschiedenen Hauptstädte der Halbinsel, dann nach Frankreich, der Schweiz, Deutschland und England trieb, überall mit aufmerksamen Sinnen die politischen und socialen Einrichtungen der durchzogenen Länder studirend, Anknüpfungen mit hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern suchend und findend, und einen reichen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen, die er in seinem politischen Leben wie in seinen Schriften trefflich zu verwerthen wußte, mit heimbringend.

Schon im Jahre 1841 veröffentlichte der Dreiundzwanzigjährige eine erste Frucht seiner volkswirthschaftlichen Studien, die allmählich in den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen gerückt waren, unter dem Titel „Ueber die Tendenz der materiellen Interessen im gegenwärtigen Jahrhundert". Zwei Jahre später folgte eine Abhandlung „Ueber den ländlichen Grundbesitz und die Verträge zwischen Eigenthümer und Bebauer"; im Jahre 1846 eine im Landwirthschaftlichen Verein zu Bologna gehaltene Rede über die Reformen Robert Peel's in der englischen Getreidegesetzgebung. In den genannten sowol wie in seinen spätern nationalökonomischen Schriften, von denen die kleinern 1872 in Florenz gesammelt erschienen, treten uns vor allem als leitende Ideen entgegen: die innige Verknüpfung der Principien des Rechtes mit denen der Staatswirthschaft, die Unterordnung beider unter das Moralgesetz und das energische Eintreten für die volle Gewerbe- und Handelsfreiheit. Wie Cavour, war der Verfasser ein begeisterter Anhänger Richard Cobden's, den er wie seine Mitkämpfer in der Anti-Corn-Law-League, Wilson, Thompson und Fox, in England persönlich kennen gelernt hatte. Am Schlusse seiner Rede über die Peel'sche Reform befürwortete er aufs lebhafteste die Einrichtung eines italienischen Zollvereins nach dem Muster des deutschen, indem er zugleich durchblicken ließ, daß sein letztes Ziel die volle internationale Verkehrsfreiheit sei.

Als im Sommer 1846 mit der Thronbesteigung Pius' IX. eine neue Aera



Digitized by Google

der Freiheit und nationaler Aspirationen für Italien aufging oder doch aufzugehen schien, begann auch Minghetti an den politischen Bestrebungen lebhaften Antheil zu nehmen. Mit einigen Gesinnungsgenossen, zumal Antonio Montanari und Rudolf Oudinot, gründete er in Bologna die Zeitung „Il Felsineo"*), welche durch weise Mäßigung, gesunden Verstand und das Bestreben, die Eintracht zwischen den verschiedenen Gruppen und Schattirungen der Liberalen herzustellen und zu erhalten, eine ausgezeichnete Stelle unter den in den Jahren 1846—48 überall in Italien gleich Pilzen aufschießenden Tagesblättern einnahm. Die von Farini in seiner „Geschichte des römischen Staates" mit Recht rühmlich hervorgehobenen Artikel Minghetti's über die Reform der Verwaltung des Kirchenstaates bewirkten seine Berufung in den von dem Papste im Herbst 1847 in Rom versammelten Staatsrath, in dessen Finanzabtheilung er die Hauptrolle spielte. Als dann zu Anfang des Jahres 1848 die neapolitanische, piemontesische und toscanische Verfassung rasch nacheinander ins Leben traten, verlangte auch das römische Volk immer dringender nach einer Constitution. Der Papst, der es für seine Pflicht hielt, die Gewalt, wie er sie überkommen hatte, seinem Nachfolger ungeschmälert zu überliefern, wehrte sich vergebens; er war nicht der Mann, der den stürmischen Wogen der Zeit einen festen Damm entgegenzusetzen vermochte. In dem neuen Ministerium, welches, seltsam genug zusammengesetzt, unter Cardinal Antonelli's Vorsitz, das Statuto fondamentale entwerfen und den Krieg gegen Oesterreich vorbereiten sollte, übernahm Minghetti das Ressort der öffentlichen Arbeiten. Er begann sofort gründliche Reformen ins Werk zu setzen, indem er die in dieser Beziehung allerdings mustergültigen Einrichtungen des Napoleonischen Königreichs Italien zum Muster nahm. Aber der lombardische Krieg und seine Folgen machten seiner Thätigkeit rasch ein Ende. Die Encyclica des Papstes vom 29. April 1848, worin derselbe, vom päpstlichen Standpunkte aus mit vollem Rechte, aber ohne sich bewußt zu sein, daß er damit dem Dominium temporale das Todesurtheil schrieb, gegen die Zumuthung protestirte, den Vater aller Gläubigen zur kriegführenden Partei gegen einen katholischen Staat zu machen, veranlaßte Minghetti, nicht nur von seinem Ministerposten zurückzutreten, sondern auch das ihm von seiner Heimatsstadt angetragene Deputirtenmandat abzulehnen. Die Täuschung, welche in uns schwer begreiflicher Weise viele klare Köpfe in Italien so verblendete, daß sie glaubten, das Papstthum könne sich mit der Sache der Volksfreiheit und nationalen Unabhängigkeit aufrichtig und dauernd verbünden — ein Beweis für den alten Satz, daß der Mensch allzu leicht glaubt, was er wünscht — war vorüber; es fiel wie Schuppen von seinen Augen. Er erkannte es als seine nächste Pflicht, statt mit Kopf und Feder, mit Arm und Schwert für die Befreiung und Einigung des Vaterlandes zu streiten. Im Lager Karl Albert's freudig empfangen, wurde er sofort zum Hauptmann im Generalstabe, nach dem Gefecht bei Goito zum Major ernannt und nach der unglücklichen Schlacht von Custozza vom Könige selbst decorirt. Er hielt treu an der Seite des unglücklichen Monarchen aus, auch an jenem traurigen 4. Aug., als dieser im Palast

*) Von dem alten Namen Bolognas: Felsina.

Digitized by Google

Greppi zu Mailand den Waffenstillstand unterzeichnen mußte, der die ganze Lombardei den Oesterreichern auslieferte, und infolge dessen von den mailänder Demagogen und dem verblendeten und verzweifelten Volke zum Verräther gestempelt, bedroht, verhöhnt und beschimpft ward.

Inzwischen war in Rom die radicale Partei zur Herrschaft gekommen. Der treffliche Pellegrino Rossi, welcher sich den trüben und reißenden Gewässern der siegreichen Demagogie entgegengeworfen hatte, lud Minghetti ein, ihm im Ministerium zur Seite zu stehen. Anfangs weigerte sich dieser entschieden, das Heer vor Beendigung des Krieges zu verlassen. Als aber Rossi seine Bitte dringender wiederholte, nahm er die Wahl zum Deputirten für Bologna an und begab sich nach Rom, wo er eben rechtzeitig anlangte, um den unglücklichen Rossi einem fanatischen Pöbel zum Opfer fallen zu sehen. Der Papst ließ ihn durch Montanari bitten, die mehr als bedenkliche Erbschaft des Ermordeten anzutreten. Minghetti schlug sie aus, weil er klar erkannte, daß ohne die gänzlich mangelnden Mittel gewaltsamer Unterdrückung der radicale Strom nicht zu dämmen sei. Er verließ Rom, kehrte zum piemontesischen Heere zurück und nahm auch an dem kurzen Schlußact des Krieges bis zu der Katastrophe von Novara am 23. März 1849 theil. Der piemontesische Generalstabsbericht über die Schlacht ist aus seiner Feder geflossen. Nach dem Frieden von Mailand quittirte er den Dienst und kehrte in die Heimat zu seinen staatswirthschaftlichen und philosophischen Studien zurück.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten hinderten ihn jedoch nicht, der weitern Entwickelung der vaterländischen Geschicke mit der gespanntesten Theilnahme zu folgen. Wie alle Parteien, hielt er die Augen auf das kleine Land im Nordwesten der Halbinsel gerichtet, auf dem in diesen trüben Tagen allgemeiner Reaction die ganze Hoffnung der Vaterlandsfreunde beruhte. Alljährlich sich wiederholende Reisen nach Turin brachten ihn mit den tonangebenden Staatsmännern Piemonts in stets engere Beziehungen. Camillo Cavour selbst schätzte ihn so hoch, daß er ihn 1856 während des Friedenscongresses nach dem Krimkriege zu sich nach Paris einlud, damit er ihm durch seine genaue Kenntniß des Kirchenstaates der europäischen Diplomatie gegenüber den Beweis führen helfe, daß der Papst die in einem modernen Culturstaat nothwendigen Reformen weder einführen wolle noch könne. Von welch hohem Werth ihm damals Minghetti's Dienste gewesen seien, hat Cavour später im sardinischen Parlament rühmend hervorgehoben.

Nach Bologna zurückgekehrt, hatte er hier im folgenden Jahre zwei merkwürdige Unterredungen mit Pius IX., der den Rath seines frühern Ministers zu hören wünschte. Er suchte dem Papst vor allem begreiflich zu machen, daß derselbe, um seinen Thron zu befestigen und seine Völker zu befriedigen, sich mit Piemont in Einverständniß setzen müsse. Seine Worte verfehlten nicht ihres Eindruckes; der Papst beauftragte Minghetti, ihm seine Ansichten in einer Denkschrift eingehender zu entwickeln. Inzwischen hatten aber bereits entgegengesetzte Einflüsse die Oberhand gewonnen; bei einer zweiten Unterredung zeigte sich Pius IX. entschlossen, auf dem eingeschlagenen Wege der Reaction zu beharren, obwol ihm Minghetti offen seine Ueberzeugung aussprach, daß die nächste große politische Be-



Digitized by Google

wegung in Europa dem Heiligen Stuhl zum mindesten die Legationen und die Romagna kosten würde.

Nach Cavour's Rückkehr von Plombières im Sommer 1858 gehörte Minghetti zu der kleinen Zahl derer, denen der Minister die mit Napoleon in dem lothringischen Bade getroffenen Verabredungen mittheilte. Cavour selbst hielt damals den Ausbruch des Krieges mit Oesterreich nicht für nahe bevorstehend, und da Minghetti nach der anstrengenden Arbeit, die ihm sein eben vollendetes Hauptwerk „Ueber die Nationalökonomie in ihrem Zusammenhange mit dem Rechte und der Moral"*) gekostet hatte, eine größere Erholungsreise nach dem Orient beabsichtigte, bat ihn Cavour nur, dieselbe zu beschleunigen, um auf dem Platze zu sein, wenn das Vaterland seiner besten Söhne bedürfe. So reiste er im Spätherbst 1858 nach Alexandria und fuhr dann von Kairo aus den Nil aufwärts bis an die nubische Grenze. Während er mit einer Karavane die Wüste von el-Arysch durchzog, erreichte ihn eine Botschaft Cavour's, die ihn schleunig zurückrief. Er gab die beabsichtigte Weiterreise nach Syrien ohne weiteres auf und kehrte auf dem kürzesten Wege nach Turin zurück. Hier ließ er sich auf Cavour's Wunsch als Piemontese naturalisiren und wurde zum Generalsecretär im Ministerium des Auswärtigen ernannt. Von diesem Zeitpunkt an hat er die politische Laufbahn nicht mehr verlassen.

Nach dem Präliminarfrieden von Villafranca, der wie ein Melthau auf die hochfliegenden Hoffnungen der italienischen Patrioten fiel, nahm er zugleich mit Cavour seine Entlassung und begab sich nach Bologna. Cavour hatte ihm selbst dazu gerathen; denn hier, in der Romagna und den mittelitalienischen Herzogthümern, steckte damals der wahre Knoten der italienischen Frage. Es kam alles darauf an, daß die Bevölkerungen dieser Landschaften selbst trotz des Züricher Vertrages und aller Einschüchterungsversuche wie aller Lockspeisen an dem Gedanken des einigen Italien und zunächst an der Union mit Piemont festhielten. Nächst Ricasoli und Farini hat vielleicht niemand so unermüdlich und so erfolgreich an der Erreichung dieses Zieles gearbeitet wie Minghetti.

Nach der vollzogenen Annexion Mittelitaliens von seiner Vaterstadt zu ihrem Vertreter in dem neuen Parlament erwählt, übernahm er auf Cavour's Aufforderung in dem unter dessen Vorsitz reconstruirten Ministerium das Ressort des Innern. Mit unermüdlicher Energie arbeitend, unterbreitete er bereits nach wenigen Wochen dem Parlament eine Reihe kühner und weitgreifender Entwürfe zur gründlichen Reform der ganzen Staatsverwaltung im Sinne der Decentralisation. Es ist hier nicht der Ort, den Werth derselben zu prüfen, um so weniger, als keiner derselben zur Ausführung gekommen ist. Die Haupttendenz derselben kennzeichnete er selbst bei der Vorlage mit den Worten: „Es handelt sich darum,

*) „Della economia politica e delle sue attinenze con la morale e col diritto." Die Grundidee des gedankenreichen und originellen Werkes, eines wahren Compendiums der Socialwissenschaften, ist, daß die Staatswirthschaft nicht nur auf dem Rechts-, sondern gleichzeitig auf dem Moralprincip basiren müsse.

Digitized by Google

den verschiedenen Theilen des Reiches die größtmögliche Freiheit der Verwaltung zu gewähren, ohne die nationale Einheit zu beeinträchtigen."

Das Selfgovernment der Gemeinden und Provinzen war in dem damaligen Italien etwas ganz Neues und Unerhörtes. So war es nicht zu verwundern, daß Minghetti's Vorlage aufs heftigste angegriffen wurde, und zwar nicht nur von den Bänken aus, auf denen die parlamentarische Opposition saß. Auch in den Reihen der Mehrheit fand zumal sein Antrag auf die Bildung von „Regionen", d. h. territorialen und administrativen Einheiten zwischen Gesammtstaat und Provinz, die sich zumeist nach den früher bestandenen Staatsgebieten abgrenzen sollten, zahlreiche und gewichtige Gegner. Ehe es zur entscheidenden Abstimmung kam, starb (10. Juni 1861) der Ministerpräsident. Auch Minghetti wollte sich nach dem Tode seines großen, von ihm heißbeweinten Freundes zurückziehen, ließ sich aber durch die Bitten des Königs bewegen, auch unter dessen Nachfolger Ricasoli sein Amt zu behalten, so wenig er gerade in Bezug auf die Decentralisation und das Regionalsystem mit dem hartköpfigen Toscaner übereinstimmte. Er willigte in die vorläufige Vertagung seiner Reformentwürfe; als jedoch Ricasoli auch die Statthalterschaft in Neapel und Sicilien aufhob und durch eine bloße Präfectur ersetzte, mußte er sich sagen, daß die Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem Ministerpräsidenten zu groß sei, um eine segensreiche gemeinsame Thätigkeit zu gestatten, und legte sein Amt nieder. Als aber Ricasoli schon nach neunmonatlicher Regierung durch seine Misserfolge in der kirchenpolitischen Frage, und dessen Nachfolger Rattazzi nicht minder rasch infolge seines zweideutigen Benehmens gegenüber der gegen Rom gerichteten Schilderhebung Garibaldi's in Sicilien gefallen waren, übernahm Minghetti in dem neuen Ministerium seines Freundes Farini die Finanzen (December 1862). Es war eine Regierung, zusammengesetzt aus den tüchtigsten Staatsmännern, die Italien damals besaß; an ihrer Spitze ein Mann von klarem und scharfem Blick, von wenig Worten, ebenso energisch in der Durchführung seiner Ziele, wie gemäßigt in seinen politischen Anschauungen. Aber schon nach wenigen Wochen entfiel das Steuer seiner Hand; von den furchtbaren geistigen und körperlichen Anstrengungen der letzten Jahre bis ins tiefste Mark erschüttert, verlor er — kein vereinzeltes Beispiel in jenen Tagen steter Spannung und Aufregung — von fixen Ideen ergriffen und wie von bösen Geistern verfolgt, die Kraft, sich selbst, geschweige denn das Land zu regieren.

Der König berief unter allgemeiner Zustimmung Minghetti an die Spitze der neuen Regierung. Unter seinem Vorsitz vollzog sich eine der wichtigsten und folgenreichsten Thatsachen der neuesten Geschichte Italiens: die Convention mit Frankreich vom September 1864 und die Verlegung der Hauptstadt von Turin nach Florenz.

Wir müssen hier die Geschichte des Vertrages und seinen Inhalt als bekannt voraussetzen. Die Convention ward in Italien sehr verschieden beurtheilt, die Verlegung der Hauptstadt anfangs von der Mehrheit der Nation entschieden gemisbilligt. Aber Minghetti und der König waren überzeugt, im wohlverstandenen Interesse ihres Landes gehandelt zu haben, und sie hatten recht. Der Minister-

Digitized by Google

präsident war sich dabei zugleich bewußt, im Sinne seines großen verstorbenen Freundes zu handeln, dessen Ziel es vor allem gewesen war, die Franzosen aus Italien hinauszuschaffen, wenn auch mit Opfern. „Sind die Franzosen einmal draußen, so lassen sie auch die Oesterreicher nicht wieder herein, und dann haben wir gewonnen Spiel", pflegte Cavour zu sagen. Aber ein großer Theil des italienischen Volkes dachte anders. Man betrachtete den Vertrag und vor allem die neue Hauptstadt als einen definitiven Verzicht auf Rom. Ueberall erhob sich das Verrathgeschrei, mit dem die romanischen Völker ja in solchen Fällen stets bei der Hand sind. Mailand und Neapel waren wol bereit, zu Gunsten Roms Provinzialstädte zu werden, aber nicht zu Gunsten der kaum ebenbürtigen Arnostadt. Vor allem waren die Turiner außer sich. Bei den tumultuarischen Demonstrationen gegen die Convention in der sardinischen Hauptstadt ward selbst der Name des sonst so hoch verehrten Königs nicht geschont. Die Regierung war zu gewaltsamem Einschreiten genöthigt; es floß Blut in den Straßen. Ein Schrei der Entrüstung durchtönte die Halbinsel. Unter diesen Umständen hielt es Minghetti für angemessen, mit seinen Collegen zurückzutreten, um dem Parlament Gelegenheit zu geben, sich frei auszusprechen. Der Piemontese La Marmora übernahm es, das Werk seines Vorgängers auch seinen engern Landsleuten gegenüber zu vertreten. Inzwischen war die Stimmung wenigstens innerhalb des Parlaments bereits umgeschlagen. Der Minister war gefallen, aber der Vertrag, den er geschlossen hatte, wurde mit großer Mehrheit gebilligt.

In dem Lustrum von 1864 bis 1869 tritt uns Minghetti's Name nur in den Annalen des Parlaments entgegen, wo sein gewichtiges Wort, stets mit Achtung angehört, oft für oder gegen den Erfolg eines Antrags entscheidend in die Wagschale fiel.

Im Jahre 1869 trat er als Minister für Handel und Landwirthschaft in das zweite Cabinet Menabrea und führte trotz der ephemeren Dauer dieser Regierung, die schon nach wenigen Monaten infolge des Lobbia'schen Skandalprocesses und der vergeblichen Bemühungen des Ministerpräsidenten, der nach Mentana 1867 erneuerten französischen Occupation Roms ein Ende zu machen, wieder abtreten mußte, eine Anzahl wichtiger Reformen in seinen verschiedenen Ressorts ein, wie in dem Lehrplan der Polytechniken, dem Handelsgesetzbuch und den Eisenbahntarifen.

Von weit größerer Bedeutung war seine Einwirkung auf den Gang der auswärtigen Angelegenheiten.

Im Sommer 1869 hatte Napoleon dem König Victor Emanuel ein Bündniß zwischen Italien, Frankreich und Oesterreich vorgeschlagen, welches seine Spitze gegen Preußen richtete. Italien war dabei ein Gebietszuwachs in Südtirol und eine „Grenzrectification" bei Nizza in Aussicht gestellt. Der König und verschiedene Mitglieder der Regierung waren dem Project günstig. Minghetti widersetzte sich aufs entschiedenste, wenn nicht zwei Punkte in den Bündnißvertrag aufgenommen würden, nämlich daß sich die Franzosen verpflichteten, Rom zu räumen, und daß das Bündniß weder die durch den Krieg von 1866 geschaffenen Besitzverhältnisse verändern, noch der Einigung Deutschlands in den Weg treten dürfe.

Digitized by Google

Vergeblich suchte der König Minghetti zu seiner Ansicht herüberzuziehen; die Mehrheit der Minister trat schließlich ihrem Collegen bei, und die beiden Punkte wurden in die Antwort an den französischen Kaiser aufgenommen. Napoleon antwortete, wie erzählt wird, peremtorisch: „Je n'accepte ni pour le fond ni pour la forme.“*)

Die Gefahr des Bündnisses war für den Augenblick vorüber; aber im Frühling 1870 wiederholte Napoleon seine Anträge dringender in etwas veränderter Form. Der König war wieder entschieden für die Annahme; das neue Ministerium Lanza schwankte wenigstens eine Zeit lang. Minghetti, von der Lage der Dinge unterrichtet, schlug dem Minister des Aeußern, Visconti-Venosta, vor, ihn nach England zu senden, um mit dem Cabinet von St.-James ein Abkommen zu treffen, dem alle neutralen Staaten im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland beitreten könnten, und durch welches sich jeder einzelne Staat verpflichtete, nicht ohne vorherigen Ideenaustausch mit den andern aus der Neutralität herauszutreten. Sein Vorschlag wurde angenommen; die Sendung nach England hatte den gewünschten Erfolg. Inzwischen machten Wörth und Spicheren der noch immer vorhandenen Neigung Victor Emanuel's zur französischen Allianz gründlich ein Ende. Minghetti wurde nach Wien gesandt, um die österreichische Regierung betreffs ihrer Absichten im Falle der Occupation Roms durch italienische Truppen zu sondiren. Er fand dieselbe dem Project bei weitem nicht so feindlich gesinnt, wie man in Florenz gefürchtet hatte, und spornte deshalb das schwankende und unentschlossene Ministerium Lanza wiederholt an, den günstigen Moment zu benutzen. Aber erst nach der Katastrophe von Sedan und der Proclamation der Republik in Paris gelang es, zumal durch den Einfluß des hierin mit Minghetti durchaus einverstandenen Finanzministers Sella, den König und seinen Premierminister zu bewegen, seinem Rathe zu folgen und sich Roms zu bemächtigen.

Im Sommer 1873 fiel das Ministerium Lanza, indem ein Theil der Rechten sich mit der Linken verbunden hatte, um die Finanzvorlagen Sella's abzulehnen. Der König berief Minghetti, der an der Spitze jener Abtrünnigen von der Majorität gestanden hatte. Er bildete eine neue Regierung aus Mitgliedern der Rechten und des Centrums und behauptete sich an der Spitze der Staatsverwaltung, bis die parlamentarische Revolution vom März 1876 der Herrschaft der sogenannten Conservativen definitiv ein Ende machte. Er war es, der den widerstrebenden König zu der bekannten Reise nach Wien und Berlin im September 1873 vermochte. Die französische Regierung war, seit die monarchische Partei durch den Umschlag vom 24. Mai unter Mac-Mahon Oberwasser bekommen hatte, feindseliger als je gegen Italien gesinnt, während umgekehrt seitens Oesterreichs und Deutschlands freundliche Gesinnungen und der Wunsch einer größern Annäherung hervortraten. Der Deutsche Kaiser hatte den Gesandten in Rom zum Botschafter erhoben. Franz Joseph sandte ein verbindliches Einladungsschreiben an Victor Emanuel zum Besuch der internationalen Ausstellung in Wien. Minghetti, überzeugt, daß die günstige Gelegenheit zu engerm Anschluß an die Centralmächte benutzt werden müsse, überwand die Bedenken seines Monarchen und

*) Nach der „Allgemeinen Zeitung“, 1873, Nr. 31.

Digitized by Google

begleitete ihn nach den nordischen Hauptstädten. Der freundliche, ja herzliche Empfang in Berlin wie in Wien, sowol seitens der Höfe wie der Bevölkerungen, entzückte den König und bewies ihm, wie zeitgemäß der Rath seines Ministers gewesen war, der sich inzwischen im persönlichen Verkehr mit den leitenden Staatsmännern Oesterreichs und Deutschlands über die gemeinsamen Interessen der drei Länder und eine gemeinsame Richtung ihrer Politik verständigte, wenn es auch zu keinen bestimmten Abmachungen kam. Wie Fürst Bismarck, so strebte auch Graf Andrássy schon damals nach einem deutsch-österreichischen Bündniß; aber noch konnte man in der Hofburg gewisse Empfindlichkeiten nicht überwinden. So bildete Victor Emanuel's Besuch gewissermaßen den Bindestrich zwischen beiden Höfen und wurde deshalb zumal in Berlin doppelt freundlich aufgenommen.

Fürst Bismarck soll sich damals unter anderm besonders günstig über das italienische Garantiegesetz ausgesprochen haben. Als er dagegen zwei Jahre später infolge der vom Vatican aus geschürten und geleiteten Agitation gegen die deutsche und preußische Regierung und der Encyclica, in der Pius IX. die preußischen Maigesetze für nichtig (irritas) erklärte, eine internationale Uebereinkunft gegen solche hierarchischen Uebergriffe in Anregung brachte, begegnete er einer unter einer „Zustimmung im Princip" verhüllten Ablehnung und mußte erfahren, daß das Ministerium Minghetti keineswegs gesonnen sei, einen italienischen Culturkampf in Scene zu setzen, „weil", wie der Ministerpräsident im Parlament sagte, „das Volksgewissen dagegen ist und wir unsere Rechnung nicht dabei finden".

Minghetti hatte ohne Zweifel recht. Hätte er der eigenen Empfindlichkeit Raum gegeben, so würde er vermuthlich straffere Correctivmaßregeln gebilligt und eine feindseligere Haltung gegen den Papst angenommen haben. Am 29. Jahrestage der Inthronisirung Pius' IX. hatte er die Thorheit begangen, seinem Glückwunsch als ehemaliger Unterthan und Minister Sr. Heiligkeit die Bitte hinzuzufügen, der Papst möge, indem er zu seiner nationalen und liberalen Politik von 1846 zurückkehre, einen modus vivendi zwischen sich und dem Königreich ermöglichen. Er erhielt keine directe Antwort, aber in seiner Erwiderung auf den Glückwunsch der Cardinäle übergoß Pius IX., der sich vortrefflich auf die Satire verstand, den unbefugten Rathgeber mit der Lauge des bittersten Spottes: „Der subalpine Minister redet mir da von einem modus vivendi, während er doch bisher mir gegenüber nur den modus nocendi, auferendi und destruendi gehandhabt hat."

Höflichkeit und Politik geboten eine Erwiderung des königlichen Besuches seitens der Kaiser von Deutschland und Oesterreich. Aber die Schwierigkeit lag in der Doppelhauptstadt Rom. Kaiser Franz Joseph konnte den Erwartungen des Quirinals und des Vaticans nicht zugleich entsprechen, und Kaiser Wilhelm mochte eine Stadt nicht betreten, wo sein und seines Reiches erbittertster Feind, der Aufwiegler seiner Unterthanen, residirte. Minghetti erkannte das Gewicht dieser Gründe und bewog den König, das Anerbieten Franz Joseph's, nach Venedig zu kommen — keine geringe Selbstverleugnung seitens eines Souveräns, der noch vor einem Jahrzehnt Herr der Lagunenstadt gewesen war — anzunehmen und dem Deutschen Kaiser selbst Mailand als Ort der Begegnung vorzuschlagen.

Digitized by Google

Die klerikale Springflut in Frankreich, das erneute Bündniß der siegreichen Conservativen mit den Ultramontanen, hatte selbst die frühern Gegner Oesterreichs und Deutschlands in Italien von der Nothwendigkeit überzeugt, in diesen Mächten einen Stützpunkt gegen die von Nordwesten her drohende Gefahr zu suchen. So waren die Kaiserbesuche im April und October 1875 ein Triumph, auf den Minghetti mit Stolz hinweisen durfte. „Sie haben den Beweis geliefert", sprach er zu seinen Wählern, „wie Regierungen und Völker darüber einig sind; daß die doppelte Befürchtung, die italienische Einheit werde dem europäischen Frieden und der Freiheit des Papstthums gefährlich werden, eine grundlose gewesen ist." Bei dem glänzenden Festmahle in Mailand hatte ja Kaiser Wilhelm die Garantie für den europäischen Frieden betont, die in den zwischen den beiden Nationen bestehenden Sympathien und der die Monarchen verbindenden persönlichen Freundschaft bestehe. Seinen Worten: „Möchten wir und unsere Söhne stets Freunde bleiben!" antwortete ein jubelndes Echo von den Alpen bis zum Aetna.

Nicht nur auf dem Gebiet der auswärtigen Politik war es dem Ministerium Minghetti vergönnt, Lorbern zu pflücken. Anfang März 1876 durfte der Ministerpräsident es wagen, bei der Eröffnung der Kammern die Periode der regelmäßig wiederkehrenden Deficits im Staatsbudget für geschlossen zu erklären. Was seit dem Kriege von 1866 und zumal seit der Vollendung des Einheitsstaates das A und das O der italienischen Regierungspolitik gewesen, war endlich erreicht, freilich mit Hülfe eines auf die Länge kaum erträglichen Steuerdruckes. Und zwei Tage nach dieser triumphirenden Ankündigung des Pareggio gab das Ministerium Minghetti seine Dimission!

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auf die eigenthümliche Genesis und die verwickelten Ursachen dieser auffallenden Thatsache näher einzugehen.*) Die nächstliegende war der durch die Eisenbahnpolitik der Regierung veranlaßte Abfall des Centrums von der Majorität. Minghetti selbst hatte früher die Auffassung dieser orthodoxen Manchestermänner getheilt, war aber später durch Sella zu der entgegengesetzten Ansicht bekehrt worden und hatte die Erwerbung und den Betrieb der großen Eisenbahnlinien durch den Staat beantragt, welcher letztere zumal jenen ein Greuel war. Die äußere Veranlassung zur Krisis gab jedoch der Antrag auf ein Tadelsvotum gegen die Regierung wegen ungerechter Vertheilung der Mahlsteuer. Minghetti erhob sich entrüstet. Nie hatte er besser gesprochen. Sein sonst fast allzu glatter Redestrom schlug diesmal hohe, imponirende Wellen. Der Eindruck war ein mächtiger, aber die Coalition zu seinem Sturze war zu fest geschlossen, um durch die besten Gründe und die feurigsten Worte erschüttert zu werden. Eine Mehrheit von 61 Stimmen erklärte sich gegen ihn; sein Fall war unvermeidlich; er trat ab und an seine Stelle Depretis als Präsident des ersten Ministeriums der Linken, die seitdem das Ruder des Staates nicht wieder aus der Hand verloren hat.

*) Vgl. „Das Königreich Italien von Ende 1872 bis auf die Gegenwart", in „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 2., 591 fg.

Digitized by Google

Von dem Präsidentenstuhle im Ministerium zu den Bänken der Opposition hinabgestiegen, hat Minghetti im Gegensatz zu vielen seiner alten Parteigenossen der herrschenden Linken von vornherein nie unbedingt und principiell feindlich gegenübergestanden. Wenn er zunächst eine mehr abwartende und resignirte Haltung annahm und nur selten öffentlich auftrat, wie, als es galt, die Connivenz des Ministeriums Cairoli mit dem Irredentismus und dessen schwächliche und verderbliche Neutralitätspolitik zu brandmarken, so hat er zumal nach den Neuwahlen von 1882, als sich Depretis zu einem energischen Auftreten gegen Irredentisten und Republikanern ermannte, und nach dem Abschluß der Allianz mit den Centralmächten die Regierung in allen entscheidenden innern und äußern Fragen unterstützt. Seit Sella sich (1880) von dem politischen Leben zurückgezogen hatte, war er das natürliche und anerkannte Parteihaupt der Rechten des Parlaments. Aber sein Anschluß an Depretis riß viele seiner frühern Genossen von ihm los und hatte die vollständige Zerbröckelung der Partei zur Folge, welche 15 Jahre lang (1861—76) die Geschicke Italiens gelenkt hatte. Er hatte klar erkannt, daß die alten Parteinamen ihre Bedeutung vollständig verloren hatten, daß es darauf ankam, eine regierungsfähige Mittelpartei zu bilden, welche, gegen den Klerikalismus wie gegen den Radicalismus gleichmäßig Front machend, Italien selbst wie dem Auslande die Bürgschaft einer Stabilität biete, wie sie bisher gefehlt hatte. Zugleich war er sich der Nothwendigkeit einer nicht nur dauerhaften, sondern auch starken Regierung und der großen Gefahr deutlich bewußt, die in der Mitregentschaft nicht nur der Deputirtenkammer als Ganzes, ondern auch jedes einzelnen Deputirten lag. In seiner Schrift „Politik und Verwaltung" setzte er schlagend die Gefahren und Nachtheile auseinander, welche die stete Einmischung der Abgeordneten in die Verwaltung dem Staate bringen müsse. Als die Rede des deutschen Reichskanzlers in der Reichstagssitzung vom 29. Nov. 1881, worin derselbe Italien als der Republik zutreibend schilderte, eine ungeheuere Aufregung im Parlament wie im Lande hervorrief, erblickte er in den Worten Bismarck's „nur eine Mahnung und Warnung, wie sie einem Manne an der Spitze der stärksten Monarchie der Welt wohl anstehe. Italien müsse nun den Beweis liefern, daß es kein besser geordnetes und monarchischeres Land gebe; dadurch werde man die Achtung und Freundschaft Deutschlands gewinnen".

An der Berathung der zahlreichen wichtigen Reformgesetze, welche die italienischen Staatsmänner in den letzten Jahren beschäftigt haben, hat Minghetti ausnahmslos den lebhaftesten Antheil genommen, und mehr als einmal hat sein Ansehen und sein gewichtiges Wort dabei den Ausschlag gegeben. Das trat besonders bei einer der schwerwiegendsten Fragen der innern Politik, der Grundsteuer-Ausgleichung (perequazione fondiaria) hervor, die schon seit der Gründung des Königreichs die italienischen Finanzminister und Nationalökonomen beschäftigt hatte. Minghetti selbst hatte als Ministerpräsident im Jahre 1875 einen desfalsigen Gesetzentwurf eingebracht, der aber wegen seines bald nachher erfolgenden Sturzes nicht mehr zur Berathung gelangte. Neun Jahre später erstattete er den Bericht über eine gleichartige Vorlage des Finanzministers Magliani, und seiner

Digitized by Google

lichtvollen und überzeugenden Auseinandersetzung ist es wol nicht am wenigsten zuzuschreiben, daß trotz der heftigsten Angriffe und aller Obstructionsversuche der Opposition das Gesetz endlich im Februar 1886 mit glänzender Majorität angenommen wurde.

Auch bei dem großen Sturmlauf, den die Opposition von rechts und links im März 1886 auf das Ministerium Depretis unternahm, stand Minghetti fast allein von allen Häuptern der ehemaligen Rechten der Regierung fest zur Seite und verhalf derselben zu einem freilich nur knappen und mühsam errungenen Siege.

Aber schon seit Jahren trat ein anfangs wenig beachtetes Leiden, welches allmählich zu einer unheilbaren Krankheit heranwuchs, seiner politischen Thätigkeit hindernd entgegen. Mit gewaltiger Willenskraft hielt er sich oft unter den qualvollsten Schmerzen aufrecht; ja, noch am 8. Dec. 1886 sprach er, fast sterbend, wie ein Berichterstatter sich ausdrückt, in der Deputirtenkammer. Nach Hause zurückgekehrt, mußte er sich niederlegen, um nicht wieder aufzustehen. Die Botschaft seines herannahenden Endes verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Theilnehmende Freunde und Collegen umdrängten seine Wohnung; aus den meisten Städten Italiens wie aus dem Auslande kamen Telegramme, darunter auch ein solches von dem Kronprinzen des Deutschen Reichs, die dringend Kunde von dem Kranken verlangten.

Er hatte den Wunsch ausgesprochen, „sich vor seinem Tode mit Gott zu versöhnen"; aber er verlangte nach einem Geistlichen, der ihn kenne und verstehe, auch in Bezug auf sein öffentliches Leben. Der durch seine am Sterbebett Victor Emanuel's bethätigte gemäßigte und nationale Gesinnung bekannte Kanonikus Anzino, Großalmosenier des Königs, wurde von der Königin Margherita, welche nebst ihrem Gemahl den von beiden verehrten Minghetti auf seinem Sterbelager besuchte, durch wiederholte dringende Telegramme aus Mantua herbeigerufen. Er kam noch rechtzeitig, um seine Beichte zu hören und ihm die Sterbesakramente zu reichen. „Setzen Sie Ihre Hoffnung auf Gott!" — „Ich habe stets an Gott geglaubt", antwortete der Sterbende. Am Morgen des 10. Dec. verlor er das Bewußtsein und hatte nur noch einzelne lichte Momente; in der vierten Nachmittagsstunde desselben Tages hauchte er den letzten Seufzer aus. Unter den zahlreichen angesehenen Persönlichkeiten, die alsbald nach dem Sterbehause eilten, um die entseelte Hülle noch einmal zu sehen, war der deutsche Botschafter von Keudell einer der ersten.

Das Haus der Abgeordneten war versammelt, als dem Präsidenten Biancheri die Todesbotschaft überbracht wurde. Ein naher Freund des Verstorbenen, hatte er kaum die Kraft, sie der Kammer mit einer von Thränen erstickten Stimme mitzutheilen. Der Sterbende hatte ihn ausdrücklich bitten lassen, daß ihm keine Denkrede in der Kammer gehalten werde. Man willfahrte seinem Wunsche, beschloß aber, die Sitzungen drei Tage lang auszusetzen und die Versammlungssäle der Deputirtenkammer und des Senats in Trauerschmuck zu hüllen, sowie auf Antrag der Regierung die Beerdigung auf Staatskosten. Die Leiche wurde in das Familienbegräbniß in einer der lichten, luftigen Hallen der riesigen Todtenstadt von Bologna gebracht, die einst Napoleon I. angelegt hatte.

Digitized by Google

Minghetti war kein populärer Mann im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ja seine Regierungshandlungen, von unbeugsamem Pflichtgefühl dictirt, hatten mehr als einmal, wie bei der Septemberconvention, den Unwillen der urtheilslosen Menge erregt. Aber nicht nur seine Collegen in der Kammer wie früher in der Regierung, sondern alle urtheilsfähigen Männer der Halbinsel waren sich bewußt, wie viel sie und das Land an einem Manne verloren, der seine reiche geistige Kraft und seine ganze warme Liebe mehr als ein Menschenalter lang dem Wohle des Vaterlandes gewidmet hatte. Er hatte wol Gegner, aber keine Feinde. Nicht nur seine urbanen Manieren und seine bei allem Ernst stets freundliche und rücksichtsvolle Ausdrucksweise, sondern vor allem, daß er stets die Sache, nie die Person im Auge hatte, daß er jede echte Ueberzeugung neben der seinigen achtete, hielt jede persönliche Rancune fern.

Mit Recht sagte nach seinem Tode einer seiner politischen Antagonisten von ihm: „Er hat den parlamentarischen Kampf geadelt.“ Sobald er sich in der Kammer erhob, um zu sprechen, verstummte jedes Geräusch in dem sonst so unruhigen Hause; alle hingen mit gespannter Aufmerksamkeit an der beredten Lippe, und mehr als einmal erzwang er den Beifall selbst der entschiedensten Gegner. Er besaß in der That fast alle jene Eigenschaften, die in ihrer Vereinigung den großen Redner machen. Zu der hohen Achtung, die seine Persönlichkeit, sein unbefleckter Ruf einflößten, zu der sich nie verleugnenden Herrschaft über sich selbst, zu der sichern Beherrschung des Gegenstandes, den er behandelte, zu der klaren, logischen Entwickelung des Hauptgedankens nach allen Richtungen hin, zu der Vermeidung alles unnützen Beiwerkes, aller störenden Abschweifungen kam der scharfe Blick, mit dem er jede Blöße in der gegnerischen Auffassung und Beweisführung sofort durchschaute, die sichere Schlagfertigkeit der improvisirten Erwiderung, die Gewandtheit und Eleganz des Ausdrucks, der klare, mühelose Fluß der wohlgebauten Perioden, endlich das wohllautende, kräftige und ausdauernde Organ. Der geläuterte Geschmack und der feine Schönheitssinn, der jeden Misklang, jede Trivialität ungesucht vermeidet, tritt uns in seinen Reden ebenso entgegen wie in seinen kunstgeschichtlichen Essays. Man hat ihn nicht ganz ohne Grund den italienischen Isokrates genannt; denn der einzige Vorwurf, den man den meisten seiner Reden wie denen des alten Atheners machen kann, ist, daß sie allzu glatt und ebenmäßig dahinfließen, daß es ihnen zuweilen an Kraft des Ausdruckes, öfters an Schwung, fast immer an den wie mit elementarer Gewalt aus dem Innern hervorbrechenden und die Zuhörer mit sich fortreißenden Ausbrüchen und Apostrophen leidenschaftlicher Begeisterung fehlte. Nur selten hob ihn eine augenblickliche starke Erregung gleichsam über sich selbst empor; dann sprühte seine Rede Funken, Funken des Witzes und der Begeisterung für seine Sache, welche die Gegner rasch zum Schweigen brachten und den donnernden Applaus des Hauses hervorriefen.

Ein scharfer Verstand, Klarheit der Gedanken, ein ausgebreitetes und gründliches Wissen und feine weltmännische Bildung vereinigten sich in Minghetti mit Seelenreinheit, Charakterstärke, ausdauernder Energie und dem lebhaften Bedürfniß, in unermüdlicher öffentlicher Thätigkeit für das Wohl seines geliebten Vater-

Digitized by Google

landes zu wirken. Und wie sein Heimatland, so hat er sein Leben hindurch die Freiheit geliebt. Seine Ueberzeugung von dem dereinstigen allgemeinen Siege des freiheitlichen Princips auf allen Lebensgebieten war so unaustilgbar wie sein Glaube an die Zukunft Italiens. Als Bürger, als Staatsbeamter, als Dichter sogar hat er der Freiheit gedient sein Leben lang. Aber seine Freiheitsliebe war weder die eines fanatischen Gefühlsenthusiasten, noch jener ebenso beschränkte und kurzsichtige wie hartnäckige und eingebildete doctrinäre Liberalismus, dessen unveränderliche Schablone für jede Entwickelungsstufe eines jeden Volkes passen muß. Auch er hat in seinen jüngern Jahren den von Frankreich und England in Italien wie in Deutschland importirten Freiheitstheorien gehuldigt. Wie er damals auf dem Gebiete der Volkswirthschaft ein Anhänger des unbeschränkten Freihandels und der bedingungslosen Gewerbefreiheit, überhaupt des laissez aller, und infolge dessen ein Gegner alles staatlichen Eingreifens, sei es im fördernden oder im hemmenden Sinne, war, so hat er auch an die erziehende und sich selbst corrigirende Macht der Freiheit auf dem politischen Gebiete geglaubt. Aber er hat in den erfahrungsreichen vierzig Jahren seiner politischen Thätigkeit viel gelernt und viel vergessen. Sein Volk zur Freiheit heranzubilden, war und blieb das Ideal seines Lebens; daß aber unsere Generation überhaupt und die italienische Nation insbesondere noch nicht im Stande sei, ein hohes Maß desselben zu ertragen, daß Italien deshalb noch auf lange einer starken, mit den erforderlichen Machtmitteln ausgerüsteten Centralregierung bedürfe, hat niemand klarer erkannt und entschiedener ausgesprochen als er.

Auch für die Freiheit auf dem religiösen Gebiete begeistert *), war er früher mit Cavour einverstanden in dem bekannten Grundsatze von der freien Kirche im freien Staate. Aber dieser Satz hat bei ihm im Laufe der Jahre und infolge der Erfahrungen, die Italien und er selbst mit der Hierarchie machten, eine eigenthümliche Modification erfahren. Von der vollständigen Trennung von Kirche und Staat als nothwendiger Consequenz der modernen historischen Entwickelung ausgehend, verlangt er gleich seinem Collegen, dem bekannten Publicisten Ruggiero Bonghi, in seinem Buche „Kirche und Staat **), daß der erstern (er denkt natürlich nur an die katholische Geistlichkeitskirche) ihre ganze juristische Existenz abgesprochen und nur Laien als Repräsentanten der Religionsgesellschaften dem Staate gegenüber anerkannt werden sollen, mit andern Worten: er verwirft neben dem Postulat der unbedingten Gewissensfreiheit zugleich jede staatlich anerkannte Hierarchie.

Wenn der Mann, der mit unerschütterlicher Redlichkeit und hoher Selbstlosigkeit die gewinnendste Milde des Wesens und echte Menschenfreundlichkeit verband, in seiner Heimat allgemeine Verehrung genoß, so hat auch vielleicht kein anderer öffentlicher Charakter des modernen Italien sich einer gleich allgemeinen Beliebtheit bei den Cabineten und Höfen Europas zu erfreuen gehabt wie Minghetti trotz seiner plebejischen Abkunft. Nicht nur viele der ausgezeichnetsten Staats-

*) Vgl. seine „Dodici lettere sulla libertà religiosa" (Bologna 1855).
**) „Chiesa e stato, per Marco Minghetti" (Milano 1878).

Digitized by Google

männer des Auslandes waren ihm, wie der alte Gladstone, in aufrichtiger Freundschaft verbunden; auch des Deutschen Reichs Kronprinz zählte ihn zu seinen persönlichen Freunden und pflegte zu sagen, daß man sich nie mit ihm unterhalten könne, ohne etwas von ihm zu lernen.*)

Wir haben in Vorstehendem versucht, in leichten Umrissen ein Bild des Verstorbenen zu skizziren, wie uns dasselbe aus seinem öffentlichen Leben und Wirken entgegentritt. Ihn in seinem Privatleben wie als Mann der Wissenschaft, als Nationalökonomen, Philosophen und Aesthetiker darzustellen, würde einen weit größern Raum beanspruchen, als er uns hier zu Gebote steht. Wer Minghetti näher kennen zu lernen wünscht, findet eine Menge interessanter Einzelheiten in dem Buche, das sein College und Gesinnungsgenosse Luzzatti schon zu seinen Lebzeiten (1883) über ihn veröffentlicht hat. Ein endgültiges Urtheil über den Mann, seine politischen und wissenschaftlichen Leistungen zu fällen bleibt der Nachwelt vorbehalten.

*) Nach dem florentiner Blatt „La Nazione" vom 12. Dec. 1886.

Digitized by Google

# Rußlands Machterweiterung im Südosten.

Von

Staatsrath Dr. O. Heyfelder in Petersburg.

Ohne daß die Wiederholung eines bekannten Wortes von der Verlegung des Schwerpunktes nach Osten auf Rußland Anwendung fände, kann man doch nicht in Abrede stellen, daß die Machtstellung dieses großen Reiches im Südosten innerhalb des letzten Jahrzehnts eine gewaltige geworden ist, und zwar durch Eroberung, Colonisation, Assimilation und durch die Schöpfung neuer Communicationswege.

Den Gang der Dinge, dem zufolge ein Culturvolk barbarische Nationen und wilde Länder erst mit dem Schwert unterwirft, dann seinen Heeren die Bevölkerung einreiht und seinen Zwecken den Boden dienstbar macht: das hat an Europas Grenzen und vor Europas Augen Rußland gegenüber dem Südosten mit einer gewissen Naturnothwendigkeit vollführt, die in ihrer Consequenz trotz aller Zwischenfälle imposant und in ihrem Gelingen lehrreich ist. Die beiden letzten großen Acte friedlicher Unterwerfung und Befestigung seiner Machtstellung waren einerseits die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Kaukasus, andererseits die Anlage des Netzes von Verkehrswegen zwischen Europa und Asien, welches gerade den Kaukasus, die Strecke Wolga-Orenburg, Transkaspien umfaßt und mit der zum Schlusse des Jahres 1886 erfolgten Eröffnung der Kaspibahn bis zum Amu-Darja und der Schiffahrt auf dem Amu-Darja gipfelt.

Was bei andern Nationen die überseeischen Colonien als Machtzuwachs und Colonisationsgebiet, als Emporen des Handels und Uebungsschule der Militärs: das ist für Rußland seit 200 Jahren der Kaukasus und Turkestan*); es hat den großen Vortheil, daß seine südöstlichen Erwerbungen in räumlichem Zusammenhang mit dem Mutterlande liegen, dem sie nach und nach durch Colonisation, durch Anpassung der Gesetze und durch Anlegung großer Verkehrsstraßen amalgamirt worden. Dabei ist jeder Fortschritt, welchen Rußland gegen Südosten macht, als ein Gewinn für die gesammte europäische Welt, jeder Schienenweg und jede

*) Turkestan nicht im Sinne des jetzigen Generalgouvernements, sondern als Collectivbezeichnung für die verschiedenen mittelasiatischen Gebiete, mit denen Rußland Beziehungen hatte.

Digitized by Google

Dampferlinie, die es anlegt, als eine Etappe der Civilisation anzusehen. Daß es dabei bewußt und unbewußt, mit Absicht und thatsächlich England und Indien gegenüber eine gewaltige Machtstellung gewonnen, beweist nur den genetischen Zusammenhang seiner theoretischen mit seiner praktischen Politik, seiner Leistungen mit seinen Ansprüchen, seiner Bestrebungen für die Zukunft und seiner Entwickelung in der Vergangenheit.

Ein Testament Peter's des Großen brauchte niemals niedergeschrieben worden zu sein: in der Wirklichkeit hat er seinem Reiche ein solches hinterlassen, indem er in allen großen Fragen eine maßgebende Initiative ergriffen und auf Jahrhunderte hinaus die Bahn vorgezeichnet, auf welcher weiter geschritten werden mußte. So hat er auch die Richtung nach Südosten betreten, die Besiedelung und Eroberung des Kaspischen Meeres und des Kaukasus angefangen, das Project einer großen Handelsstraße nach dem Südosten erfaßt und zu diesem Zwecke den Lauf des alten Oxus wiederherstellen wollen. Er hat die Zurückdämmung der mohammedanischen Großstaaten, Persiens und der Türkei, begonnen; er hat die ersten russischen Schiffe auf dem Kaspisee vom Stapel gelassen; er hat bekanntlich 1700 und 1703 die ersten Gesandtschaften aus Chiwa empfangen, welche dieses Chanat als Vasallenstaat Rußland zu Füßen legten, und 1717 eine Expedition nach Chiwa und Bokhara geschickt, die allerdings gänzlich misglückte, aber dennoch einen wichtigen Präcedenzfall bildete. Indem 1653 Imeretien, 1732 die Kabarda, 1771 Kutais, 1783 Kachetien und Kartalinien, 1801 Grusien, 1803 Mingrelien erworben worden, 1661 die Kalmücken, 1732 die Kirgisen in den russischen Unterthanenverband aufgenommen und 1723 Derbend und Baku am Westufer des Kaspischen Meeres von Persien an Rußland abgetreten worden, war die Vorarbeit auf allen Punkten begonnen, welche nunmehr in der Einführung der Wehrpflicht im Kaukasus und in dem allseitigen Netz von modernen Communicationsstraßen ihren vorläufigen Abschluß gefunden.

Es kann sich nur um einen vorläufigen Abschluß handeln, denn unaufhaltsam drängt das Bedürfniß des Handels, der Strategie, der Administration auf weiteres Vorschieben der Verkehrsstraßen. So ist die Fortsetzung der Kaspibahn durch Bokhara bis Samarkand beschlossen und bereits begonnen worden, der Ausbau einer sibirischen Bahn wird auf Betreiben der beiden sibirischen Generalgouverneure der Verwirklichung entgegengeführt. Auch das Project, die Flüsse Ob und Jenissei durch einen Kanal zu verbinden und auf solche Weise eine ununterbrochene Wasserstraße durch ganz Sibirien vom Ural bis Kiachta herzustellen, 1881 vom Minister der Communicationen ausgearbeitet und vom Reichsrath gebilligt, schreitet jährlich seiner Verwirklichung mehr entgegen. Im Jahre 1883 wurde die erste Million Rubel für die Anfangsarbeiten angewiesen. Bereits ist der Kanal zwischen dem See Bolschoé und dem Fluß Maly-Koß vollendet, die Regulirung der Flüsse Jazovaja und Maly-Koß durchgeführt, provisorische Bauten an Ort und Stelle errichtet. Der Kaufmann Sibirjakow hat die Katarakten der Angora geebnet und wendet jährlich 10000 Rub. auf die betreffenden Arbeiten. Endlich glaubt der Minister des Verkehrswesen das Werk so weit gefördert und dem Erfolg nach sichergestellt zu haben, daß er die Anweisung der erforderlichen Summen bean-

Digitized by Google

tragt hat, um die Kanalverbindung zwischen Ob und Jenissei definitiv ausführen zu können.

Die Orenburger und die Rostow-Wladikawkasbahn haben die Ostgrenze Europas seit 15 Jahren ihrer Existenz in unglaublicher Weise dem Centrum genähert, und indem die Fortsetzung der letztern bis nach Petrowsk seit 1885 in Angriff genommen, sehen wir den Tag voraus, wo das Kaspische Meer durch zwei Eisenbahnen mit dem diesseitigen Territorium des Russischen Reiches verbunden sein wird. Diese Eisenbahnverbindung ist eine nothwendige Ergänzung der mächtigen Wasserbahn auf der Wolga, welche aber den Nachtheil hat, im Sommer durch Wassermangel, im Winter durch Zufrieren keine sichere und continuirliche Verbindung darzustellen. Es ist den Erbauern der Kaspibahn z. B. begegnet, daß wichtige Maschinentheile aus Petersburg per Bahn und dann per Wolga expedirt, in Astrachan gerade zum Schluß der Navigation ankamen und liegen blieben, daher Doubletten über das Baltische Meer, den Atlantischen Ocean, Mittelmeer, Schwarze Meer nach Batum, auf Schienen nach Baku, zu Schiff nach Usun-Ada und von hier per Bahn nach Tschardschui gehen mußten, wo sie vor der ersten Sendung eintrafen. Schon in dieser Erhebung des Verkehrs über die Zufälligkeiten und die Ungunst des Klimas und der Territorien liegt eine große Errungenschaft durch die Eisenbahn.

Geradezu überraschend sind die historischen Beweise dafür, wie lebendig schon seit mehr als 100 Jahren der Drang nach Osten in Rußland vorhanden war. Er führte zu zweierlei Manifestation: zur Aufstellung von Projecten über den besten Ueberlandweg nach Centralasien und Indien und zu wiederholten militärischen Vorstößen in dieser Richtung, welche mit wechselndem Erfolge statthatten, bis sie 1881 ihr Ziel erreichten, das letzte Bollwerk der Turkmenen, Gök-Tepe, nahmen, die Turkmenen unterwarfen, Merw gewannen, Pendscheh erhielten und die Eisenbahn bis zum Amu-Darja herstellten. In diesem Sinne erscheint der transkaspische Schienenweg als die eigentliche Erfüllung und Krönung langjähriger Bestrebungen.

Nachdem schon Peter der Große eine Herstellung des Ausflusses des alten Oxus in den Kaspisee geplant, also einen Wasserweg zur Herstellung der Verbindung mit Centralasien ins Auge gefaßt hatte, begegnen wir einem Plane, den Ueberlandweg nach Indien zu eröffnen und mit einer Armee zu durchziehen zur Zeit Kaiser Paul's I. Der zwischen Napoleon und Paul verabredete Zug nach Indien war für das Jahr 1801 festgesetzt und schon zum Theil in Ausführung begriffen. Während die leichte Reiterei, repräsentirt durch die donischen Kosaken, von Orenburg aus durch die Steppen ziehen und die Steppenbevölkerung mit sich fortreißen sollte, war bestimmt, daß die französische Armee, 35000 Mann stark, die Donau herabziehen sollte bis zu der Mündung. Von hier auf russischen Schiffen nach Taganrog übergesetzt, sollte sie zu Lande bis Zaryzin marschiren, sich dort auf der Wolga einschiffen und den Fluß hinab über das Kaspische Meer nach Astrabad fahren. Astrabad aber hätten unterdeß 35000 Russen besetzt, welche die Wolga herabgekommen wären. Vereint sollten beide Armeecorps durch Persien nach Indien marschiren. Die donischen Kosaken, 53000 Mann stark, waren schon



Digitized by Google

unter ihrem Hetman, Grafen Platow, 800 Werst über Orenburg hinausgeritten, als ein Feldjäger sie einholte und mit der Nachricht von Kaiser Paul's am 12. März 1801 erfolgtem Tode den Befehl zur Umkehr brachte.*) Uns interessirt an diesem Plan, der im Beginn seiner Ausführung mislang, wie in dem Jegorow'schen Plane, der nie den Charakter der Theorie verlassen, am Ende nur die Auswahl des Ueberlandweges nach Indien und dessen Prüfung und Vorbereitung als wichtige Vorarbeiten für die nunmehr mit moderner Technik hergestellte Verbindung durch Schienenweg zwischen Europa und Asien.

Jegorow's Project stammt aus dem Jahre 1855, also aus einer Zeit, wo Rußland an Eisenbahnen überhaupt nur die von Petersburg nach Moskau und von Petersburg nach Zarskoje-Selo besaß. Er hat geradezu eine Marschroute und einen Kriegsplan ausgearbeitet, der in der „Rusk. Starina" (1886, Juniheft, S. 599—614) mitgetheilt ist. Auch er wählt Astrabad als Ausgangspunkt des Marsches, also persisches Territorium, am Südufer des Atrek, und setzt voraus, nicht nur daß die persische Regierung selbstverständlich mit dem Marsche durch ihr Gebiet zufrieden sein werde, sondern daß auch die Bevölkerung die Russen mit offenen Armen aufnehmen würde.

Entweder sollte eine russische Armee zu Lande aus Grusien am Südufer des Kaspi, also nur auf fremdem Gebiet nach Astrabad marschiren, oder von Astrachan auf Schiffen befördert werden. Von hier aus würde die Invasionsarmee mit Nahrungs- und Transportmitteln durch die Perser reichlich versehen und ohne alle Hindernisse (?) durch das schöne und fruchtbare Thal des Herirud nach Herat marschiren; von Herat nach Kandahar auf wohl praktikabeln Wegen, aus Kandahar nach Kabul, wobei auf die Unterstützung der Afghanen sicher zu rechnen sei; endlich von Kabul nach Peschawer, wo allerdings einige Schlachten zu schlagen wären. Wenn General Jegorow gleich Tschernajew den Weg in dem fruchtbaren Persien aussucht, jener für den Durchmarsch, dieser für den Bahnbau, so macht es beiden nicht das geringste Bedenken, daß Persien nicht russisches Territorium ist. Jegorow rechnet auf die Kamele, Pferde und Esel der Perser zur Beförderung von Mann und Last, und auf ihre Bereitwilligkeit, sein Heer zu ernähren, wie auf den Enthusiasmus der Afghanen, den Russen gegen die Engländer Heerfolge zu leisten. Die Heerzüge, welche zu verschiedenen Zeiten von Rußland gegen Chokand, Bokhara, Chiwa, Turkmenien unternommen wurden, welche, vielfach zurückgeschlagen und misrathen, Blut und Geld kosteten, erscheinen uns nicht mehr im Licht

*) In den Memoiren von Alexei Turgéniew, dem Bruder des Dichters, ist die Episode der Berufung des Grafen Platow erzählt, wie er aus der Peter-Paul-Festung, wo er schon einige Jahre gefangen gesessen hatte, direct in das Palais des Kaisers befohlen wurde. Platow, geblendet von dem längst entwöhnten Licht, hört des Kaisers Paul Frage: „Getraust du dir mit deinen donischen Kosaken den Weg nach Indien zu finden?" Platow war sich darüber keineswegs klar, dachte aber, alles sei am Ende besser, als in die Kasematten zurückzukehren, und erwiderte kühn: „Wenn es Ew. kaiserliche Majestät befehlen, ja!" Er erhielt nun die nähern Instructionen, machte sich auf an den Don, wo große Bestürzung entstand. Doch setzten sich die Kosaken, wie es geboten war, zu Pferde und zogen aus, als ein Wechsel in der Regierung den ganzen Plan zum Scheitern brachte.

Digitized by Google

von Uebergriffen eines Eroberers, sondern als die nothwendigen Vorläufer der großen Mission des Friedens, der Verkehrsvermittelung, welche die Civilisation und als deren Symbol und Träger der Schienenweg nach Asien in unsern Tagen bis zum Oxus geführt. Ein großer entscheidender Schritt vorwärts auf dieser Bahn war am Ende der sechziger Jahre die Eroberung von Turkestan durch Tschernajew und Kauffmann, im Anfang der siebziger Jahre die siegreiche Bekämpfung von Chiwa. Auch die Expedition Lomakin's gegen die Achal-Tekkes von 1879 mit ihrem Miserfolg können wir nun als eine fruchtbringende Recognoscirung betrachten, die nothwendig dem Endresultat von 1881 vorhergehen mußte. Durch letzteres wurde mit Einem Schlage die Macht des tapfern, aber räuberischen Turkmenenstammes gebrochen, sein Glaube an sich selbst und seine veraltete Civilisation zerstört, sein Ansehen bei den Nachbarn wie weggeblasen und dem Dampfroß der Weg bereitet. Die Ergebung der Merwturkmenen an Rußland war von da an nur noch eine Frage der Zeit. Bis zu den Hochgebirgen des Hindukusch ist Rußlands Einfluß maßgebend, als dessen äußeres Zeichen das eiserne Band des Schienenweges die ebenen Lande durchläuft und zusammenhält. Darin ist Rußland als Colonisator und Eroberer andern Mächten überlegen, daß das neu Erworbene im Zusammenhange mit dem Hauptlande liegt, daß seine Eisenbahn sich an das große Schienennetz anschließt, welches über das Russische Reich und über Europa ausgebreitet ist.

Für kein anderes Reich hat die Eisenbahn, diese Errungenschaft modernen, technischen Fortschrittes, dieselbe Bedeutung wie für Rußland, dessen ungeheuere Dimensionen durch die Eisenbahnverbindung zusammengezogen werden, welches seine peripherischen Erwerbungen durch dieses Mittel materiell und geistig heranrückt. Und doch sehen wir gerade in Rußland den Fortschritt des Eisenbahnbaues anfangs nur langsam Raum gewinnen und um sich greifen. Nach den Angaben von Louis Perl, Sollogub und andern*) sind in Bezug auf die Ausdehnung des russischen Eisenbahnnetzes folgende Perioden zu unterscheiden:

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. Periode | von | 1838 | bis | 1848 | mit | 35,73 | Werst | jährlich | in | Betrieb | gesetzte | Eisenbahn. |
| 2. „ | „ | 1848 | „ | 1858 | „ | 73,59 | „ | „ | „ | „ | „ | „ |
| 3. „ | „ | 1858 | „ | 1868 | „ | 369,87 | „ | „ | „ | „ | „ | „ |
| 4. „ | „ | 1868 | „ | 1878 | „ | 1751,73 | „ | „ | „ | „ | „ | „ |
| 5. „ | „ | 1878 | „ | 1885 | „ | 2000,00 | „ | „ | „ | „ | „ | „ |

Hieraus ergibt sich, daß das russische Bahnnetz in den ersten 30 Jahren im Verhältniß zum Bedürfniß und zur Ausdehnung des Reiches sich viel langsamer als im übrigen Europa entwickelte; aber schon 1871 hatte das russische Eisenbahnnetz eine nur noch von England um 2030 Kilometer übertroffene Ausdehnung erlangt.

In den siebziger Jahren baute Rußland für seine Südbahnen Moskau-Odessa und Moskau-Rostow a. D. eine Fortsetzung nach Osten in der Rostow-Wladikawkas-Linie, deren Länge 620 Werst beträgt. Seine Communicationsmittel erreichten hiermit einen Meridian, der Indien um 14 Breitengrade näher liegt als Kon-

*) Vgl. „Russische Revue", 1874, S. 552 fg.



Digitized by Google

stantinopel. Diese direct von West nach Ost verlaufende Bahn kann als Fortsetzung aller europäischen, gegen Südosten convergirenden Schienenwege betrachtet werden und aller Dampferlinien, die von den Küsten des Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres bei der Mündung des Don in das Asowsche Meer zusammenlaufen. Somit stellte diese Bahn einen gewaltigen Fortschritt auf dem russischen Ueberlandweg nach Indien dar.

Daß diese Eisenbahn, der eine große Bedeutung nicht abzusprechen ist, auf welcher alljährlich die Rekruten aus Polen und Mittelrußland nach dem Kaukasus transportirt werden, die beurlaubten und entlassenen Soldaten aus dem Kaukasus nach Rußland zurückkehren, auf welcher die heranwachsende Jugend aus dem universitätslosen und schularmen Kaukasus und Steppengebiet nach Centralrußland führt und die Kranken aus dem ganzen weiten Reiche zu den kaukasischen Heilquellen pilgern, sich dennoch so wenig rentirt, daß sie ihre anfänglich eingerichteten täglichen Doppelzüge auf einen einzigen Train per Tag herabsetzte: das läßt sich erklären aus der schlechten Administration, aus der eigenthümlich unpraktischen Richtung und aus dem Mangel an Anschluß.

Die schlechte Administration, die langsame Beförderung, die Ungenauigkeit des Eintreffens, die Unsicherheit des Besitzthums auch dieser Bahn sind sprichwörtlich und nicht erst zu beweisen. Die fehlerhafte Anlage aber besteht darin, daß sie, obgleich in einer dünn bevölkerten Steppengegend verlaufend und durch keine Terrainschwierigkeiten eingeengt, die Städte und andere wichtigen Punkte mit Consequenz vermeidet; so fährt sie 60 Werst vor der Gouvernementsstadt Stawropol vorbei, 20 Werst vor dem berühmten Kurort Pjatigorsk, 5 Werst vor der Festung Georgiewsk, die zugleich ein berühmter Marktplatz ist, 120 Werst vor der Handelsstadt und Festung Mosdok u. s. w. Der wichtigste Grund aber ist, daß diese Eisenbahn bisjetzt keine weitern Bahnverbindungen über den Kuban zum Schwarzen Meere, keine über den Kaukasus nach Transkaukasien mit Tiflis, keine bis zum Kaspischen Meere bis Petrowsk und weiter bis zu den Haupthandelsplätzen Baku und Batum hatte, keinen Anschluß nach Zaryzin oder Astrachan, und dadurch mit der Wolga und ihrem ganzen Gebiet von Nebenflüssen, mit der Bahnlinie Nishnij-Nowgorod, Morschansk, Saratow, Orenburg. So kam es, daß der Welthandel sich diesen Schienenweg bisjetzt nicht erwählen konnte. Jetzt ist die Kaspibahn bis zum Oxus eröffnet, die Fortsetzung von Wladikawkas bis Petrowsk (260 Werst) energisch in Angriff genommen, eine Zweigbahn über den Kuban zur Küste des Schwarzen Meeres begonnen worden, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann Petrowsk nach Norden mit Astrachan, nach Süden mit Baku verbunden sein und dadurch das Eisenbahnnetz den Kaukasus umschließen und das Schwarze Meer zweifach mit dem Kaspischen verbinden wird, dadurch aber den Welthandel von Asien nach Europa und vom Abendlande nach dem Orient auf diese Bahnen zwingt. Die Art und Weise, wie der Anfang ohne Abschluß, wie zwei große Bahnen ohne Zwischengleis blieben, wie das Ende ohne den Anfang entstehen konnte, deutet auf kein planmäßiges Vorschreiten und Ausbauen, sondern auf sprungweise Schöpfungen nach dem Bedürfniß des Augenblicks und der Oertlichkeit.

Das Factum steht aber fest, daß nach Vollendung des erwähnten noch fehlenden

Digitized by Google

Gliedes in der Kette der Ueberlandweg nach Indien fertig ist mit breiter Basis und convergirenden Linien in Europa, mit einem Sammelweg in Asien, daß alsdann das Dongebiet, das Gebiet des Schwarzen Meeres, Kaukasus, Transkaukasien Truppen und Proviant in unglaublich kurzer Zeit und in kaum begrenzten Massen nach dem Ostufer des Kaspi werfen und auf der Eisenbahn gegen Afghanistan, Bokhara und weiter gegen Indien vorschieben können. Der von Tschernajew und andern gemachte Einwand, daß auf dem einen Strange der Kaspibahn verhältnißmäßig wenig Truppen auf einmal, also ein Heer nur langsam transportirt werden könne, ist leicht zu widerlegen. Es gilt nur einen zweiten Schienenstrang zu legen, das rollende Material auf das Doppelte zu erhöhen und nach dem Vorbild des deutschen Aufmarsches gegen die französische Grenze im Jahre 1870 die Armee echelonmäßig vorrücken zu lassen. Es handelt sich stets und vorzugsweise darum, daß die Truppen die unbewohnte und wasserlose Wüstenstrecke von 170 Werst bis zum Beginn der Oasis von Achal-Teke auf der Eisenbahn zurücklegen. Dort in Kisil-Arwat könnte ein Theil Cavalerie ausgeschifft werden und den Marsch beginnen; in Bami, mitten in der Oase, würde das zweite Echelon, Cavalerie oder Infanterie oder beides ausgesetzt, so ferner in Astrabad, in Merw, und die Bahn vermöchte in kürzester Zeit große Truppenmassen bis zum Fuße des Paropamisus oder an die Ufer des Amu-Darja zu befördern, auf dem eine Kriegsflotte je nach Bedarf sie weiter schaffen oder ihren Actionen secundiren könnte.

Es ist von keiner geringen Bedeutung für diesen Ueberlandweg nach Indien, daß an seinem Knotenpunkte zwischen Europa uud Asien am kaspischen Wasserbecken, wo die großen Wasserbahnen von Norden und Westen zusammenlaufen und wo der Weg südlich nach Persien, Kleinasien, Syrien, Palästina weiter führt, daß an diesem Punkte Baku liegt, wahrscheinlich die zukünftige Hauptstadt des ganzen Gebietes, die Quelle von Licht, Wärme und Reichthum für die Nähe wie für die Ferne. Wol kann bisjetzt niemand absehen, welche Bedeutung dieser Ort mit seinen Steinölquellen in der Zukunft noch gewinnen wird, wieweit es Brenn- und Heizmaterial versenden, welch neue Industrien es noch produciren, welch neue Methoden des Transports wie der Erleuchtung es noch schaffen wird. Die amerikanische Idee Tweddle's, das Petroleum in gewaltigen Eisenröhren nach dem Ufer des Schwarzen Meeres zu pumpen und zu leiten, wird vielleicht noch ausgeführt, ein Kanal vom Kaspischen bis Asowschen Meere vielleicht gebaut werden. Jedenfalls ist Baku mit seinem Reichthum an Erdöl und der daraus bis heute schon entstandenen Industrie und Handelsbewegung für den Ueberlandweg nach Indien, was das blut- und lebenspendende Herzorgan mit seinen Gefäßen für den Organismus. Da steht der große Leuchtthurm, der dem Ueberlandwege zwischen Europa und Asien hinüber und herüber Licht spendet. Wahrlich fortes fortuna juvat; Rußlands kühnes Vordringen nach Osten ist auch vom Glück begünstigt, und an solchen Werken, wie der schwungvollen Ausbeute der bakunischen Petroleumquellen, der Belebung des Schiffsverkehrs auf dem Kaspischen Meere und Amu-Darja und an dem Bau der Kaspibahn erweist es seine Culturfähigkeit. Der schlummernde Orient ist zu neuem Leben erwacht, und Rußland ist der Vermittler für die Segnungen der Cultur, der Technik, des Handels, der Industrie, des Verkehrswesens.

Digitized by Google

Baku, welches unter persischer Herrschaft nur eine stattliche Gouvernementsstadt war, bildet sich zur größten Handelsstadt des Ostens aus. Sie steht an der Spitze aller Verkehrswege und Verkehrsmittel, sie vermittelt den Handel von Nord nach Süd, und von Ost nach West und in umgekehrter Richtung. Ihr unerschöpflicher Reichthum an unterirdischem Leucht- und Brennmaterial hat besonders durch den Armenier Mersoiew, den Russen Kokerew und die schwedischen Brüder Nobel eine früher ungeahnte Ausbeute erlangt; eine ganz neue Industrie gibt sich nur mit dem Versand von Kerasin, Naphtha und Naphtharückständen ab. Die Wolga und Kama hinauf fahren die Naphthaschiffe zu den Städten des Nordens; an allen Ufern sind eigene Naphthahaltestellen mit eisernen Reservoirs für ungeheuere Naphthavorräthe. Auf den russischen Eisenbahnen gehen Reservoirwaggons mit Steinöl und seinen Präparaten, die in Libau, in Reval und andern Ostseehäfen Reservoirschiffe (Tranks) füllen. Letztere führen die Erzeugnisse der Apscheronschen Halbinsel nach Deutschland und England, dem amerikanischen Petroleum siegreiche Concurrenz machend.

Wunderbar günstig liegt die alte Perserstadt Baku, etwa in der Mitte des Ostufers des Kaspischen Binnenmeeres, gerade gegenüber von Kraßnowodsk und Usun-Ada, an einer von allen Seiten geschützten Bucht mit einem vortrefflichen, tiefen Hafen auf der weit vorspringenden Halbinsel Apscheron; sie baut sich terrassenartig am hohen Ufer auf und gewährt vom Meere einen imposanten Anblick, links von den schmucken Gebäuden der Marinestation, rechts von den hohen Schornsteinen und rauchenden Fabriken der Naphthastadt flankirt; im Hintergrunde einen rauhen zweigipfeligen Berg, die Ohren von Baku genannt, und noch weiter weg die den Horizont begrenzenden Höhenzüge. In der Stadt ragt das alte persische Chanenschloß, einige Minarets und einige Kirchen, in der Nähe des Ufers der cyklopisch gebaute Mägdethurm über das Gewirr kleiner asiatischer Wohnungen und stattlicher europäischer hervor. Trocken und heiß ist die Luft, salzig das Quellwasser; mit Naphtha statt des Wassers bespritzt man die staubigen Straßen; in schwarzen Rauch gehüllt liegt die Fabrikstadt, in deren Nähe der alte Feuertempel ist. An den schöngemauerten Kais dem Hafen entlang ist europäisches und asiatisches Treiben. Die Dampfer der Gesellschaft Kawkas nnd Merkur lagern neben turkmenischen Barken, persischen Schiffen und russischen Kriegsbarkassen. Die Telegraphenstation entsendet ihre zahlreichen sich kreuzenden Telegraphendrähte nach Rußland, Kaukasien, nach Persien und unter dem Meere durch nach Usun-Ada. Europäische Magazine, asiatische Karavansereien, tatarische Lastträger, armenische Kaufleute, Geschäftsleute aus allen europäischen Landen, persische Juwelenhändler, russische Beamten und Militärs, hier und da eine orientalische Garküche, eine Matrosenkneipe, ein europäisches Hotel charakterisiren die dem Meere zugewandte Stadt. Ein stattlicher Garten gereicht der Stadt zur Zierde und zur Ehre. Er beweist, was Fleiß und Verständniß gegen Natur und Elemente zu Stande bringen. Denn auf dem heißen Kalkgestein des Untergrundes ist gute schwarze Erde aus Lenkoran angefahren, sind Büsche und Bäume gepflanzt, wurde mühselig morgens und abends gegossen und gepflegt, bis sich endlich am Club ein schattiger Garten mit Blumen und Bäumen gestaltete, in dem nunmehr die Bewohner am Abend

Digitized by Google

promeniren oder Musik hören, Eis, Sorbet oder Thee schlürfen. Wie alle in aufwärts gehender Linie sich befindenden Gemeinwesen macht Baku einen gewissen behaglichen Eindruck. Die Leute werden reich, die stattlichen Häuser mehren sich; die rationelle Bebauung der naphthahaltigen Erde gewinnt von Tag zu Tag an Umfang und Bedeutung. Ein hochgebildeter und energischer Mann, Despot Sinowjew, als Stadthaupt hat in großem Maße zum Aufblühen und zur Hygieine der Stadt beigetragen. Die Behausungen der Tataren, um enge Gäßchen gruppirt, bedecken das höhere Territorium; verlassene tatarische Kirchhöfe mit Grabsteinen finden sich zerstreut im Centrum und in der Peripherie der Stadt.

Sie bilden die eigentliche Arbeiterbevölkerung und sind als Rosselenker (Fiakerkutscher), als Kameltreiber, Arbaführer und Eselkaravanenführer beliebt.

Außer Indern begegnet man Persern, Turkmenen, Jomuden, allen kaukasischen Stämmen, allen europäischen Nationen, und auf den Schiffen und Schiffscomptoirs besonders viel Schweden, Finnen und Balten.

Seit Baku*) durch Eisenschienen über Elisabethpol mit Tiflis, resp. mit Batum und dem Schwarzen Meer verbunden ist, hat sich seine Ausfuhr und seine Bedeutung um das Zehnfache gesteigert. Es bleibt jetzt nur noch übrig, an dem Westufer des Meeres aufwärts durch eine wohlbevölkerte Gegend die Eisenbahn nordwärts bis Petrowsk und seinerzeit bis Zaryzin und ebenso südlich über Lenkoran bis Astara zu bauen und so den Zusammenhang mit den russischen und den persischen Bahnen der Gegenwart und Zukunft herzustellen.

„Diese 260 Werst weite Strecke", sagt von Seidlitz, „bietet auf einem spiegelglatten Seeboden nicht die geringste, nennenswerthe Schwierigkeit und nur einen einzigen Kunstbau, die Kurabrücke, und wird, wegen des reichen Fischfanges von Ssalian oder Bashij-Promyßl, demjenigen Punkte des Erdballs, wo die größte Menge von Fischen auf einmal gefangen wird (von Baer), jedenfalls eine der rentabelsten Bahnen Rußlands werden. Bis nach Rescht, mit dem Hafen von Enseli, bleiben noch 120 Werst auf persischem Boden zu bauen." Ueberhaupt ist das Kaspische Meer reich an Fischen und Fischereien, sein Westufer ein Obstgarten, der den ganzen Kaukasus mit Obst, besonders Aepfeln und Nüssen versieht: alles Ausfuhrartikel, welche bei vollendetem Eisenbahn- und Kanalsystem Gegenstand eines ausgebreiteten Handels abgeben werden. Freilich bleibt das Hauptproduct und der erste Ausfuhrartikel dieses Naphtha.

Bei der Holzarmuth des Orients und dem noch nicht erschlossenen etwaigen Kohlengehalt seines Bodens ist die Naphtha von Baku und von Bala-Ischem in Transkaspien die Gewähr für ein unerschöpfbares Heizmaterial der betreffenden Eisenbahnen, besonders der kaspischen, vom Meere bis Merw. Wir haben schon 1880 in Achal-Teke Backöfen mit Naphtha geheizt und Brot gebacken. Diese Verwerthung der Rückstände von Petroleum hat sich über die ganze Linie ausgebreitet; die neuerstandenen Stationen nehmen Beleuchtung und Heizung von

*) Uebrigens vgl. über Baku: Eichwald's „Reise nach Baku", Bd. 2, Kap. 7; Tabritius, „Russische Revue", Bd. 9 und 10; von Seidlitz, „Russische Revue", Bd. 2: „Die kaukasischen Eisenbahnen und der Ueberlandweg nach Indien"; Sesemann, „Sammlung von Nachrichten über den Kaukasus", II, 55—57; Marwin, „Baku" (London 1885).

Digitized by Google

diesem Material; die Dampfer auf dem Binnenmeere wie die Locomotiven der Bahnen heizen mit Naphtharesten.

Zählt man diese Vorgeschichte des Bahnbaues, die russischen Bewegungen nach Osten, die geographische Configuration des Landes und seine Hülfsmittel zusammen mit dem theils begonnenen, theils zu hoffenden Ausbau der Communicationswege, Kanäle wie Bahnen, mit dem Westen, so kommt man zu dem Schluß, daß die Transkaspibahn ein absolut nothwendiges Glied in der Kette bildet, die Centralasien mit Europa verbindet, und daß kaum eine glücklichere Richtung hätte gewählt werden können. Ueber die Besonderheiten der Gegend und die Schwierigkeiten des Unternehmens haben wir in einem frühern Artikel: „Die Schienenverbindung Mittelasiens mit Europa"*), des genauern berichtet.

Nachdem nun am 1./13. Dec. 1886 unter großen Festlichkeiten, unter freudiger Theilnahme der Bevölkerung und in Gegenwart officieller Vertreter der Generalgouverneure von Turkestan und Kaukasien, sowie des Emir von Bokhara die Kaspibahn bis Tschardschui eröffnet worden war, erfolgte drei Tage später der Stapellauf zweier Marinekutter, Peter und Alexander, welche die Dampfschiffahrt auf dem Amu-Darja zu unterhalten bestimmt sind. Sie werden bis Petro-Alexandrow und Kerif gehen, um Waaren aus Chiwa und Bokhara zur neuen Bahn zu befördern. Die „Russische St.-Petersburger Zeitung" schreibt hierüber: „Mit der Eröffnung der Dampfschiffahrt auf dem Amu-Darja hat sich unsere Stellung in Mittelasien bedeutend verstärkt. Besonders gefährlich ist sie Afghanistan geworden, das sich gleich Chiwa und Bokhara über kurz oder lang doch dem russischen Einfluß wird fügen müssen, nachdem es vordem die englische Vormundschaft abgeschüttelt hat, die, wie der letzte Aufstand der Gilzais beweist, auf vielen Völkerschaften Mittelasiens schwer lastet. Durch den Stapellauf zweier Kriegsdampfer sind wir ferner der Absicht Englands zuvorgekommen, mehrere flachgehende Kriegsschiffe anzuschaffen und uns vom Amu-Darja her zu bedrohen. Die Hauptbedeutung dieser Flotille wird aber jedenfalls darin bestehen, den Transport der Waaren und Materialien der chiwaschen Oase nach der Transkaspibahn zu erleichtern, welche letztere den Amu-Darja geradezu in eine befestigte Operationsbasis für unser weiteres Vordringen nach Mittelasien umgewandelt hat."

Gleichzeitig meldeten die Zeitungen, daß schon vor Eröffnung der letzten Bahnstrecke bis zum Flusse an demselben 100000 Pud (das Pud = 40 Pfd.) Baumwolle und andere Waaren aus Chokand in Tschardschui angehäuft worden, und daß die mittelasiatische Handelscompagnie und Transportgesellschaft in Bokhara, Samarkand und Tschardschui Dampfpressen für die bokharische Baumwolle eingerichtet habe.

Während in den Städten und Hauptpunkten die transkaspischen Schützenbataillone, nach dem Vorbilde der turkestanischen formirt, die Besatzung bilden, so theilen sich mit den Kosaken in den Schutz der neuen Eisenbahn, in den reitenden Botendienst, in die Ehrenescorten der hohen Militärs die aus Teketurkmenen gebildeten berittenen Milizen. Das tapfere Volk, im Reiten und Fechten geübt,

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1886, II, 594 fg.,

Digitized by Google

hat sich ohne große Schwierigkeit zu einem geordneten Militärdienst anleiten lassen, und dieselben Eigenschaften, welche sie bis vor wenigen Jahren zu einem furchtbaren Feinde machten, haben sie zu einer wichtigen Verstärkung der russischen Militärmacht in Transkaspien gemacht.

Zugleich taucht aber mit der Jahreswende das Project des Kosakengenerals Arzischewsky auf, die Atrek- und Tschandyrlinie, d. h. also das Gebiet zwischen der neuen Eisenbahn und der persischen Grenze durch Kosakencolonien zu besetzen. Dadurch würde eine Vermehrung der Truppenzahl in Transkaspien und eine Schutzwehr gegen jegliche Eventualität geschaffen werden, welche im Falle orientalischer Verwickelungen von der Südgrenze Transkaspiens den Verkehrsweg bedrohen könnte.

Gleichzeitig mit diesen Ereignissen am alten Oxus ist zum Schluß des Jahres 1886 die Urbewohnerschaft des Kaukasus zum ersten mal berufen worden, die allgemeine Wehrpflicht gleich allen andern russischen Unterthanen abzuleisten. Damit ist einerseits ein wichtiger Schritt zur Amalgamirung dieser Völker mit dem Gesammtreich geschehen, andererseits eine bedeutende Verstärkung der russischen Wehrkraft der Zahl und dem Material nach erfolgt, und diese Verstärkung kommt gerade dem südöstlichen Grenzgebiet zugute, von welchem aus Armenien, Kleinasien, der Pontus wie das Kaspische Meer beherrscht werden.

Am 28. Mai 1886 war die Thatsache in einem kaiserlichen Ukas festgestellt worden, in einem Prikos des Kriegsministers vom 5. Sept. wurden die nähern Bestimmungen und der Modus der Ausführung angegeben; vom 15. Oct. bis 31. Dec. 1886 ging die Conscription vor sich.

Einer Darstellung dieses complicirten Geschäftes und der einschlagenden Gesetzbestimmungen muß nothwendig ein kurzes Résumé des gesammten Standes der Militärpflicht und Rekrutenaushebung vorausgehen. Während noch unter der Regierung des Kaisers Nikolaus die zwanzigjährige Dienstzeit bestanden hatte, war unter Alexander II. und seinem Kriegsminister Miljutin*) eine sechsjährige Dienstperiode, und am 1. Jan. 1874 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, von welcher jedoch vorläufig das asiatische Rußland und der Kaukasus noch ausgeschlossen blieben. Auch bei den dienstpflichtigen Altersklassen blieb das Los zur Bestimmung derjenigen, welche zunächst eintreten mußten. Die Zahl der jährlich zu assentirenden Rekruten bestimmt jährlich ein kaiserlicher Ukas. Familienverhältnissen wurde auf breitester Grundlage durch das Reglement Rechnung getragen, sodaß der Ernährer der Witwe, des arbeitsunfähigen Alten, der unmündigen Kinder nicht weggenommen wurde. Ebenso wurde jeder Grad von Schulbildung durch entsprechende gradweise Verkürzung der Dienstzeit anerkannt und das Rekrutengesetz geradezu als ein Sporn zur Verbreitung des Volksunterrichts und Förderung der höhern Ausbildung benutzt. Außerdem wurde das Institut der Freiwilligen eingeführt, welches zwar nicht in der Weise florirt wie in Deutschland, jedoch

*) Vgl. „D. A. Miljutin als Kriegsminister von 1861 bis 1881", nach dem Russischen von O. Heyfelder, in der „Russischen Revue", 1886, Heft IV.

Digitized by Google

sich als lebensfähig erwiesen und bei dem Reglement für den Kaukasus ebenfalls Berücksichtigung gefunden hat.

Bei dem ungeheuern Umfang des russischen Reiches, der Grundverschiedenheit seiner Elemente und der chronologischen Verschiedenheit in dem Erwerb der Gebietstheile war es unmöglich, die allgemeine Wehrpflicht gleichzeitig und gleichförmig über alle Provinzen und alle Völkerstämme zu verhängen. So waren gewisse große Grenzgebiete, die Nomadenstämme und im großen und ganzen die Mohammedaner eximirt. Die Ausdehnung des obligatorischen Militärdienstes auf den Kaukasus ist ein wesentlicher Schritt weiter zur militärischen Unification des Reiches. Die Detailvorschriften des Reglements sind höchst charakteristisch für die ethnographische, geographische und historische Besonderheit Kaukasiens.

Das Rescript sagt wörtlich: „Die ganze Einwohnerschaft von Transkaukasien, eingeborene wie nicht eingeborene, und ebenso die nichtrussischen Bewohner vom Terek- und Kubangebiet werden zur Ableistung der allgemeinen Wehrpflicht herangezogen nach den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen. Für die Kaukasier muselmanischen Glaubens wird bis auf weiteres die Einstellung von Rekruten noch sistirt und statt dessen eine besondere Geldabgabe in die Reichskasse bezahlt."

Transkaukasien umfaßt die Gebiete und ehemaligen Fürstenthümer Kachetien, Grusien, Mingrelien, die ehemals persischen und türkischen Provinzen jenseit der großen Kaukasuskette. Eingeborene Bewohner im Gegensatz zu den eingewanderten Russen, Kosaken, Deutschen sind die Urbewohner oder wenigstens alten Bewohner des Kaukasus, welche die Russen bei ihrer Besitzergreifung vorfanden. In Transkaukasien ist für alle diese verschiedenen Bewohner von 1886 an die Wehrpflicht eingeführt; für das nördlich vom Kaukasus liegende Kuban- und Terekgebiet nur für die Eingeborenen. Nicht als wären die dort lebenden Kuban- und Terekkosaken, die russischen und deutschen Colonisten eximirt, sondern diese brauchen nicht erst zum allgemeinen Militärdienst herangezogen zu werden, weil er für sie schon längst besteht, für die erstern gemäß ihrer Verfassung, für die letztern Kategorien durch das Rekrutengesetz von 1874.

Wichtig, und wie schon die Thatsachen beweisen, nothwendig ist die vorläufige Befreiung der Mohammedaner von der persönlichen Ableistung der Wehrpflicht. Wenn nämlich behufs der Durchführung des neuen Rekrutengesetzes im August 1886 eine allgemeine Volkszählung im Kaukasus vorgenommen werden sollte, so bemächtigte sich der Einwohner der Tetschna eine große Aufregung. Sie glaubten an die Ausdehnung der persönlichen allgemeinen Wehrpflicht auf ihr Gebiet, sahen mit Sorge ihrer Einreihung und Vertheilung in die Regimenter entgegen, wo es ihnen nach ihrer Meinung bevorstand, mit den christlichen Soldaten aus Einer Schüssel zu essen, sich von unreinen Speisen zu nähren und überhaupt gegen die Vorschriften ihrer Religion verstoßen zu müssen. Sie beschlossen, der Volkszählung bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen. Die russischen Tschinovnike scheinen nicht im Geiste der Regierung in beruhigender Weise aufgetreten zu sein, sondern durch ihr Verfahren die Aufregung vermehrt zu haben. Die Tschetschenzen ließen sich eben nicht zählen.

Digitized by Google

Da ließ der Chef und Obercommandirende einige Regimenter Dragoner, Infanterie und die entsprechende Artillerie unter Commando des Brigadegenerals Fürst Amilochwarow einrücken, und theils durch freundliches Zureden, theils durch den Druck der Besatzung und den imposanten Ernst der entwickelten Waffengewalt gelang es, die Volkszählung zu effectuiren und vollständige Ruhe zu erhalten. Ende October konnten die Truppen wieder ihre Standquartiere beziehen. Auf den Bericht über die Dämpfung der in diesem Jahre stattgehabten Bewegung im Terekgebiet bemerkte der Kaiser, wie der „Russische Invalide" berichtet, eigenhändig: „Die Angelegenheit wurde sehr erfolgreich und verständig geleitet. Dem General Amilochwarow ist mein herzlichster Dank zu eröffnen."

Wenn für die mohammedanische Bevölkerung bis auf weiteres eine Kopfsteuer statt des persönlichen Militärdienstes eingeführt worden ist, so steht ihnen dagegen der Eintritt als Freiwillige vom 18. bis 28. Lebensjahre bei den neuzuerrichtenden kaukasischen Territorialtruppen frei, was ganz in Uebereinstimmung mit den bisherigen Gepflogenheiten ist. Denn es dienen in allen Waffen der gesammten russischen Armee mohammedanische Offiziere mit Auszeichnung; die Söhne muselmanischer Würdenträger werden mit Vorliebe im Pagencorps zu Petersburg erzogen, so die Söhne Schamyls, Tekma Serdar's, ein gleichnamiger Abkömmling Dschingis-Chan's, ein Bruder des jetzigen und Sohn des vorigen Emirs von Bokhara, der Prinz Seid-Mir-Mansura. Ein Mohammedaner, Oberstlieutenant Haidaror vom samurschen Infanterieregiment, war der Führer der dritten Sturmcolonne von 1881 vor Gök-Tepe; Alichanow, Sohn des Ali-Chan, jetzt Militärchef von Merw, hat sich als russischer Pionier bei der Exploration und Erwerbung der Merw-Oasis hervorragende Verdienste um die russische Sache erworben. Es soll also dem kriegerischen Geist und dem russischen Patriotismus der Mohammedaner keineswegs die Möglichkeit verschlossen sein, bei den kaukasischen Localtruppen zu dienen. Aber die gesammte niedere muselmanische Bevölkerung zwangsweise zum Militärdienst heranzuziehen und in geschlossene Gruppen zu vereinigen, erscheint noch nicht opportun. Sie nehmen also in dieser Beziehung eine parallele Stellung ein wie früher in der Türkei die Christen, die auch eine Kopfsteuer bezahlten, aber nicht in der Armee dienten.

„Diese Maßregeln", fährt das Rescript fort, „gelangen zum ersten mal zur Ausführung bei der Rekrutenaushebung für 1887 mit Ausnahme der Bezirke Batum, Artwin und Suchum im Gouvernement Kutais, des Gebiets von Kars und des gesammten Bezirks des Schwarzen Meeres, wo dieselben erst 1889 in Kraft treten." Während nämlich die Pacification des östlichen Kaukasus officiell vom Jahre 1859, die des westlichen vom Jahre 1864 an gerechnet wird, sind die oben eximirten sehr bedeutenden Territorialerwerbungen erst durch den Berliner Frieden von 1878 perfect geworden. Sie können also in acht Jahren unmöglich das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Rußland in gleicher Weise entwickelt haben wie die Gebiete, welche seit einem Viertel- oder halben Jahrhundert dem russischen Scepter unterworfen sind.

Eine ansehnliche Gruppe von eigenartiger Bevölkerung sind die deutschen Colonisten im Kaukasus, Lutheraner, Mennoniten und Tempelbrüder, welche theils durch

Digitized by Google

Kaiser Alexander I. direct aus Deutschland verschrieben, theils später von dort oder aus den Saratowschen Colonien zugezogen sind. Ihnen waren namentlich, soweit sie ihren Ursprung aus der Zeit Katharina's II. und Alexander's I. herleiten, besondere Privilegien und darunter auch Befreiung vom Militärdienst garantirt; Privilegien, die sich gegenüber der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht mehr erhalten können. Die deutschen Colonisten werden nunmehr zur Wehrpflicht gleich allen andern herangezogen, dagegen können sie von dem ihnen gesetzlich garantirten Recht der Auswanderung aus Rußland Gebrauch machen. So gerecht und milde dieses Reservatrecht ist, so werden im ganzen außer den Mennoniten nicht viele der Colonistensöhne davon Gebrauch machen. Sie treten mit größter Bereitwilligkeit ein und zeichnen sich durch Ordnung, Subordination und Muth aus, wie ich bei der Achal-Teke-Expedition zu beobachten Gelegenheit hatte.

In Anbetracht der schwachbevölkerten Hochgebirge, der unfruchtbaren Landstriche, welche auch anderer Erwerbsquellen entbehren, ist ferner bestimmt: „In Transkaukasien und in den von Nichtrussen bewohnten Orten des Kuban- und Terekgebietes werden die (in der Front) Dienenden und ihre Familien und sogar die Herdstellen, von denen weg sie zum Militär einbezogen worden sind, von allen persönlichen Geldabgaben an den Fiscus, an die Landschaft und an die Ortsgemeinde befreit. Von Naturalleistungen und persönlichen Dienstleistungen werden nur die betreffenden Individuen selbst, und nur auf die Zeit ihres Militärdienstes befreit. Wegen Familienverhältnissen sind außer den im allgemeinen Gesetz vorgesehenen im Kaukasus auch die Schwiegersöhne eximirt, wenn sie die einzigen Ernährer in der Familie des arbeitsunfähigen Schwiegervaters oder der verwitweten Schwiegermutter sind, überhaupt die einzigen männlichen erwachsenen Repräsentanten einer Familie. Wo es sich um Söhne und Repräsentanten einer Familie handelt, die derselben nicht durch Blutsverwandtschaft, sondern durch Adoption angehören, da wird der Nachweis der Adoption nach dem bürgerlichen Gesetzbuch verlangt." Diese gesetzliche Bestimmung hat Bezug auf die im Gewohnheitsrecht begründete und aus dem Vorherrschen der Uterinverwandtschaft herzuleitenden Sitten einzelner kaukasischer Stämme, wonach der Schwestersohn dem Manne näher steht, ihm succedirt und von ihm bei der Großjährigkeit als Krieger ausgerüstet wird, nicht der Sohn; wonach die Söhne in stammesverwandten, aber fremden Häusern aufwachsen und verbleiben.

Die Verschiedenheit der Religion wird in dem Reglement dadurch anerkannt, daß, wie schon gesagt, die Mohammedaner nicht dienen müssen, dagegen Christen aller Bekenntnisse sowie Juden gleichmäßig zum Militärdienst herangezogen werden. Nur für die armenisch-gregorianischen Gemeinden ist eine besondere Berücksichtigung ihrer Geistlichen und Candidaten eingetreten: „Für die Zöglinge der armenisch-gregorianischen geistlichen Akademie zu Edmiadsin kann, selbst nachdem sie das Los gezogen, auf ihren Wunsch der Eintritt in das Heer verschoben werden, und zwar bis zu ihrem 28. Lebensjahre. Nach erfolgreicher Absolvirung dieser Akademie oder eines Seminars wird noch für ein Jahr Aufschub gewährt, damit sie unterdeß die Weihen empfangen können, welche sie von der Wehrpflicht gänzlich freimachen."

Digitized by Google

Die Armenier, welche immerhin in einer Anzahl von einigen Millionen den Kaukasus bewohnen, gehören zum Theil der armenisch-katholischen Kirche an, die ihr Oberhaupt im römischen Papst erkennt, zum Theil der gregorianischen morgenländischen Kirche, deren Haupt, der „Katholikos aller Armenier", in dem großartigen Kloster zu Edmiadsin am Fuße des Ararat residirt. Dieses Kloster ist zugleich Sitz einer geistlichen Akademie, einer reichhaltigen Bibliothek und großer Gelehrsamkeit. Seit Pacification des Kaukasus haben sich die Armenier weit über das eigentliche Armenien hinaus, namentlich im Norden der kaukasischen Gebirgszüge verbreitet, wie schon früher in den Bergen zerstreut kleine armenische Colonien existirten. Es sind hauptsächlich die Städte, wo sich Armenier als Kaufleute und Lieferanten niederließen, durch Fleiß und Geschäftssinn prosperiren, ihre Landsleute nachziehen, Kirchen bauen, Gemeinden gründen und energisch zusammenhalten. Stawropol, Pjatigorsk, Georgiewsk, Mosdok, Wladikawkas, Petrowsk haben starke armenische Gemeinden, Kisljar ist eine armenische Stadt; der Weinhandel vom Kaspiufer und Kaukasus, der Fisch- und Caviarhandel des Kaspischen Meeres ist, der Naphthabetrieb war bis zur Jetztzeit ausschließlich in armenischen Händen. Im Heere dienten Armenier mit Erfolg als Intendanturbeamte, außerdem als Offiziere in allen Waffengattungen, mit Vorliebe jedoch in der Artillerie. Daß sie an kriegerischem Ruhm und Begabung keinem andern Stamme nachstehen, beweisen die Namen Loris-Melikow, Tergukassow, Lazarew; aber im ganzen sind sie weniger geneigt zum Berufsmilitärdienst als andere kaukasische Volksstämme.

Die sogenannten Bergjuden in der Tetschna rühmen sich, von den zehn Stämmen abzustammen, als dieselben in die babylonische Gefangenschaft abgeführt wurden. Sie haben von ihren Nachbarn, den Grusinen und Tetschenzen, Tracht und Lebensweise angenommen und von ihren semitischen Stammältern nur einen ausgesprochenen, aber schönen Typus, die Vorliebe zum Handel und die hebräischen Schriftzeichen bewahrt. Sie sind in dem Rescript in keiner Weise als Ausnahme erwähnt und werden sich, geübt wie sie im Waffentragen und Reiten sind, gewiß vollkommen ebenso wie alle andern Kaukasier zum Waffenhandwerk eignen.

Nicht blos den Geistlichen und ihren Lehranstalten, sondern allen Schulen sind gewisse Privilegien in Uebereinstimmung mit den allgemeinen Rekrutengesetzen garantirt. Ueber diesen Punkt bestimmt das neue Gesetz: „Die Zuzählung der kaukasischen Schulen zum vierten Range der Lehranstalten bezüglich ihrer Vorrechte für den Militärdienst erfolgt auf Initiative des Civilverwaltungschefs des Kaukasus nach Uebereinkunft zwischen den Ministern des Krieges und des Unterrichts einerseits, und dem Minister oder den Ressortchefs andererseits, zu welchen die Schule ressortirt." Letzterer Nachsatz findet seine Erklärung in dem Umstande, daß nicht alle Schulen in Rußland von dem Unterrichts- und Kriegsminister ressortiren, sondern daß auch das Hof-, Handels-, Justiz-, Domänen-, Marineministerium und das des Innern ihre eigenen Schulen haben. „Wer von geborenen Kaukasiern vor Publication dieses Gesetzes in eine Erziehungsanstalt aufgenommen worden ist, kann auf sein Gesuch zurückgestellt werden bis zur Vollendung seines Lehrcurses, und zwar ohne Altersgrenze."

Nicht geringe Schwierigkeit macht in einem so zerklüfteten Gebirgslande mit

Digitized by Google

zerstreuten Bewohnern die Bildung von Rekrutenstellungsbezirken und die Zusammensetzung der Rekrutencommissionen. Die Stellungsbezirke dürfen nach localen Bedürfnissen auch abweichend von dem allgemeinen Reglement formirt werden, wobei nur die bestehenden Landgemeinden und Aulgemeinden nicht getheilt werden sollen. Zur Ausarbeitung derartiger Projecte, Veränderung der bestehenden Bezirke und Reviere und zur Bestimmung der Stellungscentren sind besondere Commissionen gebildet aus folgenden Elementen: dem Adelsmarschall des Bezirks, also einem in demselben begüterten Adeligen; dem Stadthaupt oder dem Staroste je nach der Verfassung und dem städtischen und ländlichen Charakter des Ortes; dem Kreismilitärchef als Repräsentanten des Militärressorts; dem Friedensvermittler und endlich einem Bewohner der Kreisstadt oder einem Mitglied der ländlichen Bevölkerung; letzterer wird vom Gouverneur oder, wo noch kein Gouverneur existirt, vom Gebietschef ernannt. Wo es keinen Adelsmarschall und keinen Friedensvermittler gibt, sind sie durch angesehene Ortsbewohner zu ersetzen. Schon aus diesen Bestimmungen leuchtet ein, daß man es im Kaukasus mit keiner homogen entwickelten und homogen administrirten Bevölkerung zu thun hat und daß es also außerordentlich schwer war, überall die nöthigen Vertreter der militärischen und Civilobrigkeit, der Landschaft, des Adels, der Gemeinden und der Landbewohner zu finden. Aus allen Bestimmungen aber geht das Bestreben hervor, die Localbevölkerung möglichst bei den Rekrutencommissionen vertreten zu lassen; die Rekrutenlisten aber haben Gemeinde- und Stadtverwaltungen selbst aufzustellen, wobei als Grundlage die Taufzeugnisse, die Familienverzeichnisse und die mündlichen Angaben der Stellungspflichtigen und ihrer Angehörigen dienen. Bei einem Widerspruch zwischen den verschiedenen Angaben und Documenten wird das Alter bestimmt: bei Christen nach den Kirchenbüchern, bei Nichtchristen nach dem Familienverzeichniß oder andern Documenten, wenn gegen deren Zuverlässigkeit keine Bedenken bestehen. Nach der äußern Beschaffenheit wird das Alter bestimmt: bei Christen, falls das Alter nur in den Familienverzeichnissen angegeben ist und nicht mit der Wahrscheinlichkeit übereinstimmt; bei Nichtchristen, wenn überhaupt Zweifel an der Richtigkeit der Altersangaben entstehen.

Sehr merkwürdig ist folgende Bestimmung: „Wo noch mündliches Gerichtsverfahren zu Recht besteht, kann es vorkommen, daß jemand, der dienstpflichtig wird, sich durch solchen Richterspruch im Blutbann befindet. Trifft einen solchen, Kanly genannt, das Los, so wird er sogleich untersucht und ins Militär eingestellt. Der Blutbann darf erst wieder in Kraft treten, wenn er aus dem activen Dienst in die Reserve übergeführt wird.“ Nach dem uralten Gewohnheitsrecht darf bisjetzt Todtschlag, Mädchenraub, Blutrache, Raub und Diebstahl gerichtet werden, indem die Rache für vergossenes Blut von den Verwandten wie von dem Stamm als eine Pflicht geübt wird, indem die Braut eigentlich geraubt werden muß. Auch bei diesen uralten Gebräuchen tritt das ebenfalls uralte Vorrecht der Uterinverwandtschaft in der Weise hervor, daß an einem Manne, der sein Weib getödtet, die Söhne als zum Stamme der Mutter gehörig, die Blutrache üben müssen, während den Schwestersöhnen vor den Brudersöhnen dasselbe Amt zufällt. Wo noch solche alte, dem modernen Bewußtsein widersprechende Traditionen die

Digitized by Google

Anschauung, die Sitte und das Recht beherrschen, war eine allgemeingültige Gesetzgebung wie überhaupt, so speciell für die Rekrutenaushebung unendlich schwer, ja beinahe unmöglich; daher auch bei allen einzelnen Acten der Aushebung die Localbewohner als active Theilnehmer zugezogen sind. Ihr Zeugniß genügt, um einen wegen notorischer Untauglichkeit freizumachen.

Auf Erwerb und Beruf ist in folgenden Paragraphen Rücksicht genommen: „In den Gegenden, wo Viehzucht den hauptsächlichsten Erwerbszweig bildet, tritt ein Zurückstellen der Dienstpflichtigen auf ein Jahr für solche ein, welche selbst ihre Heerden verwalten. Das Minimum von Viehstand, welches in den verschiedenen Gegenden des Kaukasus zu solcher Zurückstellung berechtigt, bestimmt der Hauptchef der Civilverwaltung.“ Die große Bedeutung dieser Bestimmung leuchtet jedem ein, der die tausendköpfigen Schafheerden, die großen Tabune auserlesener Pferde, die ungeheuern Scharen von Rindern und melkenden Kühen solcher kaukasischer Grundherren oder Steppenfürsten gesehen und von der Schwierigkeit und Complication solcher Herrschaft Einsicht genommen. Das sind nicht Hirten und Schäfer, wie sie im civilisirten, wohlüberwachten Polizeistaat ein schläfriges Dasein führen, freilich noch weniger Schäfer à la Watteau. Es sind bewaffnete und berittene, streitbare Männer wie der göttliche Sauhirt des Odysseus, kluge und muthige Lenker ihrer Karavanen und ihres Besitzes wie der Erzvater Abraham, wie Jakob und sein Schwager Laban. Sie ziehen mit ihren Heerden auf die grasreiche Steppe, stellen umsichtig Wachen aus zur Nacht, bekämpfen die Raubthiere der Wildniß und die dem jungen Nachwuchs gefährlichen Raubvögel der Luft. Ein solcher Herr schlägt den Angriff marodirender Pferdediebe ab; er muß seine Thiere im Schneesturm zusammenhalten, vor dem Uebermaß der Hitze aus den Ebenen flüchten und rechtzeitig, ehe der Winter kommt, sie aus dem Hochgebirge herabführen. Er kennt Handel und Wandel und treibt die Tabune zu den großen Frühlings- und Herbstmärkten nach den Städten, nach Georgiewsk, nach Grosny, nach Stawropol, Pjatigorsk, nach Temir-Chan-Schura, wohin nicht nur die Remonteure der russischen Armee, sondern auch Aufkäufer aus Rumänien und Oesterreich kommen und ganze Heerden auf einmal erstehen. Er muß sich nicht nur auf die Gerüchte von Krieg und Frieden verstehen, welche den Preis heben oder drücken, sondern auch auf die Anzeichen des Jahres. Wird das Jahr trocken, verdorrt die Steppe rasch, versiegen die Flüsse früher, so muß er suchen die Rinder und Pferde zeitig loszuschlagen und eiliger wie sonst hochgelegene Weiden zu erreichen; von besondern Calamitäten, wie Erdbeben, Ueberschwemmungen, Epizootien gar nicht zu reden. Aber solch ein Heerdenbesitzer lebt sozusagen im Sattel und regiert nicht nur die vieltausendköpfigen Heerden, sondern auch die dienenden Knechte, die Aufseher, die Gehülfen, die Botengänger, die Unterhändler. Da ist denn ein Sohn, ein erwachsener Sohn der geborene Helfer und Vertreter, und wenn ihm ein solcher plötzlich zur Fahne berufen wird, so ist das ein Verlust, den kein Miethling ersetzen kann. Noch schlimmer steht die Sache, wenn der Besitzer selbst dienstpflichtig wird und er seine complicirte Verwaltung und Herrschaft einem andern, sei es Blutsverwandten, sei es Stammesgenossen übergeben muß. Da ist ein Jahr Stundung nicht zu viel; denn nicht nur

Digitized by Google

das Wohlergehen so vieler lebendiger Wesen, sein und seiner Familie ganzer Reichthum steht auf dem Spiele. Misverwaltung, Verluste sind nicht nur persönlicher Schaden, sondern Schädigung des Volkswohls und der allgemeinen Wohlhabenheit.

Dieser eine unscheinbare Paragraph enthält also eine ganze Fülle von administrativer Weisheit und Milde.

Eine weitere Rücksicht auf die vielfachen Eigenthümlichkeiten der Kaukasier und auf ihre Anhänglichkeit an Grund und Boden, die sie mit allen Gebirgsbewohnern theilen, liegt in der Bestimmung, daß aus den auszuhebenden Kaukasiern Territorialtruppen mit nur dreijähriger Dienstzeit gebildet werden, was mit Einem Schlage einen ganz bedeutenden Zuwachs an Truppenmacht bedeutet. Denn diese kaukasischen Territorialtruppen sollen unabhängig von der allgemeinen jährlichen Rekrutenzahl ausgehoben werden. Noch ist Zahl, Größe und Waffen dieser neuen Territorialtruppen nicht bekannt gemacht worden, es läßt sich aber annehmen, daß von den mehrern Millionen autochthoner Einwohner die wehrpflichtige Jugend eine nicht unbeträchtliche Territorialarmee bilden wird. Nun findet aber das 21. Lebensjahr, das militärpflichtige Alter, im Kaukasus ein qualitativ und quantitativ ganz anders entwickeltes Geschlecht vor als im Norden. Wenn slawische, germanische, finnische Stämme mit 21 Jahren nur eben Jünglinge sind, welchen die Merkmale der Mannheit noch abgehen, so sind die Grusinen, Armenier, Bergjuden, Bergtataren schon mit 17 und 18 Jahren ausgewachsen, bärtig, mit 21 Jahren aber körperlich ganz entwickelt und tragen schon eine gewisse Manneswürde zur Schau. Ihren Verhältnissen gemäß haben sie sich von klein auf umschauen gelernt, Waffen geführt und Pferde geritten; sie werden früh verheirathet und treten früh an die Spitze eines Haushalts, eines Besitzes. Bei den Bewohnern des Hochgebirges ist es eiserner Zwang der umgebenden Natur; bei andern Stämmen, wie den Osseten, Swaneten, Kabardinern ist es Tradition, daß die Knaben hart erzogen werden, den Kampf mit den Elementen, den Thieren des Waldes und feindlichen Stämmen früh aufnehmen müssen, im Ertragen von Hunger und Kälte, Einsamkeit und Gefahren geübt sind. Es sind also die kaukasischen Rekruten keine Knaben, keine lässigen oder verweichlichten Jünglinge, keine kränklichen Muttersöhne oder ungelenke Bauerbuben, sondern muskulöse, wohlentwickelte Männer, welche den Kampf des Lebens zu kämpfen gelernt, zu welchen aber die Krankheiten und Gebrechen der Städte noch nicht durchgedrungen sind.

Sie sind also nicht allein zur Ertragung des Kriegsdienstes mit allen seinen Mühen und Entbehrungen besonders befähigt, sondern auch zur Erlernung der Technik des Exercitiums, der Waffenführung so geeignet, daß letztere eine verhältnißmäßig kurze Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Der besondern militärischen Tauglichkeit und Vorübung dieser geborenen Reiter und Schützen, dieser abgehärteten Bergsteiger und Jäger, dieser gesunden und mäßigen Völkerstämme ist durch die verkürzte Dienstzeit (3 Jahre statt 6 Jahre Frontdienst und 12 Jahre Reserve) Rechnung getragen. Jeder Feind würde mit ihrer Unerschrockenheit, Gewandtheit, zum Theil mit ihrer Wildheit zu rechnen haben. Und diese Elitetruppen erscheinen wie eine Neuschöpfung auf jener Schwelle zwischen Europa und Asien, auf dem

Digitized by Google

Kaukasus, welcher zwei Meere, das Schwarze und das Kaspische Meer, beherrscht und den Zugang zu Kleinasien wie zu Transkaspien bildet. Es will fast erscheinen, als ob hier Politik und Staatskunst in ihren weitesten Ausblicken bei einer Organisation und einem Gesetz mitgewirkt hätten, welches zugleich eine eminent interne und civilisatorische Aufgabe erfüllt: die Russificirung und Europäisirung des Südostgebietes.

Vor zwei Jahrzehnten war man in Europa keineswegs über die Richtung einig, in welcher die Verbindung mit Asien herzustellen wäre. In Rußland wurde eifrig für zwei Projecte gekämpft, für eine nordsibirische und eine südsibirische Eisenbahnlinie; die Engländer dachten durch Kleinasien oder Persien die Ueberlandverbindung mit Indien herzustellen.

Außerdem war der Wasserweg auf dem Aralsee und dem Syr-Darja ein Lieblingsproject, welchem jedoch in den Köpfen der Gelehrten wie der Strategen der wiederhergestellte Oxus Concurrenz machte. Letzteres erwies sich als unmöglich, ersteres als auf die Dauer unausführbar.

Vor 40 Jahren, als General Perovsky die Expedition nach Chiwa befehligte, befand sich unter seinem Commando außer $3^1/_2$ Bataillonen Infanterie, 3 Kosakenregimentern und 14 Geschützen auch eine aus 8 Schiffen bestehende Flotille.

Dies waren die ersten russischen Schiffe, welche im Flußgebiet des Aralbeckens erschienen; sie waren auch zugleich der Anfang der ständigen Flotte auf dem Aralsee. Diese Aralseeflotte bestand aus 5 Dampfern und einer Anzahl von Barken. Sie hatte ihren Hauptankerplatz in Kasalinsk am Syr-Darja und machte auf diesem Flusse regelmäßige Fahrten. Seltener besuchte sie die Häfen des Aralsees und noch weniger den Amu-Darja.

Zur Zeit der Eroberung Turkestans erwies sich die Flotille von großem Nutzen, indem die Expeditionstruppen, die Lebensmittel und die Bagage derselben auf diesen Schiffen transportirt wurden. Nach der Expedition von Chiwa, also nach 1873, hat die Flotille keinen Kriegsdienst mehr geleistet, sondern zum Transport von Reisenden und Waaren gedient und somit ihren ursprünglichen Zweck nicht mehr erfüllt. Gleichwol kostete ihr Unterhalt 400000 Rub. jährlich: eine Ausgabe, welche die Einkünfte des Waarentransports nicht zum zehnten Theil zu decken vermochten. Infolge dessen hob Tschernajew als Generalgouverneur von Turkestan 1883 die Aralflotte gänzlich auf, um so mehr, als die Schiffe nach ihrer Bauart für den wasserarmen Syr-Darja nicht geeignet waren und beständig Havarie erlitten. Der Dampfer Perovsk liegt heute noch auf dem Grunde des Flusses. Zuweilen befuhren die Schiffe auch die Mündung des Amu-Darja in den Aralsee, und getrauten sich nur nicht weiter in diesen Strom hinein, weil man annahm, derselbe sei weiter aufwärts für Dampfer nicht befahrbar. Generalgouverneur Kauffmann hat schon die Irrthümlichkeit dieser Annahme bewiesen.*)

Die 1885 eröffnete Uralbahn von Perm bis Jekatherinburg schließt sich an das wichtige Stromgebiet der Kama und Wolga an und ist im Nordosten das

*) Vgl. „Journal de St.-Pétersbourg" vom 20. Dec. 1886.



Digitized by Google

Verbindungsglied des europäischen Rußland mit dem asiatischen, wie die Saratow-Orenburg-Bahn mehr südlich. Aber den Ueberlandweg nach Indien suchten die europäischen Politiker und Kaufleute noch südlicher durch Kleinasien, Persien und Turkmenien.

Die erste von den Engländern vorgeschlagene Route sollte auf dem asiatischen Ufer des Bosporus beginnen, nämlich in Skutari, dann Kleinasien diagonal durchschneiden, über Ikonium (Konia) und Aleppo (Haleb) führen, längs dem Euphrat zum Persischen Meerbusen reichen. Sie würde 2320 Werst lang sein und bedeutende Territorialschwierigkeiten zu überwinden haben. Eine zweite Linie, vorgeschlagen von Andrew und Herbert, sollte vom Meerbusen von Alexandrette (Iskanderum) beginnen, 1630 Werst lang sein und Mesopotamien mit dem Mittelmeer verbinden. Childes schlug vor, eine Bahn von Tireboli bei Trapezunt über Erzingan bis Diarbekir am Tigris zu führen. Von einer vierten Bahnlinie, beginnend bei Trapezunt selbst und durch das kleinasiatische Hochgebirge über Erzerum und Wan weiter zu führen, urtheilt Seidlitz, daß nur ein mit der Topographie des Landes Unbekannter sie habe vorschlagen können.

Endlich gibt es noch zwei Projecte, welche beide den Anfang der Bahn nach Skutari, das Ende nach Schikarpur am Indus verlegen, den Bosporus überbrücken und an das große europäische wie an das indische Eisenbahnnetz anknüpfen wollten. Das erste dieser Projecte hat folgende Richtung: Skutari, Ismid, Beibasar, Angora, Josgad, Tokat, Erzingan, Erzerum, Karaklissa, Bajasid, Tawris, Teheran und von dort auf der als Reiseroute bekannten Richtung, in einer Gesammtlänge von 2140 Werst.

Die andere Linie, von Rawlinson, dem berühmten Präsidenten der londoner Geographischen Gesellschaft, empfohlen, beginnt ebenfalls in Skutari gegenüber Konstantinopel, führt über Angora, Malatia, Diarbekir nach Mossul; von hier an einem Zufluß des Tigris, am Diyaloh nach Kifri, über das Zagrosgebirge nach Kirmanschah, Hamodan oder Ecbatana nach Teheran mit einer Länge von 2600 Werst bis Teheran, bis Indien von 4750 Werst. Die Strecke von Teheran nach Indien würde über Schahrud, Meschhed, Herat, Kandahar, den Bolanpaß in das Industhal führen.

Dieser letzten Route durch Kleinasien-Mesopotamien-Persien ist nunmehr von Indien her schon durch den Bolanpaß beträchtlich entgegengebaut. Offenbar aber haben alle diese Linien gegen sich die geringe Aussicht auf Rentabilität, die Territorialschwierigkeiten und den Umstand, daß sie durch unendlich vieler fremder Herrscher Gebiet führen. In allen diesen Punkten ist ihnen die russische Transkaspibahn überlegen. Die Rentabilität als Handelslinie kündigt sich unverkennbar an, noch ehe der Bahnbau abgeschlossen; die Territorialschwierigkeiten waren mäßig, kein einziges hohes Gebirge war zu übersteigen, und endlich hat Rußland das ganze Gebiet vom Kaspi bis Amu-Darja sich erst unterworfen, ehe es zur Schienenlegung schritt. Durch das fait accompli aber, daß seine Bahn gebaut und eröffnet ist, hat es allen andern Projecten den Rang abgelaufen. Die vorhandene Bahn ist unbestritten auch die bestmögliche und die meistnützliche Bahn. Und wie sie ungeachtet des Suezkanals ein Existenzrecht hat, so steht zu erwarten, daß in absehbarer Zeit

Digitized by Google

ihr parallel im Süden und im Norden neue Schienenverbindungen zwischen Europa und Asien, neue Wege nach Indien geschaffen werden. Wie an andern Orten ruft die Bahn den Verkehr hervor und der gesteigerte Verkehr die Bahnen. Unsere Kaspibahn wird das Vorbild*) sein und bleiben, welches die Möglichkeit des Baues in der Wüste und die Exploitation, den Nutzen für Handel und Strategie, für Civilisation und Befruchtung des Landes beweist und welcher andere Linien in andern Richtungen folgen werden. Denn was bedeuten die immerhin nicht ganz geringen Ausgaben für das 100-Millionenreich Rußland, wenn es sich darum handelt, der Industrie und Production neue Wege nach Asien zu eröffnen und die Provinzen des äußersten Ostens mit eisernen Banden an das Mutterland zu fesseln? Während es früher galt, die Wahl zu treffen, ob die eine oder die andere Bahn zu bauen sei, wird es sich künftig darum handeln, sowol die eine als die andere Schienenverbindung herzustellen. Uebrigens existirt schon der Anfang einer zweiten Ostbahn, die von der Wolga nach Orenburg läuft, und die in Angriff genommene Zweigbahn nach Ufa bedeutet ungefähr das erste Drittheil einer sibirischen Bahnverbindung, zu welcher sie sich mit Naturnothwendigkeit weiter entwickeln wird.

*) Der französische Ingenieur Boulangier hat in einem officiellen Bericht an seine Regierung die Nachahmung unsers kaspischen Schienenweges für Algier und die Colonien überhaupt empfohlen.



Digitized by Google

# Die deutsche Physikalisch-technische Reichsanstalt.

Von

Professor Franz Joseph Pisko in Wien.

Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.

Goethe.

In einer Pause der letzten Stürme des Deutschen Reichstages vollzog sich geräuschlos, wenn auch nicht ohne mehrseitigen Widerspruch, ein für die Culturgeschichte schwer wiegendes Ereigniß: die Annahme des Antrages betreffend die Errichtung einer „Physikalisch-technischen Reichsanstalt". Der Gedanke, ein solches Institut zu gründen, kam nicht plötzlich, sondern entwickelte sich langsam im Laufe von anderthalb Jahrzehnten. Im Jahre 1872 veranlaßte nämlich eine glücklicherweise nur vorübergehende Nothlage einiger Zweige der deutschen Präcisionsmechanik Vorschläge von berufener Seite zur staatlichen Förderung der exacten Naturforschung sowie der damit zusammenhängenden Kunst in der Verfertigung der zarten und genauen Instrumente für den Dienst der beobachtenden, versuchenden und messenden Wissenschaften. Nach mehr als zehnjährigen Verhandlungen und Berathungen kam man dahin, ein „Physikalisch-mechanisches Institut" schaffen zu wollen, welches wichtige experimentelle Untersuchungen und Messungen auszuführen hätte von solcher Beschaffenheit, wie sie von andern, meist dem Lehrzweck gewidmeten Instituten oder von gelehrten Körperschaften, wissenschaftlichen Akademien, naturwissenschaftlichen oder technischen Vereinen, einzelnen Naturforschern, Präcisionsphysikern und Präcisionsmechanikern u. dgl. m. in der Regel nicht geleistet werden könnten, weil ihnen die dazu nothwendigen kostspieligen Instrumente, Apparate und theuern Einrichtungen fehlen, welche jenem Institut zu Gebote stehen würden. Ueberdies beanspruchen solche weit und tief gehende, mit genauen Messungen verbundene Forschungen die ganze Zeit und völlige Hingebung nicht nur einer, sondern sogar mehrerer dazu geeigneter Personen. Jene geplante physikalisch-mechanische Anstalt sollte auch eine Versuchs-, Prüfungs- und Beglaubigungsstelle sein in Bezug auf die Materialien, Formen und Gestaltungen der praktischen Optik, der feinen physikalischen, astronomischen und geodätischen Instrumente, der physikalischen Meßbehelfe in der Thermo-, Elektro-, Magneto-, Photometrie u. dgl. m. Als Sitz für dieses Untersuchungs- und Präcisionsinstitut wurden neue Räumlichkeiten der technischen Hochschule zu Charlottenburg in Aus-

Digitized by Google

sicht genommen. Jedoch erst einige Zeit nach Fertigstellung dieser Locale ward (1883) von hervorragenden Fachmännern der Organisationsplan des Physikalisch-mechanischen Instituts für die preußische Staatsverwaltung entworfen und derselben unterbreitet.

Noch bevor die preußische Regierung zur Beschlußfassung über diese Vorlage gelangte, hatten sich die Verhältnisse hinsichtlich der projectirten Anstalt in erfreulicher Weise dadurch geändert, daß der Geh. Regierungsrath Dr. Werner Siemens der rein wissenschaftlichen Abtheilung des beabsichtigten physikalischen Instituts einen in Charlottenburg gelegenen Baugrund von sehr bedeutendem Flächeninhalt unentgeltlich widmen wollte, wenn der preußische Staat es übernehmen würde, darauf die Versuchs-, Beobachtungs- und Arbeitsräume und sonst noch nothwendigen Gebäude für die fundamentalen physikalischen Forschungen anzulegen, ferner auch für die Ausstattung mit den erforderlichen wissenschaftlichen Instrumenten und zugehörigen Einrichtungen zu sorgen, sowie die Fortdauer dieser physikalischen Meß- und Forschungsanstalt zu sichern. Obwol das Anerbieten des Dr. Werner Siemens vom preußischen Unterrichtsminister freundlich aufgenommen wurde, stellte er dennoch etwas später, im Einverständniß mit letzterm, denselben Antrag auch dem Deutschen Reiche, und zwar aus dem Grunde, weil er hoffte, dadurch dem Institute eine großartigere Gestaltung und ergiebigere Aussteuer, ferner auch nationale Geltung und einen weitern Wirkungskreis zu verschaffen. Seine Spende für die zu gründende Anstalt behufs Förderung der fundamental forschenden Experimentalphysik, sowie der damit verbundenen feinsten physikalischen Maßbestimmungen zu Gunsten der gewerblichen, technischen und industriellen Fortschritte sollte sich auf eine halbe Million Mark in Bodenwerth oder Baarem belaufen.

In Hinblick auf den nunmehr großartiger gedachten Umfang sowie auf die reicher angenommenen Mittel des künftigen Instituts für die experimental-physikalische Forschung und Präcisionstechnik wurde der früher erwähnte Organisationsentwurf, den neuen, günstigern Verhältnissen entsprechend, umgearbeitet (1884). Zunächst änderte sich die Benennung des Instituts, welches jetzt mit Anspielung auf seine Ziele und Aufgaben sowie auf dessen Gründung und Erhaltung durch das Deutsche Reich „Physikalisch-technische Reichsanstalt" heißen sollte. Dieselbe besitzt zwei Hauptabtheilungen, und zwar eine rein wissenschaftliche, welche amtlich als „erste Abtheilung" bezeichnet ist, ferner die technische als „zweite Abtheilung". Jene wird hauptsächlich grundlegenden physikalischen Untersuchungen gewidmet sein, welche zum Fortschritt der Naturwissenschaft wesentlich beitragen und die derartig beschaffen sind, daß sie an Arbeitszeit, Instrumenten, Einrichtungsweise der Arbeitsräume u. dgl. m. einen so mächtigen Aufwand verlangen, wie ihn andere Laboratorien oder private Experimentatoren nicht leicht befriedigen können. Die Aufgaben der wissenschaftlichen Abtheilung im zweiten Entwurf weichen demnach von denen des ersten qualitativ nicht ab, wohl aber quantitativ, indem nun mit zahlreichern Behelfen und vermehrten Arbeitskräften viel mehr in derselben Zeit wird geleistet werden können als nach dem ältern Plan vom Jahre 1883. Auch werden alle Beobachtungsräume, Laboratorien u. s. w. auf

Digitized by Google

dem von Dr. W. Siemens geschenkten Bauplatze nur der ersten Abtheilung zugehören.

Die zweite Abtheilung wird in den erwähnten neuen Zubauten der technischen Hochschule zu Charlottenburg untergebracht. Ihre Trennung von der rein wissenschaftlichen Abtheilung ist blos eine äußerliche und örtliche; innerlich, sachlich und organisatorisch hängt sie mit der letztern eng zusammen. Durch die Neugestaltung des Entwurfes haben auch die oben angedeuteten wissenschaftlich-technischen Aufgaben der Anstalt keine wesentlichen Veränderungen erlitten; wohl aber wird sich nunmehr die zweite Abtheilung ebenfalls, infolge der ausgiebigern Hülfsquellen sowie der relativ vermehrten Localitäten, leichter und fruchtbarer entwickeln können.

Die beiden Hauptabtheilungen des Physikalisch-technischen Instituts stehen unter einem aus 20 Fachmännern der exacten Wissenschaften und Präcisionsmechanik gebildeten Curatorium, dessen Präsident auch Director der rein wissenschaftlichen Abtheilung ist. Die technische Abtheilung hat ihren eigenen Director, welcher dem Curatorium sowie dessen Präsidenten untergeordnet ist. Diese Abtheilung soll schon im ersten Jahre ihres Bestehens, also wahrscheinlich noch im Jahre 1887, drei mathematisch und experimental wohl geschulte, tüchtige Physiker als bleibende Mitarbeiter und einen praktischen Präcisionstechniker als Vorsteher der Werkstätte erhalten. Innerhalb solcher wissenschaftlicher und technischer Gebiete, welche auf fertigen und festen Grundlagen ruhen, ferner im Verkehr mit dem gewerblichen, technischen und industriellen Publikum, kann die zweite Abtheilung selbständig vorgehen. Dagegen ist sie für noch offene Fragen und ungelöste schwierige Aufgaben der höhern physikalischen Meßkunst und Präcisionsmechanik auf die grundlegenden Studien und Vorarbeiten der ersten Abtheilung oder mindestens auf deren Rath oder Oberleitung, angewiesen.

Die fundamentalen Untersuchungen der wissenschaftlichen Abtheilung erfolgen, nach einem von dem Präsidenten vorgelegten und vom Curatorium genehmigten Arbeitsplan, durch die hier angestellten Physiker oder auch durch freiwillige Mitarbeiter. Letztere denkt man sich als fähig erprobte Jünger der physikalischen Wissenschaft, welche entweder eine vom Präsidenten gegebene Aufgabe oder ihr eigenes, jedoch von letzterm approbirtes Thema zu lösen suchen. Bekannten Physikern aus den deutschen Staaten wird es da ermöglicht als Gäste solche wissenschaftliche Arbeiten nach ihrem eigenen Entwurfe auszuführen, zu welchen ihnen anderswo kaum so vorzügliche und schwierig zu beschaffende Hülfsmittel geboten werden können wie in der ersten Abtheilung der physikalischen Reichsanstalt. Die Priorität der hier gemachten Entdeckungen und Erfindungen soll dem betreffenden Arbeiter gewahrt bleiben; andererseits jedoch werden gegen Ausnützung des staatlichen Instituts für private Zwecke Maßregeln ergriffen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der in der ersten Abtheilung gepflogenen Forschungen und Arbeiten müssen publicirt werden, sobald die Direction es für rechtzeitig hält. Läßt letztere Berichte erscheinen, so soll die vorhin erwähnte Veröffentlichung in diesen geschehen, wenn es von dem Präsidenten gewünscht wird.

Digitized by Google

Nachdem in thunlichster Kürze die Entstehungsgeschichte, der Zweck und die Organisation der in Gründung begriffenen Physikalisch-technischen Reichsanstalt — nach der von einer Fachcommission verfaßten „Denkschrift betreffend die Errichtung einer Physikalisch-technischen Reichsanstalt" (1884) — skizzirt worden sind, wollen wir uns mit einigen der künftigen Aufgaben dieses durchdacht angelegten Instituts etwas eingehender als bisher beschäftigen, damit unsere Leser ein ausführlicheres Bild von dessen Wirkungskreis erhalten. Hierbei, sowie überhaupt bezüglich des Zieles, Einrichtungs- und Bauplans des physikalischen Reichsinstituts wird uns die eben erwähnte amtliche „Denkschrift" als verläßliche Quelle dienen. Wenden wir uns vorerst zur technischen Abtheilung, weil diese dem praktischen Leben unmittelbar näher steht als die ihr übergeordnete hochwissenschaftliche Abtheilung, und weil die ihr zugedachten Arbeiten im allgemeinen auch leichter verständlich sind. Hier finden wir vor allem den Keim wieder, aus dem diese physikalische Anstalt entsprossen ist, wir meinen die ursprünglich angestrebte staatliche Hülfe und Fürsorge hinsichtlich der Präcisionstechnik. Die zweite Abtheilung soll nämlich vor allem die Eigenschaften der Materialien, besonders der Glassorten und der Metalle sowie der Legirungen prüfen oder so herstellen helfen, wie sie zur Anfertigung der wissenschaftlichen Instrumente und feinen Meßwerkzeuge nothwendig oder wünschenswerth sich erweisen. Damit wird sicher sowol dem Präcisionsmechaniker, als auch dem Mann der exacten Wissenschaften ein höchst dankenswerther Dienst erwiesen.

Seit geraumer Zeit hörte man vielseitige und begründete Klagen über das für wissenschaftliche Zwecke verwendete Glas. Dieses zeigte z. B. an Thermometerröhren eine auffallende und störende elastische und thermische Nachwirkung; manches Glas erblindete auch bald durch Einwirkung der Flüssigkeit in den Thermo- und Barometern, wodurch sie unbrauchbar wurden. Ebenso verhält es sich mit den Wasserwagen (Libellen), in welchen durch noch nicht näher erkannte Ursachen an den innern Wänden Ausschwitzungen auftreten, weshalb die Bewegung der Luftblase gehemmt wird, was besonders im Anfang von bedenklichen Folgen für die betreffenden Messungen begleitet ist, weil zu jener Zeit die verfälschende Erscheinung noch nicht leicht bemerkbar ist. Später treten freilich letztere sehr aufdringlich hervor, aber häufig — zu spät, indem dann viele bereits geleistete Aufnahmen sich als fehlerhaft erweisen, und daher nochmals durchgemacht werden müssen. Ueberdies sind die auf das Instrument aufgewendeten Arbeiten und Auslagen unwiederbringlich verloren. Mit den Eigenschaften des optischen Glases steht es zwar im ganzen und großen besser als mit jenen für das Glas der Thermo- und Barometer sowie der Libellen; aber es ist auch hier bekannt, daß sich zuweilen die Linsen der Beobachtungsinstrumente schon nach kurzer Zeit vorübergehend oder sogar bleibend trüben, was nicht nur Störungen, sondern auch Kosten verursacht. Ueberdies kann es nie gelingen mittels der jetzt zu Linsen verarbeiteten Glasarten — so vorzüglich auch das betreffende Crown- und Flintglas in Bezug auf klare und farblose Durchsichtigkeit, Gleichartigkeit sowie Reinheit der Materie sein mag — vollkommen achromatische Bilder zu erhalten, weil das Verhältniß der Länge der Hauptfarben (z. B. des Roth, Gelb u. s. w.) im Spectrum zur ganzen Länge des letztern bei jeder Glassorte ein anderes ist.

Digitized by Google

Hieraus folgt aber, daß durch die Verbindung einer erhabenen Crownglaslinse mit einer minder hohlen, entgegengesetzt lichtzerstreuenden Flintglaslinse die aufeinanderfallenden Farben beider gleich langen Spectren sich nicht durchweg bis zur völligen Farblosigkeit aufheben können. Es bleiben daher, weil die gänzliche Achromatisirung für die lichtstärksten farbigen Strahlen berechnet wird, noch schwache Farben zurück, welche man das Spectrum zweiter Ordnung nennt. Dieses secundäre Spectrum wird, als kaum merklich, bei gewöhnlichen optischen Instrumenten geduldet. Dagegen sucht man für feinere Beobachtungen an den Objectivlinsen auch noch die secundären Farbenränder durch Hinzufügung einer oder mehrerer Gläser aufzuheben, wobei ebensowol der Calcul als die versuchende Erfahrung mitwirken. Ein vollkommenes Wegschaffen der Farbenzerstreuung bei den optischen Linsen wäre jedoch erst möglich, wenn neuartige Gläser erfunden würden, bei welchen die Farbenzerstreuung der verschiedenen Glasarten in allen Theilen proportional zueinander auftreten möchte, und wobei es Glassorten gäbe mit mächtiger Farbenzerstreuung bei verhältnißmäßig geringer Brechungszahl, sowie umgekehrt Gläser mit großem Brechungsexponenten und relativ kleiner Farbenzerstreuung. Nach dieser Richtung haben nur der Optiker Fraunhofer (1814) und ein englischer Theologe Harcourt (1834—49) ausgiebigere Versuche gemacht, welche erst in neuester Zeit zur Geltung kamen. Namentlich hat Stokes über die zahlreichen Glasschmelzungen Harcourt's vorgetragen in der British Association (1871 und 1874) und dann selbst neue Glasflüsse darzustellen gesucht behufs Unterdrückung der secundären Farbenzerstreuung. Allein erst eine klare Auseinandersetzung dieser wichtigen Angelegenheit von Professor Dr. Abbe („Bericht über die Ausstellung wissenschaftlicher Apparate in London 1876") gab Veranlassung zur Gründung (1882) eines „glastechnischen Laboratoriums" in Jena durch Dr. Schott, nachdem dieser technische Chemiker und Kenner der Glasfabrikation schon ein Jahr vorher zu Witten i. W., seinem damaligen Wohnsitze, mannichfaltige kleine Schmelzproben verschiedener Zusammensetzung zu dem Behufe hergestellt hatte, um die charakteristische Wirkung gewisser chemischer Elemente (z. B. des Bor, Phosphors u. dgl. m.) auf die Brechungs- und Farbenzerstreuungsgröße der erstarrten Glasflüsse zu erfahren. Die spectrometrischen Untersuchungen der so erhaltenen Schmelzverbindungen wurden, nach einer Vereinbarung, von Professor Dr. Abbe und seinem Assistenten Dr. Riedel zu Jena gemacht.

Gegen Ende des Jahres 1881 war dieses chemisch-optische Studium des Glases bereits so weit günstig gediehen, daß sich der specifische Einfluß bestimmter Stoffe im Glase auf dessen optische Eigenschaften sicher erkennen ließ, was dazu ermunterte, jene Versuche systematisch und in größerm Maßstabe fortzusetzen. Zu diesem Zwecke übersiedelte (1882) Dr. Schott nach Jena, wo das vorhin erwähnte glastechnische Laboratorium ins Leben gerufen wurde. Nach hoffnungsreichen Ergebnissen planmäßiger Arbeiten in Bezug auf die Erzielung von Crown- und Flintglaspaaren mit möglichst proportionaler Farbenzerstreuung, ferner in Hinsicht auf die Gewinnung einer mannichfaltigen Abstufung des Brechungsindex und der mittlern Dispersion für optisches Glas, konnten Schott und Genossen (d. h. die mitwirkenden DDr. Karl und Rod. Zeiß in Jena) schon 1884 — mit wieder-

Digitized by Google

holter namhafter Unterstützung des preußischen Staates — zur Gründung einer „Glasschmelzerei für optische und andere wissenschaftliche Zwecke" schreiten.

Nur einige Minuten von der Stadt Jena auf einem Hügel liegt diese von allen Sachverständigen sympathisch begrüßte Productionsstätte optischen und physikalischen Glases bescheiden und ebenerdig in Form eines Rechtecks. Die Heizungsanlagen sind für Gas eingerichtet von Friedrich Siemens in Dresden nach seinem bekannten vorzüglichen Regenerativsystem. Die im Juli vorigen Jahres (1886) ausgegebene Preisliste dieses bedeutsamen Instituts zeigt bereits nicht weniger als 44 verschiedene Glassorten für wissenschaftliche Zwecke, darunter 19 von wesentlich neuer Zusammensetzung. Bei Gläsern alter Art findet man hier auch Crown- und Flintgläser der Silicatreihe, wie sie bis noch vor kurzem meist non Chance in Birmingham oder Feil in Paris von den Optikern bezogen wurden. Ueberdies ergibt sich da selbst in der Silicatreihe für die Farbencompensirung noch ein weiterer Spielraum als bei den bisher angewendeten englischen oder französischen optischen Gläsern. Für die thunlichste Wegschaffung der secundären Farbenzerstreuung bei astronomischen Fernrohren und feinern Mikroskopen wurden in jüngster Zeit viel Gutes verheißende Versuche mit den neuen Phosphat-Crowngläsern und Borat-Flintgläsern durchgeführt*), waren auch schon in der Ausstellung wissenschaftlicher Apparate während der 59. Naturforscherversammlung in Berlin (1886) aus diesen neuen Glassorten Objective zu sehen, und zwar für astronomische Fernrohre von Karl Bamberg aus Berlin, ferner für Mikroskope von Dr. Zeiß in Jena. Das im letzten Jahrzehnt öfter behandelte Problem einer möglichst vollkommenen Achromatisirung der dioptrischen Instrumente mittels neuer, zueinander besser gestimmter Glassorten**) ist also in Fluß gerathen und rückt seiner Lösung in erfreulicher Weise näher. Und dies um so mehr, als das glastechnische Laboratorium sich bereit erklärt, auch Gläser darzustellen nach vorgeschriebenen optischen Eigenschaften, selbstverständlich soweit dies überhaupt nach den vorangehenden Versuchen möglich sein wird.

Bevor wir uns nun zum thermometrischen Glase des jenaer glastechnischen Instituts wenden, wollen wir die Thermometer aus gewöhnlichem deutschen Glase ins Auge fassen. Bei diesen Instrumenten erleidet das Gefäß bald nach seiner Anfertigung, vermuthlich durch den äußern Luftdruck, eine allmähliche Verengerung, mithin eine Erhebung seines Eispunktes. Es findet dagegen eine nachdauernde, nur langsam sich ausgleichende Senkung oder Depression des Nullpunktes statt, wenn die Kugel oder der Cylinder des Thermometers einer höhern Erwärmung, z. B. der Siedehitze, mithin einer Erweiterung ausgesetzt wird. Aus diesen beiden größten Fehlern des Quecksilberthermometers ergibt sich eine wohl zu berücksichtigende Scalenverschiebung und nothwendige rechnerische Verbesserung der abgelesenen Zahlen. Dieselben können aber bei Anwendung des „jenaischen Normal-

*) Vgl. Professor Abbe in der „Jenaischen Zeitschrift für Medicin und Naturwissenschaft", Jahrg. 1886.

**) Vgl. Abbe, a. a. O.; ferner Safarik in der „Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft", 1882.

Digitized by Google

glases für Thermometer" entfallen, weil dieses nur eine sehr geringe thermische Nachwirkung besitzt. Die Versuche, welche zur Darstellung dieses Glases führten, wurden auf Anregung und unter Mitwirkung der berliner Normal-Aichungscommission in Jena von Professor Dr. Abbe und Dr. Schott ausgeführt.*) Es ergab sich unzweifelhaft, daß, wenn Kali und Natron zugleich im Glase vorhanden sind, die thermische Nachwirkung bedeutend ist. Das Gegentheil tritt ein, wenn nur eins jener beiden Alkalien allein zugegen ist. Das gänzliche Fehlen von Kalk in der Zusammensetzung des Glases erhöht die schädliche Nachwirkung. Auch das jenaische Thermometerglas findet bereits in zunehmendem Grade bei der Fabrikation guter Thermometer Verwendung. Eine bessere Zusammensetzung des Glases für die Wasserwagen wird sich hoffentlich noch bei den weitern Studien des jenaer Glastechnikums ergeben.

Wir haben uns nicht ohne Absicht etwas länger mit der jenaischen Glasschmelzerei für wissenschaftliche Zwecke beschäftigt, weil gerade dieses Institut aufs beste zeigt, was die exacte Forschung und die staatliche Förderung für das Gedeihen der Präcisionstechnik leisten können. Noch vor kurzem war in Deutschland blos zu München eine Erzeugungsstelle für optisches Glas, welches jedoch hauptsächlich an der Productionsstätte selbst verarbeitet worden ist. Die deutsche Optik war daher für den Bedarf ihres Glases auf Birmingham und Paris angewiesen, während sie jetzt in der Heimat zu Jena eine ausgiebig fabricirende Bezugsquelle hat, welche nicht nur die besten alten optischen Glassorten, sondern noch überdies zweckentsprechendere neue Glasarten liefert. Auch das englische und französische Thermometerglas ist nunmehr vom jenaischen weit überflügelt worden. Die Güte des jenaischen Glases ist bereits durch dessen Verarbeitung von den deutschen Optikern und Mechanikern anerkannt. Und so steht zu hoffen, daß in nicht langer Zeit sogar eine Ausfuhr von Präcisionsglas zu constatiren sein dürfte, wo früher nur die Einfuhr stattfand.

In Zukunft wird die technische Abtheilung des physikalischen Reichsinstituts, wie wir bei dem wissenschaftlichen Glaslaboratorium soeben gesehen haben, die Verbesserung nicht nur allein des Glases für den Dienst der Wissenschaft, sondern auch aller übrigen Materialien der feinen Mechanik anzustreben und mit allen wissenschaftlichen sowie auch materiellen Mitteln durchzusetzen suchen. Sie wird den Einfluß der physikalischen und chemischen Processe auf die in der Präcisionstechnik gebräuchlichen Metalle und Legirungen, systematischer als bisher vereinzelt geschehen, untersuchen, und die vorhandenen Lücken in der Kenntniß der Eigenschaften jener Materialien ausfüllen, insbesondere in Bezug auf ihren molecularen Bau, auf ihre Festigkeit, Sprödigkeit, Elasticität u. dgl. m., ferner in ihrem Verhalten zum Licht und zur Wärme, zum Magnetismus und zur Elektricität u. dgl. m.

Sowie die technische Abtheilung die Veredelung der Materialien für die Präcisionsmechanik bis zur Mustergültigkeit zur ersten Aufgabe hat, so soll sie dann

*) Vgl. „Berichte der berliner Akademie", 1884 und 1885.

Digitized by Google

auch weiter in die Gestaltung jener Normalstoffe, wo es noththut, eine bestimmte Gleichförmigkeit und Normalität bringen. So z. B. fühlt man längst allseitig das Bedürfniß zur Feststellung einer einheitlichen und passenden Graduirung der Drahtdicken. Ebenso sehnt man sich in der technischen Welt allgemein nach Normalschrauben; ferner soll der praktischen feinen Mechanik entgegengekommen werden durch musterhafte Meßschrauben, durch genaue und feine Kreistheilungen u. dgl. m. Diese Abtheilung soll nicht nur die möglichste Gleichartigkeit und Musterhaftigkeit hinsichtlich der Materialien und gewisser Constructionstheile, wie der schon erwähnten Musterschrauben, Kreisscalen u. dgl. m., schaffen, wo solche noch fehlen, sondern sie hat auch das schon Erreichte auf den genannten Gebieten, durch zeitweilige Prüfungen der einschlagenden Gegenstände, zu überwachen, damit kein Rückschritt zum Schlechtern sich einzuschleichen vermag.

Schließlich gehört es noch zu den Pflichten der technischen Abtheilung, physikalische Meßinstrumente jeder Art, z. B. die Thermo-, Baro- und Manometer, die Photo- und Spectrometer, die Polarisations-Saccharimeter, d. h. die optischen Zuckermesser, die Meßwerkzeuge für Magnetismus, Elektricität sowie Elektrotechnik u. dgl. m., gegen eine mäßige Gebühr für das Publikum zu prüfen und zu beglaubigen. Hiermit wird ein tiefgefühltes Bedürfniß der technischen und auch anderer Kreise befriedigt. So z. B. ersuchten (1884) die berliner Aerzte die Aichbehörde um die Bewahrheitung jener empfindlichen Thermometer, welche für die Angabe der Körperwärme in Krankheiten bestimmt sind, und vor etwa anderthalb Jahren sind die diesbezüglichen Vorschriften ergangen, nach welchen derzeit die Normal-Aichungscommission die Thermometer zur Bestimmung der Eigenwärme verificirt. Es fand sich anfangs bei der Prüfung der für die ärztliche Beobachtung angelegten Thermometer, daß sie mit Fehlern von 0,3 bis 1° C. behaftet waren, was nicht leicht zu nehmen ist, wenn man sich erinnert, daß nach dem Temperaturstand bei Fieberkranken ihr jeweiliger Zustand beurtheilt wird. In Zukunft soll also die untere Abtheilung der physikalischen Reichsanstalt alle obengenannten und ähnliche Meßinstrumente prüfen, wogegen das oberste Aichamt sich mit den wissenschaftlichen Grundlagen des allgemeinen Maß- und Gewichtswesens und mit den zugehörigen ersten und feinsten Normalen, mit der Oberleitung und Ueberwachung der Aichämter u. s. w., nach wie vor beschäftigen wird.

Bei ihren Arbeiten bezüglich der Verbesserung der Materialien für die Präcisionsapparate, ferner bei ihren mannichfachen feinen Messungen im Gebiete der Elektricität, der Optik u. s. w. wird die technische Abtheilung nicht selten auf offene und schwierige Fragen stoßen, zu deren Lösung sie der vorausgehenden oder gleichzeitigen fundamentalen Studien der rein wissenschaftlichen Abtheilung oder wenigstens ihres Rathes, ihrer Führung und Mithülfe bedarf. Umgekehrt wird gleich von vornherein durch die Oberleitung seitens der ersten Abtheilung auch der technischen Abtheilung ihre wissenschaftliche Grundlage und Richtung gewahrt werden, was mittelbar auch den Präcisionstechnikern zugute kommt, welche ja in der Regel mit der zweiten Abtheilung in häufigem Verkehr sind. Für wichtige Aufgaben wird es selbstverständlich den Präcisionsmechanikern unbenommen bleiben, sich direct mit der hochwissenschaftlichen Abtheilung in Verbindung zu setzen. In

Digitized by Google

jedem Falle wird sich aus den innigen Beziehungen beider Abtheilungen zueinander sowie der letztern zu den Präcisionstechnikern eine wissenschaftliche, und indirect auch materielle Hebung und Förderung der feinen Mechanik ergeben, was ja ursprünglich das Hauptziel war.

Außer dem befruchtenden Einfluß der ersten auf die zweite Abtheilung, sowie auf die Präcisionstechnik, hat natürlich jene rein wissenschaftliche Section ihre eigenen grundlegenden Probleme und großen Ziele. Da werden in erster Linie mit den bedeutenden Mitteln der physikalischen Reichsanstalt die Untersuchungen über die elektrischen Einheiten zu erneuern und, mit Beachtung der Beschlüsse der beiden hierauf bezüglichen pariser Congresse aus den Jahren 1881 und 1884, jene Einheiten auf das genaueste festzustellen sein. Zur endgültigen allgemeinen Annahme der so errungenen elektrischen Maßeinheiten wird es freilich noch einer internationalen Vereinbarung bedürfen, wobei eifersüchtige Concurrenzbestrebungen nicht fehlen werden, da man auch schon in andern Ländern nach diesen Richtungen arbeitet; aber gerade hier wird hoffentlich die Autorität der von einem hoch und weit berufenen Physiker geleiteten Reichsanstalt ein mächtiges Gewicht oder gar Uebergewicht für die Entscheidung abgeben, vorausgesetzt, daß das musterhaft geplante physikalische Observatorium frühzeitig gebaut und beendet wird, um verhältnißmäßig bald mit fertigen und imponirenden Ergebnissen vor einen neuen Congreß der Elektriker aller Völker treten zu können. Es wäre sogar dann, trotz der Misgunst der Mitbewerber, nicht unmöglich, daß der Sitz des künftigen internationalen Instituts für die elektrischen Maßeinheiten mit jenem der deutschen physikalischen Reichsanstalt zusammenfiele.

Eine andere bedeutende Untersuchung im Gebiete der Elektricität dürfte sich, nach Helmholtz, auf jene Beziehung der letztern zum Licht erstrecken, welche sich dadurch äußert, daß aus elektromagnetischen Versuchen eine Geschwindigkeit sich berechnen läßt, die so groß ist, wie die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes in der Luft oder im freien Weltraum. Dieselbe Gleichheit der Geschwindigkeiten zeigt sich auch, wenn andere durchsichtige Mittel anstatt der Luft in Betracht kommen. Dies scheint darauf hinzuweisen, daß dem Lichte und der Elektricität, mithin auch dem Magnetismus als zurückführbar auf parallele elektrische Ströme, ein gemeinsames Mittel, bisher der Licht- oder Weltäther genannt, zu Grunde liege. Hierauf hat Maxwell seine „elektromagnetische Lichttheorie" (1865) gegründet, und dieselbe später etwas weiter ausgebildet. Nach dieser Lehre wären die Aetherschwingungen mit den elektrischen Strömen identisch. Da auch andere Erscheinungen auf eine innere Verwandtschaft der Elektricität und des Magnetismus mit der Licht- und Wärmestrahlung hindeuten, so dürfte das fundamentale Studium aller dieser Beziehungen im künftigen physikalischen Observatorium der Reichsanstalt weittragende und sehr nachwirkende Ergebnisse bringen.

Als andere in Aussicht genommene Untersuchungen für die wissenschaftliche Abtheilung des Physikalisch-technischen Reichsinstituts nennt Helmholtz: die Fortsetzung der bisherigen Arbeiten behufs Ermittelung der Lichtgeschwindigkeiten in irdischen Entfernungen, die für Gas- und Dampfmaschinen wichtige Erneuerung

Digitized by Google

von genauen Messungen über den Druck und die Dichtigkeit der Gase und Dämpfe bei verschiedenen Temperaturen sowie die Bestimmung der dabei verbrauchten Wärmemengen; ferner die Vorstudien behufs möglichster Verfeinerung der Methoden für genaue Messungen der Intensität der Schwere an verschiedenen Orten der Erdoberfläche, und endlich die schärfere Bestimmung der mittlern Dichtigkeit der Erde. Damit sind aber die zu lösenden Aufgaben keineswegs erschöpft; denn da tauchen immer wieder neue Grundprobleme auf, oder die alten müssen mit den bessern Hülfsmitteln nochmals in Angriff genommen werden. Eine Verlegenheit wegen Mangel an Stoff ist wahrlich nicht zu fürchten!

Von den für die wissenschaftliche Abtheilung geplanten Baulichkeiten interessiren uns besonders das Hauptgebäude, welches als „Observatorium" bezeichnet ist, und auch das Maschinenhaus. Beide, nebst dem Verwaltungs- und Directionshause, werden zu Charlottenburg auf dem vom Geheimrath Dr. Werner Siemens geschenkten großen Grundstück aufgeführt werden. In der Mitte des letztern, nach allen Seiten frei, soweit als möglich ungestört von den Erschütterungen des Wagenverkehrs der benachbarten Straßen, wird das Observatorium liegen. Es ist, behufs der thunlichsten Ruhe, sowol von dem Maschinengebäude als auch von den untereinander getrennten, vorhin genannten Häusern völlig gesondert. Eine elektrische Leitung hat die Arbeitsübertragung vom Maschinenhause nach dem Observatorium zu besorgen.

Die von den umgebenden Straßen allseitig entfernte Lage des Observatoriums begünstigt zwar seine Abschließung gegen die äußern Störungen, aber sie macht die Arbeitsräume nicht völlig von den letztern frei. Um dies nach Möglichkeit zu erzielen, wird das Observatorium auf mächtigen Gewölben ruhen, und es werden solche auch die Fußböden und Decken der Laboratorien bilden. Diese Wölbungen nebst den zugehörigen starken Mauern sollen nicht nur die nothwendige Freiheit von Erschütterung herbeiführen, sondern noch mithelfen, die Temperatur in den von ihnen umschlossenen Räumen beständig zu erhalten. Deshalb wird man ferner suchen, schlechte Wärmeleiter als Baumaterial zu benutzen, z. B. sehr poröse und doch gut tragende Steine u. dgl. m. Ueberdies soll mittels eines Systems von Luftkanälen, welche die untersten niedrigen Keller mit den Beobachtungsräumen verbindet, bewirkt werden, daß der Boden trocken bleibe und die Luft unterhalb der Beobachtungsräume nahezu denselben Wärmezustand wie die letztern besitzen, was zur Erhaltung einer gleichmäßigen Temperatur in den Laboratorien beiträgt. Damit die Luft in den untersten Kellern, man nennt sie aus leicht zu erklärenden Gründen „Isolirkeller", nicht in nachtheiliges Stocken gerathe, tritt sie von hier durch Saugschlote ins Freie.

Auf den unbenutzt bleibenden Isolirkellern ruht das kellerartige Erdgeschoß mit Laboratorien für Glühversuche, für Chemie, Elektrochemie und Galvanoplastik, mit Zimmern für Theilmaschinen, Wagen, Barometer, Manometer, Calorimeter, Quecksilberluftpumpen u. dgl. m., mit einer Batteriekammer, ferner mit Vorrathsräumen für die mannichfaltigen Materialien u. s. w. Unsere besondere Beachtung verdient aber hier ein in der Mitte des Gebäudes liegender Saal für physikalische

Digitized by Google

Untersuchungen, bei dem die Constanz seiner Temperatur eine Hauptsache ist, und welcher gegen Erschütterungen, wie bereits im allgemeinen erwähnt, durch die Gewölbe und dicken Mauern geschützt ist. Da dieser Saal absichtlich von andern Räumen derart umschlossen ist, daß er an den Seiten fensterlos bleibt, so erhält er durch doppelte Glasplatten vom obern Gewölbe aus so viel Dämmerlicht, daß man sich im Raume zurechtfinden kann. Behufs der Beobachtung sind zwei bis drei Lampen an jeder Wand in Nischen so abgeschlossen, daß die Verbrennungsproducte durch in der Mauer befindliche Röhren nach außen abziehen. Spiegel und Linsen bringen das Licht an den Gegenstand der Beobachtung.

Oberhalb des eben geschilderten Raumes liegt ein gleich großer Beobachtungssaal, an dessen Wänden Hohlräume von Zinkblech derart gebildet werden, daß dieselben Wärmeregulatoren enthalten können behufs Herstellung und Erhaltung einer möglichst gleichmäßigen Temperatur. In diesen Hohlräumen befinden sich auch die nach außen mittels Abzugsröhren communicirenden Lampen zur Beleuchtung der Untersuchungsgegenstände. Das allgemeine Tageslicht, unter Ausschluß der directen Sonnenstrahlen, fällt von oben ein durch parallele Glasscheiben, deren hohler Zwischenraum sich an jenen hohlen Raum der Wände anschließt. Diese Methode, die Temperatur innerer Räume zu normiren und constant zu erhalten, ist in neuerer Zeit allgemein, und sie wurde schon früher zu dem gleichen Zwecke von den höhern metronomischen Anstalten, z. B. von der Normal-Aichungscommission zu Berlin, vom internationalen Maß- und Gewichtsinstitut in Sèvres bei Paris, mit befriedigendem Erfolg angewendet.

Außer diesem Untersuchungssaal im ersten Obergeschoß befinden sich noch in gleicher Höhe die Räume für die Zeitmesser, für optische Versuche, für Spectralarbeiten, für Lichtstärkemessungen, für die Untersuchung dunkler Strahlen; ferner für magnetische, elektromagnetische und elektrostatische Messungen, für Widerstandsmessungen u. dgl. m. Im zweiten Obergeschoß bleibt über den vorhin besprochenen beiden Beobachtungssälen der Raum frei für den Zutritt des Oberlichtes. Die übrigen Räume dieses Stockwerkes vertheilen sich auf die mechanische Werkstätte, Glasbläserei, physikalische Instrumentensammlung, Bücherei u. dgl. m. Für etwaige Beobachtungen im Freien wird auf dem Dache vorgesehen sein.

Im Maschinenhause wird man außer den selbstverständlichen Räumen für Kessel, Thermo- und Dynamomaschinen noch antreffen ein Laboratorium für gröbere chemische Arbeiten, einen Ort für eine Eismaschine und ein Beobachtungszimmer, in welchem die Temperatur dem Eispunkte möglichst nahe beständig erhalten wird, und zwar ebenfalls nach dem Princip der Doppelwände, wie bei den bereits erwähnten thermisch isolirten zwei Beobachtungssälen. Die künstliche Beleuchtung wird wie dort eingerichtet. Die hier specielle Erkaltung des Raumes soll theils durch kühle Flüssigkeiten erfolgen, welche an der Decke in Röhren fließen, theils durch zweckmäßig vertheilte Eisbehälter, welche gleichsam negativ heizende, d. i. kühlende Oefen vorstellen. Das abfließende Schmelzwasser wird dann noch weiter mittels Röhren, welche in einem wärmeisolirenden Hohlraum unter dem Fußboden liegen, mitwirken zur gleichmäßigen Erhaltung des Null- oder Gefrierpunktes in jenem Kältezimmer-

Digitized by Google

Minder anspruchsvoll in Bezug auf Anzahl und Mannichfaltigkeit der Räume sowie auf völlige Freiheit von Erschütterung, Regulirbarkeit und Gleichmäßigkeit der Temperatur in den Untersuchungslocalen ist die technische Abtheilung der physikalischen Reichsanstalt. Dieselbe besitzt in der technischen Hochschule zu Charlottenburg drei fünffenstrige Säle, von welchen der eine für die elektrischen und magnetischen Prüfungen und Messungen, der andere für die thermo-, baro- und manometrischen Vergleichungs- und Beglaubigungsarbeiten sowie für die Untersuchungen der Materiale und der Constructionselemente von Meßinstrumenten bestimmt ist, während der dritte für die Theilmaschinen und Werkstatteinrichtungen dient. Für die vielerlei optischen Prüfungsarbeiten sind zwei dreifenstrige Zimmer vorhanden. Für die chemischen, metallurgischen und glastechnischen Untersuchungen je ein Raum. Der Werkstätte und den Maschinen ist ein gemeinsames Local zugewiesen.

Es könnte auffallen, daß der im Voranschlage für 1887 angenommene Aufwand für die Einrichtung der zweiten Abtheilung mit Apparaten und Werkzeugen behufs der physikalisch-technischen Prüfungen und Versuche mehr als dreimal so hoch sich beläuft als für die instrumentale Ausrüstung der ersten Abtheilung. Dies erklärt sich dadurch, daß in der That die Mannichfaltigkeit, Vielheit und Häufigkeit der in der technischen Abtheilung von mehrern Beamten zu leistenden Arbeiten eine reichere Ausstattung mit Apparaten und Meßbehelfen verlangt als die rein wissenschaftlichen Untersuchungen, welche anfänglich im physikalischen Observatorium von etwa nur zwei Beobachtern nach bestimmten Richtungen angestellt werden dürften, wozu eine mindere Anzahl verschiedenartiger, aber freilich höchst feiner und ausgezeichneter Instrumente ausreichen wird. Dazu kommt ferner, daß ja die Apparate der zweiten Abtheilung auch der ersten zu Gebote stehen, wenn letztere derselben bedürfen sollte. Man kann sich übrigens vorstellen, daß in beiden Abtheilungen die Wahl der Locale, die Einrichtung der letztern, die Aufstellung und Gruppirung der eben zur Benutzung kommenden Apparate so wohl überlegt und zweckmäßig getroffen werden wird, daß infolge dessen die Arbeiten verhältnißmäßig schnell, bequem und genau durchführbar sein werden.

In beiden Hauptabtheilungen der Physikalisch-technischen Reichsanstalt finden wir Laboratorien für die Beantwortung der bei ihren Arbeiten auftauchenden chemischen Fragen sowie in Bezug auf die Prüfung und Verbesserung der in der Präcisionsmechanik angewendeten Materialien. Wenn wir bei dieser Gelegenheit die Physik und Chemie, das sind die beiden wissenschaftlichen Grundlagen der Gewerbe und Technik, nach ihren instrumentalen Mitteln und wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden miteinander vergleichen, so ergibt sich bald, daß diese für die Chemie im ganzen und großen, und insbesondere in Bezug auf ihre technologische Ausnutzung, so einfach und leicht herstellbar sind, daß niemand einfallen wird, ein großartiges chemisch-technisches Institut in dem Sinne zu gründen wie die Physikalisch-technische Reichsanstalt, welche letztere höchst schwierige und umfangreiche Untersuchungen experimentell durchzuführen hat, indem für die Physik in ihrer Anwendung, z. B. in der Elektrotechnik, Thermodynamik, in der praktischen Optik, immer aufs neue Probleme sich ergeben, deren Lösungen nur bei der äußersten

Digitized by Google

Exactheit befriedigen können. Und dazu bedarf es eben einer reich ausgestatteten Anstalt mit ausgezeichnet genauen Leistungen, welche dann in Bezug auf Meßwerkzeuge auch für die Industrie in präcisen Copien verwerthet werden. Das Wesen der chemischen Industrien verlangt dagegen in den Einzelfällen die speciellsten Studien des betreffenden Gegenstandes, welche, wie schon angedeutet, mit verhältnißmäßig billigen Behelfen durchzumachen sind. Gewöhnlich besorgen angestellte Fabrikchemiker oder fachliche Versuchsstationen die betreffenden analytischen Untersuchungen und synthetischen Versuche. Die Jahresberichte über die Fortschritte der chemischen Technologie geben Zeugniß von der erfreulichen Rührigkeit auf diesem Gebiete.

Die praktischen Ziele der technischen Abtheilung des physikalischen Reichsinstituts bereiteten ihr ein freundliches Entgegenkommen von seiten der Mitglieder des geldbewilligenden Reichstages, dagegen stieß hier die wissenschaftliche Abtheilung auf mehrseitigen und verschiedenartigen Widerspruch. Man meinte, die technische Abtheilung könnte die ihr nothwendigen wissenschaftlichen Rathschläge von den physikalischen Instituten der Hochschulen holen oder eins der letztern möchte die wissenschaftliche Oberleitung übernehmen. Mit Recht wurde jedoch aufmerksam gemacht, daß die Physiker der hohen Lehranstalten, so Vorzügliches sie selbst auch als Forscher leisten, in erster Linie die Ausbildung der Jünger für Physik im Auge behalten müssen, und daher weder genug Zeit hätten, noch hinreichende locale sowie instrumentale Einrichtungen besäßen, um mittels umständlicher experimenteller Untersuchungen die cardinalen wissenschaftlichen Probleme zu lösen, welche als Grundlage mehrerer wichtiger Arbeiten der zweiten Abtheilung nothwendig sein werden. Wir erinnern beispielsweise nur an die bereits angedeutete, von der ersten Abtheilung zu schaffende Basis für die elektrischen Maßeinheiten, ferner an die mit verbessertem Verfahren zu verschärfenden Messungen über die Spannkraft und Dichte der Gase und Dünste zu Gunsten der Gas- und Dampfmaschinen u. dgl. m. Ueberdies werden wahrscheinlich während der vielseitigen Thätigkeit der technischen Abtheilung so viele größere und kleinere zu beantwortende wissenschaftliche Fragen aus ihren Arbeiten entspringen, daß auch dies ein Mitgrund ist für die Errichtung einer eigenen wissenschaftlichen Abtheilung der physikalischen Reichsanstalt.

Es haben sich auch Bedenken erhoben, ob nicht eine Herabdrückung der Bedeutung und des Ansehens der physikalischen Thätigkeit an Hochschulen aus der Gründung der physikalischen Reichsanstalt sich ergeben werde. Dies ist jedoch nicht ernstlich zu befürchten, weil ja, wie bereits angedeutet, die Ziele der letztern ganz andere als jene der physikalischen Seminare oder Institute sind, es fehlt daher die Gleichartigkeit beider für eine Concurrenz. Und sollte sich dennoch, in Bezug auf selbständige größere physikalische Leistungen, eine solche herausstellen, um so besser! Die physikalische Reichsanstalt entzieht den Hochschulen nach keiner Richtung irgendetwas von ihren naturwissenschaftlichen Aufgaben und ihrer darauf bezüglichen Leistungsfähigkeit; ja sie macht es sogar, wie schon erwähnt, vermöge ihrer Organisation möglich, daß die Professoren und Docenten der Physik als Gäste

Digitized by Google

nach ihrem eigenen Plan größere Arbeiten im Observatorium des physikalischen Reichsinstituts werden durchführen können. Und auch die der Physik beflissenen jüngern Kräfte werden, nach ihrer fachlichen Ausbildung an den Hochschulen, als freiwillige Mitarbeiter im Observatorium der physikalischen Reichsanstalt aufgenommen, wenn sie ihre Begabung hierfür durch eine veröffentlichte Arbeit erwiesen haben. So sehen wir also principiell eine geplante freundliche Verbindung der kommenden physikalischen Reichsanstalt mit den Hochschulen, und nicht, wie gefürchtet wird, einen feindlichen Gegensatz zwischen beiden.

Man hat ferner eingewendet, daß mit Schaffung der wissenschaftlichen Abtheilung des physikalischen Reichsinstituts für die darin Angestellten die Pflicht entstehe, um jeden Preis Erfindungen zu machen, was sich bekanntlich nicht mit Erfolg commandiren lasse. Die Nichtigkeit dieses Vorwurfs ergibt sich von selbst, wenn wir daran erinnern, daß die wissenschaftliche Abtheilung ganz bestimmte, nie mangelnde fundamentale Probleme mit Hülfe so bedeutender messender und günstiger localer Mittel zu lösen hat, wie letztere in der nächsten Zeit im ganzen und großen nur das physikalische Observatorium zu bieten im Stande sein wird. Es bleiben also genug wichtige Arbeiten zu überwinden, und man wird keineswegs gezwungen sein, aus Verlegenheit an Arbeitsstoff, nach Erfindungen zu haschen, gleichviel von welchem Werthe!

Die Erfindungen, Entdeckungen und physikalischen Forschungen werden, wie bisher, ungestört ihren gewöhnlichen Lauf nehmen; nur da, wo bisjetzt gewisse präcise großartige Arbeiten, wegen der fehlenden theuern Mittel, nicht geleistet werden konnten, wird nunmehr das Observatorium der physikalischen Reichsanstalt mit seinen ausgezeichneten Kräften und Behelfen einschreiten, mithin an die Lösung solcher offen gebliebenen oder nur mangelhaft behandelten gewichtigen Fragen gehen. Diese gehören der feinsten quantitativen Physik an. Und welche Rolle die messende Naturforschung von jeher bei der Aufdeckung der Naturgesetze gespielt hat, ergibt sich leicht, wenn wir uns erinnern, daß ja letztere durch mathematische Formeln sich ausdrücken lassen. Möglichst genaue Messungen und Wägungen mußten vorangehen der Aufstellung des Gesetzes vom freien Falle, von der allgemeinen Schwere, von der Erhaltung der Materie und Energie, von der Aequivalenz der Stoffe und Kräfte, von der Zurückwerfung und Brechung des Schalles, Lichtes und der Wärme, von dem Einfluß der Magnete aufeinander und auf die elektrischen Ströme, von der gegenseitigen Wirkung der letztern aufeinander u. s. w. Je schärfer die Messungen sind, desto wahrheitsgetreuer läßt sich das darauf basirte Gesetz ausdrücken; man war und ist daher bestrebt, sowol die Methoden als die Instrumente der messenden Physik immer mehr zu verfeinern, wobei die astronomische Beobachtungskunst als nachzustrebendes Muster dient. Und so wie die letztern auch für das praktische Leben — bei der Zeitmessung und Zeitrechnung, bei der Vermessung der Erde, im Seewesen u. dgl. m. — nutzbar gemacht wird, so, und noch viel mehr, kommt auch die messende Physik auf das mannichfachste in der Wissenschaft, Technik und Industrie zur Anwendung; wir nennen z. B. das barometrische und thermometrische Höhenmessen, die Bestimmung der Körperdichten, die verschiedenartigsten Temperaturerhebungen (Siede- und Schmelzpunkte u. dgl. m.),



Digitized by Google

die Messung des Dampf- und Gasdruckes in der Thermodynamik, die Feststellung des Zuckergehaltes in den betreffenden Flüssigkeiten mittels polarisirten Lichtes, die Vergleichung der Lichtstärken, die Ermittelung der elektromotorischen Kraft, des elektrischen Leitungswiderstandes, der elektrischen Stromintensität u. s. w.

Auf dem zuletzt erwähnten schwierigen Gebiet der elektrischen Maßbestimmungen hat Dr. Werner Siemens, der Mitbegründer der Physikalisch-technischen Reichsanstalt, so Viel- und Großartiges geleistet — man denke z. B. nur an seine genau definirte und scharf copirbare Quecksilbersäule als Widerstandseinheit, an seine ausgezeichneten Instrumente für Strom- und Widerstandsmessungen, an seine vorzüglichen Meßwerkzeuge für Dynamomaschinen u. s. w. —, daß seine Befürwortung der rein wissenschaftlichen Abtheilung des physikalischen Reichsinstituts die vollste Garantie bietet, wie nothwendig eine solche fundamental untersuchende Stätte für das Gedeihen der Präcisionstechnik ist. Und das Gewicht der Siemens'schen Autorität in dieser Sache wächst noch um so mehr, als er ja eine halbe Million Mark zu Gunsten des physikalisch-technischen Observatoriums geopfert hat. Wenn ein solcher, sein Bereich weit übersehender und tief erkennender Fachmann einen so beträchtlichen Beitrag zur Gründung eines Instituts seiner Wissenschaft widmet, dann können sich auch ohne Bedenken die Schlösser der Staatskassen zu gleichem Zweck öffnen.

In der That dürfte das Vertrauen auf einen Mann, dessen Erfindungen von großer Tragweite (Cylinderinductor, dynamo-elektrisches Princip, Seekabelwesen u. s. w.) allgemein bekannt sind und dessen Name die erste elektrotechnische Weltfirma und auch noch vieles mehr bedeutet, nicht wenig dazu beigetragen haben, die Stimmung im Deutschen Reichstage für die Bewilligung einer wissenschaftlichen Abtheilung der zu gründenden Physikalisch-technischen Reichsanstalt zu verbessern. Und da weiter die früher erwähnte amtliche Denkschrift sowie eine diese ergänzende kurze Privatdarstellung*), ferner auch mehrere Redner des Deutschen Reichstages (Schrader, Virchow, der preußische Minister von Goßler, Kalle) die Einwürfe gegen eine rein wissenschaftliche Abtheilung des zu gründenden Physikalisch-technischen Reichsinstituts stichhaltig widerlegt und die für eine solche wissenschaftliche Abtheilung sprechenden Thatsachen in das richtige Licht gestellt hatten, so wurde endlich am 8. Jan. 1887 — in Würdigung des zweifellosen Zusammenhanges nicht nur der allgemeinen experimentellen, sondern auch der hoch wissenschaftlichen Physik mit dem praktischen Leben — vom Deutschen Reichstage die Errichtung einer „Physikalisch-technischen Reichsanstalt" beschlossen, und zwar, laut der Vorlage des Reichsamtes und wie wir nach dieser oben bereits auseinandergesetzt haben, mit einer wissenschaftlichen und technischen Hauptabtheilung. Zugleich wurde schon für das laufende Jahr eine Rate für den Bau des physikalischen Observatoriums und ein größerer Betrag für die erste instrumentale Ausrüstung des in Rede stehenden Instituts sowie für die Besoldung des anzustellenden Personals genehmigt.

*) Vgl. „Die Physikalisch-technische Reichsanstalt. Ein Beitrag zur Verständigung von Wilhelm Foerster" (Berlin 1887).

Digitized by Google

So wird denn Deutschland nächstens ein physikalisch-technisches Institut erhalten, das seinesgleichen bisher nicht hat. Denn so vorzüglich auch die neuen physikalischen Anstalten der deutschen Hochschulen ausgestattet sein mögen (z. B. in Straßburg), so erreichen sie doch nicht das physikalische Observatorium der Physikalisch-technischen Reichsanstalt, wie es geplant ist, da ja ihre Zwecke in erster Linie dem Lehren gewidmet sind, und erst in zweiter der Forschung, die allerdings auch hier einen vortrefflichen Boden hat. Auch die namhaften ausländischen physikalischen Arbeitsstätten — z. B. das physikalische Centralobservatorium in Petersburg, die Laboratorien der russischen Akademie, der Royal-Institution zu London, des Conservatoire des arts et métiers in Paris u. dgl. m. — dürften von dem Observatorium der physikalischen Reichsanstalt weit überholt werden. Ob dies auch in Bezug auf das neue, groß angelegte, in der Entwickelung begriffene pariser Staatsinstitut für experimentelle Forschung und Technik der Fall sein wird, hängt noch von dem weitern Vorgehen der Franzosen in dieser Angelegenheit ab; vorläufig wurde diese Anstalt mit dem reichlichen Reinerträgniß der letzten elektrotechnischen Ausstellung gegründet. Wahrscheinlich wird später die Nacheiferung der deutschen physikalischen Reichsanstalt Concurrenzinstitute bei den andern Nationen bringen, wie ja auch die reich ausgestatteten physikalischen Laboratorien der deutschen Hochschulen ebenfalls außerhalb Deutschlands nachgebildet worden sind; wenn es bezüglich der neuen physikalischen Reichsanstalt wieder so kommen sollte — um so besser für die Weiterentwickelung und den Fortschritt der Wissenschaft!

---



Digitized by Google

# Johannes Scherr.

Ein Lebensbild

von

Otto Henne am Rhyn.

Im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts gab es vielleicht wenig so viel gelesene Schriftsteller wie Johannes Scherr. Er hatte aber auch verhältnißmäßig lange warten müssen, bis er zu diesen gerechnet wurde. Gleich den beiden Schweizern Gottfried Keller und Ferdinand Meyer, geborenen Bürgern von Zürich, hatte der in ihrer Heimat nahe an ein halbes Jahrhundert mit Unterbrechungen lebende Schwabe Scherr erst nach Zurücklegung des sogenannten Schwabenalters begonnen, eine bekannte und besprochene Persönlichkeit zu werden. Vielfach hat man Scherr, weil er so lange in der Schweiz lebte, in Deutschland zuletzt für einen Schweizer gehalten, aber mit Unrecht. Man erhält das schweizer Bürgerrecht nicht durch Berufung an eine Stelle in der Schweiz, sondern nur durch freien Entschluß einer Gemeinde dieses Landes, sei es als Geschenk für Verdienste um dasselbe, sei es durch Kauf um eine nicht unbedeutende Summe. Scherr hat aber niemals Lust bezeigt, dasselbe zu erwerben, obwol er in seinem ganzen Wesen viel Schweizerisches, d. h. einen unbiegsamen Nacken und unbeirrbaren Freimuth im Sprechen und Schreiben an den Tag legte, und obwol er seine beiden Frauen, deren zweite ihn überlebte, aus der Zahl der Schweizerinnen wählte.

Seinen ersten Aufenthalt im Canton Zürich bedingten verwandtschaftliche Verhältnisse. Sein älterer Bruder Thomas Scherr war der vielgefeierte und vielgeschmähte Reformator des züricher Schulwesens in den dreißiger Jahren. Es lebte in der damaligen Regierung dieses Cantons viel ideales Streben, dem aber die Besonnenheit und Beharrlichkeit fehlte. Nachdem auf politischem Gebiet die Aristokratie gestürzt worden war (1831), sollten auch die Schule und die Kirche dem Fortschritt zugeführt werden. Thomas Scherr wurde als Seminardirector, David Friedrich Strauß als Professor der Theologie an die 1833 gegründete Universität berufen. Bekanntlich erregte letztere im Jahre 1839 vorgenommene Wahl einen solchen Sturm der Entrüstung bei der orthodoxen Geistlichkeit und dem von ihr geleiteten Volke, daß dieselbe zurückgenommen wurde. Durch diese Schwäche ermuthigte aber die Regierung die Frommen zu weitern Forderungen in Bezug auf „christliche" Organisation der Schule, und als dieselben nicht sofort bewilligt wurden, führte der Pfarrer Bernhard Hirzel einen Haufen bewaffneter Bauern nach Zürich,

Digitized by Google

dem gegenüber die schwache Regierung den Muth verlor und nach einem kurzen blutigen Kampfe ihre wenig zahlreichen Kämpfer entließ und zurücktrat. Es folgte ihr eine reactionäre Regierung, welche sofort den freisinnigen Seminardirector Scherr absetzte. Derselbe gründete in Winterthur eine Privatlehranstalt, wobei ihn sein jüngerer Bruder Johannes unterstützte. Später kehrte letzterer nach Würtemberg zurück (wo er am 3. Oct. 1817 zu Rechberg geboren war) und lebte in Stuttgart, bis ihn die Folgen der Revolutionsereignisse von 1848, an denen er sich in höchst harmloser Weise betheiligt hatte, was ihm aber trotzdem eine Verurtheilung zu 15 Jahren Zuchthaus eintrug, zur Flucht in die Schweiz nöthigten. Seit dem Jahre 1860 bot ihm das eidgenössische Polytechnikum in Zürich eine bleibende Stätte; er wirkte hier als Professor der Geschichte, mit welchem Fache er seit dem Weggange seines Landsmannes Vischer auch das der deutschen Literatur verband.

Seit dem Jahre 1862, in dem er begnadigt wurde, stand es ihm auch frei, Deutschland wieder zu besuchen. Seitdem begann auch sein Ruf als Schriftsteller zu steigen. Vorher hatte er Grund gehabt, sich mit dem berühmten edeln bischöflichen Generalvicar von Wessenberg in Konstanz zu vergleichen, dessen Wirthschafterin ein Kochbuch geschrieben und der zu sagen pflegte, sie finde mit ihrem Buche mehr Absatz als er mit seinen theologischen Werken. Auch Scherr's erste Gattin verfaßte unter ihrem ursprünglichen Namen Susanna Kübler verschiedene Schriften über Haushaltungskunde, die mehr Verbreitung fanden als seine ersten historischen. Später aber kehrte sich das Verhältniß um. Seine, soviel uns bekannt, erste Schrift, deren erste Auflage er mit seinem Bruder unter einem etwas schwerfälligen Titel veröffentlicht hatte, und die in zweiter Auflage einfacher als „Geschichte der Religion" bezeichnet ward, läßt die Eigenart seiner Auffassung und seines Stiles zwar hervorblicken, doch noch nicht sehr hervortreten. Da sie seit 1860 nicht weiter aufgelegt wurde, ist sie natürlich veraltet. An ihrer Spitze aber steht ein Grundsatz, den Scherr stets aufrecht erhalten hat: „Die religiöse Idee hat die Welt beherrscht, beherrscht sie und wird sie immer beherrschen; denn die Religion ist der Idealismus der Massen. Hierin liegt das Geheimniß ihrer Macht und Dauer. Die höchsten Aeußerungen ihres intellectuellen Lebens: des Denkers Erhebung über die Schranken der Wirklichkeit, des Erfinders Combinationskraft, des Künstlers Schöpfungstrieb, des Dichters Begeisterung, des Sehers Zukunftsblick: alle diese verschiedenen Ausstrahlungen der Sonne des Ideals findet der Volksinstinct zusammengesetzt in dem Brennpunkte der Religion. Sie ist des Volkslebens geistige Seite, sie des Volkes Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst, Poesie." Diesem Grundsatz gemäß hat Scherr stets die höchste Achtung gegen die Religion als solche bezeugt und das blos negative Verhalten gegen dieselbe mit sehr wenig Zuneigung bedacht. So sagt er in der Einleitung zu dem erwähnten Werke: „Der Skepticismus hat das Wesen der Religion nicht erklärt. Die Religion ist nicht, wie er meint, willkürlich in den Menschen hineingedichtet; sie dichtet vielmehr aus dem Menschen heraus, der Dichter größter. Die skeptische Weltansicht erledigt nichts. Ihr Hohnlächeln verwundet nur, ihre Sarkasmen erbittern nur und gewähren keinen Trost." Die Opposition, welche Scherr der

Digitized by Google

Religion in den Augen der Orthodoxie machte, galt nur einerseits dem religiösen Wahnsinn, andererseits der Heuchelei mancher Organe der Kirche und Religion. Einer besondern Erscheinung des erstern hat er in demselben Jahre, als die zweite Auflage der „Religionsgeschichte" erschien, eine eigene Darstellung gewidmet in dem kleinen Buche: „Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch." Im Jahre 1823 nämlich ließ sich eine durch Pietismus verrückt gewordene Schwärmerin im zürcherischen Dörfchen Wildisbuch von ihren ebenso verrückten Gläubigen in schauderhafter Weise an ein aus Holzblöcken gebildetes Kreuz schlagen. Diesen Vorgang und seine Veranlassungen, der mit Verurtheilung der Betheiligten zu Zuchthausstrafen von verschiedener Dauer endete, stellte Scherr in pikanter Weise dar, stets aber mit Donnerworten gegen den Misbrauch der Religion zu wahnwitzigen Excessen. Er erklärte die blutige Geschichte aus einem Zusammenwerfen des christlichen Gottes mit dem altsemitischen Moloch, den ja die Hebräer in alter Zeit nach dem Zeugniß der Bibel wiederholt und massenhaft durch Kinderopfer ehrten, einem Zusammenwerfen, das er in jedem jener Misbräuche erblickte.

Scherr's religiöse Anschauung in der letzten Zeit seines Lebens spiegelt in drastischer Weise der letzte Aufsatz seines letzten Buches („Gestalten und Geschichten") wider, nämlich die „Wallfahrt nach Mariä-Einsiedeln". Hand in Hand geht da seine Verurtheilung der Heuchelei und religiösen Uebertreibung und Geschmacklosigkeit mit seiner Anerkennung der Religion als solcher, welche letztere ihm trotz der erstern sogar das Lob der Ultramontanen eingetragen hat. Er betrachtet die Muttergottes-kapelle in der Klosterkirche Einsiedelns und gewahrt in „allem Geflimmer, Geglimmer und Geglitzer" derselben mit Deutlichkeit nur „zwei Mohrenköpfe, den größern der Muttergottes und den kleinern des Jesuskindes". Dann fügt er aber bei: „Ist denn nicht ein wirkliches und wahrhaftes Wunder die ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, Millionen von mühseligen und beladenen Menschen, auf den Steinfliesen vor der Gnadenkapelle knieend, der schwarzen Muttergottes ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleichtert, getröstet und vielleicht auch gebessert weggegangen sind?" Er findet, diese Gläubigen stehen berghoch über den halbgebildeten Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur an das materialistische Dogma von der Thierheit des Menschen glauben und demselben gemäß sich so bestialisch wie möglich aufführen zu sollen glauben. „Ohne Götter, Ideale und selbst Illusionen", fährt er fort, „ist der Mensch allerdings nur ein zweibeiniges federnloses Stück Vieh. Höchstens 5 Proc. der Menschheit haben zum Wissen, 95 Proc. dagegen nur zum Glauben das Zeug." Am Schluß aber spricht sich Scherr noch drastischer aus, indem er sagt: „Das Ceremoniell des katholischen Cultus ist und bleibt doch eins der gelungensten Kunstwerke, welches Menschen jemals ersonnen und geschaffen haben. Das Mächtige des katholischen Dienstes ist die symbolisirende Beseelung jedes seiner einzelnen Acte, die alle mitsammen wieder auf die Gesammtwirkung des Ganzen abzielen. Unbefangene, urtheilsfähige und aufrichtige Beobachter bekennen, man empfinde in katholischen Kirchen, daß man es mit einer dauerhaften Macht, in protestantischen dagegen, daß man es nur mit einer vorübergehenden Meinung zu thun habe."

Digitized by Google

Es ist schade, daß es Scherr's „Geschichte der Religion" nicht vergönnt war, sich in einer neuen Auflage an den heutigen Standpunkt der Forschung anzulehnen; wir hätten sonst von ihm drei treffliche Compendien, welche zugleich die drei Seiten seines Schaffens vertreten würden: Religions-, Literatur- und Culturgeschichte. Seine „Allgemeine Literaturgeschichte", welche mehrere Auflagen erlebt hat, ist freilich zu umfassend, um überall auf Quellenstudium zu beruhen; das läßt sich höchstens von der deutschen und von der neuern französischen und englischen Literatur sagen; aber sie bietet immerhin ein schätzbares Bild der allgemeinen Literaturentwickelung und wird in angenehmer Weise ergänzt durch des Verfassers „Bildersaal der Weltliteratur", eine mit Einleitungen versehene vorzüglich ausgewählte Sammlung des Besten und Schönsten, was das poetische Schriftthum aller Völker und Zeiten hervorgebracht hat. Eine Episode der deutschen Literaturgeschichte hat Scherr in seinem Buche „Schiller und seine Zeit" bearbeitet, auch ließ er die „Geschichte der englischen Literatur" besonders erscheinen.

Das Gebiet, auf dem er das Bedeutendste leistete, war aber die politische und Culturgeschichte, die er nirgends vollkommen getrennt hat. Zusammenhängend bearbeitet hat er nur die „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte", welche noch öfter aufgelegt ist als die „Literaturgeschichte" (die achte Auflage erschien 1882). Von diesem Buche sagt er selbst, daß es zum ersten mal den Versuch machte, die innere, und eigentlich sozusagen die seelische Geschichte unsers Volkes, wie sie sich in der Entwickelung deutscher Cultur und Sitte ausprägte, im Zusammenhange darzustellen. Man kann demselben weder vorwerfen, daß es unvollständig sei, noch daß es der objectiven Haltung ermangele, noch daß es den Leser allzu sehr mit der eigenthümlichen Ausdrucksweise Scherr's behellige. Trotzdem schien es dem Verfasser nothwendig, denselben Gegenstand in demselben Umfange und mit derselben Eintheilung in populärem Gewande zu bearbeiten. Das so entstandene Buch, „Germania" betitelt und reich illustrirt, hat einen sowol buchhändlerischen als schriftstellerischen Erfolg zu verzeichnen, wie er selten vorkommt. Nicht nur der Verleger hat dabei seine Rechnung gefunden, sondern sogar der Verfasser soll sich durch dieses „Prachtwerk" ein Vermögen erworben haben, wie es Schriftstellern, namentlich historischen, sonst nicht zuzufallen pflegt. Die „Germania" hat in zehn Jahren fünf Auflagen erlebt.

Im übrigen hat Scherr die politische und Culturgeschichte nur in Monographien behandelt, welche theils einzeln, theils in umfangreichen Sammelwerken, theils in Zeitschriften erschienen sind und, wenn schon ohne Zusammenhang unter sich, doch im wesentlichen die gesammte Weltgeschichte umfassen. Die umfangreichste von diesen Schriften ist „Blücher, seine Zeit und sein Leben", welche in drei Bänden (1862 und 1863) nicht nur diesen Helden, sondern die ganze neuere Geschichte behandelt. Und diese Monographien sind es auch, in welchen Scherr's eigenartiges Wesen sich am freiesten und rückhaltslosesten tummelt. Dieses Scherr'sche Wesen, das ihm seine große Popularität verschaffte, äußerte sich in dreierlei Umständen, in seiner Auffassung der Geschichte, in der Einkleidung seiner Darstellungen und in der Kraftnatur seiner Sprache, in seinem originellen Stil.

Digitized by Google

Scherr's Auffassung der Geschichte finden wir übersichtlich zusammengestellt in der Einleitung zu seinem Buche „Von 48 bis 51", welches aber, da nach 1870 eine Darstellung der Ereignisse von 1849 aus mancherlei Rücksichten als höchst schwierig und daher nicht rathsam erschien, mit dem Ende des Jahres 1848 abbrach und das in zweiter Auflage den abgekürzten Titel „1848" trug. Da stellt sich Scherr, ein schwindelnder Gedanke, einen Gott vor, der aus dem Weltenocean einen Wassertropfen herausgreift, unsere Erde, und denselben unter das Mikroskop bringt. Und was sieht er darin? Was wir in einem unserer Wassertropfen sehen: ein häßliches Gewimmel zahlloser Wesen, welche in unaufhörlichem Kampfe einander zerreißen und verschlingen!

Die ganze Geschichte der Menschheit hindurch rast der Krieg Aller gegen Alle unter tausendfach wechselnden Formen, ruhelos und ruchlos! „Die ganze sogenannte Weltgeschichte ist nur eine fortwährende Armeereorganisation." Wie die Erde, so dreht sich die Menschheit zwischen den beiden Polen Zeugung und Vernichtung hin und her. Die herrlichsten Bestrebungen des Menschengeistes, wie die verworfensten Thaten sind nichts als Seifenblasen. Scherr ist versucht, dem Nirwana-Glauben des Buddhismus zu huldigen; allein da die Welt nun einmal da ist, oder wenigstens da zu sein scheint, so will er — kämpfen, nicht weil es sich etwa verlohnte, sondern weil der Mensch muß, weil die Nothwendigkeit es will. Er will darum die schönen Seifenblasen nicht schelten und die schlechten nicht loben lassen. Er stellt sich auf den erhabenen Standpunkt des Humors und der Ironie, „von wo herabgesehen das höllische Trauerspiel der Weltgeschichte zum menschlichen Lustspiel wird". Er will der lachende Philosoph sein und sich nicht mit der Frage abquälen, „ob unser Dasein überhaupt einen vernünftigen Zweck habe oder nicht". Selbst die Wissenschaft weiß auf die Frage nach der Entstehung der Welt und des Menschen „nur stotternde Hypothesen zur Antwort zu geben". Scherr sucht dann des weitern nachzuweisen, daß alle in die Weltgeschichte eingreifenden Ideen, daß das Papstthum, das Heilige Römische Reich, die Reformation, die Philosophie der „Aufklärung", die Französische Revolution, alles nichts als Komödie und Schwindel war! Jedes Jahrhundert hat seine Narrheit, die des 19. ist die parlamentarische, welche die Blöße ihrer „Rechtschaffenheit" mit der Freiheitsphrase drapirt und die gemeinen Züge ihrer „Selbstsucht mit der Schminke der Humanität überkleistert". Es handelt sich in Wahrheit nicht um Freiheit, sondern um Macht. Der „dritte Stand", kaum zur Geltung gelangt, zog sich einen Sklaven im vierten, der für ihn arbeiten muß, der sich aber gegen ihn empört und, wenn er siegen sollte, sich seinerseits wieder einen Sklaven anschaffen wird, um ihn zu drücken, und so fort ins Unendliche. Die Geschichte ist nach Scherr „kein Abstractum, keine philosophisch construirte Taschenprovidenz, dazu bestimmt, die Windbeutelei und Niedertracht der Erfolganbeter unserer und aller Zeiten zu rechtfertigen; sondern sie ist das Product der wirklichen und der eingebildeten Bedürfnisse, wie nicht minder der guten und der schlechten Leidenschaften der Menschen. Die Menschen also machen die Geschichte, und fürwahr, sie ist auch danach". Ferner: „Die Coulissen auf der Bühne der Weltgeschichte werden unaufhörlich gewechselt und geändert, die Bühne selber bleibt stabil. Der alte Motivekohl dieser Komödie wird immer wieder

Digitized by Google

umgekocht, anders gewürzt und in den von der Zeitmode so oder so geformten Schüsseln abermals aufgetischt." Daher kamen im 19. Jahrhundert die mittelalterlichen Spukgestalten der Romantik, die man durch die Aufklärung des 18. abgethan glaubte, wieder zum Vorschein. Justinus Kerner citirt „plumpe Poltergeister", Cornelius taucht seinen Pinsel in „das dickste Pfaffenthum", der Katheder-charlatan Hegel restaurirt die Scholastik, der „Kanzeljongleur" Schleiermacher den Theologismus, indem er Heidenthum und Christenthum zu einem „Allerweltvermittelungslügenbrei zusammenmanscht". Die Julisonne brütete die „Küchlein des Liberalismus" aus und unter „constitutionellem Gegacker und Geschnatter richtet sich das Regiment der Mittelmäßigkeit ein" u. s. w. An einem andern Orte sagt Scherr, gewissermaßen in Fortsetzung dieser Betrachtungen: „Die Gesellschaft von heute ist bankbrüchig an Glauben und Hoffen. Sie hat, bewußt oder unbewußt, das Vertrauen auf die Zukunft verloren und lebt, eingestandener- oder verhehlterweise, nur noch in der und für die Gegenwart, um dieselbe rücksichtslos auszunutzen und um jeden Preis möglichst zu genießen." An einer befriedigenden Lösung schwebender Fragen verzweifelt er geradezu. „Kinder und Dichterlinge mögen sich an der Fata-Morgana eines «ewigen Friedens» unter den Völkern, einer «socialen Harmonie» unter den Menschen ergötzen. Männern ziemt es, die Menschen und Völker, die Lebensbedingungen und Lebensführungen zu nehmen, wie sie sind, wie sie in ihrer Wesenheit immer waren und darum auch allezeit sein werden, sein müssen. Nicht allein das Erdenleben, sondern auch das ganze Universum ist ein ewiger Krieg Aller gegen Alle. Frieden wird erst der Schluß der Welttragödie bringen, und dieser Friede wird nur der des Todes sein."

Dies ist Scherr's Geschichtsanschauung; sie endet in trostloser Verzweiflung. Schade nur, daß sie nicht widerlegt werden kann. Denn Phantasiegebilde widerlegen nichts, nur Thatsachen können dies. In Bezug auf den Verlauf der Dinge fehlen uns aber die Thatsachen. Wir wissen vom Ursprung und von der Bestimmung der Welt nichts, müssen also mit unbekannten Factoren rechnen, und mit solchen läßt sich kein Facit gewinnen. Darum muß den Hypothesen freier Lauf gelassen werden, den pessimistischen wie den optimistischen; die Wahrheit dürfte irgendwo zwischen beiden liegen.

Scherr's pessimistische Weltanschauung verhindert ihn jedoch nicht, ein guter Patriot zu sein und seinem deutschen Vaterlande ein so günstiges Schicksal zu wünschen, als dies mit seiner trüben Enderwartung immer verträglich ist. Er, der Republikaner von 1848, hat, ohne seinem damaligen Traum untreu zu werden, die neueste Entwickelung des Deutschen Reiches rückhaltslos, wenn auch nicht vorbehaltslos, anerkannt und begrüßt und ihre Erkämpfung in dem Buche „1870—71" gefeiert. Er sieht zwar in dem heutigen Reiche nur eine Abschlagszahlung, ein unfertiges Werk; er verspottet die aufrecht gebliebenen kleinstaatlichen Existenzen und den Particularismus, geißelt die Auslieferungsverträge der zwei größten deutschen Staaten mit Rußland, wie das Preisgeben der vergewaltigten Deutschen in Rußland und Oesterreich-Ungarn, findet die Sorge für das Schulwesen ungenügend, sieht Deutschland auf allen Seiten von Gefahren bedroht; allein er hat

Digitized by Google

sich auch unter feindseliger Umgebung stets für die deutsche Sache begeistert gezeigt und sie mit Mannesmuth verfochten; er freut sich der gemachten Fortschritte im Vaterlande und gesteht offen, daß er in der deutschen Armee die einzige Schutzwehr gegen die „neuen «rothen» Hunnen, die wir schon unter uns haben", d. h. die Anarchisten und Nihilisten erblicke. Denn allen andern Einrichtungen und Anstalten spricht er diese Eigenschaft in seinem einschneidenden Buche „Die Nihilisten" (1885) ab. „Alles andere ringsum in Europa ist fragwürdig, unzuverlässig und haltlos"; aber auch die deutsche Armee wird den Communismus, dem wir zutreiben, nur so lange aufhalten, als ihre Mannszucht und ihr Gehorsam standhalten. Sein Blick in die Zukunft ist durchaus trübe. „Die Posse des Communismus", sagt er, „wird in Scene gehen, um zu dem furchtbarsten Trauerspiel auszuschlagen, welches die Welt gesehen. Die gesammte moderne Civilisation arbeitet mit allen Mitteln und Kräften, mit ihrem Dünkel und Größenwahn, mit ihrer skrupelfreien Erwerbshast und ihrer zügellosen Genußsucht auf dieses Trauerspiel hin."

Wenden wir uns von diesem grau in grau oder wol eher schwarz in schwarz gemalten Bilde zu einem angenehmern. Wir meinen zur Einkleidung der Scenerien, in welchen Scherr seine „Gestalten und Geschichten" auftreten läßt. Es ist jedesmal ein lebensvolles Rubens'sches Gemälde oder eine stimmungsvolle Claude Lorrain'sche Landschaft, in die wir geführt werden. In dem Essay „Die Borgia" wird die vermauerte Balkonfensterthür des Conclave aufgebrochen und der Papst erscheint unter Vortragung des Kreuzes auf dem Altan, um sich dem Volke zu zeigen, das die Glocke des Capitols herbeigerufen hat. Die „Februarrevolution von 1848" wird eingeleitet durch die Schilderung der Nacht vor dem schicksalsschweren Tage; diese Nacht ist frostig und finster; aber der Widerschein von Myriaden Gaslichtern macht die über Paris hängende Dunstmasse weißlich schimmern u. s. w. Das „Trauerspiel in Mexico" (1868) beginnt mit der Schilderung, wie am 14. April 1864 vom Frühmorgen an der Landweg und der Seeweg, welche von Triest nach dem Felsenschloß Miramare führen, durch Wagen und Boote belebt sind, die Morgensonne golden und warm auf dem Blau der Adria liegt und die Gestade in Blütenpracht stehen. Die scheußliche Ermordung Kaiser Alexander's II. in den „Nihilisten" wird eingeleitet durch das Bild eines petersburger Wintertages; „eine aus blaßblauer Luft hellleuchtende Sonne, deren Strahlen von den Schneemassen auf den Straßen mit verdoppelter Blendung zurückgeworfen werden. Viel Volk in feiertäglicher Muße die Häuserzeilen entlang. Geklingel blitzschnell dahinschießender Schlitten überall". Und so zahllose Beispiele. Der strenge Historiker wird das vielleicht novellistisches Beiwerk nennen; aber es wird eben trotzdem gern gelesen!

Ueber Scherr's eigenartigen Stil brauchen wir nicht viel zu sagen; er ist allgemein bekannt: seine weniger anmuthigen, als scharfen und kecken Pinselstriche im Satzbau, wie seine selbsterfundenen Kraftausdrücke, die nicht selten Wortungeheuer sind, wie „Rückwärtserei", „erzestkatholisches Spanien", „Volksabstim-

Digitized by Google

mungs-Alfanz", „Neutralitätsdusel und Freiehandschwindel" u. s. w. Sie sind aber lange nicht so häufig, wie man wol glaubt, und man kann oft lange lesen, ohne auf sie zu stoßen. Scherr sagt von seinen Schriften selbst, sie seien ihrer Form nach „nicht aus stubengelehrtem Sitzleder correct langweilig zugeschnitten, sondern, ganz unbekümmert um das vornehmthuende Abwinken von seiten des Zunftzopfes, aus dem Leben und für das Leben verfaßt". Er wollte vor allem verstanden sein.

Da Scherr kein Stubengelehrter war, so konnte er auch kein Forscher von Fach sein. Was diese entdecken, erschien ihm kleinlich, nicht der Mühe werth. Nur das Große, Welterschütternde oder für die menschliche Cultur Wichtige erregte sein Interesse. Sein Zweck war, zu belehren einerseits, dem „Scheusäligen" den Nimbus wegzureißen andererseits. In diesem Beginnen war er oft zu subjectiv, nicht in dem Sinne, daß in seinen Werken seine Person, wohl aber in dem, daß darin seine Anschauung allzu sehr hervortrat und den Lesern zu wenig zum Selbstdenken übrigließ.

Es ist begreiflich, daß ein so selbstbewußter und zugleich combinationsfähiger Geist auch Dichter war; so wenig aber als in der Eigenschaft des Historikers betrat er in derjenigen des Poeten die gewohnten Bahnen. Von metrischen Werken Scherr's ist nichts bekannt geworden; aber Romane und Novellen hat er mehrere veröffentlicht, wie „Michel", „Nemesis", „Die Tochter der Luft", „Brunhild" u. a., in denen meist ein furchtbares Schicksal sein Wesen treibt und in dämonischen Gestalten alle Schrecken der menschlichen Gewissenshölle wüthen, daneben aber auch wunderbar anmuthige Schilderungen von Charakteren und Scenerien Platz finden. Er schrieb solche Bücher nicht, um Kunstwerke zu schaffen, sondern mit der offenen Tendenz Uebelstände der Zeit zu geißeln. In seiner „bösen Geschichte" „Porkeles und Porkelessa" betrat er mit wenig Glück antisemitische Pfade. In der „betrübsamen, jedoch sinnreichen und lehrhaften Geschichte von dem Bildungsfex Uriel Gumperle und der Wagner-Furie Fortissima Pianosa" verhöhnte er die Wagner'sche Musik sowol als die schlecht angewandte Humanität, indem er seinen Uriel Gumperle, der ein „Stromer- und Strolchenheim" gründete, von seinen „gebesserten" Pfleglingen ausplündern und Held wie Heldin im Wahnsinn enden läßt. Scherr's Romane sind mehr Zeitbilder als Dichtungen, gewissermaßen Satyrspiele zu der von ihm dargestellten Tragödie der Weltgeschichte, die er als eine Komödie zu belachen sich vornahm, aber vielmehr in titanischem Zorn verachtete.

Er kannte die Geschichte sehr genau und sammelte sich eine sehr beträchtliche Bibliothek. Sein Studirzimmer in dem von ihm über 20 Jahre bewohnten Hause auf aussichtreicher Höhe des Zürichberges war mit Büchern dicht angefüllt; stets aber herrschte darin die peinlichste Ordnung, für die nicht nur seine erste, in Mitte der siebziger Jahre verstorbene Gattin, sondern auch die zweite besorgt war, die einige Jahre darauf in der Blüte ihrer Jugend dem alternden, aber berühmten Schriftsteller die Hand reichte, ihm den Lebensabend verschönerte und ihm noch zwei Kinder schenkte.

Im Umgange war Scherr, der Gesellschaften nicht aufsuchte und seine Häus-

Digitized by Google

lichkeit liebte, freundlich, ohne seine Ruhe und seine Kraftnatur zu verleugnen. Zudringlichen wußte er die Wege zu weisen, Bescheidenen mit gutem Rathe beizustehen. Als akademischer Lehrer trug er, beredt, ohne gesprächig zu sein, durchaus frei vor und hatte stets die größte Zuhörerzahl unter seinen Collegen. Man hat ihm verübelt, daß er in seinen Vorträgen wie in einigen Werken, z. B. „Geschichte der deutschen Frauenwelt" und „Drei Hofgeschichten", das sexuelle Gebiet allzu drastisch beleuchtete; allein er that dies nicht aus Vorliebe für pikanten Skandal, sondern weil es auf die Geschichte häufig einen unheilvollen Einfluß ausübte; er kritisirte die Vorfälle hier genau wie sonst.

Leider hatte er in seinen letzten Jahren wenig gesunde Augenblicke und suchte umsonst durch jährliche Bade- und Luftcuren seinen hartnäckigen Leiden abzuhelfen, denen er endlich am 21. Nov. 1886 sanft und ruhig erlag.

Jedenfalls können wir von ihm, wie er selbst gern von geschichtlichen Charakteren, die ihm das gewöhnliche Maß zu überragen schienen, that, mit Recht sagen: „Er war ein Mann!"

---

Digitized by Google

# Die Ministerien Ferry und Freycinet.

## (1883 bis 1886.)

Von

Friedrich Sulzer.

Bei Anbruch des Jahres 1883 herrschte in Frankreich ein Zustand gelinder, aber doch unverkennbarer Anarchie. Das Ministerium Freycinet, welches an die Stelle des „grand ministère" Gambetta's am 26. Jan. 1882 getreten war, stolperte über die ägyptische Frage, und der biedere Achtundvierziger Duclerc erwies sich als Leiter eines Ferienministeriums gut genug; aber den parlamentarischen Schwierigkeiten war er ebenso wenig wie seine Collegen gewachsen, um so mehr, da die Kammer von ziemlich schwer zu berechnender Laune war und Miene machte, mit den verschiedenen Cabineten der Reihe nach Kegel zu schieben und Premiers sammt Genossen umzuwerfen.

Als die Katastrophe von Ville d'Avray eintrat, dämmerte die ministerielle Krisis; als die fatale Verwundung am kleinen Finger den Tod Gambetta's nach sich zog, war das Cabinet Duclerc bereits zurückgetreten, und nach der am 6. Jan. stattgehabten Beerdigung war der Gâchis, der Wirrwarr, im Palais Bourbon ein vollständiger. Niemand traute sich zu, dieser Kammer mit genügender Autorität entgegenzutreten; niemand war gewiß, jene kettenartige Reihe von Maßregeln durchzusetzen, welche ein Regierungssystem bilden, niemand durfte auf den nächsten Tag hoffen. Die Confusion wurde noch dadurch erhöht, daß Fallières, der Minister des Innern unter dem Ministerium Duclerc, der als Nothnagel Premierminister geworden, auf offener Tribüne in der Kammer, während er eine Rede hielt, von einem Unwohlsein befallen wurde, welches ihn nöthigte, auf der Stelle sein Amt niederzulegen.

Während man im Elysée rathlos nach einem Ministerium suchte, ließ der Prinz Napoleon plötzlich ein Manifest vom Stapel, welches, im „Figaro" veröffentlicht und an vielen Stellen in Paris angeschlagen, eine große Wirkung hervorbrachte. Der erste Eindruck namentlich in der Kammer war ein paniqueartiger; viele betrachteten die Proclamation als den Vorläufer eines Staatsstreichsversuches und vergaßen dabei, daß „Plonplon" nicht der Mann war, den 18. Brumaire oder 2. December zu copiren. Gleichzeitig spukte in verschiedenen Zeitungen ein royalistisches Complot; man erzählte sich von Vorbereitungen im französischen Westen, von Zusammenkünften der päpstlichen Zuaven, von einem

Digitized by Google

Mot d'ordre, welches der frühere General Charette ausgetheilt hatte, von einer geheimen „schwarzen" Kasse, welche die Kosten des Aufstandes bestreiten sollte; kurz es schien, als sollte die Republik in die Brüche gehen . . . hauptsächlich weil die Republikaner nicht im Stande waren, sich zu einigen und zu verstehen. Aber gerade dieses Uebel brachte Heilung; unter dem Eindruck der drohenden monarchischen Gefahren, die gleichzeitig von der imperialistischen und von der royalistischen Seite zu kommen schienen, fühlten die Republikaner die Nothwendigkeit einer starken Concentrirung, und diese sollte sich zunächst dadurch äußern, daß einer Regierung nicht länger die Majorität verweigert werde, deren sie bedurfte, um nach parlamentarischem Brauch existiren zu können.

Die erste Manifestation in diesem Sinne war die Votirung des Floquet'schen Antrags auf Ergreifen von Maßnahmen gegen die Prätendenten überhaupt. Prinz Napoleon war inzwischen verhaftet und nach einem kurzen Aufenthalt in der Conciergerie in einer Heilanstalt internirt worden, nicht etwa daß man ihn für irrsinnig erklärt hatte, sondern um seine Haft zu mildern. Welches Ministerium sollte die theoretisch vorgeschriebenen Befehle der Kammermajorität ausführen und wenigstens den Gefahren monarchister Umtriebe und Verschwörungen steuern? Zwei Candidaten stritten während einer ganzen krisenvollen Woche um die Palme: erstens Freycinet, der sich auf die persönliche Neigung des Präsidenten der Republik stützen durfte, und welcher der Mitwirkung und warmen Fürsprache des ungemein thätigen Schwiegersohnes des Präsidenten, Wilson, sicher war; zweitens Jules Ferry, welcher sich seit dem Tode Gambetta's als Chef der Opportunisten betrachtete und, gleichsam um ein sichtbares Zeichen dieser Führerschaft abzugeben, bei dem Begräbniß des großen Redners an der Spitze der republikanischen Abgeordneten schritt. Der Sieg verblieb schließlich Ferry, da Grévy trotz seiner persönlichen Vorliebe für Freycinet einsehen mußte, daß dieser schwerlich auf eine festgegliederte Majorität im Parlament rechnen durfte. Seit dem Tode Gambetta's war bei dieser Majorität nicht mehr das Bedürfniß vorhanden, gegen diesen Freycinet als eine der bestgehaßtesten Persönlichkeiten auszuspielen, und dadurch waren die Actien des Staatsmann-Ingenieurs bedeutend gesunken. Nach einem entscheidenden Auftritte trug Ferry im Sturmschritt den Sieg davon, und in den ersten Tagen des Februar veröffentlichte das Amtsblatt die Namen der Collegen des neuen Ministerpräsidenten. Sie gehörten durchweg der opportunistischen Partei an, die jetzt wieder Macht gewann. Einige darunter hatten dem Ministerium Gambetta angehört, wie der Justizminister Martin Feuillée und der zweiunddreißigjährige Minister des Innern Waldeck-Rousseau. Eine Ausnahme machte der Kriegsminister General Thibaudin, der sich offen zum Radicalismus bekannte und mit den feindseligsten Absichten gegen die Angehörigen der Dynastie sein Amt antrat. Dieser General bietet manche Charakterzüge von auffallender Aehnlichkeit mit seinem spätern Nachfolger, dem General Boulanger; gleich diesem erfreute er sich von Anfang der besondern Protection des Führers des parlamentarischen Radicalismus, Clémenceau, und wurde in allen seinen Handlungen von den Organen der äußersten Linken, „La Justice" und „L'Intransigeant", auf das lebhafteste unterstützt, was den genannten Blättern nicht sehr schwer fallen mochte, da, wie es allgemein

Digitized by Google

hieß, die Thaten, welchen sie am lautesten Beifall spendeten, von ihnen aus direct inspirirt worden waren. Gerade so wie Boulanger hatte Thibaudin kurz nach seinem Antritt einen persönlichen Skandal zu überwinden, der vorläufig indessen seiner Stellung nicht schadete. Es wurde dem neuen Kriegsminister nachgewiesen, daß er, im Kriegsjahre 1870 in deutsche Gefangenschaft gerathen, trotz des von ihm unterschriebenen Reverses aus der Festung, wo er sur parole internirt war, entfloh, um seine Dienste der Nationalregierung in Tours anzubieten. Die Folge davon war ein Steckbrief, den die deutschen Militärbehörden gegen den damaligen Obersten erließen und der jetzt nach 13 Jahren wieder an die Oeffentlichkeit gebracht wurde. Der Fall Thibaudin wurde 14 Tage lang in der französischen Presse auf das lebhafteste erörtet; während die radicalen Blätter den Patriotismus des Mannes feierten, der nicht unthätig in einer deutschen Festung herumlungern wollte, während sein Vaterland in der ärgsten Bedrängniß schwebte, machten sich die reactionären und selbst einige gemäßigt republikanische Zeitungen die Enthüllungen zu Nutze, um Thibaudin aus dem Amte zu verdrängen. Sie hielten es nicht für schicklich und erlaubt, daß ein Mann, der aus immer welchen Gründen und unter was für Umständen auch sein militärisches Ehrenwort gebrochen hatte, die Befähigung habe, als höchster Schiedsrichter der französischen Armee zu fungiren. Allein die gegnerischen Organe behielten unrecht, Thibaudin blieb Kriegsminister und brachte bald darauf einen Gesetzentwurf ein, welcher sämmtliche Mitglieder der Familien, die in Frankreich regiert hatten, vom activen Militärdienst ausschloß und diejenigen der Prinzen, welche bereits Commandos innehatten, in die Reservecadres einreihte. Von einer förmlichen Verbannung war also nicht mehr die Rede, was Ferry viele Angriffe seitens derjenigen, die seine Ernennung zum Minister mit Sehnsucht begrüßt hatten, eintrug. Schließlich einigte man sich doch darüber, es diesmal bei dem bloßen Ausschluß vom activen Militärdienst zu belassen; es fand in der Kammer eine ungemein erregte Debatte statt, welche einen ganzen Tag und eine volle Nacht dauerte und die mit der Annahme des Regierungsentwurfs endete. General Thibaudin ergriff bei dieser Gelegenheit das Wort, und obwol er sich nicht als besonderer Redner documentirte, fand er auf gewissen Bänken der äußersten Linken wirklichen Beifall und stürmische Ovation, die ihn für alle herben Angriffe Ersatz bieten sollten. Der Senat hielt nach langen Debatten und mit knapper Mehrheit die Ausschließung der Prinzen aus dem Armeeverbande aufrecht, weigerte sich aber, irgendwelche andere Maßnahmen gegen die Prinzen gutzuheißen, und der Entwurf wanderte eine Zeit lang zwischen dem Palais Bourbon und dem Luxembourg hin und her, bis er endlich definitiv angenommen und binnen kürzester Frist vollzogen wurde. Da jedoch nur Mitglieder der Familie Orléans mit mehr oder weniger wichtigen Commandos versehen waren, wurden gerade diese von der wegen des Napoleonischen Manifestes ersonnenen Strafe betroffen, denn mittlerweile war Prinz Napoleon aus seiner Haft entlassen worden. Man mußte erkennen, daß seine Proclamation als einfache Meinungsäußerung eines Staatsbürgers vom Standpunkte des Gesetzes nichts Strafbares an sich hatte, gleichzeitig aber wurden neue gesetzliche Maßregeln angeordnet, welche in Zukunft derartige Kundgebungen

Digitized by Google

verhindern sollten. In der Armee wurde das Vorgehen des neuen Kriegsministers lebhaft kritisirt; man fand, daß Thibaudin sich gegen die Unverletzlichkeit des Besitzes einer militärischen Charge vergangen hatte, und wollte es nicht gelten lassen, daß es sich um Ausnahmemaßregeln gegen Prinzen handelte. In der That wäre es kaum leicht gewesen, in der Armee einen zweiten General zu finden, der sich damals schon zu einer gestrengen Maßregelung der Prinzen hergegeben hätte. Das war es, was dem General Thibaudin in den Augen des Ministerpräsidenten Ferry zunächst den Werth eines kostbaren Mitarbeiters verlieh. Nachdem der Kriegsminister seine Schuldigkeit gethan hatte, konnte er-gehen, wie der Mohr im „Fiesco". So dachte Ferry, der schon damals gern den radicalen Kriegsminister durch den opportunistischen Campenon ersetzt hätte, was ihm erst anderthalb Jahre später glücken wollte. Jules Ferry vernachlässigte indessen nichts, um seine Stellung zu befestigen, und er trachtete zunächst die Executive soviel wie möglich von dem Parlament unabhängig zu gestalten. Während Freycinet, als er die Erbschaft Gambetta's angetreten hatte, in aller Demuth die Erklärung abgab, seine Politik sei eine der vollständigen Unterordnung unter den Willen der Kammern, und während unter seinem Régime die Empfehlung eines Deputirten in jeder Hinsicht die wirksamste war, ertheilte Waldeck-Rousseau den Präfecten den bestimmten Befehl, derartige Empfehlungen gar nicht zu beachten und sowol die Abgeordneten als ihre Schützlinge à distance zu halten. Darüber gab es nicht wenig böses Blut in einzelnen parlamentarischen Kreisen, während anderweitig viele Deputirte ihre Zufriedenheit kaum verhehlten, den Bittstellern, welche sie den ganzen Tag überliefen, ein auf die ministerielle Ordre fußendes Non possumus entgegenhalten zu dürfen. Bei Gelegenheit verschiedener Interpellationen ermangelte Waldeck-Rousseau nicht zu betonen, daß er als Minister des Innern unter seiner Verantwortung und auf das Vertrauen des Parlaments rechnend selbständig vorgehen wolle, und der „stolze junge Mann", wie ihn die „République française" nannte, erhielt selbst für seine Eigenmächtigkeit alle Indemnitätsbills, die er forderte.

Auch auf einem andern Gebiete als im Parlament zeigte das Ministerium Ferry große Festigkeit. Wenige Wochen nach seinem Amtsantritt kam es in Paris zu nicht unbedeutenden Ausschreitungen der Socialisten; die Führer der Partei schützten den harten Winter, die mangelhaften Erwerbsverhältnisse vor, um die Menge der Arbeiter zu allerhand Straßendemonstrationen aufzufordern. Es kam auch in der That zu Auftritten, die mit einem durchaus nicht harmlosen Abschluß drohten. An einem rauhen Märznachmittage versammelten sich auf dem Marsfelde einige Hunderte verwegener Gesellen, die, von dem düstern Fanatismus der Louise Michel angespornt, zum Aeußersten entschlossen schienen. Einige Bäckerläden wurden geplündert, wie in den schlimmsten Tagen der Revolution, und einer, wie man vermuthete, nicht blos von socialistischer Seite ausgegebenen Parole folgend, marschirten die Rotten geradezu auf das Elysée, die Residenz des Staatsoberhauptes. Mit knapper Noth gelang es einer starken Abtheilung Polizeimannschaften, der Bande, die unterwegs stark angeschwollen war, den Weg zu verlegen. Als die Socialisten für einen der nächsten Tage neuerliche Kundgebungen beschlossen

Digitized by Google

hatten, traf das Ministerium die umfassendsten militärischen Maßregeln und zeigte sich bereit, den Straßenkampf gegen die Unruhestifter bereitwilligst anzunehmen und auf das nachdrücklichste zu führen. Allein die bloße Androhung genügte; die Ansammlungen verliefen sich; außerdem bewies die Verhaftung der Louise Michel in Paris, des Fürsten Krapotkin in Savoyen sowie anderer bekannten Anarchisten, daß die Regierung mit sich nicht spaßen lasse. Die Lection war um so empfindlicher, als die spätern Processe zu namhaften Bestrafungen der Angeklagten führten.

Während das Regiment Ferry sich auf diese Weise im Innern kräftigte, ging der Ministerpräsident an die Verwirklichung seiner hochtrabenden und sehr gewagten Colonialpolitik; die Leichtigkeit, womit Ferry während seines frühern Ministeriums die Eroberung von Tunis und die Unterwerfung dieser Regentschaft unter französisches Protectorat durchgeführt hatte, erweckten in ihm den Ehrgeiz, Frankreich für die im Jahre 1882 in Aegypten erlittene Schlappe eine glänzende Entschädigung im äußersten Osten zu verschaffen und überhaupt ein Colonialreich zu gründen, welches dem Thatenbedürfniß und der Expansionslust der Franzosen Rechnung tragen würde. Die Handhabe für eine solche coloniale Großthat bot zunächst die Lage Frankreichs in Annam und Tongking. Seit der Eroberung von Cochinchina im Jahre 1860 war die französische Marine bestrebt, in Annam und am Rothen Flusse festen Fuß zu fassen, und es fehlte nicht an mancherlei ziemlich tollkühnen Expeditionen, welche von der Regierung selbst nicht immer gebilligt wurden, weil man im Auswärtigen Amte wohl einsah, daß die Heldenthat eines Schiffskapitäns, wie z. B. Garnier's im Jahre 1874, Folgen von der größten Tragweite nach sich ziehen konnte. Der Commandeur zur See, Henri Rivière, war ein neuer François Garnier, der mit der Absicht nach Ostasien hinübersegelte, dem französischen Namen und der französischen Flagge drüben zu neuen Ruhmesthaten zu verhelfen. Während er in der Marine als tapfer und unternehmend galt, hatte er sich durch eine Reihe spannender Romane einen bedeutenden literarischen Ruf erworben, und wie er selbst einem vertrauten Freunde schrieb, war es ihm auch darum zu thun, seine Dichtungen in Thaten zu übersetzen, und es gelang ihm auch, indem er den am Schreibpult gefaßten Plan einer Festungserstürmung bei Hanoi verwirklichte. Er selbst rühmte sich in einem Schreiben, daß die Einnahme dieses Platzes mit der Menge Geschütze, mit den bis an den Rand gefüllten Magazinen, mit den Mandarinen, die durch Selbstmord endeten, um nicht die Schmach der Niederlage zu erleben, daß dies alles das Scenarium des Dichters verwirklichte.

Der Commandant Rivière hatte sich im Laufe des Sommers 1882 mittels eines kühnen Handstreiches der befestigten und volkreichen Handelsstadt Hanoi bemächtigt, und jetzt handelte es sich darum, ob man sich in dieser Stellung behaupten oder die ein wenig durch Zufall und ohne das Zuthun der politischen Kreise in Paris in die Macht der französischen Waffen gelangte Position aufgeben wollte. Im Ministerrath waren vor der Ernennung Ferry's zum Premier die Anschauungen sehr verschieden gewesen. Man erzählte sich im Publikum von dra-



Digitized by Google

stischen Auftritten zwischen den Ministern; sollte doch der grimmige Seebär Admiral Jauréguiberry einen Plan, den er seinen Collegen vorlegte und der nicht ihre Billigung fand, ins Feuer geworfen haben, worauf er sofort seine Entlassung einreichte.

Die Sache wurde durch die feindselige Haltung Chinas immer verwickelter, und wenn man sich dafür entschloß, in Hanoi zu bleiben, so hatte man es nicht blos mit den Tongkinesen und den berüchtigten Seeräubern der Schwarzen Flagge zu thun, sondern mit der ganzen Kriegsmacht Chinas. Darauf hatte Ferry allerdings Bedacht genommen; allein es ward beschlossen, selbst um den Preis eines Krieges mit dem Reich der Mitte, Tongking zu einer französischen Colonie umzugestalten und über Annam das Protectorat der Republik auszudehnen. Die Collision mit China schien Ferry so wenig bedenklich, daß er in der „République française" den Staat mit seinen 300 Mill. Einwohnern und seiner unermeßlichen Ausdehnung als einen „nicht in Betracht fallenden" Factor (quantité négligeable) bezeichnen ließ. China hatte damals eben den seither so oft genannten Marquis de Tseng nach Europa geschickt, der in kürzester Frist zur bête noire der französischen Diplomatie wurde.

Challemel-Lacour, der Busenfreund Gambetta's, welcher im Ministerium Ferry die Leitung des Aeußern übernommen hatte, war mitunter im Verkehr schroff — das hatte er während seiner Sendung in London zu beweisen Gelegenheit gehabt; er zeigte sich auch gegen die Chinesen nichts weniger als liebenswürdig; namentlich ärgerte er sich darüber nicht wenig, daß Tseng zu Oppositionsblättern, namentlich zu Rochefort's „Intransigeant" in Beziehungen getreten war. Die Unterhandlungen nahmen einen sehr unerfreulichen Verlauf, welcher für das französische Ministerium um so peinlicher sein mußte, da die diplomatisch höchst findigen Chinesen den französischen Gesandten in Peking, Bowriée, gegen Challemel-Lacour und Ferry auszuspielen trachteten. Dabei äußerte sich im Publikum und in der Presse eine immer stärker ausgeprägte Abneigung gegen jedes überseeische Abenteuer, welches lebhaft an das mexicanische Wagniß erinnerte.

Ferry suchte sowol die öffentliche Meinung als auch die Mehrheit des Parlaments für seine Projecte zu gewinnen. Da trat ein Zwischenfall ein, der ihm unerwartete Hülfe verschaffte. Commandant Rivière hatte sich in Hanoi so gut es ging behauptet, war aber von den anschwellenden Haufen der Schwarzen Flagge derart bedrängt, daß er sich mit den ihm zugeführten Verstärkungen kaum zu behaupten vermochte. Im Mai 1883, als eben die Tongkingfrage im Parlament an der Tagesordnung war, machte Rivière an der Spitze seiner Mannschaft einen verzweifelten Versuch, die Feinde, die ihn ringsherum bedrängten, zurückzuschlagen. Der Ausfall aber hatte einen verhängnißvollen Abschluß. Die Franzosen wurden zurückgedrängt und ihr Chef Rivière fand hier einen nutzlosen Heldentod. Er theilte dasselbe Schicksal mit den meisten Offizieren und vielen aus der Mannschaft. Nachdem diese Schlappe, denn als eine solche wurde sie betrachtet, in Paris bekannt geworden, war es dem Ministerium nicht schwer, an die nationalen Leidenschaften zu appelliren, von der Beleidigung der Fahnenehre zu sprechen und die Kammern sowie die Presse mit sich fortzureißen. Sobald die

Digitized by Google

Losung von der verletzten Fahnenehre ausgetheilt worden, gab es keine Opposition mehr, denn man hätte sich ja sonst dem Verdacht ausgesetzt, für einen schlechten Patrioten zu gelten. Die Kammer unter dem Eindrucke der Katastrophe von Hanoi bewilligte Beträge, um ansehnliche Verstärkungen nach Tongking zu senden, und in dem Hafen von Toulon herrschte fieberhafte Thätigkeit. Die Haltung Chinas wurde immer drohender; es bestätigte sich, daß viele der Kämpfer, die vor Hanoi lagen, dem kaiserlichen Heere angehörten, aber, wie erwähnt, schreckte die Aussicht auf einen Krieg mit dem Himmlischen Reiche nicht im geringsten die Leiter der französischen Politik. Jedoch zog sich die formelle Kriegserklärung, oder richtiger, der wirkliche Kriegszustand mit China um ein volles Jahr hinaus; man begnügte sich den ganzen Sommer und bis in den Herbst zu plänkeln, Streifzüge gegen die Piraten zu veranstalten und die strategische Position in und um Hanoi zu befestigen.

Im Innern schien sich das Cabinet zu consolidiren und die persönliche Macht Ferry's war zusehends im Wachsen. Allerdings hatte er ziemlich schwierige Kämpfe durchzumachen, und sein Hauptgegner befand sich in der Residenz des Staatsoberhauptes an dessen Seite und durch verwandtschaftliche Bande an denselben gekettet. Diese Rivalität äußerte sich in den Couloirs des Parlaments, wo Wilson vortrefflich zu manövriren versteht, in Blättern und Correspondenzen, die nach der Provinz und dem Auslande verschickt wurden. Die Minister nahmen den Kampf auf dem publicistischen Gebiet an und führten ihn mit allen Mitteln, welche sie aus dem reich dotirten Dispositionsfonds schöpfen durften. Subventionen und Orden wurden ausgetheilt, um die Vertheidiger des herrschenden Régime zu belohnen. Inzwischen waren innerhalb des Ministeriums nicht unwichtige Veränderungen vorgegangen: Challemel-Lacour hatte sich aus Gesundheitsrücksichten zurückgezogen, und Jules Ferry übernahm persönlich die Führung der auswärtigen Angelegenheiten; und man durfte erwarten, daß er denselben einen kräftigen Impuls geben würde.

Da trat im Herbst ein Zwischenfall ein — König Alfons von Spanien wurde auf der Rückreise aus Deutschland ausgepfiffen und in jeder Weise beleidigt —, welcher alle Combinationen Ferry's bedrohte, welche auf dem guten Verhältniß zu Deutschland fußten, welches allein den Aufschwung der Colonialpolitik fördern konnte, da die Gefahr nahe lag, daß ein guter Theil französischer Kerntruppen in Ostasien beschäftigt werden konnte.

Der Bruch mit China wurde im Laufe des Sommers 1884 vollzogen, nachdem Marquis Tseng sich in Paris noch verhaßter gemacht hatte; aber unter ganz abnormen Verhältnissen kam es zum Kampfe zwischen den Franzosen und den Kindern des Reiches der Mitte. Es erging keine regelrechte Kriegserklärung von Paris nach Peking, welche durch die Kammer erlassen worden wäre, wie es die heutige Verfassung erheischt; man wechselte einfach Bomben und Kugeln und bekriegte sich mit der größten zulässigen Heftigkeit.

Diesmal hatte Frankreich gewaltige Vorbereitungen getroffen und in allen Kriegshäfen großartige Rüstungen betrieben. Eine der schönsten Flotten lief aus Toulon aus, um sich nach den chinesischen Gewässern zu begeben. Dort über-



Digitized by Google

nahm Viceadmiral Courbet das Commando, welcher nach dem unglückseligen Tode Rivière's den Oberbefehl in Tongking nicht ohne einigen Erfolg geführt hatte, um es zu seinem größten Leidwesen, welches sich in seinen Proclamationen kundgab, bald an den von Frankreich hinübergeschickten General Millot abgeben müssen. Dieser Feldherr war von den radicalen Blättern der Regierung warm empfohlen worden, und Ferry hatte diese Gelegenheit sehr bereitwillig ergriffen, der Opposition eine anscheinende Concession zu gewähren und einen nicht regierungsfreundlich gesinnten General außerhalb des Landes zu verschicken.

Die Zerstörung von Fout-cheou und die bald darauf erfolgte Einnahme der Insel Formosa, die nunmehr als ein Faustpfand dienen sollte, erzeugten in Frankreich eine durchaus gehobene Stimmung; man war stolz auf die Waffenthaten der französischen Marine, und um das Haupt des Admirals Courbet bildete sich ein verklärender Nimbus. Man hielt ihn für die größten Zukunftsthaten bestimmt und kühne Schwärmer sahen ihn schon im Geiste im Baltischen Meere segeln auf jenem Wege, den die Schiffe des französischen Viceadmirals Bouët im Jahre 1870 hatten befolgen sollen, um die vielfach besprochene und so rasch in Nichts zerronnene Landungsarmee an der pommerschen Küste abzusetzen. Besondere Genugthuung jedoch wurde in Frankreich darüber empfunden, daß die Engländer sich über das rasche und energische Vorgehen des Admirals Courbet nicht wenig zu ärgern schienen. Die regierungsfreundlichen Blätter jubelten nun, daß die Demüthigung der Flotte vor Alexandria wettgemacht wurde. Damals war das französische Geschwader ganz einfach den Weisungen des englischen Admirals gemäß aus der Gefechtslinie gerückt, um ja nicht die Wirkungen der auf Alexandria geschleuderten Bomben zu beeinträchtigen.

Die Erfolge auf dem Festlande hielten gleichen Schritt mit jenen auf hoher See. General Millot, dessen Streitmacht auf 25—30000 Mann angewachsen war, breitete sich zunächst im Delta aus und rückte dann nach einer Reihe blutiger Kämpfe gegen die chinesische Grenze vor. Die französischen Truppen bestanden zum geringsten Theil aus Linienregimentern, die man von Frankreich hinüberspedirt hatte. Das operirende Heer war eine Colonialarmee in des Wortes verwegenster Bedeutung. Man fand darin sämmtliche Bataillone der Marineinfanterie, eine vorzügliche Truppe, die an jegliches Klima gewöhnt war und die sich in allen Weltgegenden herumgeschlagen hatte, ferner Tausende von Turcos, welche hier die angeborene Wildheit ungezügelt zur Geltung bringen durften, die algierischen Strafcompagnien, aus den verwegensten Subjecten, dem Abschaum der Armee zusammengesetzt, die Fremdenlegion mit ihren abenteuerlichen Berufssoldaten, deren so viele herbeigeströmt waren, daß man statt eines Regiments zwei errichtete. Hierzu kamen die aus allen in Frankreich garnisonirenden Regimentern geworbenen Freiwilligen. Außer dem Obergeneral Millot muß noch des Generals Négrier erwähnt werden, der, einer alten Soldatenfamilie angehörend, bei Niederwerfung des Aufstandes in gewissen Theilen Algiers eine eiserne Energie bekundet hatte.

Die zu Lande und zur See errungenen Erfolge hatten in Frankreich besonders kriegerische Tendenzen wach gerufen, insofern es sich um die Colonialpolitik han-

Digitized by Google

delte, und man erwog allen Ernstes die Eventualität eines Vorstoßes gegen Peking, um dort den Tslang-Li-Jamen den Frieden zu dictiren, als man plötzlich durch die Meldung überrascht wurde, der Friede sei durch einen einfachen Schiffskapitän in Shanghai abgeschlossen worden, und zwar zu recht vortheilhaften Bedingungen: Anerkennung des französischen Protectorats über Annam und Tongking, Uebergabe der Grenzfestungen zu einem bestimmten Termin, Privilegien für den französischen Handel in China, kurz alles, was man als Merkmale einer erfolgreichen Campagne sich nur wünschen konnte. Und dies alles hatte ein einfacher Marineoffizier zu Werke gebracht, der mit gebührenden Instructionen und gemessenen Vollmachten ausgerüstet war.

Die Fachdiplomaten schüttelten bedenklich die Köpfe, und die Zukunft zeigte, daß sie nicht unrecht hatten. Die Thatsachen, welche auf den Frieden von Shanghai folgten, sind bekannt. Als die Franzosen sich an dem vereinbarten Tage in Bewegung setzten, um die Grenzfestungen zu besetzen, trafen sie auf solchen energischen Widerstand, daß der Krieg von neuem entbrannte und zu jener Niederlage von Langson führte, deren Tragweite durch eine verhängnißvolle Depesche des commandirenden Generals, der das Delta als bereits verloren schilderte, übertrieben wurde und in Paris einen mächtigen Widerhall fand.

Die Opposition gegen Ferry war nicht gerade angewachsen, aber sie hatte an Intensität gewonnen. Namentlich war die persönliche Abneigung gegen die beiden Hauptminister Ferry und Waldeck-Rousseau eine gewaltige. Die Persönlichkeit derselben war selbst jenen nicht sympathisch, welche mit ihrer Politik im ganzen und großen einverstanden waren. Dies hatte Ferry erfahren müssen, als im Sommer 1884 der Congreß in Versailles zusammengetreten war, um über eine Reihe von Reformen zu beschließen, welche das Ministerium bei seinem Amtsantritt versprochen hatte und deren vornehmste die Abschaffung der lebenslänglichen Senatssitze und die Einführung des Listenscrutiniums waren. Schließlich behielt die Regierung recht und das Maß der von ihr gewünschten Reformen wurde nicht überschritten. Aber wie wurde Ferry von links und rechts angefeindet, welchen Injurien, welchen Schimpfreden war er ausgesetzt, ohne daß seine Freunde sich seiner thätig angenommen, ohne daß er bei ihnen den Schutz fand, auf den er hoffen durfte. So ist wol selten ein Ministerpräsident in einer großen öffentlichen Versammlung beschimpft und verunglimpft worden wie Ferry an jenen stürmischen Augusttagen in Versailles. Diese widerlichen und jede Achtung für den Parlamentarismus untergrabenden Scenen waren einigermaßen das Vorspiel der Auftritte, deren Schauplatz das Palais Bourbon am 31. März 1885 wurde, als die Nachricht des Rückzuges von Langson und der Verwundung (man glaubte sogar des Todes) des Generals Négrier bekannt geworden. Eine unsagliche Aufregung bemächtigte sich der Gemüther; mit einem mal hatte die ganze Bevölkerung gegen die Colonialpolitik, gegen das „tongkinesische Abenteuer" Front gemacht, und der Unmuth schoß in hellen, beinahe revolutionären Flammen empor. Die in der Frühe erschienenen radicalen und monarchischen Blätter hatten eine tüchtige Portion Oel in das lodernde Feuer gegossen, und selbst republikanische Zeitungen, die bisjetzt dem

Digitized by Google

Princip colonialer Eroberungen gewogen waren, schienen durch das telegraphisch gemeldete Ereigniß betroffen und ließen es an kühlern, aber dennoch eindringlichern Kritiken nicht fehlen. In der Kammer selbst hatte die Erregung ihren Höhepunkt erreicht. Die Abgeordneten der Majorität, welche alle Credite für den Krieg im äußersten Osten bewilligt hatten, waren ihrer Mitschuld bewußt, und sie trachteten daher die ganze Verantwortung auf den Premier zu wälzen. Hier mußte Ferry erkennen, wie wenig persönliche Freunde er besaß und wie geringer Verlaß auf die Leute vom Centrum war. Entweder schrien sie mit allen seinen Gegnern, und schrien sich heiser wie die übrigen, oder sie ließen den Premier verunglimpfen und trugen ebenfalls thunlichst zu seinem Sturze bei. Und wie vollzog sich dieser Sturz eines Staatsmannes, der noch vor 48 Stunden von Allmächtigkeit träumen durfte! Ferry mußte Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um in das Palais Bourbon zu gelangen; dasselbe war von einer tosenden Volksmenge umgeben; der Minister mußte sich wohl hüten, derselben in die Hände zu fallen. Denn diese Leute schienen bei weitem nicht so harmlos gestimmt wie jener „Ferry-Mörder", welcher vor einigen Monaten in den Gemächern des Ministeriums den Minister aufsuchte und ihm einen Ritz beibrachte. In der Kammer selbst konnte Ferry nicht zu Worte gelangen; man gönnte es ihm nicht, einmal selbst den Deputirten anzuzeigen, daß er seine Entlassung eingereicht habe. Von der Rechten und von der Linken donnerte man ihm mit gleichem Ungestüm entgegen. Clémenceau und Cassagnac, der mit Gensdarmen und Mazas drohte, fanden beide gleich strafende Worte. Vergebens suchte er dem Mistrauens- und Entrüstungsvotum zu entgehen; er mußte, da die Aufregung der Menge draußen im Wachsen war und die Polizei dieselbe kaum zu zügeln vermochte, auf noch drastischern Wegen, als er gekommen, den Rückzug antreten. Wie man sich damals in Paris erzählte, erklomm er mittels einer Leiter eine Mauer und gelangte so in das Palais des Ministeriums des Aeußern, welches er nach wenigen Tagen räumte.

Am Schluß der Woche war das Cabinet Brisson gebildet, welches aus vielen ausgesprochenen Gegnern des gefallenen Ministeriums Ferry bestand. Jetzt erst wurde es klar, daß Ferry der Katastrophe hätte leicht entgehen können, wenn er bei dieser Gelegenheit dieselbe Kaltblütigkeit bekundet hätte, die ihm bei andern Anlässen nicht gefehlt hatte, und wenn er so scrupellos gewesen wäre, die Alarmdepesche zu unterdrücken, wie er es mit andern Telegrammen gethan hatte. Denn kaum hatte das Cabinet Brisson sein Amt angetreten, als die Nachricht aus China eintraf, daß der Friede abgeschlossen worden sei, und zwar zu ganz annehmbaren Bedingungen. Trotzdem hielt sich der neue Cabinetspräsident für verpflichtet, die Forderungen aufrecht zu erhalten, welche er früher gestellt hatte: die Absendung eines Armeecorps nach Tongking und die Bewilligung von 200 Mill. Frs. Kriegskosten. Auch wurde ein neuer Commandant für Tongking ernannt, General de Courcy, ein sehr thatenlustiger Herr, welcher mit der Absicht hinübersegelte, à tout prix sich auszuzeichnen und Eroberungen selbst nach geschlossenem Frieden durchzusetzen.

Das Cabinet Brisson fristete blos ein kurzes Dasein. Der unglückliche Ausfall der Generalwahlen, welche die monarchische Partei bedeutend stärkten

Digitized by Google

und ihren Muth hoben, Zwistigkeiten zwischen Brisson und dem Präsidenten Grévy, die kurz vor der Wiederwahl des letztern im December 1885 zu einem offenkundigen Bruch führten, der Mangel an Cohäsion zwischen den Mitgliedern des Ministeriums mußten den Auflösungsproceß beschleunigen. Brisson mußte es bitter bereuen, daß er seinen sichern Posten als Präsident der Kammer aufgegeben hatte, um sich auf die hohe See der ministeriellen Fährlichkeiten hinauszuwagen. Als er zurücktrat, war es nicht nur um seine ministerielle Position geschehen, sondern auch seine früher so ziemlich allgemein anerkannte Anwartschaft auf die Präsidenz der Republik war verrauscht. Er trat in den ersten Tagen des Januar 1886 in das Privatleben zurück, verstimmt, geärgert und mit ziemlich trübseligen Anschauungen.

Als sein Nachfolger war geradezu selbstverständlich Freycinet designirt, der bereits im April 1885 das Ministerium des Aeußern übernommen und damals erklärt hatte, sein Patriotismus sei bereit, sich dem Präsidium Brisson's unterzuordnen, obschon er, Freycinet, wiederholt Ministerpräsident gewesen sei. Während Brisson wie gesagt mit dem Staatsoberhaupt nicht gut auskam und sich namentlich mit Wilson ebenso wenig zu vertragen vermochte wie Ferry, blieb Freycinet immer persona grata im Elysée, und war seine Uebernahme des Präsidiums im Winter 1886 eine logisch einigermaßen nothwendige Folge der Vertrauenskundgebung zu Gunsten Grévy's, die gelegentlich seiner Wiederwahl documentirt wurde. Mit Brisson waren auch mehrere andere Minister aus dem Amte geschieden, welche vornehmlich durch den „Ersterwählten" von Paris, Lockroy, und General Boulanger als Kriegsminister, ersetzt wurden. Das neue Cabinet stellte sich, wie Freycinet bei einem denkwürdigen Anlaß geäußert hatte, auf den Boden der „republikanischen Concentration", d. h. des Zusammenwirkens der so arg zerklüfteten Schattirungen der republikanischen Partei. Die Gegensätze selbst zu Ferry und dessen Anhang schienen bedeutend gemildert und mußte Freycinet als tüchtiger parlamentarischer Stratege wol darauf bedacht sein, eine Coalition zwischen den Anhängern Jules Ferry's und der Gruppe Brisson's zu vereiteln, denn in diesem Falle wäre es ihm schlecht ergangen.

Die royalistisch-imperialistische Rechte war noch immerhin stark genug, um den parlamentarischen Sieg unter gewissen Umständen zu entscheiden.

Bei Beginn der neuen Aera Freycinet war es abermals die tongkinesische Frage, welche den Stein des Anstoßes zu bilden schien. Kurz vor dem Rücktritt Brisson's hatte die Kammer sich allerdings gegen die Räumung Tongkings ausgesprochen, allein die Majorität war eine so schwache, daß man wol den Wünschen der Minorität insofern Rechnung tragen mußte, als man jede neue Expedition, jedes Opfer an Menschenleben thunlichst vermied. Andererseits gab es in Tongking bald nach dem Amtsantritt des Ministeriums Freycinet einen ziemlich argen Conflict zwischen dem neuen Civilgouverneur Paul Bert und den militärischen Behörden, namentlich jenem General Courcy, der, weil es in Tongking nichts mehr zu thun gab, einen ziemlich unnützen Feldzug in Annam unternahm, dessen Führung sowie Ergebnisse stark kritisirt wurden. Beide, Courcy und Paul Bert, waren Männer der That, die sich mit ihren Plänen begegneten und bald schroff

Digitized by Google

gegenüberstanden. Aber Paul Bert, der Gelehrte, welcher seine Aufgabe in Tongking als ein Apostolat auffaßte und diesem das Leben opferte, wurde von der Regierung unterstützt. In der Kammer war man dem Militärregiment sehr abhold, und so durfte Paul Bert seiner Reformlust Genüge leisten, während General Courcy grollend sich nach Frankreich einschiffte, bald von verschiedenen andern hohen Militärs gefolgt, welche sich ebenfalls mit Paul Bert weder zu befreunden noch zu vertragen vermochten. Nach den verschiedenen Mittheilungen, die von drüben nach Frankreich gelangten, gewann man den Eindruck, daß in der neuen Colonie allmählich regelmäßige Verhältnisse platzgriffen und daß der französische Handel endlich aus der Colonie Nutzen ziehen könnte. Diese friedliche, aber immerhin kostspielige Entwickelung wurde nur durch einige unbedeutende Rencontres mit den Piraten getrübt. Auch der Streit mit Madagascar, der seit mehrern Jahren dauerte und so manche Opfer erheischt hatte, endete mit einigen Concessionen, die den Howas zugestanden wurden, die aber thatsächlich das Protectorat Frankreichs über die Insel nicht zu hindern vermochten.

Im Innern wurde Freycinet zu energischem Vorgehen gegen die Angehörigen der Dynastien genöthigt. Ein Empfang bei dem Grafen von Paris gelegentlich der Vermählung einer Tochter desselben mit dem Herzog von Braganza, welcher sich allerdings wie eine Huldigung ausnahm, bot die Handhabe zu Maßregeln, welche seit dem relativen Siege der Royalisten bei den Wahlen in der Luft lagen. Die Chefs der Häuser Bonaparte, Bourbon und Orléans wurden verbannt, der Herzog von Aumale, der sich über seine Streichung aus den Listen der Armee in erregter Weise beschwert hatte, mußte seinem Neffen in die Verbannung folgen. In edler Weise rächte er sich für diesen Ostracismus, indem er das auf 30 Mill. Frs. geschätzte Schloß Chantilly mit allem Zubehör und den darin enthaltenen Kunstschätzen der Französischen Akademie schenkte. Nach außen begann das Ministerium Freycinet eine ernste Action, um die Räumung Aegyptens durch England durchzusetzen und die Neutralität des Suezkanals zu erwirken. Diese Bestrebungen wurden gegen Ende des Jahres 1886 unterbrochen, als infolge verschiedener Nörgeleien im Parlament das Ministerium sich veranlaßt sah zurückzutreten, um dem Cabinet Goblet Platz zu machen, welches dem heute noch tobenden Sturm die Spitze bieten mußte.

Digitized by Google

# Der Kuklux-Clan.

## Ein nordamerikanischer Geheimbund.

Von

Robert Lutz.

Nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges hat der Kuklux-Clan den Süden der Vereinigten Staaten jahrelang in Furcht und Schrecken gehalten. Ueber die Entstehung dieses Geheimbundes mit dem sonderbaren Namen, über seine Geschichte und sein ganzes Wesen sind noch die irrigsten Ansichten, die übertriebensten Gerüchte verbreitet: seine Mitgliederzahl wurde im Staate Tennessee allein auf 40000, im ganzen Süden auf 500000 Mann geschätzt, und mit Grausen erzählt man sich von seinen Verbrechen und Gewaltthaten.

War der Kuklux-Clan eine geheime politische Gesellschaft? War er eine Art Femgericht, welches zur Selbsthülfe griff, als die plötzliche Umwälzung in der Organisation der Südstaaten eine Zeit der Gesetzlosigkeit und Willkürherrschaft heraufbeschwor? Selbst die langwierigen und umfassenden Nachforschungen, die von der Regierung der Vereinigten Staaten angestellt wurden, um dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, sind nicht im Stande gewesen, das Dunkel ganz zu lichten. Die Mitglieder des „Unsichtbaren Reiches", wie sich der Kuklux-Orden auch nannte, waren durch feierlichen Eid gebunden, nichts von seinen Geheimnissen zu enthüllen, in die außer ihnen niemand eingeweiht war. Jetzt, nachdem längst wieder geordnete Zustände eingetreten sind, ist uns daher ein Bericht von hohem Interesse, der von J. C. Lester und D. L. Wilson (Nashville, Tennessee) herrührt und, sich auf authentische Quellen stützend, genaue Mittheilungen über Ursprung, Zweck und Ausbreitung des gefürchteten Bundes gibt sowie über die Art und Weise seiner schließlichen Auflösung.

Die Kuklux-Bewegung entstand nicht aus Bosheit oder politischem Haß und Vorurtheil, sie ging nicht etwa auf Raub und Mord aus; ganz im Gegentheil war sie ursprünglich nichts als der Ausfluß einer harmlos übermüthigen Laune! Erst die damals herrschenden socialen und politischen Verhältnisse gaben dem Bunde eine Richtung und eine Bedeutung, wie sie die Stifter desselben auch nicht im entferntesten geahnt hatten.

Im Mai des Jahres 1866 wurde der Kuklux-Clan in Pulaski, einer Stadt von etwa 3000 Einwohnern im mittlern Tennessee, gegründet. Hier hatte seit

Digitized by Google

lange Gesittung und Wohlstand geherrscht; Pulaski war der Sitz höherer Bildungsanstalten für beide Geschlechter; Kirchen und Schulen standen in Blüte und hohem Ansehen. Nach dem Kriege lag das öffentliche Leben, wie überall, schwer danieder, die Geschäfte stockten, das Kapital war verbraucht! Die jungen Männer, denen es vergönnt war, mit gesunden Gliedern von den Schlachtfeldern zur Heimat zurückzukehren, sahen sich hier ihrem frühern Beruf entfremdet und fanden nach dem wechselvollen und anregenden Kriegsleben die gezwungene Unthätigkeit und den allgemeinen Stillstand doppelt unerträglich. Es galt unter neuen erschwerenden Umständen das Leben von vorn anzufangen; den meisten fehlten nicht nur die Mittel, sondern auch der Muth zu irgendwelchen landwirthschaftlichen, kaufmännischen oder sonstigen Unternehmungen.

Bei dem lastenden Druck der Verhältnisse empfand die Jugend den Mangel an Zerstreuungen und Vergnügungen jeder Art ganz besonders schwer. Als nun eines Abends mehrere junge Leute im Bureau eines ihrer Freunde beisammen waren, wurde der Vorschlag gemacht, sich durch Gründung eines Clubs einige Abwechselung zu verschaffen. Dies erregte allgemeinen Beifall, man fertigte eine Liste der Personen an, die zum Beitritt aufgefordert werden sollten; schon am nächsten Abend fand die erste Zusammenkunft in demselben Locale statt, und die Mitglieder einigten sich alle dahin, daß die Verbindung keinen andern Zweck haben solle als Belustigung und Unterhaltung. Die Clubregeln wurden festgesetzt, die Aufnahmebestimmungen für neue Mitglieder berathen, und dann schritt man zur Wahl eines Namens für die Gesellschaft. Es wurden mehrere in Vorschlag gebracht, unter anderm Kukloi, von dem griechischen Worte Kuklos, das eine Bande oder einen Cirkel bedeutet. „Kuklux ist besser!“ rief einer aus der Versammlung, und um die Alliteration vollkommen zu machen, gesellte sich ganz natürlich das Wort „Clan“ hinzu.

Dieser anscheinend unwichtige Vorgang blieb in der Folge nicht ohne Bedeutung. Der seltsame Name Kuklux-Clan, der für Uneingeweihte einen so geheimnißvoll unverständlichen Klang hatte, bildete den Anfang des Mysteriums, das alle Vorgänge, die sich auf die Gesellschaft bezogen, umgab und ihnen eine unheimliche Gewalt verlieh. Ja, mehr noch, die Eingeweihten selbst, die doch genau wußten, wie bedeutungslos der Name war, standen unter seinem Bann. Unwillkürlich gaben sie der ganzen Organisation des Bundes etwas Dunkles, Gespensterhaftes, das mit der fremdartigen Benennung im Einklang war. Die Statuten und Gesetze in diesem Sinne auszuarbeiten gewährte ihnen Beschäftigung und Unterhaltung. An der Spitze der Kuklux stand als Präsident der Große Cyklop, der Große Zauberer war Vicepräsident, der Großtürke oberster Marschall; auch der Groß-Schatzmeister und zwei Lictoren gehörten zu den Beamten des Clans. Die beiden letztern mußten die „Höhle“, so hieß der Platz, wo die Zusammenkünfte stattfanden, von außen und innen bewachen.

Die Kuklux-Männer verpflichteten sich, über alle Angelegenheiten des Bundes vollkommenes Stillschweigen zu beobachten, niemand zu verrathen, daß sie der Gesellschaft angehörten, den Namen keines der Mitglieder zu erwähnen und niemand zum Beitritt aufzufordern. Wie man ganz richtig berechnet hatte, trug

Digitized by Google

diese letztere Bestimmung viel dazu bei, die Neugier des Publikums zu erregen, den geheimnißvollen Nimbus zu verstärken und viele begierig zu machen, in eine so abgeschlossene und auserwählte Gesellschaft aufgenommen zu werden.

Der Anzug, den der Kuklux-Orden seinen Mitgliedern vorschrieb, war höchst phantastisch; er bestand in einer weißen Gesichtsmaske mit Ausschnitten für Augen und Nase, einem grotesk verzierten hohen Hut, der die Gestalt seines Trägers in übernatürlicher Größe erscheinen ließ, und einem langen Gewande, das bis auf die Füße herabfiel. Farbe und Stoff dieses Kleides war der Wahl und dem Geschmack des einzelnen überlassen und die Mitglieder überboten einander in grellen und gräßlichen Mustern. Der abenteuerliche Aufputz des versammelten Clans war wohl geeignet, die Einbildungskraft des Aufnahme begehrenden Novizen zu beschäftigen und seine Neugier zu reizen.

Jeder Kuklux trug überdies eine kleine Pfeife, um durch vorher verabredete Signale sich mit den andern Mitgliedern verständigen zu können. Die mit der Einführung von Novizen verbundenen Förmlichkeiten waren mannichfaltig und bis ins kleinste genau vorgeschrieben, bieten aber kein besonderes Interesse. Das ganze Vergnügen bestand darin, das Publikum zu mystificiren; etwas anderes bezweckte der Hokuspokus ursprünglich durchaus nicht. Inzwischen hatte man statt des kleinen Bureau, in welchem die ersten Zusammenkünfte stattgefunden, ein weit geeigneteres Local entdeckt, das nicht so nahe an dem Geschäftsviertel der Stadt lag. Auf einer Anhöhe im Westen von Pulaski hatte früher ein stattliches Backsteingebäude gestanden; ein Wirbelwind zerstörte es und ließ nur den einen Flügel unversehrt, der für unbewohnbar gehalten wurde. Er enthielt drei Zimmer und eine Treppe, welche in die großen Kellerräume hinabführte. Kein Haus war in der Nähe; der Sturm hatte die schönen Anlagen verwüstet, die Bäume zerzaust und ihnen Aeste und Zweige abgeknickt, sodaß sie kahl und gespensterhaft die Trümmer umgaben. Es war ein unheimlicher Ort, aber die Kuklux hätten keine bessere „Höhle" finden können, um sich darin einzunisten.

Fand eine Sitzung statt, so wurden die beiden Lictoren als Wachen ausgestellt, der eine dicht am Hause, der andere etwa 40 Meter davon auf der Straße, die nach der Stadt führte. Sie trugen den phantastischen Aufputz ihres Ordens und als Zeichen ihrer Würde einen ungeheuern Speer in der Hand.

Obgleich es den Mitgliedern verboten war, Propaganda zu machen, so durften sie sich doch mit Außenstehenden von den Gerüchten unterhalten, die über den Clan in Umlauf waren. Sie äußerten dabei vielleicht zum Schein ihre Absicht, der Gesellschaft beizutreten. Sprach dann ihr Bekannter den gleichen Wunsch aus, so wurde verabredet, den Schritt gemeinsam zu thun, und der Eingeweihte gab vor, zufällig Mittel und Wege erfahren zu haben, die zur Aufnahme führen könnten. Auf solche und ähnliche Weise wurden neue Mitglieder ohne directe Aufforderung zum Beitritt veranlaßt. Der Neuling traf den Kuklux nachts zur bestimmten Stunde am festgesetzten Orte. Sie näherten sich dem gespenstischen Lictor, der sie anrief, sie ausfragte und, nachdem sie ihr Begehren vorgetragen, durch einen lauten Pfiff seinem Kameraden ein verabredetes Zeichen gab. Der zweite Lictor verband dem neuen Bewerber die Augen, und dieser ließ sich nach

Digitized by Google

der „Höhle" führen, in der Meinung, daß mit dem Kuklux das Gleiche geschähe. Man leitete ihn durch die Zimmer, dann in den Keller hinab und stellte ihm allerlei Hindernisse in den Weg, um ihn in Schrecken zu setzen. Nachdem man so eine Zeit lang sein Spiel mit ihm getrieben, ward er vor den Großen Cyklopen geführt, der ihm eine Anzahl Fragen vorlegte. Die meisten derselben waren im höchsten Grade albern und ungereimt, einige jedoch auch ernster Art. Fielen diese Antworten nicht zur Zufriedenheit aus, so wurde wol die Aufnahme verweigert, im entgegengesetzten Falle aber dem Novizen noch einmal das Versprechen der Verschwiegenheit abgenommen, das er schon gleich zu Anfang geleistet hatte. Dann gab der Große Cyklop den Befehl: „Man führe ihn vor des Königs Altar und schmücke sein Haupt mit der Krone!" Dies war eine ungeheuere, mit zwei riesigen Eselsohren versehene Kopfbedeckung, des Königs Altar aber ein großer Spiegel. Vor diesen stellte man den Novizen in seiner lächerlichen Verkleidung; der Großtürke nahm ihm die Binde ab, und zu gleicher Zeit brach die ganze Versammlung in ein wildes ohrenzerreißendes Schreien und Lachen aus, und der neue Kuklux sah sich von vermummten phantastischen Gestalten umgeben, die er durchaus nicht zu erkennen vermochte. Solcher Art waren die bei der Aufnahme beobachteten Ceremonien, und ihre Geheimhaltung natürlich geboten, weil sonst der ganze Spaß ein schnelles Ende genommen hätte. Daher gebrauchte man auch große Vorsicht bei der Wahl neuer Mitglieder und schloß alle unzuverlässigen Charaktere, heftige und unbedachte Leute oder solche, die dem Trunk ergeben waren, von der Aufnahme aus. Um sie abzuschrecken, griff man zu den drastischsten Mitteln, und sicherte so den Clan vor unberufenen Eindringlingen.

Man wollte eine Zeit lang seine Kurzweil treiben, niemand glaubte, daß die Sache von Dauer sein könne, viel weniger, daß sie einen ernsten Charakter annehmen und eine so ungeheuere Ausbreitung finden würde, wie in der Folge geschah.

Im Juli und August 1866 gingen Berichte über die geheimnißvolle Gesellschaft durch alle Zeitungen, und die Bürger von Pulaski geriethen in große Aufregung. Nach Verlauf von etwa sechs Wochen hatte jedoch die öffentliche Neugier schon so sehr abgenommen, daß sich niemand mehr um das Gebaren der Kuklux kümmerte und der Clan gewiß eines frühen Todes gestorben wäre, wenn er nicht zahlreichen Zuzug aus der Umgegend erhalten hätte. Die neuen Mitglieder vom Lande kamen bald um die Erlaubniß ein, an verschiedenen Orten der Grafschaft eigene „Höhlen" zu gründen, und ihre Anzahl wuchs mit viel größerer Schnelligkeit, als dies in der Stadt der Fall gewesen war. Zwar galt der Große Cyklop von Pulaski als Haupt des ganzen Ordens; aber er stand nur in sehr losem Zusammenhang mit den Zweiggesellschaften, die sich bald über ganz Tennessee, Mississippi, Alabama und Texas verbreiteten; ihm stand kein Mittel zu Gebote, seine Autorität geltend zu machen und seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen.

Die zunehmende Verbreitung der Gesellschaft und die Rückwirkung der öffentlichen Meinung auf den Clan selbst war wol die erste Veranlassung, daß die Kuklux-Höhlen mit ihrem phantastischen Treiben sich allmählich in die gefürchteten Lynchgerichte umwandelten, die das ganze Land in Schrecken setzten. Es galt

Digitized by Google

einmal als feststehend, daß große Dinge im Werke seien und daß der Clan eine bedeutende Mission verfolge; selbst neu hinzutretende Mitglieder wurden in diesem Glauben durch die abenteuerlichen und geheimnißvollen Umstände bestärkt, die ihre Aufnahme begleiteten. Die hochtönenden Namen, die unheimlichen Zurüstungen, die feierliche Verpflichtung mußten eine tiefere Bedeutung haben als vorübergehende Kurzweil! Nicht lange, so wurden sich die Kuklux der Herrschaft bewußt, die sie über die Gemüther ausübten.

Der abergläubische Neger, der einsame Wanderer, den sein Weg bei Nacht an dem gespenstischen Lictor in der Nähe einer Kuklux-Höhle vorbeiführte, aus welcher vielleicht gerade gräßlicher Lärm und wildes Geschrei ertönte, wurde von Grauen erfaßt. Seine Einbildungskraft vergrößerte noch, was er gesehen und gehört hatte, und die phantastischsten Berichte wurden in Umlauf gesetzt. Oft trieben die Kuklux wol auch mit einzelnen Personen ihre Possen; so erzählten die Neger mit Entsetzen, der furchtbare Reiter habe seinen Kopf abgenommen und hauptlos dagestanden, er habe seine kalte Todtenhand nach ihnen ausgestreckt und sie mit schauriger Grabesstimme angeredet. Selbst die Gebildeten und Aufgeklärten konnten sich der Furcht vor der dunkeln und unbekannten Macht nicht ganz erwehren; für die Unwissenden und Abergläubischen aber wurde der Kuklux-Clan, sobald er in die Gegend kam, ein Popanz und gespenstisches Schreckbild.

Bei den damaligen gesetz- und regellosen Zuständen des Landes lag der Gedanke nicht allzu fern, diese unsichtbare Gewalt in den Dienst der Selbsthülfe zu stellen, durch sie die Feinde des Friedens und der Ordnung zu bekämpfen und Besitz und Eigenthum zu schützen. Zwar hatten sich die Wellen der großen Revolution damals schon gelegt, und die bessere Klasse der Bewohner des Südens fügte sich ohne weiteres Murren der Entscheidung, die das Schwert herbeigeführt; die neue Ordnung der Dinge brachte aber Misstände mit sich, die ganz unerträglich schienen. Hatte man sich auch mit den Anhängern der Union ausgesöhnt, so erregten doch die Ueberläufer, die es stets mit der siegreichen Partei gehalten, grimmigen Haß und Unwillen. Sie waren für ihre Verrätherei mit hohen Aemtern belohnt worden, und um nicht wieder in Dunkel und Unbedeutendheit zurückzusinken, thaten sie alles, was in ihren Kräften stand, um den Streit der Parteien zu nähren.

Ein noch gefährlicheres Element bildeten die Neger. Die Sklaven waren plötzlich zu freien Bürgern geworden, ohne die Fähigkeit, sich selbst zu regieren oder für ihren Unterhalt zu sorgen, vielen war Freiheit und Zügellosigkeit gleichbedeutend. Den Gesetzen, die ihre frühern Herren erlassen hatten, weigerten sie den Gehorsam und glaubten sich zu jeder Uebertretung und Gewaltthat berechtigt. Es wäre damals ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, überall bürgerliche Ordnung und Recht durchzuführen; der Arm der Gerechtigkeit konnte die zahllosen Uebelthäter nicht erreichen, die Gefängnisse hatten nicht Raum genug für sie. Diebstahl und Raub, muthwillige Zerstörung des Eigenthums, um irgendein kleinliches Rachegelüst zu befriedigen, waren an der Tagesordnung. Mit den Negern vereinigte sich der Auswurf der weißen Bevölkerung zu Schandthaten aller Art. Sie bildeten einen Bund, der sich „Union-League" nannte und dessen Mitglieder

Digitized by Google

bis an die Zähne bewaffnet einhergingen und das Eigenthum und Leben von Personen und ganzen Familien bedrohten, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie der Partei der Conföderirten angehört hatten.

Gegen die Angriffe und Gewaltthätigkeiten der Union-League vor allem machte der Kuklux-Club seinen gefürchteten Einfluß geltend. Wo dies geschah, hörten die Räubereien und Ungerechtigkeiten auf, oder wurden wenigstens einigermaßen in Schranken gehalten; die Neger lernten Achtung vor fremdem Eigenthum und begannen ein arbeitsames und geregeltes Leben zu führen. Ein Fortschritt zum Bessern wurde sichtbar, und kein Zweifel: man verdankte ihn dem heilsamen Schrecken, den der Kuklux-Clan zu verbreiten verstand. Es war ein gefährlicher Weg, den dieser eingeschlagen hatte, darüber täuschten sich die wenigsten; aber man sah damals keine andere Rettung.

Die Befürchtung, daß die schlimmen Mittel, durch die man bestehende Uebel bekämpfen wollte, leicht ähnliche Uebel erzeugen könnten, erfüllte sich nur zu bald. Durch Warnung und Abschreckung hatten die Kuklux die Missethäter vom Bösen zurückhalten wollen; aber leider blieb es dabei nicht, und die Fälle, in denen sie die Strafjustiz selbst in die Hand nahmen, begannen sich zu mehren. Manche stimmten damals dafür, den Bund aufzulösen; aber man konnte sich der einmal heraufbeschworenen Geister nicht wieder entledigen.

Eine geschlossene und feste Reorganisation des Clans schien das einzige Mittel zu sein, um größern Schaden zu verhüten. Infolge einer Aufforderung des Großen Cyklopen von Pulaski versammelten sich demgemäß im Sommer 1867 Abgesandte der Kuklux-Höhlen aus den verschiedenen Südstaaten in Nashville (Tennessee). Ein sorgfältig ausgearbeiteter Reorganisationsplan wurde ihnen vorgelegt und einstimmig angenommen. Das „Unsichtbare Reich" zerfiel danach in zahlreiche Abtheilungen, die unter der Controle höherer und niederer Beamten standen, deren Obliegenheiten genau vorgeschrieben waren. Was die Principien des Clans betraf, so erklärte die Versammlung auf das bestimmteste, daß sie die Constitution der Vereinigten Staaten als oberstes Landesgesetz voll und ganz anerkenne und jedes neu hinzutretende Mitglied sich eidlich verpflichten müsse, der Verfassung Gehorsam zu leisten.

Der Zweck des Bundes sollte sein, die Schwachen und Unschuldigen vor Schmach und Gewalt zu schützen, den Bedrückten zu ihrem Recht zu verhelfen und allen unverdient Leidenden beizustehen, besonders den Witwen und Waisen vormaliger Offiziere der conföderirten Armee. Die Kuklux sollten für Durchführung der constitutionellen Gesetze eintreten und aller Willkürherrschaft und Ungerechtigkeit widerstreben. Letzteres erschien um so nöthiger, als im Jahre 1865 die Aufruhracte im Staate Tennessee erneuert und das Wahlrecht beschränkt worden war. Eine rohe und barbarische Negermiliz schaltete und waltete nach Gefallen innerhalb der Grenzen des Staates. Gesetzwidrige Verhaftungen und Untersuchungen kamen täglich vor, und keiner war mehr seiner Freiheit, seines Lebens und Eigenthums sicher.

Der reorganisirte Kuklux-Clan fand seine Mission darin, all diesem Unwesen

Digitized by Google

zu steuern. Durch Kunstgriffe und Vorspiegelungen aller Art gelang es, die Massen über Zahl und Ausbreitung seiner Mitglieder zu täuschen. Eins der Mittel, die man anwandte, um einen übertriebenen Begriff von der Macht des Bundes zu verbreiten, war die große geheimnißvolle Parade am Abend des 4. Juli 1867, die zur selben Zeit in fast allen großen Provinzialstädten des Südens gehalten wurde. Am Morgen dieses Tages fand man Papierstreifen in den Straßen verstreut, auf welchen die Worte zu lesen waren: „Heute Abend halten die Kuklux ihren Umzug in der Stadt.“ Mit einbrechender Nacht versammelte sich eine zahlreiche Zuschauermenge, die von nah und fern herbeigeströmt war. Endlich hoffte man dem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Unter der Zahl der Ankömmlinge hatten sich auch die Kuklux befunden; an vier verschiedenen Punkten der Stadt versammelten sie sich gegen Abend, legten ihre groteske Verkleidung an und vermummten auch die Pferde mit bunten Decken. Eine aufsteigende Rakete gab das Signal, und von allen vier Enden der Stadt bewegten sich anscheinend endlose Reiterzüge gegeneinander, kreuzten sich in verschiedenen Richtungen und paradirten auf diese Weise wol zwei Stunden lang in ununterbrochenen Reihen in den Straßen umher. Um eine Entdeckung zu vermeiden, nahmen die Mitglieder, die in der Stadt wohnten, nicht am Umzuge theil, sondern mischten sich unter die Zuschauer. Selbst dem besonnensten Beobachter scheint es unmöglich gewesen zu sein, die Zahl der vermummten Reiter auch nur annähernd zu schätzen. Augenzeugen sprechen von vielen Tausenden, während in Wahrheit sich in Pulaski z. B. kaum 400 Kuklux an dem Aufzuge betheiligten.

Es konnte nicht fehlen, daß bei der großen Ausbreitung des Unsichtbaren Reiches auch schlechte Elemente und böswillige Mitglieder Aufnahme fanden, die sich der strengen Controle des Clans zu entziehen wußten und nach Gefallen seine Macht zu ihren Privatzwecken misbrauchten. Sie verübten Excesse, die zwar von seiten des Bundes streng getadelt und verurtheilt wurden, aber auch zugleich den Feinden der Kuklux den längsterwünschten Vorwand lieferten, bei der Regierung um Hülfe gegen den verhaßten Orden einzukommen und durch ihr Einschreiten seine Unterdrückung zu bewirken. Seine Unthaten erschienen groß und mannichfaltig; denn ihn beschuldigte man all der zahlreichen Verbrechen, die in den Jahren der Gesetzlosigkeit und Bedrückung von 1865 bis 1869 durch vermummte Personen verübt worden waren. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die wenigsten davon wirklich dem Bunde angehörten; es waren verkleidete Neger und Weiße, die unter dem Schutze des gefürchteten Namens meinten ihre Schandthaten ungestraft ausüben zu können. Daß sie nicht echte Kuklux waren, ließ sich jedoch schwer beweisen, und so wuchs der Haß gegen den Bund ins Maßlose, trotz des feierlichen Protestes gegen Misbrauch seines Namens und alle falschen Beschuldigungen, den der Clan im Herbst des Jahres 1868 veröffentlichte.

Negerbanden bewaffneten sich, um gegen die Kuklux zu ziehen; wo sie dieselben angriffen, fanden sie natürlich Widerstand, und es kam zum offenen Kampfe; Blutvergießen und andere Greuelthaten blieben nicht aus. Um ferneres Unheil zu verhüten, ergriff die Regierung nun energische Maßregeln. Der Gouverneur Brownlow von Tennessee berief im September 1868 eine außerordentliche Ver-

Digitized by Google

sammlung und erließ das berüchtigte Anti-Kuklugesetz, eins der drakonischsten und greuelvollsten Ausnahmegesetze, die je die republikanische Freiheit der Union gefährdet haben. Es bedrohte alle, die jemals zu der geheimen Gesellschaft gehört hatten oder noch in irgendeiner Verbindung mit derselben standen, mit schwerer Geld- und Zuchthausstrafe und öffnete durch Aussetzung hoher Belohnungen Thür und Thor für die schmählichste Spionage und Angeberei.

Wer sich bei der Regierung beliebt machen wollte, trat in die freiwillige Bürgerwehr des Staates Tennessee ein; über ganze Grafschaften wurde das Kriegsrecht verhängt; auf den ungegründetsten Verdacht hin oder die böswillige Anklage eines rachsüchtigen Negers oder Weißen konnte der friedlichste Bürger mit Weib und Kind von Haus und Hof getrieben und zur Verzweiflung gebracht werden. Es war eine Zeit der Schreckensregierung, und Tausende, die zu den Kuklux gehört hatten, im guten Glauben, dadurch der Sache des Friedens und der Ordnung zu dienen, die keine gesetzwidrige Handlung begangen hatten und von den Ausschreitungen heimtückischer Mitglieder kaum Kenntniß besaßen, sahen ihr Leben und ihre Freiheit bedroht.

Im Februar 1869 wurde der Gouverneur Brownlow in den Senat nach Washington berufen. Bald darauf veröffentlichte der Große Zauberer des Unsichtbaren Reiches eine Proclamation, in welcher er das ungerechte Verfahren gegen den Kuklux-Clan beklagte. Da derselbe nun seine Aufgabe, gegen Gesetzlosigkeit und Gewaltthat jeder Art zu kämpfen, zur Genüge erfüllt habe, so erkläre er, der Große Zauberer, jetzt kraft der ihm übertragenen Macht den Kuklux-Clan für aufgelöst und ertheile den Mitgliedern Befehl, sämmtliche Abzeichen des Bundes zu verbrennen und sich fernerhin nie mehr zu Versammlungen einzufinden. Bei dem strengen Verbot aller Veröffentlichungen, die sich auf den Clan bezogen, stieß die Verbreitung dieser Proclamation auf große Schwierigkeiten; aber wo sie hingelangte, fand sie unbedingt Gehorsam. Man kann annehmen, daß vom März 1869 an der Kuklux-Clan aufgehört hatte, als organisirter Bund zu existiren. Wenn auch das vom Congreß eingesetzte Untersuchungscomité noch nach diesem Datum über manche Missethat berichtet, welche die Kuklux verübt haben sollen, und die Zeitungen fortfuhren, Schreckensgeschichten zu verbreiten, so werden dieselben der Gesellschaft doch fälschlich zur Last gelegt.

Der Kuklux-Clan bestand nicht mehr, er war eines tragischen Todes gestorben, wenn auch seine zufällige Entstehung und seine Ausbreitung weit eher einer Komödie glich. Nur die abnormen politischen und socialen Zustände, die damals in den Südstaaten der Union herrschten, hatten einen solchen Orden ins Leben rufen und ihm Dauer verleihen können. Bei geordneten staatlichen Verhältnissen ist es undenkbar, daß eine ähnliche Organisation je wieder entstehen sollte.

---

Digitized by Google

# Chronik der Gegenwart.

## Musikalische Revue.

Mit jedem Jahre wächst und schwillt die Hochflut musikalischer Production immer mehr und mehr an, und wer nur ganz allein die Nova auf dem Gebiet der Oper und der höhern, bedeutendern Formen der Concertmusik, als da sind: Symphonien, Suiten, Quartette und Verwandtes, Concerte, ferner: Oratorien, Cantaten u. s. w. kennen lernen und über jede einzelne Erscheinung eingehend berichten wollte, hätte wahrlich mehr zu thun, als er, und wäre er selbst ein Hercules an Arbeitskraft, zu leisten fähig wäre. Ungleich größer noch als die Zahl der neu zu Tage geförderten Tonschöpfungen ist aber die Zahl der „reproducirenden" Künstler geworden, die durch ihre „Concert-Tournéen" dem musikalischen Bedürfniß, namentlich dem kleinerer und kleinster, der musikalischen Cultur noch etwas ferner stehenden Städte Genüge zu leisten bemüht sind. Ein oft mühsam einstudirtes Programm, wenn es hoch kommt wol auch zwei dergleichen, das eine für den gewähltern Geschmack und die größern Städte, das andere für die „kleinen Nester" und recht populär: das ist die Speise, die dem musikalisch darbenden Publikum überall vorgesetzt wird; das ist zugleich das „tägliche Brot", das so manchen Künstler armselig und kärglich nähren soll. Seitdem aber sogar Größen ersten Ranges es nicht verschmähen, sich auch in kleinern Orten hören zu lassen, ist man auch da allzu schnell verwöhnt worden, und wenn nicht der Künstler sich schwarz auf weiß ausweisen kann, daß er mindestens in einer musikalischen Metropole „Furore gemacht" und seine Concurrenten aus dem Felde geschlagen hat, so kann er sicher sein, daß er seine Kunst vor leeren Stühlen produciren wird. Fürwahr, ein trauriges Dasein fristen so manche Künstlerexistenzen, deren Jahr um Jahr immer wieder neue, oft nur halbfertige, durch die Conservatorien in die Welt gesetzt werden, nicht etwa um der Kunst würdige Priester zu sein, sondern ein musikalisches Künstlerproletariat großzuziehen, das der wahre Hohn auf jenes an die „Künstler" gerichtete Dichterwort ist: „Der Menschheit Würde ist in euere Hand gegeben; bewahret sie! Sie sinkt mit euch; mit euch wird sie sich heben."

Doch hinweg mit diesem düstern Bilde! Von diesem dunkeln Hintergrunde musikalischer Ueberproduction auf jeglichem Gebiet heben sich einzelne bemerkenswerthe Erscheinungen ab, die, soweit sie in der jetzt nahezu schon verflossenen Wintersaison berechtigte Aufmerksamkeit erregt haben, hier Gegenstand kurzer Erörterungen sein sollen.

Auf dem Felde der deutschen Oper hat wol unbestritten in diesem Winter Wien die Führerschaft innegehabt. Anfang October brachte die Hofoper „Marffa" von Johannes Hager. Hinter dem Pseudonym des Autornamens verbirgt sich kein Geringerer als der Hofrath im k. k. Ministerium des Aeußern Joh. Frei-



Digitized by Google

herr von Haßlinger. Die Oper selbst ist bereits vor 25 Jahren entstanden, also zu einer, wie man mit Rücksicht auf unsere moderne Oper fast sagen möchte, antediluvianischen Zeit. Und so stört denn auch diese „Marffa"-Musik kaum ein harmoniefremder Ton, keine widerhaarige Dissonanz, kein obstinater Vorhalt, kein greller, übermäßiger Dreiklang, durch die so etwas wie „dramatische Kraft" in die Musik kommen soll. Alles athmet den süßen innerlichen Frieden, in den offenbar Mendelssohn den Autor eingesungen hat. Und so nimmt sich denn dieses bei seiner Geburt schon 25 Jahre alte Kind merkwürdig genug in der ihm wildfremden Umgebung gleichzeitig ans Tageslicht gekommener Goldmark'scher, Boito'scher, Goldstein'scher und Verdi'scher Geschwister aus. „Die Oper ist", wie Speidel urtheilte, „die durchaus achtbare Arbeit eines wohlgesinnten Geistes, gehört aber nicht zu den Werken, die zur Seligkeit nothwendig sind." Die Handlung der Oper ist nach Rußland und in die Zeit der Leibeigenschaft verlegt: Marffa, die Tochter des Gutsherrn Arseniew, soll den Fürsten Petrosow heirathen, liebt aber ihres Vaters „Weidmeister" Boris, einen Leibeignen. Die mannichfachen Verschwörungen gegen diesen Herzensbund, den keine Gewalt als die des Todes lösen kann, der Marffa zum Opfer fällt, bilden den Hauptgegenstand des nicht immer anstoßfreien, tendenziösen und etwas an Fritz Reuter's „Kein Hüsung" erinnernden Libretto.

Der „Marffa" folgte an derselben Bühne als nächste Novität Goldmark's „Merlin". Unwillkürlich denkt man bei dieser Aufeinanderfolge an Schiller's „Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit. Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen". „Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben." Und der mit allem denkbaren Pomp und phantastischem Schmuck auftretende britische Held und Zauberer Merlin hat die blöde, Mendelssohn'scher und überhaupt der alten Richtung in blinder Leibeigenschaft ergebene, lichtscheue russische Maid verdrängt. Daß Merlin's Flitterpracht oft genug mit keckem Griff entliehen und erborgt ist, thut dabei nichts zur Sache: „Wem's gelingt, dem ist's verziehen; denn jeder Ausgang ist ein Gottesurtheil." Der Dichter des Textbuches, Siegfried Lipiner, gestaltet die alte keltische Volkssage also: König Artus mit seinen Paladinen Lancelot und Gawein wird in der Schlacht von den Sachsen bedrängt und kommt, dank der Verrätherei Modred's, in harte Gefahr. Da sendet er Botschaft an Merlin um Hülfe. Dieser, der Sohn des Teufels und einer reinen vom Satan mit Gewalt bezwungenen Jungfrau, verfügt über alle Kräfte der Hölle, ja über den Teufel selbst, der in der Oper als Dämon erscheint; aber er verwendet dieselben dem Sinne der Mutter entsprechend, d. h. nur zu reinen und frommen Zwecken. Zugleich ist er Dichter, Sänger, Prophet und patriotisch gesinnter Barde, alles in einer Person, dabei noch im Besitz einer Wunderharfe. Man müßte also annehmen, daß er selbst im Stande sei, mittels eigenen Zaubers die Feinde zu schlagen und Artus zu retten: aber trotzdem bedient sich Merlin des ihm mit Widerwillen und Zähneknirschen untergebenen Dämons, der sich des verhaßten Zwanges, den der Held auf ihn ausübt, gern entledigen möchte. Er selbst weiß aber kein anderes Mittel, als die Fee Morgana zu beschwören, die als die allwissende, der „Urwala Erde" aufs Haar gleichende, nur viel redseligere Halbgöttin, obwol sie nichts verrathen will, doch so viel ausschwatzt, als für den Dämon gerade genug ist, um Merlin zu verderben. „Weiberliebe" nämlich, so orakelt Morgana, „entfremdet ihn sich selbst." Glücklicherweise kennt der Dämon das schönste Weib der Welt, Viviane, eines Herzogs Tochter, eine passionirte Jägerin; sie soll seinen Zwecken dienstbar werden und ihm Merlin's Seele gewinnen helfen. Inzwischen sind die Sachsen durch den Dämon „mit Blindheit geschlagen worden" und haben die Schlacht verloren. Den siegreich heimkehrenden König Artus verherrlicht Merlin in einem rauschenden Siegesgesang, nachdem er zuvor den Verräther Modred entlarvt. Den Siegesjubel unterbricht ein hinter der Scene ertönender lustiger Jagdgesang Vivianens, die bald mitten

Digitized by Google

unter die staunende Menge tritt. Sie liebt Merlin von dem Augenblicke an, wo sie ihn sah, und Merlin geräth bei ihrem Anblick in Verwirrung — und das darf man ihm als einem wenn auch nur zur Hälfte menschlichen Wesen, namentlich aber als einem nach Wagner'schem Muster gebildeten Heldentenor, der demnach schon beim ersten Anblick mutatis mutandis zu fragen berechtigt ist: „Mein Fräulein, sagt, seid Ihr schon Braut?" — gar nicht so übel nehmen. Trotz alledem wird ihm diese Gedankensünde, über die niemand mehr als er selbst erschrickt, von seiner göttlichen Harfe sofort sehr übel genommen: denn als Merlin sich von Vivianen abkehrt und seinen unterbrochenen Siegesgesang, als wäre nichts geschehen, weiter fortführen will, strikt die Harfe — und verstummt. Merlin ist bereits im ersten Act „gerichtet", ein verlorener Mann, dem das wenig beneidenswerthe Schicksal blüht, sich noch zwei Acte lang erst moralisch und dann auch physisch todtsingen zu müssen: weiter hat es keinen Zweck. Der Vorfall mit Viviane erregt einige Misstimmung, etwa wie wenn in einer guten Gesellschaft ein recht tölpelhaftes Wort im Augenblick unvorhergesehener Stille gefallen ist. Mit gutem savoir-vivre ergreift König Artus als Anstandsherr das Wort und fordert naiv genug, Viviane solle den armen Merlin mit seiner stummen Harfe als „Sieger in absentia" bekränzen. Merlin stößt Viviane zwar zurück, und Viviane wirft ihm den Kranz vor die Füße, um schleunigst davonzueilen, aber mit Merlin ist es aus, das merkt jeder sofort; damit aber das Schlußtableau nicht fehlt, setzt der ritterliche König den eigenen Kranz dem Sänger auf das sieggekrönte Haupt. Der zweite Act spielt eigentlich in dem „Zaubergarten Klingsor's", nach Goldmark-Lipiner aber vor Merlin's Tempel. Die eine Gegend ist nämlich der andern zum Verwechseln ähnlich. Viviane will in begreiflicher Neugierde gern das Innere des verschlossenen Zaubertempels sehen — und siehe, ihre Erscheinung und ihr Wort wirkt wie ein „Sesam, thu' dich auf"; der Tempel öffnet sich; ein geheimnißvoller Schleier, der von Viviane instinctiv in Besitz genommen wird, fliegt ihr entgegen. Er zaubert die leibhaftigen „Blumenmädchen" sammt ihrem reizenden Gesange aus dem zweiten Acte des „Parsifal" herbei und endlich Merlin selbst, mit dem Viviane ein Liebesduett à la Kundry und Parsifal, nur mit umgekehrtem Ausgange zu singen hat: der Störenfried der süßen Schäferstunde ist nämlich der Bote von König Artus. Den letztgenannten hat Modred in neue Noth gebracht, aus der Merlin erfahrungsgemäß den wackern Helden ohne weitere Anstrengung zu retten berufen ist. Doch der Zauberer Merlin ist eben nicht mehr der Zauberer Merlin, und der Schleier, den Viviane in dem entscheidenden Moment über den Geliebten ausbreitet, thut wenigstens das Gute, daß er den edeln Helden vor einer unfehlbaren Blamage rettet, aber er gibt zu gleicher Zeit denselben der Macht des Dämons anheim. Und genau wie am Ende des zweiten Actes im „Parsifal" verdorrt auch hier der Zaubergarten meuchlings zu einer Einöde und es „triumphirt das Laster": denn Merlin ist elendiglich an Ketten geschmiedet, in wilder Felsengegend der Macht seines Dämons anheimgegeben. Zum guten Glück ist aber Viviane kein unzuverlässiger Geist oder böser Dämon, sondern ein treu liebendes Weib, im Augenblick zwar rathlos, aber doch nicht verzweifelt, wie Merlin zu helfen ist. Wieder erscheint das Feenorakel Morgana: „Liebe stärker als der Tod wird ihn erlösen." Das genügt, mag sich Viviane im stillen sagen. Mit dem Augenblick, wo sich Viviane dazu entschließt, für und mit Merlin zu sterben, hat nach dem Faustrecht der Geister sie die Oberhand über den Dämon und dieser das Spiel verloren. Es bedarf nur noch eines Anlasses, um diese ganze Theatermaschinerie, an der alles Blendwerk und Trug ist, in Bewegung zu setzen und die ganze Sache ist wieder auf den Kopf gestellt. Der Anlaß dazu ist leicht geboten: es ist der unglückselige Artus, der trotz seines glorreichen, sagenhaften Nimbus in dieser Oper von Lipiner strictissime dazu verdammt ist, immer zur rechten Zeit in der Noth zu stecken, aus der ihn zu entreißen wiederum Merlin's Bestimmung ist, der dieser nach Kräften gerecht wird.



Digitized by Google

So auch jetzt: Vivianens heroischer Entschluß macht ihn frei von den Ketten; er stürmt für Artus in den Kampf, siegt und stirbt an der erhaltenen Wunde; seine Seele aber rettet Viviane durch ihren freiwilligen Opfertod aus der Gewalt des Teufels. „Ein artiger Stoff für ein Ballet", so urtheilt der Wiener Speidel sehr treffend, nimmermehr aber für eine Oper, d. h. ein musikalisches Drama, das sie nach der Absicht des Componisten und des Dichters sein soll. Wer von einem solchen freilich nicht mehr verlangt, als ein berauschendes, mit allem erdenklichen Raffinement und von allen Seiten mit kecker Hand zusammengetragenen, erlaubten und unerlaubten Mitteln ausgeführtes Ausstattungsstück und eine dem eben charakterisirten „dichterischen" Gehalt nicht blos entsprechende, sondern was die Nichtoriginalität und „Anlehnung" an Wagner'sche Vorbilder betrifft, denselben noch übertreffende Musik, der mag an Goldmark's „Merlin" Gefallen finden, und es spricht wahrlich nicht zu Ungunsten des Geschmacks unserer musikalischen Genossen jenseit des Oceans, daß die Oper in Neuyork bei weitem nicht den Erfolg als in Wien gehabt, ja sogar bei der Kritik stellenweise die allerschärfste und bitterste Zurückweisung erfahren hat: eine Zurückweisung, die sich nicht blos auf das Werk, sondern auch auf die wiener Kritik, namentlich auf Hanslick's lobendes Urtheil über die Oper bezieht. Ein gleich ungünstiges Urtheil über die Musik in der Goldmark'schen Oper fällt auch Speidel im „Wiener Fremdenblatt": „Goldmark hat sich in Richard Wagner's Musik so tief eingelebt, daß er zuweilen das Gefühl dafür verliert, was sein persönliches Eigenthum und was das Eigenthum seiner Vorgänger ist. Das bezieht sich nicht blos auf die allgemeine Methode Wagner's oder auf einzelne Wendungen oder charakteristische Zusammenstellungen von Instrumenten; nein, ganze Stimmungen und Stimmungscomplexe, ja Motive in fast wörtlicher Uebereinstimmung hat Goldmark aus Wagner in seine Oper herüberempfunden. Man denkt bei Goldmark oft genug an «Tanhäuser», «Lohengrin», an «Hans Sachs» und «Tristan und Isolde» (die Entlehnungen aus «Parsifal» bleiben hierbei noch ganz unberücksichtigt) und namentlich bis in die erste Hälfte des ersten Actes hinein (man kann mit dem «Musical Courier» getrost sagen, vom Anfang bis zum Ende) umschwärmen uns diese Erinnerungen in der leidigsten Weise." Hin und wieder zeigt sich, auch nach Speidel's Urtheil, Schubert, Schumann, Goldmark's besonderer Liebling, und Mendelssohn — was bleibt somit für Goldmark noch übrig? Nicht mehr als der Ruhm, ein findiger, gewitzter Compilator zu sein und in der Kunst zu instrumentiren und durch exotische Farbentöne einen narkotischen, betäubenden Zauber auszuüben, der aber beim Erwachen aus dem lethargischen Schlummer das katzenjämmerliche Bewußtsein musikalischer Dumpfheit in seiner ganzen Schwere empfinden läßt.

Wenige Tage vor der ersten Aufführung des Goldmark'schen „Merlin" ging in Berlin eine neue Oper des talentvollen Componisten Heinrich Hoffmann in Scene: „Donna Diana", nach dem gleichnamigen bekannten Lustspiel Moreto's gearbeitet. Die Musik zeigt alle Vorzüge und Schwächen der Hoffmann'schen Compositionsweise: leichten Melodienfluß, treffliche Arbeit und Sorgsamkeit in der Conception, aber Mangel an eigentlich dramatischem, hier specifisch komischem Talent und große Monotonie bei geringer Ideenselbständigkeit. Rubinstein's „Kinder der Heide", die in Kassel im Januar 1887 aufgeführt wurden, sind zwar keine neue Oper, aber der Componist hat sein Werk einer ziemlich durchgreifenden Aenderung unterzogen. Die Oper, welche nach Karl Beck's bekannter Erzählung „Janko" gearbeitet ist, zählt unbedingt zu den besten Schöpfungen Rubinstein's und bringt einen großen Reichthum an bunten, volksthümlichen, d. h. slawischen und zigeunerischen Lebensbildern, die durch eine den nationalen Weisen nachgebildete Musik ein äußerst lebhaftes Colorit erhalten. Dabei fehlen auch große tragische Züge nicht; so im

Digitized by Google

Finale des dritten Actes die Ermordung des Grafen durch den Roßhirten Wanja. In Köln wurde die bereits im vorigen Jahre in Karlsruhe zur Aufführung gebrachte biblische Oper „Noah" aufgeführt. Sie stammt aus dem Nachlasse Halévy's und ist von dessen Schwiegersohn, dem talentvollen Componisten der „Carmen", Bizet, vervollständigt. Trotz alledem vermag sie nur durch die auf der Bühne dargestellte „Sintflut" zu imponiren, deren Wassermengen es wol auch der allgemein als sehr „wässerig" bezeichneten Musik angethan haben mögen.

Wegen der Nähe der Beziehungen sei denn auch gleich an dieser Stelle der Reßler'schen Oper „Otto der Schütz" Erwähnung gethan, in welcher der böse Ebbo einen Rheindammdurchstich verbricht und allgemeine Ueberschwemmung hervorruft. Aber wie so oft die böse Absicht zum Guten verkehrt wird, so hat auch hier die frevelhafte That die gute Folge, daß die Oper etwas wirklich Gutes und allerdings nur Sehenswerthes, Decoratives — was bei der Oper freilich manchem Verblendeten Nebensache erscheinen mag — bietet. Von der Hauptsache, der Musik, sei nur bemerkt, daß wie im „Trompeter von Säkkingen" die Trompete, so entsprechend in dem „Schützen Otto" das Jagdhorn bald auf, bald hinter, bald vor der Scene sehr viel und schön zu blasen hat. Die Oper kam auf dem Stadttheater zu Leipzig an das Licht der Lampen und hatte einen großen Erfolg — unter den dem Componisten treuergebenen Sangesbrüdern und Schwestern. Die grausame Kritik wußte einstimmig außer dem Durchbruch der Rheindämme an dem Werke kaum etwas zu loben. Auf derselben Bühne sind als die bedeutsamsten Ereignisse die Aufführung der ersten beiden Tagewerke des „Ring des Nibelungen" und das zweimalige Gastspiel der Frau Pauline Lucca zu verzeichnen („Carmen" und „Die bezähmte Widerspenstige"). Bei der genialen Künstlerin zählt nur die Stimme die Zahl der Lebensjahre mit; das künstlerische Empfinden und das unübertreffliche Darstellungstalent bleibt ewig jung und trotzt jedem Ansturm. Wer die psychologischen Räthsel, die eine Carmen- und Katharina-Natur bietet, so zu lösen und uns glaubhaft zu machen versteht wie Pauline Lucca, ist eine auserlesene gottbegnadigte Künstlerindividualität, die man gern zu Nutz und Frommen unserer Kunst für alle Zeiten an die die Welt bedeutenden Breter festgebannt wünschte.

Im Auslande bürgert sich unsere deutsche Oper immer mehr ein. So namentlich in Italien (Florenz) „Lohengrin", der nebst der „Königin von Saba" von Goldmark übrigens auch in Madrid an der Italienischen Oper (mit der ehemaligen wiener Sängerin Frau Kupfer-Berger) seinen Einzug gehalten hat. Lamoureux, der eifrige Anhänger der Wagner'schen Musik, hat sogar ernste Vorkehrungen getroffen und Verhandlungen mit Frau Cosima Wagner und Mottl, der es bekanntlich vorzog, in Karlsruhe der erste, denn in Berlin der zweite zu sein — abgeschlossen, um „Lohengrin" in Paris zur Aufführung zu bringen. Die größte Fruchtbarkeit an neuer Opernmusik hat das auf allen andern musikalischen Gebieten fast ganz sterile Italien aufzuweisen. Nicht weniger als 39 neue Opern hat dieses Land in dem verflossenen Jahre 1886 an das Tageslicht gefördert, darunter Sujets wie „Arminio" (de Stefani), „Leonora" (Serpenti), „La figlia di Jefte" (Miceli), „Fausta" (Bancini), „Matrimonio di Figaro" (Martini), „Spartaco" (Sinico) u. dgl. Aber schwerer als alle zusammen wiegt „der Löwe" „Otello" des Maëstro Verdi, der am 5. Febr. unter Beifallsbezeigungen, wie sie eben nur der frenetische Enthusiasmus eines italienischen „Publico affollatissimo" kennt, zum ersten mal in der mailänder Scala gegeben wurde. Welche Bedeutung diesem Ereigniß von italienischer Seite beigemessen wird, besagt deutlich genug der Anfang des Berichts über die „Otello"-Aufführung in der „Gazetta musicale di Milano". Es ist schlechterdings unmöglich, all die Lobeserhebungen auf den würdigen, dreiundsiebzigjährigen Maëstro-Compositore, die Darsteller Tamagno (Titelrolle), Maurel (Jago), Pantaleoni (Desdemona), Paroli (Cassio), Navarrini

Digitized by Google

(Lodovico) und den Maëstro (Faccio) „ed alla sua impareggiabile orchestra" auch nur annähernd wiederzugeben, wie denn überhaupt ein Bericht über die Oper selbst sich naturgemäß nur auf anderweitige Berichte und nicht auf eigene Anschauung, und sei es auch nur des Klavierauszuges, stützen kann. Das in vier Acte getheilte Libretto, dem das Shakspeare'sche Stück mit geringen Veränderungen zu Grunde liegt, ist von Boito mit gewandter Hand entworfen und hat dem Maëstro mehr als genügenden Raum zur Entfaltung seiner eigenartigen Kunst geboten. So beginnt, ohne Ouverture, die Oper gleich mit einem großartigen scenischen Bilde: auf der sturmbewegten See in der Nähe des Cyprischen Gestades kämpfen Schiffe der Venetianer unter Othello's Führung gegen türkische, und Othello, der Gouverneur von Cypern, schlägt die feindliche Flotte. Jubelchöre und Freudenfeuer begrüßen den heimkehrenden Sieger, dem Jago neidisch Verderben und Untergang gewünscht hatte. Es folgt ein Trinkterzett (Jago, Cassio, Rodrigo); Jago reizt den vom Weingenuß erhitzten Cassio auf, der sich zu einem Duell mit Montano, dem Vorgänger Othello's, hinreißen läßt und deshalb von Othello seines Postens entsetzt wird. Ein Liebesduett Othello's mit Desdemona bildet den äußerst wirksamen Schluß dieses mit jubelndem Beifall aufgenommenen ersten Actes. Den zweiten Act eröffnet ein sehr charakteristischer, ergreifender Monolog Jago's, dem die erste, Shakspeare nachgebildete, große Scene zwischen Othello und Jago folgt. Dem letztern ist es gelungen, einen Funken Eifersucht in das Gemüth Othello's zu werfen und bald fühlt sich Othello von der Wahrheit des schändlichen Verdachtes überzeugt. Ein Gartenfest mit anmuthigen Frauen-, Kinder- und Männerchören bildet den Höhepunkt dieses Actes, den eine zweite Scene zwischen Othello und Jago beschließt. Der zweite Act hatte verhältnißmäßig geringern Erfolg. Desto größern der dritte Act mit der aus Shakspeare bekannten Taschentuchscene und einem großartigen Aufzug der Abgesandten des venetianischen Senats, der Othello beglückwünscht. Alle Pracht der scenischen und sonstigen decorativen Mittel wird hier auf das reichlichste entfaltet. Der vierte Act bringt die von allen musikalischen Berichterstattern als Glanznummern bezeichneten Gesänge der unglücklichen Desdemona: das „Weidenlied" und ein Ave Maria. Die folgende Scene Othello's mit Desdemona ist in „declamatorischem Stil" gehalten und mit großer Naturwahrheit musikalisch ausgeführt, wie denn überhaupt dies allgemein als ein besonders zu Tage tretendes Bemühen Verdi's gerühmt wird: Wort und Ton in möglichst innigen Einklang zu bringen. Es bezeichnet dieses Streben ein verständiges Eingehen auf die für die darstellende Musik einzig richtigen Wagner'schen Principien, deren sich kein moderner Operncomponist mehr entschlagen darf. Ganz etwas anderes ist es aber, auf festen Principien ein eigenes Gebäude aus eigenem Material zu zimmern, als aus anderer Leute Häuser Steine herausreißen und damit ein „sogenanntes" eigenes aufbauen wollen. Die gestohlenen Steine werden zum Fluch: denn wie weiland Orpheus' und Amphion's Lyra Steinen Empfindung und Bewegung verlieh, so werden auch jene gestohlenen Bausteine zu beseelten Wesen, die das Lob ihres wirklichen Meisters in desto hellern Tönen singen und neben der erhabenen Gestalt des Genies die klägliche Erscheinung eines Plagiators desto ärmlicher und dürftiger offenbaren, der, wenn es hoch kommt, dem Meister eben nur das „Räuspern" und „Spucken" glücklich abgeguckt hat. Ein solches zweifelhaftes Genie ist Verdi nicht; dafür spricht schon seine „Aida" und sein allerwärts bekanntes „Requiem". Sein „Otello" scheint nach den Berichten zu urtheilen ein neuer, ja sogar noch glänzenderer Beleg hierfür zu sein.

In Frankreich concentrirt Paris das gesammte musikalische Interesse, und in Paris wiederum, wenigstens zum größern Theil, die Große Oper. Bemerkenswerth ist hier vor allem, wie die modernen französischen Meister trotz des fanatischen Hasses gegen Deutschland fast durchweg mit deutschem Kalbe pflügen. Ein

Digitized by Google

sprechender Beweis hierfür ist, daß zwei neue Opern Goethe's „Egmont" zum Vorwurf haben. Die Textgestaltung ist bei beiden ein ähnliches Verbrechen an dem deutschen Dichter, wie es ehemals am „Faust" durch den Text der Gounod'schen Oper „Margarethe" verübt wurde. Die erste der in Rede stehenden Opern ist Salvayre's „Egmont", zu der Albert Wolf den Text geschrieben hat; sie ging am 1. Dec. in Scene, ohne besondern Erfolg zu haben, trotzdem die Ausstattung eine glänzende war und „Flandern vor 300 Jahren" mit größter historischer Treue wieder aufleben ließ. Die andere Oper führt den Titel „Patrie" und ist von dem als Componisten der ehemals vielgehörten Mandolinata, Paladilhé, componirt. Der Glanz der Ausstattung dieser Oper soll alles Dagewesene übertroffen haben, sodaß denn auch der Erfolg ein durchschlagender war.

Neu und seltsam klingt es jedenfalls, daß zwei Dichterpaare: Chivot und Duru, und Régnier und Mérante (Choreograph) auf den seltsamen Einfall gekommen sind, Lafontaine'sche Fabeln zu Opern-, beziehungsweise Balletlibrettos umzumodeln. Das erstgenannte Compagniegeschäft lieferte „La cigale et la fourmi", komische Oper in drei Acten, Musik von Audran. Ein muthwilliges, lustiges, immer zu Gesang aufgelegtes Mädchen und ein häuslich gesinntes, fleißiges werben beide um die Liebe eines Jünglings: ein Motiv, nach unserm Begriff freilich seltsam verkehrt, aber echt französisch. Eine Zeit lang scheint es, als sollte die „Grille" den Sieg davontragen, und dieser Umstand ermöglicht es auch einzig und allein, den schalen Stoff drei Acte lang auszuspinnen; schließlich siegt aber die „Ameise", die großmüthig genug die „Grille" keineswegs frieren uud hungern läßt, sondern liebevoll aufnimmt. Wie es scheint, eine Comédie bourgeoise mit etwas Zola'schem Haut-goût. Die Handlung ist nach Flandern verlegt, als die Zeit derselben das 18. Jahrhundert angegeben. Malerische Costüme, Volksfeste, namentlich eine flandrische Kirmes und eine flotte Musik vermochten, auf eine Zeit lang wenigstens, das französische Publikum über den armseligen Text hinwegzutäuschen, sodaß die ersten Aufführungen einen guten Erfolg zu verzeichnen hatten.

Das andere Librettistenpaar zeigte unvergleichlich bessern Geschmack und höhere Intelligenz. Aus den „Deux pigeons" Lafontaine's bildete man folgendes Ballet: Eine Pachtersfrau, an der Küste Thessaliens wohnhaft, ist in dem glücklichen Besitz einer Tochter, Gourouli, eines Schalks, auf die Terpsichore ihre schönsten Gaben in Hülle und Fülle gestreut hat. Sie liebt einen schüchternen, traurigen Bauerburschen Pepio, wartet aber vergeblich auf das entscheidende Wort aus seinem Munde. Da erscheint eine Zigeunerbande; die schöne Zigeunerin sieht Pepio und weiß ihn in ihre Netze zu ziehen, sodaß er sich aufmacht und als ein anderer Don José in der „Carmen" mit ihr zieht. Gourouli folgt ihm verkleidet „als Beschützerin"; sie weiß sich durch Gold die Gunst des Zigeunerhäuptlings zu erwerben, der ihr die Kleider der Zigeunerin überläßt. In diesem Costüm tritt sie vor Pepio und vermag durch die Kunst ihres Tanzes den dummen Pepio so zu entzücken, daß er seine Gourouli vergessend sich ihr in die Arme werfen will. Da bricht ein Unwetter los und die vermeintliche Zigeunerin verschwindet Schutz suchend im Zigeunerlager. Pepio, von Liebe entbrannt, folgt ihr, wird aber von den Zigeunern weidlich ausgeplündert und übel zugerichtet nach Hause geschickt; da findet er Gourouli, und damit die Aufklärung über das Vorgefallene. Eine Reihe glänzender Bilder und scenischer Effecte, dazu eine ganz vortreffliche pikante Musik von André Messager, einem Schüler Delibes', des unbestrittenen Meisters auf dem Gebiet des Tanzpoems, vor allem aber die Kunstleistungen der beiden Ballerinen Mauri und Santaville machen den großen Erfolg dieses neuen Ballets erklärlich. Besonderes Interesse dürfte in Deutschland die Nachricht erregen, daß Gounod an einer neuen Oper arbeitet, deren Sujet sich „Die Jungfrau von Orléans" nennt.

Digitized by Google

In Rußland macht Nicolai Solovieff's Oper „Cordelia" viel von sich reden. Frau Lucca hat die Titelrolle in deutscher Uebertragung studirt. Die Oper selbst soll mit der gefeierten Künstlerin in der nächsten Saison in Wien aufgeführt werden. Im übrigen werden in Rußland fast ausschließlich Werke russischer Componisten zu Gehör gebracht, und selbst Rubinstein, ein ganz und gar deutscher Künstler, hat sich zuletzt vollständig in die Musik russischer Componisten (Borodin, Tschaikowsky, Cui, Mussorgsky u. a.) vertieft und dieselbe in seinen Concerten zur Aufführung gebracht.

An Gastspielen mit außergewöhnlichem Erfolge sei hier noch kurz des Auftretens Albert Niemann's in Neuyork, zunächst in Wagner'schen Musikdramen, gedacht, und sodann das Gastspiel der Adelina Patti in Neuyork und den bedeutendsten Städten Mexicos erwähnt.

---

## Politische Revue.

24. März 1887.

Der Deutsche Reichstag wurde am 3. März eröffnet. Nachdem auch die Resultate der Stichwahlen bekannt gemacht worden, läßt sich die Zusammensetzung und das Verhältniß der einzelnen Parteien zueinander vollständig übersehen. Das Centrum hat seinen alten Besitzstand behauptet: es zählt 101 Mitglieder, 3 Hospitanten eingeschlossen, aber ohne Havarie ist es diesmal nicht aus den Stürmen hervorgegangen. Daß die Führer desselben, im Besitz des ersten von Rom ausgehenden Schreibens, nicht eine Fractionssitzung zusammenberufen haben, wodurch wahrscheinlich die Auflösung des vorigen Reichstages verhindert worden wäre, wird ihnen jetzt auch von katholischer Seite vorgeworfen; die politische Selbständigkeit, die sich von den Weisungen des Vaticans zu emancipiren sucht, war doch nicht durchzuführen, ohne daß bei vielen ultramontan Gesinnten die Ueberzeugung sich Bahn brach, daß etwas wie ein Conflict mit der Curie in der Luft liege. Die Nationalliberalen haben im neugewählten Reichstage ungefähr 100 Mitglieder aufzuweisen, stehen also dem Centrum fast ebenbürtig an der Seite: den 97 Nationalliberalen müssen einige Wilde zugezählt werden; auch ist Miquel doppelt gewählt. Die Partei hat den Hauptgewinn aus dem Fiasco der Deutschfreisinnigen gezogen; denn die Wähler, welche mit der Abstimmung der letztern in der Militärfrage nicht einverstanden waren, fielen von selbst, indem sie eine Thür weiter nach rechts anklopften, der gemäßigten liberalen Partei zu. So hat dieselbe ihre Mitgliederzahl, die im aufgelösten Reichstage 51 betrug, fast verdoppelt. Dagegen sind die Deutschfreisinnigen, welche dort noch 67 Mandate besaßen, auf 31, also auf die kleine Hälfte zusammengeschmolzen; die Volkspartei mit ihren 8 Mandaten ist ganz von der Bildfläche verschwunden; die Socialdemokraten haben von ihren 24 Sitzen mehr als die Hälfte eingebüßt, obschon die Zahl der abgegebenen Stimmen bewies, daß sie in Bezug auf die Zahl ihrer Anhänger keineswegs zurückgegangen sind, sondern nicht unwesentliche Fortschritte gemacht haben; aber sie sind dem größern Wahlaufgebot und der Taktik der Gegner diesmal unterlegen. Die Deutschconservativen zählen 76 Mitglieder und 2 Hospitanten, die Freiconservativen 42 Mitglieder, die Polen 12; die 15 reichsländischen Abgeordneten gehören alle der französisch gesinnten Partei an.

In der Thronrede, welche Staatssecretär von Bötticher vorlas, wurde dem Reichstage angekündigt, seine Thätigkeit werde durch eine Reihe wichtiger Vorlagen in Anspruch genommen werden. Der Gesetzentwurf über die Friedenspräsenzstärke des Heeres, der zum Bedauern der verbündeten Regierungen in der vorgelegten

Digitized by Google

Form die Zustimmung des vorigen Reichstages nicht gefunden habe, werde dem jetzigen unverändert vorgelegt werden. Bei Erwähnung der auswärtigen Politik, die fortwährend darauf gerichtet sei, den Frieden mit allen Mächten, und besonders mit den Nachbarn, zu erhalten und zu pflegen, kommt die Thronrede nochmals auf die Militärvorlage zurück. „Dieser friedliebenden Politik des Kaisers", sagt sie, „vermag der Reichstag die wirksamste Unterstützung zu gewähren, wenn er schnell, freudig und einmüthig den Vorlagen zustimmt, welche die sofortige und nachhaltige Stärkung unserer defensiven Wehrkraft zum Zwecke haben. Wenn der Reichstag ohne Zaudern und ohne Spaltung den Willen der Nation zum einmüthigen Ausdruck bringt, gegen jeden Angriff auf unsere Grenzen heute und zu jeder Zeit die ganze Fülle unserer nationalen Kraft in voller Rüstung aufzubieten, so wird der Reichstag schon durch seine Beschlüsse allein und noch vor deren Ausführung die Bürgschaften des Friedens wesentlich verstärken und die Zweifel beseitigen, welche sich an die bisherigen parlamentarischen Verhandlungen über die Vorlagen behufs Stärkung unserer Wehrkraft geknüpft haben können."

Im übrigen hebt die Thronrede hervor, daß die Beziehungen des Deutschen Reiches zu den fremden Mächten heute noch dieselben seien wie bei Eröffnung der vorigen Reichstagssession. Damals wurden sie allen auswärtigen Staaten gegenüber als freundlich und befriedigend bezeichnet und die unausgesetzten Bemühungen des Kaisers betont, nicht nur dem Deutschen Reiche die Segnungen des Friedens zu bewahren, sondern auch die Einigkeit aller Mächte zu erhalten.

Die schleunige Berathung des Reichshaushaltsetats, die mit der Heeresvorlage im Zusammenhang steht, ist die zweite Aufgabe, welche die Thronrede ankündigt: sie hofft auf rechtzeitige Vereinbarung des Reichshaushaltsgesetzes. Die Beschaffung neuer Einnahmequellen müsse die eigenen Einnahmen des Reiches verstärken und die Steuergesetzgebung im Sinne einer gerechten und der Leistungsfähigkeit der Steuerzahler entsprechenden Vertheilung der Lasten ausgestaltet werden. Die socialpolitische Gesetzgebung solle durch die Unfallversicherung der Seeleute und der bei Bauten beschäftigten Arbeiter ausgebaut werden. Außerdem wird die Erweiterung der den Innungen zu verleihenden Befugnisse, eine Novelle zum Nahrungsmittelgesetz, die Revision des Servistarifs und der Klassensteuereintheilung sowie weitere Verhandlungen über die Errichtung eines Seminars für orientalische Sprachen und Aenderungen der Gebührenordnung für die Rechtsanwälte in Aussicht gestellt.

Die erste Berathung über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres fand am 7. März statt. Kriegsminister von Bronsart meinte, es sei über dieselbe hinlänglich gesprochen worden; man möge in dieser Stunde alles vergessen, was hinter uns liege, und vorwärts blicken in die Zukunft, deren Ernst doch niemand in diesem Hause unklar sei. Abgeordneter von Bennigsen, dessen maß- und geschmackvolle Beredsamkeit sich seit längerer Zeit wieder zum ersten mal in der politischen Arena vernehmen ließ, mahnte, die Vorlage in rascher Entschließung unverändert in ihrem ganzen Umfange zu bewilligen; die unausgeglichene Meinungsverschiedenheit über die Zeitdauer der erhöhten Friedensziffer sei nach dem Ausfalle der Wahlen entschieden. Drei Parteien des Hauses bildeten festgeschlossen für die Bewilligung der siebenjährigen Dauer der Friedenspräsenzstärke eine Mehrheit, deren Verstärkung aus andern Kreisen für das Schicksal der Vorlage zwar nicht nothwendig, aber im nationalen Interesse überaus willkommen sein müsse. Das deutsche Volk erwarte, daß der Reichstag darauf verzichte, diese Vorlage zum Kampfplatz für die leidenschaftlichen Kämpfe zu machen, welche Deutschland durchwühlen. Abgeordneter Windthorst erklärte, daß auch seine Partei auf eine commissarische Berathung verzichte, wollte aber bis nach dem Resultat der Stichwahlen eine definitive Erklärung über die Stellungnahme seiner Partei nicht abgeben. Die conservative und freiconservative Partei erklärten durch die Abgeordneten

Digitized by Google

von Helldorf und von Kardorff, daß rasch bewilligt werden müsse, was die Regierung für die Sicherheit und Ehre des Vaterlandes verlange; Abgeordneter Richter dagegen, daß die Deutschfreisinnigen ihren Standpunkt gegenüber dieser Vorlage festhalten würden, ob sie mit wenigen oder mit vielen zurückkehrten. Er betonte die Frage der zweijährigen Dienstzeit, deren Erlangung durch die Bewilligung des Septennats hinausgeschoben werde, sowie die misliche Finanzlage. Und das hob auch Abgeordneter Singer hervor, indem er sich zugleich über Wahlbeeinflussungen beklagte.

Das Resultat der Abstimmung konnte nicht mehr zweifelhaft sein, nachdem Abgeordneter Freiherr von Franckenstein bei der zweiten Lesung erklärt hatte, das Centrum behaupte zwar seinen frühern Standpunkt, aber es werde sich der Abstimmung enthalten. Offenbar gingen diesem Beschluß viele innere Kämpfe voraus und er war nur ein Auskunftsmittel, um die vollständige Zerklüftung der Partei zu verhindern; er war eine Verbeugung vor dem Vatican, wobei die verschiedenen Fractionen der Partei verschiedene Hintergedanken hatten. Ging doch Abgeordneter Reichensperger mit sechs Getreuen in der centrifugalen Tendenz so weit, daß er sich für das Septennat erklärte und für dasselbe stimmte. So kam auch in Franckenstein's mattgeschliffener Erklärung doch der innere Bruch der Partei zu Tage. Jedenfalls aber hatte das Verhalten des Centrums zur Folge, daß die Militärvorlage am 11. März mit einer imponirenden Mehrheit bewilligt wurde, und zwar mit 227 gegen 31 Stimmen; 84 enthielten sich der Abstimmung.

Im Anschluß an die Militärvorlage brachte Abgeordneter Rickert im Namen der Deutschfreisinnigen am 11. März seine Resolution ein, in welcher die Einführung einer Reichseinkommensteuer zur Deckung der durch das Militärgesetz erwachsenden Mehrkosten vorgeschlagen ward. Diese Steuer soll erhoben werden von allen Einkommen, die über 6000 Mark hinausgehen und einen bestimmten von $^1/_2$ Proc. ab aufsteigenden Procentsatz betragen; sie soll von einem Einkommen aus Kapitalvermögen, Grundeigenthum, Gewerbebetrieb, öffentlicher oder privater gewinnbringender Beschäftigung, Renten- oder sonstigen stehenden Bezügen erhoben werden. Die Nationalliberalen schlugen eine motivirte Tagesordnung vor, in welcher zwar die beabsichtigte stärkere Heranziehung der größern Einnahmen für berechtigt erklärt, aber die Verschiedenheit der directen Besteuerung in Deutschland, der unrichtige Grundsatz, die Deckung einer Mehrausgabe durch eine besondere Steuer zu erzielen und das fundirte und unfundirte Einkommen in gleicher Weise heranziehen zu wollen, sowie die dadurch veranlaßte Verletzung der das gleiche Ziel verfolgenden Reform der Steuersysteme in den Einzelstaaten als Gründe angeführt wurden, weshalb das Ziel auf dem eingeschlagenen Wege nicht erreicht werden könne. Diesen Standpunkt vertrat, nachdem Rickert seinen Vorschlag vertheidigt und in der Annahme seiner Einkommensteuer das Wahrzeichen gesehen, daß das Reich der Hort wahrer Gerechtigkeit sei, in längerer Rede der Abgeordnete Miquel, der ja schon immer für das Finanzgenie seiner Partei galt. Den vermittelnden Standpunkt Miquel's nahm der Abgeordnete von Helldorf nicht ein, der die Rickert'sche Resolution für ein Parteimanöver zu agitatorischen Zwecken erklärte. Das Resultat der Abstimmung war die Ablehnung der Rickert'schen Resolution und auch der motivirten Tagesordnung der Nationalliberalen.

Die Berathung über den Etat wurde am 8. März eröffnet und in erster Lesung rasch erledigt. Der Staatssecretär im Reichsschatzamt, Dr. Jacobi, gab noch einmal einen Ueberblick über den in unveränderter Gestalt vorgelegten Etat. Die früher angenommenen Zahlengruppen, ein Fehlbetrag von 45 Mill. und 1,600000 Mark Ausfall an denjenigen Einnahmen, welche den Bundesstaaten zu überweisen seien, verschöben sich jetzt nicht unwesentlich, aber das Gesammtresultat bleibe dasselbe. Schon bei dieser Berathung, bei der alle Parteien sich

Digitized by Google

eines abgekürzten Verfahrens befleißigten und ihren Standpunkt betreffs der Steuerpolitik darlegten, tauchte die Reichseinkommensteuer auf. Rickert sprach für eine gerechte Steuerverfassung; im Lande begrüßte man mit Freuden den in der Thronrede angekündigten Steuerreformplan der Regierung.

Bei der zweiten Lesung des Etats am 10. März kam es zu einem kleinen parlamentarischen Duell zwischen dem Reichskanzler und dem Abgeordneten Virchow betreffs der Afrikanischen Gesellschaft, welches aber mit gegenseitiger Courtoisie zum Austrag gebracht wurde. Virchow vertrat die ursprüngliche Tendenz derselben, die auf die Erforschung Centralafrikas gerichtet ist, der Reichskanzler mehr die praktischen und commerziellen Tendenzen der Gesellschaft; auch wollte er dem Auswärtigen Amt die maßgebende Stellung sichern. An diesem Tage wurden der Etat des Auswärtigen Amts, des Reichsamts des Innern und der Militäretat mit unbedeutenden Randglossen erledigt, ebenso am 14. März der Marineetat, derjenige der Reichs-Justizverwaltung, des Reichs-Schatzamts und der Postverwaltung. Bei den Berathungen über den vorletzten Etat kam es zu einer langen Währungsdebatte zwischen den Anhängern der Doppelwährung, von Mirbach und von Kardorff, und denjenigen der Vertreter der Goldwährung, Bamberger und Wörmann. Die Regierung nahm gegenüber dieser Frage eine abwartende Stellung in Anspruch; mehrere Abgeordnete traten für eine Aufbesserung der Gehälter der Postbeamten ein. Am 17. März unterzog der Reichstag die beiden Unfallversicherungsvorlagen für Seeleute und für Bauarbeiter einer eingehenden Debatte, bei welcher Klagen über die Belastung der Rhederei und der Schiffahrt überhaupt laut wurden. Beide Vorlagen wurden an Commissionen verwiesen.

Während die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses in letzter Zeit, vielleicht mit Ausnahme derjenigen, welche die Erwerbung von Privatbahnen seitens des Staates betreffen, sich meistens auf dem Gebiet principieller oder sonst specieller Angelegenheiten bewegen, nehmen die Schicksale der kirchenpolitischen Vorlage im Herrenhause ein allgemeines Interesse in Anspruch.

Am 22. Febr. ist dem Herrenhause der Entwurf eines Gesetzes betreffend Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze vorgelegt worden. Diese Vorlage ist als der Dank oder vielleicht noch mehr als der Grund anzusehen, daß sich der Vatican in die innere deutsche Politik mischte und das Septennat seinen Gläubigen empfahl. Sie enthält eine Reihe weiterer Zugeständnisse, verstattet den Bischöfen von Limburg und Osnabrück, in ihren Diöcesen Seminare zu errichten, hebt den staatlichen Zwang zur dauernden Besetzung der Pfarrämter, die Verpflichtung der geistlichen Obern zur Mittheilung kirchlicher Disciplinarstrafen an die Oberpräsidenten und das Gesetz über die Grenzen des Rechts zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel auf. Der wichtigste Artikel der Vorlage ist der fünfte, dem zufolge von den durch das Gesetz vom 1. Mai 1875 ausgeschlossenen Orden und ordensähnlichen Congregationen durch Beschluß des Staatsministeriums diejenigen wieder zugelassen werden können, welche sich der Aushülfe in der Seelsorge oder der Uebung der christlichen Nächstenliebe widmen oder deren Mitglieder ein beschauliches Leben führen. Die Anträge, welche Bischof Kopp zu der Vorlage gestellt hat, wurden in der Commission fast alle abgelehnt. Diese Zusätze betreffen die Verwaltung erledigter katholischer Bisthümer, Bestimmungen über die Rechte und Befugnisse des Kirchenvorstandes, die Bestätigung der gewählten Kirchenvorsteher durch die bischöfliche Behörde, über die staatliche Genehmigung bei den Beschlüssen des Kirchenvorstandes u. a.

Die Bemerkungen des Cultusministers von Goßler in dem Commissionsbericht über die kirchenpolitische Vorlage lauteten durchaus nicht siegesgewiß: die Regierung glaube die rechte Mitte gefunden zu haben, wenn auch die evangelische Bevölkerung in manchen Punkten dadurch beunruhigt werde und er sich der Hoff-

Digitized by Google

nung nicht hingeben könne, daß der Friede durch diese Vorlage herbeigeführt werde, solange nicht in der Parteipolitik eine Aenderung herbeigeführt worden sei; sie hoffe aber, daß ihr Vorgehen Befriedigung beim Papst und allen wohlgesinnten Katholiken erzeugen werde. Die Kritik der ultramontanen Blätter und des Parteiführers selbst, der diesmal in die publicistische Arena getreten, zeigt, wie berechtigt die Zweifel des Cultusministers an einer durch die Vorlage hervorgerufenen Friedensära sind. Am 14. März hat die Herrenhauscommission in zweiter Lesung die Vorlage mit großer Mehrheit angenommen. Den Wünschen der Katholiken ist man noch dadurch weiter entgegengekommen, daß die Rückkehr weiblicher Orden für höhere Töchterschulen und Erziehungsanstalten gestattet wird und die völlige Freigabe des Spendens der Sakramente und des Lesens der Messe Annahme fand.

Die Berathung über die kirchenpolitische Vorlage im Herrenhause wurde am 23. März eröffnet. Gleich der erste Tag brachte eine Rede des Bischofs Dr. Kopp zu Gunsten seiner Zusätze und Abänderungen, und eine Rede des Reichskanzlers, welcher bestimmt erklärte, er hoffe durch die jetzige Vorlage einen dauernden Frieden zu erhalten und dem Centrum, welches sich mit allen reichsfeindlichen Elementen verbinde, den Vorwand zur Opposition zu nehmen. Die Commissionsbeschlüsse wurden von Beseler vertheidigt.

Am zweiten Tage der Berathung sprach Dove gegen die Vorlage, Miquel für dieselbe; auch Bischof Kopp erklärte, nicht gegen dieselbe stimmen zu wollen, um sich nicht in Gegensatz zur Friedensarbeit zwischen Staat und Kirche zu setzen. Die Vorlage wurde mit großer Mehrheit angenommen.

Die Lorbern, welche die katholische Kirche immerhin aus den jetzigen Friedensverhandlungen davongetragen, lassen die protestantischen Heißsporne, die auch für ihre Kirche eine größere Autonomie verlangen, nicht schlafen. Herr von Kleist-Retzow stellte im Bunde mit andern Genossen einen darauf abzielenden Antrag; derselbe zerfällt in zwei Theile, einen kirchenrechtlichen, der die Genehmigung der Staatsregierung in mehrern kirchlichen Fragen, wo sie bisher gesetzlich geboten war, auszuschließen sucht, und einen finanziellen, welcher Zuwendungen und Dotationen verlangt zur Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse. Diese Geldmittel sollen den Organen der Kirche zur Verfügung gestellt werden: dadurch würde zu Ungunsten der Gemeinden ein Uebergewicht der Obersynodalleitung festgestellt und die Verfassung der evangelischen Kirche wesentlich alterirt werden. Uebrigens dürfen Finanzgesetze dem Herrenhause nicht zuerst vorgelegt und durch Beschlüsse desselben das Etatsrecht des Abgeordnetenhauses nicht verkümmert werden. Aus diesen Gründen hat der Kleist'sche Antrag keine Aussicht auf Annahme.

Die Wahlen in Elsaß-Lothringen, welche trotz des Aufgebots aller Beredsamkeit seitens der leitenden Behörden und des irgend zulässigen Regierungsapparats zu Ungunsten des Deutschen Reiches ausfielen und 15 Protestler, französisch gesinnte Elsässer, in das Parlament brachten, müssen als ein Ereigniß von großer Wichtigkeit betrachtet werden. Die Majoritäten, mit denen die Protestler gewählt wurden, waren außerordentlich groß, selbst in den Districten, in denen sonst beliebte und angesehene Männer, die im Gemeinderathe oder im Landesausschuß hervorragende Stellen einnehmen, als regierungsfreundliche Candidaten aufgestellt wurden. Einige der letztern ließen sich auch nur mit Mühe zur Annahme der Candidatur bestimmen: auch bei den Wahlen spielte die Furcht vor französischer Revanche im Falle eines ausbrechenden Krieges eine große Rolle. Was half es, daß der Staatssecretär von Hofmann im Landesausschuß darauf hingewiesen hatte, die Wahl gemäßigter Männer werde die französischen Revanchegelüste abkühlen; was half es, daß der Statthalter selbst in einer Tischrede sich

Digitized by Google

in ähnlicher Weise aussprach und kurz vor den Wahlen ein Manifest erließ, das überall in den Gemeinden durch Maueranschlag bekannt gemacht wurde, in welchem er dringend vor der Wahl der Protestler warnte und rieth, die Wähler möchten, wo ein Gegencandidat fehle, durch weiße Zettel bekunden, daß sie den Protest gegen die Zugehörigkeit von Elsaß zum Deutschen Reiche nicht theilten! In Metz und Straßburg siegten die Protestler glänzend; in Mülhausen unterlag der allgemein geachtete Bürgermeister einem wüthenden Deutschenhasser, dem Fabrikanten Lalance, der mit einer imposanten Mehrheit gewählt wurde. Und ähnlich in den andern Wahlkreisen.

Elsaß-Lothringen ist deutschfeindlich in seinem innersten Kern: der Einsicht in diese Thatsache konnte sich die Regierung nicht verschließen; das bisherige System einer versöhnlichen Politik ist als gescheitert zu betrachten. Die Regierungspresse hatte für den Ausfall der Wahlen zu Gunsten der Protestler ein strafferes Regiment, Ausweisung der Optanten, ja selbst Verhängung des Belagerungszustandes in Aussicht gestellt. Was sich davon verwirklichen wird, ist noch unentschieden. Der Rücktritt des Staatssecretärs von Hofmann bestätigt sich. Die Untersuchung landesverrätherischer Umtriebe hat der Oberanwalt des Deutschen Reichsgerichts in die Hand genommen; es haben schon mehrere Verhaftungen im Elsaß stattgefunden. Gegen die deutschfeindlichen Vereine in Elsaß-Lothringen ist die Regierung gleich am Tage nach den Wahlen durch strenge Verordnung eingeschritten.

In der Presse, besonders in der „Schlesischen Zeitung", ist als Radicalmittel die Trennung von Elsaß und Lothringen vorgeschlagen worden; Lothringen soll Preußen einverleibt werden und mit dem Regierungsbezirk Trier zu einer einheitlichen Moselprovinz zusammenwachsen. Die beiden Länder hätten geringe Sympathien; die Lothringer opponirten im Landesausschuß gegen alles, was dem Elsaß zugute komme; die Trennung von Lothringen sei für den Elsaß ein Gewinn, und Lothringen, welches darüber klage, daß es keinen vollberechtigten Landtag und keine Vertretung im Landesausschuß besitze, könnte dann Landtagsabgeordnete nach Berlin senden und würde durch die preußischen Stimmen im Bundesrathe mitvertreten. In Berlin scheint nicht die Absicht vorhanden zu sein, diesen oder einen ähnlichen Plan auszuführen. Dagegen soll der Schwerpunkt der Gesetzgebung von jetzt ab aus dem Landesausschuß in den Reichstag verlegt, das Amt des Staatssecretärs nicht neu besetzt werden und der Statthalter mehr die Stellung eines leitenden Ministers erhalten. Der Landesausschuß soll sich mehr auf die laufenden Geschäfte der Verwaltung beschränken; die Ueberleitung der Gesetzgebung aus den französischen in deutsche Zustände dem Reichstage zufallen. Die Fremden-, Jagd- und Vereinspolizei soll strenger durchgeführt, die ausländischen Einflüsse entschieden bekämpft werden.

Wenn die europäische Situation jetzt bei weitem friedlicher erscheint als vor zwei Monaten, so mag man die Symptome anerkennen, durch welche sich dieser Friedenszustand kundgibt; man wird aber, ohne in die Geheimnisse der Cabinete eingeweiht zu sein, vergeblich nach überzeugenden Gründen suchen, warum sich die Weltlage auf einmal so gänzlich geändert hat. Die Wahlen in Elsaß-Lothringen sind keine Friedensbürgschaft und „das bischen Bulgarien" wird ja durch Parteikampf und Bürgerkrieg mehr als früher zerrüttet. Es ist wahr, der französische Gesandte in Berlin, Herbette, ist nicht nur eine persona grata am berliner Hofe: er läßt auch manches Bonmot als Friedenstaube in die Lande flattern. Und Graf Lesseps, der nach Berlin kam, um dem Botschafter Herbette das Commandeurkreuz der Ehrenlegion zu überbringen, erklärte dort nicht nur, daß kein vernünftiger Franzose den Krieg wolle (wenn nur nicht die unvernünftigen ans Ruder kommen), sondern er berichtete auch nach Frankreich, daß in Berlin alle Welt den Frieden wolle, Fürst Bismarck wie die andern, und in der

Digitized by Google

Widmung, die er einem Geschenk an den Consul Brandt in Köln beifügte, nannte er La France, amie naturelle de l'Allemagne. Das hat natürlich in den pariser Revancheblättern viel Staub aufgewirbelt. Man gibt Herbette schuld, daß er den Proceß gegen den Herausgeber der „Revanche", Peyramont, veranlaßt habe, ein Proceß, der bekanntlich mit der Freisprechung dieses Redacteurs endete. Nachdem Senat und Deputirtenkammer in Frankreich durch gegenseitige Zugeständnisse, besonders in der brennenden Frage der Unterpräfecturen, Ende Februar den Etat zu Stande gebracht, beginnt jetzt der Sturm gegen das Ministerium. Die Opportunisten wollen bei einer Cabinetskrisis, durch welche Ferry ans Ruder kommen soll, Boulanger beseitigen; die Intransigenten erklären diesen gleichsam für ein eisernes Inventarstück aller Cabinete: in der That trägt ihn die öffentliche Meinung; er wird sich behaupten und mit ihm die versteckte und gelegentlich offene Kriegsdrohung.

Eine einzige Nachricht lautet günstig für den Weltfrieden: die mitteleuropäische Allianz von Deutschland, Oesterreich und Italien scheint perfect geworden zu sein. Der italienische Botschafter Graf Robillant hat dafür den Schwarzen Adlerorden erhalten. Italiens Armee, die gelegentlich die Alpen überschreiten und Frankreich angreifen würde, um Nizza und Savoyen wiederzuerobern, ist ein Factor, der schwer ins Gewicht fällt für die kriegerischen Combinationen Frankreichs, und Oesterreich ist jetzt mächtiger gerüstet als früher, nachdem der cisleithanische wie der ungarische Reichstag die von der Regierung geforderten Credite für die Ausrüstung der Landwehr und des Landsturmes einstimmig bewilligt haben.

Als eine Art von internationalem Friedensfest kann auch der 90. Geburtstag des Kaisers Wilhelm I. betrachtet werden, den nicht nur das deutsche Volk überall als seltenen Festtag feierte, sondern der auch eine Art von Fürstencongreß in Berlin versammelte und dem erhabenen Senior der Fürsten Europas Glückwünsche aller Throne einbrachte, selbst aus dem fernen Reiche der Mitte.

Während die Verhandlungen der bulgarischen Regierung mit der Pforte zu keinem greifbaren Resultat geführt haben, ist im Lande selbst eine Militärrevolution ausgebrochen, deren blutige Unterdrückung die Stellung der Regierung wesentlich gefestigt hat. An der Spitze der Aufständischen standen diesmal die namhaftesten Kriegsführer, die sich im Kampfe mit den Serben Lorbern errungen: Usunow, der Vertheidiger von Widdin, Panow, der zum Gewinn der Schlacht bei Slivnitza das Wesentlichste beigetragen: doch wenn diese selbst ihren Kriegsruhm durch eine Verschwörung gegen die Regierung des Landes schändeten, so machten auch die Sieger wenig Umstände mit ihren gefeierten Kriegshelden und schossen ihre Moltkes nach kriegsrechtlichem Urtheil nieder: gewiß zum abschreckenden Beispiel für alle diejenigen, welche durch russische Einflüsse oder russische Rubel zu neuen Verräthereien hätten verleitet werden können. Gleichwol muß man der russischen Presse darin recht geben, daß es sich in Bulgarien zunächst nur um einen Kampf der Parteien handelt, mag die eine derselben auch die Gewalt in den Händen haben, und daß daher die strenge kriegsrechtliche Procedur mehr für die Greuel künftiger innerer Kämpfe einen Präcedenzfall bildet, als daß sie als ein Ausfluß der strafenden Gerechtigkeit angesehen werden könnte. Freilich, nachdem der Hochverrath durch die Abmachungen der Cabinete bisher in Bulgarien fortwährend straflos geblieben war, wollten die Sieger über die Meuterer nicht erst neue diplomatische Verwendungen und Vermittelungen abwarten, sondern beeilten sich, noch ehe das Spiel der Telegraphen herüber und hinüber in Thätigkeit getreten, auf dem allgemein anerkannten Boden des Kriegsrechtes stehend, ein Exempel zu statuiren.

Die Orte der Meuterei waren besonders die Festungen Rustschuk und Silistria.

Digitized by Google

Der Commandant der erstern, Major Usunow, verhaftete am 3. März den Präfecten und viele Offiziere, welche der Regentschaft treu gesinnt waren. Mit den Pionieren und der Artillerie griff man dann die Kaserne an, in welcher zwei Bataillone des 5. Regiments, welche nicht zu den Meuterern übergehen wollten, sich tapfer vertheidigten. Die Bürger griffen zu den Waffen und schossen auf die Meuterer: die Infanterie machte gleichzeitig einen Ausfall aus der Kaserne, und im Bajonnetgefecht unterlagen die Aufständischen. Sie ergaben sich oder flohen, darunter die Führer Usunow und Filow, die auf der Sandinsel Schutz suchten und vom Ufer aus beschossen und verwundet wurden. Ein Dampfboot, das die Donau herabkam, half die Flüchtlinge einfangen, kaperte auch ein Boot, in welchem Major Panow sich befand. Die frühere Emeute in Silistria (am 28. Febr.) fand ebenfalls ein baldiges Ende durch die heranrückenden Regierungstruppen. Hauptmann Kristew, der Führer der Meuterei, wurde als Vaterlandsverräther von seinen Kameraden erschossen. Dasselbe Los traf am 6. März auf Beschluß des Kriegsgerichts Usunow, Panow und die andern zum Tode verurtheilten Offiziere. In Sofia selbst wurden die frühern Minister Karawelow, Zanow und andere hochgestellte Persönlichkeiten verhaftet.

Natürlich fand die russische Presse es ganz in der Ordnung, daß ein Aufstand gegen diese Pseudoregenten sich erhoben, und bedauerte nur, daß die Leiter der Bewegung in Sofia zu früh losgeschlagen hatten; über die Hinrichtungen der Offiziere, die doch als Märtyrer der russischen Sache betrachtet werden müssen, sprach sie sich voll Empörung aus: der deutsche Consul in Rustschuk, der nur einen der Angeklagten retten konnte, indem dieser sich als Russe legitimiren konnte, während die andern nachweisbar, nach den Listen des frühern russischen Kriegsministers selbst, als Bulgaren anerkannt werden mußten, wurde der Lässigkeit, ja der absichtlichen Feindseligkeit gegen die russisch gesinnten Rebellen beschuldigt, und es fehlte nicht viel, daß man auch hinter der raschen Hinrichtung derselben eine Intrigue Bismarck's gesucht hätte: doch trotz dieser Entrüstung der Presse war nirgends wie früher von einem Einschreiten der Russen und einer Besetzung Bulgariens die Rede; die Politik der Zurückhaltung, die in so offenbarem Widerspruch steht mit den frühern rücksichtslosen Eingriffen, wurde nirgends verleugnet; es war, als ob darüber in Petersburg eine geheime Losung ausgesprochen worden wäre. Diese Zurückhaltung ist offenbar verdächtig. Das officielle Rußland will seine Hand bei diesen Wirren nicht mit im Spiele haben; aber durch seine geheimen Agenten und Verbindungen und durch seine Rubel hofft es eine erfolgreichere Wiederholung des jetzt gescheiterten Aufstandes in Scene setzen zu können. Das Unternehmen in Rustschuk und Silistria ist schon vorher durch panslawistische Organe, besonders in Rumänien angekündigt worden. In Bukarest und den rumänischen Donaustädten sollen Comités bestehen, die von Moskau aus bedeutende Geldsummen für die Revoltirung Bulgariens erhalten. Die dortige „slawische Wohlthätigkeitsgesellschaft" soll diese Summe den Agenten in Rumänien zusenden.

Die bulgarische Frage muß, trotz der Verhandlungen mit der Türkei und der Anwesenheit Riza-Bei's in Sofia, als eine offene betrachtet werden; aber sie hat für den Augenblick ihre Dringlichkeit, ihre Bedeutung für die allgemeine europäische Politik verloren. Es würde schwer halten, dafür einen stichhaltigen Grund zu finden: aber die Regierungspresse in allen Staaten, und selbst in Rußland, betrachtet diese Vorgänge in Bulgarien wie einen Sturm im Glase Wasser. Man fürchtet nicht, daß sich aus den dort herumstiebenden Funken ein Weltkrieg entzünden könne; doch immerhin bleibt Bulgarien eine offene Wunde, die, wenn einmal die politische Atmosphäre mit contagiösen Stoffen geschwängert ist, in bedenklicher Weise weiter um sich fressen könnte. Infolge der blutigen Ereignisse in Rustschuk hat Zankow die Verhandlungen, die er in Konstantinopel mit dem Großvezier im Namen der bulgarischen Opposition führte, abgebrochen und die türkische Regierung

Digitized by Google

ersucht, die geeigneten Schritte zu thun, um die jetzige bulgarische Regentschaft daran zu hindern, daß sie das Land ferner mit Blut beflecke.

Hat die zur Schau getragene Friedenspolitik Rußlands durch den Aufstand in Bulgarien keinen Stoß erhalten, so durfte man doch verschiedener Ansicht darüber sein, ob sie durch das geplante Attentat auf Kaiser Alexander III., dies neue Lebenszeichen des Nihilismus, nicht aus ihren Bahnen gedrängt werden würde. Der Umsicht der Polizei gelang es, die Nihilisten festzunehmen, welche mit ihren Sprengbomben eine Art von Chaine an der Straße bildeten, auf welcher der Kaiser aus der Kirche zurückkehren wollte, wohin er sich zur Gedächtnißfeier am Tage der Ermordung seines Vaters begeben. Die Nihilisten wollten den Gedenktag in ihrer Weise feiern. Warnungen der deutschen Polizei hatten die russische aufmerksam gemacht, sodaß sie die Verbrecher mitten in der großen Volksmenge herausfinden und verhaften konnte. Der Kaiser mit seiner Gemahlin und seinem Sohne begab sich sogleich nach Gatschina.

Daß der Nihilismus in Rußland nicht ausgestorben ist, dafür sprechen ja Untersuchungen und Hinrichtungen, die in aller Stille stattfinden; ein so sensationelles Ereigniß wie der geplante Mordversuch auf den Zaren konnte natürlich nicht verborgen bleiben. Zahlreiche Verhaftungen auch unter den Offizieren fanden statt, und in der That konnte in der Presse die Frage aufgeworfen werden, ob der Mordplan nur in den Kreisen jener fanatischen Mordgesellschaft ausgebrütet worden sei, welche derartige Verbrechen als ihre Mission betrachte, oder ob auch die Kreise der Unzufriedenen jener Reformpartei, welche vom jetzigen Kaiser nichts zu hoffen hat, in die verbrecherischen Pläne eingeweiht waren? Daß eine solche Frage aufzuwerfen möglich war, beweist zur Genüge die innere Zerrüttung der russischen Zustände. Jene Partei, welche in dem hingemordeten Kaiser Alexander II. einen Märtyrer beklagte, einen großen Reformator bewunderte, ist dem jetzigen Herrscher entfremdet, ja ihre extremen Führer stehen ihm feindlich gegenüber. Der Einfluß Katkow's und seiner Gesinnungsgenossen, des starren Moskowiterthums, fällt bei Hofe schwer ins Gewicht, und an Bestimmungen und Maßregeln fehlt es nicht, welche das Gepräge einer altrussischen Reaction deutlich an sich tragen.

Viele glauben in dem Attentat auf den Kaiser eine Bürgschaft des Weltfriedens zu sehen, da er jetzt seine ganze Aufmerksamkeit den innern Zuständen zuwenden müsse: doch berechtigter, weil verbürgt durch zahlreiche geschichtliche Antecedentien, ist die Ansicht, daß aus solchen revolutionären Drohungen eine verhängnißvolle kriegerische Wendung hervorgehen könne: hat nicht Kaiser Napoleon III. den Krieg von 1870 nur unternommen, um seine von den revolutionären Principien unterwühlte Macht zu schützen? Liegt nicht in der Ablenkung nach außen ein altes oft angepriesenes, oft bewährtes Heilmittel für die innern Krankheiten eines Staates? Freilich kommt dabei die allgemeine politische Situation in Betracht, und kein Regent eines großen Volkes wird sich blindlings in kriegerische Abenteuer stürzen, wenn der Erfolg ihm allzu unsicher erscheint; doch ein Impuls nach dieser Seite hin wird jedenfalls durch eine drohende Revolution im Innern gegeben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Baiern in den Jahren 1882 bis 1887.

Von

Wilhelm Müller.

Jene heißen kirchlich-politischen Kämpfe, welche nach den Landtagswahlen von 1869 eröffnet wurden und zuerst gegen die Existenz des Ministeriums Hohenlohe, dann gegen die des Ministeriums Lutz gerichtet waren, zeigten sich in den Landtagsverhandlungen von 1882 noch einmal in ihrer ganzen Schärfe und Unversöhnlichkeit. Die Partei der Klerikalen oder, wie sie sich selbst nannten, der „Patrioten" hielt es für unerträglich, daß sie, die in der Abgeordnetenkammer die Mehrheit hatte, nicht die Herrschaft ausüben sollte. Diese seltsamen Politiker, welche zum Regieren mehr Lust als Talent hatten, wollten das parlamentarische System in Baiern einführen, um durch dieses jedes Ministerium, das ihnen nicht zu Willen war, stürzen und Männer aus ihrer Mitte an dessen Stelle setzen zu können. Nicht in liberalem, sondern in jesuitisch-kirchlichem Sinne sollte in Baiern regiert werden, König, Kammern und Land sollten unter ihr Machtgebot sich fügen. Die bairischen Protestanten, welche ein Drittheil der Bevölkerung ausmachen, konnten dann sehen, wie diejenigen, welche von kirchlicher Freiheit so viel zu reden wußten, dieselbe, sobald sie das Steuerruder in der Hand hielten, auszulegen und zu handhaben verstanden. Diese Herrschaftsgelüste waren bisher unbefriedigt geblieben. Der dadurch hervorgerufene Haß der Klerikalen traf in vollem Maße und fast ausschließlich den Minister von Lutz, welcher seit 1. Oct. 1867 dem Cabinet angehörte, zuerst als Justizminister, dann als Unterrichtsminister, und der seit 1880 den Vorsitz im Ministerium führte. Er leitete das Unterrichtsministerium im liberalen Sinne, war der deutschen Reichsregierung aufrichtig ergeben und vertrat die Interessen des Staates mit Energie gegenüber den Ansprüchen der klerikalen Partei, worin er von König Ludwig II., der von seiner königlichen Stellung einen möglichst hohen Begriff hatte und sich nicht zum Werkzeug einer Partei erniedrigte, unterstützt wurde. Um so heftiger waren die Angriffe gegen den Minister, dem allein die Schuld an dem zwischen Regierung und Kammer bestehenden Zwiespalt zugeschrieben wurde. Er wurde mehrmals in der Kammer aufgefordert, seine Entlassung zu nehmen, und da dies nicht geschah, so wurde ihm bei jeder Berathung des Cultusetats durch die verletzendsten Reden und durch Verweigerung dringend nothwendiger Anforderungen das Leben so sauer als möglich gemacht.



Digitized by Google

Als Referent über den Cultusetat stellte sich der Abgeordnete Dr. Rittler, welcher der äußersten Rechten angehörte, auf den streng kirchlich-katholischen Standpunkt, von dem aus der Staat nicht als eine selbständige Existenz, sondern als eine Domäne der Kirche angesehen wird. Die Einleitung und Grundlage seines Berichts, den er am 31. Jan. 1882 der Kammer erstattete, bildete sein Vortrag über die sogenannte tegernseer Erklärung des Königs Max Joseph vom 15. Sept. 1821, worin im Widerspruch mit den Bestimmungen der bairischen Verfassung gesagt war, daß bei Gründung der Verfassung die Absicht des Königs nicht gewesen sei, dem Gewissen der katholischen Unterthanen einen Zwang anzuthun; daß daher nach den Bestimmungen der Verfassung selbst der von den katholischen Unterthanen auf dieselbe abzulegende Eid lediglich auf die bürgerlichen Verhältnisse sich beziehe und sie dadurch zu nichts verbindlich gemacht würden, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre; auch solle das Concordat, welches als Staatsgesetz gelte, als solches angesehen und vollzogen werden und allen Behörden obliegen, sich genau nach dessen Bestimmungen zu richten.

Diese tegernseer Erklärung hatte von Anfang an nicht die geringste staatsrechtliche Geltung; denn da in Baiern seit dem 26. Mai 1818 eine Verfassung bestand, konnte der damalige König Max Joseph eine solche Erklärung, auf das Andrängen seiner klerikalen Umgebung, zwar einseitig erlassen, aber dieselbe zu einem Gesetz, zu einer Verfassungsnovelle machen, konnte er ohne die Zustimmung des Landtags nicht. Sie wurde 1848 in aller Form aufgehoben, in den funfziger Jahren wiederhergestellt und 1873 noch einmal aufgehoben. Daß die Klerikalen dieses werthlose Papier wieder zur Geltung bringen und zur Norm für die Behandlung der kirchlichen Fragen machen wollten, ist wol begreiflich; daß sie dies aber für möglich hielten, zeugt von wenig politischem Verstande. Referent Rittler stellte an die Regierung geradezu die Frage, ob sie bereit sei, eine förmliche Erklärung dahin abzugeben, daß sie die tegernseer Erklärung als zu Recht bestehend anerkenne, und ob sie bereit sei, dieselbe bei der Ausführung und dem Vollzug der einschlägigen Verfassungsbestimmungen zur Richtschnur ihres Verhaltens zu nehmen und als solche gelten zu lassen. Darauf unterzog Rittler das bairische Schulwesen einer streng kirchlichen Kritik und verlangte unter anderm, daß die Mitglieder der katholisch-theologischen Facultät die kirchliche Mission nachsuchen und, falls sie ihnen vorenthalten oder wieder entzogen würde, sich des Lehrens enthalten sollten; daß in der philosophischen Facultät wenigstens die Fächer der Philosophie und Geschichte streng confessionell besetzt und gelehrt werden sollten; daß an den Gymnasien der Geschichtsunterricht nach Confessionen getrennt ertheilt werden solle. Die Bewilligungen und Streichungen im Cultusetat schien Rittler davon abhängig zu machen, in welchem Sinne die Regierung obige zwei Fragen beantworte.

Bevor es zur Debatte hierüber und zur Berathung des Cultusetats kam, erhielt der Ministerpräsident von Lutz ein königliches Handschreiben vom 23. Febr. 1882. Darin sprach der König die bestimmte Erwartung aus, daß trotz der Schwierigkeiten, die dem nur auf das Wohl des Landes gerichteten Wirken seiner Minister in den Weg gelegt würden, letztere doch auch fernerhin fest ausharren und mit aller Kraft für die Rechte der königlichen Regierung eintreten würden, wie dies

Digitized by Google

bisher geschehen sei. „Was insbesondere das Verhältniß der Kirche zum Staat betrifft, so habe ich der Kirche stets und aus innigster Ueberzeugung meinen vollen Schutz gewährt, und werde nie aufhören, den religiösen Sinn meines Volkes, in welchem ich die Grundlage der Ordnung erkenne, zu schirmen. Es ist mein Wille, daß den religiösen Bedürfnissen des Landes die sorgsamste Beachtung und Pflege zutheil werde. Ich will aber ebenso fest, daß meine Regierung jetzt und in Zukunft allen Bestrebungen entgegentritt, welche darauf abzielen, die unzweifelhaften und nothwendigen Rechte des Staates zurückzudrängen, und welche Staat und Kirche in eine unheilvolle feindliche Stellung bringen würden."

Die Klerikalen fühlten sich durch dieses Schreiben sehr unangenehm berührt und ihre Presse stieß die Drohung aus, daß die Klerikalen in Masse ihre Mandate niederlegen und dadurch selbst an das Volk appelliren würden. Die Regierung konnte der Ausführung dieser Drohung ruhig entgegensehen. Der klerikale Abgeordnete Kopp verlangte in der Sitzung vom 4. März, die Minister sollten dem Könige über die Lage berichten, ihre Entlassung nehmen oder durch eine Kammerauflösung an das Volk appelliren; seit zwölf Jahren werde ein Regierungssystem befolgt, das den ausgesprochenen Anschauungen der großen Mehrheit des Volkes schnurstracks zuwiderlaufe. Der Abgeordnete Bucher, welcher zur Verständigung mit dem Ministerium gerathen hatte und deshalb aus der Fraction der Rechten ausgeschlossen worden war, verhöhnte seine frühern Gesinnungsgenossen wegen ihrer Drohung, ihr Mandat niederlegen zu wollen, und forderte sie auf, es auf eine Probe ankommen zu lassen und den kühnen Schritt zu unternehmen. Seit zwölf Jahren hätten sie in der Kammer und in der Presse verkündigt, sie erstrebten den Sturz des Ministeriums, und hätten kein Resultat erreicht. Ein Ministerium, welches das Vertrauensvotum des Königs zu wiederholten malen in der Tasche habe, lasse sich von ihnen nicht imponiren, denn es sei über die Lage ihrer Fraction ganz genau unterrichtet. Ministerpräsident von Lutz erwiderte Kopp, daß nach der bairischen Verfassung für die Minister keine Verpflichtung bestehe, einer feindlichen Mehrheit gegenüber zurückzutreten. Eine solche Verpflichtung könnte man nur aus den Grundsätzen des Parlamentarismus ableiten, nicht aus dem Constitutionalismus oder der Verfassung. Wenn der Zwist durch ihren Rücktritt gehoben würde, so würde er seinen Collegen sagen: „Wir wollen gehen und einem andern Ministerium Platz machen." „Wir haben aber vielmehr die Ueberzeugung, daß, wenn ein Ministerium im Sinne der Mehrheit berufen würde, die Dissonanzen in noch erhöhtem Maße eintreten würden, und eben das ist der Grund, warum wir die Verantwortung dafür, daß wir auf diesem Posten ausharren, auf uns nehmen." Uebrigens machte von Lutz den Klerikalen einige nicht unbedeutende Zugeständnisse und suchte dadurch ein besseres Verhältniß zwischen der Regierung und der Kammer anzubahnen. Er erklärte sich bereit, bei der Anstellung von Lycealprofessoren und Professoren der theologischen Facultät ein bischöfliches Gutachten über den moralischen Standpunkt und sittlichen Wandel des zu Ernennenden einzuholen, das Aufsichtsrecht über Religion und Sittenlehre zu gewährleisten und über geistliche Schulinspectoren vor deren Anstellung, wie bisher, mit dem Bischof ins Einvernehmen zu treten. Doch sprach er die Erwar-



Digitized by Google

tung aus, daß nach einem solchen Entgegenkommen die verwerfliche Agitation gegen die Staatsgewalt ein Ende nehmen werde.

In der Sitzung vom 7. März stellten der Abgeordnete Aichbichler und Genossen den Antrag, die Kammer solle an den König die Bitte richten, daß bei Auslegung und Anwendung derjenigen Bestimmungen der zweiten Verfassungsbeilage, die sich auf die Verhältnisse der katholischen Kirche und ihrer Angehörigen beziehen, die tegernseer Erklärung vom 15. Sept. 1821 der Staatsregierung als Richtschnur zu dienen habe. Herr von Lutz erklärte sich im Namen der Regierung gegen den Antrag und wies unter Mittheilung der mit dem Vatican geführten Verhandlungen nach, daß die tegernseer Erklärung kein Staatsact von verbindlicher Rechtsnorm sei und die Widersprüche zwischen Concordat und Religionsedict nicht zu beseitigen vermöge. Das Concordat habe den Charakter eines Staatsgrundgesetzes nur unter Vorbehalt der Bestimmungen des Religionsedicts, und die tegernseer Erklärung hätte einen jenes Edict modificirenden und das Concordat erweiternden Einfluß nur durch die ausdrückliche Zustimmung des Landtags erlangen können. Dies sei auch vom Vatican anerkannt worden. Er sehe nicht ein, was der Antrag bezwecken solle. Die katholische Kirche in Baiern habe keinen Grund zu einer ernsthaften Beschwerde. „Wir haben keinen Culturkampf, auch keinen stillen.“ Da aber die Klerikalen einen, wenn auch noch so kleinen Culturkampf hervorrufen wollten, so nahmen sie am 8. März mit 80 gegen 71 Stimmen den Antrag an. Die Reichsrathskammer aber lehnte am 18. April den Beitritt zu diesem Beschluß mit 36 gegen 12 Stimmen ab. Der extrem klerikale Abgeordnete Schels beantragte geradezu, die Kammer solle den ganzen Cultusetat streichen und für die klagbaren Summen einen Reservefonds bewilligen, zugleich die Bitte an die Krone richten, daß das Cultusministerium aufgehoben und dessen Geschäfte an die Ministerien der Justiz und des Innern vertheilt werden sollten; er gewann aber für diesen Antrag nur 8 Stimmen. Der Antrag auf Ertheilung eines confessionellen Geschichtsunterrichts an den humanistischen Gymnasien und die vom Ausschuß vorgeschlagenen großen Abstriche an den Ausgaben für die Schullehrerseminarien wurden von der klerikalen Kammermehrheit genehmigt. Als Grundgedanken dieser Abstriche bezeichnete von Lutz den Plan, daß die Heranbildung einer größern Anzahl von Lehrern verhindert werden solle, damit für andere, das heißt für männliche und weibliche Ordensgesellschaften Platz geschaffen würde. Nach sechstägiger Berathung war endlich am 4. April der Cultusetat erledigt worden, nachdem noch Schels, das enfant terrible der klerikalen Partei, bei der Debatte über die Kunstanstalten erklärt hatte, daß, so sehr auch die Bajuwaren von „norddeutschen Gimpeln“ geschmäht würden, jene doch mehr Kunstsinn hätten als die Wenden und Slawen. Der Antrag, den Geschichtsunterricht an den Gymnasien nach Confessionen ertheilen zu lassen, wurde zwar in der Kammer mehrmals erneuert und angenommen, hatte aber keine Folgen, da weder die Regierung noch die Reichsrathskammer darauf einging. Letztere lehnte ihn am 20. März 1884 mit allen gegen 4 Stimmen (Prinz Alfons, Bischof von Ehrler, Dr. von Steinhelm, Freiherr von Aretin) ab. Der Reichsrath Dr. von Döllinger warnte davor, man solle nicht von der Höhe, auf welcher die deutsche Geschichte

Digitized by Google

stehe, herabsteigen. Es scheine ihm erwünscht, daß das hohe Haus die Regierung moralisch unterstütze in dem Bestreben, den höhern Charakter des Geschichtsunterrichts zu wahren und gegen die Tendenzen confessioneller Interessen zu schützen.

Der Kampf um die Schule wurde nicht blos in der Kammer, sondern auch in den Gemeindecollegien in München geführt. Dort waren 12 katholische Confessionsschulen, 3 protestantische Confessionsschulen und 4 Simultanschulen. Die klerikalen Mehrheiten der Gemeindecollegien beschlossen am 4. April 1882, daß sämmtliche Simultanschulen der Stadt in katholisch-confessionelle umgewandelt und der städtische Schulrath Dr. Rohmeder, ein Protestant, abgesetzt werden solle, und legten der Kreisregierung, welche diesen Beschluß zu begutachten hatte, eine Menge von Unterschriften vor, welche durch eine sehr lebhafte Agitation in München gewonnen worden waren. Uebrigens hatten sich auch über 5500 Stimmen für Beibehaltung der Simultanschulen ausgesprochen. Die Kreisregierung versagte am 4. Aug. dem Beschluß der Gemeindecollegien ihre Genehmigung, beschloß aber, jeden Zwang zum Besuche der Simultanschulen aufzuheben, worauf jene an das Ministerium appellirten. Das Bemühen der Klerikalen, die Familienväter zu veranlassen, daß sie ihre Kinder für das nächste Schuljahr in möglichst großer Zahl in die confessionellen Schulen einschreiben lassen sollten, hatte keinen Erfolg. Bei der Inscription vom September 1882 wurde nahezu der vierte Theil aller schulpflichtigen Kinder in den Simultanschulen eingeschrieben, und im folgenden Jahre mußten in letztern sogar Parallelklassen eingerichtet werden. Die liberale Presse trat gegen das klerikale Parteiwesen in den Gemeindecollegien nachdrücklich auf und warf denselben vor, daß sie gerade so, wie die klerikale Kammermehrheit, ein ausschließliches Clubwesen unterhalten und mit der nämlichen Herrschsucht und Intoleranz auftreten. Auf den Recurs der Gemeindecollegien antwortete von Lutz am 14. Aug. 1883 als Cultusminister, daß von den in München bestehenden vier Simultanschulen zwei in katholisch-confessionelle umgewandelt werden sollten. Wenn aber der Minister sich der Hoffnung hingab, er werde durch diese Abschlagszahlung die Klerikalen befriedigen, so täuschte er sich. Der münchener Magistrat beschloß am 31. Aug. an die Regierung die Bitte zu richten, daß auch die zwei übrigen Simultanschulen aufgehoben werden sollten. Die Kreisregierung wies das Gesuch zurück, und das Cultusministerium, an welches der Magistrat appellirte, gab gleichfalls einen abschlägigen Bescheid. In der neuen Verordnung vom 26. Aug. 1883 über die Einrichtung der Volksschulen und die Bildung der Schulsprengel, wodurch die Verordnung vom 29. Aug. 1873 theilweise abgeändert wurde, ist übrigens die sorgfältigste Rücksicht darauf genommen worden, daß nur im äußersten Nothfall confessionell gemischte Schulen errichtet würden, und daß ein Zwang zum Besuche einer solchen Schule nicht bestehe, solange der Besuch einer confessionellen Schule möglich gemacht werden könnte. Bei solchen Zugeständnissen an die klerikale Mehrheit mußte es auffallend erscheinen, daß das Cultusministerium dem protestantischen St.-Anna-Gymnasium in Augsburg die Abhaltung eines besondern Festgottesdienstes am Vormittag des Luthertages (10. Nov. 1883) dadurch unmöglich machte, daß es auf einen Bericht des protestantischen Oberconsistoriums, das sich gegen die Anordnung einer besondern Feier für die

Digitized by Google

protestantischen Unterrichtsanstalten ausgesprochen hatte, die Aussetzung der Unterrichtsstunden verbot. Wenn ein protestantisches Oberconsistorium sich in diesem Sinne aussprach, was konnte man dann von einem katholischen Cultusministerium verlangen?

Der am 1. Oct. 1885 zwischen Baiern und Rußland vereinbarte Auslieferungsvertrag fand weder bei den Klerikalen noch bei den Liberalen allgemeine Billigung. Derselbe war fast gleichlautend mit dem preußisch-russischen Vertrage vom 13. Jan. und verlangte die Auslieferung schon wegen Beleidigung gegen den russischen Kaiser oder ein Mitglied seiner Familie, und bei andern Verbrechen oder Vergehen auf einfache Anschuldigung oder Anklage hin. Bei der Berathung des Etats des Ministeriums des Aeußern kam der Abschluß dieses Vertrages am 12. Nov. 1885 in der Abgeordnetenkammer zur Sprache, obgleich allgemein zugestanden wurde, daß die Regierung zum Abschluß eines solchen Vertrages berechtigt sei, wobei auf die Abnormitäten desselben hingewiesen wurde. Der Minister des Auswärtigen, von Crailsheim, übernahm die Vertheidigung des Vertrages, welcher durch das Auftreten der Anarchisten nothwendig geworden sei. Die Anregung zu demselben sei nicht vom Reichskanzler, sondern von der russischen Regierung ausgegangen, und der Inhalt desselben sei seinerzeit vom Bundesrathe einstimmig gebilligt worden; der neue Vertrag sei gegenüber dem bisherigen ein Culturfortschritt, weil derselbe den Anfang bilde zu einem internationalen Vorgehen und Zusammengehen gegen die anarchistischen Mordbanden, welche in Deutschland durch die Ermordung des Polizeiraths Rumpff in Frankfurt a. M. am 13. Jan. ein neues Zeichen ihrer Existenz gegeben hätten. Am 3. Dec. wurde der von dem Abgeordneten Kopp gestellte Antrag, daß der Auslieferungsvertrag, entsprechend den über die Auslieferung flüchtiger Verbrecher seither geltenden Grundsätzen, sobald als möglich umgestaltet werden sollte, mit großer Mehrheit angenommen. Die Reichsrathskammer dagegen beschloß am 29. Jan. 1886, auf den Antrag ihrer Commission, wegen Unzuständigkeit des Landtags dem Beschlusse der Abgeordnetenkammer nicht zuzustimmen. Der Berichterstatter von Neumayr wies darauf hin, daß ein Mitwirkungsrecht des Landtags bei Ausübung der Staatsgewalt nur da als bestehend angenommen werden dürfe, wo es durch ausdrückliche Gesetzesbestimmungen nachgewiesen werden könne. Dies treffe in diesem Fall nicht zu. Das Recht der Regierung, mit auswärtigen Staaten Auslieferungsverträge abzuschließen, stehe fest, und dieses Recht zähle nach den Verfassungsbestimmungen zu den ausschließlich der Krone zustehenden Regierungsrechten. Minister von Crailsheim sagte, bisher habe man, im Gefühl der Sicherheit sich wiegend, den politischen Flüchtlingen das Leben möglichst angenehm zu machen gesucht. Aus dem Gefühl der Sicherheit seien wir aufgerüttelt worden. Der Staat habe durch die Ereignisse an der Newa, an der Spree und anderwärts das Gefühl bekommen, daß er verpflichtet sei, zunächst an seine eigene Sicherheit zu denken. Es sei gegen den Vertrag vieles geschrieben worden. Aber wenn einmal in Baiern, was er nicht wünsche und auch nicht befürchten könne, der Knall einer Dynamitbombe ertönen sollte, dann würde man anders über den Vertrag sprechen.

Digitized by Google

Am 17. April 1886 schickte König Ludwig II. von Hohenschwangau aus ein Handschreiben an das Ministerium, worin er verlangte, daß zur Aenderung der Verhältnisse der Cabinetskasse dem Landtage eine Vorlage gemacht und möglichst rasch die hierauf bezüglichen Vorschläge ihm unterbreitet werden sollten. Damit war man mitten in eine Action versetzt, welche zu einer Katastrophe der schlimmsten Art führte. König Ludwig stand vor einem Bankrott, und nicht blos seine Cabinetskasse stand vor einem solchen, sondern auch seine ganze geistige Existenz und seine staatliche Stellung. Daß er in unreifem Alter den Thron bestieg, war sein Unglück. Er war erst 18½ Jahre alt, als sein Vater, König Maximilian II., am 10. März 1864 starb. Große Hoffnungen knüpften sich an die Thronbesteigung des ideal angelegten Königssohnes. Wenige derselben haben sich erfüllt. Denn die Welt verlangt unerbittlich von einem Herrscher mehr einen praktischen Sinn, einen natürlichen, mit Realitäten rechnenden Verstand, und läßt sich den Idealismus desselben nur als Ornament gefallen. Eine Vergleichung zwischen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und seinem Bruder, unserm Kaiser Wilhelm, ist geeignet, diese Frage in das gehörige Licht zu setzen. Der junge König schwelgte nicht nur in Richard Wagner's „Lohengrin" und „Nibelungen", sondern auch in dem Gedanken einer unbeschränkten Selbstherrlichkeit. Er war bald so weit, daß er glaubte, es gebe für seine königliche Majestät keine Grenze des Wollens. Zu seinem Vorbilde wählte er nicht Friedrich den Großen, welcher „den Monarchen den ersten Diener des Staates" nannte, sondern den ebenso übermüthigen wie persönlich liebenswürdigen Ludwig XIV. von Frankreich, der in seinen prächtigen Schlössern von seiner Umgebung wie ein Gott verehrt wurde und selbst auch Anspruch darauf machte. Ludwig gefiel sich bald in Excentricitäten, welche ebenso sehr von krankhafter Menschenscheu als von unheilbarem Cäsarenwahnsinn zeugten. Seine verschwenderischen Bauten, die im Stil der versailler Schlösser gehalten waren, verursachten ihm Ausgaben, denen seine Civilliste nicht gewachsen war, obgleich diese die ansehnliche Summe von 4,231044 Mark betrug. Seine Schulden beliefen sich allmählich auf 13½ Mill. Mark, wovon 6½ Mill. Mark in den letzten anderthalb Jahren neu hinzugekommen waren. Diese Thatsache beunruhigte ihn, solange er Credit hatte und von seinen Gläubigern nicht gedrängt wurde, durchaus nicht; denn er lebte des trostvollen Glaubens, daß ein König in finanziellen Angelegenheiten nicht wie ein anderer Sterblicher behandelt werden dürfe und daß das Land verpflichtet sei, in einem solchen Falle für seinen König einzutreten. Das Bauen hörte nicht auf; prachtvolle Schlösser, märchenhaft ausgeschmückt, erhoben sich auf Inseln von Seen oder auf kühn emporragenden Felsen der Bairischen Alpen. Während an dem einen Schlosse noch gebaut wurde, entwarf Ludwig schon den Plan zu einem neuen Bau. Er erklärte geradezu, daß er, ohne Bauten zu unternehmen, nicht leben könne und daß ihm die Mittel hierzu bewilligt werden müßten.

Der König war an der Grenze des Möglichen angekommen. Die Lieferanten für die königlichen Bauten verlangten Bezahlung ihrer Rechnungen, und da sie kein Geld bekamen, erhoben sie Klage bei dem Landgericht in München. Die Versuche des Königs, bei fürstlichen Personen Geld aufzunehmen, waren vergeblich.

Digitized by Google

Die Minister hatten ihm schon im August 1885 und im Januar 1886 Vorstellungen gemacht und ihn aufgefordert, durch Einstellung der Luxusbauten und durch andere Einschränkungen seiner Cabinetskasse eine Erleichterung zu verschaffen und mit seinen am meisten drängenden Gläubigern ein Abkommen zu treffen. Aber sie fanden bei dem Könige, der sich in Allmachtsträumen wiegte, kein Gehör. Die Noth zwang endlich den König, in seinem Handschreiben vom 17. April sich an den Landtag zu wenden. Wenn er sich dazu verstand, das Ministerium Lutz zu entlassen und ein Ministerium Franckenstein zu berufen, so waren die Klerikalen zu vielem bereit; im andern Fall nicht. Es war überhaupt fraglich, ob man es für zweckmäßig halten konnte, die finanzielle Lage des Königs vor den Landtag zu bringen und diesen um Abhülfe zu bitten, da anzunehmen war, daß dann noch andere Dinge als finanzielle ans Tageslicht gezogen würden. Die Minister handelten sehr richtig, wenn sie so vorsichtig wie möglich zu Werke gingen. Sie wandten sich zunächst persönlich und vertraulich, wenn auch officiell, an die ersten Präsidenten der Reichsrathskammer und der Abgeordnetenkammer, von Franckenstein und von Ow, trugen denselben das Anliegen des Königs vor und richteten die Frage an sie, ob sie die Ansicht hätten, daß vom Landtage mit einiger Sicherheit eine Abhülfe zn erwarten sei und unter welchen Bedingungen etwa dies der Fall wäre. Die Präsidenten erwiderten, daß sie erst nach einer Besprechung mit einflußreichen Kammermitgliedern in der Lage wären, eine bestimmte Antwort zu geben. Da diese am 29. April dahin ausfiel, daß die Abgeordneten der Ansicht seien, die Kammer könne zu der an die Präsidenten gerichteten Frage erst Stellung nehmen, wenn das Ministerium den Sachverhalt vollständig klar gestellt habe, so fand, auf Vorschlag des Herrn von Ow, am 30. April eine vertrauliche Unterredung statt, an welcher die Minister, die Präsidenten der Kammern, die beiden ersten Secretäre und mehrere einflußreiche Mitglieder der Abgeordnetenkammer theilnahmen. Das Ergebniß dieser Besprechung war, daß eine Uebernahme der Schulden der Cabinetskasse von seiten der Staatskasse nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg im Landtage habe; daß aber auch eine Creditvorlage, wonach der Cabinetskasse lediglich ein verzinsliches und zurückzuzahlendes Darlehn vom Staat gewährt werden sollte, keine entsprechende Mehrheit in der Abgeordnetenkammer finden werde und gänzlich aussichtslos sei; eine solche Vorlage könnte man nur dann vor das Abgeordnetenhaus bringen, wenn zweifellos feststände, daß sie einstimmig oder doch nahezu einstimmig angenommen werden und daß keine Discussion stattfinden würde; „denn die Stimmung im Lande sei derart, daß jede Discussion die Aufregung bis zum Ueberlaufen steigern und Dinge ans Licht bringen könne, über die man sich entsetzen würde".

Mehrere Abgeordnete sprachen sich sehr pessimistisch aus. Die Entwickelung der Verhältnisse der Cabinetskasse sei längst bekannt und werde überall, nicht blos in jedem Gasthause der Residenzstadt, sondern in jeder Schenke selbst des kleinsten Dorfes besprochen. Es herrsche darüber in dem gesammten bairischen Volke die größte Misstimmung. Man würde sich gern zu entsprechenden Opfern bereit finden lassen, wenn in der That gründlich geholfen werden könnte. Aber angesichts der jüngsten Geschichte der Cabinetskasse, insbesondere angesichts der Thatsache,

Digitized by Google

daß in einem Zeitraum von kaum anderthalb Jahren abermals etwa 6½ Mill. Mark Schulden gemacht worden seien, bestehe überhaupt keine Hoffnung mehr auf eine dauernde Besserung. Hinreichende Garantien für eine gründliche und dauernde Aenderung gebe es nicht; es bleibe daher nichts übrig, als der Sache den Lauf zu lassen.

Andere äußerten sich dahin: Die misliche Lage der Cabinetskasse und der Mangel jeder Hoffnung auf bleibende Besserung derselben sei nicht das einzige, was im Volke Anstoß errege, sei sogar das geringere Uebel. Der Hauptgrund der im Volke herrschenden ernsten Besorgnisse und Misstimmung liege in dem übrigen Verhalten des Königs. Seit Jahren vermisse das bairische Volk zu seinem größten Schmerze jede Initiative des Königs in Regierungsangelegenheiten, und es werde aufs tiefste bedauert, daß der König sich mehr und mehr von jedem persönlichen Verkehr mit den Räthen der Krone und andern geeigneten Persönlichkeiten zurückziehe und sich überhaupt bei keiner Gelegenheit mehr dem Volke zeige. Ueber die Umgebung des Königs seien die schlimmsten Gerüchte in Umlauf. Auch in allen diesen Beziehungen müsse eine totale Umkehr eintreten, bevor von einer helfenden Mitwirkung des Landtags die Rede sein könne. Es seien überhaupt im Lande Stimmen laut geworden, daß der Landtag sich über diese Dinge offen aussprechen und dem Könige Vorstellungen machen solle; aber man habe dies bisher aus Loyalität und um die Lage nicht zu verschlimmern unterlassen. Bei der Verhandlung über eine Creditvorlage könnte und würde nicht geschwiegen werden.

Eine dritte Gruppe von Abgeordneten erklärte, die Lage sei eine so ernste, daß es sich nicht mehr um eine Privatangelegenheit des Königs handle. Es sei daher vor allem Pflicht des Ministeriums, über die Lage rücksichtslos zu berichten und die dringliche Bitte vorzutragen, daß der König nach München zurückkehren und direct, das heißt ohne Vermittelung des Cabinetssecretärs, die mündlichen Vorstellungen der Minister entgegennehmen und sich bezüglich etwaiger Garantien mündlich aussprechen solle. Vorher könne von Zusicherungen von seiten des Landtags gar keine Rede sein.

Den ganzen Inhalt dieser Unterredung theilten die Minister in ihrem Bericht vom 5. Mai dem Könige mit, und am Schluß sagten sie, es ergebe sich aus demselben, daß eine Vorlage an den Landtag den gewünschten Erfolg nicht haben, sondern nur unaussprechlichen und namenlosen Schaden für das Ansehen der Krone nach sich ziehen würde.

Dieser Bericht des Gesammtministeriums war nicht geeignet, die Aufregung des Königs zu beschwichtigen. Es kamen die bedenklichsten Erscheinungen von Geistesstörung vor. Bald erhielt sein Friseur Hoppe, bald sein Kammerdiener Hesselschwert den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden; letzterm gab er auch schriftlich den Befehl, alle Gerichtsvollzieher und Minister zu ermorden. Die Umgebung des Königs bildete keine auserlesene Gesellschaft. Seit vielen Jahren hatte kein Minister ihm Vortrag gehalten; der Cabinetssecretär vermittelte allen Verkehr zwischen König und Ministern; kein Cabinetssecretär hielt den Dienst lange aus; die Functionen des dermaligen Stellvertreters waren darauf beschränkt, dem König die Regierungsacte zur Unterschrift vorzulegen. Seine fast ausschließ-

Digitized by Google

liche Umgebung bildeten Kammerdiener, Stallknechte, Chevauxlégers und Gensdarmen. Diese Leute wurden vom Könige bald in allzu freundschaftlicher und freigebiger Weise, bald mit rücksichtsloser Grausamkeit behandelt: von seinen Dienern erlitten 32 mehr oder minder schwere Verletzungen durch ihn; einem derselben schlug er sogar das Auge aus; die Cabinetskasse mußte hohe Summen an die Mishandelten ausbezahlen. Selbst hochgestellte Beamte waren der Gegenstand seiner Wuthausbrüche; nur daß solche Befehle niemand fanden, der sie ausführte. Gegen die Minister von Riedel und von Crailsheim und gegen den frühern Cabinetssecretär von Ziegler wurden Todesurtheile vom König unterzeichnet. Die Menschenscheu des Königs, seine Sehnsucht nach einem stillen, sorgenlosen Privatleben war schon in den siebziger Jahren so groß, daß er Franz von Löher den Auftrag gab, auf den Canarischen und Griechischen Inseln einen passenden Ansiedelungsplatz zu ermitteln.

Die Symptome einer jedenfalls momentanen Geistesstörung mehrten sich. Sie trat zunächst in dem trostlosen Zustande der Cabinetskasse am grellsten zu Tage. Solange der König seinen freien Willen hatte und seiner Baulust ungestörten Lauf lassen konnte, war es nicht möglich, in diese Verhältnisse Ordnung zu bringen. Und doch war es absolut nothwendig, dem königlichen Willen in die Zügel zu fallen und den König in eine Lage zu versetzen, in welcher die Misachtung realer Factoren nicht mehr thunlich war. Das Ansehen der Krone war bereits bedenklich tief gesunken. Obermedicinalrath und Kreisirrenarzt von Gudden erhielt daher am 4. Juni den Auftrag, den König in Hohenschwangau zu beobachten. Dieser hatte, nachdem er von dort zurückgekehrt war, eine Unterredung mit drei andern Irrenärzten, den Irrenanstaltsdirectoren von Hagen in Erlangen und Hubrich in Werneck und dem Professor Grashey in Würzburg. Die vier Irrenärzte, welche über den Gesundheitszustand des Königs eidlich vernommen wurden, stellten ihr Urtheil dahin fest: der König sei in sehr vorgeschrittenem Grade seelengestört, leide schon seit vielen Jahren an Paranoia (Verrücktheit), und dadurch sei seine freie Willensbestimmung vollständig ausgeschlossen und derselbe an der Ausübung der Regierung verhindert, welche Verhinderung die ganze Lebenszeit andauern werde.

Damit war das Schicksal König Ludwig's II. besiegelt. Es war ein verhängnißvoller Entschluß, den das Wittelsbach'sche Haus und das Staatsministerium zu fassen hatten. Aber bei aller Rücksicht, welche der Person des Königs gezollt wurde und schon längst gezollt worden war, stand doch das Wohl und das Interesse des Landes obenan, und diese machten die Einsetzung einer Reichsverwesung oder Regentschaft zur unbedingten Pflicht. Die bairische Verfassung enthielt hierüber die Bestimmung, daß die Reichsverwesung einzutreten habe theils während der Minderjährigkeit des Monarchen, theils wenn derselbe an der Ausübung der Regierung auf längere Zeit verhindert ist und für die Verwaltung des Reiches nicht Vorsorge getroffen hat oder treffen kann; daß in diesem Falle mit Zustimmung der Stände, welchen die Verhinderungsursachen angezeigt werden mußten, die gesetzliche Regentschaft stattfinden sollte; daß das Gesammtministerium den Regentschaftsrath bildet und der Reichsverweser verpflichtet ist, in allen

Digitized by Google

wichtigen Angelegenheiten das Gutachten desselben einzuholen. Derselbe übt alle Regierungshandlungen aus, welche durch die Verfassung nicht besonders ausgenommen werden. Eine Ausnahme, welche mit dem Interesse des Landes nicht vereinbar war und daher dringend eine Abänderung erheischte, war durch folgende Verfassungsbestimmung begründet: „Alle erledigten Aemter, mit Ausnahme der Justizämter, können während der Reichsverwesung nur provisorisch besetzt werden. Der Reichsverweser kann weder Krongüter veräußern oder heimgefallene Lehen verleihen, noch neue Aemter einführen."

Auf Grund des ärztlichen Gutachtens sprach sich der Ministerrath, welcher sich am 7. Juni mit dem Prinzen Luitpold, dem Oheim des Königs, über die Sachlage berieth, einstimmig dahin aus, daß der Geisteszustand des Königs mit der Ausübung der Regierungspflichten nicht vereinbar sei, daß also der Verfassung gemäß eine Reichsverwesung einzutreten habe, und daß diese, da des Königs einziger Bruder, Prinz Otto, seit dem Jahre 1875 von der nämlichen Krankheit befallen war und umgeben von Irrenärzten und Wärtern in dem Schlosse Fürstenried verweilte, dem Prinzen Luitpold als dem nächsten Agnaten übertragen werden müsse. Es wurde daher beschlossen, daß Prinz Luitpold die Regentschaft übernehmen, daß der König einer ärztlichen Behandlung sich unterziehen und daß für das persönliche Wohl desselben und für seine Vertretung in privatrechtlicher Hinsicht durch Aufstellung einer Curatel Vorsorge getroffen werden solle.

Prinz Luitpold, am 12. März 1821 geboren, Generalfeldzeugmeister und Generalinspector der Armee, hatte sich 1844 mit der Erzherzogin Auguste, Tochter des Großherzogs Leopold II. von Toscana, vermählt und war seit 1864 Witwer. Kinder dieser Ehe sind die Prinzen Ludwig, Leopold, Arnulf und die Prinzessin Therese. Prinz Luitpold hatte sich bisher vorzugsweise dem Militärwesen gewidmet, hatte den Krieg von 1870/71 im Großen Hauptquartier mitgemacht und am 3. Dec. 1870 dem König von Preußen in Versailles das Schreiben übergeben, in welchem König Ludwig II. jenem die Mittheilung machte, daß er sich an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet habe, „gemeinschaftlich mit ihm bei dem König von Preußen in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines Deutschen Kaisers verbunden werde". Der Prinz hatte früher nebst seinem ganzen Hause für streng klerikal gegolten, war die Hoffnung der „Patrioten" und wurde in einen kirchlich-politischen Gegensatz zu König Ludwig gestellt. Aber die Ausschreitungen der klerikalen Kammermehrheit, besonders die skandalöse Adreßdebatte von 1875, ließen den Prinzen erkennen, in welch zweifelhafter Gesellschaft ein Regent wäre, der auf eine solche Mehrheit sich stützte und aus der Mitte derselben sein Ministerium wählte. „Mit solchen Leuten läßt sich nicht hausen, viel weniger noch regieren", äußerte damals der Prinz. Seitdem lautete das allgemeine Urtheil über ihn, er sei kirchlich gesinnt, aber von gemäßigter Haltung.

In einer Proclamation vom 10. Juni theilte Prinz Luitpold dem bairischen Volke mit, daß König Ludwig II. und dessen Bruder Prinz Otto von einem unheilbaren Leiden, das sie an der Ausübung der Regierung hindere, befallen seien

Digitized by Google

und daß die Bestimmungen der Verfassungsurkunde ihm als nächstberufenem Agnaten die traurige Pflicht auferlegen, die Reichsverwesung zu übernehmen, infolge dessen er die Einberufung des Landtags auf den 15. Juni verfüge. Zugleich kündigte er in einem Armeebefehl an, daß er aus den oben angeführten Gründen den Oberbefehl über das bairische Heer übernommen habe und im Namen des Königs das Commando führe. Vor der Veröffentlichung dieser Proclamation wurden der Deutsche Kaiser und die Reichsregierung, sämmtliche Bundesfürsten und die auswärtigen Höfe von diesen Vorgängen in Kenntniß gesetzt.

Zu Curatoren des Königs ernannte Prinz Luitpold nach dem Ministerrathe vom 7. Juni die Grafen von Holnstein und von Törring, zum Gouverneur den Grafen von Boos-Waldeck, zum Begleiter den Rittmeister Baron Washington. Die schwierige Aufgabe stand bevor, dem König die Nothwendigkeit der Einsetzung einer Regentschaft anzukündigen und zugleich die ärztliche Behandlung bei ihm eintreten zu lassen. Auch sollte er an einen andern Ort gebracht werden, wofür Linderhof oder Fürstenried in Aussicht genommen worden waren. Zu diesem Zweck sollte eine Staatscommission gebildet werden und diese ein in ebenso bestimmter als schonender Form gehaltenes Handschreiben des Prinzen Luitpold dem König überreichen. Die Commission bestand aus den beiden Curatoren, dem Minister des königlichen Hauses und des Aeußern, Freiherr von Crailsheim, dem Rittmeister Baron Washington, dem Geh. Legationsrath Rumpler als Protokollführer und dem Obermedicinalrath von Gudden, der nebst dem Assistenzarzt Dr. Müller und dem nöthigen Pflegepersonal die specielle Beaufsichtigung des Königs zu übernehmen hatte. Mit Rücksicht auf die dem Könige schuldige Ehrerbietung, welche die Ueberreichung des Handschreibens noch vor Veröffentlichung der Proclamation erheischte, eröffnete die Commission ihre Thätigkeit schon am 9. Juni.

Am Nachmittag dieses Tages fuhr sie mit Extrazug von München nach Oberdorf und begab sich von da nach Hohenschwangau, wo sie in der Nacht eintraf. Am 10. Juni morgens 3¼ Uhr erschien sie vor dem in der Nähe von Hohenschwangau gelegenen neuen Schloß Schwanstein, der Wohnung des Königs, wurde aber von Gensdarmen mit vorgehaltenen schußbereiten Gewehren empfangen. Diese achteten nicht auf die Legitimationspapiere der Commission, sondern verweigerten ihr aufs entschiedenste den Eintritt in das Schloß, auf den unmittelbaren Befehl des Königs sich berufend. Dieser war nämlich von der Ankunft der Commission und von dem Zweck ihrer Absendung aufs genaueste unterrichtet und hatte auf dieses hin weitere Gensdarmerie aufgeboten, die Feuerwehr der benachbarten Orte ins Schloß berufen und sich so in Vertheidigungszustand gesetzt. Wer dem Könige von den Vorgängen in München Anzeige gemacht hatte, ob Graf Dürkheim, welchen er nach München geschickt hatte, oder einer seiner Diener, ist ungewiß. Der Commission blieb also, da sie nicht in der Lage war, den Widerstand der Gensdarmerie zu brechen, nichts übrig, als nach Hohenschwangau zurückzukehren. Nach kurzer Zeit erschien dort ein Gensdarmeriewachtmeister und zeigte einen vom König eigenhändig geschriebenen Befehl vor, wonach er diejenigen Personen, welche in das neue Schloß einzudringen versucht hätten, festnehmen und in das Schloß bringen sollte. Es wurde ihm zwar von der Commission entgegengehalten, daß

Digitized by Google

er nicht befugt sei, einen Verhaftsbefehl, der nicht von der zuständigen Behörde unterzeichnet sei, auszuführen, und das von dem Prinzen Luitpold eigenhändig unterzeichnete Document, welches von der Uebernahme der Regentschaft handelte, ihm vorgezeigt; aber der Wachtmeister, welcher acht Mann bei sich hatte, war für solche Vorstellungen nicht zugänglich; er beharrte auf der Ausführung des königlichen Befehls und ließ durchblicken, daß er nöthigenfalls Gewalt anwenden werde. So entschlossen sich denn der Minister von Crailsheim und die Grafen von Holnstein und von Törring zu dem schweren Gang nach Schwanstein, wo sie der Willkür eines irrsinnigen Königs preisgegeben waren. Einige der Gensdarmen folgten ihnen, während andere die übrigen Commissionsmitglieder in Hohenschwangau bewachten. In Schwanstein wurden die drei Herren in kleine, im sogenannten Thorbau befindliche Bedientenzimmer gebracht; doch konnten sie, obgleich der königliche Befehl auf Einzelhaft lautete, unter sich und mit dem anwesenden Bezirksamtmann von Füssen und mit der Dienerschaft ungestört verkehren. Sie wurden zwar fortwährend von Gensdarmen bewacht; aber dies lag in ihrem eigenen Interesse; denn die drohenden Mienen der im Schloßhofe versammelten Feuerwehr wiesen auf unbedingte Bereitwilligkeit zur Anwendung der äußersten Gewaltmittel hin. Bald darauf wurden auch die übrigen Commissionsmitglieder, mit Ausnahme des Geh. Legationsraths Rumpler, nach Schwanstein in Haft gebracht.

Der König war in furchtbarer Aufregung. Er hatte den Gensdarmen den Befehl gegeben, die Commissionsmitglieder bis aufs Blut zu peitschen und ihnen die Augen auszustechen; denn sie waren in seinen Augen Hochverräther und Verschwörer, welche sich an der königlichen Majestät selbst vergreifen wollten. Mit einem Revolver in der Hand bedrohte er jeden, der es wagen würde, sein Zimmer zu betreten, mit Niederschießen. Sein Haß war hauptsächlich gegen den Grafen von Holnstein, seinen frühern Vertrauten, und gegen den Minister von Crailsheim gerichtet, welche beide ein Opfer seiner Wuth werden sollten. Der Graf von Holnstein sollte vor ihn geführt werden; aber die Diener, welche allmählich die Lage begriffen, leisteten keinen Gehorsam.

Inzwischen hatten die nichtverhafteten Personen nach München telegraphirt und von dort war die Weisung an das Bezirksamt in Füssen ergangen, es solle die Befreiung der Verhafteten veranstaltet werden. Auch war telegraphisch die Nachricht eingelaufen, daß die Proclamation des Regenten vom 10. Juni in München bereits veröffentlicht sei. Auf dieses hin gelang es dem Bezirksamtmann von Füssen, den Gensdarmen begreiflich zu machen, daß sie bei solcher Lage der Dinge nicht mehr den Befehlen des Königs, sondern denen des neuen Regenten und seiner Minister zu gehorchen hätten. Sie ließen sich von ihm bereden, die Verhafteten ohne Wissen des Königs freizulassen. Diese kamen nachmittags 2 Uhr nach Hohenschwangau zurück und beschlossen, sofort nach München zurückzukehren, um, nachdem ihre eigentliche Aufgabe gescheitert war, mit dem Regenten und dem Gesammtministerium die weitern Maßregeln zu besprechen. Nach 10 Uhr abends traf die Commission wieder in München ein, von wo aus bereits zwei Civilcommissare und ein Gensdarmerieoberst mit einer Anzahl Gensdarmen abgeschickt worden waren, um in den Schlössern Hohenschwangau und Schwanstein und in deren Umgebung die Ordnung und Sicherheit aufrecht zu halten.

Digitized by Google

Der König wurde erst ruhiger, als man ihm sagte, daß die Commission das Schloß wieder verlassen habe. Seine Stimmung war am 11. Juni wechselnd. Bald äußerte er sich voll Vertrauen und voll Ergebung in das, was sein Oheim über ihn verfügt habe, bald brachen sich Selbstmordgedanken Bahn. Er wollte den Schloßthurm besteigen und in die Tiefe sich hinabstürzen, und verlangte mehrmals, daß man ihm Gift geben solle. „Daß sie mir die Regierung abnehmen", sagte er, „das ertrage ich; aber daß sie mich für irrsinnig erklären, das überlebe ich nicht." Zu einem Fluchtversuch, den treue Diener ihm vorschlugen und wozu sie bereits alle Vorbereitungen getroffen hatten, konnte er sich nicht verstehen. Nachmittags 2 Uhr, als der König den Corridor betrat, gelang es endlich Gudden, der mit seinem Wärterpersonal zurückgeblieben war, sich der Person des Königs zu bemächtigen und ihn in ärztliche Behandlung zu nehmen. Der König ließ ruhig alles über sich ergehen und fragte Gudden, wie lange er wol zu seiner Heilung brauchen werde. Dieser erwiderte, das hänge davon ab, wie sich der König in die ärztlichen Anordnungen fügen werde. Auch als Gudden ihm erklärte, daß er den Auftrag habe, ihn nach Schloß Berg am Starnbergersee zu bringen, machte der König keine Einwendungen. Die Absicht, dem König Linderhof als Wohnsitz anzuweisen, war theils wegen der weiten Entfernung von München, theils wegen der drohenden Haltung der Gebirgsbewohner aufgegeben und Schloß Berg gewählt worden. Dasselbe lag allerdings nahe bei München, aber noch näher am See und war ebendeshalb für einen Irrsinnigen, der mit Selbstmordgedanken umging, ein Wohnsitz von höchst bedenklicher Zweckmäßigkeit.

Die Abreise von Schwanstein erfolgte am 12. Juni früh $3^3/_4$ Uhr. Der König fuhr allein in einem vierspännigen Wagen, ein Wärter saß neben dem Kutscher auf dem Bock, ein Diener ritt neben dem Wagen her; in zwei weitern Wagen fuhren die Aerzte und das übrige Personal. Die Reise verlief ohne jeden Zwischenfall. Um $12^1/_4$ Uhr nachmittags kam der König mit seinem Gefolge im Schloß Berg an, wo bereits die für den Aufenthalt eines Irren gebotenen Vorsichtsmaßregeln getroffen waren. Er begab sich sofort in seine Zimmer, wo ihm der obenerwähnte Professor Dr. Grashey vorgestellt wurde. Der König verhielt sich am Nachmittag und am Abend dieses Tages sehr ruhig und gefaßt und schien sich in sein Schicksal ergeben zu haben. Sein Verkehr mit Gudden war ein durchaus freundlicher.

Am 13. Juni war Pfingstfest. Der König machte morgens mit Gudden einen Spaziergang im Schloßpark. Dort saßen sie längere Zeit auf einer Bank, die vom Seeufer nur 12 bis 15 Schritte entfernt war. Gudden telegraphirte nach München: „Hier geht es bisjetzt wunderbar gut. Im übrigen wird unser ärztliches Gutachten über den Zustand Sr. Majestät durch autoptische Wahrnehmungen nur bestätigt." Abends nach $6^1/_2$ Uhr machte der König mit Gudden wieder einen Spaziergang in den Park und ging sofort auf die Bank zu, die ihm für sein Vorhaben geeignet erschien. Die Gensdarmen hielten sich in einiger Entfernung; die Wärter wurden auf die Bitte des Königs von Gudden in das Schloß zurückgeschickt. Letzterer entfernte sich einen Augenblick von der Bank. Als er zurückkam, traf er den König nicht mehr auf derselben; er eilte nach dem Ufer und erblickte

Digitized by Google

den König im Wasser; sofort sprang er in den See, der dort etwa vier Fuß tief war, lief dem König nach und wollte ihn am Weitergehen hindern. Dieser, am Rock gefaßt, ließ sich denselben vom Leibe ziehen, versetzte dem Arzt, der nicht von ihm lassen wollte, einen Faustschlag ins Gesicht, packte ihn wol und tauchte ihn ins Wasser, bis er todt war. Er selbst, eine herculische Gestalt und ein trefflicher Schwimmer, setzte seinen Todesgang fort, bis die Tiefe des Sees ihn verschlang. Die Uhr des Königs stand still und wies auf 7 Minuten vor 7 Uhr. Zwei Leichen, das Gesicht nach unten gerichtet, schwammen auf der Oberfläche des Sees hin und her; die eine war des Rockes entkleidet.

Obermedicinalrath von Gudden, von welchem gerühmt wurde, er habe bei manchen Irren dadurch große Erfolge erzielt, daß er ihnen mit viel Vertrauen entgegenkam, hatte sich in seinem Patienten vom Schloß Berg gründlich getäuscht und mußte diese Täuschung mit seinem Leben bezahlen. Ein hervorragender Arzt, welcher in München unter Gudden gearbeitet und Gelegenheit gehabt hatte, zu beobachten, wie viel derselbe der Durchführung seiner Disciplin, der Schärfe seines Auges, dem Zauber seines freundlichen, hoffnungsvollen Auftretens zutraute, hat treffend gesagt: „Gudden ist das Opfer seines Systems geworden.“ Die Liebenswürdigkeit, welche der König im Verkehr mit ihm entfaltete, die völlige Ergebung in dessen ärztliche Anordnungen war mit der solchen Kranken eigenthümlichen Schlauheit darauf berechnet, den Arzt über den wahren Seelenzustand seines Patienten zu täuschen und in Sicherheit zu wiegen. Gudden hatte an dem König nicht einen Kranken gewöhnlicher Art, sondern einen Mann von eisernem Willen und hoher Begabung, der nicht nach der psychiatrischen Schablone behandelt sein wollte, sondern eine ganz individuelle Behandlung erforderte. Vorsichtsmaßregeln der gewöhnlichsten Art wurden im Schloß Berg versäumt.

Erst um 8 Uhr, auf welche Stunde das Abendessen bestimmt war, kam man im Schloß, da König und Arzt nicht zurückkehrten, in große Besorgniß. Assistenzarzt Dr. Müller ließ durch Gensdarmen und Wärter den ganzen Park durchsuchen. Er selbst und Schloßverwalter Huber stellten Nachforschungen an. Alles war vergebens und die Nacht inzwischen eingetreten. Gegen 10 Uhr wurde das erste Telegramm nach München gesandt. Eine Viertelstunde später brachte ein Diener die ganz durchnäßten Hüte der Unglücklichen. Darauf bestiegen Müller und Huber ein Boot und fuhren dem Ufer entlang in der Richtung nach Leoni. Kurz nach 11 Uhr entdeckten sie zwei Körper, die auf dem Wasser schwammen, brachten dieselben in das Boot und erkannten sofort, wen sie vor sich hatten. Belebungsversuche wurden gemacht, aber kein Leben mehr gefunden. Neue Telegramme wurden nach München abgeschickt. Ueber der Hauptstadt lag am Morgen des Pfingstmontags (14. Juni) ein beengender Druck. Gerüchte der schlimmsten Art hatten sich dort verbreitet. Ein öffentlicher Anschlag der königlichen Polizeidirection enthüllte das Entsetzliche. In wenigen Stunden wußte ganz Europa die Katastrophe vom Starnbergersee. Ueberall wurden Extrablätter ausgetheilt. Von Kaiser Wilhelm, welcher sich den ganzen Tag „wie zerschlagen“ fühlte, lief, wie auch von allen andern Monarchen, sofort ein Beileidstelegramm bei dem Prinzen Luitpold ein. Dieser erließ am 14. Juni ein von sämmtlichen Ministern

Digitized by Google

unterzeichnetes Thronfolge- und Regentschaftspatent, worin erklärt war, daß nach dem Tode des Königs Ludwig II. dessen Bruder, Prinz Otto, König sei; daß aber dieser durch ein schon länger andauerndes Leiden verhindert sei, die Regierung selbst zu führen, und daß daher in dessen Namen Prinz Luitpold die Reichsverwesung übernehme. Die Truppen und die Beamten des Königreichs leisteten am gleichen Tage dem König Otto und zugleich dem Reichsverweser Prinzen Luitpold den Eid der Treue.

Die Leiche des Königs wurde am 14. Juni, nachdem die Minister von Crailsheim, von Fäustle und von Riedel in Schloß Berg die Constatirung der Ereignisse vorgenommen hatten, von dem Stifsdekan von Türk eingesegnet und nach München übergeführt, wo sie am 15. Juni nachts gegen 2 Uhr ankam und zunächst in der sogenannten Marterkapelle ausgestellt wurde. Das Ergebniß der Section, welche von Professor Dr. Rüdinger in Gegenwart von elf Aerzten vorgenommen wurde, war eine Bestätigung des ärztlichen Gutachtens. Am 16. Juni wurde die einbalsamirte Leiche in der königlichen Residenz aufgebahrt, am 19. Juni in der Gruft der St.-Michaelskirche beigesetzt. Zu dieser Feierlichkeit waren die Kronprinzen des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns und viele andere deutsche und ausländische Fürsten nach München gekommen. Das Herz des Königs wurde in eine Urne gelegt und am 16. Aug. von einer Staatscommission nach Altötting gebracht und in der Kapelle der dortigen Stiftskirche neben den Herzen anderer Mitglieder des Wittelsbacher Hauses beigesetzt. Es waren deren bereits neun; das erste dort beigesetzte Herz war das der Gemahlin des ersten Kurfürsten, Maximilian's I. (1635), das letzte das des Königs Ludwig I. (1868). Die Leiche des Obermedicinalraths von Gudden wurde unter großem Zudrang der Bevölkerung und unter Betheiligung mehrerer Minister und Vertreter des Hofes am 16. Juni in München bestattet.

Das Beileidsschreiben, welches der Kaiser durch den Kronprinzen des Deutschen Reiches am 19. Juni dem Prinz-Regenten überreichen ließ, beantwortete dieser durch ein Schreiben vom 20. Juni, worin er zunächst seinen Dank für die Sendung des Kronprinzen des Deutschen Reiches ausdrückte, sodann sich noch „in besonderm Maße dafür dankbarst verbunden" erklärte, daß der Kaiser „die dem verewigten König gewidmeten, auf die Geschichte und die nahe Verwandtschaft der königlichen Häuser von Preußen und von Baiern begründeten freundschaftlichen Gesinnungen" auf ihn übertragen wolle, und zuletzt versicherte, daß er nichts sehnlicher erstrebe „als die Aufrechthaltung und Befestigung der so glücklich bestehenden innigen und vertrauensvollen Beziehungen, welche zum Heile Deutschlands die Kronen Preußens und Baierns verbinden".

Die lebhafte Hingebung, welche das deutsche Volk dem König Ludwig II. zollte, beruhte theils auf seinem consequenten ablehnenden Verhalten gegenüber der bairischen klerikalen Kammermehrheit, theils auf der Initiative, welche er 1870 bei der Mobilmachung seines Heeres und bei der Kaiserfrage ergriff. Doch war letztere Initiative, wie aus den neuesten Enthüllungen der Presse hervorging, keine freiwillige. Als ihm Bismarck von Versailles aus vertraulich mittheilen ließ, daß es an der

Digitized by Google

Zeit sei, der Sehnsucht des deutschen Volkes zu willfahren und das Deutsche Kaiserreich aufzurichten, daß aber der König von Preußen die ihm anzubietende Krone nur dann annehmen werde, wenn sie ihm von den deutschen Fürsten angeboten würde, und daß König Ludwig II. von Baiern, als Souverän des mächtigsten deutschen Staates außer Preußen, die Initiative ergreifen müsse, zeigte sich Ludwig gar wenig erbaut von solcher Erhöhung des Hohenzollern'schen Hauses. Er wollte sich einen Kaiser von Norddeutschland gefallen lassen, aber nicht einen Kaiser des Deutschen Reiches, welchem er und sein Volk in gewissen Beziehungen sich unterordnen mußten. Erst als er erfuhr, daß, wenn er nicht die Initiative ergreife, der König Johann von Sachsen mit Vergnügen dazu bereit sein würde, und als Bismarck in einem Briefe, welchen Graf von Holnstein in einem Gewaltritt von Versailles nach Hohenschwangau brachte, dem König erklärte, welch hohe Freude es ihm machen würde, wenn der König von Baiern die Kaiserfrage bei den deutschen Fürsten in Anregung brächte; denn er habe für das bairische Haus eine angeerbte Anhänglichkeit, da seine Ahnen die treuesten Vasallen der bairischen Markgrafen von Brandenburg gewesen seien: erst dann schrieb Ludwig II. seinen bekannten Brief vom 30. Nov. 1870 an die deutschen Fürsten und an die Senate der drei Freien Städte.

Die bairische Verfassung verlangte, wie wir gesehen haben, die Zustimmung des Landtags zur Einsetzung einer Regentschaft. Es mußten demselben die Actenstücke über den gestörten Geisteszustand der königlichen Brüder vorgelegt und auf Grund derselben die Nothwendigkeit der Regentschaft dargethan und eine Vorlage über die Dotation des Regenten gemacht werden. Letzterer hatte beide Kammern auf den 15. Juni einberufen. Die Kammer der Reichsräthe, an welche die Vorlagen zuerst gelangten, wurde am 15., die der Abgeordneten am 17. Juni eröffnet. Die Präsidenten derselben, von Franckenstein und von Ow, hielten schmerzvolle Ansprachen an die Kammern. In der Plenarsitzung der Reichsräthe vom 15. Juni waren sämmtliche Prinzen, Statthalter Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, beide Erzbischöfe, alle Minister, mit Ausnahme von Crailsheim's, welcher der Section der königlichen Leiche beiwohnte. Nach der Ansprache des Präsidenten verlas Ministerpräsident von Lutz, der gleichfalls den Empfindungen der Trauer Ausdruck verlieh, die Botschaft des Regenten, worin dieser nach Anhörung des Staatsraths beantragte, der Regentschaft zuzustimmen, und die Minister beauftragte, den Kammern alle wünschenswerthen Aufschlüsse zu geben. Zugleich machte von Lutz den Vorschlag, daß diese Aufschlüsse in geheimer Commissionsberathung gegeben werden sollten. Die Reichsrathskammer nahm den Vorschlag an und wählte eine Commission von 12 Mitgliedern.

In der Plenarsitzung vom 21. Juni erstattete der Reichsrath Dr. von Neumayr Bericht über die Regierungsvorlage und über die Thätigkeit und die Beschlüsse der Commission, wobei er ein reichhaltiges Beweismaterial für die Geisteskrankheit des Königs Ludwig II. vorlegte, wovon wir die wichtigsten Einzelheiten bereits angeführt haben. Die Commission, sagte der Referent, habe die Irrenärzte Grashey, Hubrich, Hagen und Müller über den Geisteszustand des Königs und



Digitized by Google

über den Sectionsbefund vernommen, ebenso die frühern Cabinetssecretäre des Königs, Ministerialrath von Ziegler und Oberregierungsrath von Müller, den Stallmeister Hornig, welcher dem König jahrelang nahegestanden, den Kammerfourier Hesselschwert, den Kammerdiener Welker und den Kammerlakaien Maier, welche in der letzten Zeit die fast ausschließliche Umgebung des Königs bildeten. Die Scheu des Königs vor dem Verkehr mit Menschen habe sich nach den Angaben der Cabinetssecretäre schließlich so gesteigert, daß dieser Verkehr dem König entsetzlich vorgekommen sei; daher die große Aufregung vor jeder Uebersiedelung von Hohenschwangau nach München; mit größter Angst habe der König einem solchen Tage entgegengesehen. Ebendeshalb habe er jeden persönlichen Verkehr mit den obersten Hofchargen und Staatsministern vermieden, in den letzten Jahren nie mehr mit dem Cabinetssecretär oder dem Hofsecretär gesprochen, den Hofsecretär Klug niemals gesehen. Der ganze persönliche Verkehr des Königs habe sich auf die untergeordnete Dienerschaft, welche seine Aufträge vermittelte, beschränkt. Hesselschwert habe fortwährend Aufträge vom Könige erhalten, mit Persönlichkeiten, von deren Reichthum letzterer aus Anlaß von Festlichkeiten erfuhr, Geldgeschäfte zu negociiren. Auf einen Fall, der in der Presse aufgebauscht wurde, fand der Referent sich veranlaßt, aufklärend näher einzugehen. Der Commission sei ein beschlagnahmter Brief vorgelegt worden, welchen ein Geschäftsagent in Paris an den König gerichtet hatte mit dem Angebot der Vermittelung eines Anlehens unter der Bedingung der Neutralität Baierns bei einem deutsch-französischen Kriege. Der Brief enthalte durchaus keine Erwähnung einer an den Agenten ergangenen Aufforderung oder einer sonstigen Veranlassung. Ferner sei dem Ausschuß ein von unbekannter Hand und ein von des Königs Hand geschriebener Zettel mitgetheilt worden des Inhalts, es sei gleich an Hesselschwert zu schreiben, daß er im Falle Einverständnisses mit Broglie sich an die Familie der Orléans, insbesondere an den Grafen von Paris, wenden solle. Es sei aber constatirt worden, daß ein Nachweis über erfolgten oder nur versuchten Vollzug dieses Auftrages nicht vorliege. Die Regierungsverhinderung des Königs Otto ergebe sich aus dem 1871 aufgenommenen Act, aus der damals verhängten Curatel und dem ärztlichen Gutachten, aus den Mittheilungen des Curators Reichsraths Baron Prandch, wonach die Geistesgestörtheit des Königs Otto sogar als unheilbar erscheine.

Graf Ortenburg erwähnte die Stimmen solcher, welche einen Widerspruch darin fanden, daß das Ministerium dem Könige Gesetze, Verordnungen und sogar Todesurtheile vorgelegt habe zu einer Zeit, wo es habe wissen müssen, daß bei demselben ein Zustand eingetreten sei, welcher ihn an der Ausübung der Regierung hinderte, und tadelte es, daß das Ministerium nur schriftliche Vorstellungen, nicht auch mündliche Darlegungen versucht habe; die Delegation nach Hohenschwangau hätte mit größerer Vorsicht verfahren sollen; die Uebersiedelung nach Berg habe wegen des Sees besonders bedenklich erscheinen müssen. Ministerpräsident von Lutz hatte die schwierige Aufgabe, das Ministerium gegen die Vorwürfe der Böswilligen und Unverständigen, welche ihm alle Schuld an der Katastrophe vom 13. Juni beilegten, zu vertheidigen. Von dem jetzt vorliegenden Beweismaterial sei dem Ministerium bis in die letzten Monate sehr viel unbekannt geblieben. Daß

Digitized by Google

mancherlei eigenthümliche Sachen sich zugetragen, hätten sie freilich so gut gehört wie alle andern; zugleich aber auch, daß neben diesen Sonderbarkeiten Gespräche und Unterhandlungen von dem König vorgenommen worden seien, die nur auf gesunden Sinn schließen ließen. Sie hätten zu bedenken gehabt, daß der König von Natur aus eine ziemlich entwickelte Anlage zum Selbstbewußtsein hatte, wie es selbst auf dem Throne nicht am Platze ist, und daß er einen starken Willen besaß, wenn es galt, seine Wünsche durchzusetzen. Sie hätten nicht früher einschreiten können, ohne zu riskiren, in der Geschichte als Hochverräther gebrandmarkt zu werden. „Nur Eins bitte ich zu bedenken, in welche Lage wir den durchlauchtigsten Herrn Prinz-Regenten versetzt haben würden, wenn die hohe Kammer ausgesprochen hätte, daß das gebotene Material nicht ausreicht. Den Vorwurf, daß wir einen oder mehrere Tage zu spät die Maßregel ins Werk gesetzt haben, trage ich gern und leicht, leichter als den, daß wir einen Tag zu früh Hand an Se. Majestät gelegt hätten.“ Persönliche Vorstellungen würden bei dem Könige weniger genützt haben als das Schreiben des Ministeriums vom 5. Mai, das der König wiederholt gelesen habe. Das Verfahren der Commission sei vielfach getadelt worden; aber Vorschläge, wie sie es hätte machen sollen, habe man nicht vernommen. Das Ministerium habe den Obermedicinalrath von Gudden oft vor allzu großer Vertrauensseligkeit gewarnt. Darauf wurde der Antrag der Commission, der Uebernahme und Fortführung der Regentschaft die Zustimmung zu ertheilen, einstimmig angenommen. Die Vorlage der Dotation von 342857 Mark (= 200000 Fl.) wurde am 30. Juni gleichfalls einstimmig genehmigt.

Die Abgeordnetenkammer, in welcher von Lutz am 17. Juni die Botschaft des Regenten verlas, wählte für die Entgegennahme der discret zu behandelnden Aufschlüsse eine Commission von 28 Mitgliedern. Diese beschloß am 23. Juni einstimmig, der Kammer die Genehmigung der Regentschaftsvorlage vorzuschlagen. Der klerikale Abgeordnete Bonn erstattete am 26. Juni der Kammer Bericht über die Commissionsverhandlungen und theilte eine Menge von Thatsachen mit, welche auf die langjährige Verrücktheit des Königs hinwiesen. Dr. Stamminger bezeichnete den verstorbenen König als einen Herrn, der jeden Maßstab für die Wirklichkeit verloren habe. Dies sei der Schmeichelei zuzumessen, welche dem Könige von Anfang an von allen Seiten zutheil geworden sei. Man habe viele Personen kennen gelernt, welche den König in die Bahnen seines Wahnes eingeführt haben. Dahin rechnen wir vor allen Richard Wagner, den bösen Dämon des Königs, aus dessen Schriften selbst der Wahn spreche. Die Krankheit des Königs sei jedenfalls schon 1880 unheilbar gewesen. Das Volk könne sich nicht erklären, warum die Minister davon keine Ahnung gehabt haben sollten. Es scheine, als ob die Minister regiert hätten und der König gehorcht habe. Besser wäre es gewesen, den Weg der Abdankung zu betreten. Ministerpräsident von Lutz erwiderte, die Abdankungsfrage sei im Ministerium eingehend geprüft worden; eine Abdankung sei aber nach seiner Meinung nicht möglich gewesen; denn die Abdankung setze die Dispositionsfähigkeit des Abdankenden voraus; die Minister hätten nur aus Königstreue und opfermuthigem Patriotismus ihre Entlassung nicht genommen. Der klerikale Abgeordnete Walter zeigte sich als das enfant terrible seiner Partei,



Digitized by Google

wenn er die Wünsche derselben mit folgenden Worten enthüllte: „Das Volk dürfte kaum zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Ministerium für die Katastrophe moralisch nicht verantwortlich und unschuldig daran sei. Ich fürchte, daß Ruhe und Frieden und das einmüthige Zusammenleben, welche zur wohlthätigen Entwickelung unsers Staatslebens absolut nothwendig sind, kaum möglich sein werden, solange nicht ein Wechsel in der Person der Minister eingetreten ist. Wir sind in dieser Beziehung ganz objectiv, wir wollen ja nicht einmal einen Wechsel im System, sondern nur einen Wechsel in der Person." Die liberalen Abgeordneten von Schauß und von Stauffenberg drückten ihr Bedauern darüber aus, daß die klerikale Partei gleich bei der ersten Verhandlung, die unter der Regentschaft geführt werde, das Schauspiel des Parteikampfes wieder eröffne, während es die Pflicht eines jeden vaterlandsliebenden Baiern wäre, ohne Rücksicht auf die Parteistellung alles zu vermeiden, was zur Beunruhigung des Volkes beitrage und was dem Regenten seine ohnedies schwere Aufgabe noch mehr erschwere. Das Regentschaftsgesetz wurde am 26. Juni, das Dotationsgesetz am 30. Juni einstimmig von der Kammer genehmigt. Der Gesetzentwurf, wonach die während der Regentschaft anzustellenden Beamten nach drei Jahren den definitiv angestellten gleichgestellt und die Veräußerung von Kron- und Staatsgut zulässig sein sollte, wurde in der Commission durch den ausschlaggebenden klerikalen Vorsitzenden abgelehnt. Da diese Verfassungsänderung als eine Nothwendigkeit erschien, besonders sofern durch jene Bestimmung die neu anzustellenden Beamten bedeutend geschädigt wurden, so konnte man keinen andern Grund für die Ablehnung annehmen als den, daß die klerikale Kammermehrheit auf den Prinz-Regenten hinsichtlich der Neubildung des Ministeriums einen Druck ausüben wollte. Die Regierung ließ daher den Entwurf gar nicht vor das Plenum des Abgeordnetenhauses kommen und zog ihn sofort zurück.

Am 28. Juni leistete der Prinz-Regent, in Anwesenheit der königlichen Prinzen, der Staatsminister, der obersten Hofbeamten, der Mitglieder der beiden Kammern und des diplomatischen Corps, im Thronsaal der Residenz den Verfassungseid. Justizminister von Fäustle las die Eidesformel vor: „Ich schwöre, den Staat in Gemäßheit der Verfassung und der Gesetze des Reiches zu verwalten, die Integrität des Königreichs und die Rechte der Krone zu erhalten und dem Könige die Gewalt, deren Ausübung mir anvertraut ist, getreu zu übergeben, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium", worauf der Prinz die Hand zum Schwur erhob und sagte: „Ich schwöre." Freiherr von Franckenstein hielt als Präsident der Reichsrathskammer eine Ansprache an den Prinz-Regenten, und dieser erwiderte dieselbe mit dem Ausdruck des sehnlichsten Wunsches, daß ihm, den am Abend seines Lebens stehend die Vorsehung berufen habe, die Zügel der Regierung zu ergreifen, vergönnt sein möchte, sie zum Wohle des treuen bairischen Volkes zu führen. Der Landtag wurde am 1. Juli geschlossen, wobei in dem Landtagsabschiede der feste Verband des bairischen Staates mit dem Deutschen Reiche als eine Bedingung der glücklichen Zukunft Baierns hervorgehoben wurde. Bei dem Empfang des diplomatischen Corps, welches dem Prinz-Regenten am 3. Juli seine Glückwünsche darbrachte, hielt der päpstliche Nuntius Pietro die Ansprache.

Noch war die Ministerfrage zu lösen. Es ist ja bekanntlich Sitte, daß bei

Digitized by Google

einem Thronwechsel das Gesammtministerium dem neuen Staatsoberhaupt seine Portefeuilles zur Verfügung stellt. Das berliner Centrumsorgan „Germania", welches die Prätension hat, alle Verhältnisse, welche mit dem Katholicismus zusammenhängen, vor sein unfehlbares Forum zu ziehen, mischte sich in der zudringlichsten Weise, in dem Stil eines dictatorischen Rathgebers, in diese bairische Ministerfrage und schrieb: „Eines Ministeriums Lutz wegen läßt sich Prinz-Regent Luitpold das Vertrauen des Volkes nicht rauben. Der unrühmliche Fall des Ministeriums Lutz ist nur eine Frage der Zeit. Der Prinz-Regent ist ein treuer Sohn der Kirche; er kann deshab ein Regiment in der bisherigen Weise nicht dulden. Darauf vertraut das katholische Volk Baierns, drei Viertel der Bevölkerung des Landes." Am 5. Juli reichte das Ministerium Lutz sein Entlassungsgesuch ein und begründete dasselbe damit, daß den Ministern von einer gewissen Partei die Schuld an allem und jedem Unheil, das die Person des verstorbenen Königs betreffe, beigemessen werde, und daß „der Prinz-Regent in den Augen dieser Partei die Regentschaft von Anfang an schwer belasten würde, wenn er sich des Rathes der bisherigen Minister auch ferner bedienen wollte". In seinem Antwortschreiben vom 6. Juli lehnte der Prinz-Regent das Entlassungsgesuch der Minister ab, sprach ihnen „seine volle Anerkennung für ihr seitheriges Wirken, insbesondere für ihr treues, gewissenhaftes Aushalten in den letzten schweren Zeiten" aus und ersuchte sie, auch ferner im Amt zu bleiben, „da er des Rathes so diensterfahrener, erprobter Männer nicht entbehren möchte". Auch erwähnte der Prinz-Regent, „er empfinde es mit ganz besonderer Freude, daß zu öftern malen von der höchsten katholischen kirchlichen Autorität die vollkommene Befriedigung über die Lage der katholischen Kirche in Baiern ausgesprochen worden ist".

Da die klerikale bairische Presse Zweifel darüber äußerte, daß der Papst in diesem billigenden Sinne sich ausgesprochen habe, so wurde ein aus Rom bei der Regierung eingelaufenes Telegramm veröffentlicht, welches die Richtigkeit der in dem Schreiben des Prinz-Regenten enthaltenen Angabe bestätigte.

Diese Lösung der Ministerfrage versetzte die „Germania" in eine sehr kriegerische Stimmung. Sie forderte das bairische Volk auf, sein constitutionelles Recht zu üben und bei den nächsten Landtagswahlen das Ministerium Lutz, den bösen Genius des Königs Ludwig II., zu vernichten. „Schmieden wir die Waffen zum Kampf! Machen wir frühzeitig klar zum Gefecht unter der Parole: Nieder mit dem Cabinet Lutz!" Diese Einmischung der „Germania" in die bairischen Angelegenheiten, besonders der commandirende Ton des herrschsüchtigen Hetzblattes erregte selbst bei der klerikalen bairischen Presse Erbitterung, und dieselbe verlangte von dem berliner Centrumsblatt, daß es von dem Hetzen ablassen solle, da es ja doch von den bairischen Angelegenheiten nichts verstehe.

Die Erklärung des Freiherrn von Franckenstein vom 26. Juli zeigte, welche Ueberraschung dem Lande kurz vor der Katastrophe bevorstand. Dieser, welcher Mitglied der Reichsrathskammer und seit vielen Jahren erster Vicepräsident des Deutschen Reichstags war, wurde 1881 nach dem Tode des Grafen Stauffenberg, des Präsidenten der Reichsrathskammer, vom König zum Präsidenten für die Dauer des Landtags ernannt. Er gehörte längst zu den leidenschaftlichsten und

Digitized by Google

kurzsichtigsten Particularisten Süddeutschlands, der am 30. Dec. 1870 bei der Abstimmung der Reichsrathskammer über die Versailler Verträge das große Wort aussprach: „Ein Staat von Baierns Kraft und Größe könne bei gehörigem Selbstbewußtsein allein stehen und bedürfe dieser Verträge nicht", und nebst zwei andern Reichsräthen gegen die Verträge stimmte. Im Deutschen Reichstage gilt er als einer der Führer des Centrums, der im Verein mit dem Welfen Windthorst alles bekämpfte, was die Regierung zur Stärkung des Reiches vorschlug. Freiherr von Franckenstein war es, der 1884 in der Budgetcommission den Antrag stellte, daß für die wissenschaftliche Erschließung Centralafrikas nicht 150000, sondern nur 100000 Mark bewilligt, daß mehrere Exigenzen für Consulate entweder ganz abgelehnt oder vermindert, daß die Exigenz von 20000 Mark für die neu zu errichtende dritte Directorstelle im Auswärtigen Amt abgelehnt werden sollte. In der Reichstagssitzung vom 27. Jan. 1886, wo es sich um den Bau eines einzigen, für die Marine unentbehrlichen Aviso handelte, schlug er vor, nicht die hierfür geforderten 800000 Mark, sondern nur 600000 Mark zu bewilligen, zugleich aber eine nahezu gleiche Summe bei drei andern Forderungen (Bau eines Schleppdampfers, Bauten bei Kiel und bei Wilhelmshaven) zu streichen. Als ihm im Januar 1887 das Schreiben des Cardinal-Staatssecretärs Jacobini vom 3. Jan. mitgetheilt wurde, in welchem der Papst im Interesse des europäischen Friedens und der Revision der preußischen Kirchengesetze den Wunsch aussprach, daß die Centrumsführer ihren ganzen Einfluß bei ihren Collegen anwenden sollten für die Annahme des militärischen Septennats, benachrichtigte er nur Windthorst und ein paar andere hartgesottene Centrumshäupter von diesem Schreiben, ließ das Gros der übrigen „Collegen" in vollständiger Unkenntniß und half dadurch die Verwerfung des Septennats am 14. Jan. herbeiführen.

Ein Mann von diesen Antecendentien und dieser klerikalen Unbeugsamkeit war begreiflicherweise die Hoffnung der bairischen Kammermehrheit, welche ihre kühnsten Wünsche erfüllt zu sehen glaubte, wenn dem Freiherrn von und zu Franckenstein die Präsidentschaft des bairischen Ministeriums übertragen würde. Dazu konnte sich König Ludwig II., der selbst in den schärfsten parlamentarischen Conflicten an dem Ministerium Lutz festhielt, nicht entschließen. Als er aber in seiner finanziellen Noth auch von letzterm keine Hülfe erhielt, wie aus dem ministeriellen Antwortschreiben vom 5. Mai 1886 zu ersehen war, da nahm er zu Freiherrn von Franckenstein seine Zuflucht, im Gedanken, daß die Kammermehrheit um den Preis eines Ministerwechsels seine finanziellen Wünsche befriedigen werde. Da die verschiedensten Gerüchte hierüber im Umlauf waren, so erließ von Franckenstein am 26. Juli folgende Erklärung: „Am 11. Juni, morgens 8 Uhr (am Tage vor der Uebersiedelung des Königs nach Berg), bekam ich in Marienbad vom Flügeladjutanten Grafen Dürkheim das im allerhöchsten Auftrage an mich gerichtete Telegramm aus Reutte, sofort dahin zu kommen. Ich beantwortete das Telegramm zusagend, reiste mit dem nächsten Zuge von Marienbad ab und wurde alsbald nach meiner Ankunft in München von Sr. königl. Hoheit dem Prinz-Regenten, bei dem ich mich zur Audienz gemeldet hatte, empfangen. Ich theilte Sr. königl. Hoheit das im allerhöchsten Auftrage an mich gerichtete Telegramm

Digitized by Google

mit und sagte dem Prinz-Regenten, daß ich entschlossen sei, sobald als möglich dem Wunsche des Königs Folge zu leisten. Durch Se. königl. Hoheit erfuhr ich, daß der König nicht in Reutte, sondern in Hohenschwangau sei, und nachdem der Prinz-Regent mir erklärt hatte, ich würde dort nicht zum Könige gelassen werden, mußte ich die Reise nach Hohenschwangau aufgeben."

Die münchener „Neuesten Nachrichten" lieferten zu dieser Erklärung folgenden Commentar: „Am 11. Juni morgens erhielt also Baron Franckenstein das Telegramm, welches er als Auftrag zur Bildung des neuen Cabinets ansehen mußte. Am 10., vormittags 10 Uhr, also 22 Stunden vorher, war die Proclamation des Prinz-Regenten, laut welcher er die Regierung des Königreiches wegen schwerer geistiger Erkrankung des Monarchen übernommen hatte, öffentlich bekannt gemacht worden, und es muß auch die Kunde von diesem Ereigniß in das Idyll von Marienbad gedrungen sein. Aber selbst wenn Baron Franckenstein allein von der die ganze Welt erschütternden Kunde in Marienbad und auf der ganzen langen Reise nach München kein Sterbenswörtchen erfuhr, hier in München hörte er sie aus dem Munde des Prinz-Regenten, und trotzdem bestand er darauf, dem «Wunsche» des geisteskranken Königs Folge zu leisten, bis ihm der Prinz-Regent einen Riegel vorschob."

Baron Franckenstein war zu spät gekommen. Am 11. Juni hatte König Ludwig II. keine Ministerportefeuilles mehr auszutheilen. Umsonst hielt jener am 28. Juni eine vertrauensvolle Ansprache an den Prinz-Regenten nach dessen Eidesleistung. Dieser wollte nicht das bedenkliche Experiment eines Ministeriums Franckenstein machen, das die heftigsten kirchlich-politischen Erschütterungen in Baiern und die schlimmsten Differenzen mit der Reichsregierung hervorgerufen hätte, und bat das „erprobte" Ministerium Lutz, im Amte zu bleiben. Der Prinz-Regent gewann in kurzer Zeit durch seine gemäßigte Haltung die Herzen aller Verständigen, was sich bei der kleinen Rundreise, die er am 25. Sept. nach Augsburg, Nürnberg, Fürth, Würzburg und Ansbach antrat, in dem begeisterten Empfang seitens der Bevölkerung kundgab. Die unzweckmäßige Einrichtung des Cabinetssecretariats, das den Verkehr des Königs mit dem Ministerium vermittelte, hob er am 30. Juli auf. Den Ministerpräsidenten von Lutz ernannte er am 1. Nov. zum lebenslänglichen Mitgliede der Reichsrathskammer. Dem Finanzminister von Riedel, welcher zwischen den Curatoren des Königs Otto und den Gläubigern des verstorbenen Königs ein durchaus befriedigendes Abkommen abgeschlossen hatte, infolge dessen die Schulden des letztern in wenigen Jahren abbezahlt werden sollten, sprach er in einem Handschreiben vom 23. Dec. seine vollste Anerkennung und seinen wärmsten Dank hierfür aus.

Die persönlichen Beziehungen des Prinz-Regenten zu Kaiser Wilhelm und dem Reichskanzler gestalteten sich aufs günstigste. Am 19. Juli 1886 traf der Kaiser auf seiner Reise nach Gastein in München ein und wurde am dortigen Bahnhofe von dem Prinz-Regenten und sämmtlichen bairischen Prinzen und Prinzessinnen begrüßt, worauf ein gemeinschaftliches Frühstück eingenommen wurde. Fürst Bismarck, welcher, nachdem er in Kissingen eine vierwöchentliche Cur gebraucht hatte, von dort nach Gastein reiste, kam am Abend des 31. Juli nach München, machte am

Digitized by Google

1. Aug. dem Prinz-Regenten einen Besuch, erhielt dessen Gegenbesuch und wurde zur Tafel geladen. Der älteste Sohn des Prinz-Regenten, Prinz Ludwig, geboren am 7. Jan. 1845, welcher dazu bestimmt ist, nach dem Tode des Königs Otto und seines Vaters die Königskrone von Baiern zu tragen, wohnte, auf die Einladung des Kaisers, im September 1886 den Manövern bei Straßburg bei und wurde vom Kaiser zum Chef des 2. niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 47 ernannt, welches zuerst in nahe Waffenbrüderschaft mit den Baiern in der Schlacht bei Wörth getreten war. Der Prinz besuchte am 11. Nov. den kaiserlichen Hof und verweilte mehrere Tage in Berlin. Am 7. Dec. traf der Prinz-Regent Luitpold selbst in Berlin ein, begleitet von dem Minister des Auswärtigen, von Crailsheim, und mehrern hohen Militärpersonen, und wurde vom Kaiserhause und von der berliner Bevölkerung aufs herzlichste empfangen. Der Kaiser brachte bei dem Festmahl vom 8. Dec. einen Trinkspruch auf das Wohl seines erlauchten Bundesgenossen aus und betonte mit Nachdruck die Schlußworte: „daß wir auf immer und ewig gute Freunde bleiben wollen". Am 9. Dec. empfing der Prinz-Regent die bairischen Reichstagsabgeordneten, begrüßte jeden einzelnen derselben und wandte sich am Schluß an alle mit folgender Ansprache: „Er hoffe, daß sie recht bald die Militärvorlage erledigen möchten. In kritischen Zeiten wäre eine Verzögerung der Entscheidung sehr zu bedauern. Bezüglich dieser Entscheidung müsse er allerdings, ohne den individuellen Ueberzeugungen zu nahe treten zu wollen, dringend wünschen, daß dieselbe zu Gunsten der dem Reichstage gemachten Vorlage ausfalle." Darauf sagte von Franckenstein: der Reichstag werde die Vorlage gewiß ernstlich prüfen, doch müsse namentlich auch auf die Finanzen Rücksicht genommen werden. „Allerdings", erwiderte der Prinz-Regent, „ist darauf Rücksicht zu nehmen; aber in kritischen Zeiten wie die gegenwärtigen müssen die finanziellen Gesichtspunkte hinter den allgemeinen, das Wohl des Vaterlandes betreffenden zurücktreten. Es handelt sich hier auch um das Wohl meines bairischen Vaterlandes und Volkes, das ich von ganzem Herzen liebe."

Diese Ansprache machte auf den Freiherrn von Franckenstein und dessen Gesinnungsgenossen so wenig Eindruck als die im folgenden Monat vom Cardinal-Staatssecretär Jacobini abgesandten Schreiben vom 3. und 21. Jan. Die bairischen Klerikalen stimmten am 14. Jan. 1887 sämmtlich gegen das Septennat und führten dadurch die Auflösung des Reichstags herbei. Bei den Wahlen vom 21. Febr. erlitten die bairischen Klerikalen nur geringen Verlust. Am 28. Oct. 1884 waren gewählt worden: 34 Klerikale, 9 Nationalliberale, 3 Deutschfreisinnige, 2 Socialdemokraten; bei den letzten Reichstagswahlen wurden gewählt: 33 Klerikale, 13 Nationalliberale, 1 Deutschfreisinniger, 1 Socialdemokrat. Der neue Reichstag, welcher eine nationale Mehrheit hatte, wählte bei der Präsidentenwahl vom 4. März den Herrn von Franckenstein weder zum ersten noch zum zweiten Vicepräsidenten. Nach den Vorgängen der letzten Jahre konnte eine nationale Reichstagsmehrheit gerade diesem Herrn keine parlamentarische Auszeichnung zutheil werden lassen. Bei der definitiven Abstimmung über die Militärvorlage am 11. März 1887 enthielten sich die meisten bairischen Centrumsmitglieder, darunter Herr von Franckenstein, der Abstimmung; 2 stimmten für, 2 gegen das Septennat.

Digitized by Google

# Katharina.

Novellette

von

Konrad Telmann.

Es gibt wol kaum einen schönern Friedhof in der Welt als den von Mentone. Ihn schmücken freilich keine Marmorstatuen, deren überwältigende Fülle in Mailand oder Genua das Auge blendet und verwirrt; man durchwandert ihn nicht, um, wie in Pisa, berühmte Fresken zu bewundern, nicht, wie in Bologna und Rom, um die Gräber großer Männer und die Sculpturen hervorragender Künstler aufzusuchen; die Reisehandbücher reden nichts von ihm und der Ruf seiner stillen Schönheit ist nicht in die Welt hinausgedrungen. Aber gegen ihren geheim waltenden Zauber wird sich das Herz dessen nicht verschließen können, der am sonnenklaren Wintertag durch die engen Gassen der hochgebauten Altstadt bis zu der luftigen Höhe des Friedhofs von Mentone emporsteigt. In die Ruinen eines uralten Schlosses eingebaut, breitet er sich terrassenförmig auf dem Hügelrücken aus, der die beiden Buchten der Stadt beherrscht und den Blick frei über Meer und Küste im Vordergrunde, rückwärts über den granitenen Riesenwall der Berge schweifen läßt. In langen Reihen schließen sich hier Gräber eng an Gräber, jedes, ohne Hügel, nur mit einer länglichen Marmorplatte bedeckt, auf der in Goldbuchstaben fremdartige Namensinschriften in der südlichen Sonne glitzern, selten noch am Kopfende ein Kreuz oder Stein, über dem eine dunkle Cypresse schattet oder ein Pfefferbaum seine graziösen Federzweige im Winde spielen läßt. Ueberall an den Rändern der Terrassenmauer glühen die Kelche der Winterrosen auf; unter den welken Kränzen, die an den vergoldeten Gitterknäufen hängen, zieht der Duft von Blumen empor, die auch die rauhere Jahreszeit hier in ununterbrochener Blütenfülle gedeihen läßt. Und wer sich an den Mauerrand lehnt, der hört das geheimnißvolle Rauschen der Meerflut von unten heraufdringen, die sich, tiefblau, nur hier und da von einer weißen Wellenmähne gefurcht, ins Unendliche vor ihm hindehnt und mit einem sprühenden Saum das herrlich geschwungene Felsenufer umbrandet. Es ist ganz still, feierlich still hier oben. Unten durch die dunkle Tiefe des Berges rasselt der Bahnzug, der sich schlangengleich an der Küste entlang windet, und kein Ton des Lebens dringt bis hier herauf. Aus den rothen Dächern der weitverstreuten Villen wirbelt friedlich der Rauch; aus den an den Berghängen in bronzeartigem Grün hingebreiteten

Digitized by Google

Citronengärten leuchten die goldhellen Früchte; die Olivenwälder heben sich mit mattem Silbergrau gegen einen krystallklaren Azur ab, und ehernen Wächtern gleich recken sie, das weite, glanzvolle, südliche Bild umrahmend, die kahlen Felshöhen in den durchsichtigen Aether herauf. Es ist eine Welt des Friedens und der Schönheit, an der das Auge sich nicht satt zu trinken vermag und die keiner wieder vergessen kann, der nur einmal mit fühlender Brust hier oben in Sonne und Wind gestanden hat. Es gibt wol nirgends in der Welt eine Stätte des Todes, die dieser gleichkäme.

Wie oft habe ich sie nun schon an manchen Jahren mit sinnender Stirn durchwandert, dem Athem des Meeres gelauscht, den Blick an Küste und Bergen geweidet! Zu der für jedermann fühlbaren, eigenartigen Stimmung, die hier oben unter den Cypressen weht, kommt für mich die besondere hinzu, daß ich von den vielen hundert fremden Duldern, die hier unter den schimmernden Marmorplatten ihr enges Grab an dem sonnigen Meergestade fanden, das sie in der Hoffnung auf Heilung und Genesung aufgesucht, so manchen gekannt, mit so manchem von ihnen Wort und Gruß getauscht habe, daß unter denen, die hier schlummern, mancher im Leben mein Freund hieß. Ich bin durch ebendiesen Sonnenschein der Riviera mit ihnen zusammen drunten am Ufer hingewandert, habe in ihren Augen die Schönheit der Landschaft sich spiegeln sehen, die noch heute ihren Zauber auf mich ausübt; ich habe die Namen, die in Goldbuchstaben auf den Marmorsteinen flimmern, gekannt und ausgesprochen, sie hatten einst Leben und Bedeutung für mich und sie reden noch heute zu mir in ihrer besondern Sprache. Daher kommt's, daß es mich da droben in der warmen Nachmittagssonne des Südens manchmal eigenthümlich überfröstelt....

Wenn ich die kleine Steintreppe von der untern Terrasse her emporklimme, treffe ich auf ihr Grab. Es liegt in der Ecke der Mauer, ganz von Heliotropen überrankt, dessen süßer Duft mir zu allen Zeiten, wenn ich heraufkomm, die Sinne umschmeichelt. Sie hat diesen Duft von jeher so geliebt.... Die Buchstaben auf der Marmorplatte sind kaum mehr leserlich, der Regen hat ihren Glanz verwaschen, die Blüten verdecken ihn. Ich aber, wenn ich mich niederbeuge, lese ihn noch: Katharina Meinhardt. Weiter steht nichts darauf und es kommt auch keiner, der den Namen sucht; nur die Sonne scheint darauf und der Wind geht darüber hin.

Ich habe sie gekannt. Damals hätte sie kaum einer mehr für schön ausgegeben; denn das Leiden, an dem sie krankte, hatte die Züge verwischt und den Glanz des braunen Auges verlöscht. Aber wer in diesen Zügen forschte, erkannte doch die einstige Anmuth darin und las eine lange Leidensgeschichte, die den Jugendschmelz von diesen zarten Wangen fortgewischt, wie die unsanfte Berührung eines Knaben den Farbenzauber von den Schwingen eines Falters. Und in der Tiefe dieser Augensterne lohte noch hin und wieder ein Feuer auf, das von verhaltener Leidenschaft zeugte, die nie zu ihrem Rechte gekommen.

Wir wohnten im gleichen Hotel und fanden einander, wie zwei Menschen, die der Zufall aus einem Schiffbruch des Lebens an einen fernen einsamen Inselstrand verschlagen hat und die nun zueinander halten, weil das gemeinsame Schick-

Digitized by Google

sal ein wunderliches Band um sie schlingt. Die hohe Frauengestalt, die so einsam unter fremden Menschen umherwanderte, ihr Los mit so friedvoller Ergebenheit trug und so leer und kalt in die Welt hinausblickte, die in all ihrer lachenden Schönheit vor ihr lag, zog mich von Anfang an in ihre Nähe. Ein Zufall brachte es auch dahin, daß die Scheidewand zwischen uns fiel, die Mensch und Mensch voneinander scheidet und die oft die Sehnsucht und die Mühe eines ganzen Lebens nicht einzureißen im Stande sind. Es ist das Tröstlichste und das Wunderbarste im Reiseleben, durch welches wir im übrigen so viel von dem entbehren, was die Heimat uns in verschwenderischer Fülle entgegenbringt, daß wir manchmal in wildfremden Menschen die besten Freunde wiederfinden, mit denen wir lebenslang gemeinsam, Schulter an Schulter, hingewandert zu sein meinen, mit denen uns die nämlichen Gedanken des Kopfes und die nämlichen Empfindungen des Herzens vereinigen. So ging es mir mit dieser Frau.

Sie wußte, daß ihres Verweilens auf der Erde nicht lange mehr sein würde, und sie klagte nicht darüber. Sie versuchte, sich im Anschauen des wellenathmenden Meeres, am Formen- und Farbenzauber des Südens die Sinne zu berauschen, und wenn es ihr nicht gelang, war es nicht, weil der Schmerz des Abschieds ihr zu schwer auf die Seele drückte — sie hatte von niemand Abschied zu nehmen —, sondern weil ihr Inneres seltsam abgestorben und leer war. Sie hatte zu viel gelitten. Nur daß sie im Anblick des Meeres, unter dem krystallenen Himmel der Riviera sterben möge, war ihr Wunsch, und er ist ihr in Erfüllung gegangen. Für solch Sterben war sie dankbar. Sie ist auch sehr friedlich eingeschlafen, gerade um die Zeit, da die weißen Blüten in den Orangengärten süß betäubende Wohlgerüche versandten. Und dann hat man sie hier oben auf dem schönsten Friedhof der Welt in die Erde gebettet, und ich habe die Heliotropen an das Kopfende des Grabes gepflanzt. Ich sitze oft dort oben und blicke über die an der Meerbucht, im Schutz der Berge gelagerte Stadt hin und horche dem Rollen der Flut, und wenn ich die Augen schließe, sehe ich sie vor mir, nicht wie ich selber sie gekannt, sondern wie sie einst gewesen: hold, bestrickend in Jugend und Anmuth, eine lächelnde Charitin. Wieviel traurige Geheimnisse liegen auf dem Friedhofe von Mentone begraben, wieviel dunkle Lebensräthsel schlummern hier ihrer dereinstigen Lösung entgegen!

Ich habe ihre Geschichte erfahren. In ihrem kleinen Salon, vor dem flackernden Kaminfeuer, hat sie mir von ihrem Leben erzählt, während draußen die Märzstürme heulten und Regen und Schneeflocken miteinander vermischt gegen die Fenster klatschten und die Wogen des Meeres donnernd gegen den Kieselstrand heraufschlugen. Mit ihren eigenen Worten wüßt' ich sie freilich nicht wiederzuerzählen; und doch bedürfte es dieser Worte, ihrer gedämpften, müden Stimme und der Umgebung des vom Feuer durchhellten, vom Sturm umbrausten Gemachs, um sie so ergreifend zu machen, wie sie damals zu den Ohren des einzigen Lauschers drang. . . .

Sie war nach dem Brauch der Welt an einen alternden, ungeliebten Mann verkuppelt worden. Die Tochter eines hochgestellten, mittellosen Offiziers, der den ewigen Kampf zwischen den Anforderungen seines Namens und seines Ranges auf

Digitized by Google

der einen Seite, und der gebieterischen Nothwendigkeit infolge seines geringfügigen Einkommens auf der andern lebenslang vor der Welt verborgen halten mußte, hatte sie in jungen Jahren, kaum der Schule entwachsen, einem reichen, in den Adelsstand erhobenen Fabrikherrn die Hand geschenkt, als ihre aufblühende Schönheit jenen gefesselt hatte. Es war nicht anders dabei zugegangen als oft in der Welt. Sie hatte den als Bitten verkleideten Befehlen ihrer Aeltern gehorcht und nicht gewußt, was sie that, nicht geahnt, daß sie sich des heiligsten und edelsten Rechtes ihres Herzens begab, das sich nur einmal im Leben beanspruchen läßt und selten verscherzt wird, ohne Rache an dem zu nehmen, der seiner spottete — früher oder später.

Sie war reich, sie war schön, sie war gefeiert und umschmeichelt, sie durfte sich jeden Wunsch erfüllen, den ihre junge Seele nährte. Sie wähnte sich glücklich. Daß sie das Beste und Köstlichste im Leben entbehrte, wußte sie noch nicht. Sie schwebte, wie von lichten Schwingen getragen, von Genuß zu Genuß und nahm alle Huldigungen entgegen, die man ihr darbrachte, wie einen ihr geschuldeten Tribut, und kannte keinen Wunsch als den, es möge so fortwähren bis ans Ende ihrer Tage, und das lag in weiter, undenkbar, unbegreiflich weiter Ferne....

Und dann sah sie ihn. Sie war schon seit Jahren verheirathet, als es geschah, und eine gewisse Ueberreizung, eine Ermüdung war bei ihr eingetreten, die sie sich selber nicht zu erklären wußte und die sie keinem einzugestehen wagte. Sie konnte manchmal viertelstundenlang beschäftigungslos vor sich hinstarren, und wenn man sie gefragt hätte, woran sie denke, so hätte sie keine Auskunft zu geben vermocht; denn sie wußte es nicht. Uebrigens fragte sie auch niemand. Ihr Gatte war von Geschäften in Anspruch genommen: kaum daß er Zeit fand, sich in Gesellschaften, in der Oper, in den Concerten zu erholen. Allein war sie nur bei den Mahlzeiten mit ihm zusammen, und dann war er müde, abgehetzt, übellaunig, wollte unterhalten und zerstreut sein, aber nicht reden oder gar trösten. Was hätte sie ihm auch klagen sollen? Sie wußte nur, daß eine sonderbare Leere in ihr sei, aber sie selber verstand sie nicht; wie hätte ihr Gatte sie verstehen sollen? Sie hatte sogar eine instinctive Scheu davor, daß er sie verstehen könne, als ob dann etwas zusammenbrechen müsse, was bisher aufrecht gestanden hatte und woran sie sich gehalten. So verschloß sie alles in sich und begriff dabei, daß sie einsam sei, mitten in dem rauschenden, geselligen Leben, unter all den Menschen, die sich ihr näherten und ihr Schmeicheleien sagten und nach ihrer Freundschaft und Theilnahme geizten, einsam, merkwürdig einsam. Damals erschien er in ihren Salons.

Er hieß Eberhard Wellner. Ein in der Stadt bekannter Finanzbaron, ein Freund ihres Gatten, der das Mäcenatenthum als Sport betrieb und einen Abglanz des Ruhmes der von ihm entdeckten Größen auf sich zurückstrahlen ließ, obgleich er selber in der Kunst unerfahren war wie ein Kind, hatte ihn bei ihr eingeführt. Er war der Sohn armer Aeltern, für einen zünftigen Beruf bestimmt, der ihn möglichst früh auf eigene Füße stellen sollte, und hatte den üblichen Kampf zwischen Pflicht und kindlichem Gehorsam auf der einen und innerm Drang auf der andern Seite zu bestehen, einen Kampf, in dem er nach dem gewöhnlichen

Digitized by Google

Laufe der Dinge erliegen mußte. Ein hervorragender Bildhauer hatte seiner Begabung und seinen Fähigkeiten ein glänzendes Zeugniß ausgestellt; aber ohne die Mittel zu einer sorgfältigen Ausbildung mußte er sein Talent verkümmern lassen und sich unter das Joch alltäglicher Berufsarbeit beugen. Er hatte es gethan, bis der Mäcen von der Börse ihn gefunden und sich zu seinem Gönner gemacht hatte. Und nun brachte er den Schützling in die große Welt, wo er lernen, bekannt werden, sich verlieben sollte; eine unglückliche Liebe war ja die echte Weihe des Künstlers.

Eberhard Wellner war noch sehr jung, als er die Salons der vornehmen Gesellschaft betrat und als Frau Katharina ihn zum ersten mal sah. Er war jünger als sie selbst, nicht nur den Jahren nach, sondern vor allem in seiner Welt- und Menschenkenntniß, in seinen Lebenserfahrungen, in seinen Aussichten und Hoffnungen. Er war ein Werdender, die ganze Welt lag noch vor ihm offen. Und sie selbst begann müde zu werden und ihr Herz schlug manchmal seltsam dumpf und schwer in der Brust. . . . In ihren Augen war er ein Kind, und sie fand Gefallen an ihm. Nicht weil er schön war und einer Statue des Apollino glich, die sie auf ihrer italienischen Hochzeitsreise in Rom gesehen, und weil alle Frauen in der Gesellschaft für ihn zu schwärmen begannen. Seine sieghafte Jugendschönheit blendete auch sie wol, aber sie meinte eher eine Art mütterlicher Zärtlichkeit für ihn zu empfinden; sie wollte seine Beschützerin, seine Freundin, sein guter Genius werden in all den Gefahren, die ihm drohten und die sie voraussah. Er würde ihrer bedürfen, wußte sie. Sie hätte ihm manchmal mit ihren Fingern durch das blonde Kraushaar hinstreichen mögen, wie einem muthwilligen Buben, den man zur Ruhe sprechen, dem man einen milden Verweis ertheilen will. Und wahrscheinlich hätte er sich's gefallen lassen und sich nicht darüber gewundert, denn er blickte von Anfang an wie zu einer Schirmherrin zu ihr auf und fügte sich willig in alles, was sie sagte. Seine Augen ängstigten sie oft. Es waren so flammende, dunkle Künstleraugen, die in sonderbarem Contrast zu den hellen Haaren standen, und sie meinte immer in ihrer Tiefe ein Etwas lauern zu sehen, das sie erschreckte. Nicht nur daß sie heiße Herzenskämpfe für ihn voraussah; sie konnte sich auch der Furcht nicht erwehren, daß er nie würde glücklich werden können, weil er nie auf die Dauer befriedigt und ausgefüllt sein würde. Und ganz entgegen der banalen Ansicht der großen Menge glaubte sie an ein erfolgreiches Schaffen des Künstlers, an das Entstehen echter, großer und hinreißender Werke nur, wenn das Glück seine Wohnstätte im Heim des Künstlers aufgeschlagen und ihn dafür, daß er sein Bestes und Innerstes der Welt preisgab, in den Armen verständnißvoller, alles heilender und alles lohnender Liebe entschädigte. Eberhard Wellner wurde im Fluge zum Liebling der Frauenwelt. Seine unverdorbene Schüchternheit, das Keusche und Jugendliche in Wesen und Erscheinung übte eine gewaltige Wirkung aus. Als er sich dessen langsam bewußt wurde, berauschte es ihn förmlich. Es machte ihn weder eitel noch selbstbewußt, weder anspruchsvoll noch übermüthig; er sonnte sich vielmehr in der Stellung, die er sich durch seine gewinnende Persönlichkeit errungen, wie andere in ihrem jungen Ruhm. Es gewährte ihm eine harmlose Befriedigung,

Digitized by Google

sich umworben zu sehen, wo er noch nichts gethan hatte, um sich Ansehen und Geltung zu verschaffen. In jugendlichem Frohsinn meinte er, daß es ihm nun in der Welt nicht mehr fehlen könne, und arbeitete, nicht in der Hoffnung, sondern mit der Gewißheit seines Erfolges.

Wahrhaft gefesselt aber wurde er nirgends. Er schwärmte von einer der glänzenden und vornehmen Frauenerscheinungen, die seinen Weg kreuzten, zur andern, ließ sich's gefallen, daß man ihn begünstigte, ihn andern, die höher im Rang oder in der Achtung der Menschen standen, vorzog und wurde allmählich zum verhätschelten Liebling aller. Zumal als er sein erstes Werk, eine Terpsichore, vollendet hatte. Man bewunderte die Figur auf der Kunstausstellung; man erkannte ihr einen Preis zu, der Name des jungen Künstlers war in aller Munde; man redete von ihm nur noch wie von einem aufgehenden Stern am Himmel der modernen Kunst. Nur ein paar ältere Kunsthistoriker, die der Technik des jugendlichen Meisters hohe Anerkennung zollten, schüttelten den Kopf. Sie waren mit dem allgemeinen Urtheil der Welt darin einig, daß man es in Eberhard Wellner mit einem Talent ersten Ranges zu thun habe, das mit spielender Leichtigkeit alle Schwierigkeiten in der Behandlung der Form überwunden habe und zu dem Höchsten berufen sei; aber sie vermißten in seiner Schöpfung den strengen Ernst der Antike; sie sahen, daß, was die Menge blendete, gerade das Unkünstlerische in dem Werke war, daß der Bildhauer nach Effect gehascht habe, ohne den Principien seiner Kunst treu zu bleiben, und daß diese auf einem Bein stehende, ja nur auf der Spitze eines Fußes schwebende Muse des Reigens in all ihrer sieghaften Schönheit eher ein Kunststück als ein Kunstwerk sei. Die drohende Gefahr, daß diese glänzende Begabung unter dem urtheilslosen Beifall der großen Masse zu Grunde gerichtet werden könne, ohne ihre wahre Mission zu erfüllen, veranlaßte einen von jenen Kunstrichtern, der eine Professur an der Universität bekleidete und in den Salons der großen Welt heimisch war, Frau Katharina mitzutheilen, wieviel für den jungen Künstler davon abhänge, daß er von seinem Irrweg zurückkehre, und sie zu bitten, die Rolle der Führerin, der leitenden und mahnenden Freundin bei dem jungen Feuerkopf zu übernehmen.

„Warum betrauen Sie gerade mich mit dieser schwierigen und vielleicht sehr undankbaren Rolle?" fragte Frau Katharina überrascht.

„Weil Sie die einzige sind, die den jungen Künstler nicht verzieht, die einzige, der es mehr um den Künstler als um den Mann zu thun ist, gnädige Frau", war des Professors Entgegnung. „Ich glaube nicht, daß außer Ihnen einer Dame der Gesellschaft die Aufgabe, die ich Ihnen zuertheilen möchte, lohnend erscheinen würde. Sie haben das gleich warme Herz für ihn wie die andern, aber außerdem, was jene nicht haben, noch den klaren Kopf und das selbstlose Interesse für ihn. Sie sind die einzige, die ihn führen kann, die andern können ihn nur verhätscheln. Wenn Sie es ernst mit der Kunst meinen, werden Sie die Aufgabe, die ich Ihnen dem Künstler gegenüber stelle, erfüllen und doch den Menschen schonen. Das letztere kann gleichzeitig mit dem ersten eben nur eine Frau; deshalb kann ich selber nicht thun, was ich von Ihnen erwarte."

Frau Katharina hätte den Worten des alten Gelehrten vielleicht keine Bedeu-

Digitized by Google

tung beigelegt und ihnen keine Berücksichtigung zutheil werden lassen, wenn sie nicht im Innern Aehnliches gedacht und gehegt hätte. Ja sie wollte zeigen, daß ihr der Künstler Eberhard Wellner mehr am Herzen lag als der Mensch, dem sie wol eine mütterliche Freundin und verständnißvolle Führerin, aber nie mehr sein durfte. Und da er in unbegrenzter Verehrung zu ihr aufblickte, machte er ihre Aufgabe ihr leichter, als sie selber sich vorgestellt. Gerade weil alle Welt von seiner Terpsichore entzückt war und nie ein Urtheil, nur immer enthusiastische Bewunderung seines Kunstwerkes zu seinen Ohren drang, war es ihm neu und fesselnd, Einwendungen gegen seine künstlerische Auffassung zu hören, die er anfangs für Scherz hielt, die ihn dann aber doch stutzig machten und die er bei näherer Ueberlegung nicht ganz als unberechtigt von der Hand weisen konnte. Das frappirte ihn, übte einen geheimnißvollen Reiz auf ihn aus und brachte ihn nach kurzem Widerstreben dahin, daß er sich ganz in Frau Katharina's Schutz begab. „Gegen was soll ich Sie denn schützen?" fragte sie lächelnd, als er ihr das erklärte, „gegen die Berühmtheit? gegen die Frauen?"

„Nein", erwiderte er und küßte ihre schmale, weiße Hand, „gegen mich selber."

Seither entspann sich ein eigenartiges Verhältniß zwischen den beiden. Ihm einen Namen zu geben, der es recht bezeichnete, wäre schwer gewesen. Sie waren innig vertraut, wie Freunde, und er hatte keine Geheimnisse vor ihr; aber sie war ihm, dem Mutterlosen, zugleich die Mutter, von der er sich geduldig schelten und leiten ließ, bei deren Lob es ihm wohlig ums Herz wurde. Er arbeitete sehr fleißig, weil er wußte, daß er ihr dadurch eine Freude bereitete, und er meinte es ernst mit sich und seiner Aufgabe; er wollte ihr den Triumph bereiten, daß er nicht nur berühmt, sondern auch von den strengen Kunstrichtern der alten Schule anerkannt wurde. Seine Euterpe sollte ihm den Kranz der Meisterschaft erringen, und er fand selber, daß er nun, da Frau Katharina ihre schirmende Hand über ihm und seinem Schaffen hielt, Größeres, Reiferes und vor allem Reineres zu vollbringen im Stande sei. Seine Arbeit befriedigte ihn selber, weil er sie in dem Gedanken an seinen Schutzengel, an Frau Katharina's Anerkennung, an ihre glückstrahlenden Augen vollendete, mit denen sie das Kunstwerk aus seiner Werkstatt würde hervorgehen sehen. Er dachte immer nur an sie, während er den Meißel handhabte.

Für sie selber aber hatte sich in dem stetigen, anregenden und vertraulichen Verkehr mit ihm, an dem keiner Anstoß nahm, weil man ihre strenge Tugend kannte, und den ihr Gatte mit lächelnder Gutmüthigkeit, wie einen unschuldigen Zeitvertreib billigte, eine bedeutsame Wandlung vollzogen, die ihr verhängnißvoll hätte werden können. Sie liebte Eberhard Wellner. Nicht mehr mit der mütterlichen Zärtlichkeit, wie zu Anfang, sondern als Weib den Mann. Es war die erste Liebe ihres Lebens. Ihr Herz hatte lange Zeit gebraucht, um den Liebesreichthum in sich zu entdecken, und oft hatte sie gemeint, sie sei solcher Liebe, wie jedes Weib sie in sich trug und in der rechten Stunde dem rechten Mann gegenüber plötzlich vor sich geoffenbart fand, überhaupt nicht fähig. Und sie war dessen froh gewesen, denn sie war die Gattin eines Mannes, dem sie noch in jeder Stunde ihres Lebens die Treue gehalten hatte, die sie ihm vor dem Altar

Digitized by Google

geschworen, und halten wollte bis zum letzten Tage. Und nun sah sie sich plötzlich schaudernd der unerschütterlichen Gewißheit gegenüber, daß sie liebte, einen andern liebte, und zwar den, dessen Führerin und dessen Beschützerin zu sein sie gelobt hatte.

Sie hatte anfangs nicht geglaubt, daß sie es tragen könne, hatte gefürchtet, daß in dem über sie heraufbeschworenen Conflict ihr Herz sieglos brechen müsse. Die Liebe, die sie nie gekannt, war wie etwas Uebermächtiges und Gewaltiges über sie hereingebrochen, dem sie keinen Widerstand entgegensetzen zu können geglaubt, dem sie sich gebeugt hatte in der Gewißheit, daß sie kein Glück, sondern den Untergang für sie bedeuten werde. Aber sie hatte bald entdeckt, daß im Frauenherzen Kräfte schlummern, die selbst einem machtvollen Geschick widerstehen können, und daß es größer sei, zu entsagen und sich selber zu bezwingen, als zu unterliegen und zu genießen. Sie wußte erst jetzt, was sie damals gethan, welches Rechtes sie sich willenlos begeben, als sie, ihren Aeltern gehorsam, einem Manne die Hand gereicht, an den kein heiliges, innerliches Band sie knüpfte, dessen verständnißvolle, mitrathende und mithelfende Genossin sie nie gewesen war, nie werden konnte. Sie begriff, welche Glückseligkeit ihrer heut vielleicht warten würde, wenn sie nicht so gethan hätte, begriff, daß alles Holdeste und Süßeste, was das arme Leben bot, für immer verscherzt war, ohne daß sie's gewußt. Und nun gedachte sie ihres Treuschwurs, gedachte auch des blinden Vertrauens, das ihr Gatte in sie setzte, wenn er ihren intimen Verkehr mit Eberhard Wellner duldete, und sagte sich, daß sie das Vertrauen nicht misbrauchen, daß sie seinen Glauben an ihre Tugend nicht täuschen dürfe, ohne sich vor sich selber zu demüthigen, ohne sich selber zu verachten.

Nie durfte Eberhard, der immer nur die mütterliche Freundin und Trösterin in ihr sah, ahnen, daß ihre Gefühle gegen ihn sich gewandelt hatten, daß ein leidenschaftliches Begehren in der Seele des Weibes aufgeflammt war, das noch nie eine Stunde ihres Lebens hindurch Liebe genossen hatte und das so geschaffen war, Liebe zu geben und zu empfangen. Auch um seiner selbst willen hätte sie schweigen, hätte sie den wilden Aufruhr ihrer Sinne verstecken müssen, wenn es nicht die Achtung und Rücksicht gegen ihren Gatten gefordert hätte. Er sollte von dem Kampf, der sie durchtobte, nie erfahren; ihm gegenüber blieb sie immer gleichmäßig in ihrem Wesen, sanft und freundlich, ruhig und bestimmt. Es lebte etwas wie eine ungewisse Angst in ihr, daß auch in ihm eines Tages heiße Leidenschaft für sie auflodern könne, wenn er ahnte, ja, wenn er nur die Möglichkeit vor Augen sähe, bei ihr Erhörung zu finden. Sie kannte ja sein leicht entzündbares Künstlerherz, keiner besser als sie. Was sie vor ihm sicherte, war nichts als die unnahbare Hoheit, die sie auch im innigsten Verkehr mit ihm zur Schau trug und die ihn zwang, streng die Grenzlinie innezuhalten, jenseit derer ihre Freundschaft ihm hätte als Liebe erscheinen müssen. Und in dem Bewußtsein, daß sie ihrem Gatten nicht aus freier Entschließung angehörte, sondern einen erzwungenen Treuschwur geleistet hatte, von dem ihr Kinderherz nichts begriffen, im Vollgefühl ihrer leidenschaftlichen Liebe für Eberhard, dem jeder Gedanke ihres Tages und jeder Traum ihrer Nächte zu eigen ward, in der festen Ueber-

Digitized by Google

zeugung, die jede Stunde erneuten Verkehrs in ihr wachrief, daß es sie ein einziges Wort, einen Blick, einen Händedruck kosten werde, um Eberhard's Liebe für sie aufflammen zu lassen: in diesem Zustand, der für jede andere Frau vielleicht verhängnißvoll geworden wäre, vermochte sie es über sich, nicht nur sich selber zu besiegen, sondern auch klaglos, ohne daß eine Menschenseele sonst von ihrem Kampf und von ihrer heroischen Entsagung etwas ahnte, auf das Glück zu verzichten, das ihr so nahe lag und das ihr für immer verloren war, wenn sie es jetzt nicht rücksichtslos für sich begehrte.

So kam es dahin, daß Eberhard's heißes Herz, das durch die kühle Freundschaft Frau Katharina's nicht ausgefüllt und nicht befriedigt wurde, in die Irre schweifte und sein Glück in der Ferne suchte. Alle die kleinen galanten Abenteuer und flüchtigen Liaisons, zu denen die Bewunderung seitens der Frauen ihn getrieben hatte und die er sämmtlich Frau Katharina lachenden Mundes und blitzenden Auges gebeichtet, boten ihm zwar Zerstreuung und Genuß, aber keine Befriedigung für die Dauer. Er sehnte sich nach einer großen, seine ganze Seele erfüllenden, alle Fasern seines Seins in Aufregung bringenden Leidenschaft. Frau Katharina fühlte das, sah die Gefahren, die ihm drohten, voraus, wußte, daß sie und sie allein ihn davor retten könne, und — schwieg.

Eberhard's Herz erglühte für eine der ersten Schönheiten der Gesellschaft, eine jugendliche Offizierswitwe, der alle Männer zu Füßen lagen, die mit allen kokettirte und der es im Grunde nach ihren Triumphen auf eine reiche Heirath ankam, nachdem sie in kurzer Ehe für ihr Genußbedürfniß schon zu vieles entbehrt hatte. Eberhard's leidenschaftliche Verehrung schmeichelte ihr, sie hielt ihn geraume Zeit hindurch in ihren Banden gefesselt, reizte ihn zu immer wilderer Begehrlichkeit und spann insgeheim hinter seinem Rücken Beziehungen zu einem adeligen Gutsherrn an, die zu einer ihren Ansprüchen genügenden Ehe führen konnten. Währenddessen verzehrte sich Eberhard in toller Leidenschaftlichkeit.

Diesmal beichtete er Frau Katharina nichts von seinen Herzensgeheimnissen, und sie begriff, daß es ihm mit seinen begehrlichen Wünschen heiliger Ernst war. Sie wußte aber auch, daß er diese Frau, zu deren Füßen er sein Bestes und Heiligstes in sorgloser Verschwendung preisgab, niemals erringen würde und daß es sein Glück sei, sie verlieren zu müssen. Freilich würde es geraume Zeit währen, ehe er selber das begriffe, und bis dahin würde er sich in wildem Groll um einen Theil seiner Jugend und seiner Schaffenskraft betrügen. Schon jetzt arbeitete er nicht mehr; und wenn sie ihn mahnte, seine Euterpe zu vollenden, so versprach er ihr's zwar; aber bald genug mußte er ihr und sich bekennen, daß er die Kräfte dazu nicht mehr besaß. Seine Leidenschaft beherrschte ihn völlig. Die schöne, gefallsüchtige Frau hielt ihn noch immer in ihren Banden und lähmte durch die ritterlichen Minnedienste, die sie von ihm forderte, seine Thatkraft und das Emporraffen seiner künstlerischen Fähigkeiten. Was er in einer Stunde geschaffen, zerstörte er mismuthig selber wieder in der zweiten. Eine dumpfe Trägheit, in der ihm keinerlei künstlerische Triumphe und Erfolge mehr lockend erschienen, kam über ihn. Er schmachtete in den Fesseln einer Unwürdigen, verscherzte sich die Sympathien derer, die ihn früher protegirt hatten und die er nun für



Digitized by Google

ihre Freundschaftsdienste mit müder Gleichgültigkeit belohnte, und befand sich auf dem besten Wege, eins jener verkommenen Genies zu werden, deren Zahl in den deutschen Großstädten Legion ist und deren jammervolles Geschick in der Mehrheit aller Fälle die Frauen der „guten" Gesellschaft auf dem Gewissen haben. Auch die immer klarer vor seinen Augen auftretende Gewißheit, daß die Frau, der er alle höchsten und edelsten Empfindungen seines Innern preisgab, ihn nie erhören, sondern einem andern ihre Hand reichen werde, ließ ihn aus seinem wüsten Traum noch nicht emporschrecken. Hatte sie, die den leidenschaftlichen Künstler ungern entbehren wollte und sich an seine glühende Verehrung gewöhnt hatte wie an etwas, das in ihrem täglichen Lebenslauf nothwendig und erfreulich zugleich war, doch den schamlosen Muth besessen, ihm ihre Heirath als ein hartes Muß des Schicksals hinzustellen und ihn darüber zu beruhigen, daß er mit ihrer Hand nicht auch zugleich ihre Liebe verlieren werde, daß sie vielmehr auch als die Gattin eines andern ihm jenes beschränkte Maß von Vertraulichkeit gewähren dürfe, das bisher hingereicht hatte, seine Leidenschaft wach zu halten und zu steigern, ohne sie selber zu compromittiren. Und Eberhard fügte sich in die vermeintliche Nothwendigkeit und opferte ihr auch nach dem Verrath, den sie an ihm begangen, willig sein bestes Theil.

Frau Katharina sah ein, daß es hohe Zeit sei, ihren Schützling zu retten. Sie grübelte über die besten Mittel und Wege dazu; einen Augenblick hindurch tauchte sogar der Gedanke in ihr auf, ihn durch das Bekenntniß ihrer eigenen Liebe zu retten. Aber die keusche Frauenseele bebte davor zurück, den Geliebten jetzt, nachdem er in den Armen einer schönen Buhlerin geruht, für sich zurückzuerobern und ihre reine Liebe für ihn zu einem schnöden Gewaltmittel seiner Rettung zu misbrauchen. Sie kam zu der Ueberzeugung, daß nur seine Entfernung aus dem Ort der Versuchungen Eberhard heilen, ihn seinem hohen Künstlerberufe zurückgeben könne. Italien, das Land jeder Künstler- und Poetensehnsucht, mußte zu einem Jungbrunnen für seinen schlummernden Genius werden. Wenn er auch von ihr selber die Mittel zu einer Romfahrt nicht annehmen konnte und sollte, um sich nicht in einer drückenden Abhängigkeit von ihr zu fühlen, welche Misdeutungen zugelassen hätte, so durfte sie doch bei seinem ersten und ursprünglichen Gönner, dem Finanzbaron, als Vermittlerin für ihn auftreten, und sie that es.

Eberhard erhielt eines Tages, als er müde, unbefriedigt und mit sich selber zerfallen aus der Wohnung seiner Circe heimkehrte, um in seinem verödeten Atelier angesichts der unvollendeten Euterpe-Statue in dumpfes, gegenstandsloses Brüten zu versinken, von seinem alten Gönner die Offerte eines Reisestipendiums für Italien, das dieser alle drei Jahre an junge, hoffnungsvolle Künstler vertheilte und wofür er als Aequivalent eine am Schlusse des Trienniums an ihn abzuliefernde und in seine Privatgalerie übergehende Marmorstatuette beanspruchte. Das Schreiben war in den liebenswürdigsten Wendungen abgefaßt; die Abreise sollte innerhalb drei Wochen erfolgen, die Entscheidung über die Annahme der Offerte aber schon am folgenden Tage in den Händen des großherzigen Mäcens sein.

Eberhard ahnte, von wem dies überraschende Anerbieten, das er unter allen jungen Künstlern der Residenz zur Zeit am allerwenigsten verdient hatte, im

Digitized by Google

Grunde ausging und wodurch es veranlaßt worden war. Er erröthete bei dem Gedanken an seine Beschützerin und an die Beweggründe ihrer Handlungsweise; er schämte sich plötzlich seines Thuns der ganzen letztvergangenen Zeit. Er weinte wie ein Kind. Dann stürzte er zu Frau Katharina. Er dankte ihr nicht, er sagte ihr nicht, daß er sie durchschaut habe; er bekannte ihr nichts von den wüsten Verirrungen, derer er sich schuldig fühlte, von seiner sittlichen Verwahrlosung, seiner geistigen Verödung; er beugte sich nur über ihre Hand, küßte sie und sagte: „Ich verstehe alles, ich füge mich in alles. Ich habe nichts von allem verdient, ich bin zu schwach und zu feige, um heute geloben zu können, daß ich mich alles dessen noch einmal würdig machen werde, aber ich thue, was Sie verlangen, und bewundere Sie. Wenn ein Weib, wie Sie, mich hätte lieben können, so wäre alles anders gekommen und alles gut geworden. Seien Sie auch fernerhin der milde Schutzengel meines Lebens, Frau Katharina!"

Drei Wochen später befand sich Eberhard Wellner in Rom, nachdem er seine vollendete Euterpe in einem der ersten Kunstsalons öffentlich ausgestellt und einstimmige Bewunderung erregt hatte. Er hatte sich aus den unwürdigen Banden, die ihn umstrickt gehalten, freigemacht und war jubelnd dem Lande der Kunst, der alten Hauptstadt der Welt entgegengepilgert. Die Frau, die er verlassen, knirschte vor Ingrimm. Und da verletzte Eitelkeit ebenso scharfsichtig ist wie eifersüchtige Liebe, so fand sie unschwer diejenige auf, die Eberhard's Entfernung veranlaßt hatte, und ahnte die Beweggründe in Frau Katharina's Handlungsweise. Aber unfähig, die Seelengröße dieser Frau zu begreifen, nicht im Stande, ein selbstloses Motiv bei ihr anzuerkennen und die Berechtigung ihres Thuns zu würdigen, blind gegen die Nothwendigkeit von Eberhard's Abreise und verbittert vor Zorn darüber, ihn und seine gewohnten Huldigungen entbehren zu müssen, sann sie auf Rache. Ohne an Frau Katharina's Liebe für Eberhard zu glauben, ja gerade weil sie an die herbe Tugend dieser Frau glaubte, vor der sie sich beschämt, von der sie sich gedemüthigt sah, begann sie das Gerücht von einer zwischen Eberhard und Frau Katharina bestehenden Liaison zu verbreiten, der Frau Katharina's Gatte auf die Spur gekommen sei und die er durch Eberhard's schleunige Entfernung, die als eine Art Verbannung zu betrachten sei, ein Ende gemacht habe.

Welche Gerüchte wären zu abenteuerlich, um in der „guten" Gesellschaft keinen Boden zu finden! Gerade diejenigen, die von Frau Katharina's Unschuld innerlich am festesten überzeugt waren, fanden eine Art von Genugthuung darin, daß sie sich den Anschein gaben, als glaubten sie an ihren Fall. Es war ihnen von jeher unbequem gewesen, diese Frau, die schön, geistvoll und allseitig gefeiert war, sich als die treue Gattin eines alternden Mannes vorstellen zu sollen, an der sich kein Makel entdecken ließ, soviel man sie auch beargwöhnte und beobachtete; nun suchten sie sich für die frühere Nothwendigkeit, in ihr ein unerreichtes Muster frauenhafter Reinheit sehen zu müssen, dadurch zu entschädigen, daß sie eifriger als je über eine andere über sie herfielen. Sie war ihnen ein Dorn im Auge gewesen, und nichts reizt eine Frau der „guten" Gesellschaft mehr, als wenn sie eine Mitschwester da bewundern muß, wo sie selber auf Bewunderung keinen



Digitized by Google

Anspruch hat. Ihr eigenes Thun und Lassen erscheint ihr um so gerechtfertigter und natürlicher, je weniger sie sich gezwungen sieht, leuchtende Ausnahmen gelten zu lassen, die ihr bei der Beweisführung für die Nothwendigkeit ihrer Handlungsweise im Wege stehen. Und so wurde denn nie eine Frau unbarmherziger verurtheilt als Frau Katharina. Dem anfänglichen Gerücht wurden im Laufe der Zeit allerlei pikante Details zugefügt, die in der Phantasie der Verbreiter ihren Ursprung hatten, und allmählich entstand eine längere, vielfach ausgeschmückte und sehr amusante Geschichte, deren Heldin Frau Katharina war und die von Mund zu Mund ging, ohne irgendwo angezweifelt zu werden.

Daß auch Katharina selber sie alsbald erfuhr und nicht in der schonendsten Form, dafür sorgten jene guten Freunde, die jeder in der Gesellschaft besitzt, wenn er ihre Existenz auch erst erfährt, sobald es gilt, unangenehme Dinge zu hinterbringen. Frau Katharina begriff die Entstehung und den Beweggrund der widrigen Legende, die über sie cursirte, und hatte nichts als ein verächtliches Lächeln zur Erwiderung. Nur um ihres Gatten willen bedauerte sie den Vorfall. Aber ihr Gatte, dem die umlaufenden Gerüchte, die einen so unangenehmen Zeitvertreib gewährten, gleichfalls nicht erspart blieben, erwies sich in der Stunde der Versuchung großsinniger und freigeistiger, als sie erwartet. Schon die Rolle, die ihm selber in dem interessanten Drama zugeschrieben wurde und von der er nicht wußte, daß er sie gespielt, wie ihm die medisanten Zungen in der Gesellschaft doch so nachdrücklich versicherten, hatte ihn über die Glaubwürdigkeit der ausgestreuten Gerüchte aufgeklärt. Er suchte seine Frau auf, berichtete ihr, was man ihm zugetragen, und fragte sie geradezu, ob etwas und wie viel Wahres an der ganzen Erfindung sei. Und als sie ihm entgegnete: „Nichts, als daß ich Eberhard Wellner nach Rom verbannt habe, um ihn den Schlingen jener Frau zu entreißen, die den Künstler in ihm vernichteten und den Mann entwürdigten", da nickte er ihr befriedigt zu und ging. Es war nie wieder zwischen ihnen von dem ganzen Ereigniß die Rede.

Und dennoch litt Frau Katharina. Nicht unter den Gerüchten, über die sie erhaben war und die bald genug von andern amusantern verdrängt wurden, wenn auch ein Nachhall von ihnen für immer in der Gesellschaft zurückblieb, sondern unter dem Bewußtsein, daß sie Eberhard liebte und daß er zu ihr gesagt hatte, wenn eine edle Frau, gleich ihr, ihn lieben könne, würde alles für ihn zu gutem Ende kommen. Wenn Rom, wenn die italienische Kunstwelt ihn nun nicht rettete! Sollte, durfte sie ihn dann preisgeben, da sie ihre Macht über ihn kannte, erprobt hatte?

Aber noch hoffte sie auf die Wunderwirkung der römischen Luft, und Eberhard's Briefe gaben ihr die volle Berechtigung dazu. Der junge Künstler, der zum ersten mal sorgenfrei und schaffensfreudig den Flug über die Alpen gewagt hatte, schwärmte und schwelgte in südlicher Natur und in antiker Kunst. Jedes seiner Schreiben war ein Dithyrambus auf die Wunderwelt, die ihn in ihren Bannkreis aufgenommen. Und er stattete seiner Freundin so getreulichen Bericht ab über alles, was er gesehen, erlebt, gedacht und geplant. Jede Kirche, die er durchwandert, stand vor ihren Augen mit Säulen und Pilastern, mit Altarbil-

Digitized by Google

dern und Grabmonumenten wieder auf; jedes Bild der alten Meister grüßte aus seinem Goldrahmen von der Wand zu ihr hernieder, und die Meisterwerke der bildenden Kunst wurden lebendig und redeten zu ihr in einer Sprache, die sie nie vorher vernommen. Sie saß noch einmal träumend unter den Tempelruinen des Forums, sie blickte von dem Hügelrücken über die Ewige Stadt hin, sie pilgerte in die Campagna hinaus, deren schwermüthige Stimmung ihr die Seele ergriff. Und sie sah alles mit seinen Augen, hörte von allem mit seinen Worten, in seiner Auffassung reden, und das Alte war ihr wieder ein Neues, nahm Form und Farbe unter seiner Schilderung an und übte seine Wunderkraft auf sie aus.

Eberhard ließ sie monatelang jeden Schritt genau verfolgen, den er that, gab ihr über jeden neu gewonnenen Eindruck, über die Eintheilung seines Tages, über sein Arbeiten und Genießen, sein Ruhen und Schaffen getreulich Aufklärung. Sie sah, daß sie das Rechte für ihn gethan, sie sah ihn vor sich wachsen und werden, sie glaubte wieder an ihn und an seine Künstlerschaft. Und jede Zeile von ihm athmete Dank, bewies ihr, daß er ihren Schritt zu würdigen verstand, daß er ihr das, was sie gethan, nicht nur mit lebenslanger Verehrung, sondern auch mit seinem jungen Ruhm lohnen wollte, dessen Mehrung ihm inniger am Herzen lag als je, und von dem er wußte, daß er ihr als der höchste Preis ihres Handelns für ihn erscheinen würde. Er arbeitete an einer Kleopatra, deren Thonmodell ein kritischer Correspondent hervorragender Blätter in seinem Atelier gesehen hatte und von dem er dort wie von dem zukunftreichsten Werke der modernen, plastischen Kunst redete. Frau Katharina gedachte dieser Kleopatra, so oft ein Gefühl beklemmender Einsamkeit sie heimsuchte und eine namenlose Sehnsucht in ihr die Schwingen regte.

Sie lebte ganz wie sonst. Tagsüber war sie fast immer allein; ihr Gatte erschien nur noch zur Hauptmahlzeit, da die Ausdehnung seiner geschäftlichen Unternehmungen ihm eine öftere Unterbrechung seiner Thätigkeit nicht gestattete. Und abends ging sie an seinem Arm von einer Gesellschaft in die andere, in die Theater, in Concerte und Réunions, für ein paar flüchtige Sommerwochen auch in ein Luxusbad, nach Ischl oder Interlaken. Sie murrte niemals über die ungeheuere Leere, die während solchen Gesellschaftslebens in ihr entstand; sie that ihre Pflicht als Besucherin wie als Wirthin und hatte immer ein freundliches Wort und ein Lächeln bereit, war jedem gegenüber gleich zuvorkommend und geduldig. Nur daß mitten in all dem Glanz und Gewirr, in all dem nutzlosen, sinnlosen Jagen nach Zerstreuung und Genuß zuweilen und in der letzten Zeit immer öfter und öfter eine unsägliche Müdigkeit, ein Ruhebedürfniß, ein stumpfes Hinbrüten über sie kam, vermochte sie nicht zu verhindern. Dann und wann tönte die Frage in ihr auf: wozu? wozu das alles? und sie wußte dann keine Antwort. Mehr und mehr wurde ihr Thun zu einem rein mechanischen, das sie verrichtete, wie ein ihr aufgebürdetes Arbeitspensum, zu dem die Pflichten ihrer Stellung sie zwangen; immer weniger Inhalt fand sie in dem ganzen Treiben, in das sie mit hineingerissen worden war wie eine Einzelwelle in den großen Strom der Alltäglichkeit. Man merkte in ihrer Umgebung kaum etwas davon; und wer

Digitized by Google

eine Veränderung durch irgendeinen Zufall, ein unbedeutendes Wort oder Ereigniß bei ihr wahrzunehmen meinte, der zuckte gleichmäßig die Achseln und fällte das Urtheil: Frau Katharina wird alt; schade drum, sie altert früh. Und einmal, als sie apathisch einer Balletvorstellung zuschaute, welche die halbe Stadt zum Enthusiasmus hinriß, fragte auch ihr Gatte sie, ob ihr etwas fehle. Da verneinte sie und setzte hinzu: „Nur, ich bin müde ... sehr müde.“ „Immer?“ fragte er. Und sie nickte und hätte wol ein paar weitere Worte der Aufklärung und bescheidener Bitte zugefügt, aber der Vorhang war gerade wieder aufgerauscht und ihr Gatte wandte seine gespannte Aufmerksamkeit den graziösen Sprüngen der Prima ballerina zu; so schwieg sie und er fragte nicht mehr.

Und das alte Leben ohne Inhalt, ohne Befriedigung, ohne Werth umbrauste und umbrandete sie weiter, und nie kam eine Klage über ihre Lippen. Von dem Opfer, das sie täglich und stündlich mit dem brachte, was jeder von ihr forderte, jeder für selbstverständlich hielt, ahnte keiner etwas; und doch hatte diese Frau alltäglich ihr Golgatha, auf dem sie sich selber für anderer Wohlergehen preisgab, die nicht darum wußten und ihre That nicht würdigten. Wie viele selbstlose Thaten werden in der Stille vollbracht, von denen man im Geräusche des großen Lebens nichts vernimmt, deren Vollbringen man mit keinem Wort, keinem Blick der Anerkennung lohnt! Und doch sind gerade die, welche auf keinen Lohn rechnen, welche nicht daran denken, das könne bekannt werden, wozu sie sich nach heißem Herzenskampfe entschlossen haben, so oft heroischer in ihrem Wollen und Handeln als jene andern, von denen die Welt, von denen die Geschichte als von Märtyrern redet. Frau Katharina that, was sie that, ohne Liebe. Ihr Herz war bei dem jungen Himmelsstürmer, der zu ihr in Flammenworten von den Wundern seines römischen Aufenthalts, von seinen Künstlerhoffnungen, von seinen Lebenszielen redete; und sie wußte in tiefstem Innern, daß sie nur die Hand ihm entgegenstrecken dürfe, um ihn für immer an sich zu fesseln, wußte, daß ein Dasein voll höchsten, echten Lebensgenusses ihrer an seiner Seite harren würde, wußte, daß nicht eigene Entschließung, nicht eigene Wahl sie an einen ungeliebten Mann gekettet hatte, dem man sie verkauft und der ihren Besitz weder zu würdigen verstand, noch sie allzu schmerzlich entbehren würde, wenn ihn die „Repräsentantin seines Hauses“ verließ ... und doch blieb sie und that klaglos ihre Pflicht und fehlte auf keinem Rout und machte das Haus dessen, der ihr seinen Namen verliehen hatte, zu einer anheimelnden Stätte des Wohlstandes und der Zufriedenheit. Und von der Welt, die in ihr lebte und webte, wußte keiner etwas. Nur daß sie bei solchem Dasein rasch alterte ... die guten Freunde hatten ganz recht.

Eberhard Wellner's Briefe wurden nach Ablauf eines Dreivierteljahrs seltener. Frau Katharina nahm keinen Anstoß daran. „Er hat mir nun alles, was ihm neu war, mitgetheilt“, dachte sie, „er hat sich eingelebt, er arbeitet, Rom ist ihm zur neuen Heimat geworden ... was hätte er zu schreiben?“ Er selbst schuldigte sich in seinen wenigen Briefen der Undankbarkeit gegen sie an; sie hatte nie einen Vorwurf für ihn. Nur daß seine Briefe oft wirr und zerfahren klangen, schmerzte sie. Nicht um ihretwillen; aber sie sah daraus, daß sich sein ferneres

Digitized by Google

Leben nicht so harmonisch gestaltete, wie die glücklichen Anfänge es verheißen hatten, sie fürchtete wieder für ihn. Daß alle Hauptgefahren ihm von seiten der Frauen drohten, wußte sie, und sie hätte, frei von jeder selbstsüchtigen Regung und erhaben über die Wallungen ihres vereinsamten Herzens, ihn gern in einer reinen, edeln und wahren Liebe zu einem seiner würdigen Mädchen, das er zu seiner Gattin erheben sollte, genesen sehen. Nur so konnte er Ruhe finden, nur dann konnte der Künstler in ihm die hohe Aufgabe erfüllen, zu der er kraft seines Genius berufen war. Von solcher Liebe, die sein Herz erfüllte, die ihn gut, still und fromm gemacht hätte, schrieb er ihr nie, und nur die Sehnsucht danach klang, wie ein Echo ihrer eigenen Wünsche für ihn, zuweilen aus seinen Berichten über wilde Orgien in Künstlerkreisen, Trinkgelage und nächtliche Freudenfeste aller Art zu ihr auf. Und als sie ihm einmal geradezu die Frage stellte, warum er nicht sein Herz frei reden lasse und sich ein dauerndes Glück suche, da schrieb er ihr zurück: „Wenn ich eine Frau fände, die Ihnen auch nur annähernd gliche, liebe, verehrte Freundin, so würd' ich vielleicht thun, wozu Sie mich schon seit langer Zeit offen und versteckt anspornen, und was wol wirklich das Beste wäre. Aber wie kann ich im Gedanken an Sie, an Ihre Seelengröße, an Ihr reiches Innenleben, an Ihr warmes Herz eins von diesen Mädchen freien gehen, die so gar nicht bis zu Ihnen heraufreichen? Es ist unmöglich; ich hätte Sie dann nie kennen lernen müssen, und doch: wenn ich Sie nie gekannt hätte, was wäre aus mir, was aus meinem Leben geworden? Die andern Frauen halten den Vergleich mit Ihnen nicht aus, und deshalb flieh' ich sie. Wie traurig für mich, daß Sie keine Schwester haben! Aber das ist thöricht; Schwestern gleichen einander so selten. Und Ihre Schwester wäre eben doch nicht Sie. . . ."

Seit Frau Katharina diese Zeilen erhalten und mit heißem Erschrecken gelesen, deutete sie nie mehr mit einer Zeile Eberhard ihren Wunsch an, ihn vermählt zu sehen. Aber seine Worte hatten sich ihr tief in die Seele geprägt, ohne daß sie's gewollt, und bisweilen klangen sie ihr in stiller Stunde wieder und ließen ihr Herz lauter schlagen und wirrten ihre klaren Gedanken durcheinander, daß es sich mit einem Traum nebelgleich vor ihren Blicken herabsenkte und sie sich gewaltsam wieder emporraffen mußte, um den Pflichten des Tages mit unveränderter Beharrlichkeit treu und gleichmäßig nachzukommen.

Eberhard schrieb indeß immer weniger und immer unbefriedigter. Frau Katharina's Herz war oft in banger Sorge um ihn. Seine Kleopatra war in die Heimat gelangt, hatte auch auf der Kunstausstellung gefallen und war verkauft worden; aber die nach den ersten Berichten hochgespannten Erwartungen waren doch nicht völlig erfüllt worden; man hatte vielmehr eine gewisse Ermattung in der künstlerischen Ausführung constatirt und dem Künstler mehr Ruhe, mehr Sammlung seiner hervorragenden Fähigkeiten gewünscht. Von weitern Werken war seither nichts verlautet, und auch Frau Katharina erfuhr von neuen Unternehmungen nichts. Eberhard's Briefe athmeten wachsende Misstimmung, Zweifel an seinem Künstlerberuf, Unlust zur Arbeit und innere Zerfahrenheit. Er haderte mit Welt und Menschen, trug einen Lebensüberdruß zur Schau, der nicht blos erheuchelt sein konnte, und schrieb von der Wunderwelt, die ihn umgab, in ge-

Digitized by Google

hässig blasirtem Ton. Die Statuette einer Greisin aus Subiaco, die er an seinen hochherzigen Mäcen einsandte, war in so craß naturalistischer Manier verfertigt, daß man sie bei aller gerechten Würdigung der virtuosen Technik des Werkes doch kaum für etwas anderes als für eine Caricatur halten konnte.

Unter solchen Umständen entschloß sich Frau Katharina zu einem Schritte, den sie sehr ungern that und lange genug hinausgeschoben hatte, weil er ihrer Natur zuwiderlief: sie zog aus zweiter Hand Erkundigungen über das Leben und Treiben Eberhard's in Rom ein. Was sie aus glaubwürdigen Quellen erfuhr, war wenig tröstlich und bestätigte ihre traurigen Ahnungen. Eberhard verzettelte seine Jugend und die flüchtig verrinnende Zeit, in der er hätte arbeiten und Großes schaffen können, in Gemeinschaft mit unwürdigen Elementen des römischen Künstlerthums in Kaffeehäusern des Corso und in den räucherigen Weinkneipen des Ghetto. Er bekrittelte alles, spottete über alles und spielte sich auf den Kenner hinaus, der über die übliche Rom-Schwärmerei und den traditionellen Enthusiasmus für die Antike seine bissigen Glossen machte. Man sah ihn stundenlang am Fenster eines bekannten Restaurants, wo er beim Frascati in einem Kreise von lachenden Genossen seine Witze über die Vorübergehenden riß und mit den Frauen verliebte Blicke tauschte. Er hielt sich ein bildschönes Modellmädchen aus Albano als Maitresse, lebte mit ihr in einer völlig verwahrlosten, echt römischen Künstlerwirthschaft, speiste aus einem dürftigen Estaminet nach italienischer Art und ließ alles drunter und drüber gehen, wie es wollte. Kurz: er war der Typus eines jener verbummelten Genies, wie sie gerade in Rom mit abgeschabtem braunem Sammtjacket, ehemals grau gewesenem Schlapphut, langen Haaren und schmuziger Wäsche zahlreich genug herumlaufen. Hin und wider überkam ihn im Zustande der Ernüchterung eine Art von Ekel über seine Existenz; aber viel zu schwach, sie zu ändern und sich von Grund aus mit allem, was an ihm war, umzugestalten, trank und lärmte er sich immer aufs neue in eine gewisse wohlige Behaglichkeit hinein, in der er fortvegetirte, ohne an Vergangenheit und Zukunft zu denken.

Frau Katharina erschrak über die erhaltene Auskunft, ohne doch den Muth sinken zu lassen. Sie wußte, daß sie ihn zum zweiten mal retten würde, daß Eberhard auch jetzt noch nicht verloren sei, wenn ihr auch vor dieser unbeständigen, haltlosen, schwächlichen Künstlernatur bangte. Sie sorgte um ihn, sie fühlte, daß er mehr als je ihrer mütterlichen Zärtlichkeit, ihrer leitenden Hand bedürfe, und sie liebte ihn, liebte ihn auch jetzt noch, vielleicht nie heißer als jetzt. Trotzdem sie erfahren hatte, daß er einer andern, einer Unwürdigen, einer Dirne alle die Liebkosungen spendete, die sie nie von ihm entgegennehmen durfte, trotzdem er sie durch sein Leben mit dieser andern, durch seine Verleugnung seines bessern Selbst, durch seine Unthätigkeit und Verkommenheit Lügen strafte in all ihren hohen Erwartungen, die sie an ihn geknüpft, sie zu Boden drückte in ihrem Stolz über ihn, sie tief verwundete in ihrem Glauben an seine sittliche Reinheit wie an seine leuchtende Künstleraufgabe, trotzdem er ihr einen Todesstoß versetzte, der alle ihre Hoffnungen zertrümmerte und ihre Opfer, die sie um seinetwillen gebracht, als zwecklos erscheinen ließ, liebte sie ihn, hatte sie ihn nie mehr geliebt als eben jetzt. Sie entschuldigte ihn nicht, sie verurtheilte ihn vielmehr strenger, als andere

Digitized by Google

es gethan hätten; sie hatte keinerlei Nachsicht mit seinem heißen Blut, seinem unruhigen Sinn, seiner schweifenden, nie befriedigten Sehnsucht; aber wenn sie ihn auch verdammte, liebte sie ihn doch. Sie hätte ihn geliebt, auch wenn er noch tiefer vor ihr im Staube gelegen hätte, und ihre Liebe hätte ihr geheißen, ihn wieder emporzuziehen. Sie wollte es auch jetzt; sie sagte sich, daß sie nicht eher rasten würde, als bis es ihr gelungen sei; sie rief sich selber zu, daß um solchen Preis ihr kein Opfer zu hoch und zu schwer erscheinen dürfe.

Und dann schrieb sie an Eberhard. Sie theilte ihm mit, was sie in Erfahrung gebracht, und forderte ihn auf, ihr zu sagen, ob es wahr sei. Sie wolle nicht eher daran glauben, als bis er selber es ihr bestätigt, und sie hoffe und bete darum, daß er es nicht zu bestätigen brauche. Seine Antwort voller Selbstanklagen und Bekenntnisse ließ nicht lange auf sich warten. Er erwiderte ihr, daß nicht nur alles wahr sei, was sie über ihn gehört, sondern noch Schlimmeres und Entwürdigenderes. Ihrer Protection, ihrer Theilnahme, ihrer Freundschaft sei er lange unwerth geworden. Er habe seine Kraft und seinen Schaffensmuth eingebüßt in Verhältnissen zu vornehmen Damen der römischen Gesellschaft und zu lockern Dirnen aus Trastevere, die einen so erniedrigend, so nichtig, so ganz seiner Mannesehre und seinem Künstlerstolz Hohn sprechend wie die andern. Alles Nähere zu erörtern widerstrebe ihm; die Frauen hätten ihn verwöhnt und verdorben, und er fühle auf dem heißen Boden Roms heute nicht mehr die Frische und den Muth zu einer großen, künstlerischen That in sich, die ihn befreien könne. Seine hochherzige Beschützerin in der Heimat möge ihn aufgeben, wie er selber sich aufgegeben habe; denn jeder Rettungsversuch sei nutzlos geworden; überdies besitze er noch so viel Schamgefühl, um sich gegen einen solchen zu wehren. Seine verfehlte Existenz sei keiner weitern Beachtung, geschweige denn einer erneuten, thatkräftigen und opferwilligen Hülfe von ihrer Seite würdig; ohnehin neige sie sich ihrem Niedergange zu.

In Frau Katharina's Natur lag es nicht, solchen Schwachmuth zu dulden oder gar zu billigen. Sie wußte, daß sie ihn retten müsse, und sie wollte es. Sie schrieb wiederum an ihn, diesmal aber nicht zartfühlend und schonungsvoll, sondern rauh, bestimmt, befehlshaberisch, in einem Ton, der ihn aufrütteln mußte, wenn auch noch ein Funke von Ehrgefühl, von Männlichkeit, von freundschaftlicher Verehrung für sie in ihm lohte. Nicht mehr als Bittende trat sie jetzt vor ihn hin, sondern mit einer gebieterischen Mahnung, mit einem zündenden Appell an den letzten Rest seiner menschlichen und künstlerischen Selbstachtung.

Seine Antwort war ein Telegramm, das ihr seine demnächstige Ankunft meldete. Sie zitterte vor diesem Wiedersehen; aber nie war sie dem Manne, den sie liebte, äußerlich ruhiger entgegengetreten als jetzt, wo für ihn alles auf dem Spiele stand, wo sich für sie entscheiden mußte, ob er ihr verloren sein sollte oder nicht. Sein Anblick hatte etwas Erschütterndes für sie, das sie sich nicht merken lassen durfte. Er sah eher verhärmt als verlebt aus, wie sie ihn zu finden erwartet hatte, und seine demüthige Haltung an Stelle jener stolzen, selbstbewußten, die er früher gezeigt, als sie ihn den „jungen Himmelsstürmer" genannt hatte, machte sie selber weich und nachgiebig. Er streckte ihr mit gesenktem Blick seine

Digitized by Google

beiden Hände hin und sagte: „Da bin ich! Machen Sie aus mir, was Sie wollen! Ich bin zu allem bereit.“ Und als sie begütigend und mahnend auf ihn einzureden begann, da rang sich ein Stöhnen aus seiner schwer arbeitenden Brust los, und sie mit einem Feuerblick überschweifend, fiel er ihr ins Wort: „Wissen Sie denn auch, daß Sie und Sie allein an all meinem Elend die Schuld tragen?“ „Ich?“ fragte sie, erschrocken zurücktretend, mehr über seinen Blick als über seine Worte geängstigt. Da brach das lange verhaltene Ungestüm in ihm aus, und er rief, vor ihr in die Knie sinkend: „Ja und tausendmal ja, Sie, Sie allein! Sind Sie denn blind und taub, Frau Katharina, um nicht zu sehen und zu hören, daß ich Sie liebe, Sie geliebt habe von dem ersten Tage an, da Sie Ihre milde, schützende Hand über mir hielten und mich mit ihr aus dem Staube zogen, in dem ich verkommen und zu Grunde gegangen wäre? Durften Sie mich überhaupt ans Licht führen, das meine armen, der Sonne ungewohnten Augen blendete, ohne mich lebenslang neben sich zu dulden, immer führend, helfend, schützend und gewährend? Nein, Frau Katharina, das durften Sie nicht; Sie mußten mir alles geben oder alles vorenthalten. Was soll die traurige Komödie, die wir voreinander spielen? Wohin führt sie? Wir lieben einander, alles andere ist Selbstbetrug, ist Heuchelei, ist schnöde Scheu vor der Welt und ihren Satzungen. Wozu wollen wir uns weiter betrügen mit dem Gedanken, als bestände zwischen uns beiden eine Freundschaft, die zwischen Ihnen und mir nie, nie bestehen kann, wie sie nie zwischen Mann und Weib bestehen kann, wenn beide jung sind und heißes Blut in ihren Adern rinnen fühlen, und sich eins wissen in allem Denken und Empfinden, allem Wollen und Vollbringen? Zwischen uns gilt nur Liebe und Haß, Frau Katharina. Und ich liebe Sie, habe, seit ich meines Herzens Schläge begreifen lernte, nur Sie geliebt. Und weil ich meine Augen nicht zu Ihnen emporheben durfte, und weil Sie mir Ihr Herz vermummten und mich an seinen Gleichtakt mit dem meinen nicht wollten glauben lassen, ging ich in der Irre und verschwendete alle die reichen Schätze meines Innern, die Ihnen allein gehörten, hätten gehören sollen, an Frauen, die meiner nicht werth waren. Mein heißes Blut, meine wilde Sehnsucht, meine aufgärende Leidenschaft wollten ihr Recht. Ich begehrte nach Glück. Und da ich ein feiger Thor war, wußte ich nicht, daß ich kein Glück je finden würde außer dem in Ihrer Liebe, Katharina. Und so ward ich dieser Liebe nur immer unwürdiger, sank nur immer tiefer vor Ihren Augen und gerieth ins Elend um dieser verfehlten Liebe willen. Und Sie sagen, Sie wollen mich retten, Frau Katharina? Jetzt noch retten? Sie mahnen, Sie strafen, Sie verdammen? Wenn es heute noch eine Rettung für mich gibt — kaum wag' ich's, darauf zu hoffen — so gibt es keine andere als die durch Sie, durch Ihre verzeihende und versöhnende Liebe, durch ein spätes Glück an Ihrer Seite, Katharina! Täuschen Sie sich und mich nicht nutzlos mit andern Hoffnungen und andern Plänen, an denen Ihr Herz selber nicht theilhat; Sie müssen fühlen, daß es nur dies Eine gibt und alles andere für mich Untergang und Tod bedeutet. Nie in meinem ganzen Leben hab' ich irgendwo Verständniß, Theilnahme, Hülfe, Opferbereitschaft gefunden, außer bei Ihnen, und ich habe sie hingenommen, wie etwas Selbstverständliches, und

Digitized by Google

mich einschläfern lassen in meiner erwachenden Leidenschaft für Sie mit dem thörichten Gedanken, das alles sei nur Freundschaft und werde nur durch Freundschaft veranlaßt. Jetzt weiß ich: das alles vermag einzig und allein die Liebe, Katharina! Sie liebten mich, und weil Sie eines andern Weib waren, verbargen Sie mir's, und ich, ich war toll und blind genug, mich von Ihnen täuschen zu lassen, und weil ich hier bei Ihnen nicht gefesselt ward, nicht gefesselt sein sollte, suchte ich in irrender Leidenschaft draußen ein Glück, das ich nie fand, nie finden konnte. Nun ist's vorbei, Katharina. Ich stehe hier vor Ihnen und begehre Sie von Ihnen selber und nichts mehr als Sie, und will Ihr Sklave und Ihr Freund, Ihr Geliebter und Ihr Schützling sein bis ans Ende meiner Tage, und Ihnen für alle Ihre Opfer, alle Selbstlosigkeit, alle heroische Entsagung lohnen und danken durch mein Künstlerthum, das Sie geweckt und gepflegt, und durch meine Liebe — und wie liebe ich Sie, Katharina! Glauben Sie mir: so ist nie ein Weib geliebt worden, wie Sie von mir nach all dem Elend, all' den Täuschungen der vergangenen Tage!"

Das alles, was jäh und wild wie ein Quell, der sich durchs Felsengestein endlich einen Ausweg erzwungen, von seinen Lippen hervorbrach, hörte Frau Katharina, in bangem Schrecken und in jauchzender Lust verstummend, mit an und wußte keine Erwiderung. „Stehen Sie doch auf!" war das einzige, was sie herausbrachte, und sie stand da in ihrer holden Verwirrung und Beschämung, wie ein junges Weib, dem man zum ersten mal von Liebe spricht und dem man zugleich ihr eigenes sorglich behütetes Geheimniß aus dem Herzen gerissen hat, so schön und liebreizend, wie Eberhard sie nie gesehen. Und doch wußte sie in all ihrem aufjubelnden Entzücken, in dem sie die beiden Hände aufs Herz preßte, daß sie älter war als er, daß ihr Leben hinter ihr lag, und daß sie ihre welkende Schönheit nicht mit seiner jungen Männlichkeit, mit seinem Zukunftsmuth und mit seinen Lebensaussichten verknüpfen dürfe. Wenn dies wilde Liebesbekenntniß um fünf Jahre eher von seinen Lippen sich losgerungen hätte, vielleicht hätte es ein Glück für sie beide geben können — jetzt war es zu spät. Und sie vergaß, daß sie selber, und nur sie es verhindert hatte, daß jenes Glück damals erblüht war, daß es sie ein Wort gekostet hätte, um mit beiden Händen danach greifen zu können.

Eberhard war aufgestanden. Aber er hatte es nur gethan, um in siegestrunkener Leidenschaft seine beiden Arme nach ihr auszubreiten. Und im Leuchten seiner Augen, im Jubel seiner Zuversicht lag etwas wie ein gebieterischer Zwang, dem sie sich in dieser Stunde des Selbstvergessens und des rauschähnlich über sie kommenden Glücksbewußtseins nicht entziehen konnte. Sie sank, ihrer selbst nicht mehr mächtig, gleichsam von dem jäh hereinbrechenden Glanz eines namenlosen, lange erträumten, nie erhofften Glückes geblendet, an seine Brust und litt es, trotz all ihrer rastlos schweifenden Gedanken, die von der Sünde dieser Stunde zu ihr redeten, und trotz ihres Bebens vor dem, was kommen mußte, daß er ihr zitterndes Haupt an seiner Schulter barg und in ihr duftiges Haar seine glühenden Lippen preßte. Es waren Minuten der Seligkeit, in denen sie ganz sein war, sich ganz eins mit ihm empfand.

Digitized by Google

Dann rang sie sich los, streckte ihre Arme, wie abwehrend, gegen ihn aus und sagte: „Der Himmel wird uns diese eine Sünde verzeihen, Eberhard. Nun aber gehen Sie und kehren Sie niemals wieder, niemals."

Er sah sie an und lachte, wie traumesirr. „Bis wann, Katharina?" fragte er und setzte hinzu: „Am besten wär's, Geliebte, du gingest gleich mit mir. Wozu sollen wir uns denn gerade der Welt aussetzen? Wir verbergen unser Glück in der Einsamkeit und lachen der Menschen. Ich bin dein und du mein; was brauchen, was wollen wir noch mehr? Liebe und Frühling und Sonnenschein ziehen überall mit uns."

Sie schrak vor seiner trunkenen Liebesseligkeit, vor seiner Zuversicht zusammen, daß es wie eine todesähnliche Erstarrung durch sie hinflog. „Eberhard!" rief sie angstvoll, „besinnen Sie sich, was Sie da reden! Vergessen Sie nicht, wer ich bin und daß ich den Namen eines andern Mannes trage."

Er aber ließ sich nicht mehr halten und ließ nicht mehr auf sich einreden. Er lachte nur wiederum und riß sie mit Gewalt in seine Arme und überdeckte ihr Augen, Wangen und Lippen mit seinen lodernden Küssen. Und sie vermochte sich nicht mehr zu wehren. Hingegossen lag sie an seiner Brust und sein rasender Herzschlag klang gegen den ihren an. Seine Lippen aber murmelten tausend süße, trunkene, irre Liebesworte in ihr Ohr und bethörten sie vollends und redeten zu ihr von einem Glück der Zukunft, gegen das sie nichts mehr einzuwenden wußte, und von ihrer Liebe zu ihm, die sie nicht mehr leugnen konnte. Und er sagte ihr, daß er sie besitzen müsse und daß er durch sie, an ihrer Seite ein großer Künstler werden würde, und daß sie sich nicht länger sträuben dürfe, nun sie vor Gott und ihrem Herzen doch nicht mehr ihres Gatten Weib sei, sondern seines, und daß er sie fordere kraft des geheiligten Rechts ihres Herzens, und sie nicht mehr freigeben werde, ob auch Himmel und Hölle sie etwa ihm streitig machen wollten.

Und sie vergaß unter seinen Küssen und Schwüren und Schmeichelworten, wie oft seine Lippen schon auf denen anderer Weiber, unwürdiger Dirnen geglüht hatten, wie oft er ihre stolzen Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt, schon betrogen, und daß er schwach und feig sei und nicht aus eigener Manneskraft sich zu einem Dasein emporraffen könne, das ihn in ihren und aller Welt Augen wieder zu dem mache, was er gewesen; sie dachte an alles das nicht mehr, sondern einzig nur daran, daß sie ihn geliebt hatte, seit er zum ersten mal ihren Weg gekreuzt, daß sie ihn noch liebe, heiß, verzehrend, inbrünstig, und daß er nun ihr zu eigen gehörte und gehören würde bis ans Ende aller Dinge, sofern sie nur ein einziges Wort über die Lippen brachte. Und sie hätte dies Wort nicht sprechen sollen? Was galten ihr in diesem Augenblick alle die Ueberlegungen und Entschlüsse früherer Zeit, was die Ueberzeugung, daß sie zu alt für ihn sei, daß ihre Schönheit frühzeitig an der Seite eines ungeliebten Mannes, in einem Leben voller Entsagung und Selbstbeherrschung hingewelkt sei? Sie liebte ihn, sie fragte in dieser Stunde nach nichts anderm mehr. Mit der ganzen Selbstsucht eines Herzens, das nie noch eine Minute des Glücks während eines ganzen Lebens voll äußern Glanzes und innerlicher Leere genossen hat, das da darbte und verzichtete, mit

Digitized by Google

dem Bewußtsein, am Freudentische des Lebens schwelgen zu können, wenn es nur die Stimme der Pflicht zum Schweigen bringen dürfe, und dem nun der ganze Reichthum eines Liebesglückes entgegengebracht wird, das rauschgleich alle Sinne gefangen nimmt; mit dieser ganzen Selbstsucht und dem ganzen, trunkenen Liebesbedürfniß warf sich Frau Katharina an die Brust des Mannes, der ihr eine Wanderung im hellen Sonnenlicht statt dunkler Kerkerhaft, der ihr ein thatenfreudiges Leben an Stelle des eintönigen, inhaltlosen Abspinnens ihrer Tage zeigte.

Mit diesem einen Augenblick, in dem sie alles von sich warf, was sie bisher gedacht und gewollt, getragen und verschwiegen, war ihr Schicksal entschieden. Nun gab es kein Zurück mehr für sie, und sie wollte keins mehr. Mit der gleichen, unerschütterlichen Entschlossenheit, mit der sie fünf Jahre lang ein Leben auf sich genommen, das keinen Lichtstrahl für sie bot, mit der sie es bis zum Ende getragen hätte, wenn Eberhard's stürmische Leidenschaftlichkeit sie nicht sich selber entfremdet und fortgerissen hätte, ging sie nun daran, die verhängnißvolle Wendung ihres Lebens herbeizuführen. Auch hier zeigte sie sich, einmal von der Nothwendigkeit ihres Schrittes durchdrungen, um Eberhard zu retten, um ihm mit ihrer Liebe sein Glück, seine Ruhe, seine Künstlerschaft zurückzugeben, gleich sicher und gleich rücksichtslos, wie vordem gegen sich, nun der Welt und den Menschen gegenüber. Von einem Geheimhalten ihrer verbotenen Leidenschaft, von einer Fortdauer ihrer geheimen Beziehungen zu dem Geliebten war für sie so wenig die Rede wie von einer Scheu vor der Oeffentlichkeit und von einem Zurückbeben vor den äußern Schritten. Muthiger als Eberhard, den das Gefühl seiner verlorenen Stellung in der Welt und seines geschädigten Rufes zu Boden drückte, zweifelte sie keinen Augenblick daran, daß sie offen und ehrlich handeln müsse. Jeden Ueberredungsversuch von seiner Seite, durch gemeinsame Flucht die jähe Entscheidung herbeizuführen und sich gleicherzeit dadurch dem Urtheil der Welt und den Gegenvorstellungen der Menschen zu entziehen, wies sie mit einer an Entrüstung streifenden Entschiedenheit zurück. Sie war rein geblieben, sie wollte rein bleiben bis zum Letzten. Nicht wie eine Dirne wollte sie aus dem Hause ihres Gatten davonschleichen, dem sie Achtung schuldete und zollte, nicht wie eine Ehebrecherin mit ihrem Verführer davonlaufen und sich der gerechten Verachtung derer preisgeben, die an ihre Tugend geglaubt hatten. Nichts zwang sie dazu, nicht einmal der Schatten eines Grundes redete dafür. Sie war schuldlos gewesen; sie wollte den Verdacht nicht wecken, als müsse sie mit dem drückenden Gefühl einer Schuld in die Welt hinausflüchten; nicht einmal der Argwohn eines Makels sollte auf ihr haften bleiben. Wenn nicht um Eberhard's und ihrer selbst willen, um ihres Gatten willen mußte sie bei ihm ausharren, bis er selber sie freigab.

An demselben Tage, da sie zum ersten mal in Eberhard's Armen gelegen, gestand sie ihrem Gatten alles, was geschehen war. Sie erzählte ihm von ihrer verborgen gehaltenen Leidenschaft, von ihren langen, heißen Herzenskämpfen, von ihrem endlichen Erliegen. Sie theilte ihm ihren Entschluß mit, nach der Scheidung von ihm Eberhard's rechtmäßige Gattin zu werden; eine andere Möglichkeit bestand für sie selber nicht, wenn Eberhard auch ihrer Aengstlichkeit und Gewissenhaftigkeit

Digitized by Google

den leeren Formen und Satzungen der Welt gegenüber spöttelte und sie vor allem als Geliebte hätte besitzen mögen, und sie bat ihren Gatten, sie freizugeben.

Auf seinen Widerstand war sie vorbereitet und dagegen gewappnet gewesen; aber auch seine Bitten machten sie nicht mehr andern Sinnes. Der Gedanke, sie verlieren zu sollen, brachte ihn in hochgradige Erregung; er beschwor sie, er flehte sie an, bei ihm zu bleiben, er stellte ihr ihre Zukunft in den düstersten Farben vor; er machte ihr tausend Vorwürfe, versprach ihr die Erfüllung jedes ihrer Wünsche, ein Leben nach ihrem Wohlgefallen, ein äußerliches Zusammenleben, bei dem ihr keinerlei Pflichten auferlegt werden sollten, nur um den Eclat vor der Welt zu vermeiden: es war alles umsonst. Katharina war jetzt so unbeugsam in ihrem Entschluß, zu gehen, wie bis dahin in dem andern, auszuharren. Ja, als ihr Gatte sich endlich so weit hinreißen ließ, ihr die entwürdigende Zumuthung zu stellen, sie solle vor der Welt seine Frau auch fernerhin heißen, aber er wolle ihr keinerlei Hemmnisse in den Weg legen, trotzdem ganz ihrer Neigung zu leben, wenn sie dieselbe nur geheimhalten wolle, um den Schein zu wahren, da wandte sie ihm empört den Rücken und kein Wort kam in der Angelegenheit, die sie mit ihm besprochen hatte, je mehr über ihre Lippen.

Ohne sein Haus zu verlassen, leitete sie persönlich bei einem befreundeten Rechtsanwalt die ersten, nothwendigen Schritte zur Lösung ihrer Ehe ein. Und da ihr Gatte, um seinen Trotz bis auf die Spitze zu treiben, das Entgegenkommen, das sie von ihm erwartet hatte, nicht an den Tag legte, sondern nun in seiner Verbitterung die Dinge bis zum Aeußersten kommen lassen wollte, entschloß sie sich, ihn zu fliehen, um ihn selber zum Scheidungsantrag zu zwingen. Sie ging in das Haus ihrer Aeltern zurück, machte unerschrocken alle Welt zum Zeugen ihres Bruches mit ihrem Gatten und übte den moralischen Zwang auf ihn aus, daß er ihre Rückkehr erst energisch forderte, und als sie ihm verweigert wurde, gerichtliche Hülfe in Anspruch nahm. So kam der Scheidungsproceß langsam in Fluß.

Eberhard sah dem allen mit wachsender Ungeduld zu. Es war wenig nach seinem Sinn, eine langwierige, gerichtliche Procedur abzuwarten, ehe er das Weib, das er liebte, sein eigen nennen durfte. Von langem Zaudern und Zuwarten war er nie ein Freund gewesen, und jetzt, da für ihn nicht weniger als alles auf dem Spiele stand, vermochte er sich um keinen Preis darein zu finden. Er verstand auch Katharina nicht. Es war ihm durchaus unfaßbar, wie diese großsinnige, freidenkende Frau, die dem Urtheil der Welt trotzen und ihm in seine Dunkelheit folgen wollte, weil sie ihn liebte, die inhaltlosen Formeln rein äußerlicher Natur so hoch anschlagen konnte, daß sie sich weigerte, ihm anzugehören, ehe die Scheidung rechtskräftig ausgesprochen und sie im Sinne der großen Welt wieder die freie Herrin ihrer Entschließungen war. Er stand hier einem Räthsel gegenüber, das ihn, ohne daß sie beide darum wußten, innerlich ihr entfremdete. Für ihn hatte diese äußere Scheidung, die innerlich längst vollzogen war, keine Bedeutung mehr, und er forderte von ihr, daß sie, nachdem sie einmal so weit gegangen, nun auch sich vor aller Welt als sein Weib bekennen und mit ihm zusammenleben solle. Das aber verweigerte sie ihm. Als ob sie sich vor sich selber

Digitized by Google

fürchte, sah sie ihn sogar während des langen Scheidungsprocesses nur in Gegenwart ihrer Mutter und ließ sich zu keinem Versprechen als zu dem auf die Zukunft bewegen, die sie sich erst dann gemeinsam gestalten wollten, wenn der rechte Zeitpunkt dafür vor Welt und Menschen gekommen war. Selbst nach der ausgesprochenen Scheidung wollte sie nicht eher sein Weib heißen, als bis es nach Gesetz und Sitte ermöglicht war, daß sie sich die Hände reichten. Diese Hinauszögerung jetzt, da für ihn jede nutzlos verrinnende Minute wie eine Ewigkeit erschien und er jede für einen Raub an seiner Glückseligkeit hielt, den er ihr nicht verzeihen konnte, baute eine Schranke zwischen ihnen beiden auf, die sie lange Zeit nicht sahen, die aber dennoch da war und eine trennende Wirkung ausübte, ohne daß sie's wußten.

Während Eberhard die Geliebte bestürmte, sein zu werden, wenn auch die gewissenhaften Pedanten und Formelkrämer immerhin die Köpfe dazu schütteln möchten, ließ es Frau Katharina sich vielmehr angelegen sein, ihn zur Arbeit zu bestimmen, die er ganz aufgegeben zu haben schien und in der er nach ihrer Ueberzeugung doch Befriedigung und Ablenkung seiner Gedanken hätte finden müssen, so oft die nothwendige und unvermeidliche Wartezeit sein Gemüth beklemmte und sein Blut in Wallung brachte. Eberhard hatte ihr mehr als einmal erklärt, daß er zum Arbeiten jetzt weder Stimmung noch Ausdauer besitze; er hege nur noch den einen Gedanken an sie und ihrer beider Vereinigung; alles andere sei für ihn nichtig und bedeutungslos. Dabei beruhigte sich Frau Katharina nicht. Sie hatte seit jeher die Vorsehung für den Mann gespielt, den sie liebte, sie wollte es von nun an, da er ganz ihr Eigen war, mehr als je. Es war in jener Zeit eine Concurrenz für einen Monumentalbrunnen in einer großen, durch die Pflege der schönen Künste berühmten Stadt ausgeschrieben worden, und man hatte alle lebenden Bildhauer zur Theilnahme an derselben aufgefordert. Frau Katharina verlangte von Eberhard, daß auch er sich an dem edeln Wettstreit mit seinen gleichstrebenden Genossen betheilige und seine Meisterschaft, an der zu zweifeln die Welt zur Zeit alle Ursache habe, erweise. „Mit deiner Arbeit erringst du mich selbst", sagte sie ihm; „stelle dir vor, daß du mit ihr um mich kämpfst, und du wirst etwas Großes vollenden!"

So stachelte sie seinen schlummernden Künstlerehrgeiz wieder an, und als er sich erst in die nähern, für die Concurrenzarbeit gestellten Bedingungen vertieft hatte, reizte ihn die Thätigkeit selber und er ging ans Werk. Sie sah seinen Entwürfen auf dem Papier zu, lobte, tadelte und gab Anweisungen, deren Berechtigung er nach kurzem Zögern einsehen mußte. Ohne es zu wissen, war er allmählich von seinem eigenen Gedanken, den sie nicht gebilligt hatte, ganz abgekommen und hatte ihre Idee statt dessen adoptirt. Der Entwurf befriedigte sie nun beide. Als Eberhard an die Ausführung in Thon ging, stellten sich ihm für die Figur des Brunnengottes, aus dessen umgestürzter Amphora, die er unter dem Arme hielt, das Wasser hervorquellen sollte, keinerlei Schwierigkeiten entgegen; aber die ihm zu Füßen kauernden Oreaden wollten dem Bildhauer nicht nach Wunsch gelingen. Er fand vor allem keine passenden Modelle für sie; die Köpfe hätten ihm zur Noth genügt, aber die Leiber wollte er geschmeidiger, zierlicher,

Digitized by Google

vor allem idealischer haben, als er sie fand. Er klagte Katharina mehr als einmal seine Noth und seufzte über die traurige Abhängigkeit des Künstlers von seinem Modell. Sie konnte ihm nicht unrecht geben und errieth gleicherzeit erschrocken die stumme Bitte, die in seinen Mienen ausgedrückt lag, wenn er verstimmt und verdrossen seine Miserfolge berichtete. Sie wußte, so deutlich hatte sie in seinem Innern zu lesen gelernt, daß er sich mit dem Gedanken trug, sie selber könne ihm Modell stehen, und wenn sie sich dazu entschließe, was nothwendig sei, sofern ihr sein Künstlerthum wirklich am Herzen lag, werde er etwas Großes, alle andern Ueberragendes zu Stande bringen, aber auch nur dann. Und sie wußte, daß er selbst dies Opfer von ihr angenommen hätte. Sie aber konnte es ihm nicht bringen, und zum ersten mal in ihrem Leben stieg etwas wie eine Ahnung von dem unbegrenzten Egoismus des Künstlers in ihr auf, dem nichts als heilig und unantastbar galt, wo seine eigenen Interessen in Frage kamen, und der selbst ihrer Keuschheit und Weiblichkeit gegenüber keine Rücksichten anerkennen mochte, weil sie ihm bei der Verfolgung seiner selbstsüchtigen Pläne im Wege standen. Wie, wenn er sie auch nur liebte, ihr nur Liebe heuchelte, weil sie ihm mehr nützen konnte als jede andere?

Ehe es noch dahin kam, daß Eberhard ihr seine Bitte aussprechen konnte, eine Bitte, von der Katharina wußte, daß dieselbe sie ihm innerlich mehr entfremden würde als die Nachricht von irgendeinem neuen, leichtsinnigen Streich, den er begangen, gab sie ihm den Rath, sein Thonmodell an dem Orte selbst, wo die Gruppe dereinst aufgestellt werden sollte, zur Ausführung zu bringen, zumal er dort in dem regern künstlerischen Treiben sicherlich eher Gelegenheit finden würde, ein passendes Modell zu entdecken. In Wahrheit wollte sie ihn um ihrer selbst willen aus ihrer Nähe verbannen, bis das Gericht ihre Ehe endgültig gelöst hatte, und um ihn von seinem Gedanken, der sie im tiefsten Innern beleidigte und empörte, vollends durch die Entfernung abzubringen. Er selbst schien das zu begreifen, schien eine Anwandlung von Scham zu fühlen und reiste ab.

Täglich flogen nunmehr ihre Briefe hin und her. Eberhard schrieb ihr, daß auch diesmal ihr Rath wieder der beste gewesen sei, daß er in der kunstfrohen Universitätsstadt ganz neue Anregungen empfangen, daß er, fern von ihr und ihrer liebevollen Nähe, doppelt angestrengt arbeite, schon um sich über die selbst auferlegten Entbehrungen hinwegzuhelfen, und daß es ihm schon in den ersten Tagen durch einen glücklichen Zufall gelungen sei, ein Oreadenmodell aufzufinden, wie er es sich liebreizender und geeigneter zugleich in seinen kühnsten Träumen nicht hätte ausdenken können. Alle seine Briefe athmeten wohlige Befriedigung und reinstes, künstlerisches Entzücken.

So vergingen zwei Monate. Der Scheidungsproceß, aus dem Katharina als der schuldige Theil hervorgehen mußte, nahte sich seinem Ende zu, und das Urtheil, das die Ehe für gelöst erklärte, war rechtskräftig geworden. Katharina hatte von dem Fortgang und nahe bevorstehenden Abschluß der gerichtlichen Procedur in ihrem feinen Takt und weiblichen Schamgefühl in ihren Briefen an Eberhard keinerlei Erwähnung gethan und es diesem hoch angerechnet, daß er seinerseits

Digitized by Google

gleichfalls keine dahin gehende Anfrage an sie gerichtet. Nun, mit dem Scheidungsurtheil in den Händen, wollte sie vor ihn hintreten und zu ihm sprechen: „Ich bin frei, ich bin es um deinetwillen geworden!“ Sie hatte sich diesen Augenblick, in dem sie ihm, nicht mehr als die Gattin eines andern, zum ersten mal am Halse hängen durfte, seine Braut, in Jahresfrist sein Weib, lange schon in ihren wachen Träumen ausgemalt, sich auf den Moment seliger Ueberraschung, den sie ihm, dem noch Ahnungslosen, bescheren wollte, vorbereitet. Er war ihr erschienen als der Ruhepunkt nach langer, irrer Wanderung, als die Stunde der Friedensverkündigung nach langen, heißen Kämpfen.

Ohne ihn vorher zu benachrichtigen, um die Ueberraschung voll auszukosten, reiste sie ab, ihr Herz voll seliger Hoffnungen, mit einer Empfindung von Jugend, Glück und Frühlingssonnenschein, wie es noch niemals bis zu diesem Tage ihre Brust durchwogt hatte. Es war gegen Mittag, als sie nach einer durchfahrenen Nacht in der Stadt anlangte, in der Eberhard seine Concurrenzarbeit hatte vollenden sollen. Nach seinen Nachrichten mußte das Thonmodell fast fertig sein. Sie stellte sich den Augenblick vor, wo sie ihn angesichts seines Werkes mit der freudigen Kunde ihrer Freiheit, mit ihrer eigenen, ihn beseligenden Gegenwart beschenken werde. Er aber würde ihr mit gerechtem Stolz seine Arbeit zeigen und sie beide würden in dieser Stunde die jauchzende Gewißheit gewinnen, daß er mit dem Glück ihres Besitzes auch die sichere Anwartschaft auf Künstlerruhm und Bedeutung erreichen werde.

Wie ihr Herz klopfte, als sie vom Bahnhofe durch die volkreichen Straßen der fremden Stadt seiner Wohnung zueilte! Mit wie schüchterner Bangigkeit sie des Wiedersehens dachte, mit wie bräutlicher Scham seines Kusses, seiner Umarmung! Was gab es auch alles an ihr gutzumachen für so viel stumme Pein und bittere Entsagung! Endlich, endlich war sie am Ziel. „Herr Wellner sei zwar zu Hause“, sagte ihr die öffnende Wirthin, „aber er sei nicht allein, er arbeite wahrscheinlich und sie wisse nicht —.“ „Für mich ist er sicher zu Hause!“ fiel Frau Katharina lächelnd ein, „ich bin seine — seine Schwester. Melden Sie mich also nicht! Ich gehe selber hinein, ich nehm's auf meine Verantwortung, liebe Frau.“

Und sie ging. Leise drückte sie die Thür des nächstgelegenen Zimmers auf und trat ein. Es war Eberhard's Atelier, in das sie kam. In der Mitte stand das kaum halbfertige Thonmodell der Brunnengruppe, davor der Modellirbock, allerlei Werkzeuge, Gerüste, Skizzen und Geräthschaften in wilder Unordnung. Das Ganze machte einen wüsten und unerfreulichen Eindruck, und wider ihren Willen durchfröstelte es Katharina secundenlang bei dem Anblick. Sie hatte sich das anders gedacht, hatte gemeint, daß sie mitten in ein behagliches harmonisches Künstlerheim eintreten werde. Aber so ging es eben wol zu, wenn Künstler keine Frauenhände um sich hatten. Nun betrachtete sie das Thonmodell. Es war nichts daran vollendet, als die Figur der einen Oreade, ein liebliches, zartes Frauenbild, das rührend anzusehen gewesen wäre, hätte den Eindruck nicht ein Zug von fast frecher Sinnlichkeit im Antlitz gestört und verwischt. Alles andere an der Gruppe war unfertig und erregte die Meinung, als sei es mehrfach muthwillig wieder vernichtet und verstümmelt worden, wie wenn dem schaffenden Künstler



Digitized by Google

seine Arbeit nicht genügt hätte. Auch das wirkte befremdend und ernüchternd auf Katharina ein. Dann störte sie mitten in ihren Betrachtungen ein gedämpftes Gläserklingen, dann ein leiser Aufschrei und zuletzt doppelstimmiges Gelächter.

Katharina wandte sich um. Das Geräusch kam aus dem nur durch eine dicke wollene Portière vom Atelier getrennten Nebengemach. Wahrscheinlich hatte Eberhard in seiner Arbeit eine Pause eintreten lassen und benutzte dieselbe zu einer Erfrischung, die er mit einem zufällig anwesenden, seiner Arbeit zuschauenden Kameraden theilte. Nur daß dies laute, lustige Lachen, das sich eben wiederholte, von keinen Männerlippen kommen konnte — Katharina wechselte leicht die Farbe. „Er frühstückt mit seinem Modell zusammen", sagte sie sich, „das ist Künstlerbrauch." Sie hatte zwar eine widrige Empfindung bei dem Gedanken; aber sie beruhigte sich selber damit, daß nur die erwachende Eifersucht in ihr sie ungerecht urtheilen lasse und daß es sie nur unangenehm berühre, alles so anders zu finden, als sie es sich gedacht, nicht einmal mit ihm allein zu sein in dem Augenblick, wo sie ihm zujubeln wollte, sie sei nun frei und sein eigen. Wenn die beiden nur auch nicht gar so lustig gewesen wären! Aber das war ein ewiges Kichern und Schäkern und Lachen da drüben! Katharina mochte nicht eintreten, und doch wurde ihr die Zeit lang im Atelier. Da gewahrte sie bei einem abermaligen Umblick auf einem Sessel hinter einem kleinen Eckvorhang einen Haufen weiblicher Kleidungsstücke. Das fuhr ihr, einem elektrischen Schlage gleich, durch alle Glieder. Es nützte nicht viel, daß sie sich sagte, Eberhard's Modell müsse ja kleiderlos sein, um ihn bei seiner Formung nackter, weiblicher Gliedmaßen als Vorbild zu dienen, und alle Künstler seien lebenslang in der gleichen Lage wie er, und betrachteten ihre Modelle eben nur mit Künstleraugen, ohne von sinnlichen Regungen dabei heimgesucht zu werden. Es war nun doch wie ein Schwindel, der sie packte. Sie dachte der schönen, anmuthvollen Oreadenfigur mit dem kecken, herausfordernden Zug im Antlitz; sie dachte seiner begeisterten Schilderungen des aufgefundenen Modells, bei denen keine Regung von Mistrauen oder Eifersucht sie je heimgesucht hatte, und sie klagte sich selber an, daß sie so klein von ihm denke und jetzt so schwach und so feig sei und so argwöhnisch wie nie sonst im Leben. Aber sie konnte trotz alledem nicht anders. Sie lehnte sich in einer Anwandlung von Ohnmacht gegen die Wand, und nun plötzlich hörte sie durch den Vorhang Eberhard's Stimme, diese Stimme, die sie seit jeher so geliebt, mit der er alles bei ihr hatte erreichen können. Und sie sagte: „Gewiß würd' ich dich heirathen, lieber Engel; aber, siehst du, du bist arm und ich bin arm, und ich habe eine Braut, die mir doch ein bischen mit in die Ehe bringt und überdies um meinetwillen einem andern davongelaufen ist. Da muß ich Rücksichten nehmen, das begreifst du. So hübsch wie du ist sie nicht, das ist wahr, und ein bischen älter als ich auch, aber sie liebt mich und hat' mein Wort. Verstanden, kleiner Dämon? Uebrigens: was kann dir daran liegen, daß ich dich heirathe, Schätzchen? Lieben können wir uns auch ohne Heirath, und sogar nach meiner Heirath. Das ist Künstlervorrecht, da hat niemand etwas dreinzureden, am wenigsten eine Frau. Du wirst eben meine zweite Frau, was meinst du dazu?" Und wieder ein helles Lachen, das Frau Katharina in die Seele schnitt wie ein scharfes Messer, und dann ein Geräusch,

Digitized by Google

wie von einem Lippenpaare, das dies Lachen in Küssen erstickte, und endlich die schmollenden Tons gegebene Erwiderung: „Ich möchte aber doch lieber deine Frau werden."

Und nun hatten Frau Katharina's zitternde Finger an den Falten des Vorhangs gezerrt, und durch einen entstandenen Spalt blickten zwei starre, leere Augen aus einem todtenblassen Antlitz in das Innere eines Schlafzimmers und gewahrten neben dem noch ungemachten Bett und in einem wüsten Chaos unordentlich herumgestreuter Gegenstände einen mit Sectflaschen und Tellern bedeckten Tisch und daran ein Paar, schmausend, trinkend, ihn, der seine Arme um ihren entblößten Nacken geschlungen, sie in einen weißen Mantel, vielleicht auch nur in ein Betttuch gehüllt, unter dem ihre zarten, anmuthigen Gliederformen in reizvoller Deutlichkeit hervortraten. Ein Dunst von Cigarrettenrauch, Speisen und eingeschlossener Schlafzimmerluft über dem ganzen, wüsten, verletzenden Bilde.

Und dieser Mann, der seine Lippen eben auf die Schulter der jungen Phryne drückte, der das Kelchglas mit dem perlenden Schaumwein mit schlanken Fingern an ihren Mund führte, war derselbe, um den Frau Katharina jahrelang gelitten und gekämpft, derselbe, den sie geliebt, als er sein Bestes und Heiligstes, wie werthlosen Tand, an andere, seiner nicht würdige Frauen verschwendet, um den sie jetzt ihren Gatten, ihre Stellung in der Welt verlassen und ihren Ruf, ihre Frauenehre rückhaltslos preisgegeben, nur um ihn zu retten, weil er ihr vorgelogen, sie allein könne ihn retten, um sich ihm zu eigen zu geben, dem jede Faser ihres Herzens gehört hatte, seit ein unseliges Geschick seine und ihre Wege sich hatte kreuzen lassen — derselbe und wieder auch derselbe nicht mehr. Denn diesen Ehrlosen, der mit einer Modelldirne kosete und ihr Liebe versprach, auch wenn er eine andere heirathen müsse, kannte sie nicht mehr; dieser elende Schwächling, der sich wiederum in neue Liebesabenteuer einließ, während er für ihrer beider Zukunft hatte arbeiten und Großes schaffen sollen, existirte für sie nicht mehr. Indeß sie sich unter den Spottworten und schmählichen Verdächtigungen der Welt ihre Freiheit erkauft hatte, um der Stimme ihres Herzens und seinem eigenen Flehen endlich doch zu gehorchen und glücklich zu werden, war der Mann, den sie geliebt hatte, für sie gestorben. Mit ihrem Freiheitsbriefe in der Hand, der sie und ihn in die Pforte zu einem neuen Leben hatte sollen eintreten lassen, stand sie heute hier vor einem Todten. Eberhard Wellner war nicht mehr; mit dem Ehrvergessenen dort drüben hatte sie keinerlei Gemeinschaft; keine Stimme in ihr redete für ihn, kein Schlag ihres Herzens galt ihm mehr. Wie mit einem Zauberschlage hatte sich alles um sie her verwandelt, und eine ganze Welt war in dieser Stunde vor ihren Blicken versunken für immerdar.

Als Frau Katharina das Atelier verließ und das hell perlende Lachen des schönen Modellmädchens ihr bis auf den Corridor hinaus nachscholl, wußte sie, daß es kein Zurück mehr für sie gab und daß ihres Schicksals Lauf sich erfüllt habe. Es war alles sonderbar kalt und todt in ihr geworden. Als sie in einen Gasthof, der ihr am Wege lag, eingetreten war und sich dort in ein Zimmer hatte führen lassen, fühlte sie plötzlich, daß ihre Kräfte zu Ende waren. Sie hatte sich zu lange aufrecht gehalten; nun versagten alle ihre Lebensfunctionen auf ein-



Digitized by Google

mal, und ohnmächtig, den Klingelzug in der Hand, sank sie auf den Boden des Zimmers hin. So fanden sie die Dienstleute des Gasthofs, die erschrocken herbeigeeilt waren, trugen sie aufs Bett, entkleideten sie und ließen einen Arzt holen. Wenige Stunden später lag sie im hitzigsten Fieber, ihres Bewußtseins beraubt.

Unter der sorgsamen Pflege der an ihr Lager geeilten Mutter genas sie noch einmal, was man so genesen heißt bei Kranken, die am Rande des Grabes gestanden haben und endlich doch wieder ins Dasein zurückkehren, nur daß der Kern ihres innersten Lebens unheilbar zerstört ist. Sie lebte, aber sie hatte kein Bewußtsein dieses Lebens mehr, wollte keins mehr haben. Eberhard Wellner versuchte noch einmal zu ihr zu dringen, nachdem sie ihre Absage an ihn gesandt hatte; sie empfing ihn nicht mehr; seine Briefe gingen uneröffnet an ihn zurück. Was aus ihm ferner geworden, weiß man nicht. Er hat die Stadt, vermuthlich auch Deutschland verlassen; wohin er sich gewandt, hat keiner erfahren. Unter den Künstlern, die es zu Ruf und Ehren gebracht haben, war sein Name nicht; die eitle, schwache, unbeständige und sinnliche Mannesnatur ist stärker in ihm geblieben als sein Talent und sein Künstlerehrgeiz. Es sind viele zu Grunde gegangen und namenlos verkommen, gleich ihm.

Frau Katharina's dunkles Lebensräthsel deckt der marmorne Leichenstein in der Ecke des herrlichen Friedhofs zu Mentone. Darüber hin ranken die Heliotropen, die sie so geliebt und die unter dieser Sonne winterlang blühen und duften. Sie ist an den Strand des Mittelmeeres gekommen, um für ihre Leiden Erlösung zu suchen — sie hat Erlösung gefunden.

---

Digitized by Google

# Zur Reform des juristischen Studiums.

Von

Ludwig Fuld.

Der Klagen über die mangelhafte und ungenügende Ausbildung der Juristen Deutschlands und speciell der preußischen Juristen ist in unsern Tagen kein Ende. Kein Monat fast verstreicht, in welchem nicht aus den Reihen der Universitätslehrer eine Schrift hervorgeht, die dieses Thema mit Schärfe und Schneidigkeit erörtert; immer bitterer werden die Anklagen, immer schärfer die Sprache, immer energischer die Forderungen, daß es anders werden müsse, und immer ansehnlicher wird der Umfang der Literatur, welche der Besprechung dieser wichtigen Frage gewidmet ist. Während vor der Vereinbarung der Reichs-Justizgesetze ein überaus lebhafter Kampf über die Reform des rechtswissenschaftlichen Studiums entbrannt war, der auch in den Verhandlungen des 14. Deutschen Juristentages seinen Ausdruck fand*), während man sich damals lebhaft bemühte, das juristische Studien- und Prüfungswesen in einheitlicher Weise für das ganze Reich zu ordnen, trat nach dem Erlaß der genannten Gesetze und nachdem die einheitliche Regelung des Studien- und Prüfungswesens gescheitert war, während mehrerer Jahre eine verhältnißmäßige Ruhe und Stille ein, welche erst im Jahre 1884 ihr Ende fand. Die satirische Schilderung der zahlreichen Mängel und Gebrechen des Studiums der Rechtsjünger, welche Ihering mit der vollendeten Meisterschaft des Satirikers darzustellen wußte**), machte weithin einen bedeutenden Eindruck, trotzdem, oder besser gesagt, gerade weil die scharfe Kritik, die der Meister an den bestehenden Zuständen übte, im Gewande der leichtgeschürzten Muse des Scherzes und nicht in der feierlichen Toga des Ernstes auftrat. Es war wol mit eine Wirkung der durch Ihering's Buch hervorgerufenen Anregungen, wenn im folgenden Jahre bereits zwei Schriften erschienen, welche die Frage prüften, wie sich das juristische Studium

*) Für denselben erstattete Gneist ein sehr hervorragendes Gutachten, dessen Thesen allerdings abgelehnt wurden. Vgl. „Gesammtbericht über die Thätigkeit des Deutschen Juristentags" (Berlin, Guttentag, 1885), S. 42—47.

**) Vgl. „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1884), S. 366.

Digitized by Google

nach Einführung des Deutschen Civilgesetzbuches gestalten werde.*) Im folgenden Sommer veröffentlichte Schmoller in dem von ihm herausgegebenen „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1886) einen kurzen, aber inhaltsschweren Aufsatz, der mit bittern Worten die Faulheit der Studirenden der Rechtswissenschaft tadelte und einschneidende Beschränkungen der akademischen Freiheit verlangte, um der Mangelhaftigkeit der Ausbildung und der erschreckenden Unwissenheit mit Energie zu begegnen. Schmoller's Aufsatz erregte außerordentliches Aufsehen, und die zahlreichen Besprechungen, welche er in der Presse, insbesondere auch in der dem Reichskanzler nahestehenden „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" fand, boten einen genügenden Beweis dafür, daß „eine zehrende Wunde nicht nur im Leben der Universitäten, sondern in dem Organismus unsers ganzen Volkes von schonungsloser Hand bloßgelegt war". Seine Vorschläge riefen zahlreichen Widerspruch und laute Entgegnung hervor. Ihnen traten zunächst Dernburg**) in einer außerordentlich anregenden Schrift entgegen, demnächst Franz von Liszt***) in seiner Rectoratsrede, welche an Energie des Tones und an Schärfe der Kritik alle bisherigen Publicationen auf diesem Gebiete hinter sich läßt. Erwähnen wir außerdem noch die Kritik, welche von Bar in mehrern Aufsätzen†) sowol an den thatsächlichen Zuständen wie den jüngsten Vorschlägen übte, und die Schrift von Aschrott††), welcher in einer Anlehnung an die englischen Universitätseinrichtungen das Heil erblickt, so haben wir damit einen Ueberblick über die hauptsächlichsten literarischen Erscheinungen der jüngsten Zeit gegeben und können nunmehr dazu übergehen, die Mängel und Uebelstände darzustellen, welche man an den jetzigen Zuständen auszusetzen hat, und die Vorschläge zu besprechen, von denen man eine Beseitigung derselben erhofft.†††)

Im allgemeinen ist man darüber einig, daß der Wissensschatz, welchen die von

*) Vgl. Eisele, Professor in Freiburg, „Das Deutsche Civilgesetzbuch und das künftige Privatrechtsstudium" (Freiburg, Mohr, 1885); Stammler, „Die Behandlung des Römischen Rechts in dem juristischen Studium nach Einführung des Deutschen Reichs-Civilgesetzbuchs" (Freiburg, Mohr, 1885).

**) „Die Reform der juristischen Studienordnung" (Berlin, Müller, 1886).

***) „Die Reform des juristischen Studiums in Preußen" (Berlin, Guttentag, 1886).

†) In der „Nation. Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Literatur, herausgegeben von Dr. Theodor Barth", Jahrg. 1886, Nr. 22 und 25.

††) „Das Universitätsstudium der Juristen, insbesondere die Ausbildung der Juristen in England", in der Sammlung „Deutsche Zeit- und Streitfragen", Neue Folge, Heft 13 (Hamburg, Richter, 1887).

†††) Nach der Vollendung des vorstehenden Aufsatzes sind noch folgende Schriften über die Reform des juristischen Studiums erschienen: Leonhard, „Noch ein Wort über den juristischen Universitätsunterricht" (Marburg, Elwert, 1887); „Die Vorbildung zum höhern Verwaltungsdienste in den deutschen Staaten, Oesterreich und Frankreich. Berichte und Gutachten veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1887); letztere Schrift enthält unter anderm Arbeiten der Professoren Cohn (Göttingen), Nasse (Bonn), Schönberg (Tübingen), Jolly (Tübingen), Schanz (Würzburg). Außerdem ist noch zu verweisen auf den Aufsatz Löning's in den von G. Conrad herausgegebenen „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik", Neue Folge, Bd. 14, Heft 2 (Jena, Fischer, 1887).

Digitized by Google

der grauen Theorie zu dem goldenen Baum des Lebens heimkehrenden Juristen mitbringen, zumeist ein sehr, sehr dürftiger ist; sie tragen eben nicht sehr schwer an dem wissenschaftlichen Inventar, die meisten der milites Justiniani, welche die Scylla der Referendarprüfung und die Charybdis des Assessorexamens glücklich passirt haben und mit dem weisen Bias ausrufen: „Omnia mea mecum porto.“ Die akademischen Lehrer sind einstimmig in der Ueberzeugung, daß das Wissen der Prüfungscandidaten sich von Jahr zu Jahr vermindert und verschlechtert. Es ist bezeichnend, daß diejenigen Wissenszweige, welche in unserer Zeit mit jedem Tage an Wichtigkeit und Bedeutung zunehmen, das öffentliche Recht und die Staatswissenschaft, von der Mehrheit der Rechtsbeflissenen als Aschenbrödel betrachtet werden, denen man in dem letzten Vierteljahre vor dem Prüfungstermin ganz wohl insoweit eine Aufmerksamkeit zuwenden kann, als dies für das Bestehen des Examens absolut nothwendig ist. Es muß bemerkt werden, daß diese Unterschätzung der Bedeutung des öffentlichen Rechts ein höchst bedauerlicher Uebelstand ist, welcher aber unter den Juristen Deutschlands in dem größten Umfange besteht; wir finden die Unterschätzung bei dem im ersten Semester stehenden „Fuchs“ und bei dem mit Orden geschmückten, ergrauten vortragenden Rath des Justizministeriums; der jüngste Referendar verfügt über sie ebenso wie der Präsident des Oberlandesgerichts. Wer es nicht glaubt, daß diese Unterschätzung des öffentlichen Rechts von größtem Einfluß auf die Verhältnisse im Reiche ist, möge sich einmal die Verfügung ansehen, welche der preußische Justizminister Dr. Friedberg im Jahre 1883 an die Präsidenten der Oberlandesgerichte erließ, um der Unsitte entgegenzutreten, daß man die Strafkammern mit Vorliebe mit jüngern Richtern besetzte, die ältern und erfahrenern hingegen für die Civilkammern verwandte, weil man der Ansicht war, daß die sogenannten juristischen Feinheiten und Schwierigkeiten nicht sowol im Straf- als im Civilrecht vorkämen, eine Auffassung, über welche kein Wort weiter zu verlieren ist. Auf diesen Punkt näher einzugehen, ist hier nicht der geeignete Ort*); allein so viel sei noch bemerkt, daß der Civilist, speciell der Pandektist, im stillen mit einem gewissen Mitleid und einer gewissen Verachtung auf den Criminalisten herabsieht, und Jhering hat mit seiner beißenden Satire das Richtige getroffen, wenn er die Criminalisten von dem Zutritt zu dem obersten juristischen Begriffshimmel ohne weiteres als unwürdig ausschließt. Die Ueberschätzung des Privatrechts und die Unterschätzung des öffentlichen Rechts seinem gesammten Umfange nach übt auch auf die Universitäten einen sehr bedeutenden Einfluß aus, und wer das akademische Triennium auf einer juristischen Facultät absolvirt hat, wird, der Wahrheit die Ehre gebend, zugestehen müssen, daß die Studirenden zu der ganz verschwindenden Minderheit gehören, welche dem Studium des Straf- und Staatsrechts, des Verwaltungs- und Kirchenrechts, der theoretischen und praktischen Volkswirthschaft und des Völkerrechts Zeit und Arbeit widmen. So kommt es,

*) Vgl. die bittere Klage, welche Professor Störk in den jüngsten Wochen hierüber erhoben hat, im „Archiv für öffentliches Recht“, 2. Jahrg., Heft 2, S. 342 (Freiburg, Mohr, 1887).

Digitized by Google

daß in den privatrechtlichen Disciplinen, also im bürgerlichen Recht, im Handels- und Wechselrecht, im Civilproceß die jungen Juristen bei dem Abgang von der Hochschule nicht gerade schlecht beschlagen zu sein pflegen, wennschon es nach den Urtheilen von Universitätslehrern, die durch langjährige Mitwirkung bei den Prüfungen zu einer autoritativen Meinungsäußerung wol befugt sein dürften, auch hiermit durchaus nicht so glänzend bestellt ist, wie man vielfach annimmt, wogegen im Kirchen-, Staats- und Völkerrecht, im Strafrecht, Strafproceß und in der Rechtsgeschichte die Unkenntniß meistens so groß ist, wie sie bei einer einseitigen civilistischen Bildung, wie sie bei einem Studium nur sein kann, das sich in Ansehung dieser Fächer mit unwissenschaftlicher Einpaukerei begnügt. Mit Nothwendigkeit folgt aus dieser mangelhaften fachwissenschaftlichen Bildung die Unfähigkeit des Juristenstandes, an der Lösung der großen, gewaltigen Aufgaben des heutigen Völkerlebens denjenigen Antheil zu nehmen, der ihm an und für sich dabei zukommt; es folgt daraus mit Nothwendigkeit die Unfähigkeit desselben, im Staate in der Weise die führende Stelle einzunehmen, wie dies in frühern Zeiten der Fall war und wie dies in Frankreich auch heute noch der Fall ist. Mit Recht weist man darauf hin — es ist dies besonders seitens Franz von Liszt's geschehen — daß die Unfähigkeit der gegenwärtigen Strafrechtspflege und Strafrechtswissenschaft, des Verbrecherthums Herr zu werden, mit der einseitigen civilistischen Ausbildung des Juristenstandes ebenso zusammenhängt, wie die verständnißlose Haltung, welche der Deutsche Reichstag so oft in den letzten Jahren bethätigt hat, wenn es sich um große, für die Gegenwart und Zukunft des nationalen Lebens hochwichtige Fragen handelte, die nicht nach dem Gesichtspunkte eines Amtsgerichtsprocesses beurtheilt werden wollten. Es ist selbstverständlich, daß derjenige, welcher nur civilrechtlich zu denken gewohnt ist, alle Fragen nach der Schablone der Civilisten beurtheilt, und daher rührt jene einseitige, kleinliche Auffassung, welche sich bei zahlreichen Juristen auch gegenüber den wichtigsten Angelegenheiten des Staates geltend macht.*)

Sind nun die Kenntnisse der Juristen im Ansehung des öffentlichen Rechts zumeist schon sehr unbedeutend, so sind sie noch viel unbedeutender auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre, deren Wichtigkeit doch gerade in unsern Tagen eine so intensive ist, daß nicht etwa nur der akademisch Gebildete, sondern jeder Gebildete überhaupt mit ihr vertraut sein sollte. Wie kann der Jurist zu einem richtigen Urtheil über die socialpolitischen Reformgesetze des Deutschen Reiches gelangen, wenn ihm die Nationalökonomie ein Buch mit sieben Siegeln ist, von

*) Es mag im Anschluß hieran die Bemerkung gestattet sein, daß, solange diese einseitige civilistische Bildung an der Tagesordnung ist, es durchaus nicht als wünschenswerth bezeichnet werden kann, wenn zahlreiche Mitglieder des Reichstages dem Anwalts- und Richterstande angehören. Es war gewiß kein Vortheil für den preußischen Staat, daß die preußische Volksvertretung früher von Kreisrichtern und Advocaten wimmelte, die sich nun einmal der Gewohnheit nicht entschlagen konnten, an die großen politischen Fragen den Maßstab anzulegen, mit welchem sie die vermögensrechtlichen Streitigkeiten beurtheilten, und es bedarf nur des Hinweises auf die Stellung verschiedener diesen Berufsständen angehöriger Reichstagsmitglieder zu der Colonial- und der Militärfrage, der Socialreform, um ihre absolute Unfähigkeit zur sachgemäßen Beurtheilung großer Fragen darzuthun.

Digitized by Google

welchem er kaum mehr als den Titel kennt; wie kann er die Unfall- und Krankenversicherung, deren sachgemäße Ausführung und Anwendung doch zum guten Theile seinen Händen anvertraut ist, dem Sinne des Gesetzgebers entsprechend verstehen; wie kann er ihren Werth begreifen und gegenüber den kleinlichen Angriffen einer nörgelnden Opposition vertheidigen, wenn ihm die zu ihrem Verständniß erforderlichen volkswirthschaftlichen Kenntnisse fehlen! Bekanntlich ist von den drei großen Zielen, welche die Socialpolitik des Reiches ins Auge gefaßt hat, das größte, die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter, noch nicht erreicht; welcher Jurist, sei er als Richter, Verwaltungsbeamter oder Anwalt thätig, ist nun im Stande, die großen Schwierigkeiten richtig zu würdigen, welche sich der gesetzlichen Einführung derselben entgegenstellen, wenn ihm nicht eine gründliche Kenntniß der in Betracht kommenden volkswirthschaftlichen Verhältnisse zur Seite steht; wie ist er in der Lage, ohne sie zur Förderung mitzuwirken und zur Aufklärung und Zerstreuung der unklaren Vorstellungen beizutragen! Man würde wahrhaftig nicht oft so verschrobene und unrichtige Urtheile über volkswirthschaftliche Fragen aus juristischem Munde hören, wenn dem anders wäre, und es wäre dann wol minder häufig Gelegenheit, wahrhaft monströse Ansichten zu verzeichnen, welche einseitige Civilisten über nationalökonomische Fragen äußern.

Steht es mit der berufswissenschaftlichen Bildung schon schlimm genug, so steht es mit der allgemeinen Bildung aber noch tausendmal schlimmer, und die fortschreitende Verminderung des Interesses für alles, was außer dem Kreise der Berufswissenschaft liegt, ist eine Thatsache, die von allen Kennern der akademischen Verhältnisse übereinstimmend bestätigt wird. Bekanntlich ist in unserer Zeit die allgemeine Bildung leider überhaupt im Abnehmen begriffen und die Bemerkung, welche Du Bois-Reymond in seinem Vortrage „Culturgeschichte und Naturwissenschaft" hierüber macht, erweist sich mit jedem Jahre in immer größerm Maße als richtig. In der juristischen Facultät scheint aber diese Interesselosigkeit noch stärker zu sein als bei den Medicinern und Naturforschern, den Philosophen und Theologen; nicht mit Unrecht sagt Franz von Liszt, daß eine geistige Verödung unter dem Juristenstande platzgegriffen habe, nicht mit Unrecht bricht er in bittere Klage aus: „Ohne Verständniß und darum auch ohne Begeisterung für die großen, unser Volk bewegenden Zeitfragen, Philister trotz des dreifarbigen Bandes, dem Handwerkergeist rettungslos anheimgefallen, so verläßt die Mehrzahl unserer jungen Juristen den Tempel der Wissenschaft, den sie, lediglich um ein nothdürftiges Examen bemüht, zur Krämerbude gemacht haben."*) Wie verschwindend klein ist die Zahl der Juristen, welche ein philosophisches, historisches Collegium hören, wie viele Rechtsbeflissene gibt es unter den Angehörigen der juristischen Facultät Berlins, welche die interessanten öffentlichen Vorlesungen regelmäßig besuchen, die Du Bois-Reymond alljährlich über Anthropologie, Selectionstheorie u. dgl. hält? Unter solchen Verhältnissen ist es nur als natürlich zu bezeichnen, wenn die allgemeine Bildung der Mehrzahl der heutigen Juristen sehr, sehr im argen liegt; wer die Verhältnisse nicht näher kennt, würde es niemals für möglich halten, daß die Unwissenheit so

*) A. a. O., S. 18.

Digitized by Google

groß sein sollte, wie sie es thatsächlich ist. Man braucht wahrhaftig noch gerade keinen großen Schatz allgemeiner Bildung zu besitzen, um zu wissen, was man unter der Bohème zu verstehen hat, und trotzdem ist es dem Verfasser vorgekommen, daß ihn vor einiger Zeit ein vielbeschäftigter Anwalt einer größern Provinzialstadt frug, ob das Wort dem hebräischen Idiom angehöre! Es bedarf aber doch wahrlich keiner weitläufigen Beweisführung, daß der Jurist, dem nicht ein entsprechendes Maß allgemeiner Bildung zur Seite steht, nicht im Stande ist, seinen Beruf in der wünschenswerthen Weise auszufüllen. Der Richter ist wahrlich nicht fähig, seine Aufgabe zu lösen, welchem die Psychologie ein terra incognita ist, und der Vertheidiger, welcher nicht in der Seele des Verbrechers zu lesen versteht, geht des besten Entlastungsmaterials verlustig; brauchen wir auf die unbedingte Nothwendigkeit einer umfassenden literarischen Bildung des Richters hinzuweisen, der entscheiden soll, ob einer Schrift, ob einem Gemälde ein unzüchtiger Charakter eigen ist? Ermangelt der Richter dieser erforderlichen allgemeinen Bildung, dann muß er sich hülflos den Sachverständigen überantworten und im guten Glauben ihre Ansichten zu den seinigen machen, mit welchem Nutzen für die Rechtspflege braucht kaum hervorgehoben zu werden. Wir verzichten darauf, diese Bemerkungen durch Beispiele, an denen es wahrlich nicht fehlt, zu illustriren.

Die mangelhafte Bildung der Juristen sowol auf dem Gebiete der Berufswissenschaft, wie bezüglich des allgemeinen Wissens wird, und dies ist die dritte Klage, auf den abnehmenden Fleiß der Studirenden zurückgeführt; auch hierüber sind die Aeußerungen, welche den akademischen Kreisen entstammen, einer Ansicht; es wird behauptet, daß von zehn angemeldeten Hörern höchstens einer die Vorlesungen bis zum Schluß des Semesters besuche, daß hierin von Jahr zu Jahr eine Verschlechterung eintrete, während die Bummelei und das Collegienschwänzen immer mehr und mehr überhandnehmen.

Gneist in seinen „Aphorismen zur Reform des Rechtsstudiums in Preußen" („National-Zeitung", 1887, Nr. 160, 162 und 169) unterscheidet drei Klassen von Studirenden. Das erste Drittel studirt wirklich, oft mit viel zu weit angelegten Studienplänen; das zweite sind Halbstudenten, welche nur mit Pandekten und einigen Hauptcollegien sowie die erstern umgehen; das dritte Drittel studirt nur dem Namen nach und hört nur sporadisch Collegien mit solchen Unterbrechungen, daß jedes Interesse an dem Gegenstande schwinden muß. Diese pessimistische Auffassung hervorragender Universitätslehrer — und hierunter befinden sich die Träger von Namen ersten Ranges, wie Goldschmidt, Schmoller, Gierke, von Bar, von Schulte, von Liszt — begegnet einem lebhaften Widerspruch seitens der preußischen Justizverwaltung, insbesondere des Chefs des preußischen Justizministeriums, Dr. Friedberg, wie sich dies jüngst bei der Etatsberathung im preußischen Abgeordnetenhause deutlich gezeigt hat. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 1. Febr. 1887 lenkte der Abgeordnete Ennecerus, Professor in Marburg, die Aufmerksamkeit der Staatsregierung auf die Reform des juristischen Examens; er verlangte, daß dasselbe schwerer gemacht werde, damit der Fleiß der Studirenden, der jetzt in der Abnahme begriffen sei, wieder mehr zunehme, und er regte die Vornahme einer Enquête über die ganze Frage an. Der Justizminister bestritt in seiner Antwort,

Digitized by Google

daß früher der Fleiß der Studirenden ein größerer gewesen sei als jetzt, er berief sich darauf, daß Stahl, der bekannte Rechts- und Staatsphilosoph, einmal bei Besprechung dieser Frage geäußert habe, er sei viel fauler gewesen als die heutigen Studirenden, und der Minister fügte hinzu, daß er im allgemeinen diese Ansicht für die einzig richtige halte. Die Auffassung des Ministers wurde auch von anderer Seite getheilt, während auch der Abgeordnete Windthorst dieselbe nicht für begründet erachtete. Es ist natürlich sehr schwierig, ein allseits richtiges Urtheil über die Frage zu gewinnen; aber wir meinen, daß der Universitätslehrer eine größere Autorität für seine Ansicht über dieselbe beanspruchen kann als der Justizminister, der seine Meinung doch nicht aus der eigenen Beobachtung schöpft wie jener, sondern aus den Berichten, welche ihm seitens der Prüfungsbehörden vorgelegt werden.

Wird auch selbstverständlich das Urtheil stets subjectiv gefärbt sein, so ist es doch kein Zufall, daß die hervorragendsten Lehrer der Rechts- und Staatswissenschaft in der Constatirung der Verminderung des Fleißes übereinstimmen, daß die Männer, welchen man wahrhaftig nicht den Vorwurf machen kann, einseitige laudatores temporis acti zu sein, seit Jahren mit ernsten Worten auf die Gefahren hinweisen, die mit Nothwendigkeit aus der Abnahme des wissenschaftlichen Eifers hervorgehen. Wer will es leugnen, daß die Bummelei in keiner Facultät so groß ist wie in der juristischen, wer in Abrede stellen, daß die handwerksmäßige Einpaukerei vor dem Examen vermittels der allbeliebten Compendien eines Quaritsch und ähnlichen Paukmaterials nirgends so betrieben wird, wie in ihr? Es kann nicht befremdend erscheinen, daß mit Rücksicht auf die vorstehend berichteten Thatsachen der wissenschaftliche Charakter des Juristenstandes gegen früher sich erheblich verschlechtert hat, und es existiren wahrlich Zeugnisse genug, aus welchen diese Verschlechterung mit Unzweideutigkeit hervorgeht. Präjudizienculus und Präjudizienidolatrie beherrschen die Praxis in Civil- wie Strafsachen, sie ertödten jede wissenschaftliche Regung. Entscheidungen und Erkenntnisse oberster Gerichte sind die Götter, vor denen Deutschlands Juristen die Knie beugen. Die eingehende wissenschaftliche Prüfung und Erörterung einer juristischen Schwierigkeit, ihre Lösung mit Hülfe der vorhandenen juristischen Literatur ist heute zumeist zu einem überwundenen Standpunkte geworden; das Reichsgericht hat in einem ähnlichen Falle so entschieden, und damit ist die Sache erledigt; die Entscheidung wird schlechthin adoptirt und gutgeheißen und von einer Prüfung ihrer Richtigkeit Abstand genommen. Man nimmt sich zuweilen nicht einmal die Mühe, die Entscheidungen des Reichsgerichts ihrem vollen Inhalte nach zu studiren, sondern hält es für genügend, sich mit den kurzgefaßten Excerpten der Erkenntnisse des obersten Gerichts zu begnügen, wie sie in zahlreichen Sammlungen zusammengestellt sind, und so steuern wir denn in der That je länger je mehr darauf hin, daß an Stelle juristischer Wissenschaft die blinde Vergötterung der Praxis und der Routine sich einbürgert, welche zuletzt das wahrhaft wissenschaftliche Studium des Juristen entbehrlich macht und die Degradation unserer Wissenschaft zu einer geistlosen Sammlung von Entscheidungen, Beschlüssen und Erkenntnissen mit Nothwendigkeit mit sich bringt.

Digitized by Google

Ist man nun so ziemlich darüber einer Ansicht, daß die im Vorstehenden hervorgehobenen Uebelstände nur allzu wahr sind, so weichen doch die Ansichten über die Mittel, mit welchen gegen dieselben vorgegangen werden soll, ganz außerordentlich voneinander ab. Darüber ist man freilich einig, daß nicht nur das Studien-, sondern auch das Prüfungswesen in gründlicher Weise einer Reform zu unterziehen ist; allein über die Einzelheiten dieser Reform herrscht eine Verschiedenheit, die kaum größer sein kann. Schmoller's Vorschläge charakterisiren sich durch die Tendenz, die akademische Freiheit in einschneidender Weise zu beschränken. Durch die Einführung von Zwangsvorlesungen, beziehungsweise Vorlesungszwang will Schmoller zunächst ein wirksames Mittel schaffen, um den Fleiß der Studirenden zu controliren und somit diesen indirect zu heben. Bei den traditionellen Anschauungen, welche in Deutschland in Ansehung der akademischen Freiheit herrschend sind, ließ sich von vornherein erwarten, daß dieser Vorschlag nicht mit Sympathie werde aufgenommen werden, und in der That hat man sich ziemlich allgemein mit Entschiedenheit gegen diesen Eingriff in das akademische Leben ausgesprochen, vielleicht entschiedener, als es der Sachlage angemessen ist; dem Verfasser ist es zweifellos, daß die Anwendung des Zwanges als Erziehungsmittel auch auf diesem Gebiete nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht des Staates wäre, sofern feststände, daß die erwähnten Uebelstände sich nur so und nicht auf andere Weise beseitigen ließen. Die traditionelle und historische akademische Freiheit kann hiergegen keinen ausschlaggebenden Grund bilden; denn es ist doch sehr die Frage, ob das Maß und der Umfang dieser Freiheit mit den heutigen Bedürfnissen des Staats und der Gesellschaft verträglich ist! Viel gewichtiger ist der Einwand, daß sich durch die Verwirklichung der Schmoller'schen Vorschläge zwar äußerer Fleiß, aber niemals wissenschaftlicher Geist erzielen lasse. Man kann dies zugeben und trotzdem der Ansicht sein, daß ein gewisser Collegienzwang unter Umständen sehr wohlthätig wirke; indessen scheint die Erörterung dieses Gegenstandes ohne praktischen Werth, weil die Abneigung gegen die Einschränkung der akademischen Freiheit in Deutschland jetzt so stark ist, daß in absehbarer Zeit ein Vorschlag wie der Schmoller'sche gar keine Aussicht auf Verwirklichung hat. In dieser Beziehung ist die ablehnende Stellung sehr bezeichnend, welche die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in einem officiösen Leitartikel zu Schmoller's Ansichten einnahm. Gneist in seinen interessanten „Aphorismen zur Reform des Rechtsstudiums in Preußen" erklärt sich auch für die Aufrechthaltung der vollen akademischen Freiheit. Im Princip mit Schmoller's Ansicht verwandt ist der Vorschlag derjenigen, welche für die Juristen ein Zwischenexamen nach Art des bei den Prüfungen der Mediciner bestehenden Tentamen physicum eingeführt wissen wollen. Die Reihe der Anhänger dieses Systems ist sehr bedeutend und es kann zu Gunsten desselben auch die Autorität des Deutschen Juristentages angeführt werden, welcher sich im Jahre 1878 zu Jena dahin aussprach, es empfehle sich die Vorschrift, daß in der Mitte des akademischen Studiums die Studirenden ein Tentamen zu bestehen hätten, nach welchem sie noch mindestens zwei Semester auf einer Universität das Studium fortsetzen müßten, bevor ihre Zulassung zur ersten juristischen Prüfung erfolgen könne. Diese Vorprüfung soll nach dem dritten oder

Digitized by Google

vierten Semester stattfinden und sich auf das Römische Recht, Institutionen, Pandekten und Erbrecht, römische und deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht und theoretische Nationalökonomie erstrecken; man glaubt, daß hierdurch der Studirende veranlaßt werde, sich schon von Beginn des ersten Semesters an ernstlich dem Studium zu widmen und so die wissenschaftliche Grundlage der Ausbildung zu erlangen; man weist auch auf die günstigen Resultate hin, welche man mit der Vorprüfung in Oesterreich erzielt habe, wo dieselbe seit 1855 besteht.

Was nun zunächst diese Resultate anlangt, so werden dieselben vielfach auch als minder günstige bezeichnet, so insbesondere von Ihering, welcher die Wirkungen der Einrichtung während seiner Thätigkeit in Oesterreich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sodann wird geltend gemacht, daß die Einführung des Zwischenexamens eine zweimalige Prüfung der privatrechtlichen Disciplinen zur Folge habe, somit die einseitige Ausbildung der Juristen im Privatrecht nicht nur nicht vermindern, sondern im Gegentheil verstärken werde. In Oesterreich würden die Fächer, welche Gegenstand des Zwischenexamens sind, deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, Kirchenrecht und Römisches Recht, in einem spätern Examen überhaupt nicht mehr geprüft; für Deutschland könne aber die Nachahmung dieser Einrichtung erst dann in Frage kommen, wenn die Codification des Civilrechts vollendet und dadurch dem Römischen Recht nur ein propädeutischer Charakter verliehen worden sei. Auch seitens der preußischen Justizverwaltung ist man dem Zwischenexamen nichts weniger als günstig gesinnt. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 1. Febr. 1887 erklärte sich der Vertreter der Staatsregierung, der Präsident der Prüfungscommission, Geh. Oberjustizrath Stölzel, entschieden gegen dasselbe sowol unter Berufung auf die Autorität Ihering's als auch gestützt darauf, daß eine Einführung desselben die Freiheit des Studirenden, $1^1/_2$ Jahre außerhalb Deutschlands studiren zu können, illusorisch machen und auch im übrigen keine Gewähr für eine bessere Ausbildung geben würde. Trotz dieser Einwände, deren bedingungsweise Richtigkeit ja nicht bestritten werden soll, dürfte das letzte Wort über das Zwischenexamen noch keineswegs gesprochen worden sein; es mag zugegeben werden, daß vor der Codification des deutschen Civilrechts seine Einführung zu gewissen Unzuträglichkeiten führen würde, jedoch wol nur in denjenigen Ländern, in welchen das gemeine Recht gilt, jedenfalls wird aber nach dem Erlaß des deutschen Civilgesetzbuchs die Sachlage in Deutschland genau dieselbe sein wie in Oesterreich und der Haupteinwand der Gegner alsdann nicht mehr erhoben werden können. Natürlich ist es nicht zutreffend, wenn man vielfach glaubt, daß schon das Zwischenexamen genügen werde, um alle Mängel und Uebelstände zu beseitigen; nur eine gründlichere Ausbildung dürfte sich mit seiner Hülfe erzielen lassen, während zur Beseitigung der einseitigen, privatrechtlichen Schulung noch andere Reformen nothwendig sind.

Einen eigenthümlichen Vorschlag hat Dernburg gemacht, theilweise in Anlehnung an bereits früher von ihm geäußerte Gedanken. Der bekannte Jurist sieht die Hauptursache der unbefriedigenden Zustände darin, daß den Studirenden die Anschauung fehlt, und er sucht ihnen die Erlangung dieser dadurch zu ermöglichen, daß er das Studium auf der Universität durch die Beschäftigung in der Praxis

Digitized by Google

unterbrechen läßt. Nach einem Studium von fünf Semestern, welches ausnahmsweise bis auf vier verkürzt werden kann, wird die Referendarprüfung abgelegt, der eine zweijährige Beschäftigung in der Praxis folgt. Dieser schließt sich wieder ein Studium auf der Universität in der Dauer von drei Semestern an, worauf dann ein- und halbjährige Vorbereitung in der Praxis folgt; erst hiernach kann die Assessorprüfung abgelegt werden. Dieser Vorschlag ist fast nirgends beifällig aufgenommen worden; man hat vor allem dagegen geltend gemacht, daß die Liebe zur Wissenschaft durch eine zweijährige praktische Vorbereitung aller Erfahrung nach wahrhaftig nicht belebt zu werden pflegt, und dieser Wechsel zwischen Theorie und Praxis nothwendig zu schweren Misständen führen würde; mit nicht geringerm Rechte hat man bemerkt, daß es doch eine Täuschung ist, zu glauben, die zweijährige Thätigkeit in der Praxis gebe dem Juristen die Anschauung des Rechtslebens. Hierzu ist doch die Praxis viel zu eintönig und zu trocken, namentlich unter der Herrschaft eines Verfahrens, dessen Schwerpunkt in der mündlichen Verhandlung liegt, und was die Liebe zur Wissenschaft anlangt, die aus den Beschäftigungen des Referendars während der beiden Jahre geschöpft werden soll, so weiß jedermann, der einmal selbst Referendar gewesen ist, wie es hiermit steht. Der Dernburg'sche Vorschlag würde aber auch dazu führen, den zwischen dem Verlassen des Gymnasiums und der Assessorprüfung liegenden Zeitraum auf ungefähr acht Jahre zu erhöhen. Bedenken wir nun, daß es auch nach Ablegung dieser Prüfung unter den heutigen Verhältnissen noch einige Zeit dauert, bis der Assessor, der sich dem Staatsdienste widmet, eine Besoldung erhält, so ergibt sich, daß die Consequenz des Dernburg'schen Vorschlags dahin führt, das Rechtsstudium mehr und mehr zu einer ausschließlichen Domäne der mit Glücksgütern Gesegneten zu machen, was gewiß weder im Interesse des Staats noch der Wissenschaft liegt. So sehr nun auch dieser Vorschlag des berliner Rechtslehrers sich scheinbar von allen andern unterscheidet, so ist ihm doch mit andern Bestrebungen das gemeinsam, daß er die Verbindung zwischen der Theorie und Praxis wieder zu einer festern machen will, als sie es augenblicklich ist. In dieser Richtung bewegen sich auch die Vorschläge, welche den Schwerpunkt des juristischen Studiums mehr und mehr in die sogenannten Seminare gelegt wissen wollen, in denen unter Leitung des akademischen Lehrers selbständige Arbeiten angefertigt, schwierige praktische Fälle besprochen und erörtert werden. Natürlich können indessen solche Seminare nur von Studirenden besucht werden, welche schon über ein gewisses Maß von Kenntnissen verfügen. Hierher gehören weiter die Vorschläge, welche sich gegen den einseitig theoretischen Charakter der Vorlesungen richten und danach streben, dieselben praktischer zu machen. Die hierauf gerichteten Bestrebungen werden in einzelnen Fällen nicht als unberechtigt erachtet werden können; im großen und ganzen wird man aber den Vorlesungen der jetzt lebenden Rechtslehrer nicht das Zeugniß verweigern dürfen, daß sie allen Anforderungen, die an eine akademische Vorlesung zu stellen sind, in vollem Umfange gerecht werden. Wer bei Goldschmidt Handelsrecht, bei Gneist Staatsrecht, wer bei Bruns Pandekten, bei Heinze und Binding Strafrecht, bei A. Wagner Volkswirthschaft und bei Wach Civilproceß gehört hat, wird schwerlich im Stande sein, den im preußi-

Digitized by Google

ßischen Abgeordnetenhause gegen die akademischen Vorlesungen vorgebrachten Klagen und Vorwürfen beizustimmen. Gewiß gibt es ja auch Docenten, welche in ihren Vorlesungen den praktischen Charakter der Rechtswissenschaft ganz außer Acht lassen und einseitig während des größten Theils des Semesters auf einem abgelegenen gelehrten Steckenpferd herumreiten; allein sie dürften doch zu den Ausnahmen zählen, und es ist durchaus ungerecht, wenn man die Lehrweise der Professoren für die Misstände mit verantwortlich machen will, wie dies der Abgeordnete Dr. Windthorst unter Assistenz seines deutschfreisinnigen Collegen Dr. Meyer im preußischen Abgeordnetenhause that, der gegen alles, was Professor heißt, einen eingefleischten Haß besitzt. Es gehört eben zu den traditionellen Vorurtheilen, daß der deutsche Professor ein unpraktischer Bücherwurm ist, der vom Leben nichts kennt und nichts versteht, und diese Vorstellung scheint auch in den Kreisen der „Berather" des Volkes ebenso heimisch zu sein wie in den „Fliegenden Blättern".

In höherm Maße als auf die Reform des Studienwesens legen manche auf die Aenderung des Prüfungswesens Gewicht; zu diesen gehört in erster Linie Franz von Liszt. Derselbe rügt an dem Prüfungswesen insbesondere den Mangel einer gesetzlichen Regelung, die Häufung der Fächer in dem Prüfungstermin, die Zusammensetzung der Prüfungscommissionen und die hiermit in untrennbarem Zusammenhang stehende Bevorzugung der privatrechtlichen und Vernachlässigung der öffentlich-rechtlichen Fächer bei der Prüfung. Bekanntlich wird in Preußen das Referendarexamen bei den Oberlandesgerichten abgehalten, es liegt also in den Händen von Richtern, welche fast ausschließlich in den privatrechtlichen Disciplinen das zur Prüfung erforderliche Wissen besitzen. Es ist deshalb nur natürlich, daß bei der Prüfung dem Privatrecht ein unverhältnißmäßig großer Theil der Zeit zugewendet wird, während das öffentliche Recht und die Volkswirthschaft mit einigen Minuten zufrieden sein müssen. Hier hat nun nach Franz von Liszt die Reform zunächst einzusetzen; das öffentliche Recht und die Volkswirthschaft müssen in ausgiebigerm Maße zu Prüfungsgegenständen werden, und da dies nicht möglich ist, solange die Prüfung zum größten Theile von Oberlandesgerichtsräthen abgehalten wird, so verlangt Franz von Liszt eine andere Zusammensetzung der Prüfungscommissionen in der Weise, daß Fachmänner in dieselbe berufen werden; das öffentliche Recht soll ebenso gut durch einen Fachmann geprüft werden wie das Privatrecht, und die Berufsstellung des Fachmannes soll dabei keinen Unterschied machen. Der Staatsanwalt und der Rechtsanwalt, die in einem bestimmten juristischen Wissenszweige hervorragende Kenntnisse besitzen, sollen nicht minder zu Mitgliedern der Prüfungscommission ernannt werden können wie der Professor und der Richter. Dieser Gedanke ist unzweifelhaft ein sehr fruchtbarer, wenn er auch in die Schablone der Bureaukratie nicht passen sollte, und es ist ziemlich sicher, daß man früher oder später sich seiner Verwirklichung nicht entziehen wird. Daß die Prüfungen einen ganz andern Werth besitzen, wenn sie von Männern abgehalten werden, die das betreffende Gebiet mit vollster Sicherheit beherrschen und nicht mit Aengstlichkeit sich am Abend vor dem Termin auf die zu stellenden Fragen gewissermaßen ebenso einpauken müssen wie manche Candidaten, liegt auf der Hand, und ein wei-

Digitized by Google

teres Wort zur Begründung zu verlieren hieße Eulen nach Athen tragen. Daneben wird von Franz von Liszt weiter verlangt, daß der Prüfung die nothwendige Zeit nicht vorenthalten und durch besondere Berücksichtigung praktischer Fälle dem Candidaten die Möglichkeit gegeben werde, zu zeigen, daß er vollkommen Herr des Stoffes ist, und denselben zu bewältigen und zu verwerthen versteht, lauter Vorschläge, welche es verdienten, seitens der preußischen Justizverwaltung in sorgfältige Erwägung gezogen und nicht kurzer Hand ad acta gelegt zu werden.

Gneist in seinen erwähnten „Aphorismen" verlangt auch zur Prüfung der Referendare wie zu derjenigen der Assessoren ein ständiges Collegium, besetzt mit einer kleinen Elite von Examinatoren von Beruf, verstärkt durch etwa ebenso viele diätarische Mitglieder.

Mit großer Mehrheit wird schließlich seitens der Universitätslehrer die Verlängerung des akademischen Studiums von drei auf vier Jahre verlangt; es ist insbesondere Goldschmidt, welcher seit Jahren hierfür eintritt und die Einführung eines obligatorischen vierjährigen Studiums als erste Voraussetzung jeder Reform erklärt.*) Der frühere Chef des preußischen Justizministeriums, Dr. Leonhardt, stand dieser Forderung sehr sympathisch gegenüber, während der Juristentag sich in entgegengesetztem Sinne aussprach und auf seiner 14. Versammlung zu Jena in Uebereinstimmung mit dem Referat des verstorbenen Generalstaatsanwalts von Schwarze den Beschluß faßte, daß eine Ausdehnung des dreijährigen Universitätsstudiums nicht erforderlich erscheine. Wenn auch gute Gründe für die Erstreckung des Studiums auf vier Jahre angeführt werden, so ist doch bisher noch nicht der Nachweis geliefert worden, daß auch bei fleißiger Arbeit das Triennium ungenügend zur Aneignung der nothwendigen Wissensschätze sei. Selbst wenn die genaue Vertrautheit mit der theoretischen und praktischen Volkswirthschaftslehre von dem Juristen verlangt wird, selbst wenn der Studirende seine Aufmerksamkeit der Criminalstatistik und Criminalpsychiatrie eingehend zuwendet, reichen die drei Jahre doch vollkommen aus, um das erforderliche Eindringen in die Wissenschaft zu ermöglichen, vorausgesetzt, daß eben von Anfang an gearbeitet wird. Mit Recht hat man bemerkt, daß es ein Unrecht gegen die Fleißigen sei, wenn man sie zwinge, mit Rücksicht auf den Umstand vier Jahre lang zu studiren, daß die Faulen einige Semester bummeln, bevor sie an die Arbeit ernstlich denken, und Ihering hat in seiner satirischen Weise nicht mit Unrecht gesagt, daß nur die Bummler für diesen Vorschlag dankbar sein würden. Wer unter der Herrschaft des Trienniums die halbe Studienzeit verbummelt, wird auch nach Einführung des Quadrienniums wenigstens vier Semester die Collegien nur dem Namen nach kennen; in der Kürze der Studienzeit liegt die Ursache der mangelhaften Bildung des Juristenstandes wahrhaftig zuletzt, und selbst wenn man fünfjähriges Studium vorschriebe, blieben die Uebelstände doch dieselben, sofern nicht in andern Punkten der bestehende Zustand reformirt würde. Müßig ist es aber zur Zeit, sich darüber

*) Insbesondere in seiner Schrift „Das dreijährige Studium der Rechts- und Staatswissenschaften" (Berlin 1878).

Digitized by Google

zu erhitzen, ob späterhin die in- und extensive Ausdehnung des juristischen Studiums eine Verlängerung der Studienzeit erforderlich machen wird.

Wir haben uns im Vorstehenden bemüht, die gegenwärtige Bewegung zur Reform des juristischen Studiums und die hierbei gemachten Vorschläge möglichst objectiv darzustellen, von der Ueberzeugung ausgehend, daß es auch für das weitere Publikum von höchstem Interesse ist, sich mit dieser Frage vertraut zu machen. Im allgemeinen steht der Verfasser auf dem Standpunkt der von Franz von Liszt gemachten Vorschläge, ohne allerdings die Abneigung des genannten Criminalisten gegen das Zwischenexamen zu theilen. Im Gegentheil hält er das Zwischenexamen an sich für eine außerordentlich wünschenswerthe Einrichtung, und ist überzeugt, daß in den deutschen Bundesstaaten, welche gleich Oesterreich ein codificirtes Civilrecht besitzen, seine Einführung schon jetzt ebensowol zu ermöglichen wäre wie im Gebiet der Habsburg'schen Monarchie.*) Jedenfalls darf die Aufmerksamkeit von diesem Thema nicht eher abgelenkt werden, bis es geglückt ist, das Studien- und Prüfungswesen in zeitgemäßer und, was ganz besonders im Auge zu halten ist, in einheitlicher Weise für das ganze Reich zu regeln.

Täuschen wir uns nicht über den Ernst und die Größe der Gefahr, die uns droht, wenn nicht die Hand angelegt wird, um der Ausbreitung des banausischen Geistes unter den Studirenden der Rechtswissenschaft ein Ende zu machen, wenn nicht Mittel und Wege gefunden werden, um es zu verhüten, daß das Böotierthum unter den Juristen noch weiter um sich greife als bisher. Die fortschreitende Verminderung der wissenschaftlichen Tüchtigkeit des Juristenstandes würde eine Unzufriedenheit der weitesten Kreise mit dem Gange der Rechtspflege und der Verwaltung erzeugen, die vielleicht jetzt schon in gewissen Anfängen vorhanden ist; sie würde das Vertrauen des Volkes zu seinen Richtern und seinen Beamten lockern und erschüttern und hierdurch zu einer Untergrabung der Grundlagen des Staats- und Rechtslebens führen. In den Tagen, in welchen die entfesselte Parteiwuth nicht einmal vor der Rechtsprechung Halt macht**), hat der Juristenstand mehr als je Ursache, durch hervorragende Tüchtigkeit jeden Zweifel und jedes Mistrauen schon im Keime zu ersticken, welches sich gegen ihn richten könnte. Wird die Reform an den geeigneten Punkten und in der nothwendigen Ausdehnung ausgeführt, dann ist zu hoffen, daß Deutschland wieder über einen Juristenstand verfügen wird, der an Tüchtigkeit und Kenntnißreichthum, an wissenschaftlichem Geiste den großen Vorfahren sich würdig an die Seite stellen kann, der im Stande ist, den gewaltigen und verantwortungsvollen Aufgaben zu genügen, welche die rechtliche und sociale Entwickelung des deutschen Volkes mit sich bringt.

*) Die an englische Einrichtungen sich anlehnenden Vorschläge Aschrott's sind in Deutschland gänzlich unausführbar, weil sie mit der geschichtlichen Entwickelung der englischen Universitäten zusammenhängen, die bekanntlich von derjenigen der deutschen sehr verschieden ist. Merkwürdig ist die sympathische Aufnahme dieses Vorschlags seitens eines Theils der Presse. Vgl. z. B. „Berliner Tageblatt" vom 2. Febr. 1887, Abendblatt.

**) Wir verweisen auf die Aufsätze des Rechtsanwalts Munckel in dem vierten Jahrgang der „Nation", Nr. 109—111, insbesondere auf die Verdächtigung des Reichsgerichts.



Digitized by Google

# Der Bürgerkrieg in Peru.

Von

Dr. Karl Löffler.

## I.

Als am 23. Oct. 1883, drei Tage nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Ancon, der General Miguel Iglesias als „Presidente Regenerador de la Republica" — ein Titel, den ihm die „Souveräne Versammlung" von Nordperu gegeben hatte*) — seinen Einzug in „die Stadt der Könige"**) hielt und von dem alten Palast der ehemaligen spanischen Vicekönige aus eine Proclamation in das Land schickte, die Berufung einer Nationalversammlung ankündigend und volle Freiheit der Wahlen verheißend und alle seine „ihrer Rechte und ihrer Pflichten sich bewußten" Mitbürger einladend, mit ihm „die Aufgabe der politischen und socialen Wiedergeburt des Landes" zu theilen, war er trotz der Anerkennung seitens der Führer „der Nationalen", wie im Februar 1882 der Exdictator Nicolas de Piérola seine Schildknappen hatte umtaufen lassen, auf die chilenischen Bajonnete angewiesen, die ihm und seinen Präfecten erst in Süd- und Mittelperu die Wege bahnen mußten, nachdem sie ihm im September durch einen Zug gegen Piura die Unterwerfung von Nordperu vervollständigt hatten. Am 29. Oct. besetzte das chilenische Expeditionscorps unter dem Obersten Velasquez ohne Kampf Arequipa, „die heroische Stadt", die diesmal ihrem Beinamen keineswegs Ehre machte, vielmehr sich überaus schmählich benahm, am 4. Nov. Puno

*) Vgl. „Das Ende des chilenisch-peru-bolivianischen Krieges", in „Unsere Zeit", 1884, II, 783. Spottweise ward diese „Asamblea Soberana del Norte" von den Constitutionellen „die Familie von Cajamarca" genannt, weil sie zu einem großen Theil aus Iglesias' Verwandten bestand.

**) „La ciudad de los reyes" ward von dem Eroberer Perus, Francisco Pizarro, die neue Hauptstadt Lima genannt zu Ehren Karl's V. (Carlos I.) und seiner Mutter Doña Juana, nicht, wie einige Schriftsteller meinen, von dem Tage der heiligen drei Könige, 6. Jan., an dem der Grundstein gelegt sein sollte; denn die Stadt ist, wie aus dem im Jahre 1842 entwendeten und im September 1884 der limeñer Stadtverwaltung wieder zugestellten ersten Bande der Sitzungsprotokolle des Stadtraths hervorgeht, am 18. Jan. 1535 gegründet und hat den Beinamen „die Stadt der Könige" erhalten, wie das zweite Protokoll ausdrücklich besagt, wegen Don Carlos I. und Doña Juana, der einzig überlebenden Tochter Ferdinand's und Isabella's.

Digitized by Google

am Titicacasee und unterstützte von hier aus den Marsch des iglesistischen Präfecten Obersten Miota nach Cuzco, wo ein in Verschwörungen ergrauter Soldat, der Oberst Andres Salas, am 3. Dec. Iglesias' Fahne aufpflanzte, um sich gegen das strafrechtliche Verfahren, das wider ihn wegen gemeiner Verbrechen (mehrfacher Mord) eingeleitet war, Deckung zu verschaffen. Vorher schon, nach der Schlacht von Huamachuco (9. Juli), hatten die Divisionen Arriagada und Urriola die Departamentos Huánuco, Junin, Huancavelia und Ayacucho besetzt und dort den frühern Piérolisten die Gelegenheit verschafft, in Plebiscitacten mit gefälschten Unterschriften den Friedensschluß und die Regierung des „Presidente Regenerador" anzuerkennen. Der General Andres Avelino Cáceres, der ungebeugte Führer der nationalen Vertheidigung, der auf der Flucht von Huamachuco nach Ayachuco seinen von dem iglesistischen Obersten Duarte geführten chilenischen Verfolgern fast wie durch ein Wunder entronnen war, hielt sich nur noch am Apurimac, als ihn des Contreadmirals Lizardo Montero Schreiben vom 28. Oct. erreichte und ihn aufforderte, als zweiter Vicepräsident „die Provisorische constitutionelle Regierung" zu übernehmen*), da der Präsident Dr. Francisco Garcia Calderon von der chilenischen Regierung in Quillota (an der Valparaiso-Santiaguiner Eisenbahn) als Kriegsgefangener internirt, der erste Vicepräsident aber infolge der Ereignisse, die sich in den Tagen vom 22. bis 26. Oct. vor und in Arequipa abgespielt hatten**), ins Ausland gegangen war und für das Vaterland das Opfer der Selbstverbannung gebracht hatte.***)

Unter dem Schutze der chilenischen Bajonnete konnten die iglesistischen Präfecten nun die Wahlen zu der „Nationalversammlung", die den Friedensvertrag von Ancon genehmigen sollte, nach berühmten Mustern in Scene setzen, Wahlen, deren Freiheit wol vom „Presidente Regenerador" in seiner Proclamation an die Nation vom 23. Oct. feierlich verheißen war, von seinen, fast sammt und sonders aus Piérola's Schule hervorgegangenen Präfecten jedoch mit Füßen getreten wurde. So bedrohten, um nur ein Beispiel der Wahlmache anzuführen, die Präfecten Echenique in Puno und Miota in Cuzco die Wahlberechtigten, die ihre „Bürgerkarte" (carta de ciudadania), auf Grund deren das Wahlrecht ausgeübt wird, nicht abholen würden, in einer ukasartigen Verfügung mit hohen Geldstrafen oder zwangsweiser Einreihung in das Heer. Daß der Wahlberechtigte auch an der Urne erschien und seine Stimme abgab, ward als höchst überflüssig nicht verlangt. Man brauchte eben nur die Ausgabe der „Bürgerkarten", um auf deren

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 790.

**) Ebend., S. 789 fg.

***) Montero weiß sich auch in seinem letzten officiellen Act mit dem Mantel einer selbstlosen, alles aufopfernden und verleugnenden Vaterlandsliebe prächtig zu drapiren. Er geht in die Fremde, wie er sagt, nur um Cáceres, dessen militärisches Ansehen trotz des Unglückstages von Huamachuco allein im Stande ist, das Volk im Widerstande gegen „die von den Chilenen aufgezwungene Regierung des Herrn Iglesias" zu erhalten, an die Spitze der Geschäfte zu bringen, während doch die politische Selbsterhaltung der maßgebende Gesichtspunkt zu dem Schritte war, der auch von Garcia Calderon nach seiner Freilassung aus der Kriegsgefangenschaft als der einzig richtige anerkannt und ausdrücklich gebilligt ward.



Digitized by Google

Zahl hin die Wahlen zu „machen". Die „Nationalversammlung", die aus diesen Wahlen hervorging und am 1. März 1884 in Lima zusammentrat, war denn auch nicht viel besser als die berüchtigte ayacuchiner von Piérola's Gnaden, die vom 28. Juli bis zum 12. Sept. 1881 tagte*), wie sie durch ihre Beschlüsse mehr als genügend bewies. Bezeichnend für den Geist, der diese Gesetzgeber beseelte, ist der Ausspruch Dr. José Pedro Calderon's, des „Kanzlers" der Dictatur, der der kleinen oppositionellen Minderheit zurief: „Es gibt kein Gesetz!... Wir thun, was wir wollen!" Die Verfassung von 1860, die bis zum 23. Dec. 1879, dem Tage, an dem Nicolas de Piérola infolge einer gemeinen Meuterei mit seiner Sippe an die Staatskrippe gelangte, in Kraft bestanden hatte, wurde verstümmelt, ihrer werthvollsten Bestandtheile, welche die persönlichen Freiheiten und Rechte, Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit u. s. w. gewährleisten, beraubt, der werthlose Rumpf in Kraft gesetzt und die Regierung, die gesetzlos auf unbestimmte Zeit dem General Iglesias als „Provisorischem Präsidenten" übertragen ward, mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet. Es war eine neue, jedoch keineswegs verbesserte Auflage der Dictatur, mit dem einzigen Unterschiede, daß eine „Souveräne Nationalversammlung" sie einführte und beeinflußte. Der General Iglesias aber, dessen persönliche Ehrenhaftigkeit und Hochherzigkeit bislang unangetastet dastand, war schwach genug, sich von dem Ruhm, die „Pacification" und „Regeneration" seines Landes anzubahnen und durchzuführen, blenden und von eigennützigen und herrschsüchtigen Rathgebern, die seinen Mismuth über die stolze Abweisung, welche er von dem General Cáceres erhalten hatte, zu schüren wußten, immer weiter fortreißen zu lassen, bis er sich der übergroßen Mehrheit des Landes verhaßt gemacht und seine Herrschaft mit Recht die Bezeichnung einer „unerträglichen Tyrannei" erworben hatte, eine Bezeichnung, die selbst sein einstiger Herr und Meister, der Exdictator Nicolas de Piérola, bei seiner Rückkehr aus der Verbannung, in die ihn seine ehemaligen Genossen schickten, als zutreffend gebrauchen konnte.

Als nach der Auswechselung des Friedensvertrags von Ancon die Chilenen die Räumung der Departamentos jenseit der Cordilleren begannen, brach Cáceres, der bereits aus Cuzco die iglesistischen Eindringlinge wieder vertrieben hatte, vom Apurímac hervor und besetzte ohne Kampf eine Etappe nach der andern bis zu dem berühmten Défilé von Izcuchaca auf dem rechten Ufer des Mantaro, stets den Chilenen auf dem Fuße folgend, sodaß im Mai 1884 die vier Departamentos Cuzco, Apurímac, Ayacucho und Huancavelica sich der Botmäßigkeit der limeñer Regierung entzogen hatten. Gleichzeitig war im Norden der kriegerische Dr. jur. José Mercedes Puga, etatmäßiges Mitglied (vocal propietario) der Corte Superior von Cajamarca, ein persönlicher Feind der Familie Iglesias, der sich nach dem Falle Arequipas in das Unvermeidliche ergeben und im November 1883 auf ein Landgut zurückgezogen hatte, wieder als „Jefe Superior Politico y Militar" von Nordperu auf dem Plan erschienen. Nunmehr begannen directe Verhandlungen zwischen dem chilenischen Hauptquartier und dem „Rebellen", wie die Regierung des Generals Iglesias in vollständiger Verdrehung der Thatsachen den

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 618 fg.

Digitized by Google

Führer der nationalen Vertheidigung zu bezeichnen beliebte. Der Oberbefehlshaber des chilenischen Occupationsheeres, Viceadmiral Patricio Lynch, entsandte seinen Secretär Armstrong nach Huancayo, der die Anerkennung des Friedensvertrags seitens des Generals Cáceres und seiner Partei als „einer vollzogenen Thatsache, die nicht mehr rückgängig zu machen sei", nach Chorrillos zurückbrachte, dagegen zu großem Unbehagen des iglesistischen Ringes die möglichst rasche Räumung Perus zugesagt hatte, obwol Cáceres den Versuch, eine, wenn auch nur bedingungsweise, Anerkennung der „Provisorischen Regierung" Iglesias' von ihm zu erlangen, kurzweg mit dem Hinweise zurückgewiesen hatte, aus der innern Politik Perus habe das chilenische Hauptquartier seine Hand zu lassen.

Die Anerkennung des Friedensvertrags veranlaßte den chilenischen Gesandten Jovino Novoa, dem General Iglesias bei der vertraulichen Mittheilung des Abkommens von Huancayo den Gedanken einer Versöhnung oder eines Vergleichs mit seinem Gegner nahe zu legen, einen Gedanken, der an Ignacio de Osma, der des „nationalen" Dr. med. Martin Dulanto Nachfolger im Ministerium des Innern geworden war, einen warmen Vertreter fand. Am 10. Juni ward ein Ministerrath unter dem Vorsitze des Generals Iglesias abgehalten, in welchem dieser, nach dem Sitzungsprotokoll, ganz „spontan" darlegte: „es sei eine patriotische Pflicht, welche die Actualität erheische, alle Peruaner zu verschmelzen, insbesondere die unter Führung des Generals Cáceres gegen die Autorität der Regierung in Waffen stehenden"; man müsse „den Patriotismus dieses Generals erregen mit der beängstigenden Lage, die das Land durchmache wegen der Folgen des Bürgerkrieges nach den Verwüstungen des Krieges mit Chile", und „seine eingehende Aufmerksamkeit auf die Eintrachtspolitik hinlenken, welche die Regierung verfolge, und die sie verpflichte, jede Art von Bürgschaften denen zu geben, welche die Waffen zu Gunsten der Ordnung, des innern Friedens der Republik und der schleunigen Wiedergutmachung der beklagenswerthen Unglücksfälle niederlegen". Der Ministerrath billigte einstimmig diese „spontanen" Ideen des „Provisorischen Präsidenten der Republik" und ermächtigte den Minister des Innern als die geeignetste Persönlichkeit, „die auf die beste Weise irgendein Abkommen mit dem General Cáceres treffen könne", alle nöthigen Schritte zu thun, um Cáceres' und seiner Truppen Unterwerfung zu erreichen. Ignacio de Osma richtete noch an demselben Tage ein Schreiben an den General Cáceres, in welchem er zunächst betonte, daß er dem politischen Parteigetriebe vollständig fern gestanden habe und noch fern stehe, um dann auf Cáceres' bewährte Vaterlandsliebe überzugehen und sie zur friedlichen Schlichtung des Bürgerkrieges anzurufen. „Retten wir Peru vor dem Skandal eines Bürgerkrieges, vor der Schande eines Kampfes zwischen Brüdern, vor dem Zerreißen der letzten socialen Bande, welche die Glieder dieser unglücklichen peruanischen Familie vereinen." Cáceres entgegnete in einem ausführlichen Schreiben vom 19. Juni aus seinem Hauptquartier Huancayo und unterbreitete folgenden Vorschlag:

1) Der General Iglesias hat, getreu seinem Worte, das er dem Lande verpfändet hat, und in Erfüllung des Vertrags, den er selbst abschloß, die sofortige Befreiung des peruanischen Gebiets von den chilenischen Truppen zu erlangen;

Digitized by Google

2) er ernennt ein neues Ministerium, dessen Personal dem Lande vollkommenes Vertrauen einflößt; Ignacio de Osma und der Oberst Garcia Leon (der Kriegsminister) können Mitglieder desselben sein;

3) er legt in die Hände des neuen Ministerrathes seine Gewalt nieder;

4) das neue Cabinet beruft sofort das Volk zu den Wahlen des Präsidenten und der Vicepräsidenten der Republik sowie einer Constituyente;

5) Cáceres erkennt seinerseits die Autorität dieses Ministerraths an.

Seinen Vorschlag begründete Cáceres damit, daß das allgemeine Stimmrecht, „eine geheiligte Institution, die auf der Freiheit und der Unabhängigkeit beruhe", gefälscht und vergewaltigt sei von einem Ring, der sich der Gewalt bemächtigt und die Ministerien und die Sitze der Nationalvertretung besetzt habe. Eine Gruppe unabhängiger, dem Parteigetriebe fern stehender Bürger müsse deshalb vorübergehend die Geschicke der Republik leiten, um die Bürgschaften zu bieten, die unentbehrlich seien, wenn der Bürger seinen Willen kundgeben und seine Entschließungen bethätigen solle. Iglesias' persönliche Würde werde hierdurch nicht angetastet, vielmehr dem General die beneidenswerthe Gelegenheit geboten, „mit der That, nicht mit Worten zu beweisen", daß nicht persönlicher Ehrgeiz und tadelnswerther Eigennutz die Triebfedern seiner Handlungen seien. Das neue Ministerium habe natürlich sofort die Wahlen auszuschreiben, damit der freie Wille des Volkes seine Mandatare bezeichne, welche die Grundlagen seiner Zukunft festsetzen sollen. So allein werde die Situation des Landes vollständig bestimmt von dem einzigen, der in Ausübung seiner Souveränetät über sein Geschick zu entscheiden das Recht habe. Zum Schluß rief Cáceres für seinen Vorschlag zur friedlichen Schlichtung des Bürgerkrieges dem Minister seine eigenen oben angeführten Worte zu.

Der Vorschlag war billig und gerecht, seine Begründung klar und bündig. War die Regierung des Generals Iglesias auch dank dem Friedensschlusse mit Chile von allen auswärtigen Mächten anerkannt, so bestand sie doch keineswegs de jure, sondern nur de facto, wie selbst Nicolas de Piérola und seine Getreuen offen aussprachen. Allein der Ring, der die Gewalt an sich gerissen hatte, fand den Vorschlag, der ihn von der Staatskrippe vertrieb, unannehmbar und wußte den General Iglesias an seiner schwachen Seite zu fassen: der Ehre, die nicht gestatte, von dem „anvertrauten Posten" zu weichen; denn seine Regierung sei „legitim", da sie ihm ja von der „Souveränen Nationalversammlung" übertragen worden sei, der General Cáceres aber, ein „Rebell", der kein Recht habe, Bedingungen zu stellen, vielmehr sich im Namen der öffentlichen Ruhe einfach unterwerfen müsse. Als daher Cáceres' Abgesandte, Dr. Epifanio Serpa, Dr. Luis Carranza und der Oberst Guillermo Ferreyros, nach Lima kamen, fanden sie für ihre Forderungen kein Gehör. Die Verhandlungen scheiterten, ehe sie noch begonnen hatten, weil Iglesias selbst die Wahlen ausschreiben und seine Gewalt nur in die Hände seines vom Volke gewählten Nachfolgers legen wollte. Indeß Ignacio de Osma gab das Spiel noch nicht verloren. Er meinte, durch rasches Eingehen auf die von Iglesias nicht abgewiesenen Bedingungen immer noch Cáceres' Unterwerfung erlangen zu können, indem man die Verfassung von 1860

Digitized by Google

und die Ausschreibung der Präsidentschaft- und Congreßwahlen als Erisapfel in seine Reihen warf. So erschien am 8. Juli ein vom ganzen Ministerium gegengezeichneter Erlaß des „Provisorischen Präsidenten der Republik", der „in Erwägung, daß das provisorische Régime, in welchem gegenwärtig die Republik sich befindet, auf längere Zeit nicht fortbestehen kann, weil die Regierung glaubt, die Aufgabe, die ihr bei Annahme des höchsten Amtes auferlegt ward, in der Hauptsache erfüllt zu haben", diese Wahlen auf den zweiten Sonntag im September anberaumte und den Zusammentritt des Congresses auf den 9. Dec. festsetzte; und im Anschluß an diesen ein zweiter, der den vom 9. Mai, durch den die Regierung die ihr von der „Nationalversammlung" am 26. März übertragenen außerordentlichen Vollmachten übernommen hatte, aufhob und die volle Geltung der Verfassung von 1860 wiederherstellte. Gleichzeitig erließ der General Iglesias eine Proclamation „an die Nation", in der er das große Opfer (!), das er im Interesse der Eintracht und Versöhnung der peruanischen Familie gebracht, ins hellste Licht zu rücken suchte. Er habe „dem Lande den äußern Frieden gegeben, der Monate vorher betrachtet worden sei von einigen als Wahnwitz und von andern als ein Blatt der Schande in der nationalen Geschichte", und die Gewalt nur angenommen, um „die edle Mission zu krönen, die er in bittern Stunden tiefer Entmuthigung übernommen", weil er „glaubte, ebenso wie er dem auswärtigen Kriege unter den wenigst drückenden (?) Bedingungen ein Ende gemacht, auch die Ordnung und die Stabilität der Institutionen dem Lande wiedergeben zu können". Jetzt wolle er, „obwol er über große und mächtige Elemente verfüge, alles auf dem Altar der Versöhnung opfern" und „entschlossen und unwiderruflich von der politischen Schaubühne abtreten". Seine Mitbürger könnten von nun ab unter dem Schutz und Schirm der Verfassung von 1860 sicher ruhen; denn für ihre „absolute" Geltung und Beobachtung seitens der Regierung, ebenso für die volle Freiheit und Unabhängigkeit der Wahlen verpfände er sein „ritterliches Wort". Allein Cáceres und die Seinen trauten dem „ritterlichen Wort" nicht. Hatten sie doch gesehen, wie bei den Wahlen für die „Nationalversammlung" im December 1883 dies Wort eingelöst war. Wol mit Recht besorgten sie jetzt eine nicht verbesserte Auflage, wenn sie die Waffen niederlegten, ohne den iglesistischen Ring aus der Gewalt verdrängt zu haben. Allerdings die Expeditionen gegen Cuzco unter dem frühern Kriegsminister General Javier de Osma, der als „Delegado Supremo" nach Arequipa gesandt war, und gegen Ica unter dem Kriegsminister Obersten Garcia Leon wurden telegraphisch zurückgezogen. Indeß dies waren nur „äußerliche Zeichen", mit denen die öffentliche Meinung eingefangen werden sollte. Die Departamentos im Süden wie im Norden wurden, nur der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, aufgegeben, weil man die Truppen in und um Lima zusammenziehen mußte, um hier Cáceres die Spitze bieten zu können, aber nicht, wie der Minister des Auswärtigen Baltasar Garcia Urrutia in seinem Rundschreiben an die diplomatischen Agenten Perus im Auslande behauptete, weil Iglesias, „der Soldat, der gestern die nationale Waffenehre in heroischer Weise wahrte, seinen Degen nicht in dem Blut seiner Brüder roth färben konnte".

Digitized by Google

Am 14. Juli kam Dr. Luis Carranza, der nach der Abreise der beiden andern Unterhändler noch eine Besprechung mit Ignacio de Osma gehabt hatte, in Huancayo an, wo sofort die Häupter der „Constitutionellen" zu einer Berathung zusammentraten. Das Ergebniß derselben war, daß der General Andres A. Cáceres, der bisher den ihm ursprünglich vom Dictator Nicolas de Piérola übertragenen Titel eines „Jefe Superior Politico y Militar de Centro" beibehalten hatte, zum „Provisorischen Präsidenten der Republik" mit der Verfassung von 1860 ausgerufen ward. Am 15. Juli erfolgte die Bildung des Cabinets. Dr. Epifanio Serpa übernahm den Vorsitz im Ministerrath und das Finanzministerium, Dr. Francisco Flores Chinarro ward Minister des Auswärtigen, Dr. Luis Carranza Minister des Innern, Dr. José Maria Garcia Justiz- und Dr. Andres Menéndez Kriegsminister. Am 16. erschien der Erlaß, durch den Cáceres „vorübergehend" die höchste Gewalt übernahm, bis er „die in Lima herrschende Faction gebändigt" habe und „die höchste Gewalt dem Vertreter der Gesetzmäßigkeit (d. i. dem im December 1879 von Piérola gestürzten General Luis La Puerta) übergeben" könne, damit dieser „das Volk zu den Wahlen des Präsidenten und der Vicepräsidenten der Republik sowie der Senatoren und Abgeordneten berufe". Mit Rundschreiben vom 22. Juli übersandte Dr. Chinarro diesen Erlaß dem diplomatischen Corps in Lima und theilte die Bildung des Ministeriums mit, indem er gleichzeitig nachdrücklich darauf hinwies, daß „die Regierung von Lima" nur eine Afterregierung sei, die nie „die Zustimmung des Volkes, ausgedrückt durch seinen Gehorsam", erlangt habe, und daß ihre Erlasse vom 8. dieses Monats vom Volke „mit tiefem und gerechtem Mistrauen" aufgenommen worden seien, da „die Art und Weise, wie bei der Bildung der Märzversammlung vorgegangen sei", die Fälschung und Vergewaltigung des Stimmrechts noch frisch in aller Erinnerung sei.

Inzwischen war Cáceres den abziehenden Chilenen auf dem Fuße gefolgt und hatte ihre Stellungen sofort, sowie sie geräumt wurden, besetzt: am 16. Juli Tarma und am 20. die transandinische Eisenbahnlinie Callao-Lima-Oroya bis Matucana, als der letzte chilenische Truppenzug diese Linie passirte. Ebenso fiel im Norden, wo Dr. jur. Puga, wie oben bereits erwähnt, den Kampf gegen Iglesias' Regierung leitete, ein Departamento nach dem andern den Cáceristen zu. Am 22. Juli erklärte in Trujillo, der „hochverdienten und dem Vaterlande sehr getreuen Stadt", aus welcher der iglesistische Präfect tags zuvor abgezogen war, um sich mit seinen Truppen in Salaverry nach Callao einzuschiffen, eine Volksversammlung im Stadthause: „Die Autorität des Herrn Generals Iglesias", dessen Regierung, „constituirt de facto unter dem Schutze der eingedrungenen (chilenischen) Streitkräfte, die Unterstützung des Nationalwillens nicht erlangt habe", . . . „nicht anzuerkennen, vielmehr sich der vom General Cáceres vertretenen Sache anzuschließen und die Regierung anzuerkennen, welche die Nation sich geben werde in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen, die er (Cáceres) proclamirt habe". Anfang August folgte auch das nördlichste Departamento Piura diesem Beispiel. Nur Cajamarca, Iglesias' Wiege, wurde von dem Obersten Gregorio Relayze der

Digitized by Google

limeñer Regierung erhalten. Im Süden aber war es mit dem Abzuge der chilenischen Occupationstruppen auch mit der iglesistischen Herrschaft vorbei. Der cáceristische Oberst Remigio Morales Bermudez, der nach einigen Vorpostengefechten auf dem Passe La Raya (4320 Meter über dem Meere), über den der Weg vom Tafelgelände des Titicacasees nach Cuzco führt, den iglesistischen Truppen den Rückzug auf der bis Santa-Rosa fertig gestellten Eisenbahnlinie Juliaca-Cuzco abzuschneiden versuchte, war nach dem am 10. Juli erfolgten Rückzuge des Generals Javier de Osma über Lampa nach Cabanillas an der Arequipa-Puneñer Eisenbahn aufgebrochen und hatte dadurch den iglesistischen Präfecten von Puno, der abgeschnitten zu werden befürchtete, am 24. Juli zum schleunigen Aufgeben Punos und Zurückgehen auf Arequipa veranlaßt, obwol die Stadt noch von chilenischen Truppen besetzt war, die erst am 11. Aug. dieselbe räumten. Am 28. Juli, dem Jahrestage der peruanischen Unabhängigkeitserklärung vom spanischen Colonialjoch, überschritt César Canevaro*), „Brigadegeneral der Heere Perus und Bolivias", die peru-bolivianische Grenze am Desaguadero, dem „Entwässerer" des Titicacasees, und erließ von hier als Cáceres' „Jefe Superior Politico y Militar" der Departamentos Arequipa, Puno und Moquegua einen Aufruf, den er, obwol noch ohne Kenntniß von den letzten Vorgängen in Huancayo, bezeichnend mit den Worten schloß: „Der scheinbaren Constitutionalität, die der Herr Iglesias in seiner politischen Todesnoth angerufen, wie er sie bei der Schließung seiner Versammlung anrief, um sie nicht zu erfüllen, laßt uns die wirkliche Herrschaft der Grundgesetze der Republik entgegensetzen, und der arglistigen Einberufung zu unausführbaren Wahlen werden wir in kurzem mit der weitgehendsten und thatsächlichen Kundgebung der Volksabstimmung antworten." Von Puno aus verhandelte Canevaro mit dem iglesistischen Präfecten von Arequipa um friedliche Uebergabe. Da diese verweigert wurde, rückte er nach dem Abzuge der Chilenen von Puno langsam gegen Arequipa vor und erschien dort, als am 16. Aug. die letzten chilenischen Bataillone Tingo geräumt hatten und nach Mollendo zum Einschiffen nach ihrer Heimat abgezogen waren. In der Nacht vom 17. auf den 18. erhob sich die Stadt und vertrieb die Garnison; am Morgen des 18. ritt Canevaro in dieselbe ein und am folgenden Tage capitulirte der iglesistische Präfect in Tingo. Nunmehr war fast das ganze Land in den Händen der Cáceristen, welche die „Liberalen" und die „Constitutionellen", die alten „Civilisten", umfaßten und die große Mehrheit ausmachten.

Inzwischen waren aber die Vertreter dieser Parteien in Lima nicht unthätig gewesen. Der Vorsitzende des „leitenden Centralausschusses der liberalen Partei", Dr. José Maria Quimper, hatte sich mit hervorragenden „Civilisten" in Verbindung gesetzt, um eine Verschmelzung beider Parteien herbeizuführen und auf den General Iglesias einen moralischen Druck zu Gunsten des Friedens auszuüben.

*) Canevaro war nach den Ereignissen vom October 1883 (vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 789 fg.) nach La Paz gegangen, wo er mit Cáceres' vertraulichem Agenten Dr. Manuel Maria del Valle Waffen und Munition beschaffte. Am 18. April 1884 ernannte ihn Cáceres zum „Jefe Superior Politico y Militar" der ersten Zone des Südens.

Digitized by Google

Die Verschmelzung zu einer Partei ward von den „Civilisten" zwar zurückgewiesen, dagegen eine Commission ernannt, die zusammen mit einer der „liberalen Partei" den General Iglesias aufsuchte, um die An- und Absichten seiner Regierung bezüglich der Bürgschaften für die Wahlen und für den General Cáceres und sein Heer zu erfahren, da sie nach Kräften zur Herstellung des Friedens beitragen wollten. Iglesias zeigte sich anscheinend vom besten Willen beseelt. Er machte den beiden Commissionen, als deren Führer und Sprecher Dr. Quimper auftrat, den Vorschlag, aus den drei bestehenden Parteien, der „liberalen", der „civilen" und der „nationalen" (Piérolisten) je 25 der umsichtigsten Vertreter zu ernennen, um sich zu einer „Versammlung" zu „constituiren", vor der er die Gewalt niederlegen wolle. Diese Versammlung solle dann aus ihrem Schoße 12 Mitglieder, 4 aus jeder Partei, wählen, deren Namen in eine Urne gethan und ausgelost werden sollten. Wer von diesen 12 vom Lose getroffen werde, solle provisorisch die Regierung übernehmen und das Volk zu den Wahlen berufen. Der Vorschlag fand bei den beiden Commissionen keinen Anklang, weil ihre Parteien mit der „nationalen" keine Berührungspunkte hätten. Doch als Iglesias ihre Gegenvorschläge einen nach dem andern verwarf, setzten sie sich mit dem Vorsitzenden des „leitenden Ausschusses der Nationalpartei", Dr. Antonio Arenas, in Verbindung, der seinerseits seine Mitwirkung zusagte und den Ausschuß zu einer Sitzung am 30. Juli berief. In dieser aber machte Nicolas de Piérola der Partei heftige Vorwürfe und erklärte rundweg, an der Verantwortlichkeit, welche die „Nationalpartei" im letzten Jahre sich zugezogen habe, hätten er und seine Freunde keinerlei Antheil; sie würden vielmehr eine neue Partei gründen und „ohne Verzug die Vertretung derselben constituiren". Dr. Arenas verzichtete nunmehr auf den Vorsitz im Ausschuß, indem er die „Nationalpartei" als aufgelöst betrachtete, eine Schlußfolgerung, die von allen Anwesenden als zutreffend angenommen wurde. Piérola aber gründete mit seinen Getreuen die „demokratische Partei" und verkündete am 1. Aug. das Programm derselben, das am Schlusse die Meinung der neuen Partei über die augenblickliche Lage in vier Punkte zusammenfaßte. Die „demokratische Partei" stimmt 1) für die sofortige Entwaffnung der Führer, die im Kampf gegen die Regierung stehen, anrufend ihre Vaterlandsliebe und ihnen das Mittel gewährend, ihre legitimen Aspirationen zu befriedigen, oder, wenn dies fruchtlos sein sollte, sie durch die Gewalt zwingend, denn dies sei die dringendste und erste Nothwendigkeit; 2) für den Appell an das Volk, damit dieses seine Vertreter zu einer Nationalversammlung bezeichne, die, durch das directe Stimmrecht mit wirklicher Freiheit gewählt, außerhalb jeglichen Zwanges functionire; 3) dafür, daß dieser Versammlung alle Acte der jetzigen Regierung unterbreitet werden, und sie ohne Einschränkungen die nationalen Probleme zu entscheiden habe, und 4) dafür, daß inzwischen von der Regierung die Gültigkeit der Verfassung von 1860 aufrecht zu erhalten sei. Der Exdictator stellte sich mit seinen neuen „Demokraten" ganz auf den Boden der Cáceristen, soweit die Rechtmäßigkeit der Regierung Iglesias' und der „Nationalversammlung" vom März in Frage kam, wenn er auch das Kind nicht beim rechten Namen nannte; nur wollte er, weil er das Uebergewicht der „liberal-civilistischen" Vereinigung bei den

Digitized by Google

Wahlen fürchtete, wenn Cáceres' grundsätzliche Forderung des Rücktritts Iglesias' angenommen werden sollte, in dem vorläufigen Bestande der in Lima „etablirten Regierung" ein Gegengewicht zu seinen Gunsten schaffen.

Als Dr. Quimper dem General Iglesias die Mittheilung von der Auflösung der „Nationalpartei" überbrachte, machte er ihm den Vorschlag: die durch den Erlaß vom 8. Juli ausgeschriebenen Wahlen unter dem Statusquo stattfinden zu lassen, d. i. er (Quimper) wolle unter Abschluß eines Waffenstillstandes auf der Basis des derzeitigen Besitzstandes Cáceres bewegen, in den von ihm abhängigen Departamentos die Wahlen zu derselben Zeit stattfinden zu lassen. Als Iglesias gegen diesen Vorschlag Bedenken geltend machte, änderte er ihn dahin, daß der Erlaß in der ganzen Republik zur Ausführung gebracht werde ohne Einmischung Cáceres' als regierendes Organ, wenn Iglesias derartige Bürgschaften für die volle Freiheit und Unabhängigkeit der Wahlen geben wolle, daß die „liberale" und die „Civilpartei" ihr ganzes Gewicht für die Annahme des Vorschlags seitens Cáceres' und seines Cabinets einsetzen könnten. In die Enge getrieben, ließ Iglesias sich nunmehr herbei, die Bürgschaften, die bisher sehr abstracter Natur waren, näher und schärfer zu bestimmen: das Kriegsministerium, das durch die eingereichte und angenommene Entlassung des Obersten Garcia Leon erledigt war, solle der Persönlichkeit übertragen werden, die Cáceres bestimmen würde; ebenso sollten die Behörden der Departamentos von Süd- und Mittelperu nach Cáceres' Vorschlägen besetzt werden, und, wenn dies noch nicht genügen sollte, könne Cáceres während der Wahlen mit seinem Heere in einem Departamento wie Huánuco Standquartiere beziehen. Hiermit glaubten die beiden Commissionen den Weg zur Verständigung und zur Vermeidung des Bürgerkrieges gewonnen zu haben. Am 5. Aug. machten sie sich in einem Extrazuge nach San-Bartolomé (61,8 Kilometer von Lima) auf, wo Cáceres, der sein Hauptquartier in Matucana (87,6 Kilometer von Lima) aufgeschlagen hatte, kurze Zeit nach ihrer Ankunft mit seinen Ministern des Auswärtigen, des Krieges und der Justiz eintraf. Der Vorschlag ward als „discutirbar" befunden, eine endgültige Antwort indeß mit Rücksicht auf die Abwesenheit des Ministerpräsidenten Dr. Serpa und des Ministers des Innern Dr. Carranza, die noch in Tarma weilten, verschoben, jedoch möglichst bald zugesagt, da diese beiden Minister sofort benachrichtigt werden sollten. Hierüber zeigte aber Iglesias sich sehr ungehalten, sodaß Dr. Quimper zu seiner Beschwichtigung am 6. Aug. ein Telegramm nach Matucana mit der Bitte sandte, schleunigst die zugesagte Antwort zu geben. Cáceres telegraphirte sofort zurück: „Ich erwarte die Ankunft der Minister, die morgen hier sein müssen, um zu antworten." Als Dr. Quimper diese immerhin befriedigende Antwort dem General Iglesias mittheilte, erhielt er zu seiner größten Ueberraschung die Erklärung, die Unterhandlungen seien mit dieser Antwort beendet, und er selbst habe binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen und ins Ausland zu gehen. Die Stimmung war umgeschlagen, das System gewechselt. Der Ring hatte seinen Einfluß auf den General Iglesias, der, ein schwacher Charakter, zwischen seinem Ehrgeize und seiner Vaterlandsliebe hin- und herschwankte, wieder zu erlangen gewußt und ihn dahin gebracht, sich auf den Boden des Programms Piérola's und seiner neuen

Digitized by Google

„demokratischen Partei" zu stellen, obwol diese Partei einem Heere glich, dem die Soldaten fehlen. „Wiederherstellung des innern Friedens durch Entwaffnung der dissentirenden Führer" war die Losung geworden, wobei die übrigen Punkte des Programms der „Demokraten", besonders der vierten, die Regierung in Gemäßheit der Verfassung von 1860 zu führen, gänzlich in die Brüche gingen.

Die Verbannung Dr. Quimper's war das Vorspiel zu Gewaltmaßregeln jeder Art, die mit dem Rücktritt des Ministers des Innern Ignacio de Osma eingeleitet wurden. Sofort als dieser von dem schnöden Abbruch der Verhandlungen und dem brutalen Gewaltact der Ausweisung Dr. Quimper's Kenntniß erhalten hatte, reichte er, „enttäuscht, daß alle diese Anstrengungen fruchtlos gewesen und daß der Bürgerkrieg unvermeidlich sei", seine Entlassung ein, deren Annahme schon vorher beschlossen worden war. Am 10. Aug. wurden der Oberst Juan Martin Echenique, derselbe, der am 15. Jan. 1881 die peruanische Reserve befehligte*) und der Schlacht, die sich vor seinen Augen abspielte, unthätig mit Gewehr bei Fuß zusah, als Kriegsminister, der bisherige Münzdirector Juan de Aliaga y Puente als Minister des Innern berufen. Drei Tage später erfolgte die Knebelung der Presse, die nichts aus dem gegnerischen Lager oder über Truppenbewegungen berichten durfte, ohne sofort geschlossen zu werden: eine Maßregel, die am 20. durch die Einführung der Censur ergänzt wurde, um jede „den Credit der Regierung unmittelbar oder mittelbar schädigende" Mittheilung zu verhindern. Am folgenden Tage ward eine Art Belagerungszustand über Lima verhängt, die Ansammlung von mehr als zwei Personen nach 11 Uhr abends und das Betreten der Straßen nach 1 Uhr nachts verboten, die Ausweisung im großen Stil aufgenommen und den hervorragendsten Mitgliedern der „Civil"- und der „liberalen Partei" der Befehl zugestellt, innerhalb 24 Stunden das Land zu verlassen: ein Befehl, der trotz persönlicher Vorstellungen der Betroffenen bei dem General Iglesias, wenigstens drei Tage Zeit zur Ordnung ihrer Angelegenheiten zu gewähren, nicht geändert wurde.**) Einen Monat nach der Verpfändung seines

*) Die peruanische Schlachtlinie dehnte sich vom Meeresstrande, der steil abfällt, über Miraflores, La Palma bis Monterico Chico aus. Der rechte Flügel stand unter Cáceres in Miraflores, das Mitteltreffen unter Suarez in La Palma, der linke Flügel unter Dávila hinter Tebes, an der Straße nach Lima. Die Reserve, 12 Bataillone mit 6000 Mann, schloß unter Echenique die Linie mit den Stellungen von Valverde und Monterico Chico. Ihr Eingreifen in die Schlacht hätte für die Chilenen, die überflügelt worden wären, gefährlich werden müssen. Nachdem die Niederlage entschieden, wurden diese 12 völlig intacten Bataillone auf Befehl des flüchtigen Dictators entwaffnet und nach Hause geschickt.

**) Die Verbannten wählten zum größten Theil Arica zum Aufenthaltsorte, weil sie glaubten, dort unter dem Schutze der chilenischen Gesetze und Verfassung zu stehen. Allein sie hatten sich bitter getäuscht. Die chilenische Regierung trieb ihre Connivenz gegen ihr Geschöpf, den „Presidente Regenerador", so weit, daß sie sich zum Gefangenenaufseher erniedrigte. Während die Behörden in Tacna die Ausrüstung einer iglesistischen Expedition gegen Moquegua gestatteten, ja geradezu begünstigten, wurden die Verbannten mit ungewöhnlicher Rücksichtslosigkeit behandelt, unter dem Vorwande, die „schuldige" Neutralität verletzt zu haben, plötzlich nach Iquique abgeschoben, dort zusammen in ein kleines Hotel gepfercht und streng überwacht, ja man wollte sie sogar nach La Noria in der Salpeter-

Digitized by Google

„Ritterwortes" (palabra de caballero) für die „absolute" Geltung der Verfassung von 1860, einen Monat nach seiner feierlichen Erklärung: „Von heute ab könnt ihr (seine Mitbürger) unter dem Schutze der Verfassung in Ausübung aller Freiheiten, die sie gewährleistet, sicher ruhen", hatte der General Iglesias den traurigen Muth, sein Wort, Verfassung und Gesetz mit Füßen zu treten und die Elite der hauptstädtischen Gesellschaft aus dem Lande zu jagen. Cáceres seinerseits ließ dem Großhändler Aurelio Denegri, Mitglied der Commission der „Civilpartei", am 11. Aug. durch seinen Minister des Auswärtigen Dr. Flores Chinarro erklären, daß die überbrachten Vorschläge infolge der Nachricht von der Ausweisung Dr. Quimper's und von der gänzlichen Abschließung der Hauptstadt, die gerade eingegangen sei, als das ganze Ministerium die Vorschläge erörtern wollte, auf einstimmigen Beschluß des Ministerraths ad acta gelegt worden seien. „Es ist dies nicht das erste mal", fügt Dr. Flores Chinarro dieser Mittheilung hinzu, „daß das Land und der Provisorische Präsident (Cáceres) ihre Wünsche, kein Bruderblut zu vergießen, verspottet sehen. Die Conferenzen von Lima endeten durch den Willen des Herrn Iglesias auf eine so unregelmäßige Art und Weise, wie die von Ihnen" (den Commissionen der Civil- und der liberalen Partei) „eingeleiteten, und es ist in der That überaus beklagenswerth, daß nach so ungeheuern Opfern für den äußern Frieden man mit der Erfüllung von Pflichten zögert, die den innern Frieden und die Reorganisation der Republik sichern würden."

Am 14. Aug. war durch Verfügung des Kriegsministers Echenique das Heer „im Felde", d. i. mobil erklärt worden, und am 16. der erste Zusammenstoß zwischen den feindlichen Brüdern erfolgt, in welchem es beiderseits „zahlreiche und schmerzliche Verluste" gab, wie der iglesistische Befehlshaber Oberst Vento in seinem officiellen Berichte vom 17. sagt. Am 21. gab plötzlich das ganze Ministerium seine Entlassung. Iglesias hatte einen bösen Traum gehabt und war wieder unschlüssig und schwankend geworden. Der alte Dr. Antonio Arenas, der Vater der Verfassung von 1860, sollte zur Bildung eines neuen Cabinets berufen werden, wodurch eine Politik der Versöhnung eingeschlagen worden wäre. Allein die Reue hielt nicht an und — das Kampfministerium blieb.

In Quiroz, etliche Kilometer von der Hauptstadt, an der transandinischen Eisenbahn Callao-Lima-Oroya, stand der Oberst Rosa Gil mit einem Beobachtungscorps von 2000 Mann, während der Oberst Pedro Mas nach Canta marschirte, um in Nachahmung des chilenischen Kriegsplanes im Januar 1882*) Cáceres'

wüste interniren und hatte dort schon ein Haus für sie „einrichten" lassen. Ihre Briefe wurden erbrochen und mehrfach unterschlagen, und dem Dr. Quimper ein Brief, den er an den Präsidenten von Chile, seinen „alten Freund", beschwerdeführend über eine solche Behandlung gerichtet hatte, als ungeeignet zur Beförderung zurückgegeben. Als später Iglesias den Verbannten einzeln die Rückkehr gestattete, eröffnete ihnen der chilenische Intendant, daß sie frei seien und gehen könnten, wohin sie wollten. Dr. Quimper, welcher der letzte war, der diese Erlaubniß erhielt, hat die Vorgänge in einem offenen Briefe ausführlich dargelegt, ohne von irgendeiner Seite Widerspruch erfahren zu haben.

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 767 fg.

Digitized by Google

Flanke zu bedrohen. Kaum hatte aber Cáceres, der im ganzen nur 1500 Mann den Iglesisten entgegenstellen konnte, von dem Marsche des Obersten Mas erfahren, als er auch beschloß, den Obersten Rosa Gil auf dem rechten Flügel zu umgehen und sich der Hauptstadt, die er von Truppen entblößt hielt, durch einen Handstreich zu bemächtigen. Am 25. fand bei Santa-Clara (15,3 Kilometer von Lima) ein Vorpostengefecht statt, das die Umgehungsbewegung für den folgenden Tag verdecken sollte. Cáceres ließ 2 Bataillone Fußvolk und seine berittene Leibwache, im ganzen 950—1000 Mann, über die Hügelkette, die Santa-Clara im Süden begrenzt, nach der „Pampa Grande" und der „Pampa Chica" herabsteigen, vereinigte sich in dem schmalen Thale, das von Manchay nach Lurin führt, mit der 600 Mann starken Freischar, die der Oberst Zamudio in Ica und Cañete gebildet und nach Lurin geführt hatte, und rückte dann über die Zuckerrohrpflanzungen La Rinconada, Melgarejo, Molina und Monterrico Chico gegen Lima vor. Nach einem beschwerlichen Marsche von sechs spanischen Meilen überraschte er am 27. in früher Morgenstunde die Hauptstadt und drang ohne nennenswerthen Widerstand bis zum Mittelpunkte vor. Seine Leute besetzten die Thürme der Klöster San-Pedro, La Merced und San-Agustin und die Portale der Plaza Mayor, von denen aus der Regierungspalast mehrere Stunden lang beschossen wurde. Allein die erwartete Unterstützung des Volkes blieb aus, da einerseits die Organisation durch die Ausweisungen der Führer gestört worden war, andererseits aber auch der Angriff zu früh und unerwartet kam.*) Unleugbar hatte Cáceres große Vortheile errungen und würde Sieger geblieben sein, wenn er alle seine verfügbaren Kräfte in Lima gehabt hätte. So aber waren seine Truppen an Zahl nicht einmal den im Palast befindlichen iglesistischen gewachsen und mußten, als die Division Rosa Gil aus Quiroz im Dauerlauf herankam, gegen 11 Uhr die gewonnenen Stellungen eiligst aufgeben und sich aus der Stadt zurückziehen. Nur die vorher erwähnten Thürme sowie das Gefängniß Guadalupe, verlorene Posten, wurden trotz wiederholter Rückzugssignale hartnäckig gehalten, bis die letzte Patrone verschossen war. Nachmittags 2 Uhr war alles vorbei: Cáceres auf der Flucht nach Lurin, wo er mit seiner Begleitung übernachtete, seine Truppen zersprengt und zum großen Theil gefangen.**) Noch waren die Spuren des Kampfes nicht verwischt, noch lagen die Leichen in den Straßen, als Iglesias, der sich aus dem Regierungspalast nicht herausgewagt hatte, schon wieder eine Proclamation erscheinen ließ, die von Verdrehungen der Thatsachen, wissentlichen Unwahrheiten und persönlichen Beschimpfungen seines Gegners strotzt. Die Politik verdirbt den Charakter, sagt man. Nun, mag der Satz auch keineswegs auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen

*) Der bereits mehrfach erwähnte Dr. Pedro José Calderon sagte den „Civilisten" und „Liberalen" sechs Monate später in der „Nationalversammlung" geradezu ins Gesicht, durch ihre „Feigheit" den Miserfolg herbeigeführt zu haben, da sie für ihre Ueberzeugung auch mit dem Gewehr im Arm hätten eintreten sollen.

**) Von den Gefangenen — 6 Oberste, 2 Oberstlieutenants, 7 Majors, 8 Hauptleute, 11 Lieutenants, 34 Unteroffiziere und 203 Mann — ließ Iglesias die Offiziere in enge schmuzige Löcher werfen, mit den Mannschaften und Unteroffizieren aber die Lücken in den eigenen Reihen ausfüllen.

Digitized by Google

können, bei dem cajamarquiner Patricier trifft er zu. Wol ist die Proclamation ebenso wenig wie die frühern und die spätern sein geistiges Eigenthum, da der Oberst Julio Hernández, der zweite Vicepräsident der „Nationalversammlung", sie entwarf, doch er eignete sich Inhalt und Form an und vertrat sie mit seiner Unterschrift. Seine Regierung „legitim" zu nennen, hat noch jeder Machthaber fertig gebracht. Aber zu behaupten, sie vertrete „die Rechte des Volkes", während sie diese zu Boden trat, das war denn doch zu dummdreist. Cáceres' Truppen bezeichnet der Proclamationsheld als „wilde Horden", die „trunken von Blut und Beute" seien, als „gesellschaftlichen Schlamm", nennt sie „ohnmächtig und feige" vor dem äußern Feinde, obwol sie sich am 9. Juli 1883 bei Huamachuco während der ersten vier Stunden recht gut geschlagen haben, lügt geradezu, Cáceres habe „mit Jubel" in den Conferenzen von Concepcion denselben Frieden, den er verwünsche, und die Freundeshand des chilenischen Heeres angenommen. Zum Schluß versicherte der selbstlose „Patriot von Montan", der alles gethan haben will, um den Bruderkampf zu vermeiden, seine „Compatrioten", daß ihn schlechterdings keine Verantwortlichkeit für das vergossene Blut treffe, ebenso wenig für seinen Wortbruch und seine und seiner Sippe Willkür, die ja nur die nothwendige Folge der halsstarrigen Haltung des „Rebellenführers" und der Mehrheit des Landes waren. Echte Tyrannenlogik!

Nunmehr war wieder Leben in die halbtodte Regierung gekommen. Sofort gingen Expeditionen ab zur Wiedereroberung der verlorenen Departamentos oder, wie der iglesistische Euphemismus lautete, zur „Pacification" des Landes. Nur griff der iglesistische Ring nicht an der richtigen Stelle an, aus Furcht, durch einen Miserfolg alles, was der 27. Aug. gebracht hatte, wieder in Frage zu stellen. Anstatt nach Arequipa zu ziehen, wo jetzt der Schwerpunkt der „Constitutionellen" war, wurde der Oberst Mas, der zum „Pacificador" von Mittelperu bestimmt war, nach Ica gesandt. Am 30. abends verließ er mit zwei Dampfern Callao, die, um ihr Ziel zu verbergen, die hohe See nahmen und dann am folgenden Tage vom Süden her in Pisco einliefen. Die Täuschung gelang. Der caceristische Hafenkapitän erschien mit zwei iqueñern Caceristen an Bord. Von ihnen erfuhr Mas, daß der General Cáceres mit einem Gefolge von 100 Mann in der Nacht zuvor angekommen sei, und sandte sofort einen Parlamentär ans Land, um die Uebergabe des Platzes zu verlangen. Dieser wurde jedoch auf dem Hafendamme angehalten und mußte unverrichteter Dinge zurückkehren. Cáceres, der die Vorgänge scharf beobachtet hatte, ließ, ehe noch das Boot mit dem Parlamentär vom Schiffe abstieß, seine Pferde, die bereits im Eisenbahnwagen waren, wieder ausladen und setzte seine Flucht zu Pferde fort, um über Ayacucho, Cuzco und Puno nach Arequipa sich zu begeben und dort die Rüstungen zu einem neuen Feldzuge gegen Lima zu betreiben.

Mas gebrauchte lange Zeit, um das Departemento Ica zu „pacificiren" und konnte erst im November gegen Ayacucho vorrücken, wo Cáceres' Minister Dr. Serpa und Dr. Carranza mit einer kleinen Truppenabtheilung sich befanden. An diese richtete er am 5. Nov. ein Schreiben mit der Aufforderung, ihm die wenigen Truppen zu übergeben, wogegen er in Vollmacht der Regierung des Generals

Digitized by Google

Iglesias ihnen wie den übrigen Caceristen Sicherheit der Person und des Eigenthums zusagte, während er andernfalls bei dem geringsten Widerstande mit „exemplarischer Strenge" drohte, „die er immer angewandt, wenn ihm Widerstand entgegengesetzt worden sei". Selbstverständlich erzielte der iglesistische Befehlshaber mit dieser Aufforderung nichts, da die beiden Minister alles aufboten, die Truppen wie das Kriegsmaterial dem General Cáceres zu erhalten. Nach fünf Gefechten konnte Mas endlich am 28. Nov. Ayacucho besetzen, von wo die Caceristen sich nach dem Apurimac zurückgezogen hatten. Am 18. Dec., nach einem fünfstündigen Kampfe, fand auch die Besetzung Huantas statt: eine Besetzung, die, wie Mas in seiner Ansprache an seine Soldaten von demselben Tage sagte, „die vollständige Pacification des Centrums der Republik bedeutete". Denn im Departamento Huancavelica hatte der caceristische Subpräfect Patiño, der am 24. Nov., unterstützt von einer Schar der Eingeborenen, in die von dem iglesistischen Obersten Jessup besetzte Departamentalhauptstadt eingedrungen, jedoch aus derselben wieder herausgeschlagen worden war, sich zurückgezogen, und Huánuco, das nördlichste Departamento von Mittelperu, war von den caceristischen Behörden ohne Kampf geräumt, sodaß der iglesistische Präfect dort am 13. Nov. hatte friedlich einziehen können.

Während der Oberst Pedro Mas Mittelperu „pacificirte", hatte der Kriegsminister Oberst Juan Martin Echenique mit dem Obersten Lorenzo Iglesias, einem Bruder des „Presidente Regenerador", die gleiche Aufgabe im Norden übernommen und am 6. Sept. sich mit der Division Rosa Gil in Callao eingeschifft. Zunächst wurden Truppen in Pacasmayo gelandet, das Gros aber ging mit dem Kriegsminister nach Paita und von da nach Piura, von wo der caceristische Präfect sich nach Ayabaca (und später über die ecuatorianische Grenze) zurückzog. Nach diesem Erfolge schiffte der Oberst Echenique unter Zurücklassung von einigen hundert Gensdarmen sich wieder in Paita ein, landete am 30. Sept. in Pacasmayo und vereinigte sich am folgenden Tage mit dem Obersten Iglesias in San-Pedro, wohin auch der Oberst Gregorio Relayze von Cajamarca mit seinen Truppen marschirt war. Hier ward der „Operationsplan" gegen Trujillo entworfen, wo der caceristische Widerstand unter dem Kapitän zur See Gregorio Miró Quesada, einem der aus Lima Ausgewiesenen, sich concentrirte. Am Abend des 2. Oct. brach man von San-Pedro auf: der Kriegsminister Echenique mit der Division Rosa Gil über Paijan nach Chocope, der Oberst Iglesias mit den Divisionen Flores und Relayze über die Zuckerpflanzung Mócan nach Ascope. Am 5. erfolgte im Chicamathale die Wiedervereinigung und dann der Marsch nach Huanchaco, einem kleinen Hafen, der zwei spanische Meilen von Trujillo entfernt ist. Am 7. wurde hier der Geschütz- und Munitionspark ausgeschifft, und am 8. begann mit einem Scharmützel bei La Esperanza der Kampf um Trujillo. Am folgenden Tage bemächtigten die Iglesisten nach einem ziemlich heftigen Gefecht sich des Weilers Mansiche, von wo aus die Stadt von 2 Uhr nachmittags bis zur Dunkelheit bombardirt wurde, weil Lorenzo Iglesias auf seine Aufforderung zur Uebergabe von Miró Quesada eine stolz ablehnende Antwort erhielt, in welcher ihm zugleich die Verantwortlichkeit für die Folgen eines Angriffs zugeschoben wurde, da er „einen Zustand der Dinge, den die ganze Nation zurückweise, ihr aufzwingen" wollte.

Digitized by Google

Am 10. Oct., als der Tag graute, brachen die Divisionen Flores und Relayze von Mansiche südöstlich auf, um den Weiler Mampuesto, 1000 Meter vor den Thoren Trujillos, zu besetzen und von hier aus die Stadt anzugreifen, gleichzeitig die Flucht nach der Sierra hindernd. Zu gleicher Zeit sollte die Division Rosa Gil von Mansiche aus den Angriff beginnen. Indeß in Mampuesto und besonders in Molina, 500 Meter von der Stadtmauer, war der Widerstand, der zum Angriff überging, um die verlorene Stellung von Mampuesto wiederzugewinnen, so stark, daß die Division Rosa Gil im Dauerlauf zur Unterstützung herangezogen werden mußte. Erst nach dreistündigem harten Kampfe waren die Vertheidiger in die Stadt zurückgeworfen. Eine halbe Stunde später drangen die ersten Iglesisten ein. Die Artillerie, die in La Molina aufgefahren war, wurde bis El Recreo vorgeschoben und der große Marktplatz vor der Kathedrale mit Bomben und Mitrailleusenfeuer überschüttet. Haus für Haus, Straße um Straße mußten genommen werden. Mittags waren die Vertheidiger auf den Marktplatz beschränkt, die Iglesisten im Besitz der einmündenden Straßen. Allein hinter den Barrikaden, die mit Brustwehren von Sandsäcken versehen und mit Geschützen besetzt waren, sowie von den Thürmen der Kathedrale, dem Stadthause und einigen Privathäusern wurde die Vertheidigung noch $2^1/_2$ Stunden fortgesetzt, bis es den Iglesisten gelang, die Barrikaden zu umgehen und auf den Marktplatz vorzudringen. Nunmehr war der Widerstand gebrochen, das Feuer verstummte; nur hin und wieder wurden noch einige Schüsse von Flüchtlingen abgegeben, die ihr Leben so theuer wie möglich verkauften. Die Angreifer hatten 150 Todte und 200 Verwundete, die Vertheidiger bedeutend mehr, da nach der Einnahme der Stadt erschossen wurde, wer mit den Waffen in der Hand angetroffen ward. Von 800 Mann wurden 300 Gefangene gemacht, und nur wenigen unter den Obersten Berrenechea und Romero war es gelungen zu entkommen.

Als der Kapitän zur See Miró Quesada, der vom Thurme der Kathedrale die Vertheidigung geleitet hatte, die Barrikaden umgangen und genommen sah, hatte er das Zeichen zum Einstellen des Feuers geben lassen und war zum Marktplatze hinabgestiegen, um seinen Degen dem Sieger zu übergeben. Doch kaum hatte er seinen Namen dem iglesistischen Führer genannt, als eine Salve krachte, die den Gefangenen zu Boden streckte. Drei Schüsse hatten getroffen, einer in das Bein, ein anderer die Hand zerschmettert, der dritte den Kopf gestreift. Als todt ließ man den Mann liegen, der im Dienste seines Vaterlandes eine ehrenvolle Vergangenheit hinter sich hatte, und stieß ihn verächtlich mit dem Fuße beiseite. Als der Cacerist wieder zum Bewußtsein kam, wurde ihm klar, daß sein Leben nur zu retten sei, wenn er weiter als todt gelte. So blieb er trotz seiner Schmerzen regungslos liegen, bis am Abend, als die iglesistischen Führer es angezeigt fanden, ihre vom Plündern und Rauben gesättigte und ermüdete Soldateska zu sammeln und einigermaßen wieder Zucht und Ordnung herzustellen, man ihn aufhob und im Hause des deutschen Handelsherrn Ludowieg barg. Der Oberbefehlshaber Lorenzo Iglesias erhielt jedoch Kenntniß von dem Aufenthalt des für todt gehaltenen Caceristen, ließ ihn mit Gewalt den Samariterhänden entreißen und in das überfüllte provisorische Militärlazareth, dem es an allem



Digitized by Google

gebrach*) und in dem bereits Brand und Blutvergiftung herrschte, bringen und dort auf ebener Erde betten, wo anstatt der ärztlichen Pflege den Gefangenen rohe Scherze der verlumpten iglesistischen Offiziere erwarteten und ihn über sein Geschick aufklärten. Nach drei Tagen gelang es endlich den Vorstellungen und Bitten etlicher nicht „compromittirter" Notabeln, die Erlaubniß zu erwirken, den „leicht" Verwundeten wieder nach dem gastlichen deutschen Hause überführen zu dürfen, und am 26. Oct. ertheilte der iglesistische Präfect Oberst Maximilian Frias demselben einen Geleitsbrief, um „in völliger Freiheit sich hinzubegeben, wohin er wolle". Miró Quesada kehrte nach Lima zurück, um im Schoße seiner Familie seine Wunden vollständig heilen zu lassen. Allein die Rachsucht der „Versöhnungsregierung" war nicht befriedigt. Ohne Rücksicht auf den Geleitsbrief wurde der Verwundete aus den Armen seiner Familie gerissen und nach dem Militärlazareth San-Bartolomé geschafft, wo infolge der schlechten hygieinischen Zustände die in der Heilung begriffene Kopfwunde schon nach drei Tagen sich bedenklich verschlimmerte. Trotz der Bitten seiner Gattin und seiner zwölf unmündigen Kinder, trotz der ärztlichen Gutachten, die gebieterisch den Wechsel forderten, wurde der Verwundete in seiner inficirten Zelle festgehalten, bis er am 14. Nov. seiner Kopfwunde erlag, ein Opfer der „Hochherzigkeit" des „Patrioten von Montan" und seines Ringes.

Was die Schurkerei am 10. Oct. in Trujillo nicht erreicht hatte, war in Lima nachgeholt worden. Es war ein feiger, gemeiner Meuchelmord, den der General Miguel Iglesias, der von den Witwen und Waisen und ihrem Jammer so viel Worte in seinen Proclamationen zu machen weiß, ausführen ließ. Bildet Trujillo mit dem 10. Oct. überhaupt ein schwarzes Blatt in der Geschichte des cajamarquiner Patriciers, der mit Blut und Eisen sein Vaterland „regenerirte" und in der „Nationalversammlung" von einem seiner alten Parteigenossen die Bezeichnung eines „blutgierigen Tyrannen" hinnehmen mußte, so ist dies Nachspiel, die Behandlung des Vertheidigers der Stadt, der sich dem Sieger als Gefangener stellt und seinen Degen überreicht, ein wahres Nachtstück, zumal Miró Quesada ein Beispiel von ritterlicher Behandlung des gefangenen politischen Gegners gegeben hatte, als er im Mai 1877 den Verschwörer Nicolas de Piérola als Gefangenen an Bord des Monitors Atahualpa in Iquique hatte. Für die Einnahme und Plünderung Trujillos wurde allen Offizieren bis zum Obersten aufwärts, die seit dem 23. Mai nicht befördert worden waren, eine Rangerhöhung gewährt und den nicht beförderten bei dem nächsten Avancement Patent vom 10. Oct. verheißen, allen aber ein besonderes Dienstjahr angerechnet. Und die Führer und Leiter, die Obersten Juan Martin Echenique und Lorenzo Iglesias, wie auch der „Pacificator von Mittelperu", der Oberst Pedro Mas, wurden sechs Monate später von den Mamluken der „Nationalversammlung" zu Brigadegeneralen ernannt. Und der Haltung der „Versöhnungsregierung" entsprach das Gebaren ihrer Militär- und Civilbehörden. In den „pacificirten" Departamentos hausten die iglesistischen

*) Der Kriegsminister Echenique holte erst am 11. Oct. von Lima Aerzte, Barmherzige Schwestern, Verbandzeug, Feldbetten u. s. w.

Digitized by Google

Ober- und Unterbefehlshaber, Präfecten und Subpräfecten ärger als in Feindesland. Die „Fuerzas pacificadoras" lebten auf Kosten der Bevölkerung der besetzten Orte. Wegnahme des Viehes und der Ernte und gewaltsame Rekrutirung wie auch starke Geldcontributionen waren an der Tagesordnung. Wer nicht gutwillig zahlte oder nicht zahlen konnte, wurde mit allen möglichen Drangsalen, Beschlagnahme seines Eigenthums, Einkerkerung, Entziehung von Speise und Trank u. s. w. heimgesucht, bis er sich zur Zahlung bequemte*): alles Maßnahmen, die, fast sollte man meinen, von den iglesistischen Proconsuln darauf berechnet waren, die Bevölkerung wie Einen Mann in die Arme Cáceres' zu treiben, sobald „der Lazarus von Arequipa", wie die limeñer Soldschreiber sich auszudrücken beliebten, „seine Auferstehung begehen" würde. Sagte doch der obenerwähnte Präfect von La Libertad, Oberst Frias, in einem officiellen Schriftstück an den Minister des Innern von sich selbst: er sei „eine Behörde des Kampfes und der Repressionen", welche „diese (seines Departamento) Bevölkerung drangsalte".

Inzwischen war am 1. Oct. der General Cáceres in Arequipa angekommen und mit außerordentlicher Begeisterung von der Bevölkerung empfangen worden, die aus der ganzen Umgegend herbeigeströmt war, um jubelnd den Soldaten zu begrüßen, der „mit unerschütterlicher Treue" gegen sein Vaterland in der Bresche gegen den äußern Feind gestanden hatte. Der bisherige „Jefe Superior Politico y Militar" von Südperu, César Canevaro, übernahm vorläufig als „Generalminister" die Verwaltung, gab sie aber schon nach Monatsfrist wieder ab, weil ihm seine „gebrochene Gesundheit" die Führung der Geschäfte nicht mehr gestattete. Darauf ward der „Civilist" Juan Francisco Oviedo mit derselben beauftragt, bis nach Ankunft der meisten frühern Minister am 20. Dec. in Voraussicht des neuen Feldzuges ein Ministerium gebildet ward, das verfassungsmäßig die Regierung selbständig zu führen hatte, wenn der General Cáceres an die Spitze des Heeres trat. Der bisherige „Generalminister" Oviedo übernahm mit dem Vorsitz das Finanzministerium, Dr. Flores Chinarro, Dr. Carranza und Dr. Garcia ihre alten Portefeuilles des Auswärtigen, des Innern und der Justiz, der Oberst Juan Ibarra, der als Präfect in Cuzco weilte, ward Kriegsminister.

Um diese Zeit kam der neue Gesandte der Vereinigten Staaten von Amerika bei der bolivianischen Regierung, Richard Gibbs, der einige Tage in Lima verweilt und mit seinem dortigen Collegen Seth L. Phelps wegen eines gemeinsamen Vermittelungsversuches Rücksprache genommen hatte, auf der Durchreise nach La Paz in Arequipa an und ward von dem General Cáceres empfangen. Seine in vertraulicher Weise gemachten Vorschläge fanden eine günstige Aufnahme. Es ward eine Commission ernannt, bestehend aus dem General César Canevaro, dem Minister des Auswärtigen Dr. Francisco Flores Chinarro und dem Vorsitzenden des

*) Die Contributionen waren durchgängig sehr hoch bemessen, ja oft fast unerschwinglich. So wurden z. B. in Piura zwei Caceristen je 20000 Silbersoles (72000 Mark), einem dritten 12000, einem vierten 10000 Silbersoles u. s. w. auferlegt, wobei die Frauen ebenso bedacht und behandelt wurden wie die Männer.



Digitized by Google

„Patriotischen Clubs" Francisco Ballon nebst zwei Secretären und etlichen Adjutanten, um in Lima die Schlichtung des Bürgerzwistes herbeizuführen, und ihr von Gibbs die Corvette Shenandoah zur Verfügung gestellt. In Lima war Phelps indeß weniger glücklich gewesen. Mittel- und Nordperu waren „pacificirt". Der iglisistische Ring pochte auf seine Waffenerfolge und zeigte sich spröder denn je und einer Vermittelung entschieden abgeneigt. Um einer solchen überhaupt auszuweichen und sie womöglich gegenstandslos zu machen, beschloß der Ministerrath nach der Besprechung, die Phelps am 27. Dec. in Ancon mit dem General Iglesias im Beisein des Ministers des Auswärtigen, Garcia Urrutia gehabt hatte, eine allgemeine Amnestie für die politischen Gegner zu erlassen. Am 31. Dec. erschien der Amnestieerlaß, unterzeichnet von dem „Provisorischen Präsidenten" und dem Gesammtministerium. „Beseelt von dem lebendigen und edeln Geiste der Eintracht, der ihr bisher zur Richtschnur ihrer Handlungen gedient hat"(?!), gewährte die Regierung volle Amnestie „allen, die in den revolutionären Reihen gekämpft", sowie „allen, die noch gegen die Regierung in Waffen stehen, vor dem 1. Febr. 1885 dieselben jedoch niederlegen und der Regierung sich unterwerfen", befahl, alle Militärprocesse einzustellen und die politischen Gefangenen in Freiheit zu setzen, drohte dagegen aber denen, die „diesen patriotischen Ruf" ungehört verhallen lassen und nach dem 1. Febr. noch in Waffen stehen sollten, ebenso ihren Anstiftern und Mitschuldigen mit der ganzen Strenge der Militärgesetze und den „Montoneros" (Freischärlern), die nur Banditen seien, mit dem Repressionsgesetz vom 8. Jan. 1883.*) Ueber die Wirkungen der Amnestie wie der Drohung auf Cáceres' Reihen gab der iglesistische Ring sich wol keinen Täuschungen hin. Ihr Zweck war, wie gesagt, lediglich der, Vermittelungsversuchen ein Paroli zu biegen. Wol war Iglesias zur friedlichen Beendigung des Bürgerkrieges bereit, aber auf der Grundlage der vorherigen Anerkennung seiner Regierung und Unterwerfung der cacerristischen Truppen, und ließ für diesen Fall dem General Cáceres „die wichtigste Mission in Europa" anbieten. Dieser Vorschlag, den Phelps seinem Collegen Gibbs telegraphisch übermittelte, erregte in Arequipa großes Aergerniß. Trotzdem ging die ernannte Commission am 8. Jan. 1885 auf der Shenandoah von Mollendo ab, nachdem der amerikanische Consul seinem Gesandten in Lima ihre Abreise telegraphisch angezeigt hatte, und kam am 10. abends vor Callao an. Sofort erhielt der Befehlshaber der Corvette eine Verwarnung Phelps' zugestellt, niemand von Bord zu lassen, bis er eine bezügliche Benachrichtigung erhalten habe, sodaß die Commission nicht einmal ihr Schreiben an den Gesandten absenden konnte, in welchem sie ihre Ankunft und den Zweck ihrer Sendung mittheilte, „damit es zur Kenntniß der Regierung von Lima komme". Am folgenden Morgen erschien Phelps selbst an Bord und ersuchte den General Canevaro, der ihm nun das Schreiben einhändigte, um eine vertrauliche Unterredung. Er wollte die Vor-

*) Dies „Repressionsgesetz" war von der „Souveränen Versammlung von Nordperu" gegeben und hatte für die Republik auch nicht den Schein der Gültigkeit, da es der ausdrücklichen Genehmigung der „Nationalversammlung" bedurfte, dieselbe jedoch nicht erhalten hatte.

Digitized by Google

schläge, wenn auch nur im allgemeinen, wissen, um den General Iglesias zu bewegen, die Commission anzuhören, deren Empfang er als sehr schwierig, wenn nicht unmöglich darstellte. Der Gesandte hatte nicht übertrieben. Die „Versöhnungsregierung", die angeblich „von den edelsten und festesten Vorsätzen beseelt war, durch die Verschmelzung und Eintracht aller Peruaner das Glück der Republik zu erreichen", wollte von einem Empfange schlechterdings nichts wissen, indeß, wie Garcia Urrutia mit schlecht verhehltem Hohn in seinen Noten an den Gesandten der Vereinigten Staaten von Amerika vom 12. und 14. Jan. schrieb, „mit patriotischem Wohlgefallen die Vorschläge anhören, welche ausgehend von der sofortigen Anerkennung der gesetzlichen (?!) Autorität, die Se. Exc. der General Iglesias bekleide, und der daraus folgenden Unterwerfung aller Streitkräfte, die dem General Cáceres gehorchen, die Commission zu formuliren für gut finde", und verlangte kategorisch von derselben entweder bis zum 15. Jan. 3 Uhr nachmittags „die angeführten Vorschläge" schriftlich klar und bestimmt vorzulegen, oder „andernfalls zu der angegebenen Stunde aus der Bai von Callao nach dem Orte ihrer Herkunft abzugehen". Als der Commission dieses Ultimatum zugestellt war, richtete sie am 15. ein Schreiben an Phelps, beklagte, daß man sie nicht gehört und ihre Vorschläge, ohne sie zu kennen, verworfen habe, obwol „es sich um die vollständige Pacification der Republik, um ihre Zukunft und um ihre höchsten Lebensinteressen handelte", und erklärte, „bezüglich der Rückkehr nach Mollendo vollständig unter den Anordnungen des Kapitäns Norton, des Befehlshabers der Shenandoah, zu stehen". So war denn auch dieser Versuch zur friedlichen Schlichtung des unseligen Bruderzwistes gescheitert und mit ihm auch der des argentinischen Gesandten General Villegas, der auf Betreiben einiger einflußreichen limeñer Notabeln Mitte December zuerst mit dem Kriegsminister Echenique und dann mit dem Minister des Auswärtigen Garcia Urrutia Besprechungen gehabt und angeblich*) für die Freiheit und Unabhängigkeit der Wahlen Bürgschaften zugestanden erhalten hatte.

Als die Commission, nach Arequipa zurückgekehrt, Bericht von ihrer fruchtlosen Sendung erstattet hatte, erließ der General Cáceres am 27. Jan. eine Proclamation an die Nation, die, wenn auch selbstverständlich voll von schweren Vorwürfen gegen „die Regierung von Lima" und ihre Parteigänger, doch durch ihre gemessene, ruhige Sprache vortheilhaft absticht gegen die des Generals Iglesias, in denen der anmaßende, polternde Soldat sich breit macht und mit Kraftausdrücken den mangelnden geistigen Inhalt zu ersetzen sucht. Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken. Hatte Cáceres früher, solange er lediglich als Heerführer dastand, persönliche Beleidigungen des „Patrioten von Montan" nicht gescheut; jetzt war er als „Provisorischer Präsident" der Staatsmann, der nur die Sache, nicht die Person zu treffen sucht. Er erwähnte den General Iglesias gar nicht und sprach nur von der „Regierung von Lima", die er vor dem ganzen Lande an-

*) Der Oberst Isaac Recabárren, der ehemalige Befehlshaber des „Nordheeres" (vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 784 fg.), behauptet es in einem Briefe an Francisco Ballon vom 12. Jan. 1885.

Digitized by Google

klagte. Sie habe, „beherrscht von einem ganz und gar unbegreiflichen Geiste der Unzugänglichkeit, mit unbeugsamer Hartnäckigkeit sich geweigert, jeglichen Vergleichsvorschlag anzuhören", obwol von ihr nichts weiter als „solide Sicherheiten für eine freie Wahl zur Gründung einer verfassungsmäßigen Regierung", welche als „unverfälschter Ausdruck des Volkswillens allen Parteien Achtung und Gehorsam auflegen könne", verlangt werden sollten; sie habe, „geblendet von einer ephemeren Gewalt", als einzige Lösung „die bedingungslose Anerkennung" ihrer Autorität und die Unterwerfung aller seiner Streitkräfte verlangt, eine Lösung, deren „Annahme die Republik wehrlos und gebunden denen aushändigen hieße, die ihre vitalsten Interessen geopfert" hätten und „die im Falle eines Appells an das Volk nicht zögern würden, ihren Willen unterzuschieben" und „die skandalösen Scenen der Fälschung" zu wiederholen, „welche der Märzversammlung den Ursprung gegeben"; sie habe somit ihn von neuem auf den Boden gestellt, den er habe verlassen wollen, „auf den Boden des bewaffneten Kampfes", und sie habe demnach ausschließlich die Verantwortlichkeit zu tragen für das Blut, das aufs neue vergossen werde. „Neue und schmerzliche Opfer", schloß Cáceres seine Proclamation, „werden dem Lande auferlegt werden in dem Feldzuge, der jetzt eröffnet werden und der über sein künftiges Geschick entscheiden wird. Ich habe das feste Vertrauen, daß das Land diese Opfer bringen und fortfahren wird, seine mächtige und wirksame Unterstützung zu gewähren. Meinerseits werde ich nichts unterlassen, um den Sieg der nationalen Bestrebungen zu sichern. Mein Blut und mein Leben gehören dem Vaterlande; wenn es mir gelingt, demselben seine geraubten Rechte und freiheitlichen Einrichtungen wiederherzustellen, werde ich den einzigen Ruhm, den ich erstrebe, erlangt und den einzigen Ehrgeiz, der mich beherrscht, befriedigt haben." Zu gleicher Zeit erließ der General eine Ansprache „an das Heer". Auch in ihr vermied er jede persönliche Verunglimpfung des Gegners und wies nur auf „die Herausforderung" der „in Lima herrschenden Faction" hin, die „mit ihrer halsstarrigen Weigerung, das Wort des Friedens und der Brüderlichkeit entgegenzunehmen", die Eröffnung eines neuen Feldzuges erzwinge. Trotz des empfindlichen Geldmangels wurden die Rüstungen mit großem Eifer betrieben. César Canevaro, der wieder nach La Paz gegangen war, beschaffte im Verein mit dem vertraulichen politischen Agenten Dr. Manuel Maria del Valle Waffen und Munition, wenn auch hin und wieder durch Verrath ein Transport in Chililaya (Puerto Perez), dem bolivianischen Hafen am Titicacasee, angehalten wurde, da die bolivianischen Behörden officiell strenge Neutralität beobachten und den Beschwerden des Vertreters der Regierung des Generals Iglesias Rechnung tragen mußten. Am 27. März verließ Cáceres in einem Extrazuge mit seinem Stabe Arequipa, nachdem die Truppen schon vorher über Puno nach Santa-Rosa, dem derzeitigen Endpunkte der Eisenbahnlinie Juliaca-Cuzco, befördert worden waren, und traf Anfang April in Cuzco ein, von wo er am 11. April nach Ayacucho aufbrach.

Digitized by Google

# Dora d'Istria.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Eine reizende Villa in Florenz, umgrünt von prächtigem Eucalyptus, ist das Denker- und Dichterheim einer seltenen Frau. Ziert jetzt den Thron Rumäniens eine Dichterin, Carmen Sylva, so darf man wol die ihr geistesverwandte Herrin der Villa d'Istria als ihre Landsmännin bezeichnen; denn ihr Haus schenkte der Moldau und der Walachei eine lange Reihe Hospodare, Vorgänger König Carol's I. Bukarest mit seinem orientalischen Charakter ist ihre Heimat, der 3. Febr. (22. Jan.) 1828 ihr Geburtstag. Ihr Oheim, Fürst Alexander X. Ghika, war Hospodar der Walachei, ihr Vater, Fürst Michael, sein Minister des Innern. Der Vater zeichnete sich durch Gelehrsamkeit vortheilhaft vor andern Bojaren aus, er war Archäolog; eine feingebildete Frau bereitete ihm eine durchgeistigte Häuslichkeit. So war es naturgemäß, daß beide ihrer Tochter Helene die sorgfältigste Erziehung, wie sie nur Reichthum und Rang gestatten, zutheil werden ließen; sie zeigte ein ungewöhnliches Sprachtalent und große Neigung zu ernsten Studien, und unter der Leitung des griechischen Professors Gregorios G. Pappadopulos wurde sie mit der Urmutter der Cultur, der griechischen Literatur, vertraut; sie lernte ihre erhabenen Poesien, ihre unvergleichlichen Philosophen, ihre von aufrichtiger Freiheitsliebe und glühendem Patriotismus erfüllten Historiker würdigen; mit bleibender Verehrung lohnte sie Pappadopulos, der sie in das griechische Alterthum, Volks- und Staatsleben einweihte und ihr Kenntnisse mit Bezug auf Politik und Kirche, intellectuelle und culturelle Ziele der Hellenen beibrachte. Mit ihrem südlichen, empfänglichen Naturell ist sie eine begeisterte Bewunderin des Hellenenthums geworden und hat für seine Ehre friedlich oder mit eingelegter Lanze, je nach den Umständen, gewirkt. Mit 15 Jahren bereits wagte sie sich an eine Uebersetzung der „Ilias" ins Deutsche und schrieb einiges für das Theater. Erstaunlich war ihr Talent für Sprachen; sie erlernte außer ihrer rumänischen Muttersprache Altgriechisch, Neugriechisch, Lateinisch, Russisch, Albanesisch, Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch, und manche dieser Sprachen wurde ihr so geläufig, daß sie ihrer völlig Meisterin ist, sie mit vollendeter Leichtigkeit und Anmuth handhabt; in die betreffenden Literaturen hat sie sich trotz des massenhaften Stoffes und der Verschiedenartigkeit derselben vollständig eingelebt und beherrscht sie mit souveräner Kritik. Auch für die Kunst zeigte Prinzessin Helene Ghika Verständniß und Begabung, die ihre Aeltern von berufener

Digitized by Google

Hand ausbilden ließen. Daneben wurde die körperliche Pflege keineswegs vernachlässigt, sondern Helene übte sich wie die Griechen des Alterthums, ihre Vorbilder, schwamm bald besser als ihre Brüder, wurde muthig und eine treffliche Touristin. Den Aeltern genügten nicht die Mittel, die in Bukarest zu Helenens Erziehung zu Gebote standen; sie wollten ihr die ganze Cultur des Occidents nahebringen und reisten darum mit ihr seit 1840. Zuerst hielten sie sich in Dresden auf, damals vielleicht der steifsten und ceremoniellsten Residenz; Helene wurde bei Hofe vorgestellt, und es berührte die jugendliche Uebersetzerin Homer's sympathisch, als sie sah, wie Prinz Johann als Philalethes Dante übersetzte und Prinzessin Amalie als Amalie Heiter ihre bürgerlichen Dramen schrieb. In Berlin bewies ihr der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV. väterliche Güte, und sie erregte durch Proben ihrer Kenntniß des Altgriechischen berechtigtes Erstaunen. Venedig bot die beste Gelegenheit zur Ausbildung ihrer künstlerischen Fähigkeiten; sie studirte voll Eifer die Geheimnisse der Malerei unter dem „Maler der Grazien", Schiavone, und hat es zu solcher Meisterschaft gebracht, daß ihr 1854 auf der petersburger Ausstellung für zwei Landschaften eine silberne Medaille ertheilt werden konnte. Ihre Stimme bildete sie aus bei Ciccarelli und Ronconi, später bei Persiani und Balfe; gern sang sie mit Persiani's Frau Donizetti's Duett „Addio" oder das Duett „Sull' aria" aus „Figaro's Hochzeit". Ende 1848 kehrte Helene Ghika mit ihren Aeltern nach Bukarest heim und wurde in der Gesellschaft wegen ihres Geistes wie wegen ihrer Schönheit gefeiert. Unter ihren Bewunderern ragte Fürst Alexander Koltzoff-Massalsky hervor, der dem vornehmsten Hause Rußlands angehörte, welches Rurik zunächststeht; er wurde im Februar 1849 der Gatte des wunderbaren Mädchens, das ihm nach Petersburg folgte. Die Ehe sollte jedoch keine glückliche werden; der Fürst war in großrussischen Ideen gänzlich befangen und der griechischen Kirche bigott ergeben, Helene aber hatte sich an den Alten geschult, ihr junges Herz der Freiheit geöffnet. Man zeichnete sie zwar bei Hofe aus, aber einem Nikolaus konnten ihre Ansichten nicht behagen. Der Despot und die Schwärmerin für Hellas verstanden einander nicht; wenn sie unbefangen ihre Gedanken aussprach, entsetzten sich die Altrussen. Zwar legte sich die gütige Kaiserin Alexandra Feodorowna ins Mittel und wies die Moskowiter mit den Worten zurück: „eine junge Frau von Geist und Charakter wie die Fürstin Koltzoff-Massalsky habe das Recht, ihre Meinung auszusprechen". Doch konnte es ihr in dem Rußland der Orlow und Kleinmichel nicht behagen; auch sagte das Klima ihrer Gesundheit nicht zu, und so trennte sie sich in friedlichem Uebereinkommen im April 1855 von ihrem Gemahl, sagte Rußland auf ewig Lebewohl und ging ins Ausland, zunächst nach der freien Schweiz. Der Fürst starb 1870.

Die Bildung der schönen Fürstin ruhte auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage, auf einer trotz ihrer Geburt und Religion durchaus freisinnigen und vorurtheilsfreien Beurtheilung socialer, politischer und religiöser Verhältnisse; sie war eine universelle, getragen von humanster und hochherzigster Gesinnung für ihre Mitmenschen, von einem energischen Charakter und seltener Willenskraft; unge-

Digitized by Google

wöhnliches Wissen, heller Verstand, hervorragendes Darstellungstalent, treues Gedächtniß bildeten werthvolle Hülfsmittel. So besaß sie alle Erfordernisse, um sich an die Welt zu wenden, die Feder zu ergreifen und ihre Gedanken zum Gemeingut werden zu lassen. Ihr Streben ging in erster Linie dahin, als Orientalin eine hohe Mission für den Orient zu übernehmen und sie mit Anspannung aller Kräfte durchzuführen; sie wollte den Occident genau bekannt machen mit Zuständen und Einrichtungen, Geschichte und Leben des Orients und den Zutritt zu diesem allen Gebildeten eröffnen; andererseits suchte sie den Orient mit der höhern Bildung und Civilisation des Abendlandes zu befruchten, auf seine Wiedergeburt hinzuarbeiten, zur Verbreitung vernunftgemäßer Freiheit in Religion und Staat beizutragen. So wurde sie zur Vermittlerin und Unterhändlerin zwischen Ost und West, als Kosmopolitin zu diesem Tauschgeschäft besonders berufen. Sie nahm als Schriftstellerin den Namen Dora d'Istria an; der Zusatz d'Istria war dem antiken Namen ihres gewaltigen Heimatstromes, der Donau (Ister), entlehnt. Sie wurde Mitarbeiterin der bedeutendsten Zeitschriften Europas, Amerikas und Asiens, z. B. der „Revue des deux Mondes" (seit 1858), der „Revue internationale", die vor kurzem ihren Aufsatz über die Kapitalsünden brachte, der belgischen „Libre recherche", des „Spectateur d'Orient", der „Espérance", der „Antologia nuova", des „Diritto", der „Rivista Europea" und zahlreicher amerikanischer, griechischer, schweizerischer, rumänischer Zeitungen; sie zog alles vor ihr Forum, schrieb gediegen und glänzend über alles, über sociale und religiöse Fragen, Politik, Kunst, Geschichte, Literatur und Reisen, entwarf anziehende Romane und dichtete; von besonderm Werthe sind ihre Studien über die Dichtung der Griechen, Rumänen, Serben, Albanesen, Bulgaren, Magyaren, Türken und Perser in der „Revue des deux Mondes". Dora d'Istria ist Mitglied einer großen Zahl gelehrter Gesellschaften und Akademien; ihr dauernder Aufenthalt in Italien führte zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts seitens mehrerer Städte; eine ganze Literatur ist über sie entstanden, von welcher Cecchetti's Biographie 1873 bereits die sechste Auflage erlebte. Sie verfaßte eine stattliche Anzahl größerer Arbeiten auch wieder mannichfachster Art. Als talentvolle Geschichtschreiberin bekundete sie sich in einer Geschichte ihrer Familie, der Fürsten Ghika vom 17. bis 19. Jahrhundert (2. Aufl., Florenz 1873), und in Studien aus den venetianischen Archiven (1867—68) über die venetianische Herrschaft in Oberalbanien, als Romanschriftstellerin in der Novellensammlung „Au bord des lacs helvétiques" (Genf 1864), die sie zuerst in der „Revue des deux Mondes" veröffentlicht hatte, als Literarhistorikerin in „La poésie des Ottomans" (2. Aufl., Paris 1877). Ihre Hauptstärke aber beruht in ihren ethnographischen, culturgeschichtlichen, politischen, socialen und kirchengeschichtlichen Werken.

Ihr erstes Buch, welches in Brüssel 1855 erschien, war betitelt „La vie monastique dans l'église orientale" und erlebte drei Jahre später (Paris und Genf) eine erweiterte Auflage. Wie eine Protestantin tritt Dora d'Istria dem Papstthum gegenüber, ihrer Ziele sicher und selbstbewußt; sie spricht gegen den Reichthum der Kirche und geißelt es, daß dieselbe so gern den geistig Armen rathe, auf das Himmlische Reich zu harren, während sie selbst stetig ihre Herrschaft auf Erden ausbreite; sie vergleicht die Priester dieser Kirche mit geübten Jägern, welche die

Digitized by Google

Erstlingsschützen da zu postiren pflegen, wo sich kein Wild zeige. Mit männlicher Entschiedenheit greift sie das Mönchswesen an; in ihm erblickt sie das Haupthinderniß der Civilisation in Ost- und Südeuropa, eine hierarchische Sklaverei, und ficht seitdem unverdrossen gegen jede Tyrannei auf geistigem Gebiete. Sie schildert die Klöster ihrer Heimat wie die Griechenlands, Macedoniens, Thessaliens, Palästinas, Armeniens und Aegyptens mit der ihr eigenen Anschaulichkeit. Das Werk machte ihr alsbald unter den Schriftstellern einen Namen und erregte zumal in der höhern Gesellschaft Aufsehen. Wie sehr ihr aller kirchlich-religiöse Despotismus gegen die Natur gehe, bewies sie in der Folge oft genug; als gläubiges und doch freisinniges Glied der orientalischen Kirche gab sie nicht zu, daß der christliche Glaube von menschlicher Willkür und Gewalt abhängig sein dürfe; ja sie näherte sich dem Protestantismus genug, um zu gestehen, daß auch ihre Kirche Mängel habe, zu deren Heilung niemand lieber beitragen würde als sie. In ihren Schriften „Les Roumains et la papauté", „La nationalité roumaine" u. s. w. rühmt sie den Rumänen nach, daß sie Nachkommen der alten Römer und mit den Italienern stammverwandt seien, aber von allen Völkern romanischer Rasse allein den Muth gehabt hätten, sich von Rom loszusagen; zuerst brachte das liberale Blatt „Diritto" diese Studien. Eng verbunden mit ihrer Antipathie gegen das Papstthum ist ihr Haß gegen Oesterreich; ihr Liberalismus beschränkt sich nicht auf die engen Grenzen ihres Vaterlandes; sie kämpft gegen jede Unterdrückung, wie in Religion, so auch im Staatsleben an; in der Hofburg aber sitzt für sie der natürliche Alliirte des Vaticans; der Feind Rumäniens ist Oesterreich. Um so sympathischer empfand sie natürlich für Italien, das so lange unter dem Joche Oesterreichs geschmachtet; voll Kraft und dabei auf Grund eifrigen Studiums sprach sie sich über seine kirchlichen und politischen Zustände aus, forderte Italiens kirchliche und politische Unabhängigkeit und begrüßte jubelnd den Tag, da sie mit eigenen Augen das Ziel ihrer Sehnsucht, Italien frei von einem Ende bis zum andern, schauen durfte: datirte sie ja die Civilisirung des Westens von dem Zeitpunkte an, da die Renaissance aus Italien ihren Triumphzug durch die Welt antrat und hellenische Ideen die römischen Traditionen verdrängten; bestritt sie doch den katholischen Institutionen den Ruhm der Weltreform, mit dem die Kirche sich so gern brüste, und gönnte ihn weit lieber dem freien Genius der deutschen Rasse.

Im Jahre 1855 hatte Dora d'Istria das Berner Oberland bereist und war die erste, welche das gefährliche und höchst mühselige Wagniß unternahm, mit sechs Führern den Mönch zu ersteigen; in Belgien, wo sie länger in Ostende weilte, hatte sie die letzte Hand an ihr Buch über das Klosterleben gelegt, war dann nach der Schweiz zurückgekehrt und veröffentlichte, neben Aufsätzen über die italienische Schweiz, 1856 in Genf ihr vierbändiges Werk „La Suisse allemande et l'ascension du Moench" (ins Deutsche übertragen in drei Bänden, Zürich 1858). Jetzt erst wurde sie in Deutschland in weitern Kreisen bekannt und man bewunderte allgemein ihre wissenschaftliche Tiefe, die Kraft ihres Geistes, den Edelsinn ihres Gemüthes. Dora d'Istria suchte die Ursachen darzulegen, warum die deutschen

Digitized by Google

Ideen die moderne Civilisation beherrschen; sie liebt Deutschland herzlich und sagt einmal: „Jeder liberale Geist muß wünschen, daß Deutschland groß und stark und völlig im Stande sei, gegen jedermann die Ideen zu vertheidigen, zu deren Repräsentation in der Welt es berufen ist. Ich bewahre mir gern die Ueberzeugung, daß das wahrhafte Deutschland, das Deutschland Luther's, Lessing's, Kant's, Schiller's und Goethe's, seinen erhabenen Instincten treu bleiben wird." Mit warmem Herzschlage begleitete sie darum unsern erhabenen Kaiser, als er Deutschland groß machte, gleichzeitig mit Italien Deutschland zur Einheit verhalf und den Alliirten des Papstes, Napoleon III., bei Sedan vernichtete, da fühlte die Rumänin mit uns.

Noch näher brachte sie der deutschen Leserwelt das Resultat großer Reisen und Studien im Geiste ihrer orientalischen Mission, die 1859—60 in zwei Bänden (Zürich) erschienenen und ihrem alten Lehrer Pappadopulos gewidmeten „Femmes en Orient". Mit stets wechselnden Farben und vollendetem Talent der Darstellung läßt sie vor unsern Augen die verschiedenen Völker des Ostens Revue passiren, führt uns an der Hand gewissenhafter Studien durch ihre Geschichte in ihr Haus, macht uns vertraut mit ihrer Lebensweise und ihren Traditionen, ihren Sitten und ihrer Denkart, ihren Tugenden und Schwächen, ihrer Poesie und nicht zum mindesten mit den Reizen der Natur, in der sie leben: so durchwandern wir Siebenbürgen, Rumänien, Bulgarien, Serbien, die wilde Natur Bosniens, Dalmatiens, Montenegros und Albaniens, Griechenland, das ihr seit der Kindheit als Idealwelt vor der Seele stand, die Türkei, wo sie die letzte Dichterin in der Sultana Hibetulla, der Schwester des Reformsultans Mahmud II., fand, und ganz Rußland mit seinen zahlreichen Völkerschaften. Wir können nicht genug staunen über ihre Belesenheit in allen Geschichten und Literaturen, über ihre Gabe, überall das unterscheidende Moment, die frappante Eigenthümlichkeit, das punctum saliens zu treffen und hervorzuheben; sie blickt wie eine Souveränin über alles hin, greift da und dort ins volle Menschenleben, und wo sie's packt, da ist's interessant. Im Sinne ihrer Mission sucht sie auf Detailstudien hin den Beweis zu liefern, daß die nothwendigen Bedingungen zu einer Wiedergeburt in den Völkern des Orients vorhanden seien; sie betont mit Nachdruck ihre natürlichen Anlagen und ihre erprobte Lebensfähigkeit, hält sie den zweifelnden Occidentalen vor Augen, fordert aber von den Orientalen die Preisgabe ihrer Vorurtheile und eine innige Interessenverschmelzung, um ihre Zukunft glücklicher und besser, würdiger und moderner zu gestalten. Sie bekennt sich offen zu „einem patriotischen Eigensinn" (entêtement), ist aber bei aller Begeisterung für ihre Landsleute voll Anerkennung für die Vorzüge der andern Orientalen; auch an dieser Stelle spricht sie beifällig von der Reformation, weil sie die Freiheit der Forschung geschaffen und siegreich zu Ende geführt habe, was der Patriarch Photius im 9. Jahrhundert und seine spätern Gesinnungsgenossen im Geiste des evangelischen Christenthums erstrebten. Ihrer Ansicht nach verdankte das Abendland der orientalischen Kirche in frühern Jahrhunderten vielfachen Segen und geistige Anregung. Nicht genug kann sie ihre Begeisterung für das griechische Alterthum aussprechen, was wol hauptsächlich den einseitigen münchener Historiker Fallmerayer zu seiner

Digitized by Google

schonungslosen Kritik des Buches in der „Allgemeinen Zeitung" veranlaßte. Besonders aber war es Dora d'Istria auch darum zu thun, die Stellung der Frau im Orient zu studiren und eingehend zu schildern, denn die Frage von der socialen Stellung der Frau ist vielleicht diejenige, welche ihren ruhelosen Geist am meisten beschäftigt. Ihr hat sie eins ihrer merkwürdigsten Producte: „Des femmes par une femme" (2 Bde., Paris 1865), ausschließlich gewidmet, ein Resultat gründlicher Forschung auf den verschiedenartigsten Feldern; wenige Bücher vereinigen wol ein solches Wissen auf socialem Gebiet, in Geschichte und Politik, in Gesetzgebung aller Völker und Zeiten, selbst in Medicin. Sie ist entrüstet über die geringe Meinung der Romanen von der Frau, von dem Ausspruch Lafontaine's „Es ist nichts, es ist eine Frau!", von der Anschauung Diderot's und Rousseau's, die Frau sei ein einfacher Zeitvertreib. Sehen die Romanen als Aufgabe des Weibes an, die Dienerin des Mannes zu sein, ist ihnen die Ehe lediglich ein Contract der Knechtschaft, so denkt Dora d'Istria mit Molière in der „École des femmes", vor allem gelte es für den Mann, das Herz der Frau zu gewinnen; wie Molière liebt sie echte Herzenswärme, nicht erkünstelten und naturwidrigen Platonismus; auch sind ihr bei all ihrer tiefen Gelehrsamkeit die gelehrten Weiber, die Précieuses und ihresgleichen zuwider. Der romanischen Gesellschaft stellt sie die germanische mit ihrer hohen Achtung vor der Frau gegenüber; nur da kann die Frau ein menschenwürdiges Dasein führen, wo sich Liebe und Achtung paaren, wo das Herz sein Recht behält, aber auch der Geist seine Anforderungen erfüllen kann, wo Mann und Frau auf gleicher socialer und geistiger Stufe nebeneinander stehen, Hand in Hand, Herz an Herz, Geist an Geist; beide müssen gleichberechtigt sein; die Frau darf nicht in allen Rechtsverhältnissen für minorenn, für unmündig gelten, wie es im Alterthum der Fall war und sich nur allmählich besserte; ihr Geschlecht darf kein Hinderniß für sociale Gleichstellung bilden. Dabei aber ist Dora d'Istria keineswegs eine Fürsprecherin radicaler Frauenemancipation; sie misbilligt vielmehr die politische Gleichstellung des Weibes, die staatliche Mitwirkung desselben. Um die brennende Frage an der Quelle selbst zu studiren, reiste sie 1880 nach Amerika, bei welcher Gelegenheit sie auch wieder Frankreich und Irland aufsuchte, kam aber unbeirrt nach ihrem Tusculum zurück; durch Schlagworte und Blender ließen sich ihr offener Geist, ihr klarer Verstand nicht verführen.

Für Griechenland war, wie schon erwähnt, Dora d'Istria von früher Jugend an begeistert; sorgfältig hatte sie seine äußere und innere Geschichte, seine Literatur und Kunst, das öffentliche und private Leben seiner Bewohner studirt und längst den Wunsch in sich gefühlt, den Schauplatz so viel versunkener Herrlichkeit von Angesicht zu schauen. Griechenland erschien ihr das geistige Vaterland jedes Verständigen, in Athen erging sich ihre Phantasie mit Vorliebe; sie fand, daß Griechenland im Alterthum dieselbe Rolle gespielt habe, die heute Deutschland zufalle. Im Mai 1860 traf sie in Athen ein, wo bereits alles einer Revolution gegen die bairische Dynastie entgegenreifte. Dora d'Istria hegte nicht den mindesten Zweifel an ihrem Ausbruch; um so mehr befremdete sie die Ahnungslosigkeit der Königin Amalie; die ihr gewährte lange Audienz wirkte enttäuschend auf die Reisende, sie fand

Digitized by Google

absoluten Mangel an Scharfblick und politischer Fähigkeit bei der Monarchin. Es war ihr das große Glück beschieden, unter der kundigen Leitung des Lehrers ihrer Jugend, des alten Pappadopulos, im Juli die Reise durch Griechenland machen zu dürfen. Voll Ehrfurcht schritt sie dahin auf dem heiligen Boden der Völkermutter; sie besuchte Attika, Böotien, Phthiotis, Phocis, Akarnanien und Aetolien, welche Provinzen den Gesammtnamen Rumelien führen, dann Achaja, Arkadien, Lakonien und Argolis und einige Inseln des Archipels, z. B. Euböa. Obwol die ganze Reise kaum zwei Monate dauerte, sammelte sie zahllose Beobachtungen und Eindrücke über die verschiedensten Personen und Gegenstände, erfaßte die charakteristischen Züge jeder ihr begegnenden Persönlichkeit oder Landschaft und stellte mosaikartig zusammen, was ihr auffiel, wenn es auch in keinem directen Zusammenhange untereinander stand; sie verbreitete Licht über manches Dunkle und fand andererseits reiche Belehrung über Irrthümer und Lücken ihres Wissens. Vom ersten bis zum letzten Tage ihrer Reise studirte sie; weit entfernt, von der Kenntniß Athens und anderer Städte auf das Land selbst zu urtheilen, ging sie in die Ortschaften, um einen Einblick in ihre Verhältnisse, Empfindungen, Freuden und Leiden zu gewinnen; mit Vorliebe verkehrte sie mit dem Volke und holte aus den Tiefen seiner Seele seine werthvollsten Geheimnisse herauf. Niemand verstand es besser, zu fragen, leichter das Wichtige und Wissenswerthe zu finden und vom Werthlosen abzuschälen; keine Hütte war ihr zu niedrig, keine Einsiedlerwohnung zu steil gelegen, überall tauchte sie auf und ging, gewiß um etwas belehrt, von dannen. So durfte sie wol selbst behaupten, sie sei nicht gekommen, um Theorien aufzustellen, sondern um möglichst viel an der Quelle zu beobachten; sie habe die Männer aller Parteien gehört, alle Stände studirt, mit gleicher Sorgfalt die Ziegenhirten auf dem Parnasse und die arkadischen Schäfer, die Phanarioten, die Professoren und Theologen Athens ausgefragt. Nach Oberitalien, wo sie in Livorno ihren Wohnsitz nahm, zurückgekehrt, gab sie die Frucht der Reise als „Excursions en Roumélie et en Morée" (2 Bde., Zürich und Paris 1863) heraus. Von dem Gedanken an die Wiedergeburt des Orients ausgehend, sprach sie ihre Ueberzeugung dahin aus, daß man das allgemeine Interesse Europas befördere, wenn man sich mit dieser Wiedergeburt beschäftige; auch unter den Wundern der Akropolis und der Propyläen hatte sie an das Abendland gedacht, von dessen Mithülfe sie die Wiedergeburt des Morgenlandes erwartete.

Dora d'Istria trug von ihrer Reise einen sehr günstigen Eindruck davon; sie glaubt an die Vervollkommnung und an eine schöne Zukunft Griechenlands; sie bewundert bei den Griechen der Neuzeit Tugenden, die ihr dafür garantirten, daß jene keine Mischlinge und Einwanderer, sondern die echten Nachkommen der alten Hellenen seien; auch in den Lumpen erkannte sie ihren edeln Typus wieder. Sie schildert sie beseelt von Vaterlandsliebe und Heldensinn, von Streben nach Bildung und Belehrung, wie es bei orientalischen Völkern gar selten sei, angespornt vom Wunsche, sich die Achtung der civilisirten Welt zu erzwingen, und meint: „Bei so hochherzigen Gesinnungen könnte diese Hand voll Menschen, die wieder eine Nation geworden ist, wol einst einen mächtigen Staat bilden, wenn die Nachkommen der Helden des Unabhängigkeitskrieges die Verleugnung und den Muth

Digitized by Google

der letztern nachahmen und sich dabei vor den Irrthümern und Fehlern hüten würden, die es jenen Helden des Unabhängigkeitskrieges nicht gestatteten, das von ihnen begonnene Werk zu vollenden." Es ist ihr darum zu thun, gegen Griechenland herrschende Vorurtheile und Abneigungen zu beseitigen, sie färbt wol bisweilen etwas zu warm ihre Darstellung, um die Ankläger desto schärfer abweisen zu können. Bitter spricht sie auch hier gegen die Politik Großbritanniens und Oesterreichs, vor allem aber greift sie Fallmerayer an, der behauptete, die heutigen Griechen seien ein modernes Mischvolk; sie nennt ihn einen tiroler Pamphletisten und geräth, wenn sie seiner gedenkt, in Ueberreizung. Voll Geist untersucht sie Staat und Volk in ihren einzelnen Beziehungen und Eigenthümlichkeiten; in eleganter geschmackvoller Sprache fließen ihre Wanderbilder dahin, oft taucht sie die Feder in die heiße Glut des Orients mit seiner märchenhaften Pracht, dann löst wieder kühles Raisonnement diese ab und sie vertieft sich in Statistik, Bodencultur und Industrie; ihre Naturschilderungen sind entzückend und von beständig wechselnder Färbung, sie kennt keine Wiederholungen, zieht hingegen gern Parallelen zwischen der alten und der neuen Zeit, und es überkommt sie wie eine Weihe, wenn sie auf dem classischen Boden Athens oder Spartas steht, für welch letzteres sie wegen des Heldensinnes und der Freiheitsliebe seiner Leonidas und Lysander die ausgesprochenste Vorliebe fühlt. Die neugriechische Literatur zog Dora d'Istria in hohem Grade an; war auch das Zeitalter Homer's und Hesiod's auf ewig vorüber, so konnte sie doch keinen Verfall bei einem Volke zugeben, das jetzt Dichter wie Graf Solomos und die fürstlichen Brüder Sutzos, Historiker wie Trikupis, Archäologen wie Pappadopulos, Kritiker wie Mustoxidis seine Söhne nannte. So stand die Fürstin vom Donaustrome, bewehrt wie eine Pallas, allen Anfeindern ihres Lieblingsvolkes gegenüber, zum Ueberzeugungskampfe bereit, und die Griechen schauten dankbar auf ihre große Freundin. Um ihren Dank in einer noch nie geübten Form auszudrücken, ernannte die Deputirtenkammer in Athen im April 1868 einstimmig Dora d'Istria zur Großbürgerin von Griechenland, und es erging über diese Auszeichnung ein Specialgesetz.

Dora d'Istria löste nach längerm Aufenthalt ihren Haushalt in Livorno auf und ließ sich in Florenz nieder, wo sie eine Villa erwarb. In ihr lebt sie, mit alter Schaffenslust schriftstellernd, im Verkehr mit den Gelehrten aller Völker, ein friedliches Stillleben. Von hier ergießt sich universelles Wissen durch Revuen und Schriften in die gebildete Welt, hierhin dringt das Licht aus allen Erdtheilen, und inmitten des elektrischen Stromes, der diesem Hin- und Herfluten entspringt, erhebt sich, ungebeugt von Alter und Studium, eine der Zierden ihres Geschlechts, sexu femina, ingenio vir.

---

Digitized by Google

# Joseph Ignaz Kraszewski.

Ein literarischer Essay

von

Robert Waldmüller.

Als einer der wenigen deutschen Schriftsteller, welche dem unlängst in Genf verstorbenen polnischen Dichter Joseph Ignaz Kraszewski mehr als vorübergehend begegnet sind, habe ich hin und wieder Gelegenheit genommen, über seine Schriften einzelnes mitzutheilen. Mit dem Landesverrathsproceß vom Jahre 1883 hörte unser Zusammenhang selbstverständlich auf; es ist mir aber auch nach der erfolgten Verurtheilung Kraszewski's, im Einklang mit dem ihm zuerkannten milden Strafmaße, keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß wenigstens ein anderes Interesse als dasjenige patriotischer Verblendung bei seiner Mittlerschaft zwischen dem Spionirbureau des französischen Kriegsministeriums und den nichtswürdigen deutschen oder halbdeutschen Umherhorchern nie im Spiel gewesen ist. Der traurige und durch den Makel des Verbrechens verdüsterte Ausgang seines Lebens braucht daher nicht das Andenken an die ehrenwerthern Seiten desselben völlig in den Schatten zu stellen, und ihnen mögen denn diese Zeilen gewidmet sein.

Kraszewski ist 1812 in Warschau geboren. Dorthin hatten sich seine Aeltern, welche sonst auf ihrem Gute Dołhe im grodnoschen Gouvernement lebten, gewandt, da die fortwährenden Truppendurchmärsche den Aufenthalt auf dem flachen Lande allzu vielen Gewaltthätigkeiten aussetzten. Sie waren altadeliger Abkunft. Der Großvater, Cajetan von Kraszewski, bekleidete das Hofamt eines Oberjägermeisters von Trembowla; der Vater war der letzte Chorąży, ein Titel, der sammt dem Amte mit der Theilung Polens abstarb. Außer Dołhe gehörte ihm als Erbherrn noch das Gut Peresudowicz. Die Mutter, eine geborene Nałęcz von Malska, wird als eine Frau von hervorragenden Geisteseigenschaften geschildert. Sie gebar ihrem Gatten noch zwei jüngere Söhne, Cajetan, von welchem der polnische Roman „Der Stallmeister von Brześć" verfaßt ist, ebenso die Preiskomödie „Die erbetene Courmacherei" und manches andere, und Lucian, der im Jahre 1863 nach Sibirien verwiesen, aber einige Jahre später zurückberufen wurde; endlich sei noch der Schwester des Dichters gedacht, sie starb 1853 als Gattin Gabriel von Łuniewski's.

Der kleine Joseph kam, um die Schule in Biala zu besuchen, 13 Jahre alt

Digitized by Google

zu seinem auf Gut Romanow in der Nähe von Biala ansässigen mütterlichen Oheim Victor von Malski, brachte dann noch ein Jahr auf der Schule in Lublin zu und bezog 1829 die Universität Wilna, wo er anfangs medicinischen Studien oblag, dann aber zur Philosophie überging. Schon damals fing er an zu schriftstellern, und der literarische Verein der Studenten mochte ihn bald vornehmlich interessiren. Mit dem Ausbruch der Revolution von 1830 ward dieser Verein von politischen Ideen ergriffen, und bald kam es im Schoße desselben zu dem Beschluß, nach dem Königreich Polen durchzubrechen und die dortige Bewegung zu unterstützen. Kraszewski befand sich unter denen, welche bei diesem Vorhaben gefaßt wurden. Sein Proceß dauerte ein Jahr. In der ersten Instanz zum Tode verurtheilt, ward er in der zweiten zu lebenslänglichem Soldatendienst im Kaukasus begnadigt. In Rußland gibt es aber Hinterthüren, die man kennen muß, um auch noch zu einer privaten dritten Instanz zu gelangen. Kraszewski's Großmutter kannte eine solche; eine Generalin verwendete sich für den lebenslänglichen Soldaten, und es erfolgte völlige Freisprechung.

Auf die Universität zurückgekehrt, vertiefte er sich in die Geschichte der polnischen Sprache und bewarb sich auf Grund einer Abhandlung dieses Inhalts um einen Lehrstuhl für die Universität Kiew. Seine Bewerbung hatte aber keinen Erfolg, und so siedelte er nach Volhynien über, wo er das Gut Omelno pachtete. Er hat bald darauf das Gut Grodek gekauft und, nachdem er sich von demselben wieder losgemacht hatte, das Gut Hubin an sich gebracht. Im Jahre 1838, also 26 Jahre alt, verheirathete er sich mit Sophie von Woronicz, Tochter des Adelsmarschalls und Nichte des Erzbischofs und Primas gleichen Namens. Sie brachte das Gut Kisiele mit in die Ehe. Von 1838 bis 1856 haben die Gatten theils auf letzterm, theils und zumeist auf Hubin gelebt, Kraszewski mit landwirthschaftlichen, vorwiegend aber mit literarischen Arbeiten beschäftigt, die Gattin mit der Erziehung ihrer Kinder. Der älteste Sohn hat sich dem Ingenieurfach gewidmet und ist jetzt Gutsbesitzer in Podolien; der zweite Sohn studirte in Jena, übernahm später Kisiele und ist jetzt in Galizien ansässig. Von den beiden Töchtern des Dichters lebt nur noch die ältere. Die jüngere heirathete einen Herrn von Łoziński, der aber im Jahre 1863 nach Sibirien deportirt wurde. Mit vieler Mühe erwirkte die unglückliche Gattin die Erlaubniß, ihm mit ihren zwei Kindern dahin folgen zu dürfen. Er erlag dem dortigen Leben im Jahre 1870, und die Witwe mit ihren Kindern erhielt nun die Erlaubniß, ihren Aufenthalt in Dresden zu nehmen, woselbst ihr Vater, dessen wachsende Popularität als Schriftsteller ihm im Jahre 1863 eine Ausweisung aus Rußland zugezogen hatte, seit dem Februar dieses Jahres lebte. Aber ihr Reiseziel hat die hart geprüfte Frau nicht erreicht. Auf der im Schlitten mit ihren Kindern unternommenen Heimfahrt von Sibirien schleuderte an irgendeiner tief verschneiten Stelle zwischen Kasan und Nishnij-Nowgorod ihr Schlitten so stark, daß eins ihrer Kinder hinausgeworfen wurde. Es nahm keinen erheblichen Schaden. Der Schreck hatte die junge Frau aber tödlich getroffen. Im Alter von nur 32 Jahren ist sie auf der nächsten Poststation gestorben. Die beiden Waisen hat man der Großmutter gebracht, die nach der Verbannung ihres Gatten in Warschau geblieben war.

Digitized by Google

Wie nicht wohl zu bezweifeln ist, hatte Kraszewski nichts begangen, das sich ihm nachweisen ließ. Ihn zu verbannen, statt ihn festzusetzen, wäre sonst gegen alle Staatsraison gewesen. Aber seine längst vorsichtig gewordene Feder mußte eben vor allem wegen dieser ihrer Eigenschaft unbequem geworden sein.

Es ist vorhin gesagt worden, daß Kraszewski bis zum Jahre 1856 theils auf Hubin, theils auf Kisiele blieb. Im Jahre 1844 hatte er vergebens um die Erlaubniß gebeten, Warschau zu besuchen, das er, seitdem er dort das Licht der Welt erblickte, nur auf seiner Hochzeitsreise gesehen hatte; 1846 durfte er dann einige Wochen dort zubringen. Vielleicht hätte er damals sich dort auch dauernd niederlassen können; die Ursache, warum er es nicht that, ist unklar; möglich, daß er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, in politische Wagnisse hineingezogen zu werden, von denen er sich keinen Erfolg versprach. In seiner ländlichen Abgeschiedenheit konnte er seine literarische Thätigkeit, wie er glauben mochte, in ersprießlicherer Weise fortsetzen.

Aber als er ein weiteres Jahrzehnt die Dinge aus der Ferne beobachtet hatte, ließ es ihm inmitten seiner Scheuern und Felder keine Ruhe mehr; er wandte sich zwar nicht nach dem brodelnden Centrum aller politischen Tagesfragen Polens, aber er siedelte doch nach einer Stadt über, nach Zytomierz. Der volhynische Adel fühlte sich dadurch sehr geehrt. Man berieth, wie dem berühmten Manne dies Gefühl noch anders als durch Gastgelage auszudrücken sei, und endlich besann man sich, daß man ihm ja die höchste Würde übertragen könne, welche Zytomierz überhaupt zu verleihen im Stande sei, nämlich das Curatorium des Gymnasiums und der Schulen. Bei der großen Lust am Arbeiten, ja am Ueberarbeiten, welche ein Charakterzug Kraszewski's war, ist wol anzunehmen, daß ihm die ehrenvolle Würde nicht unwillkommen erschien. Ob auch das weitere Aemtchen, die Oberleitung des eben erst entstandenen „Theaters des volhynischen Adels", hierüber möchten Zweifel erlaubt sein; übernommen hat er es aber auch.

Der volhynische Adel sollte nun sich zu einer Gegenleistung bequemen. Es handelte sich um Aufhebung der Leibeigenschaft. Im „Königreich" Polen gab es keine Leibeigene mehr. Die litauischen Gouvernements theilten aber noch mit dem übrigen Rußland dieses vielverurtheilte Institut, und Kraszewski, welcher fleißig gegen dasselbe zu Felde gezogen war, wollte den Adel von Volhynien, Podolien und der Ukraine dahin bringen, sich der Adresse der litauischen Provinzen anzuschließen. Vergebliche Liebesmüh'! Er blieb mit seinem Schwiegersohn Łoziński und einigen wenigen in der Minderheit.

Wie man weiß, hat sich die Sache später doch noch gemacht — allerdings auf Anregung der russischen Regierung, und Kaiser Alexander II. hat jenen Provinzen für die von ihnen überreichte gemeinsame Petition denn auch seinen besondern Dank ausdrücken lassen, ja ihr Vorgehen den andern russischen Gouvernements sogar als Vorbild empfohlen. Gefolgt ist ihnen, nicht voraufgegangen, der Adel des petersburger Gouvernements, und so darf Kraszewski's Eintreten für die Bauernbefreiung in jenen Provinzen als eine wesentliche Beihülfe zur Lösung dieser Aufgabe auch in Bezug auf Rußland angesehen werden.



Digitized by Google

Zytomierz hat Kraszewski bis zum Jahre 1859 bewohnt. Wie vorauszusehen gewesen war, hatte es für ihn nur eine Etappe auf dem Wege nach Warschau sein sollen. Im Jahre 1859 siedelte er nach letzterer Stadt über, allseitig gedrängt, an der Spitze einer Zeitungsredaction die polnischen Ansichten über das Maß der Ansprüche auf Erfüllung der den Polen einst von Rußland gemachten Zusagen zu vertreten. Man hatte dieselben freilich durch Revolutionen wiederholentlich selbst in Frage gestellt, gerade wie dies im Posenschen der Fall gewesen ist; aber wenn hier allzu große Milde zu Aufständen ermuthigt hatte, so war die Lage der unter die Zarenoberherrlichkeit gerathenen Polen nachweisbar eine schwer erträgliche gewesen, und eine maßvoll redigirte Zeitung konnte, so meinten die gemäßigten Elemente der Nationalpartei, manches zur Anbahnung leidlicher Zustände beitragen.

Hätte Kraszewski zu einer minder gewitterschwülen Zeit als die des Jahres 1860 mit einer solchen Zeitung hervortreten können, so wäre die Wirkung seiner beschwichtigenden Thätigkeit, welche der Stimmung seiner Landsleute gleichzeitig geschickt Rechnung trug, möglicherweise eine nachhaltig fruchtbringende gewesen. Im Jahre 1860 hatten die Ungeduldigen aber bereits den Maßvollen den Wind abgewonnen, und die Manifestationen von 1861 bewiesen bald, daß der Vulkan nicht lange mehr sich auf unterirdisches Donnergrollen beschränken würde. So kam es denn, trotz der Abmahnungen Kraszewski's und Andreas Zamojski's, zum gewaltsamen Ausbruch, und als derselbe, wie sie vorausgesagt hatten, in wenigen Stunden zu Boden geschlagen worden war, wurde dem einen wie dem andern durch Landesverweisung bedeutet, daß man, wie Minister Manteuffel sich ausgedrückt haben würde, Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln erst recht nicht brauchen könne. So wenigstens berichtet Kraszewski's Biograph Bohdanowicz.

Für Kraszewski war seine Verbannung begreiflicherweise zugleich eine Wohlthat und eine schwere Heimsuchung. Seine Familie konnte ihm nicht folgen; Polen, an dem er mit allen Herzensfasern hing, war hinfort für ihn verschlossen, und er stand doch erst im 51. Jahre, hatte in seinem Wesen nichts Kosmopolitisches großzuziehen Gelegenheit gehabt, war durch den bisher ihm auferlegt gewesenen Zwang sogar recht eigentlich mit der Scholle seiner Heimat unlösbar verwachsen. Andererseits umgab ihn in Dresden mehr Freiheit, als er je bisher geathmet hatte. Nicht schrankenlose freilich. Wo hätte Rußland damals nicht seine Späher gehabt! Polnische Flüchtlinge waren in Masse nach Dresden gekommen. Sie durften nicht aus den Augen gelassen werden. Auch Kraszewski wurde beobachtet. Er hatte ein Häuschen in Blasewitz gekauft. Aber Blasewitz mochte außerhalb des Gesichtskreises der auf die Polen vigilirenden Organe liegen, er durfte das Häuschen nicht beziehen. Er hat sich bald darauf in der Stadt selbst, in der Pillnitzer Straße, ein Haus gekauft, wo ich ihn zum ersten mal gesehen habe, veranlaßt dazu durch eine eingehende, mir durch Freundeshand zugesandte, von ihm herrührende polnische Besprechung meines im Jahre 1872 erschienenen Romans „Das Vermächtniß der Millionärin", eines Werkes, das polnische, eigentlich galizische Charaktereigenthümlichkeiten zum Vorwurfe hat und sie ebenso wenig schont,

Digitized by Google

wie Kraszewski in dem zwei Jahre später von ihm verfaßten, sehr lesenswerthen Roman „Morituri" die Schwächen des ganzen polnischen Nationalcharakters geschont hat.

Auf seine literarische Thätigkeit im einzelnen läßt sich hier nicht eingehen. Nur ein kleiner Bruchtheil seiner zahllosen Werke ist ins Deutsche übersetzt worden, und zwar nicht durchweg das Bessere; der Roman „Die Gräfin Cosel" ist beispielsweise eine seiner schwächsten Leistungen. Erwähnt sei hier, außer den „Morituri", deren Gegenstück die „Resurrecturi" (1876); auch die Novellen „Jermola, der Töpfer" (1857), „Der Dämon" (1879) und „Ulana" (1843). Aus den Titeln vieler seiner Schriften aus früherer Zeit läßt sich auf eine humoristische Ader schließen, von welcher aber später nichts mehr durchzuklingen vermag; so „Zwei und Zwei sind Vier oder der Bäcker und seine Familie", „Die vier Hochzeiten", „Die Coteletten", „Die Abende oder die Schicksale einer Perücke". Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist meines Wissens außer seinen Dante-Vorlesungen nichts verdeutscht worden; sie sind vorwiegend historischen Inhalts und haben ihn in den ersten Jahren seines dresdener Aufenthalts viel beschäftigt. Es scheinen ihm damals zahlreiche Memoiren, Manuscripte und sonstige für die Geschichte Polens wichtige Documente zugeströmt zu sein. Er hatte deshalb auch eine polnische Druckerei in Dresden eingerichtet. Die Sachen erschienen anonym, damit ihnen der Zugang nach Polen nicht zu sehr erschwert werden sollte. Anderes passirte unter dem Pseudonym „B. Boleslawita". Es gibt übrigens fast keine Dicht- oder Erzählungsart, die er nicht zu einem oder dem andern Stoffe sich dienstbar gemacht hätte. Schon als Sechsundzwanzigjähriger gab er zwei Bände Poesien heraus. Eine umfangreiche erzählende Dichtung betitelt sich „Anafielas". Unter seinen Bühnenstücken gibt es Lust- und Trauerspiele. Gegen den Abend seines Lebens (1875) begann er noch ein Werk, das bestimmt war, die hauptsächlichsten Perioden der polnischen Geschichte seinem Volke in Romanform vor Augen zu führen. Obschon das Unternehmen auf etwa 75 Bände veranschlagt war, schreckte es ihn nicht. Er hatte sich zu lange mit polnischen Chroniken und ungedrucktem Quellenmaterial beschäftigt, als daß bei seinem trefflichen Gedächtniß ihm anderes als das Niederschreiben Mühe hätte machen können; denn das Fabuliren war seine Leidenschaft, und ihr in seiner Einsamkeit nachzuhängen bereitete ihm Genuß. Nach sechs Jahren waren denn auch 30 Bände schon fertig. Ob das übrige ebenfalls zu Stande gekommen ist, vermag ich nicht zu sagen, doch halte ich es nicht für unglaublich. Diese Fähigkeit Kraszewski's, sich an eine weitschichtige Arbeit festzuschmieden, ohne ihrer überdrüssig zu werden, hat vor allem denen für räthselhaft gelten müssen, welche wußten, daß er nebenher Mitarbeiter an 16 polnischen Zeitschriften war, und daß er über Kunst und Literatur, soweit sie sich durch Lektüre oder durch Reisen seinem Blick übersichtlich machen ließen, die polnische Lesewelt beständig auf dem Laufenden erhielt. Auf 36 periodische Schriften und Zeitungen — deutsch, englisch, französisch und italienisch — war er abonnirt. Welche Fertigkeit im Geschwindlesen gehörte dazu, um nur, gleichsam



Digitized by Google

bienenartig von einem Blumenbeet zum andern fliegend, den Stoff zusammenzutragen, der für diese Correspondenzen taugte! Es kommt noch hinzu, daß Kraszewski zeichnete und selbst auch auf Porzellan und in Oel malte — einige seiner Werke hat er sogar illustrirt, z. B. sein „Album I" (1863), seinen polnischen „Wandkalender" (1866) —, daß er nicht minder musikalischen Neigungen nachhing, fleißig Klavier spielte und selbst sich aufs Componiren einließ; einige solcher Sachen sind veröffentlicht worden.

Fragt man, wie war diese unerhörte Vielgeschäftigkeit denkbar, ohne daß sie ins Oberflächliche ausgeartet sein soll, so ist die Antwort: er lebte ganz und ausschließlich diesen Beschäftigungen, hatte für nichts anderes Zeit nöthig. Der Tod seines in Sibirien gestorbenen Schwiegersohns war, wie erwähnt, die Veranlassung gewesen, daß die nun verwitwete Tochter Kraszewski's sich vorgenommen hatte, die dresdener Einsamkeit ihres Vaters zu theilen. Ihr Tod auf der Herreise vereitelte diesen Plan. So blieb er zwischen seinen Büchern und Schriften denn allein. Er hatte, ohne Einspruch zu erfahren, im Jahre 1872 oder 1873 sich eine Villa am Waldsaum der Dresdener Neustadt gekauft. Dort habe ich manche Stunde mit ihm verplaudert. Es war ein sehr einfaches, unmittelbar an das Waldbächlein, die Prießnitz, grenzendes Häuschen und Gärtchen, das aber für seine bescheidenen Bedürfnisse um so besser genügte, als die weite Entfernung von dem altstädtischen Fremdenviertel ihn gegen zeitraubende Besuche schützte. Ein Gärtner oder Hausmann mit Frau und Kindern waren seine einzigen Hausgenossen. Erst nachdem die ihm zum Jubiläum von seinen Landsleuten dargebrachten Geschenke nicht in jenem kleinen Häuschen unterzubringen waren, vertauschte er die kleine Villa gegen eine größere in der nämlichen Straße. Kraszewski's Biograph gibt an, seine eigentliche Arbeitszeit habe von 4 Uhr nachmittags bis tief in die Nacht hinein gedauert; er scheint im Laufe der Zeit immer mehr Abend- und Nachtarbeiter geworden zu sein, doch immer so, daß er nicht mehr für den Besuch von Concert und Theater oder für Gesellschaften freie Stunden hatte; mir selbst sagte er, zumeist fange er um 6 Uhr abends an zu arbeiten, komme oft erst um 2 oder 3 Uhr zur Ruhe und schlafe dann bis tief in den Morgen hinein. Seine geistige Thätigkeit blieb, auch wenn er körperlich leidend war, die nämliche, und nur wenn er durch Reisen oder sonstige Abhaltungen seine Lebensgewohnheiten unterbrechen mußte, fühlte er sich oft gebrochen und kraftlos. So bei den archäologischen und literarischen Congressen, wohin die krakauer Akademie der Wissenschaften und andere Körperschaften ihn deputirten; aber auch die Reisen nach Spaa, nach der Riviera, nach Hyères, wohin er bald wegen Steinbeschwerden, bald wegen hartnäckigen Hustenreizes von seinem Arzte geschickt wurde, gewährten ihm nur zweifelhafte Erholung. Von seiner äußern Erscheinung konnte die zu Ehren seines funfzigjährigen Schriftstellerjubiläums geschlagene Medaille nur einen unvollkommenen Begriff geben. Sie zeigt volles Haupthaar, dünnen Vollbart und ein scharfgeschnittenes gut proportionirtes Profil. In den spätern Jahren war die Haltung seiner kaum mittelgroßen Gestalt eine gebückte geworden und seine Nase hatte an Spitze zugenommen; seine geistvollen blauen Augen und sein volles blondes, nur wenig mit Grau gemischtes Haar, ebenso die Leichtigkeit, mit der

Digitized by Google

er sich in gutem Französisch oder auch in minder gutem Deutsch ausdrückte, ließen aber den Eindruck des wirklich Greisenhaften nicht aufkommen.

Diese Skizze hat sich auf das Wenige zu beschränken gehabt, was in Hinblick auf den berechtigten Niedergang der dem Dichter der „Morituri" bis vor wenigen Jahren in Deutschland entgegengebrachten Sympathie über ihn und seine Schicksale zu sagen statthaft war. „Obschon mein Leben offen dalag", so heißt es in der Rede, mit welcher er am 3. Oct. 1879 in Krakau den Veranstaltern seines glänzenden Jubiläums dankte, „so hat doch nicht ein jeder es gesehen, so hat doch nicht ein jeder es verstehen wollen. . . ." Hätte es doch offen daliegen dürfen bis an sein Ende! Welch ein edler, vornehmer Geist weht selbst uns, die wir den Gang der Weltgeschichte nicht auf Kosten unserer Nationalität in seinem völkerzermalmenden Schritt aufhalten dürfen und wollen, aus jener Ansprache entgegen! „Der Kreis meiner Thätigkeit", heißt es an einer andern Stelle, „war in der That bescheiden; ich beschränkte mich, ohne über meine Kräfte zu gehen, auf Verwendung der Mittel, die mir zu Gebote standen, nicht nach dem gewöhnlichen Begriff derselben, sondern nach dem Maße ihres wirklichen Vermögens und Einflusses. Als eins der Hauptmittel diente mir dazu die Erzählung, eine uralte Form, die schon als Wärterin an der Wiege der Menschheit im Osten sitzt und zugleich mit derselben wächst; die Erzählung, diese bescheidene Ernährerin, dieser Proletarier der Literatur, welcher den Boden urbar macht, ihn pflügt, bearbeitet und oft die ersten Samen auf denselben ausstreut." . . . „So habe ich", fährt er fort, „während eines halben Jahrhunderts dieses schwarze Brot der Werkeltage gebacken. Möglich ist es, daß Kleie und Spreu sich darin gefunden haben, das kann sein, unsauber Schliffiges aber war nicht darin vorhanden."

Das war noch sein stolzer Standpunkt an jenem in der ganzen Welt, soweit sie Polen beherbergt, festlich begangenen Tage. Aber den im Finstern Wühlenden hatte er damit nicht genug gethan. Was ein jeder abgedankte Marinelli hätte leisten können: Abschriften von secreten Militärreglements oder ähnlichen Dingen von Dieben erhandeln und an eine vorgeschriebene Adresse weiter befördern: für solche Handlangerarbeit sollte sich auch der gefeierte Lieblingsdichter seines Volkes nicht zu gut halten. Ohne solchen Beweis seines polnischen Patriotismus war alles, was er gethan hatte, nur leerer Klang. Er hat sich gewiß lange gesträubt; aber wer weiß, welche Mittel in Bewegung gesetzt wurden, um seinen Widerstand zu ermüden.

Und endlich stieg Kraszewski von seinem Postament hinab.

---

Digitized by Google

# Die neueste Moorcultur in Deutschland.

Von

Victor Kurs,

Major a. D.

Unter dem Titel „Die holländischen Veene. Ein Beitrag zur Kenntniß der Moorcultur" ist in dieser Zeitschrift*) geraume Zeit, ehe ein „Verein gegen das Moorbrennen", eine „Preußische Centralmoorcommission" und ein „Verein zur Förderung der Moorcultur im Deutschen Reiche" existirte, ein Aufsatz erschienen, der das deutsche Publikum über die segensreichen Erfolge einer rationellen Cultivirung der Moore, wie sie auf den holländischen Veenen seit etwa 1—200 Jahren betrieben wird, und über die Wichtigkeit eines ähnlichen Vorgehens in Deutschland in überzeugender Weise aufmerksam gemacht hat. Die 18 seitdem verflossenen Jahre sind denn auch zum Glück in dieser Beziehung nicht ungenutzt verstrichen. Nicht nur daß das Publikum — zunächst freilich nur das durch den „Moorrauch", ein Product der Brandcultur der Moore, in Mitleidenschaft gezogene — energisch auf Abschaffung des Moorbrennens drang, und daß die betheiligten Kreise mit durch die dahin zielenden Bestrebungen auf andere Verfahrungsarten, das Moor auszunutzen, hingewiesen wurden: auch die Regierungen haben sich seitdem der Cultivirung der Moore angenommen, theils indem sie Hochmoorkanäle, die schon früher begonnen waren, energischer als bisher in ihrem Bau förderten, theils indem sie im ausgedehnten Maße neue Kanäle zur Erschließung der Moore in Angriff nahmen. So hat Preußen in Verbindung mit dem Deutschen Reiche den Ems-Jadekanal zwischen Ems und Wilhelmshaven, der für Marinezwecke von ziemlich untergeordneter Bedeutung ist, wesentlich im Interesse der Erschließung der gewaltigen Moore in der Gegend von Aurich gebaut, und Preußen allein stellt auf dem linken Emsufer in jenen Wüsteneien, die unter dem Namen des Bourtanger Moores zusammengefaßt zu werden pflegen, ein sehr bedeutendes Kanalnetz her, lediglich im Interesse der Cultivirung jenes Hochmoors; es besteht dies aus einem der Ems parallel laufenden Süd-Nordkanal, der etwa in der Höhe von Lingen beginnt und in der Höhe von Papenburg (beide Städte liegen auf dem rechten Emsufer) endigt, vier Querkanälen, zur Verbindung mit der Ems dienend und bei Hanecken, Meppen, Haren und Aschendorf in diese mündend,

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, V, 1., 458 fg.

Digitized by Google

und endlich fünf Querkanälen, die auf der linken Seite des Süd-Nordkanals dessen Verbindung mit dem benachbarten holländischen Fluß- und Kanalnetz herstellen. Für diese Kanalbauten hat Preußen nicht weniger als 13 Mill. Mark ausgegeben.

Auch das Großherzogthum Oldenburg hat sowol für den Hunte-Emskanal als Hauptquerader seiner großen Moore, wie für die Verbindungen seiner verschiedenen Hochmoorflußläufe (Sater-Ems, Barsseler Tief und Nordloher Tief, sämmtlich Zuflüsse der Ems) und für Zweigkanäle zum Anschluß an das oldenburgische und preußische Kanalnetz Geldmittel aufgewendet, die im Vergleich zu der geringen Steuerkraft der Bevölkerung wenigstens des eigentlichen Herzogthums Oldenburg recht erheblich genannt werden dürfen, so allein in der Finanzperiode 1879—81 eine halbe Million Mark.

Obgleich durch diese Kanalbauten in erster Linie gerade die in jenem eingangs erwähnten Artikel mit vollem Recht besonders gepriesene holländische „Veencultur" vorbereitet wird und werden sollte, haben im Laufe der letzten Jahrzehnte in Deutschland die Bestrebungen zur Förderung der Moorcultur aus Gründen, die in der Sache liegen, nicht die durch die holländischen Vorgänge vorgezeichnete Linie innegehalten, sondern großentheils in andere Richtungen eingelenkt.

Der Hauptsache nach ist das darin begründet, daß in Deutschland im ganzen und großen der Torf als Brennmaterial nicht in dem Maße mit der Kohle concurriren kann, wie es in Holland der Fall war und theilweise noch ist, und daß eben die Erkenntniß von dieser zu geringen Verwerthbarkeit des Torfs auf Cultivirungsmethoden gerathen ließ, die nicht auf die Verwerthung des Torfs als Brennmaterial basirt sind. Ehe indeß auf die hierher gehörigen Fragen näher eingegangen wird, sei eine Schilderung der Entstehung und Verbreitung der Moore vorausgeschickt.

Die Entstehung der Moore ist zunächst abhängig von dem Vorhandensein moorbildender Pflanzen. In sehr kalten Klimaten fehlen solche und in sehr warmen Klimaten können sie, wie dies gleich entwickelt werden soll, nicht als „Moorbildner" auftreten, weil einerseits große Hitze eine vollkommene Verwesung der absterbenden Pflanzen bewirkt, und andererseits die neu entstehende Vegetation die Reste der vorhergegangenen vollständig aufbraucht. Moorbildner als solche kommen also nur in gemäßigten Klimaten zur Wirksamkeit; in heißen nur ausnahmsweise, in vom Licht völlig abgeschlossenen Dickichtgründen oder auf hohen Plateauformationen. Eine zweite Bedingung für die Wirksamkeit der moorbildenden Pflanzen ist, daß sie auf undurchlässigem Grunde wachsen, z. B. auf spaltenlosem Gestein, auf Thon, auf feinem Sand, dessen Poren durch Aufnahme von eingesickerten organischen Stoffen zugeschlämmt worden sind. Eine dritte Bedingung ist die, daß das auf den Grund gelangende Wasser — sei es Meteorwasser oder Wasser aus Seen, Flüssen, auch aus dem Meere — durch irgendwelche Umstände, vorzugsweise natürlich aber durch die Bodengestaltung, am rechtzeitigen Ablaufen verhindert wird, ohne bei der relativen Erheblichkeit seiner Quantität genügend rasch verdunsten zu können.

Diese drei Bedingungen trafen und treffen nun nicht allein in dem als sumpfreich bekannten Rußland und Irland, sondern auch in Holland und Deutschland

Digitized by Google

häufig zusammen, sodaß die genannten Länder sehr ausgedehnte Moorflä
wir kommen auf deren Größe in Deutschland noch speciell zurück — bes
welcher Art aber der Moorboden ist, der unter jenen Bedingungen entsteht, h
von der Art der ersten die Moorbildung einleitenden Vegetation und von
Beschaffenheit des Wassers, unter dessen Einwirkung sie vor sich geht.

Besteht die erste Vegetationsdecke der Hauptsache nach aus Hypnum-
Mniumarten, wie es die verschiedenen Aft-, Skorpions- und Sternmoose sind, u
ist das auf diese gelangende Wasser wesentlich mineralstoffreiches, namentlich k
reiches (also aus fließenden Gewässern oder dem Meere herstammend), so sied
sich auf und zwischen jenen Moosen zwar nicht hochorganisirte Pflanzen, indes
doch immerhin Cyperaceen, namentlich auch Carexarten, sauere Gräser, auch n
süße Gräser an; gleichzeitig erwächst an der Oberfläche des über jener Vege
tionsdecke stagnirenden Wassers eine Decke von Wasserpflanzen. Das so entste
dene Gemisch von Moosen, Gräsern, Algen und Binsen verwächst endlich so m
einander, daß das Wasser nach oben gedrängt wird, oder, anders ausgedrückt, d
Wasserspiegel steigt. Durch Nachwuchs vom Grunde, hauptsächlich aber von d
Wasseroberfläche her, wiederholt sich dieser Proceß so lange, bis das bisher a
die Fläche gelangte Wasser diese gar nicht mehr erreicht, sondern schon vorh
tiefere Stellen zum Abfließen findet, oder wenigstens nicht mehr stagnirt, sonde
nur eben noch überfließt. Gelangt kein anderes als Meteorwasser mehr auf eine
derartig hochgewachsene Fläche, so hört deren Wachsthum in der bisherigen Weise
auf; die sumpfige Ebene bedeckt sich mit den bekannten Sumpfpflanzen und Sumpf-
gräsern, dem Sumpfklee, dem Fettkraut, der Rasenschmele, der Sumpforchis, der
Pracht-Federnelke, dem Lungen-Enzian (dieser findet sich auf den oldenburgischen
Grünlandsmooren in genau so farbenprächtigen Exemplaren wie in den Alpen),
dem blauen Pfeifengras, dem Alpen-Wollgras (auf den nordwestdeutschen Mooren
meist kleiner als in den Alpen) u. s. w. Mit Einem Wort: die auf dem Moore
entstandene bleibende Vegetationsdecke ist grün, weshalb ein solches Moor, das
unter Wasser entstanden ist, ein Grünlandsmoor genannt wird.

Besteht hingegen unter Verhältnissen, die im übrigen die Moorbildung ebenso
begünstigen, die erste Vegetation — sei es durch Zufall oder sei es wegen des
geringen Mineralstoffgehalts des Untergrundes — im wesentlichen aus Sphagnum-
arten (namentlich spitzblätterigem und zugespitztem Torfmoos), und ist das auf diese
gelangende Wasser kalkarm, wie z. B. Meteorwasser oder übertretendes Wasser
größerer Seen, so können nur niedrig organisirte Pflanzen unter solchen Bedin-
gungen gedeihen; das Aufwachsen des Moores — auch hier wieder durch ein lang-
sames und nur theilweises Verwesen jeder einzelnen Vegetationsschicht, auf der
sich wieder eine neue bildet, veranlaßt — geschieht im wesentlichen nur von unten
und nur durch jene Sphagnumarten. Ist indessen ein solches Moor so weit auf-
gewachsen, daß das Wasser von ihm aus natürlichen Abfluß finden würde, so hört
sein Wachsthum nicht auf; vielmehr schaffen die Torfmoose vermöge der Capillar-
attraction Wasser von unten, das allmählich durch solches, welches von den seit-
lichen Umgebungen des Moors wieder nachdringt, ersetzt wird, nach oben, sodaß,
wiederum unter Wasser, also ohne Zutritt der atmosphärischen Luft, ein theilweises

Digitized by Google

Verwesen der obersten Moosdecke und die Entstehung einer neuen Moosschicht auf ihr stattfindet. „Die Torfmoose wirken einmal schon deshalb so wasseranziehend, weil viele ihrer Aeste dicht an den Hauptstengel zurückgeschlagen sind und so gewissermaßen mit diesem Capillarröhren bilden. Zweitens aber und ganz besonders sind sie im Stande, Wasser aus dem Grunde nach oben zu schaffen, und auch umgekehrt, weil ihre Blätter vorwiegend aus großen Zellen bestehen, die mit Löchern zum Ein- und Austritt des Wassers versehen sind. Außerdem ziehen sich an der Innenseite dieser Zellen spiralige oder ringförmige Verdickungen hin, welche die Zellen offen halten und sie sozusagen wie Wassertonnen gestalten, ähnlich wie ein Kautschukschlauch durch eingelegten Spiraldraht stets offen gehalten und vor dem Zusammenfallen geschützt wird." („Katalog der Moorculturausstellung von 1887.") Können die Torfmoose, weil die Capillarattraction an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt ist, nicht mehr Wasser nach oben schaffen, oder hört der Wasserzufluß, etwa durch Senkung der umgebenden Wasserspiegel, auf, so bedeckt sich die Oberfläche des Hochmoors mit Heidekraut, und zwar sowol der sogenannten Moor- oder Dobbheide (Erica tetralix), welche unter anderm die bekannten Heidebesen zumeist liefert, als auch der gemeinen oder Sandheide (Calluna vulgaris), die für die Honigwirthschaft der Bienen von weit größerer Wichtigkeit als jene ist, weil ihre Kelche besser von ihnen „beweidet" werden können. Die struppige Decke von Dobbheide und Sandheide — beide wachsen brüderlich nebeneinander und werden von Schafen (Heidschnucken) gleich gern gefressen — ist es, die dem Hochmoor die ihm charakteristische braune Farbe, die nur zur Heideblütezeit, Juli bis September, in Rothviolett übergeht, verleiht, eine Farbe, die das über Wasser nachwachsende Ueberwasser- oder Hochmoor vom Grünlandsmoor sogleich mit Sicherheit unterscheiden lassen würde, wäre nicht auch dies häufig mit Heide*) bestanden.

Wird nämlich durch irgendwelche Umstände der Wasserspiegel in der Umgebung eines Grünlandsmoors, und infolge der allmählichen Verdunstung daher auch in diesem selbst, gesenkt, so finden die bisherigen Sumpfgräser kein Fortkommen mehr; statt ihrer bemächtigt sich auch hier die Heide, vorzugsweise die Sandheide, des Bodens. Infolge dieses Umstandes bedarf es einer speciellen, oft schwierigen Untersuchung des Torfbestandes eines Moores, um festzustellen, ob man es mit Grünlands- oder Hochmoor zu thun hat. Erschwert wird das Urtheil über die einschlägigen Fragen noch dadurch, daß auf einem Grünlandsmoor unter Umständen Hochmoor aufwächst, wenn die kalkhaltigen Wasser anderwärts Abfluß gefunden haben und nur noch Meteorwasser auf das Moor gelangt, und daß auch auf Hochmoorbildung, infolge Veränderung von Wasserläufen, Fluß- oder Meerdurchbrüchen, eine Grünlandsmoorbildung folgen kann.

Im allgemeinen wird man nicht fehlgehen, wenn man im Torfmoor in der Nähe jetzt bestehender Wasserläufe und Seen, wie auch in der Nähe des Meeres Grünlandsmoor, auf höher gelegenen Plateaus hingegen Hochmoor vermuthet.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß diejenigen Moorboden, in welchen die Moor-

*) Beide Arten der Heide gehören übrigens, wenn unter Wasser verwesend oder vielmehr verkohlend, zu den vorzüglichsten „Moorbildnern".

Digitized by Google

bildung nur während verhältnißmäßig kurzer Zeiträume stattgefunden hat, nach deren Beendigung das Aufwachsen des Bodens durch Anschwemmen mineralischer Bestandtheile ohne Bildung eines unter Wasser halb verwesenden Pflanzenwuchses erfolgt ist, anmoorige Boden genannt werden. Solche anmoorige Boden sind z. B. die Marschen, in deren Thon sich immer halbverweste Pflanzen, Torfbildungen, eingeschichtet finden. Anmoorige Boden, mit Ausnahme etwa solcher, deren mineralische Bestandtheile sich auf reinen Quarzsand beschränken, sind meist außerordentlich fruchtbar, eben wegen der glücklichen Mischung vegetabilischer und mineralischer Substanzen, und scheiden daher aus unserer Betrachtung, die es nur mit Moorboden zu thun hat, die einer besondern Art der Cultivirung bedürfen, aus. Eine solche besondere Cultivirung haben nun alle diejenigen Moorboden nöthig, bei denen der Moorgehalt, also im wesentlichen die nicht völlig verwesten (verbrannten), sondern nur halbverwesten (verkohlten) vegetabilischen Bestandtheile 50 Proc. und mehr des Gesammtgewichts des betreffenden Moorbodens ausmachen.

Diese Moorboden, welche κατ' ἐξοχήν Torfmoorboden genannt werden, haben nun in Anbetracht ihrer Verwerthbarkeit für die Landwirthschaft durch ihre chemische Zusammensetzung und physikalische Beschaffenheit schwerwiegende Nachtheile, aber auch, wenigstens ganz sterilem Sand-*) und unverwittertem Steinboden, sowie stark geneigten Terrains gegenüber, nicht unerhebliche Vorzüge.

Nachtheilig ist zunächst in chemischer Beziehung ihre Armuth an den basenbildenden Elementen Kalium, Calcium, Magnesium und Eisen, sowie an den säurebildenden Elementen Phosphor und Schwefel; namentlich fehlen fast allen Torfmoorboden Kalium und Phosphor, während die andern Elemente sich wenigstens in Grünlandsmooren, wie dies ja nach der oben beschriebenen Art ihrer Entstehung auf mineralhaltigem Boden und unter Zutritt mineralhaltiger Wasser erklärlich, in nicht ganz unbedeutender Menge vorfinden. Nachtheilig ist ferner, daß die Torfmoorboden zwar das wesentlichste und, wenn künstlich zugeführt, kostspieligste Nährmittel aller Pflanzen, den Stickstoff, in sehr beträchtlicher Menge enthalten, aber in schwer lösbarer Form, und dies hängt, wenigstens zum Theil, mit den physikalischen Nachtheilen der Torfmoorboden zusammen. Unter diese letztern Nachtheile ist zu rechnen, daß die Moorboden, solange sie nicht genügend tief trocken gelegt sind, wegen ihres zu großen Wasserreichthums kalt sind, daß sie wegen ihrer dunkeln Farbe viel Wärme ausstrahlen, daß sie nach Entfernung des überschüssigen Wassers eine zu lose Structur haben, um den Pflanzen einen genügend festen Standort zu bieten, und daß sie leicht ausfrieren.

Vortheile sind hingegen, daß sie außer dem schon genannten Stickstoff auch Kohlenstoff in mehr als hinreichender Menge, und außerdem Wasser, das Hauptnahrungsmittel aller Pflanzen, da diese in ihren grünen saftigen Theilen etwa 80 Proc. Wasser enthalten, im Ueberfluß führen. Letztere Eigenschaft wäre nachtheilig, wenn sich nicht der Wasserstand im Moor durch rationelle Entwässerungs- und unter Umständen auch Stauanlagen leichter als in irgendeiner andern Bodenart reguliren ließe.

*) Die Ernteerträge auf ganz gleich gedüngtem Sand- resp. Hochmoorboden verhalten sich nach einem Specialversuch wie 554 zu 484, sind also auf Hochmoorboden um 20 Proc. besser.

Digitized by Google

Mit Ausnutzung ihrer Vorzüge und bei Correctur der nachtheiligen Eigenschaften der Moorboden erzielt man auf diesen Erfolge, die denjenigen der besten Bodenarten nicht nachstehen. Davon hat die vor einigen Monaten in Berlin vom „Verein zur Förderung der Moorcultur im Deutschen Reiche" veranstaltete Ausstellung der auf Moorboden gewonnenen Produkte die überzeugendsten Beweise gegeben. Und diese vom Verein gezeigte Benutzung des Moors selbst als Boden für Erzielung land-(und forst-)wirthschaftlicher Producte ist es, was die neuern Bestrebungen der Moorculturfreunde in Deutschland von den ältern, in dem mehrerwähnten Aufsatz dieser Zeitschrift besprochenen holländischen Veenculturarbeiten unterscheidet. Wie wichtig es aber für Deutschlands Nationalwohlstand ist, daß seine Moore, sei es wie immer, in irgendeiner Art cultivirt werden, lehren die folgenden einfachen Betrachtungen. Nicht auf allen, aber auf einem großen Theil der deutschen Moore lohnt sich nach genügender Cultivirung der Anbau der Mehrzahl der überhaupt in Deutschland vorkommenden Feldfrüchte, Weizen, Mais, Rüben aller Art nicht ausgeschlossen; auf allen aber der von Hafer, Roggen und Kartoffeln. Nun hat das Deutsche Reich seit Jahren eine kleine Ausfuhr von Kartoffeln, die im Erntejahre 1882/83 auf 2 Proc. der Erntemenge stieg, nach dem Auslande bewirken können und würde ohne Zweifel auch für einen größern Mehrertrag vortheilhafte Absatzgebiete finden. Wichtiger aber ist es, daß von der Hauptfeldfrucht, dem Roggen, nach Deutschland eine Mehreinfuhr stattgefunden hat, die sich belief

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| im Erntejahr | 1880/81 | auf | 13,1 | Proc. | der | deutschen | Roggenernte |
| „ „ | 1881/82 | „ | 14,4 | „ | „ | „ | „ |
| „ „ | 1882/83 | „ | 7,6 | „ | „ | „ | „ |
| „ „ | 1883/84 | „ | 13,0 | „ | „ | „ | „ |
| „ „ | 1884/85 | „ | 13,3 | „ | „ | „ | „ |
| „ „ | 1885/86 | „ | 6,9 | „ | „ | „ | „ |

Auch Hafer, Gerste und Hülsenfrüchte weisen meist eine Mehreinfuhr auf. Man greift gewiß nicht zu hoch, wenn man die durchschnittliche Mehreinfuhr nach Deutschland an derartigen Feldfrüchten auf 10 Proc. der deutschen Ernte beziffert. Nun denn, wir haben im Deutschen Reiche nach der Bodenstatistik vom Jahre 1878 (unter Hinzurechnung des damals nicht mit aufgenommenen Fürstenthums Lippe-Detmold) etwa 26,200000 Hektar Acker-, Garten- und Weinland. Wir haben aber mindestens 2,600000 Hektar uncultivirtes Moorland, also ungefähr 10 Proc. jener erstern Fläche. Wäre dieses Moorland in Cultur, so wäre ein großer, wenn nicht der größte Theil jener jetzt vom Auslande her importirten Producte im Inlande zu gewinnen. An und für sich wäre es natürlich noch fraglich, ob dies in nationalökonomischer Beziehung als vortheilhaft anzusehen sein würde. Es könnte ja sein, daß das in Moorculturen, auch den noch so rationell betriebenen, angelegte Kapital sich schlecht oder gar nicht verzinste; es wäre möglich, daß auch die in Deutschland vorhandenen Arbeitskräfte, sei es durch intensivern Betrieb der bestehenden Landwirthschaften, sei es durch Vermehrung und Vergrößerung der industriellen Betriebe, vortheilhafter beschäftigt werden könnten. Allein thatsächlich sind rationelle Moorculturen überaus lohnend, und

Digitized by Google

ebenso steht es fest, daß das Angebot von Arbeitskräften in Deutschland die Nachfrage nach solchen eher übersteigt, als daß das Gegentheil der Fall wäre. Beide berührten Bedenken verlieren dadurch schon bedeutend an Gewicht, noch mehr aber durch den Umstand, daß die rückläufige Bewegung der Höhe des Zinsfußes, die in den letzten Jahren begonnen hat, allem Anschein nach noch nicht zum Stillstand gekommen ist, sodaß jede Möglichkeit, Kapitalien nutzbarer, als dies jetzt der Fall ist, anlegen zu können, mit Freude begrüßt werden muß.

Jene gewaltigen Moorflächen, die oben als ein Zehntel des gesammten, in Deutschland mit Feldfrüchten und Wein bestandenen Areals nachgewiesen wurden, sind etwa wie folgt auf die einzelnen Districte vertheilt. Es fallen auf

| | | |
|---|---|---|
| die alten preußischen Provinzen . . . . . | 1,475000 | Hektar |
| Hannover . . . . . | 560000 | „ |
| Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau . . . . | 189000 | „ |
| beide Mecklenburg . . . . . | 57000 | „ |
| Oldenburg . . . . . | 113000 | „ |
| Baiern . . . . . | 68000 | „ |
| Baden, Würtemberg, Hessen und die Reichslande | 142000 | „ |
| Zusammen | 2,604000 | Hektar. |

Wieviel von diesen Mooren solche Grünlandsmoore sind, die nicht mit Heide, sondern mit süßen, landwirthschaftlich verwerthbaren Gräsern bestanden sind, darüber fehlt es an statistischem Material. So viel darf aber behauptet werden, daß wenigstens im nordwestlichen Deutschland bei weitem diejenigen Hoch- und Grünlandsmoorflächen überwiegen, auf welchen im wesentlichen nur Heide wächst. Wie werden nun diese riesigen Moorheiden jetzt landwirthschaftlich benutzt? Der Hauptmasse nach lediglich als Weide für Bienen und Heidschnucken. Daß eine Einschränkung der Bienenzucht, wenn durch landwirthschaftliche Hebung der betreffenden „Weiden" hervorgerufen, in nationalökonomischer Beziehung bedauerlich wäre, wird wol nirgends behauptet werden. Was die Heidschnucken anbetrifft, so sollen weder deren Vorzüge noch ihre ungemeine Nützlichkeit gerade als Heideculturthiere bestritten werden. Freilich sind die Heidschnucken für den an andere Schafrassen gewöhnten Oekonomen ein kümmerlicher Anblick; sie werden nur 47 bis 57 Centimeter hoch, von Oberkante Schädel bis zur Schwanzwurzel gemessen nur 85 bis 95 Centimeter lang und erreichen, selbst wenn sie gemästet werden, selten mehr als 15 bis 17,50 Kilogramm Körpergewicht. Aber im Verhältniß zu diesem geringen Gewicht liefern sie nicht weniger Wolle (freilich ist deren Werth gering) als andere Schafrassen, nämlich 500—750 Gramm, und der von ihnen gewonnene Dung ermöglicht dem Moorbauer auf der abgetorften sandigen Fläche seines Besitzthums den Betrieb von Landwirthschaft, sodaß für den kleinen Heide- und Moorbauer, der keine Wirthschaftsauslagen machen kann, die Möglichkeit des Vorwärtskommens wesentlich auf den kleinen verachteten Heidschnucken beruht. Uebrigens mag zu deren Ruhm hier noch bemerkt werden, daß die Keulen eines Schnuckenhammels sehr viel feiner schmecken als irgendwelche andere Hammelkeulen, und daß die Schnucken, wenn sie den Landwirth freilich nicht durch ihren Anblick befriedigen können, doch für den Thiermaler sehr viel anziehender sind als andere

Digitized by Google

Schafrassen. Mögen sie in ihrem grauschwarzen rauhhaarigen Gewande in brennender Sonnenhitze, den zierlichen, bei fast allen echten Exemplaren gehörnten Kopf zur Erde gesenkt, auf ihren dünnen magern Beinchen über die Heide trippeln und die harten, hölzernen Heidekräuter knuspern, die kein anderes Thier (höchstens noch die Ziege) verdauen kann, oder mögen sie, ungeduldig mit den Hufen den warmen Stallboden schlagend, am harten Wintertage im Stall warten, bis der Schäfer sie (er voran, die Schafe einzeln im „Gänsemarsch" hinterdrein) durch den Schnee führen wird, immer sehen sie malerisch aus. Auch bleiben die Schnucken, wenn selbst alle Moorheiden cultivirt wären, für die Sandheiden der höhern Geest vorläufig noch unentbehrlich; im Jahre 1873 gab es ihrer allein in der damaligen Landdrostei Lüneburg noch 182519 Stück.

Wenn nach Vorstehendem die Beweidung der Moorheiden bisjetzt noch für eine angemessene Benutzung derselben angesehen werden konnte, so ist doch einleuchtend, daß sie insofern unvortheilhaft erscheinen muß, als ihr Endzweck — der Gewinn von Dung, denn alle übrigen Nutzungen der Schnucken decken nur eben die Kosten — verhältnißmäßig sehr kleinen Flächen zugute kommt, während sie sehr große Betriebsflächen erfordert; denn während auf gewöhnlicher Weide je nach ihrer Qualität 5—25 Schafe pro Hektar gerechnet werden, rechnet man pro Hektar Heide nur 2 Schnucken.

Eine dritte Benutzungsart der Heide, das Wegnehmen der Heideplaggen zu Streu und zu Umfriedigungen, ist zwar auf den Moorheiden ziemlich ebenso gebräuchlich und nach jetziger Lage der Sache auch nothwendig wie auf den Sandheiden, ist aber geradezu eine räuberische Ausnutzung.

Die einzige eigentlich landwirthschaftliche Benutzung der Moorheide, die gegenwärtig noch im Großen betrieben wird, ist gerade diejenige, die in Deutschland den Anstoß zur Förderung der Moorcultur gegeben hat, nämlich die Brandcultur.

Nach gehöriger Vorentwässerung des betreffenden Moorstückes während des Winters durch Anschluß an einen der bestehenden Zuggräben, Kanäle oder ein „Tief" werden im Sommer kleine Gräben von etwa 63 Centimeter Tiefe und Breite, sogenannte Grüppen, in Abständen von etwa 6,60 Meter mit scharfen Spaten ausgehoben. Diese Grüppen entwässern nun während des Herbstes und Winters das Moor in jenen Anschlußgraben, und während dieser Zeit wird, solange der Frost die Arbeit nicht hindert, die zwischen den Grüppen befindliche Heideerde mit einer langen, krummgebogenen Hacke umgelegt und nach Aufhören des Frostes aufs neue so durchgearbeitet, daß die einzelnen zwischen den Grüppen befindlichen Mooräcker etwas Wölbung erhalten, und daß die Heide- und Moorschollen (Bülten) nach Möglichkeit zerkleinert werden. Ist das Moor genügend abgetrocknet, so wird es geeggt, bis seine Oberfläche eben und vollkommen trocken ist. Nun werden einzelne recht trockene Moorerdehaufen, etwa 9—10 Meter voneinander entfernt, auf dem so vorbereiteten Lande gebildet und diese dann zuerst angezündet, und zwar auf derjenigen Seite des Ackers, die windabwärts liegt. Von den schon brennenden Haufen wirft man mit Schaufeln die brennende Erde auf die gegen den Wind nächstgelegenen Moorflächen, zündet die nächste Haufen-

Digitized by Google

reihe an und fährt so fort, bis das ganze Land brennt. Nun steigt ein dicker, weißlichgelber Qualm in dichte Wolken geballt auf und wird vom Winde weit in die Lande getrieben. (Man hat Moorrauch am Mittelrhein, in Süddeutschland, ja selbst bis Ungarn hinein verspürt.) Da ziemlich gleichzeitig allenthalben gebrannt wird, so ist an Brenntagen schließlich die ganze Atmosphäre so qualmerfüllt, daß die Sonne jeglichen Glanz verliert und in der Stumpfheit ihrer Farbe, so respectwidrig das klingen mag, an einen Edamer Käse erinnert. Das Feuer dringt etwa 7—16 Centimeter in den Moorboden ein, wandelt das schädliche Eisenoxydul desselben, sowie seinen humussauern Kalk in nützliches Eisenoxyd und in kohlensauern Kalk um und macht die bisher unlöslichen sonstigen mineralischen Verbindungen zu löslichen. In die warme Asche säet man Buchweizen. Im zweiten Jahre verfährt man, wieder nach vorherigem Umhacken des Ackers und nach Vertiefung der Grüppen, gerade so, nur daß man sich theilweise leichterer Geräthe bedienen kann, weil der Boden locker geworden ist. Im dritten und vierten Jahre wird häufig statt des Umhackens ein Umpflügen vorgenommen, bei welchem den Pferden große hölzerne, neuerdings auch eiserne Schuhe untergebunden werden, um ihr zu tiefes Einsinken in das weiche Moor zu verhindern. Im fünften und sechsten Jahre ist zwar die Bearbeitung des Moors noch leichter; die Ertragsfähigkeit hört aber nach dem sechsten Jahre im allgemeinen auf, das Moor ist „todt" gebrannt.

Der Buchweizen ist zwar gegen Frost sehr empfindlich, aber sehr anspruchslos in Bezug auf den Boden und eine gute Hafervorfrucht; er liefert, wenn nicht erfroren, im allgemeinen sehr reiche Erträge, pro Hektar etwa 14 Hektoliter. Nimmt man den Preis des Hektoliters zu 7 Mark an, so würde dies in sechs Jahren einem Bruttoertrag von 588 Mark pro Hektar entsprechen. Von diesem gehen die Bestellungs-, Saatgut- und Erntekosten, im ersten Jahre etwa 80, in den folgenden fünf Jahren je etwa 36, zusammen 260 Mark ab, ein Hektar brächte demnach in sechs Jahren 328 Mark Reingewinn. Allein erstens sind sehr selten sechs Ernten hintereinander gute, zweitens aber muß auf die sechsjährige Bestellung eine etwa siebzehn- bis dreißigjährige Brache folgen, ehe sich die Moorflächen wieder mit Heide bedeckt haben und also wieder brenn- und ertragsfähig werden.*) Von der gesammten Moorfläche ist daher, abgesehen von der vorher besprochenen Benutzung als Weide für Bienen und Schafe, kaum durchschnittlich ein Fünftel landwirthschaftlich verwerthbar und der Nutzen reducirt sich sonach auf knapp 65 Mark für die sechsjährige Brennzeit, oder auf etwa 11 Mark pro Jahr und Hektar. Diese Summe erhöht sich durch Anrechnung des Reingewinns an Wachs und Honig aus der Bienenzucht und an Dung aus der Schafzucht um vielleicht 3 Mark, mag also auf 14 Mark pro Jahr und Hektar veranschlagt werden können.

Von völlig andern Gesichtspunkten aus verfährt die in Holland und später auch in Deutschland betriebene Veencultur. Während der Moorbrenner die Oberfläche des Moors in etwa einem Fünftel ihrer Größe zu einem kümmerlichen, in

*) Wir sahen auf dem Hankhäuser Moor im Oldenburgischen Stellen, die 1876 zum letzten mal gebrannt waren und auf denen 1882 buchstäblich keinerlei Pflanzenwuchs bemerkbar war.

Digitized by Google

etwa vier Fünftel aber zu einem kaum nennenswerthen Ertrage heranzieht, verkauft der Veentjer fast seinen gesammten Moorgrund, nachdem er ihn zu Torf verarbeitet hat, und säet und erntet auf dem von ihm nach Bedarf verbesserten Mooruntergrunde. Da in dem mehrerwähnten frühern Aufsatz dieser Zeitschrift die Veencultur schon eine eingehende Besprechung gefunden hat, so bedarf es hier nur folgender kurzer Angaben. In Holland haben Privatleute, wie auch Consortien und Provinzialverbände, schon von Beginn des 17. Jahrhunderts an große Strecken Moor angekauft, mit Kanälen, die an das bestehende Fluß- und Kanalnetz anschlossen, versehen und dann in einzelnen Colonaten verkauft oder verpachtet. Der Unternehmer eines solchen Veens läßt zuerst die nöthigen Vermessungen und Nivellements vornehmen und dann sein Moor in der Richtung des Kanals, der es der Länge nach durchschneiden soll, durch Ziehen von Quer- und Längsgräben systematisch, vom bestehenden Kanalnetz anfangend, entwässern. Dann stellt er den Hauptkanal mit etwa 19 Meter Wasserspiegelbreite und 2 Meter Wassertiefe her, demnächst parallel diesem Hauptkanal und in 150—750 Meter Entfernung von ihm je einen Nebenkanal von etwas geringern Dimensionen. Am Ufer des Hauptkanals läßt der Unternehmer einen Streifen von 10 bis 20 Meter Breite als Abladeplatz frei, legt neben diesem Streifen eine 4—6 Meter breite Klinkerstraße und neben dieser einen kleinen Graben zur Entwässerung der Straße an. Der Raum zwischen diesem Graben und dem Nebenkanal dient als Platz für die „Vooraffen", d. h. zum Bau der Colonistenhäuser und zum ersten Betrieb von deren kleinen Torfstechereien, Acker- und Gartenwirthschaft. Die Breite jeder Vooraffe beträgt etwa 90 Meter; ihre seitliche Begrenzung wird durch „Inwieken", kleine 6 Meter breite Gräben, die einerseits an den Straßengraben, andererseits an den Nebenkanal anschließen, gebildet. Ist die Vooraffe so weit abgetorft, wie dies angemessen erscheint, so beginnt der Veentjer die Abtorfung des eigentlichen Colonats, das erst jenseit des Nebenkanals anfängt und dessen Grenzen, in der Verlängerung jener Inwieken gezogen, wiederum Inwieken bilden, die, vom Nebenkanal ausgehend, schließlich bis an die Außengrenze des angekauften Moors vorgetrieben werden. Die Nebenkanäle sind mit dem Hauptkanal nur an zwei bis drei Stellen verbunden, sodaß sie als eigentliche Wasserrecipienten für die Colonate anzusehen sind. Der Hauptkanal (und die Straße neben ihm, die nur an jenen zwei bis drei Stellen durch Zugbrücken unterbrochen ist) dient lediglich als Verkehrsweg.

Der Veenunternehmer trägt die Kosten für den Ankauf des Moors, seine Vermessung und für die Erbauung des Haupt- und der Nebenkanäle nebst ihren Schleusen, ihren Verbindungen und Straßen. Dafür erhält er, meist erst 10 Jahre nach dem Antritt der Verpachtung, vom Pachter pro Hektar etwa 2,25 bis 3,50 Mark, ferner für jedes Haus etwa 70 Pf. pro Jahr, außerdem pro Colonat entweder in baarem Gelde oder in Form von Torf etwa 35—70 Mark und die Schleusengelder von den den Hauptkanal passirenden Schiffen. Diese Schleusengebühren decken einen großen Theil der Gesammtkosten der Unternehmer; aber auch die Torfgelder bringen diesen erhebliche Summen, sodaß sie nach Ablauf jener ersten pachtlosen Jahre, wo der Torfverkauf und Schiffsverkehr lebhaft wird, eine mehr

Digitized by Google

als genügende Verzinsung des Anlagekapitals erzielen. Der einzelne Colonist muß außer den obigen Abgaben noch an den holländischen Staat eine Abgabe von etwa einem Fünftel des Torfverkaufspreises entrichten. Dieser beträgt für das obere Torfdrittel etwa 1, für das zweite etwa 2, für das dritte etwa $2^1/_2$—3 Mark pro Kubikmeter, durchschnittlich also reichlich 2 Mark, während sich in Holland die Productions- und Transportkosten auf etwa 1,50 Mark stellen. Da nun der Veentjer ohne Schwierigkeit ungefähr 1800 Kubikmeter jährlich verkaufen kann, so hat er durch die Torfgräberei eine Einnahme von etwa 900 Mark. Diese gebraucht er zum größten Theil dazu, den abgetorften Grund, wo dies überhaupt nöthig, zu melioriren. Liegt nämlich Klay (Thon) unter dem Moore, wie dies in Holland und auch in Deutschland, z. B. an der Südküste des Jadebusens*), mitunter der Fall ist, so bedarf dieser Untergrund nur der Durcharbeitung und Auflüftung, um fast ohne Düngung die besten Erträge zu bringen. Besteht hingegen, wie meist, der Untergrund aus Sand, so mischt diesen der Veentjer mit der „Bunkerde", die ursprünglich vor Beginn der Abtorfung die Oberfläche seines Moors bildete. Diese oberste Moorschicht ist als Torf nicht verwendbar und wird daher, nachdem sie übrigens vor Inangriffnahme der Abtorfung zweimal gebrannt und mit Buchweizen bestellt worden ist, seitwärts so lange abgelagert, bis der Untergrund freigelegt ist. Dieses Gemenge von Bunkerde und Sand düngt der Veentjer mit dem vom Torfschiff als Rückfracht gebrachten Seeschlick, Marschenklay oder Dung aus der nächstgelegenen Stadt, auch wol, wennschon seltener, mit künstlichen Düngemitteln. Die auf derartig „gemischtem" Veengrund wachsenden Feldfrüchte aller Art gerathen so vorzüglich, daß ein Hektar Land schon nach fünfjährigem Betrieb der Mischcultur mit 1000 Mark bezahlt wird, während der Ankaufspreis des rohen Moors nach jetzigen Preisen in Deutschland 340 Mark kaum übersteigen würde und die Kosten der fünfjährigen Meliorirung nach Abzug der Ernteerträge 540 Mark betragen. In dieser Berechnung des Verkaufsgewinnes von 1000 minus 880 gleich 120 Mark ist davon abstrahirt, daß sowol die Brenncultur der ersten zwei Jahre wie die Austorfung in den darauffolgenden fünf Jahren dem Veentjer mehr baares Geld eingebracht haben, als er verbraucht. (Der Werth des angekauften Dungs ist in der für die Meliorirungskosten angegebenen Summe von 540 Mark mit enthalten.) Verpachtet er seinerseits das meliorirte Land, so erhält er etwa 45—50 Mark Pacht pro Hektar. Das in Ankauf (dieser ist hier reichlich hoch gerechnet) und Melioration steckende Kapital von 850 Mark verzinst sich also mit 5—6 Proc. Es versteht sich indeß, daß diese Rechnung nur für diejenigen Flächen gilt, für die der Dung hat gekauft werden müssen; hat der Veentjer erst eigenen Viehstand, so steigt seine Einnahme auf 12—15 Proc. seines Anlagekapitals. Diesem Prosperiren des einzelnen Colonisten und damit des ganzen Veens — die Veenunternehmer bringen es bis auf 20 Proc. Rente — entspricht es denn auch, daß während der Colonist sein Land nach der Seite zu weiter meliorirt, der Unternehmer die Kanäle nach vorn zu immer weiter vorschiebt, sodaß ein Veen, wenn man Haupt- und Nebenkanäle als einen einzigen breiten Kanal ansieht, in seinem

*) Das Moor reicht dort etwa 4000 Meter weit in den Jadebusen hinein.

Digitized by Google

Grundriß dem auf den Boden geworfenen Schatten eines Tannenbaums vergleichbar ist; die Spitze des Veens rückt jährlich um 4—700, das einzelne Colonat um etwa 150 Meter vor, und es gibt kaum einen Anblick, der das Auge des Freundes einer gesunden volkswirthschaftlichen Entwickelung mehr erfreuen könnte als der des allmählichen Vorschreitens der Cultur, wie sie ein Veen darstellt, das man von der Spitze bis zur Basis durchwandert, von dem Theil an, in dem man die ersten Arbeiten zur Entwässerung des Hochmoors sieht, bis zu dem, wo hinter eleganten Villen mit mauerumschlossenen Gärten, strotzenden Wiesen, üppigen Feldern, industriellen Etablissements, Schiffswerften u. s. w. erst in weiter, weiter Ferne die hohe schwarze Kante des öden Hochmoors sich — auf wie lange noch? — erhebt.

Nicht so glänzend, aber immerhin im ganzen einigermaßen erfreulich, ist der Zustand der deutschen „Fehne". Eins der blühendsten, jedenfalls das bekannteste derselben ist Papenburg im Regierungsbezirk Osnabrück. Das Papenburger Fehn, 4456 Hektar groß, von denen reichlich die Hälfte cultivirt, ist im Anfang des 17. Jahrhunderts vom Freiherrn von Landsberg-Vehlen angelegt und von dessen Erben für 300000 Mark an die Fehnkergemeinde Papenburg verkauft worden, die jetzt gegen 6000 Einwohner zählt und aus den Kauf-, Pacht-, Schleusen- und Torfgeldern jährlich 18000 Mark einnimmt. Der Ort hat etwa 150 heimatberechtigte Schiffe mit 22500 Registertons Ladungsfähigkeit, wovon nur der dritte Theil Torf, die übrigen zwei Drittel andere Güter fahren. Er besitzt bedeutenden Holzhandel, 1 Dampfschneidemühle, 16 Schiffswerften, 1 Kettenfabrik u. s. w. Abgesehen von einigen ältern Fehnen im Regierungsbezirk Stade, über die uns nähere Ausweise nicht vorliegen, gibt es im Regierungsbezirk Aurich noch eine ziemlich große Anzahl von Fehnen, nämlich 9 Privat-*) und 7 fiscalische. Das älteste derselben ist das in drei einzelne Fehne zerfallende, von emdener Bürgern 1633/34 angelegte „Großfehn", das jüngste das 1829 vom hannoverschen Fiscus angelegte „Holterfehn". Sie umfassen zusammen etwa 9500 Hektar, von denen circa zwei Drittel cultivirt sind, und brachten schon 1858/59, auf das cultivirte Hektar gerechnet, nahezu 4 Mark Steuern auf. Alle diese Fehne erfreuen sich eines bescheidenen Wohlstandes und haben wenig Arme, im Gegensatz zu den nicht auf Fehncultur, sondern auf primitivste Torfgräberei und Ackerwirthschaft gegründeten, ohne Verbindung mit schiffbaren Kanälen angelegten oder vielmehr ziemlich planlos ausgewiesenen „Moorcolonien", deren kleinen Einzelcolonisten es an Betriebskapital mangelt und die bald den benachbarten Armenverbänden zur Last fallen. Aehnlich wie mit den ostfriesischen steht es mit den oldenburger Fehnen, von denen das bekannteste Augustfehn mit seinem Eisenwerk ist. Die Mängel der deutschen Fehne sind zum Theil in der zu geringen Größe der Colonate zu suchen, die statt wie in Holland und Papenburg über 4 bis zu 21 Hektar nur zur kleinern Hälfte

*) Eins derselben, das Norderfehn, kostet dem Unternehmerconsortium etwa 200000 Mark. Diese Summe verzinst sich mit etwa 3 Proc., wenn man den Reingewinn am Centner Torf auf 5 Pf. rechnet und die Einnahme aus den Colonaten ganz vernachlässigt.



Digitized by Google

über 2,30 Hektar und zu einem Fünftel sogar unter 1,14 Hektar groß sind, zum Theil auch in der zu geringen Schiffbarkeit des Hauptkanals und in dem Fehlen der Nebenkanäle, was zu einem Einführen der zahlreichen Inwieken direct in den Hauptkanal und damit zum Bau ebenso vieler Brücken in dem Straßenzuge längs dieses Hauptkanals nöthigt. Was den deutschen Fehnen indeß hauptsächlich fehlt, sind große Consumplätze für ihr erstes Hauptproduct, den Torf. Während die holländischen Veene, dank dem holländischen Kanalnetz, ihren Torf mit Vortheil in die zahlreichen größern Städte ihres Landes absetzen können, haben die Fehne Nordwestdeutschlands nur ein ziemlich beschränktes Absatzgebiet. Wollten sie ihre Producte wesentlich vermehren, so würden sie nur den Effect erzielen, daß der Torfpreis sinkt; derselbe ist aber ohnehin schon niedrig und kann nicht höher gehen, weil der Centner Kohle, dessen Heizeffect denjenigen eines Centners Torf um mehr als das Doppelte übersteigt, an den Hauptabsatzplätzen nur etwa 65 Pf. kostet, wogegen der Torf nicht wohl unter 40 bis 50 Pf. verkauft werden kann, wenn auch nur die Gewinnungs- und Transportkosten ersetzt und daneben nur ganz kleine Verkaufsgewinne erzielt werden sollen; denn bei den jetzigen Arbeitslöhnen kommen, während noch im Anfang der sechziger Jahre der Torfverkaufspreis auf den Fehnen selbst etwa 11 Pf. pro Centner betrug, jetzt allein die Arbeitslöhne für das Stechen und Trocknen desjenigen ziemlich nahe der Oberfläche gewachsenen leichten Torfs, der zur Feuerung von Ringöfen verwendet wird, pro Centner auf etwa 18 Pf. Zu diesen Selbstkosten kommen noch die Fehnabgaben und Transportkosten hinzu. Keinesfalls kann der Gewinn aus dem Torfverkauf bei der theilweise großen Entfernung der Absatzplätze von den Fehnen auch nur annähernd so groß sein wie in Holland, wo fast durchweg Kanäle zur Disposition stehen und die Kohle keine so scharfe Concurrenz macht.

Anderweitige Massenverwerthung für Torf (gleichgültig, ob gewöhnlicher Torf oder Torfkohle) kann aber nicht geschaffen werden, als diejenige, die dem Feuerungsbedürfnis der Umgegend der Gewinnorte entspricht. Auf Theilen der bairischen sowie der oldenburgischen Staatsbahn werden zwar die Maschinen mit Torf geheizt*), allein per Jahr werden z. B. im Oldenburgischen nicht mehr als 100000 Ctr. verheizt. Dies entspricht, den Kubikmeter trockener Masse**) in diesem Fall zu 8 Ctr. gerechnet, 12800 Kubikmeter trockener oder 50000 Kubikmeter loser Torfmasse, also etwa einer 1 Meter tief ausgetorften Fläche von 500 Ar, während z. B. ein Ziegelringofen, der etwa $2^1/_2$ Mill. Klinker producirt, das Doppelte dieser Fläche erfordert.

Ebenso wenig fallen die andern Torfverwerthungen für Industriezwecke derart ins Gewicht, daß von ihnen eine rentable Vermehrung, eine beschleunigte Vergrößerung der bestehenden deutschen Fehne zu erhoffen wäre; denn selbst von demjenigen Artikel, dessen landwirthschaftliche Ausnutzung gegenwärtig am bedeutendsten ist und dessen große Wichtigkeit hier durchaus nicht geleugnet werden soll, der

*) Die russischen Bahnen sollen durch Heizung mit Maschinentorf statt mit Holz und Kohlen 50 Proc. Heizkosten neuerdings sparen.

**) Dieselbe enthält übrigens immer noch 25 Proc. Feuchtigkeit.

Digitized by Google

Torfstreu, haben die oldenburgischen Bahnen in den letzten vier Jahren kaum je 200000 Ctr. zu befördern gehabt.*) Solange daher nicht andere Wege für einen Torf-Massenconsum erschlossen sind, müssen wir uns wohl oder übel mit demjenigen bescheidenen Fortschritt begnügen, den unsere deutschen Fehne machen und der sich zu dem der holländischen Veene ziffermäßig verhalten hat wie 38—243 zu 460—750; denn dies sind die Zahlen, um welche die deutschen resp. holländischen Hauptkanäle jährlich (in Metern) vorzurücken pflegten.

Wenn sonach eine Erweiterung der Veencultur nur da rathsam sein kann, wo die Wasserverbindungen nach bedeutenden Absatzgebieten ebenso günstig wie in Holland sind, so kommt hinzu, daß es zwar auch bei uns Moore von gleicher Mächtigkeit gibt wie in Holland — haben wir doch an beiden Ufern der Ems und am rechten der Weser Hochmoore von 12 Meter und in Baiern Grünlandsmoore von 7 Meter Mächtigkeit —, daß aber im allgemeinen unsere Moore, wenigstens die Grünlandsmoore, weniger tief sind und daher namentlich den kostbarsten Torf, den sogenannten schwarzen Hagetorf, in den Jahrhunderte hindurch die brennbaren Stoffe der obern verwesenden Schichten gesickert sind, nicht in einer solchen Menge enthalten, daß die Torfgräberei überhaupt lohnt.

Diese Umstände haben in Deutschland dazu geführt, von einer Verwerthung des Torfs der Moore ganz abzusehen und der Oberfläche derselben Erträge in einer Weise abzugewinnen, die nicht wie die Brenncultur unverhältnißmäßig lange Brachezeit erfordert, sondern eine vortheilhafte regelmäßige Fruchtfolge zuläßt. Die älteste der hierher gehörigen Methoden ist die von dem Oekonomierath Rimpau zuerst in größerm Maßstabe angewandte Damm- oder Sanddeckcultur.

Das Verfahren bei dieser letztern Culturmethode ist das nachstehende. Zuerst wird theils durch Beförderung der Vorflut und Herstellung von Abzugsgräbennetzen, theils durch Stauanlagen der Wasserstand im gesammten zur Ackercultur bestimmten Moor derart regulirt, daß er während der Vegetationszeit etwa 80, im Winter nicht weniger als 30, im allgemeinen etwa 100 Centimeter unter der pflanzentragenden Oberfläche bleibt. Ist die unter dieser befindliche Moorschicht dünn, sodaß die obigen Zahlen nicht gelten können, so muß sie doch wenigstens mit ihrer Unterkante gerade in das Wasser eintauchen. Hierbei ist übrigens zu berücksichtigen, daß das Moor mit der Senkung des Wasserspiegels selbst zusammensinkt. Auf die Vegetationsdecke des Moors bringt man nun eine Moorschicht von ungefähr 11 Centimeter Stärke, welche man für jeden etwa 25 Meter breiten Ackerstreifen aus einem an dessen Langseite ausgehobenen Graben von etwa 3 Meter oberer Breite und 1—2 Meter Tiefe, an dessen Seiten übrigens je ein 0,50 Meter breiter Schutzstreifen (aus rein technischen Gründen) stehen und unbedeckt gelassen wird, entnimmt. Die Moorschicht bewirkt eine so schleunige Ertödtung der bisherigen Vegetation, daß diese bald vom übrigen Moor nicht mehr zu unterscheiden ist. Auf die Oberfläche der aufgebrachten und noch feuchten

*) An Torf beförderten sie in dem torfreichen und kohlenarmen Lande in den letzten sechs Jahren durchschnittlich 33000, dagegen an Steinkohlen 130167 Tons à 1000 Kilogramm.



Digitized by Google

Moorschicht kommt nun eine Sanddeckschicht von ebenfalls 11 Centimeter Stärke, die man bei nicht zu großer Mächtigkeit des Moores den Gräben, sonst von den meist dem Moore benachbarten Sandrücken entnimmt. Diese Sanddeckschicht nun comprimirt das Moor und gibt, indem sie auch gleichzeitig das Ausfrieren derselben mehr oder minder verhindert, den Pflanzen einen festen Standort, erlaubt eine fast vollkommene Luftcirculation zur Moorschicht, die auf diese Weise ihre nährenden Stoffe gelöst erhält, ist leicht zu bearbeiten und dem Ausfrieren nicht ausgesetzt und nimmt sowol die ihm zuzuführenden Dungstoffe auf, als sie diese auch der Moorschicht in vortheilhafter Weise zuführt. Breite der „Dämme", das ist der mit Moor und Sand bedeckten Flächen, und Breite und Tiefe der Gräben sind von zu vielen Detailrücksichten abhängig, als daß hier das Nöthige darüber beigebracht werden könnte. Was die Gräben anbelangt, so sei nur bemerkt, daß es in Bezug auf landwirthschaftliche Ausnützung der ganzen Moordammcultur-fläche am zweckmäßigsten ist, sich mit dem knappsten Breitenmaße zu begnügen, das die andern in Betracht kommenden Verhältnisse zulassen, und daß man die Böschungen vortheilhaft durch Weidenplantagen ausnutzt.

Durch die so beschriebene Sanddeckcultur werden dem Moor seine Vorzüge — Wasserreichthum (nicht Ueberfluß), Gehalt an Stickstoff und Kohlenstoff, etwaiger Gehalt an basenbildenden Mineralien — belassen, seine Nachtheile — Leichtigkeit, schwere Löslichkeit der Pflanzennährstoffe — so vollständig benommen, daß die Erträge denen der besten Boden gleichkommen. So wurden nach fünfjähriger Sanddeckcultur — immer nach Zusatz der jeweils erforderlichen Dungstoffe — an grauem Mohn 2850 Kilogramm Körner pro Hektar erzielt; nach sechsjähriger an canadischem und propsteier Hafer 2600, nach achtjähriger an propsteier Roggen 3360, an lüneburger Kleihafer 4200, nach neunjähriger an ukermärker Riesenraps 2400, nach zehnjähriger an Sommerweizen 2912 und nach siebzehnjähriger an zeeländer Roggen 3322 Kilogramm Körner. Nach achtjähriger Cultur trug ein Hektar durchschnittlich 25000 Kilogramm Kartoffeln mit einem Stärkegehalt von 3415 Kilogramm. Weiden, die in den Gräben ohne jede Düngung und besondere Pflege wuchsen, erreichten pro Hektar, geschält, ein Gewicht von 1100—7200 Kilogramm.

Wie stellt sich nun die Rentabilität dieser Dammculturen? Auf Cunrau hat der genannte Oekonomierath Rimpau in 20 Jahren 340 Hektar Moor-Dammcultur-anlagen mit einem Geldaufwande für Erdarbeit, Gebäude und Inventar von 225000 Mark geschaffen. Ein Hektar der Anlage kostet also 660 Mark und hierzu tritt der Ankaufspreis des rohen Moors, den wir wieder auf 340 Mark normiren wollen. Rechnet man nun statt obiger größern Erträge nur 2500 Kilogramm Körner- und 22000 Kilogramm Kartoffelertrag, so entspricht das einem Preise von 350 Mark, von denen die Kosten für Dungankauf, Bestellung, Saatgut, Ernte u. s. w. mit rund 110 Mark abgehen. Auf die 1000 Mark Anlagekapital bleibt demnach für Steuern und sonstige Lasten, sowie zur Verzinsung und Amortisation eine Summe von 240 Mark oder 24 Proc. Daß die cunrauer Erfolge aber nicht etwa isolirt dastehen, lehrte ein Blick in den sehr lesenswerthen Katalog der Moorculturausstellung, der unter anderm über die Kosten anderer Sanddeck-

Digitized by Google

culturen und über den, in der Erhöhung der Pachtsumme sich ausdrückenden Nutzeffect derselben sehr beachtenswerthe Daten an die Hand gab. Die in den allerletzten Jahren ausgeführten derartigen Culturen stellen sich durchschnittlich auf etwas über 700 Mark pro Hektar, also ein wenig höher als die cunrauschen, in einem Einzelfall auf 889, in einem andern dagegen auf 270 Mark. Noch geringer sind die Kosten der vom preußischen Forstfiscus ausgeführten Sanddeckculturen, die im allgemeinen nur auf 500 Mark pro Hektar berechnet werden. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß die betreffenden Oberförstereien manche generellen Unkosten (Besoldungen, Wegeunterhaltung) nicht mit berechnet haben mögen. Aber auch in Berücksichtigung dieser Unvollständigkeit erscheint das Mehr an Pachterträgen, welches durch die Sanddeckcultur erzielt wird, enorm hoch; es beträgt zwischen 7 und 21 Proc. der Meliorirungskosten. Nur in einem einzigen Fall, wo der Decksand auf unverhältnißmäßig weite Strecken heranzuschaffen gewesen war, ist die Rente (d. h. die des ersten Jahres nach der Melioration) geringer als 1 Proc.; dagegen wird in einem andern Fall angegeben, daß die Meliorirungskosten voraussichtlich schon durch eine einzige Ernte gedeckt sein würden. Eine besonders instructive Anlage für Sanddeckculturen ist diejenige des Rittergutes Zörnigall (Kreis Wittenberg), wo 1885 den Mitgliedern des Moorculturvereins auf parallelen Parcellen der Uebergang von der ödesten Unfruchtbarkeit bis zur üppigsten Fruchtbarkeit in den verschiedensten Fruchtarten demonstrirt werden konnte. Unter letztere zählen auch die mannichfachsten Rübenarten, die ebenfalls auf Sanddeckculturen vorzüglich gedeihen. Im allgemeinen darf behauptet werden, daß die deutschen Sanddeckculturen die holländischen Veenculturen mindestens erreichen; der industriellen Entwickelung dieser letztern kommt die billige Wasserfracht, der landwirthschaftlichen Entwickelung der erstern hingegen die Möglichkeit der Verlegung billiger Feldeisenbahnen zugute, die auf der Decksandschicht eine völlig ausreichende Lagerfestigkeit haben.

Die auf rohem Hochmoor ausgeführten Sanddeckculturen haben indeß nicht entfernt die Erfolge erzielt, wie solche auf den Grünlandsmooren — nur auf diese nämlich bezieht sich die bisherige Besprechung der ganzen Culturmethode — erreicht worden sind. Das im allgemeinen in seiner Structur noch compactere und verfilztere Hochmoor erfährt durch das bloße Ueberdecken und die dann folgenden Ackerbestellungen nicht diejenige Zersetzung, die es als Pflanzennährboden geeignet macht. Hierzu bedarf es vielmehr einer energischen Durcharbeitung und Durchlüftung der obern Moorschichten selbst und ihrer Vermischung mit Sand. Es greift also auf Hochmooroberflächen eine Sandmischcultur in ähnlicher Weise Platz, wie sie der Veentjer in Holland auf seinem abgetorften Lande mit der Bunkerde vornimmt. Da aber diese letztere in chemischer und physikalischer Beziehung brauchbarer ist, als die noch zusammenhängende, der Luft nicht ausgesetzt gewesene „gewachsene" oberste Moorschicht, so ist der Veencultur (und auch der Sanddeckcultur) gegenüber ein erhebliches Mehr an Dungstoffen und an Bestellungsarbeit geboten. Daß diese letztere damit anzufangen hat, das Moor in seiner Oberfläche dauernd hinreichend tief zu entwässern, bedarf nach dem Vorgesagten wol keiner Erklärung mehr. Ebenso wenig die Thatsache, daß ein durch frühere einfache

Digitized by Google

Cultivirungen bereits als Acker verwerthbar gemachtes Hochmoor genügend zersetzt ist, um bei Sanddeckcultur etwa dieselben Erfolge erzielen zu lassen wie rohes Grünlandsmoor bei Sanddeckcultur. Die Sandmischcultur stellt sich übrigens, theils wegen des für das kalkärmere Hochmoor erforderlichen Mehrquantums an Dung, theils wegen der Schwierigkeit der Bestellung, theuerer als die Sanddeckcultur. Auch bleiben ihre Erträge wol etwas hinter diesen zurück, wie die folgenden Zahlen, die in Kilogrammen pro Hektar die auf Hochmoor in Sandmischcultur 1886 erzielte Ernte angeben, erweisen dürften: Sommerweizen 1250, propsteier Winterroggen 2150, Erbsen 1750, Kartoffeln 19350, Runkelrüben 40500 und Steckrüben 5610. Leider sind diese Zahlen für die Berechnung der Rentabilität von Hochmoor-Sandmischculturen unverwerthbar, weil zur Anfuhr des Sandes und Dunges bei jenen keine Wasserstraßen zur Disposition standen, wie sie jetzt vorhanden sind resp. binnen kurzem vorhanden sein werden. Fachleute halten es indeß für „unzweifelhaft", daß die hierdurch erzielte Verbilligung der Transportkosten ähnliche Anlagen rentabel machen würde.

Aussichtsreicher für diejenigen Hochmoore, die durch nicht zu lange Wasserwege mit den Strommündungen an der Nordsee Verbindung haben, ist eine fernere Cultivirungsmethode für Hochmoor: die Ueberschlickung.

Sowol die großen Hafenanlagen von Wilhelmshaven, Bremerhaven, Geestemünde und Emden, als die kleinen offenen Häfen und zu ihnen führenden Tiefe müssen, um genügende Wassertiefe zu haben, von Zeit zu Zeit durch Bagger und Sielpflüge ausgeschlickt werden. Die enormen Massen Schlick — in Bremerhaven allein alljährlich 60000 Kubikmeter — wanderten bisher, abgesehen von den verhältnißmäßig geringfügigen Quantitäten, die in den binnendeichs gelegenen Sieltiefen gewonnen wurden, nutzlos wieder in die Nordsee zurück. Erst vor einigen Jahren hat man angefangen, sie abzulagern und dann nach gehöriger Austrocknung auf Sand- und Moorheiden zu fahren, großentheils sogar nicht per Schiff, sondern per Bahn, während Wasserfracht gerade in diesem Fall das Natürliche wäre. Dennoch stellten sich die Kosten für 100000 Kilogramm abgelagerten Schlicks — so viel wird auf ein Hektar erfordert — auf deutschen Hochmooren nicht wesentlich höher als auf den holländischen mit ihren vorzüglichen Wasserverbindungen. Während nämlich in Oude-Pekelaa 100000 Kilogramm Schlick 290 Mark kosten, zahlt man in Papenburg etwa 120 (hier natürlich bei Bezug von Schiffsladungen), bei Bremen etwa 440, bei Norden — also unweit der nördlichen ostfriesischen Moore — etwa 180 Mark. Noch billiger wird sich der Schlick aus Wilhelmshaven via Ems-Jadekanal auf die nahegelegenen Hochmoore schaffen lassen. Von Bremerhaven aus ist Schlick schon auf 116 Kilometer Entfernung verschickt worden. Die Ueberschlickung der Hochmoore, wiederum erst nach entsprechender Sorge für Entwässerung und Auflockerung vorgenommen, liefert so gute Resultate, daß die gesammten Kosten schon durch die Mehrerträge der ersten fünf bis sechs Jahre gedeckt sind. Da aber der Schlick allmählich in das Moor eingeschlemmt wird, was bei Sandheiden bisher nicht bemerkt wurde, so muß man sich in den folgenden Jahren mit geringern Mehrerträgen begnügen und demnächst

Digitized by Google

von neuem mit einigen Centimetern Schlick überfahren. Bevor durch länger dauernde Parallelversuche die Dauer der Schlickwirkung festgestellt ist, wird man über die größere oder geringere Rentabilität des Verfahrens zweifelhaft sein dürfen, während darüber, daß das Verfahren überhaupt rentirt, wol kein Zweifel unterhalten zu werden braucht.

Aehnlich wie die Ueberfahrung mit Schlick wirkt die Ueberfahrung der Moore mit Marschenklay, die im Oldenburgischen, wo größere Klaydeiche abgetragen werden, mehrfach erfolgt ist. Die Gesammtkosten dieser Klayüberfahrung stellten sich aber ziemlich hoch, nämlich auf 1300 Mark per Hektar. Da indeß die Ernteerträge eines so behandelten Moorbodens sich nach Abzug der Bestellungskosten auf 300—340 Mark stellen dürften, so ist auch hier, selbst wenn nach einigen Jahren eine Neuaufbringung von Klay erforderlich werden sollte, die Rentabilität der Meliorirung als gesichert anzunehmen, obgleich Klayboden nicht so viel Nährstoffe enthält wie Schlick.

Bisher sind wir bei der Besprechung der verschiedenen Moor-Cultivirungsmethoden immer von einer Annahme ausgegangen, die wol nur ganz selten zutrifft, der nämlich, als habe man es mit einem nur aus Moor bestehenden Besitz zu thun, der ohne jedes „Hinterland" sei. Es ist das nur deshalb geschehen, um die einzelnen Methoden scharf voneinander unterscheiden lassen zu können. Nunmehr aber, wo die Besprechung derselben beendigt ist, dürfte es an der Zeit sein, daran zu erinnern, daß derjenige Besitzer, der außer dem Moor auch noch andere Ackerwirthschaft oder mit der Landwirthschaft zusammenhängende Industrie von einiger Erheblichkeit betreibt, unter noch vortheilhaftern Bedingungen sein Moor cultiviren kann, als sie bisher angeführt wurden. Wir denken hierbei theils an Verwerthung von Arbeitskräften, die zwar vom Landwirth „durchgehalten" werden müssen, aber zeitweise nur auf dem Moor (z. B. im Winter) mit Nutzen angestellt werden können, sodaß dieses in ähnlicher Weise gewissermaßen als Arbeitsreservoir dient wie auf kaiserlichen Werften die Schiffsneubauten, theils an einen Wechselbetrieb, wie ihn am besten das der Wirthschaft des größten oldenburgischen Landbesitzers entnommene nachfolgende Beispiel zeigen dürfte. Derselbe besitzt nahe Rastede ein Thonland, dessen Ziegelgut er in einem Ringofen verwerthet. Das Feuerungsmaterial für diesen liefert ihm der Torf seines nahegelegenen Moors, welcher auf einer kleinen Feldbahn — je fünf Waggons von einem Pferde gezogen — auf das Thonland hinaustransportirt wird, während als Rückfracht der in den Thon eingeschaltete Sand und Mergel auf das Moor gelangt, wo er mit dem Dung einer Schnuckenheerde von 200 Stück zu einem Composthaufen vermischt wird. Mit dem so gewonnenen Dung wird sowol das abgetorfte Moor, das sogenannte Leegmoor, wie auch das gewachsene Hochmoor, letzteres nachdem es zuvor ein oder zwei Buchweizenernten durch Brandcultur geliefert hat, derart meliorirt, daß z. B. der aufstehende Klee dem des besten Marschbodens nicht nachsteht.

Wenn sonach auch der einzelne Besitzer, unter Umständen selbst der kleinere, eine rentable Ausnutzung seiner Moorstücke vornehmen kann, so folgt doch aus unsern bisherigen Ausführungen, daß die Melioration großer Moorflächen —

Digitized by Google

durch welche der vorbesprochenen Cultivirungsmethoden sie auch geschehe — verhältnißmäßig große Kapitalien erfordert, daß aber das aufgewendete Geld bei rationeller Durchführung der Cultur unbedingt gut angelegt ist. Und im Hinblick auf letztern Punkt, wie im Hinblick auf die Wichtigkeit guten praktischen Beispiels gerade für den Landwirth, muß es in hohem Grade bedauerlich erscheinen, daß die Provinz Hannover als solche es bisher nicht ermöglicht hat, für landwirthschaftliche Ausnutzung ihrer Moore aus eigenen Mitteln etwas zu thun, während sowol die hannoverische Provinzialverwaltung wie die Klosterkammer, was gewiß rühmend anerkannt zu werden verdient, für Aufforstung der Sandheiden direct, wie nach Vorgang der 1866 gegründeten berühmten dänischen Heidegesellschaft auch indirect durch Prämien, sehr vieles gethan haben. Nachdem der Staat Preußen etwa 13 Mill. Mark für Erschließung der hannoverischen Moore verausgabt und die Provinz zehn Jahre lang vor Einführung der Kreisordnung die volle Kreisordnungsrente von 3 Mill. Mark Gesammtbetrag mit unter der Motivirung bezogen hat, sie habe für die Cultivirung ihrer Heiden und Moore dieses Geld dringend nöthig, nachdem endlich die Klosterkammer dazu geschritten ist, ihre Gelder theilweise in Güterankäufen außerhalb Hannovers zu verwenden, wäre es — denken wir — eine Ehrenpflicht für die Provinz gewesen, nun auch selbst durch Ankauf und Meliorirung irgendeiner größern Moorfläche etwas zu thun. Ein dahin zielender Vorschlag — Ankauf von 460 Hektar Land zu 120000 Mark und theils land-, theils forstwirthschaftliche Aptirung desselben (unter Verwendung der Arbeitskräfte von Corrigenden) zu 280000 Mark — scheiterte anfangs daran, daß die provinzialständischen Mitglieder nicht genügend orientirt seien und nicht ohne schriftliches Material Entscheidung treffen könnten; dann hieß es auf einmal, es sei kein passendes Areal in der Provinz, die etwa zu einem Sechstel aus Moor besteht, zu haben. Selbst wenn das auf eine derartige Anlage verwendete Geld schlecht rentirte, was wir nach Ausweis des Vorstehenden unmöglich zugeben können, bliebe diese Ablehnung außerordentlich bedauerlich und ihre Motivirung für die nicht hannoverischen Steuerzahler Preußens befremdlich.

Es mag der Vollständigkeit halber hier noch erwähnt werden, daß keine Moorcultur begonnen werden sollte, ehe man über die Möglichkeit der Entwässerung und über die chemische und physikalische Beschaffenheit aller Theile des betreffenden Moors durchaus im Klaren ist, da nur hierdurch schwere und kostspielige, andere abschreckende Misgriffe vermieden werden können. Und deshalb kann dieser Aufsatz nicht geschlossen werden, ohne daß aufs rühmendste der einsichtigen Thätigkeit der Moorversuchsstation zu Bremen gedacht wäre, welche seit einer Reihe von Jahren sowol durch chemische Analysen der verschiedensten Moore, als durch Prüfung der Dungmittel für dieselben, sowie auch durch die durchdachtesten und sorgfältigsten praktischen Versuche auf eigenen Versuchsfeldern sich bleibende Verdienste um die Förderung der volkswirthschaftlich so wichtigen Cultur der deutschen Moore erworben hat.

---

Digitized by Google

# Die Bedeutung der Repetirgewehre und der Waffen von kleinem Kaliber.

Von

William Balck.

„Es ist wahrscheinlich, daß man in kurzer Zeit unter einem kriegstauglichen Infanteriegewehr eine Hinterladungswaffe mit Einheitspatronen, unter dem besten eine solche Waffe des kleinsten Kalibers verstehen wird."

Mit diesen Worten hat vor jetzt 25 Jahren ein bedeutender Waffentechniker, der hessische Major von Plönnies, sein Urtheil in richtiger Würdigung der neuen Erfindungen abgegeben. Nach langem Streit, nachdem die Erfahrungen, über die Plönnies damals verfügte, wiederholt bestätigt worden sind, ist man jetzt, nach vollen 25 Jahren, zu dem gelangt, was Plönnies schon zu Anfang der sechziger Jahre befürwortete: kleinkaliberiges Hinterladungsgewehr mit Einheitspatrone. Man muß die Plönnies'sche Ansicht um so höher anschlagen, als dazumal das Zündnadelgewehr noch nicht die ernste Probe des Schlachtfeldes bestanden hatte, als noch namhafte Autoritäten ein Hinterladungsgewehr für den Gebrauch im Felde als zu complicirt und zu künstlich erachteten und der Ansicht waren, daß durch Einführung desselben der Munitionsverschwendung Haus und Thür geöffnet sein würde. Bei Beginn des 7. Jahrzehnts war die Infanterie aller europäischen Großstaaten, Preußen abgerechnet, mit dem gezogenen Vorderlader bewaffnet, dessen Nachtheilen für die Geschoßführung und Ladeweise man durch künstliche Geschoßconstructionen entgegenzuarbeiten suchte.

Wie vor nun einem Vierteljahrhundert ist die Infanteriebewaffnung aller Staaten wieder eine gleichartige geworden, sodaß bei einem Gefecht derjenigen Infanterie der Sieg zufallen wird, welche im Stande ist, ihre Waffe am besten und zweckmäßigsten zu gebrauchen. Erst durch Einführung von Mehrladern, durch weitere Verringerung des Kalibers wird dieses Gleichgewicht zu Gunsten jener Neuerungen verschoben und werden dadurch die andern Mächte gezwungen, gleichfalls neue Gewehre einzuführen. Nicht aber in der vortrefflichen Waffe allein liegt die Ueberlegenheit der Infanterie begründet: das Gewehr wird erst in der Hand des Mannes, der den Eigenthümlichkeiten des Gewehrs Rechnung zu tragen versteht, der alle maßgebenden Factoren zu würdigen weiß, zu einer gefährlichen Waffe; sonst ist und bleibt dasselbe, wie der Serbisch-Bulgarische Krieg zeigt, ein für Freund und Feind gefährliches, tückisches Spielzeug. Die Theorie allein kann

Digitized by Google

nicht alles lehren; neben eingehenden Studien sind vielseitige Versuche nothwendig, um Klarheit über den Einfluß aller jener Factoren zu gewinnen, welche die Geschoßwirkung erhöhen oder beeinträchtigen.

Die österreichische Armee führte im Feldzuge 1859 eine dem französischen Gewehr weit überlegene Waffe, die aber, weil man sie nicht richtig zu benutzen verstand, nicht zur Geltung gelangte; die minder gut bewaffneten Franzosen ließen sich nicht auf langes Feuergefecht ein, in welchem sie sicher den kürzern gezogen hätten, sondern gingen den Oesterreichern mit der blanken Waffe zu Leibe. Der Erfolg war auf ihrer Seite. Die Nachahmung der gleichen Taktik dem Feuer des Zündnadelgewehrs gegenüber war die Ursache der ungeheuern Verluste und schließlich der Niederlage der Oesterreicher im Feldzuge 1866. Der Deutsch-Französische Krieg, die langen Kämpfe auf der Balkanhalbinsel zeigen, daß minderwerthige Waffen, von einer Infanterie geführt, die im richtigen Moment zu sterben weiß, den Sieg über eine mit einem technisch und ballistisch bessern Gewehr bewaffnete Infanterie davontragen können, wenn diese ihre vortreffliche Waffe nicht voll auszunutzen versteht. In der Entwickelungsgeschichte der Infanteriewaffen der letzten 25 Jahre bilden Einführung der Hinterladung, Einheitspatrone und Uebergang zum kleinen Kaliber die wichtigsten Merkzeichen. Ueber den Vorderlader hat die Geschichte ihr Urtheil gesprochen. Schnelleres Laden, Laden bei jeder Anschlagsart und hinter jeder Deckung sind für den Schützen die wichtigsten Vorzüge der neuen Ladeweise. Der Vorwurf, der gegen den Hinterlader geltend gemacht wurde, daß die Mannschaften verlernen würden, haushälterisch mit ihrer Munition umzugehen — beiläufig gesagt derselbe Vorwurf, der auch jetzt der Repetirwaffe von einigen Seiten gemacht wird — hat sich nicht als zutreffend erwiesen. Nach einer zuverlässigen Zusammenstellung hatten die Oesterreicher 1866 in Deutschland 64 Patronen per Kopf verfeuert, während auffallenderweise die Preußen nur 7 Patronen per Gewehr im Durchschnitt verwandt hatten. Eine alte Soldatenregel sagt, daß man, um einen Mann außer Gefecht zu setzen, ungefähr ebenso viel Pulver und Blei gebraucht, wie er selbst wiegt: so wird denn diese Arbeitsleistung in kürzerer Zeit von dem Schnellader, wie von dem langsamer feuernden Vorderlader ausgeführt und es ist charakteristisch, daß die Verluste für eine Truppe sich heutzutage auf weit kürzere Zeitmomente als ehedem zusammendrängen. Verliert aber z. B. eine Compagnie im langen anhaltenden Gefecht 50, ja 100 Mann, so kann sie noch lange Zeit weiter als gefechtsmäßige Truppe fortkämpfen, wenn man auch von ihr keine besondern Leistungen mehr erwarten darf; drängen sich jedoch diese Verluste auf kurze Zeit, sagen wir z. B. eine Viertelstunde zusammen, so wird die Truppe als gefechtsfähiges Glied ausscheiden, wie unser Generalstabswerk es euphemistisch bezeichnet: „Die Truppe glitt in die Schlucht hinab.“ Aber nicht allein die materiellen Verluste, der Anblick der fallenden und stöhnenden und blutenden Menschen ist hier für das weitere Standhalten ausschlaggebend; die zahllos umherschwirrenden Geschosse, der Knall, das Aufspritzen des Sandes wirken in dem Maße auf die Nerven ein, daß im Hirn eines jeden Menschen, je nach seiner Constitution, sich ein eigenartiges, übertriebenes Bild von der persönlichen Gefahr bildet und der Mensch den Gedanken nicht fassen kann, wie ein lebendes

Digitized by Google

Wesen in diesem Bleisturm nur zu bestehen vermag. Kein Wunder, wenn Menschen zaghaft werden, sich hinter Deckungen verkriechen und schließlich gar dem Falstaff'schen Grundsatze huldigen: „The better part of valour is discretion." Eine solche Truppe ist sturmreif, sie wird nicht im Stande sein, wenn der Gegner mit dem Bajonnetangriff droht, demselben entgegenzutreten. Eine so demoralisirende Wirkung kann nun der Hinterlader in kürzerer Zeit als der Vorderlader ausüben; das stärkste Feuer kann aber nur vorbereitend, für eine gute Truppe aber nie entscheidend sein; die Entscheidung selbst fällt stets der blanken Waffe zu, die schon Montecuccoli „die Königin der Schlacht" nannte.

In dem Gefecht bei Nachod, in welchem sich die Preußen zumeist defensiv verhielten, die Kraft des Zündnadelgewehrs somit voll und ganz ausnutzen konnten, steigerten sich die Verluste der Oesterreicher in dem Maße, daß sie um das Fünffache die der Preußen übertrafen. Das Infanterieregiment Nr. 16 hat wol in der Schlacht bei Mars-la-Tour die stärksten Verluste des Feldzugs 1870/71 gehabt; im Verlauf einer Stunde deckten 62 Offiziere und 2721 Mann das Schlachtfeld, also 70 Proc. der Offiziere und 60 Proc. der Mannschaften, und können wir mit dem alten York von Wartenburg sagen: „Hut ab vor solch einer Truppe." Noch deutlicher tritt die Leistungsfähigkeit des Hinterladungsgewehrs zu Tage, wenn wir erwähnen, daß gegen die Seite von St.-Privat, welche von 750 Mann des 25. französischen Regiments vertheidigt wurde und welches über nur 22500 Patronen verfügte, 6 preußische Gardebataillone verwandt wurden, die ein volles Drittel, 2160 Mann, an Todten und Verwundeten verloren, und daß die Franzosen erst wichen, als ihnen die Munition ausging. Hinter Schützengräben, mit genügender Munition versehen, kann so die Minderzahl einer Uebermacht Stand halten, eine Miliztruppe sogar regulären Truppen recht empfindliche Verluste beibringen; die Entscheidung liegt aber nicht im Feuergefecht, sondern im verlustreichen Draufgehen. Zweck des Krieges ist, dem Gegner unsern Willen aufzwingen; lassen wir uns vor einer festen Stellung zum Halten veranlassen, so ist es der Feind, welcher uns das Gesetz des Handelns vorschreibt und uns festhält, bis für ihn der geeignete Augenblick zum Angriff gekommen ist. Wenn auch das nächste Beispiel hinkt, so soll es doch als hier wenigstens zum Theil zutreffend und das Vorangegangene erläuternd angeführt werden.

Osman-Pascha stand bei Plewna und hatte vier russische Armeecorps, die seinen Truppen in jeder Weise physisch und psychisch überlegen waren, aus hier nicht zu beantwortenden Gründen festgebannt und den Armeen Mehemed-Ali's und Suleiman-Pascha's Gelegenheit gegeben, gegen die Flanken der Russen sich in Bewegung zu setzen. Daß der Plan nicht gelang, lag an der Unfähigkeit der türkischen Führer. In ähnlichen Fällen werden aber stets Offensivgeist, richtiges Verwenden der Waffen, Ausnutzen des Feuers und zur Zeit rückhaltsloses Einsetzen der Truppen zum Ziele führen. Der heutige Krieg verlangt das Einsetzen der Kräfte eines ganzen Volkes, und indem er diese voll und ganz in Anspruch nimmt, drängt er zu raschen Entscheidungen. Diese erreicht man aber nur durch Draufgehen, nicht durch Liegenbleiben und Schanzen.

Die Einführung der Hinterladung allein — man kannte sie schon vor zwei

Digitized by Google

Jahrhunderten — hat die Bedeutung des Infanteriefeuers nicht in dem Maße erhöht; es ist dieses vielmehr der größern Schußweite, der Gestrecktheit der Bahn und der Durchschlagskraft der neuen Geschosse zuzuschreiben: Leistungen, welche sämmtlich auf Rechnung des kleinen Kalibers zu setzen sind. Konnte früher die Truppe unbelästigt vom Gewehrfeuer bis auf 200 Schritt an den Feind herangehen, so erleidet die Truppe jetzt schon auf der zehnfach größern Entfernung derartige Verluste, daß sie zur Annahme weniger empfindlicher Formationen gezwungen wird.

Die innige Wechselwirkung, welche zwischen Laufdurchmesser, Lauflänge und Gewehrgewicht besteht, läßt uns hier die Kaliberfrage — zumal dieselbe jetzt wiederum an Bedeutung gewonnen hat — eingehender besprechen. Grundlegend ist hierbei, daß das Gewehrgewicht, um den Mann beim Marsch, beim anhaltenden Schießen nicht zu sehr zu ermüden, fünf Kilogramm nicht übersteigen darf; erfahrungsgemäß ist dann erwiesen, daß die Pulverladung nur den tausendsten Theil des Gewehrgewichts betragen darf, um den Rückstoß nicht über Gebühr zu erhöhen, welcher bei anhaltendem Schießen dem Manne derartige Verletzungen an der Schulter zufügen würde, daß er nicht mehr das Gewehr fest einsetzen und schließlich sich damit begnügen würde, das Gewehr von der Hüfte abzuschießen, wie dieses häufig genug bei den Franzosen beobachtet wurde.

Der Rückstoß ist aber nicht allein durch dieses Verhältniß, sondern auch durch das Geschoßgewicht bestimmt und wächst mit zunehmendem Gewicht. Andererseits richtet sich das Geschoßgewicht nach der Länge des Laufes, welcher eine derartige Länge haben muß, daß er ein zweigliederiges Feuer, ohne den Mann im ersten Gliede zu gefährden, in geschlossener Ordnung gestatten muß, und schließlich muß der Lauf so lang sein, daß die höchste Spannung der Pulvergase in dem Augenblicke eintritt, wo das Geschoß den Lauf verläßt. Für ersteres genügt eine Länge von 90 Centimeter und steht das Geschoßgewicht, wenn es das Fünffache des Pulvergewichts beträgt, im Einklang mit den beiden Forderungen.

Eine Bleikugel von 25 Gramm Gewicht hat nun einen Durchmesser von 15 Millimeter, und war dieses thatsächlich das Kaliber der glatten Gewehre, welche eine Kugel verfeuerten. Da eine Kugel sich aber nur sehr ungünstig aus einem gezogenen Gewehr verfeuern läßt, einen schwerfälligen, den Schützen ermüdenden Ladeapparat nothwendig macht, so wurden mit dem gezogenen Percussionsgewehr auch Langgeschosse der verschiedensten Constructionen eingeführt. Ein Geschoß von der Form des preußischen Langbleies, welches in seiner Form dem Bau der Vogelbrust nachgebildet war, überwand den Luftwiderstand leichter als eine Kugel und verlor weniger an Geschwindigkeit. Der Geschwindigkeitsverlust wird um so geringer sein, je schwerer das Geschoß, je länger das Geschoß im Vergleich zu seinem Durchmesser; mit andern Worten: lange Geschosse von kleinerm Kaliber haben größere Durchschlagskraft, größere Flugweite, gestrecktere Flugbahn, als Geschosse von gleichem oder größerm Durchmesser.

Eine Zunahme an Länge des Geschosses kann nur stattfinden, wenn das Verhältniß zwischen Ladung und Geschoßgewicht das Gleiche bleibt, wenn also der Durchmesser verringert wird. Aber auch hier wird schnell eine Grenze erreicht;

Digitized by Google

ein Geschoß, welches nicht bis zum Ende seiner Bahn, bis zum Auftreffen seine Rotationsfestigkeit bewährt, d. h. die durch die Züge verliehene Drehung beibehält, sich nicht überschlägt, ist für das Präcisionsschießen werthlos. Man hat gefunden, daß es nicht gut ist, wenn das Geschoß mehr als dreimal so lang wie breit ist. Aber auch noch in anderer Weise wirkt die Verringerung des Kalibers günstig auf die Flugbahn, indem nämlich, gleiche Lauflänge vorausgesetzt, bei einem kleinern Kaliber infolge des beschränkten Raumes die Pulvergase stärkere Spannung erzeugen als bei einem größern Kaliber, so die Anfangsgeschwindigkeit erhöhen und eine größere Gestrecktheit der Bahn herbeiführen.

Der Schweiz gebührt das Verdienst, zuerst diese Vorzüge des kleinen Kalibers erkannt und gewürdigt zu haben; der Schweiz folgte Frankreich mit Construction des Chassepotgewehrs vom Kaliber 11 Millimeter, welches sich auf den blutigen Schlachtfeldern des Krieges 1870/71 bewährte und dessen Kaliber nun von allen Staaten Europas angenommen worden ist.

Mit Einführung eines Gewehrs vom Kaliber 11 Millimeter haben für die Bedürfnisse der Praxis die Gewehre aller Staaten die gleiche ballistische Leistungsfähigkeit erlangt. Verschiedenheiten bestehen nur noch in der Art des Schloßmechanismus: Cylinderverschluß: Mauser, Gras, Berdan; Fallblockverschluß: Henry, Martini (England); Klappenverschluß: Remington (Spanien, Skandinavische Staaten); Wellenverschluß: Werndl (Oesterreich).

Wenn auch die Art des Verschlusses die Feuergeschwindigkeit beeinflußt und von ihr die Sicherheit der Entzündung der Patrone abhängt, so ist es dennoch für den Kriegsgebrauch im allgemeinen sehr gleichgültig, welcher Art der Verschluß ist.

Sämmtliche Gewehre neuer Construction sind Selbstspanner, welche mit drei Griffen zu laden sind und welche 12 gezielte Schüsse in der Minute gestatten. Die größte Schußweite beträgt ungefähr 3000 Meter und erreicht bei dieser Entfernung das Geschoß im höchsten Punkte seiner Bahn, dem Scheitelpunkte, eine Erhebung von 130 Meter über dem Erdboden, die Visirweite beträgt beim französischen Gewehr 1800, beim deutschen Gewehr 1600 Meter. Für die Leistungsfähigkeit der Waffe im Gefecht ist weniger die große Schußweite, als weit mehr Durchschlagskraft, Gestrecktheit der Bahn und Treffgenauigkeit maßgebend. Können wir mit Einsetzung eines erheblichen Munitionsquantums dem Gegner schon auf große Entfernung empfindliche Verluste beibringen, so kann dennoch die Entscheidung, wie dieses früher schon mehrfach betont ist, nur auf nähern Entfernungen errungen werden.

Das Geschoß verläßt mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 440 Meter die Laufmündung, d. h. legt diese Strecke innerhalb der ersten Secunde zurück. Diese Geschwindigkeit bleibt sich aber nicht gleich, sondern nimmt sehr rasch infolge des Luftwiderstandes ab; sie beträgt z. B. auf 1000 Meter noch 200, auf 1600 Meter nur noch 164 Meter und braucht das Geschoß, um diese Entfernung zurückzulegen 3,8, beziehungsweise 6 Secunden. Die Folge ist, daß der Knall des Schusses infolge der sich gleichbleibenden Schallgeschwindigkeit am Ziel einige Zeitmomente

Digitized by Google

früher wahrgenommen, als der Einschlag des Geschosses bemerkt wird: eine Erscheinung, die den Besuchern der Artillerieschießplätze nicht fremd ist.

Die eigenthümliche Gestalt der Flugbahn, welche in ihrem zweiten Theile stärker gekrümmt ist als in ihrem ersten, verleiht dem Geschoß die Eigenschaft, auch Truppen hinter flachen Deckungen, welche sie der Sicht völlig entziehen, nennenswerthe Verluste beizubringen. Diese unheimliche, durchstöbernde Wirkung der Geschosse wurde zuerst im Deutsch-Französischen Kriege empfunden und wird, rationell angewendet — indirectes Feuer — hohe Bedeutung haben. Günstige Resultate werden wir aber nur dann erzielen können, wenn uns die Entfernung bekannt ist, das Visir genau eingestellt und womöglich der Dichtigkeit und dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft Rechnung getragen ist. Dieses sind Umstände, die wol im Festungskriege, aber nur selten im Bewegungskriege eintreten werden; gute Leistungen sind aber nur allein dann zu erwarten, wenn die Flugbahn eine derartig gestreckte ist, daß die Geschosse rasant über den Erdboden fortstreichen. Diese Theile der Flugbahn sind aber nur sehr klein; wenn bei horizontalem Anschlage ein Infanterist bis auf 350, ein Kavallerist bis auf 400 Meter stets getroffen wird, so beträgt für die Entfernung 1000 Meter dieser Theil, der bestrichene Raum, für den Infanteristen nur noch 10 Meter und kann somit eine Veränderung des Standortes des Zieles, ungenaues Visireinstellen oder ein Fehler im Abkommen leicht einen Fehlschuß herbeiführen. Selbst der beste Schütze mit einer vorzüglich hergestellten Waffe wird infolge der unvermeidlichen Verschiedenheiten der Munition nicht immer ein und denselben Punkt der Scheibe treffen können; seine Schüsse werden sich vielmehr in Form eines Kreises, Streuungsfläche, auf der Scheibe gruppiren. Diese Streuungsfläche wird mit der Entfernung, mit Unruhe, schlechter Ausbildung des Schützen und unter atmosphärischen Einflüssen zunehmen. Während z. B. auf 250 Meter diese Streuungsfläche der Größe eines halben Mannes entspricht, ist die Streuungsfläche unter normalen Verhältnissen für die Entfernung 1000 Meter schon 3 Meter breit und erreicht bei 1600 Meter eine Breite von 8 und eine Höhe von 18 Meter. Mit andern Worten, will ich auf dieser Entfernung mit fünf Schuß drei Treffer erzielen, so muß die Scheibe 18 Meter hoch und 8 Meter breit sein; will ich aber sämmtliche Schüsse auf die Scheibe bringen, so muß dieselbe viermal größer sein. In gleicher Weise, will ich unter fünf Schuß dreimal einen stehenden Infanteristen treffen, so darf derselbe nicht mehr als 300 Meter von mir entfernt sein; ist die Entfernung größer und ich will dasselbe erreichen, so muß ich eine größere Masse von Patronen aufwenden.

Die größte Schießkunst findet hier ihre Grenze an der Leistungsfähigkeit des Gewehrs. Fernfeuer einzelner Schützen ist Munitionsverschwendung; will ich auf größere Entfernungen ein Resultat erreichen, so muß das Feuer einer größern Zahl Gewehre auf das Ziel gerichtet werden, wobei man natürlich nur auf einen Theil der Schüsse als Treffer rechnet.

Für den Führer ist daher vor Eröffnung des Feuers die Erwägung erforderlich, ob das aufzuwendende Munitionsquantum im Verhältniß zu dem Gefechtszweck steht. Munitionsersatz im Gefecht ist ungemein schwierig, von dem Vor-

Digitized by Google

handensein genügender Munition im entscheidenden Moment hängt Sieg oder Niederlage ab. St.-Privat fiel, weil dem Vertheidiger die Munition ausgegangen war, und ist es für den Führer immer ein Vorwurf, wenn er Mangel an Munition als Entschuldigung für einen Misserfolg anführt.

Das Gleichgewicht in der Bewaffnung, wie wir es eben geschildert haben, wird aber gestört, sobald ein Staat sich zur Einführung einer bessern, leistungsfähigern Waffe entschließt, und werden dann, um das Vertrauen zum Gewehr nicht zu schwächen, die andern Staaten zur Nachfolge gezwungen sein. Den Anstoß gaben die Erfahrungen des russisch-türkischen Krieges. Die türkische Infanterie hat aus ihren Verschanzungen, oft in mehrern Linien übereinander angebracht, wie aus einer Rotationsmaschine, ohne weiteres System das ganze Angriffsfeld mit einem Geschoßhagel bedeckt und durch diese Ueberschüttungstheorie, allerdings unter ungeheuerm Munitionsaufwande (2—500 Schuß für das Gewehr sind nicht selten) nennenswerthe Erfolge über die tapfere, aber weniger gut bewaffnete russische Infanterie errungen. Nicht zu leugnen ist, daß ein derartig intensives Feuer, zur richtigen Zeit am richtigen Orte angewendet, im Stande ist, die Ungleichheit der Zahl, bei genügend vorhandener Munition sogar mangelhafte Schießstandsbildung auszugleichen.

Der Gedanke, durch Verminderung der Zeit, welche zum Einführen der Patrone nothwendig, die Feuergeschwindigkeit zu erhöhen, lag nahe.

Alle großen Staaten Europas begannen auf diesem Gebiete Versuche zu machen, und gegenwärtig, nachdem die Repetirwaffe vor mehr als zwei Jahrzehnten jenseit des Oceans die Feuerprobe bestanden hat, nachdem volle neun Jahre seit der bei Plewna gemachten Erfahrungen vergangen sind, hat man endlich ein kriegsbrauchbares Modell gefunden und beeilen sich alle Großmächte, Rußland ausgenommen, Hals über Kopf damit ihre Infanterie zu bewaffnen, um vielleicht nach wenigen Jahren das jetzt als Idealwaffe gepriesene Gewehr zum alten Eisen zu werfen. Wie wir weiter unten noch sehen werden, hätte sich diese Ausgabe vermeiden lassen, wenn man sich sofort zur Annahme eines Repetirgewehres von kleinem Kaliber, mit Stahlmantelgeschossen, entschlossen hätte.

Das Repetirgewehr muß sowol als Einzellader wie als Mehrlader zu gebrauchen sein, und sollen die neun oder zehn Patronen des Magazins für besondere Gefechtsmomente aufgespart werden. Solche Gefechtsmomente sind bei dem Vertheidiger und Angreifer kurz vor und nach dem Sturm als Erschütterungs- oder Verfolgungsfeuer auf- und abfahrende Artillerie im Bereich des Infanteriefeuers, Truppen, die Défiléen passiren, und dergleichen. Diesen unleugbaren Vorzügen gegenüber werden aber auch eine Menge Bedenken geäußert, deren geringstes vielleicht der hohe Preis und der subtile Verschlußmechanismus sind, welcher leicht durch Verschmuzung ungangbar wird. Ueber den erhobenen Vorwurf der Munitionsverschwendung können wir hinwegsehen; es ist dieses ein Vorwurf, der weniger das Gewehr als die Truppe trifft, deren Ausbildung sich dann nicht fest genug für die Aufregung des Ernstfalles erweist. Für den durch Gefechtslärm und Lebensgefahr erregten Soldaten liegt es allerdings nahe, durch

Digitized by Google

lebhaftes Schießen seine Aufregung zu betäuben; dem kann nur durch Unterweisung und straffe Disciplin entgegengewirkt werden. Zwei andere Bedenken sind es, die aber wesentlich ins Gewicht fallen: wird der Mann in der Erregung des Gefechts die Kaltblütigkeit zum Füllen des Magazins sich bewahren, wird er nicht durch Uebereilung selbst Ladehemmungen herbeiführen? Die den Repetirgewehren gleichen Revolvergeschütze haben es wenigstens mit eigener Geschicklichkeit zu Wege gebracht, im entscheidenden Augenblicke stets zu versagen. Ein Nachtheil der Repetirwaffen wird sich jedoch schwer beseitigen lassen: es ist dieses die Feuerpause von ungefähr 15 Secunden, welche durch das Füllen des Magazins entsteht. Diese Feuerpause kann in der Krisis des Kampfes leicht verhängnißvoll werden. Tritt diese Pause von 15 Secunden auch nicht gleichmäßig auf der ganzen Linie ein, so wird doch in dem Bleihagel ein Moment von geringerer Intensität entstehen; die Verluste des Angreifers mindern sich, während der Vertheidiger den stürmenden Gegner näher und näher kommen sieht.

Bei den Repetirwaffen treten zwei Systeme einander gegenüber: Gewehre, bei denen das Magazin einen integrirenden Theil des Ganzen bildet, und Gewehre, die mit einem anhängbaren Magazin versehen sind (Schnellladeapparat).

Der Zeitgewinn, den wir bei Anwendung eines selbstthätig wirkenden Schnellladeapparats gegenüber dem festen Magazin haben, ist jedenfalls bedeutend. Der Mann steckt sein Patronenpacket in den Apparat, öffnet und schließt sein Gewehr. Verunstaltungen der Patronen, welche zu Ladehemmungen Veranlassung geben, ist somit vorgebeugt und fällt der Vorwurf, daß das Aufstecken eines Schnellladeapparats im Gefecht einen neuen Griff erfordert, daß dasselbe zeitraubend ist, nicht ins Gewicht, wenn wir bedenken, daß die Umgestaltung eines Einzelladers in ein Repetirgewehr ungefähr 8 Mark kostet, während der Preis für Anbringung einer Schnellladevorrichtung noch nicht den fünften Theil beträgt. Die Schwierigkeit der Patronenverpackung hat aber gegen Einführung der Schnellladeapparate gesprochen. Bei dem festen Magazin befinden sich die Patronen in einer Röhre im Kolben (Spencer, Hotchkins) oder im Vorderschaft unter dem Lauf (Vetterli-Kropatschek, deutsches Repetirgewehr) und lagern Patronenspitze gegen Zündhütchen. Bei anhaltendem Feuer wird nun die Geschoßspitze abgeplattet, die Zündmasse zerbröckelt und kann durch heftige Erschütterung sogar eine Explosion der Patronen im Magazin, wenn die im Boden der Patronenhülse befindlichen Zündhütchen nicht durch Lagerung und Construction entsprechend geschützt sind, hervorgerufen werden. Beim Oeffnen des Gewehres wird die abgeschossene Hülse ausgeworfen, eine neue Patrone vor den Laufmund gebracht und beim Schließen des Gewehres in den Lauf eingeführt.

Schweizer Versuche haben dargethan, daß man mit einem Repetirgewehr in $2^1/_2$ Minuten 39 Schuß abgeben kann, in der gleichen Zeit aber mit einem Gewehr, welches mit einem anhängbaren Magazin versehen war, bei welchem der Mechanismus mit dem Gewehr nicht zusammenhing, 50 Schuß abgeben konnte; die Feuergeschwindigkeit des Einzelladers ließ sich nur bis auf 30 Schuß steigern.

Binnen Jahresfrist wird auch die französische Infanterie mit Repetirwaffen von wesentlich kleinerm Kaliber bewaffnet sein. Hiermit ist aber zunächst nur eine

Digitized by Google

Etappe erreicht; alle Staaten setzen auf das eifrigste Versuche mit kleinkaliberigen Gewehren fort, und wird dann, wenn ein Staat seine Infanterie mit einem kleinkaliberigen Gewehr bewaffnet, dieser die Ueberlegenheit über seine Gegner erlangt haben.

Die Bedeutung des kleinen Kalibers haben wir schon oben kennen gelernt; die gegen eine Verminderung des Laufdurchmessers geäußerten Bedenken, daß der Lauf in erhöhtem Maße dem Verbiegen ausgesetzt ist, lassen sich durch Fortschritte der Technik beseitigen und nichts steht, wenn wir vorläufig die Geschoßfrage außer Acht lassen, dem entgegen, daß wir Gewehre von 8 Millimeter Laufdurchmesser einführen. Mit einem solchen Gewehr sind in der Schweiz durch den Major Rubin und dem Professor Hebler ganz hervorragende Leistungen erzielt worden. Bei einem Gewehr von 9 Millimeter Kaliber, 15 Gramm Geschoß und 4,3 Gramm Ladungsgewicht gelang es unter Anwendung zusammengepreßten Pulvers eine Anfangsgeschwindigkeit von 617 Meter (bei allerdings 2180 Atmosphären Gasdruck) und eine um die Hälfte flachere Flugbahn wie die des Mausergewehres zu erreichen. Ein solches Gewehr muß die Waffe der Zukunft sein.

Da die gegenwärtig allgemein in Gebrauch befindlichen Bleigeschosse bei so hohen Anfangsgeschwindigkeiten den Lauf verbleien, sah man sich nach günstigerm Material um. Wenn auch durch Zusatz von Antimon hergestelltes Hartblei diesen Uebelstand in nicht so hohem Maße wie das Weichblei zeigte, so traten jedoch erst bessere Resultate ein, als man die Geschosse zunächst mit einem dünnen Kupfer-, demnächst mit einem Stahlmantel umkleidete. Hatte man in diesen „Verbundgeschossen" ein Geschoß gefunden, welches völlig den Zügen folgte, so stellte sich auch noch ein anderer Vortheil ein, der im Interesse der Menschlichkeit nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Von dem Gedanken ausgehend, daß es im Gefecht nicht darauf ankommt, den Gegner zu tödten oder ihn auf Lebenszeit zu verstümmeln, sondern daß es der Zweck sein müsse, den Gegner außer Gefecht zu setzen, waren die Mächte im Jahre 1868 dahin übereingekommen, keine Sprenggeschosse unter 400 Gramm Gewicht zu verfeuern. Im Deutsch-Französischen Kriege machten sich beide Gegner gegenseitig den Vorwurf, Sprenggeschosse verwandt zu haben. Wenn nun auch feststeht, daß thätsächlich am 22. Jan. 1871 die 101. Marschcompagnie Sprenggeschosse gegen das pariser Stadthaus geschleudert hatte, so lassen sich dennoch in keiner Weise Belege für eine weitere Verwendung von Sprenggeschossen finden. Die französischen Beschuldigungen und zum Theil auch die deutschen Anklagen sind auf Kosten des beiderseitigen Geschoßmaterials, des Weichbleies, zu setzen. Schon beim Einschlagen in Erde zeigt das Weichblei die Erscheinung, daß es seine Form wesentlich verändert und daß sich von der Masse Bleitheilchen ablösen, die wie Sprengstücke wirken. Trifft das Geschoß auf nähere Entfernungen den menschlichen Körper, so ist die Eintrittsöffnung klein, die Austrittsöffnung vier- bis fünfmal größer, Knochen werden nicht durchschlagen, sondern zermalmt und wird die Verwüstung durch die spritzenden Bleipartikel auf weitere Theile des Körpers verbreitet. Weichbleigeschosse üben also auf nahen Entfernungen eine völlig explosionsartige Wirkung aus und können dadurch anscheinend harmlose



Digitized by Google

Verletzungen zu lebensgefährlichen werden. Von vielen Seiten ist es daher schon vorgeschlagen worden, in gleicher Weise Weichbleigeschosse wie Sprenggeschosse zu verbieten, da die thatsächliche Wirkung die gleiche ist. Wenn nun auch schon Hartblei sich in dieser Beziehung günstiger stellt, so wird diesen Verwüstungen am gründlichsten durch Stahlmantelgeschosse vorgebeugt. Diese liefern infolge der Verbindung des harten Stahlmantels mit dem schweren Bleikern bessere ballistische Resultate und größere Durchschlagskraft. Während z. B. ein Weichbleigeschoß auf 10 Meter Abstand nur 23 Centimeter in feuchten Sand eindrang, wurden vom Stahlverbundgeschoß 40 Centimeter glatt durchschlagen.

Von der deutschen Patronenfabrik Lorenz in Karlsruhe, welcher der Verdienst gebührt, diese Erfindung gemacht und kriegsbrauchbare Stahlmantelgeschosse hergestellt zu haben, wurden Versuche gemacht, um die Durchschlagsfähigkeit dieser Geschosse gegen Pferdecadaver zu zeigen; Weichblei blieb von vornherein seiner geringen Durchschlagsfähigkeit halber außer Frage. Ein Kupfermantelgeschoß plattete sich vorn auf dem Schädel ab, ging mit einem großen Loch hindurch, drang mit Splittern unter breiter Verwüstung durch das Gehirn und vermochte die hintere Schädelwand nicht mehr zu durchschlagen. Anders das Stahlmantelgeschoß; dasselbe durchschlug beide Schädelwände, hinterließ im Gehirn nur ganz geringe Spuren, durchbohrte noch den Knochen des Hintertheils und schlug dann noch 1 Meter tief in das Steingerölle des Bodens ein. Ein Gewichtsverlust war nicht eingetreten und hatte das Geschoß auch nur ganz unwesentlich seine Form verändert.

Diese größere Durchschlagskraft wird auf den Gang des Gefechts nicht ohne Einfluß sein. Dem Angreifer ist hierdurch ein Geschoß gegeben, welches die Deckungen des Vertheidigers, wie sie jetzt üblich sind, durchschlägt und diesen bei Befestigung seiner Stellung zu ausgedehntern Arbeiten zwingt.

Dem Vertheidiger bietet das Geschoß in all den Fällen, wo er von dicht zusammengedrängten Massen angegriffen wird, den Vortheil — da das Geschoß im Stande ist, mehr Körper zu durchschlagen — die feindlichen Reihen schneller zu lichten. Aber auch aus humanitären Gründen ist die Einführung dieser Geschosse dringend zu wünschen und wird durch die weniger gefährlichen Verletzungen der höhere Preis völlig aufgewogen. Ob aber jederzeit die dünnen Verbundgeschosse den Gegner, vor allem Pferde, infolge des geringern hydraulischen Drucks kampfunfähig zu machen im Stande sind, ist noch eine offene Frage.

Laufconstruction und Pulversorte bieten für die Construction große Schwierigkeiten, und so erklärte der österreichische Kriegsminister Graf von Bylandt-Rheidt den österreichischen Delegirten auf eine Anfrage:

„Die Kaliberfrage, welche in Betreff des Gewehres zu lösen ist, begreift wesentlich auch die Frage des anzuwendenden Pulvers. Es ist möglich, daß das für das kleine Kaliber erforderliche Pulver in Jahresfrist gefunden ist; es ist auch möglich, daß es niemals gefunden wird. In Frankreich, wo man das kleine Kaliber angenommen hat, hat man, wie es scheint, eine neue Zubereitung gefunden, eine Art salpetersaures Salz, das an Stelle des Pulvers treten und die Annahme des kleinen Kalibers gestatten soll.

Digitized by Google

„Wenn der französische Kriegsminister den Muth hat, die Bewaffnung der französischen Streitkräfte auf diese neue Erfindung zu begründen, so bekenne ich, daß ich gleichen Muth nicht haben würde."

Der hohe Preis ist es, was dann weiter gegen die Einführung gesprochen hat; nehmen wir an, daß Deutschland bei einer Neubewaffnung 1 Mill. Gewehre jedes zu 50 Mark, für jedes nur 1000 Patronen zu 10 Pfennigen braucht, so erfordert eine Neubewaffnung der Armee die ungeheuere Ausgabe von 60 Mill. Mark. Rechnen wir dann von dieser Summe vielleicht den dritten Theil ab, welcher durch Verkauf der bisherigen Bewaffnung entsteht, so ist dieses doch eine so gewaltige Ausgabe, daß der Staat es sich lange überlegen wird, ehe er sich zur Neubewaffnung entschließt. Umgehen wird sich diese Ausgabe aber auf die Dauer nicht lassen, wenn die deutsche Infanterie mit ihrer Waffe nicht hinter der demnächstigen Bewaffnung der andern Heere zurückstehen soll.

Die deutsche Infanterie hat mit der gegenwärtigen Waffe die gleiche Ueberlegenheit über die Waffen der Nachbarstaaten, auch über diejenigen Frankreichs gewonnen, wie sie es z. B. zur Zeit der luxemburger Frage hatte, wo man, wenn es zum Kriege gekommen wäre, im wesentlichen mit dem Zündnadelgewehr nur mangelhaft umgestaltete Vorderlader zu bekämpfen gehabt hätte. Bald darauf hatte allerdings die ganze französische Linieninfanterie den Chassepot. General Boulanger will jetzt auch nicht zurückbleiben und hat in dieser ernsten Zeit die Herstellung eines kleinkaliberigen Repetirgewehres angeordnet, welches durch Anwendung einer besondern Pulversorte, die wenigen und dazu noch durchsichtigen Rauch entwickelt, dem Hauptübelstande aller Repetirwaffen abhelfen soll.

Es ist gewiß eine recht verführerische Sache, eine neue Waffe zu schaffen; auch sind damit tausend Vortheile verbunden. Ein in allen seinen Theilen neu hergestelltes Gewehr wird stets einer umgeänderten Waffe überlegen sein: dadurch, daß man das Kaliber verringert, kann man die Gestrecktheit der Flugbahn erhöhen, die Waffe leichter gestalten und das Gewicht der Patrone mindern, wodurch es erreicht wird, daß jeder Mann eine viel größere Anzahl der letztern tragen kann. Wenn man also gewiß war, eine hinreichend lange, gesicherte Friedensperiode vor sich zu sehen, so brauchte man hierin keinen Augenblick schwankend zu sein. Allein, was geschieht in der Gegenwart? Von den Ereignissen gedrängt, wird der Minister nothwendig veranlaßt werden, die Bedeutung und Art der Versuche zu beschränken, denen jede neue Waffe unterzogen werden muß, bevor sie endgültig angenommen wird. Wir haben also alle Aussicht, jenseit der Vogesen ein unvollkommenes Modell eingeführt zu sehen, dessen Mängel sich erst dann zeigen werden, wenn die Herstellung schon so weit vorgerückt ist, daß man sie nicht mehr rückgängig machen kann. Und welche Zeit wird diese Herstellung selbst erfordern? Der Regierungsentwurf belehrt uns darüber: mindestens drei Jahre. Es scheint ein unmögliches Ding zu sein, diesen Zeitraum abzuwarten, um das neue Gewehr in Dienstgebrauch zu nehmen; man wird also die Vertheilung je nach der Herstellung eintreten lassen, dergestalt, daß, wenn vor Ablauf dieser drei Jahre die Regimenter ins Feld ziehen müßten, einige derselben mit dem Repetirgewehr des Kalibers von 8 Millimeter, andere



Digitized by Google

mit dem gegenwärtigen Gewehr des Kalibers von 11 Millimeter zu feuern hätten. Man kann sich leicht vorstellen, welche Störung eine derartige Verschiedenheit der Bewaffnung in einem Heere verursachen würde, zunächst in moralischer Hinsicht und in zweiter Linie in Bezug auf die Munitionsergänzung. Die üble Lage, in welche diese Frage den Artilleriedienst bringt, ist bekannt; an sich schon bei dem gegenwärtigen Zustande sehr beunruhigend, wird sie es doppelt an dem Tage, an welchem die Einführung einer schnellfeuernden Waffe den Munitionsverbrauch vermehren muß, und zwar in einem Grade, den man heute noch nicht genau zu beurtheilen vermag. Wie würde sich nun die Sache gestalten, wenn zu allen diesen Schwierigkeiten noch jene hinzuträten, die aus einer doppelten Ausrüstung mit Patronen von 11 und von 8 Millimeter sich ergeben müßten?

Mit dem vom Minister vorgeschlagenen System hat also die französische Armee eine kritische Periode von drei Jahren vor sich, und wenn wir drei Jahre sagen, so bleiben wir noch stark hinter der Wirklichkeit zurück; denn Reserve- und Territorialmannschaften werden noch mit dem alten Gewehr ausgebildet werden, und welchen Zeitaufwand wird es kosten, bis die Rückkehr ihrer Einberufungsperiode ihnen gestatten wird, sich mit der neuen Waffe bekannt zu machen!

Erfahrungen, wie das neue Gewehr im Gefecht zu verwenden ist, hat noch keine Armee in genügendem Umfange gesammelt. Die neue Angriffstaktik wird sich auf straffste Disciplin und Bekämpfung des feindlichen Feuers aufzubauen haben.

Wenn Friedrich der Große seine Grenadiere feuernd „wie ein wandelnder Vulkan" an den Feind heranführte, so fragt es sich, ob wir nicht auch in diesem Punkte zu den Lehren des großen Königs zurückkehren können, um durch volle Ausnutzung des Repetirgewehres das Feuer vor uns herzutragen und den Vertheidiger an den Boden zu bannen, ihn hindern, sich zu bewegen und seine Reserven zu gebrauchen. Je vollkommener die Waffe ist, desto größer ist die Gefahr, ihrem Gebrauche eine zu große Bedeutung beizumessen; die Traditionen der deutschen Armee, die Pflege des Offensivgeistes werden die Infanterie vor den krankhaften Auswüchsen der Stubentaktik bewahren; sie wird nach wie vor ihr Gewehr auszunutzen verstehen, aber auch nicht vergessen, daß trotz des Repetirgewehres die blanke Waffe noch immer die Königin der Schlacht geblieben ist.

Digitized by Google

# Chronik der Gegenwart.

## Revue der Erd- und Völkerkunde.

Mit fröhlicher Botschaft können wir unsere diesmalige Rundschau eröffnen: von den so lange vermißten centralafrikanischen Reisenden ist Dr. Wilhelm Junker wohlbehalten in Berlin eingetroffen. Von ihm sowol als von Dr. Schnitzer oder, wie sein ägyptischer Name lautet, Emin-Pascha, waren in letzterer Zeit verschiedene Briefe vom 1. Jan. 1886 nach Europa gelangt und veröffentlicht worden. Daraus ergab sich, daß die Anhänger des Mahdi auch Emin-Pascha angegriffen und die von ihm regierte Provinz Bahr-el-Ghasal besetzt hatten. Durch List täuschte sie Emin-Pascha und wußte sie hinzuhalten, bis er seine Truppen gesammelt hatte und ihnen bei Rimo eine schwere Niederlage beibrachte. Dann konnte er sich ungestört nach Lado und weiter südwärts nach Wadelai zurückziehen, wo er sich seitdem hält, stets auf Entsatz von Norden hoffend. Dr. Junker aber schlug sich nach Süden durch. Am 16. Aug. 1886 konnte er von der englischen Missionsstation Msalala, südlich vom Ukerewesee, seinem Freunde Schweinfurth brieflich melden, daß er den Klauen Muanga's, der seit seines Vaters Mtesa Tode Herrscher von Uganda ist, glücklich entronnen sei. Von Msalala gewann er Bagamoyo und Sansibar, am 11. Dec. traf er dort, und am 10. Jan. 1887 in Kairo ein. Am 14. März erreichte er Berlin. Dr. Junker hat, seinen Mittheilungen zufolge, den von Schweinfurth entdeckten räthselhaften Uelle oder Makua vom Lande der Monbuttu bis zum 22° östl. L. von Greenwich verfolgt, und das Studium seiner Karte brachte Dr. Schweinfurth zu der Ueberzeugung, daß der Uelle nur der Oberlauf des großen, rechtsseitigen Congozuflusses Ubangi (Mobangi) sein könne, wogegen nach Raffray Dr. Junker selbst der Ansicht wäre, daß der Uelle in den Tschadsee fließt. Eine Entscheidung in der so lange in Schwebe gebliebenen Streitfrage kann wol nicht mehr allzu lange ausbleiben.

Mit Dr. Junker's Rückkehr lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit sich in verdoppeltem Maße auf das Schicksal des in Innerafrika zurückgebliebenen Dr. Schnitzer und die Mittel, ihm etwaige Hülfe zu bringen. Die letzten Briefe, welche Junker von ihm erhielt, waren vom Juli 1886. Damals hielt Emin-Pascha noch zehn befestigte Stationen längs des Nil von Lado bis Wadelai und östlich bis Fatiko mit 1500 sudanischen Soldaten, 10 ägyptischen und 15 schwarzen Offizieren, 20 koptischen Beamten und vielen weißen Frauen und Kindern. Seine Munition langte noch bis Ende 1886, aber er hoffte, sich noch ein halbes Jahr länger zu halten, wenn ihn die wilden Stämme nicht angriffen. Anhänger des Mahdi zeigten sich während des Jahres 1886 fast gar nicht; aber Schnitzer fürchtete, daß seine Truppen wegen des Mangels an Vorräthen — alle kleideten sich schon in Felle — nicht guten Muthes und treu bleiben würden. Sobald die Wilden entdeckten, daß seine Munition zu Ende sei, würde seine Lage eine verzweifelte werden, zumal der Regierungsantritt des jungen, blutdürstigen Königs Muanga

Digitized by Google

von Uganda ihm den Rückweg nach dem Ukerewe abgeschnitten hat. Vielfach hat man sich deshalb mit der Frage beschäftigt, auf welchem Wege und auf welche Weise dem bedrängten Europäer am besten Hülfe zu senden sei. Einig ist man darin, daß von einer Expedition mit Heeresmacht Abstand genommen werden könne, da es vollkommen möglich ist, mit Umgehung von Uganda friedlich durch die zwischen der Küste von Sansibar und dem Gebiet Schnitzer's am obern Nil liegenden Lande hindurchzugehen. Hinsichtlich des einzuschlagenden Weges standen sich indeß die Reisenden H. M. Stanley und Joseph Thomson mit ihren Ansichten gegenüber. Stanley erbot sich, eine Expedition auf dem Wege von Sansibar aus in nordwestlicher Richtung an der Westseite des Ukerewesees vorüberzuführen. Diese Route hat den Vorzug, daß sie oft betreten wurde und daher hinlänglich bekannt ist; auch Dr. Junker schlug diesen Weg ein; doch beansprucht derselbe geraume Zeit. Thomson, der Erforscher des Massailandes in der Umgebung des Kilima-Ndscharo, hält den Weg durch dieses noch wenig erkundete Gebiet für gangbar und erbot sich gleichfalls, selbst eine Expedition von der Küste aus durch das Massailand, nördlich am Ukerewe vorbei, nach Wadelai zu führen, welches er in der verhältnißmäßig kurzen Frist von sechs Monaten erreichen zu können glaubt. Ein dritter Vorschlag ging dahin, vom Congo aus vermittels des obenerwähnten Ubangi nach Wadelai vorzudringen. Auf diesem oder einem ähnlichen Wege versucht es nun Stanley in der That, dem deutschen Forscher hülfreiche Hand zu bieten. Er steht an der Spitze einer Expedition, welche mehrere britische Millionäre und die saumselige ägyptische Regierung endlich gemeinsam zu Emin's Entsatze ausrüsten, und sicherte sich von Sansibar aus die Unterstützung seines alten Bundesgenossen, des großen arabischen Elfenbein- und Sklavenhändlers Tippo-Tip, welchen wol die von Dr. Schnitzer seit drei Jahren aufgespeicherten Elfenbeinvorräthe anlocken. Von Sansibar bringt ein Dampfschiff die ganze Expedition an die Congomündung. Am Stanley-Pool soll die ganze Dampferflotille des Congostaates für Stanley zur Verfügung gehalten werden, um die Mannschaften stromaufwärts zu schaffen. Von einem passenden Punkte des Stromes wird Stanley direct auf Wadelai marschiren, wo er Anfang Juli einzutreffen hofft. Durch Vermittelung von Tippo-Tip und anderer arabischer Händler soll Schnitzer Nachricht erhalten über die Wahl der Route, welche die Hülfsexpedition einschlägt, damit der mittlerweile zum Pascha beförderte Dr. Schnitzer im Falle der höchsten Noth nicht etwa in anderer Richtung seinen Rückzug nehme. Wie alle Unternehmungen des energischen Angloamerikaners, trägt auch diese einen kriegerischen Charakter; die Zahl der Träger soll sich auf etwa 1000 Mann beziffern, und daß darunter eine gute Anzahl wol nur Waffen zu „tragen" haben, darf man annehmen, wenn man weiß, daß vorsichtshalber auch die Mitnahme eines leichten Geschützes für nöthig erachtet wurde.

Die Unternehmungen zum Entsatze Emin-Pascha's scheinen glücklicherweise mit der Expedition Stanley's nicht abgeschlossen zu sein. Auf Veranlassung Dr. Felkin's plant die schottische Geographische Gesellschaft eine Expedition, welche Thomson auf dem obenerwähnten Wege durch das Massailand führen wird, und auch in Italien werden Anstrengungen gemacht, zur Rettung des Kapitäns Casati beizutragen, welchen Schnitzer nach Unyoro abordnete. Die mailänder Società d'esplorazione commerciale, auf deren Veranlassung Casati seine Reise unternahm, beabsichtigt ihre Mittel der von der schottischen Geographischen Gesellschaft auszurüstenden Expedition zur Verfügung zu stellen. Die Società Africana in Neapel dagegen plant die Entsendung einer eigenen Expedition und hat als Leiter derselben den Kapitän Massari in Aussicht genommen.

Die Rettung der am obern Nil abgeschnittenen Europäer war auch, nebst der Erforschung der Länder zwischen Congo und Nil, bei jener Expedition in Aussicht genommen, welche Dr. Oskar Lenz im Juli 1884 antrat. Der berühmte Durch-

Digitized by Google

wanderer der westlichen Sahara ist nun am 14. Jan. 1887 wohlbehalten in Sansibar eingetroffen, Anfang April nach Wien zurückgekehrt, und hat damit eine neue Durchkreuzung Centralafrikas von West nach Ost glücklich beendet. Dieser „Erfolg" ist aber bei Lichte besehen ein beklagenswerther Miserfolg und bedeutet ein vollständiges Scheitern der ursprünglichen Absichten, für deren Ausführung nichts geschehen ist. In anerkennenswerther Offenherzigkeit schrieb Professor Lenz von Stanley-Falls, daß er „Routen, die eine größere Sicherheit bieten, stets vorziehe; vor 10 Jahren habe er vielleicht anders gedacht und sich um feindselige Bevölkerungen wenig gekümmert", wozu Wichmann in „Petermann's Mittheilungen" ebenso fein wie treffend bemerkt: „Statt in Stanley-Falls-Station hätte Professor Lenz in Wien seine Entschlüsse von diesen Erwägungen bestimmen lassen sollen." Gänzlich erfolglos für die geographische Kenntniß der durchwanderten Strecken ist die Lenz'sche Expedition natürlich nicht gewesen; doch hat sie sich nirgends von der großen Heerstraße entfernt und bewegte sich durchaus auf Routen, auf denen irgendwelche wichtige geographische Entdeckungen nicht mehr zu machen waren, sodaß wir höchstens in geologischer Hinsicht interessante Aufschlüsse über den Aufbau Innerafrikas zu gewärtigen haben.

Weit wichtiger als die Lenz'sche bleibt die von den portugiesischen Offizieren Hermenegildo Capello und Robert Ivens in den Jahren 1884 und 1885 durchgeführte Durchkreuzung Afrikas, welche sich erst jetzt in ihren Gesammtergebnissen überschauen läßt. Sie kann wol als die letzte der wichtigen Durchkreuzungen des Schwarzen Erdtheils bezeichnet werden; denn nicht nur konnte sie sich meistens noch auf unbekanntem Boden bewegen, sondern auch wegen ihrer Erfolge, der Fülle neuer Aufschlüsse, welche sie zurückgebracht, reiht sie sich den Großthaten afrikanischer Forschung würdig an. Ausgangspunkt war die öde Bucht Porto-Pinda südlich von Mossamedes; doch erfolgte erst von letzterm Platze am 24. April 1884 der endgültige Aufbruch. Der erste Theil bis nach Huilla berührte bereits bekannte Landschaften; dann erreichten Ivens und Capello die südlichste portugiesische Festung Humbe an der Mündung des Caculovar in der Kunene und in thatsächlich unerforschtem Gebiet. Sie erkundeten den räthselhaften Fluß Kuerahi oder Kuerrai, welcher nach ihren und des französischen Missionars Duparquet Forschungen nicht dem Kunene zuströmt, sondern nach Süden fließt, aber nur bei hohem Wasserstande im Februar die Etoscha-Salzpfanne erreicht. In pflanzengeographischer Beziehung bildet der Oberlauf des Kuerrai eine Grenze gegen das Ovampoland. Mit der Ankunft in Ninda erreichten die beiden Portugiesen wieder bekanntes Gebiet. Eine kurze Strecke folgten sie der Route von Serpa Pinto und kreuzten dann bei Libonta am Sambesi die zweimalige Route Livingstone's aus den Jahren 1853 und 1854. Das ganze Sambesithal machte hinsichtlich seiner Ertragsfähigkeit einen sehr schlechten Eindruck auf die Reisenden, welche eine Ansiedelung durch Europäer schon wegen der Ausdünstungen der ausgedehnten Sümpfe als völlig ausgeschlossen betrachten. Vom Sambesi aus beginnt der interessanteste Theil der Reise, auf welchen die Erforschung des Cabompo, des bedeutendsten Zuflusses des obern Sambesi und des Gebietes des Lualaba fällt. Das Quellgebiet des Cabompo, in welches das Quellgebiet des Lualaba, des Hauptquellflusses des Congo, weit hinübergreift, ist sehr dünn bevölkert, fast menschenleer, dabei von der verderblichen Tsetsefliege massenhaft heimgesucht. Erst nach Ueberschreitung der Serra Kitangule, der Wasserscheide zwischen dem Caborupa und dem Kafue, welcher nach weiter Ausbiegung gegen Südwest endlich dem mittlern Sambesi zuströmt, trat eine günstige Veränderung für die Expedition ein, indem sie wieder in besiedelte, theilweise dichtbevölkerte Bezirke gelangte, wo Hunger und Entbehrungen vorläufig zu Ende waren. In Bunkeia, der Hauptstadt des von Musiri (Msiri) gegründeten Reiches, traf die Route von Ivens und Capello mit jener Paul Reichard's zusammen, der kaum zwei Monate früher seinen Rückmarsch nach dem

Digitized by Google

Tanganjika angetreten hatte. Die Portugiesen aber wandten sich durch das seines Kupferreichthums wegen in ganz Innerafrika berühmte Katanga dem Luapula zu und versuchten, längs seines Laufes zum Merusee vorzudringen; aber sowol dieser Plan wie auch die Absicht nach Ueberschreitung des Luapula direct zum Bangweolosee zu gelangen, scheiterten an der Haltung der Eingeborenen; die portugiesische Expedition gelangte nur bis in die Nähe der Mambirimafälle. Vom Luapula schlug sie eine genau südliche Richtung ein, um zum Sambesi zu gelangen. Die Wasserscheide zwischen beiden Gewässern bildet wiederum eine menschenleere Wildniß. Mit der Ankunft am Sambesi erreichte die Expedition wieder bekanntes Gebiet und am 26. Juni 1885, also nach fünfvierteljähriger Reise, zog sie in Quilimane am Indischen Ocean ein.

Einen vollständigen Misserfolg hat die Deutsch-Südwestafrikanische Gesellschaft zu verzeichnen, da ihre verschiedenen Expeditionen zu keinem greifbaren Ergebnisse geführt haben. Zwar wurden Kupferlager gefunden, aber der Abbau derselben würde wegen der hohen Frachtkosten und der niedrigen Kupferpreise mit sicherm Verluste verknüpft sein. Erfreulich ist dagegen die Rückkunft des Zürichers Dr. Hans Schinz, welcher anfangs den in Südwestafrika untergegangenen Lüderitz begleitet hatte. Später unternahm Schinz eine eigene Expedition zur Erforschung der Kalahariwüste, des Ovampo- und des Ambolandes. Er verfolgte den Lauf des Kunene und hielt sich längere Zeit in der Gegend der seither gegründeten Burenrepublik Upingtonia auf. Letzten Herbst erforschte Dr. Schinz das Gebiet nordwestlich vom Ngamisee, welcher nach den von Dr. Pechuel-Lösche mitgebrachten Aussagen wandernder Buren und Händler vollständig ausgetrocknet sein sollte. Dr. Schinz, welcher drei Wochen an seinen Ufern sich aufhielt, kann diese Angabe jedoch nicht bestätigen; der See ist noch „voll", nimmt aber stetig an Größe ab. Der Okavango oder Ombuengo fließt auch nicht in den Sambesi, sondern in den Ngami; der Tamalakan dagegen in dessen Ausfluß, den Botlele.

Im Congogebiet hat der ungemein thätige Missionar Grenfell noch eine Fahrt nach dem Leopold II.-See ausgeführt, welcher seit seiner Entdeckung durch Stanley 1882 nicht wieder besucht worden ist; die von Stanley vermuthete Verbindung mit dem Matumbasee scheint nicht zu bestehen. Weiter nördlich an der äquatorialen Westküste Afrikas haben Iradier, Montes de Oca und Dr. Ossorio dankenswerthe Aufnahmen der Flüsse Muni, Benito und Campo gemacht. Am weitesten nach Osten wurde der Campo, im Quellgebiet Ntem genannt, verfolgt, jedoch nicht sein Ursprung erreicht. Auch die Quelle des Benito, welche noch weiter im Osten zu liegen scheint, ward nicht erreicht, dagegen die seines südlichen Zuflusses Lanya, welcher an dem Enanganjela fast unter 12° östl. L. entspringt, in unmittelbarer Nähe der Quelle des Utamboni, des bedeutendsten Zuflusses des Muni.

In Senegambien ist G. A. Krause in der Ausführung einer sehr wichtigen Reise begriffen. Der ohne Verkleidung, als Christ reisende Deutsche ging von Salaga nach Woghodogho, der Hauptstadt von Mosi, wobei er den Oberlauf des Volta einen Tag nördlich von Walawala überschritt. Von Mosi wollte Krause über Duënsa nach Safaran am Niger reisen, um auf dem Strome abwärts nach Kabara, dem Hafen von Timbuktu, zu gelangen, wohin auch das kleine Kanonenboot, das die Franzosen auf dem obern Niger besitzen, aufbrechen soll. Diese wollen auch unter der Führung C. Droul's die Erforschung des Wad-Draa südlich von Marokko sich angelegen sein lassen.

Vom östlichen Afrika in weiterm Sinne ist zu berichten, daß der Italiener Robecchi das gefährliche Wagstück einer Durchwanderung der Libyschen Wüste von Kairo nach Tripolis unternommen hat und dabei ohne große Schwierigkeiten nach der Oase Siuah gelangt ist; dort aber widersetzte sich das Oberhaupt der Oase seiner Weiterreise, sodaß Robecchi vielleicht umkehren muß. Weiter unten im abessinischen Süden haben die Italiener Graf P. Antonelli und Dr. Traversi den

Digitized by Google

für abflußlos gehaltenen Suaisee im Süden von Schoa sowie den benachbarten Haddosee besucht und an ersterm einen Ausfluß am südlichen Ufer entdeckt. Derselbe, Schuschuki genannt, ergießt sich, nachdem er einige kleine Seen gebildet hat, in den Ocahsee; nach seinem Austritt aus diesem strömt er dem Bhilate, einem Seitengewässer des Webi, zu. Ob dieser aber zum Stromgebiete des Webi oder der Dschubb gehört, haben die Reisenden nicht sicher ermitteln können.

Auch aus Asien sind verschiedene ansehnliche Erweiterungen unserer geographischen Kenntnisse zu verzeichnen. Obenan steht wol die von der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft entsandte Expedition nach dem Tian-schan. Der Reisende A. N. Krasnow konnte, obgleich das Wetter sehr ungünstig war, nicht nur auf dem Balchaschsee verweilen, sondern auch den Alakul umgehen und im Ili-Delta sich aufhalten; reichliches botanisches, zoologisches, geographisches und geologisches Material hat er gesammelt. Ferner gelang es ihm, die Wasserscheide zwischen Tarym und Syr Derya auf dem nämlichen Wege, welchen früher Prschewalski machte, zu überschreiten und in Turfan einzudringen; von da kehrte er nach Karakul zurück. Von dieser Stadt schrieb ein anderes Mitglied der Expedition, Ignatiew, am 13./25. Sept. 1886, daß die Erforschung des Tengri-Chan der Kälte wegen habe eingestellt werden müssen, daß aber die Gletscher am Ursprunge des Flusses Sary-Dshas geologisch untersucht, viele photographische Aufnahmen gemacht und die Bewegungen des Semenow-Gletschers gemessen worden seien. Im Thale des Sary-Dshas sind einige neue Gletscher entdeckt worden; der größte von ihnen, nach J. W. Muschketow benannt, liegt am Ursprunge des Flusses Initschek, wo bisher noch kein Europäer war. Die Höhe des Pic Tengri-Chan, des „Geisterfürsten", ist trigonometrisch bestimmt; sie beträgt annähernd 7300 Meter. Eigenthümlich an diesem Bergriesen ist die trockene Luft und der trockene Boden. Die Gegend macht einen sehr trüben Eindruck. Weiter ist es Ignatiew gelungen, den Muzart-Paß sehr genau zu untersuchen und eine photographische Aufnahme zu veranstalten. Die Bevölkerung der ganzen Gegend besteht aus Kirgisen; ein Theil derselben bewohnt das gebirgige Gebiet, ein anderer Theil die Niederungen. Alle Kirgisen nomadisiren, und am Balchasch sowie an einigen andern Orten sind sie vollkommen wild. Der Islam macht hier große Fortschritte, obgleich sich noch viel heidnischer Aberglaube erhalten hat.

Die zweijährige Expedition in die südliche Mongolei, welche N. Potanin mit Skassi und Beressowski ausgeführt hat, ist mit der am 11./23. Oct. 1886 erfolgten Ankunft in Kiachta zum Abschluß gekommen. Potanin hatte den Rückmarsch von der Stadt Gaotai im Norden des Kuku-Nor angetreten und die Gobi auf bisher unbekannter Route von Süd nach Nord gekreuzt, wodurch er nachweisen konnte, daß die südöstliche Fortsetzung des Altai aus vier Parallelketten besteht, von denen nur eine von Pjewzow 1878—79 erforscht worden war. Völliges Dunkel herrscht aber noch immer über die Reisen, welche 1885 und 1886 der bekannte Forscher Ney Elias in den afghanisch-russisch-chinesischen Grenzgebieten ausgeführt hat, und aus politischen Rücksichten dürfte die Veröffentlichung ihrer Ergebnisse auch nicht so bald zu erwarten sein. Aus den nämlichen Gründen werden auch die Aufnahmen und Vermessungen, welche englische Offiziere und indische Feldmesser im nördlichen Afghanistan in der Nähe der russischen Grenze vorgenommen, wol noch längere Zeit unzugänglich bleiben. Nach und nach werden aber einzelne Berichte bekannt über Forschungen, welche von englischen Offizieren der Grenzregulirungscommission ausgeführt worden sind. Eine der interessantesten dieser Reisen war zweifelsohne jene der Hauptleute P. J. Maitland und M. G. Talbot gegen Ende 1885. Die Expedition zog durch den unbekanntesten Theil Afghanistans, am Herirud aufwärts durch die Landschaft Hazaradschat nach Bamian und von da nach Taschkurgan, Mazar-i-Scherif, Balch, Seripul, Maimene und Tschar-

Digitized by Google

schamba an einem östlichen Zuflusse des Murghab. Der erste Theil der Reise verlief auf dem geradesten Wege zwischen Kabul und Herat. Das Hazaragebiet, durch welches die Straße führt, gleicht mehr den schottischen Hochlanden, als den wilden kahlen Bergen und steinigen Thälern, wie man sie sonst in Afghanistan trifft. Die Umrisse der Berge sind sanfter, und oft bedeckt dieselben eine tiefe Humusschicht, welche Anpflanzungen gestatten würde. Die Bevölkerung ist zahlreich, der Anbau von Gerste und Hülsenfrüchten ausgedehnt und die Zucht von Schafen und Ziegen bedeutend. Die mongolischen Hazara schildern die beiden Offiziere, frühern Berichten entgegen, als einfach, gutmüthig, fleißig, leicht zu regieren, aber kriegsuntüchtig. Der weitere Weg führte über den Paß Bakkak-Kotal in das obere Thal des Flusses von Balch nach Bamian und dann nordwärts in das Thal des Flusses von Chulum, wo sich in Haibak die beiden Reisenden trennten, Talbot um das Thal von Kunduz zu besuchen, Maitland um nach Westen zurückzukehren. Merkwürdig ist die Gestaltung des Landes nördlich von Kuhi-Baba; von dort bis Haibak dehnt sich ein weites, mit kleinen Gebirgszügen besetztes und von tiefen Thälern und kleinen Schluchten durchzogenes Hochland aus, welches im Norden durch eine bisher unbekannte Bergkette von beträchtlicher Höhe begrenzt wird. Dieselbe zieht in ostwestlicher Richtung und in einer Entfernung von 8—20 Kilometer von den Städten Taschkurgan, Mazar-i-Scherif und Balch, scheint sich von Schiberghan im Westen bis Kunduz im Osten zu erstrecken und bildet eine scharfe Grenze zwischen der flachen Oxusniederung und Kuhistan.

Die geographischen Aufnahmen der afghanischen Grenzcommission umfassen rund an 100000 englische Quadratmeilen Landes; aber die Thätigkeit der Briten erstreckt sich auf noch weit entferntere Gebiete. Der mit der Vermessung von Assam betraute Oberst R. G. Woodthorpe machte vom December 1884 bis März 1885 einen Vorstoß bis an den Nam-Kiu, den westlichen Quellfluß des Irawaddi. Er verfolgte den Dihing, Nebenfluß des Brahmaputra, bis zu den Quellen, überstieg das Thungan-Gebirge in dem 2550 Meter hohen Chaukan-Paß und erreichte bei Langnu, einem Orte der Bar-Kamti, den Nam-Lung, welcher bis zu der Mündung in den Nam-Kiu verfolgt wurde. Dieselbe liegt nun in 497 Meter Meereshöhe. Nach einem Besuche von Padas, des Hauptortes der Bar-Kamti, wurde der Rückweg angetreten, zum Theil auf einer neuen Route längs des Turong und über die Wasserscheide zum Brahmaputra, das Patkoigebirge, welches in dem gleichnamigen Passe und in nur 570 Meter Höhe überschritten wurde. Die Erfahrungen über die meteorologischen Verhältnisse in dem Gebirgslande zwischen Brahmaputra und Irawaddi geben eine Erklärung für den ungeheuern Wasserreichthum des letztern ab, welcher bisweilen als ein Beweis für die Identität des großen tibetanischen Flusses Sanpo mit dem Irawaddi angeführt wurde. Die Niederschläge sind hier so gewaltig, daß die Wassermassen, welche sie dem Strome in Birma zuführen, vollkommen zur Erklärung seines Wasserreichthums trotz eines beschränkten Quellgebietes ausreichen; in den Monaten November bis Februar verging kein Tag ohne starke Regengüsse; während einer ganzen Woche im Januar regnete es unaufhörlich in Strömen.

Endlich machte der mit der Vermessung von Sikkim betraute Oberst H. C. B. Tanner einen kurzen Ausflug auf tibetanisches Gebiet, indem er den Lipu-Lek-Paß überschritt; ein weiteres Vordringen verhinderte die tibetanische Grenzwache im Fort Purang-Jong. Die Möglichkeit für Europäer, von Süden her nach Tibet einzudringen, ist in den letzten Jahren eine entschieden geringere geworden, da eine bessere und stärkere Bewachung der Pässe eingeführt ist. Dagegen ward im Herbst 1886 von der Centralasiatischen Handelsgesellschaft N. Kudrin u. Comp. eine Karavane mit russischen Waaren von Norden her nach Tibet abgefertigt, das erste Unternehmen dieser Art. Nach den letzten Nachrichten hat die Karavane

Digitized by Google

Kaschgar bereits glücklich passirt und ihren Weg nach dem Reiche des Dalai-Lama weiter fortgesetzt. Wenn dieser erste Versuch gelingt, beabsichtigt die Centralasiatische Handelsgesellschaft in Tibet ein Comptoir zu gründen, wie solche sowol in Aschabad und Merw als auch in den persischen Städten Kutscha und Meschhed bereits bestehen.

---

## Politische Revue.

20. April 1887.

Die Osterferien haben die Sitzungen der berliner parlamentarischen Körperschaften unterbrochen. Den Löwenantheil des allgemeinen Interesses hatte in der Zeit vorher merkwürdigerweise das sonst von der öffentlichen Meinung etwas stiefmütterlich behandelte Herrenhaus davongetragen: die kirchenpolitische Vorlage, die Verbesserungsvorschläge des Bischofs Kopp, die Rede des Fürsten Bismarck waren Ereignisse von einer Tragweite, die um so weniger in den Ferienwochen verblassen konnten, als man mit Spannung der weitern Entwickelung der zur Versöhnung von Staat und Kirche führenden Zugeständnisse entgegensah. Nach den Ferien hat ja das Abgeordnetenhaus über die Vorlage abzustimmen; sie beschäftigt daher die Presse fortwährend, und namentlich die Frage, welche Haltung das Centrum einnehmen wird, gehört zu den brennenden Tagesfragen der Publicistik.

Die Verhandlungen zwischen der Curie und der preußischen Regierung gehen hin und her; aber auch mit dem Centrum wird von Rom aus verhandelt. Nachdem Papst Leo XIII., kein kampfgerüsteter Papst wie Pius IX., sondern ein diplomatischer Statthalter Christi, sogar die militärischen Angelegenheiten Deutschlands, die mit der Friedensmission der Kirche nichts zu thun haben, zum Gegenstand patriarchalischer Ermahnungen an seine Getreuen gemacht hat, thut er jetzt um so mehr seine Willensmeinung in Bezug auf die schwebenden kirchlichen Fragen ihnen kund — und zwar voraussichtlich mit besserm Erfolge.

Der Abgesandte des Papstes, der dem Deutschen Kaiser an seinem Geburtstage die Glückwünsche desselben überbrachte, hat dabei von neuem Fühlung mit der preußischen Regierung und den Mitgliedern des Centrums genommen: er gehört zu den versöhnlichsten, deutschfreundlichen Klerikalen und hat wiederholt erklärt, daß nach seiner Ansicht mit Annahme der neuen kirchenpolitischen Vorlage der Friede par substance et par principe als wiederhergestellt zu betrachten sei. Alle für die Curie wichtigen Forderungen seien zugestanden. Es handle sich nur noch um Punkte von geringerer Wichtigkeit. Dem Centrum soll übrigens der Papst durch ein Schreiben an den münchener Nuntius haben mittheilen lassen, es solle einfach für die kirchenpolitische Vorlage stimmen und dem Papste überlassen, die Frage des Einspruchs bei den Pfarrerernennungen mit der preußischen Regierung zu regeln. In dem Schreiben vom 7. April, welches der Papst an den Erzbischof von Köln gerichtet hat, ist er zwar weit entfernt, jetzt schon den Culturkampf als ganz abgeschlossen zu betrachten; er erklärt den jetzigen Zustand nach Annahme der Herrenhausvorlage noch nicht für den besten, sondern für der Verbesserung noch fähig; aber er verlangt zunächst doch, daß das Centrum für jene Vorlage stimme. Sehr viele ultramontane Blätter sind aber noch weniger mit einer jetzt proclamirten Beendigung des Culturkampfes einverstanden, sondern ergehen sich in heftigen Protesten gegen den Staatskatholicismus, sprechen von den traurigen Resultaten der Verhandlungen zwischen Rom und Berlin und den diplomatischen Ränken, durch welche ein siegreiches Heer verrathen und verkauft werde, von dem dumpfen Murren und Grollen des katholischen Volkes.

Digitized by Google

Auf der andern Seite trägt eine beträchtliche Zahl von Conservativen und Freiconservativen Bedenken, für die wenn auch eingeschränkte Zulassung der Orden zu stimmen. So darf man dem Resultat der bevorstehenden Verhandlungen des Abgeordnetenhauses mit Spannung entgegensehen. Bei der ersten Lesung sprach Fürst Bismarck manches bezeichnende und entschiedene Wort: die Vorlage wurde keiner Commission überwiesen, sondern es wird die zweite Berathung alsbald im Plenum stattfinden.

Die Vorgänge in Rußland erregen noch immer Antheil und Spannung. Ein neues Attentat auf den Kaiser in Gatschina selbst wird von der officiellen Presse und ihren Berichterstattern in ganz Europa einstimmig dementirt; doch behauptet sich die Nachricht mit großer Hartnäckigkeit und es werden von verschiedenen Blättern sogar neue Details darüber mitgetheilt. Danach soll es ein Offizier gewesen sein, der auf den Kaiser geschossen hat. Bringt man damit die Kunde von der großen Zahl von Offizieren, die verbannt und an eine Strafstation geschickt sein sollen, in Zusammenhang, so muß die Unzufriedenheit in der russischen Armee einen hohen Grad erreicht haben. Inwieweit diese Militärverschwörungen mit dem Nihilismus im Zusammenhang stehe, ist aus den flüchtigen Notizen nicht ersichtlich. Daß aber in Gatschina selbst ein solches Attentat ausgeführt werden konnte, zeigt uns diese sichere Freistatt des russischen Kaisers, trotz der Bewachung durch viele hundert verkleidete Polizeispione, bedroht. Freilich, wenn die Wächter des Gesetzes selbst und die Männer der militärischen Schutzmacht sich in den Dienst einer mit der Mordwaffe ausgerüsteten Verschwörung geben: dann ist auch in Gatschina keine Sicherheit mehr für den Zaren zu finden.

Ueber diesen letztern Vorgang ruht noch ein geheimnißvoller Schleier: es ist ja begreiflich, daß die Regierung nicht wünscht, ihn gelüftet zu sehen, ein Attentat in Gatschina selbst wäre ja eine Ermuthigung für gleichgesinnte Verschwörer, die dergleichen bisher für unmöglich gehalten, und gäbe Anlaß zu einer beständigen Beängstigung des treuen Russenvolkes, das bisher glauben durfte, wenigstens in Gatschina sei der Zar vor den Anschlägen der Mörder geschützt; daß er es in Petersburg nicht ist, hat ja das zuletzt versuchte Attentat, welches allgemein eingestanden wird, zur Genüge bewiesen. Es bleibt immerhin eine grausame Ironie des Schicksals, daß der mächtigste aller gegenwärtigen Herrscher, dessen Befehle in drei Erdtheilen maßgebend sind, von dem Aberwitz eines unreifen Studenten, der eine Dynamitbombe in seiner Mappe trägt, zum Tode verurtheilt werden kann.

Ebenso geheimnißvoll sind die politischen Vorgänge im Cabinet des Kaisers: der Conflict zwischen dem Premierminister von Giers und dem Potentaten der Presse und der öffentlichen Meinung Katkow in Moskau hat insoweit eine Lösung gefunden, daß die Autorität des Ministers der rücksichtslosen Opposition eines im Range hochstehenden Privatmannes nicht erlegen ist, daß Giers eine hohe Ordensauszeichnung erhielt, Katkow mit einem leichten Verweis, aber nachdem er sonst der kaiserlichen Gunst von neuem versichert worden, in die alte Zarenstadt zurückkehrte.

Daß in dem Reiche des Absolutismus ein Mann der Presse und der öffentlichen Meinung von dem Zaren selbst als eine Art von Großmacht respectirt wird, mit der man sich verständigen muß, ist eine jener merkwürdigen Anomalien, an welche man sich im neuen Rußland gewöhnen muß; ja man darf behaupten, daß kein Preßorgan in einem parlamentarischen Staate sich hätte herausnehmen können, eine Regierungsmaßregel mit jener Schärfe zu kritisiren, mit welcher Katkow dasselbe verurtheilt. Das erste Communiqué vom 3./15. Dec. 1886, in welchem vor Verdächtigungen und Schmähungen der deutschen Politik gewarnt wird, hat

Digitized by Google

er gar nicht zum Abdruck gebracht, obschon die russische Presse dazu verpflichtet ist, noch weniger aber sich den Inhalt desselben zu Herzen genommen, sondern ist nach wie vor seinen eigenen deutschfeindlichen Neigungen gefolgt. Das neueste Communiqué vom 21. März aber zergliedert er eingehend in seinem Blatte, beschuldigt die Regierung einer antirussischen Politik und der Kriecherei vor Deutschland. Die russische Presse habe nur russischen Interessen zu dienen. Wer, wie die Verfasser des Regierungscommuniqué, in erster Linie für die Interessen fremder Staaten sorge, werde seiner Bürgerpflicht in verbrecherischer Weise untreu.

Das konnte sich der Premierminister doch nicht sagen lassen: in andern Staaten wäre der Artikelschreiber wegen Beleidigung des Ministeriums zu mehrmonatlicher Haft verurtheilt worden. Katkow wurde zum Zaren citirt, bei dem er sonst natürlich persona gratissima ist, denn kein anderer tritt für seine uneingeschränkte Herrschergewalt mit solcher Ueberzeugung und Begeisterung ein. Gleichwol war der Kaiser dem angegriffenen Minister eine Genugthuung schuldig: die Verleihung des Großkreuzes des Wladimirordens mit einem Handschreiben, in welchem die Politik des Ministers gebilligt wird, ließ keine Zweifel mehr darüber übrig, daß der Minister, wie ja auch in einem absolutistisch regierten Staat anzunehmen ist, nur die Politik verfolgt habe, welche sein kaiserlicher Herr für die richtige hielt.

Die Friedensbürgschaft, die in solcher Anerkennung einer dem Deutschen Reiche wohlgesinnten Politik liegt, ist indeß von zweifelhaftem Werth. Katkow hat einen Verweis erhalten wegen seiner Auflehnung gegen diese Politik und wegen des herausfordernden Tons, in den er dieselbe kleidete; aber irgendein Bann der kaiserlichen Ungnade hat ihn nicht getroffen. Katkow ist das enfant terrible der russischen Politik: er plaudert nur aus, was alle russischen Staatsmänner denken, und der Streit zwischen ihm und Giers dreht sich nur um die Frage der Opportunität. Giers ist Diplomat, Katkow Volksmann: jener trägt den Umständen Rechnung, dieser kehrt die Principien unverhüllt ans Licht und gibt sich außerdem die Privatgenugthuung, das ausnehmende Maß von Einfluß, das er besitzt, der Regierungsmacht gegenüber in die Wagschale zu werfen. Giers vertritt die Augenblickspolitik, deren Zünglein fortwährend schwankt, Katkow das Gewissen der Nation, welches fest und unbeirrt an den großen Zielen der russischen Politik festhält. Giers will sich von Katkow nicht seine diplomatischen Cirkel stören, Katkow durch keinerlei Zugeständnisse von Giers den altrussischen Fanatismus abschwächen und ablenken lassen. Im Grunde des Herzens aber sind beide, wie sich auch mit Bezug auf die bulgarische Politik zeigte, einverstanden, mindestens durch keine unüberbrückbare Kluft geschieden, und wenn Katkow nur gewisse Grenzen einhält, welche die Rücksichten auf die auswärtige Politik gebieten, wird Giers nichts dagegen einzuwenden haben, daß er als Apostel des russischen Patriotismus mit feurigen Zungen spricht, die Flamme desselben nährt und nicht verlöschen läßt.

Die officielle russische Presse hat die deutschen Consuln in Rustschuk und Sofia von der Beschuldigung entlastet, nichts gethan zu haben, um die Execution der Führer der militärischen Meuterei in Rustschuk zu verzögern. Gerade das Gegentheil ist der Fall gewesen. Das hindert aber die altrussischen Organe nicht, nach wie vor Deutschland dafür verantwortlich zu machen, daß Rußland in Bulgarien die Ziele seiner Politik nicht zu erreichen vermag. Es gelang ihm auch nicht, die Türkei vorzuschieben; die Verhandlungen Zankow's in Konstantinopel sind als gescheitert zu betrachten; die bulgarischen Regenten und Minister wollten sich nicht dazu verstehen, der russenfreundlichen Partei so weitreichende Zugeständnisse zu machen, wie sie Zankow verlangte. Ebenso haben die Anzettelungen und Verschwörungen, als deren Mittelpunkt der russische Consul in Bukarest jetzt nach den neuesten Enthüllungen betrachtet werden darf, nachdem der Militäraufstand in Rustschuk und Silistria gescheitert ist, irgendwelche nennenswerthe Erfolge gehabt.

Digitized by Google

Man hört zwar hier und dort von neuen Meutereien, doch scheint keine irgendwelche Bedeutung gewonnen zu haben.

Inzwischen ist Stoilow im Auftrage der Regentschaft zunächst nach Wien gereist, um die Stimmung der europäischen Regierungen zu sondiren. In Wien hat er am 3. April eine Conferenz beim Grafen Kalnoky gehabt, welcher die Sympathien Oesterreichs für Bulgarien hervorhob, ebenso aber den vertragsmäßigen Boden, an welchem Bulgarien festhalten müsse. Ueber die Meinungen der bulgarischen Regentschaft, welche Stoilow vertritt, hat dieser einem Interviewer mitgetheilt, daß sie bald die Einberufung der Großen Sobranje wünschen müsse, die Schwierigkeit aber darin liege, ob dieselbe einen Fürsten wählen oder die Regentschaft um drei Jahre verlängern solle. Letztere wäre am meisten geneigt, den Fürsten Ferdinand von Koburg-Gotha zu wählen, doch werde diese Wahl von Oesterreich beanstandet, welches fürchten müsse, daß Rußland in dem Prinzen einen von Oesterreich vorgeschobenen Candidaten sehe, der für dessen Interessen wirken solle. Was den Prinzen Alexander betrifft, so schlagen ihm die Herzen der Bulgaren stets entgegen; die Regentschaft dürfe aber die Wohlfahrt Bulgariens nicht ihren persönlichen Gefühlen opfern; doch er müsse die Mächte aufmerksam machen, daß seit der letzten Rundreise der bulgarischen Deputation in Europa die Bewegung zu Gunsten des Fürsten in fortwährendem Wachsen begriffen sei und einen Höhepunkt erreichen könne, welchem die Regentschaft nicht mehr Widerstand zu leisten vermöge; das Volk organisire sich wie für einen heiligen Krieg, und die Losung derselben heiße „Alexander". Deshalb will Stoilow den Mächten den Vorschlag machen, daß der Sobranje der Antrag vorgelegt werde, die Regentschaft wieder auf drei Jahre einzusetzen.

So würde die zögernde und rückhaltige Politik Rußlands neue Gefahren heraufbeschworen haben; der Battenberger auf Bulgariens Thron wäre eine so herausfordernde Kriegserklärung gegen Rußland, daß dieses die Antwort nicht schuldig bleiben kann.

Dem russischen Koloß gegenüber verharrt England gegenwärtig in einer abwartenden Stellung. Auch in Centralasien, wo durch die jetzt eröffnete Transkaspibahn, über welche wir in unserer Zeitschrift eingehend berichteten, Rußland sich eine mächtige Verkehrsader in der Richtung nach Indien geschaffen hat, stehen beide Staaten jetzt Gewehr bei Fuß. Die afghanischen Grenzstreitigkeiten sucht man friedlich zu lösen; darüber schweben Verhandlungen zwischen London und Petersburg. In Afghanistan selbst sind allerdings bedeutende Unruhen ausgebrochen; die aufrührerischen Ghilzais machen dem Emir Abdurrahman viel zu schaffen und auch der bisher in Persien internirte Ejub-Khan taucht wieder auf: lauter Vorgänge, welche neue Verwickelungen in Aussicht stellen, aber zunächst von beiden europäischen Staaten mehr beobachtet, als zu ihrem Vortheil ausgebeutet werden.

England ist durch die ungelöste und, wie es scheint, fast unlösbare irische Frage an freier Bewegung gehindert: mindestens wird der Scharfsinn seiner tonangebenden Staatsmänner vorzugsweise durch sie in Anspruch genommen, und die revolutionäre Drohung, welche von der Nachbarinsel herüber an die Pforten seines Parlaments klopft, fordert vor allem dringliche Beachtung.

Es war vorauszusehen, daß, nachdem Gladstone's Home Rule-Bill gescheitert, die Pacification der Grünen Insel von neuem auf die größten Schwierigkeiten stoßen werde.

Am 21. März kündigte der Generalsecretär für Irland die Einbringung einer Bill an, welche die wirksame Verhütung und Bestrafung von Verbrechen in Irland bezweckt; der Führer des Hauses, Smith, beantragte die Dringlichkeit für dieselbe. Gegen dieselbe sprach der Radicale Morley: erst müßten Mittel beantragt werden, die Grundbesitzer an der Erpressung übermäßiger Pachtsummen

Digitized by Google

zu verhindern. Gladstone erklärte sich indeß für einen entschiedenen Gegner der Bill, die er in jedem Stadium parlamentarischer Berathung bekämpfen werde.

Den Inhalt der Bill bildet eine Verstärkung der polizeilichen Autorität in Irland und Einschränkung der Gerichtspflege, besonders mit Bezug auf die Geschworenen, deren Mitwirkung für mehrere Verbrechen gänzlich abgeschafft wird. Die Polizeirichter dürfen Zeugen eidlich vernehmen, wenn ein Verbrechen begangen worden ist, auch wenn die Anklage noch nicht erhoben wurde; es ist ihnen eine summarische Jurisdiction verliehen und das Recht, sechs Monate Zwangsarbeit zu verhängen über solche, welche sich verbrecherischer Verschwörung, des Boycottens, des Aufruhrs, der Angriffe auf Gerichtsvollzieher u. s. w. schuldig gemacht haben. Der Proceß soll von einem Ort nach einem andern verlegt werden können, wenn es der Procurator oder der Angeklagte wünscht. Auch nach England darf der Proceß verlegt werden; doch müssen dann irische Advocaten als Vertheidiger vor englischen Tribunalen fungiren, und der Staat vergütet ihnen und den Zeugen die Reisekosten. Bei Anklagen wegen politischer Verbrechen, wie Hochverrath, Landesverrath, Aufruhr, ist solche Verlegung ausgeschlossen, kann aber stattfinden bei Mord, Brandstiftungen, ernsten Gewaltthaten. Dem Vicekönig ist außerdem eine sehr weitgehende interpretatio extensiva des Gesetzes eingeräumt; er kann es ausdehnen auf Vereine, die zur Aufwiegelung zu Verbrechen, Gewaltthaten oder der Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung gegründet sind; doch muß die Proclamation, durch welche er Vereine für ungesetzlich erklärt, dem Parlament zur Prüfung binnen sieben Tagen eingereicht werden.

Für dies Ausnahmegesetz, welches Maßregeln wie bei einem Belagerungs- oder Kriegszustande verhängt, werden die Whigisten unter Führung Lord Hartington's und die Radicalen stimmen, welche der Fahne Chamberlain's folgen, und der hartnäckige Widerstand Gladstone's gegen die polizeiliche Regelung der irischen Frage wird erfolglos bleiben. Freilich will sich die Regierung nicht darauf beschränken; sie will gleichsam erst das Terrain säubern, ehe sie ihre taktischen Formationen auf demselben unternimmt. Eine zweitheilige Agrarbill soll der Verbrechenverhütungsbill folgen: der erste Theil ist eine weitere Ausführung der Landacte von 1885. Auch den Erbpächtern sollen die durch diese Acte den Pächtern bewilligten Vortheile zugute kommen, besonders die Ueberführung der Pachtgüter in volles Eigenthum durch den aus Staatsmitteln geleisteten Vorschuß; ferner soll die Exmission der Pächter aus ihren Höfen in gewissen Fällen unmöglich gemacht werden. Der zweite Theil entspricht im ganzen dem vorjährigen Entwurfe Gladstone's, soll aber nur dann eingebracht werden, wenn die Opposition vollständiges Entgegenkommen zeigt. Gladstone's Streben ging aber über die Lösung der agrarischen Schwierigkeiten hinaus; er wollte den Iren politische Autonomie gewähren, und ohne ein solches Zugeständniß wird schwerlich Frieden zwischen England und Irland eintreten.

In Frankreich sind zunächst keine Symptome des Wachsthums der Boulanger-Deroulède'schen Revanchepartei zu verzeichnen: im Gegentheil hat der Kriegsminister dadurch einen Echec erlitten, daß der Militärausschuß der Kammer bei Vorberathung des einen von Boulanger ausgearbeiteten Wehrgesetzes eine Bestimmung strich, der zufolge die Zöglinge der Polytechnischen Schule nicht mehr als Offiziere in das Heer eintreten, sondern nur als Militäringenieure Verwendung finden sollten. Boulanger war infolge dieser Auflehnung gegen seinen Willen in Zorn gerathen, hatte dem Ausschuß ein in schärfster Form abgefaßtes Schreiben zugeschickt, in welchem er ihm Mangel an demokratischem Sinn vorwarf und welches er schon vorher in den Zeitungen publiciren ließ. Der Ausschuß antwortete sehr entrüstet und ließ sein Schreiben gleichfalls vorher in den Zeitungen abdrucken: der Kriegsminister besann sich nun zur rechten Zeit, daß er die Kammer

Digitized by Google

nicht brüskiren dürfe und es hier nicht mit Generalen zu thun habe, die von seinen Entscheidungen abhängig sind; er lenkte ein und sprach von einem Mißverständniß, und der Ausschuß war damit zufrieden gestellt.

Im übrigen behauptet das Ministerium Goblet, das man doch nur als ein Ministerium ad interim anzusehen pflegt, eine überraschende Festigkeit und konnte es sogar auf die Probe ankommen lassen, ob die Kammer ihm Indemnität für eine ihren Beschlüssen gegenüber bewiesene Nichtachtung bewilligen werde. Die gestellte Cabinetsfrage ist zu seinen Gunsten beantwortet worden. Es handelte sich um die Gehälter von Finanzbeamten, welche der Finanzminister für unentbehrlich erklärt hatte, die aber im Etat von dem Abgeordnetenhause gestrichen wurden. Der Senat hatte sie wieder eingestellt, die Kammer, als die Vorlage an sie zurückkam, dieselben abermals gestrichen. Der Finanzminister wollte zunächst das Zustandekommen des Budgets nicht hindern, erklärte aber, er werde seine Forderung in einem Nachtragscredit wieder vorbringen. Da in der Zwischenzeit die betreffenden Beamten entweder entlassen werden oder ihr Gehalt fortbeziehen mußten, so entschloß sich der Finanzminister zur Fortbezahlung, sodaß er gleichzeitig mit der Forderung der Nachtragscredite um Indemnität nachsuchen mußte. Am 31. März beschloß die Deputirtenkammer nach einer längern Rede des Conseilpräsidenten, einer oratio pro domo, in welcher er sich gegen die heftigen Angriffe Clémenceau's vertheidigte und den frommen Wunsch nach einer ministeriellen Mehrheit aussprach, welche durch den Hinzutritt der Mitglieder der Rechten zu den gemäßigten Republikanern gebildet werden könne, mit 80 Stimmen Mehrheit die Annahme der Nachtragscredite und die Ertheilung der Indemnität. Clémenceau und den Radicalen ist es also diesmal nicht gelungen, das Ministerium zu stürzen, und wenn die Opportunisten den stillen Wunsch hegen, im Falle einer Ministerkrisis auch Boulanger beseitigt zu sehen, so müßten sie diesen zunächst vertagen.

In Italien ist die durch das Unglück von Massauah hervorgerufene Ministerkrisis, nachdem sie mehrere Monate lang gedauert, durch die neue Combination Depretis-Crispi beseitigt worden. Nachdem infolge jener bedauerlichen Niederlage, welche die Abessinier den italienischen Truppenabtheilungen beibrachten, das Ministerium Depretis-Robillant ein unzureichendes Vertrauensvotum mit 34 Stimmen Mehrheit erhalten und Graf Robillant infolge desselben ausgeschieden war und das Cabinet seine Entlassung eingereicht hatte, aber, weil der König dasselbe halten wollte, noch einmal die Feuerprobe eines Vertrauensvotums über sich hatte ergehen lassen, welches aber nur durch eine Mehrheit von 20 Stimmen zu Stande kam, so mußte Depretis sich mit seinem Gegner Crispi, der eine Mistrauenserklärung beantragt hatte, vereinbaren und den Führer der Opposition sowie einen andern frühern Minister, Zanardelli, ins Ministerium aufnehmen. Jetzt hat dasselbe allerdings festen Boden im Parlament; denn nur die äußerste Rechte und die äußerste Linke halten die Fahne der Opposition aufrecht. Man mochte befürchten, daß Crispi die auswärtige Politik in einem für Deutschland ungünstigen Sinne beeinflussen werde. Doch nach der Haltung der ihm ergebenen Blätter ist er jetzt ein Gegner Frankreichs geworden und hält an der deutsch-österreichisch-italienischen Allianz fest.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Auf dem Altentheil.

Novelle

von

E. Vely.

## I.

Im Morgengrauen ist's; der Herbstnebel lagert schwer über dem Landstrich, der aus Heideflecken, Ackergrund und hier und da aus einem Stückchen Tannenwald besteht. Wo Ortschaften sind, liegen die einzelnen Gebäude mehrere Steinwürfe weit auseinander; die dazugehörigen Aecker und Wiesen umgeben allemal den Häusercomplex, Vermögliche haben einen Baumbestand dabei. So kommt's, daß in dieser Jahreszeit eine fast unheimliche Stille herrscht; kein Hantierungsgeräusch, kein Kinderlärm dringt von einem Nachbar zum andern.

Die Häuser sind nach niedersächsischer Art gebaut und tragen den Pferdekopf nach alter Sitte am Giebel, zuweilen auch einen Spruch unter dem Namen des Erbauers. Die große Viehdiele wird zuerst überschritten, ehe man zum offenen Herd im Hintergrunde gelangt und von da zu den Wohn- und Staatsgemächern, je nachdem das einstöckige Gebäude solche besitzt.

Heute blinken in Sinsfeld vereinzelte Lichtlein durch die Fenster, ein Zeichen, daß sich die Bewohner zu gleicher Zeit zu einem Gang rüsten; die verschiedenen Gestalten, welche nach und nach heraustreten, streben Einer Richtung, wenn auch auf verschiedenen Pfaden, zu: einem Gehöft, das am entferntesten liegt, dem „Sevemanns-Haus".

Es ist der reichste Besitz in der Runde und sein Eigenthümer, Clas von der Seve, hätte es mit all den adeligen Herren aufnehmen können, die auf ihren Schlössern saßen, ehedem zu Hofe gegangen waren und sich jetzt, grollend mit den neuen Verhältnissen, zurückgezogen hatten.

Er hatte aber einen so harten Kopf gehabt wie seine Vorgänger in Sevemanns-Haus . . . und, wie sie, nur ein Bauer sein wollen. In der Familie ging die Sage, daß vor vielen Jahrzehnten ein Buchgelehrter den „von der Seve" hatte nachweisen wollen, daß sie so alt seien wie der vornehmste lüneburgische Adel, und es nur weniger Formalitäten bedürfe, um die Berechtigung, sich „von Seve" nennen zu dürfen, nachzuweisen.

Das Stück Geld, auf welches es nebenher abgesehen war, hätte der damalige



Digitized by Google

Besitzer nicht gescheut, aber er hatte lachend erwidert, es sei nun doch einmal so; ihr Name komme von nichts anderm her als dem Flüßlein Seve, an dem sie seit grauen Zeiten gesessen ... ein nicht besserer und nicht schlechterer Ursprung als der der Adelsgeschlechter: aber Bauern wollten sie nun doch einmal heißen.

Wenig empfindlich gegen den gewohnten Nebel, langsam und bedächtig, schreiten die Männer dahin; die Weiber halten mehr zum Schutz für ihre Hauben den obern Rock über dem Haupt zusammen; wo sie einander auf den Pfaden treffen, wird ein kurzer Gruß gewechselt.

Die Bewohner der Gegend sind wortkarg; neugierige Fragen sind überdies überflüssig, denn ein jedes weiß, wohin das andere geht ... in Sevemanns-Haus liegt seit drei Tagen ein Todter und heute soll ihm die letzte Ehre erwiesen werden.

Ohne Hast und ohne Rücksicht aufeinander treten die Ankommenden in die große Hausdiele. Rechts und links hat man Stallaternen aufgehängt, damit nicht jemand unversehens die Richtung verliert und gegen eine Kuhkrippe stößt. Verwundert hebt das Rindvieh die gehörnten Häupter, um zu sehen, was zu dieser Zeit die Ruhe stört; ab und zu wiehert ein Pferd oder brüllen die Kühe, was „dem Todten gilt".

Auf dem Herde in der Tiefe lodert das Feuer, über dem an langer Kette der Kessel hängt; die flammende Glut beleuchtet die Gesichter der daran hantierenden Mägde; ein Kaffeegeruch macht sich bemerkbar; Heinrich, der Großknecht, reicht stumm jedem der Männer einen Schnaps, und ohne Dank wird derselbe angenommen und ausgetrunken.

Dann werfen die Besucher einen Blick in den Seitengang nach dem Sarge, auf welchem Lichter brennen, nicken kurz mit dem Kopfe und gehen zwei Stufen hinauf in das geräumige Gemach, wo bereits viele andere an den gedeckten Tischen bei Kaffee und Kuchen sitzen; auch Weinflaschen blinken verheißungsvoll.

Die Weiber beginnen die Unterhaltung mit der Bemerkung, wie gut am frühen Morgen ein heißer Trunk thut; die Männer sprechen über die beendeten Feldarbeiten und die Hoffnungen und Aussichten fürs nächste Jahr, und des stillen Mannes, zu dessen Ehre sie sich versammelt haben, denkt keiner.

Es fehlt niemand aus der Ortschaft und auch weiter her sind sie gekommen: gewichtige Gestalten und angesehene Leute, die meisten groß, hellhaarig, gesund und ernst dreinschauend, die jüngern Frauen frischfarbig und rundlich; die Runzeln der andern erzählen, wie die grauen Haare, von des Lebens Beschwerden. Ein Gefühl der Genugthuung haben sie alle ... leben ist besser als todt sein.

Das Dörflein hat keinen eigenen Pfarrer, und der, bei dem es eingepfarrt ist, liegt krank. So hat der Schulmeister heute die Würde auf seine Schultern genommen, dem Todten die Rede zu halten.

Plötzlich erhebt Krischan Lühe, ein Graukopf, der nach dem Todten immer das größte Ansehen genossen hat, das Haupt und sagt: „Leute, die Frau aber!"

„Ja, die Frau!" antwortet Pieter Reinecke, als sei der Einfall von ihm.

„Ach die", ruft aus der Ecke die kluge Frau und streicht über das breite

Digitized by Google

Atlasband ihrer Staatshaube, die sie bei Kindtaufen wie bei Begräbnissen mit gleicher Freude trägt, „die Muthe, freilich."

Und dabei werden sie alle erst aufmerksam, daß sie fehlt, daß sie damit einen unerhörten Verstoß gegen die Sitte begeht, indem es ihr zukommt, die Anbietende und Nöthigende den Gästen gegenüber zu machen.

„Sitzt drüben neben dem Sarg ganz verstockt", berichtet Heinrich, der Knecht.

Die Köpfe wenden sich einander zu; sie sitzen ohne Wahl, je nachdem sie eingetreten sind, Männlein und Weiblein, bald zu Paaren, bald versprengt.

„Schon drei Tage ist sie so!" bestätigt Tine Pütter.

Jos Hinzpeter aber, der aus einem Mützenmacher ein seßhafter Bauer geworden ist, indeß noch immer von seiner Wanderzeit her eine Lust zu Späßen bewahrt hat, ruft: „Einmal muß der Mensch sich doch wieder trösten"; worauf Pine Hinrichsen, eine noch immer stattliche Witwe, erwidert: „Einmal, ja!"

„Sie ist nicht von hier!" ruft Jane Oelers, die kluge Frau.

„Nein", sagt Tine Pütter mitleidig.

„Aber was recht ist, muß recht bleiben", spricht Krischan Lühe, und nun werden die Gesichter um ihn bedenklich; denn in den Worten hat eine Anklage gelegen.

„Was todt ist, ist todt", meint Pieter Reinecke, der schon fünf Söhne ins Grab gelegt hat; „aber was lebt, soll sich zeigen."

Dann ist eine Pause, welche nur durch das Räuspern der Männer und das Klappern der Kaffeetassen unterbrochen wird, worauf Krischan Lühe aufsteht, sich reckt, mit der Hand über den Kopf fährt und der Thür zugeht.

„Was sich hört, hört sich", murmelt Jane Oelers verständnißvoll, als wisse sie um die Absicht des Mannes.

Langsam tritt Krischan an den Sarg heran; vorhin hat er nur flüchtig hinübergeschaut und die schmale, zusammengesunkene Gestalt auf dem Stuhle in der Ecke nicht gewahrt.

Von dem Gesicht derselben ist nichts erkennbar; aber über die hochgesteckten blonden Flechten spielt der Lichtschein und läßt sie goldig schimmern. Die weißen, im Schos verschlungenen Hände heben sich von dem schwarzen Gewande ab.

„Muthe", beginnt der stattliche Mann, nachdem er eine Weile dagestanden hat, „es ist noch keiner hier geblieben."

Er bekommt keine Antwort; es scheint der Sitzenden gleichgültig, wer zu ihr spricht.

„Den Clas", fährt Krischan fort, „hat's nun auch betroffen."

Keine Bewegung, daß er gehört worden ist.

„Wenn du wegen «dem Altentheil» jammerst", sagt der Mann dann, „das ist freilich was anders . . . da hast du recht."

Wie ihm nach einigen Secunden auch hierauf keine Antwort geworden ist, zuckt er die Achseln und schreitet langsam an seinen Platz zurück.

Jane Oelers schiebt den Rest des Kuchens, welchen sie nicht hat bewältigen können, in eine große Tasche, mustert die Tafelrunde, nickt Pine Hinrichsen zu, und die erwidert mit einem Neigen ihres Flachskopfes: „Fremd bleibt fremd."



Digitized by Google

„Ist einmal so", bestätigt Pieter Reinecke.

„Den Sinn muß man klar halten", spricht die Witwe weiter, „ich habe es auch gemußt. Wie mein Wilm die Augen noch nicht zuhatte, habe ich's Vieh aufgejagt und ihm angesagt, daß sein Herr todt ist."

„Ob's nicht ein Unglauben ist?" wagt Jos Hinzpeter einzuwerfen.

„Unglauben?" fährt Pine da in die Höhe, so rasch es ihre Rundlichkeit gestattet, „wo's nicht gemeldet wird, da verdirbt's Vieh, das weiß jedes Kind!"

„O, du freust mich", ist des ehemaligen Mützenmachers Redensart, wenn er nichts mehr weiß oder sich verwundert.

Krischan Lühe legt die wuchtige Faust auf den Tisch und sagt: „Sie muß auf den Altentheil."

Die Runde nickt dazu.

„Wenn der Helmold wiederkommt", wirft Pieter Reinecke ein.

„Der kann verschollen sein", äußert Jos, als sei es ein Spaß.

„Wem Sevemanns-Haus zusteht, der wird so dumm nicht sein", antwortet Krischan Lühe, und alle nicken wieder.

„O, du freust mich", kräht Jos Hinzpeter.

„Hatte sich weich genug gesetzt", meint Jane, den Frauen zugewendet.

„Darum thut es ihr an", entgegnet die Witwe, „Fremdes brauchen wir nicht ... warum ist sie gekommen!" Und sie läßt ihre runden Augen mit einem feindseligen Ausdruck in dem Gemach herumschweifen, wo auch vieles zu erblicken ist, was nicht recht in eine solche Stube gehört: Bilder von Bergen und Schlössern, die kein Mensch kennt, Vasen und eine zierliche Uhr, auf der ein geflügelter Knabe steht, Porzellanpuppen, die tanzen zu wollen scheinen, und ein Bücherschrank, wie ihn höchstens nur ein Pastor braucht.

Nun steht der Schulmeister auf, wirft einen Blick nach der Stubendecke und sagt: „Wir könnten jetzt ans Werk gehen." Dann reibt er die langen Finger und meint: „Ich habe es lange innerlich betrachtet, was des Menschen Leben ist. Gesund vor drei Tagen, heute zum Begraben: es kann uns alle lehren, und wenn eine passende Grabschrift gesucht wird, so will ich die vorschlagen, welche ich einmal gelesen habe:

Inzwischen fürchte Gott,
Du, der du dies erblickest,
Und sei dahin bedacht,
Daß du dich täglich schickest
Zum Tode. Gestern war's an mir —
Heut oder morgen ist's vielleicht an dir.

Wenn dieser Spruch der Witwe gefällt", schließt der Schulmeister; aber Pine Hinrichsen schneidet ihm das Wort ab:

„Die geht's nichts an, blos den Helmold ... sie muß Platz machen."

Dann drängt sich alles hinaus, Gruppen bilden sich noch einmal auf der Diele; aber da ist's nur ein Geflüster, und dann wird der Sarg aufgehoben.

Die Witwe ist in derselben Stellung geblieben wie vorhin: wenn's nach dem Herkommen ginge, so müßte sie jetzt in ein Schluchzen ausbrechen, in welches die

Digitized by Google

Weiber dann pflichtgemäß mit eingestimmt hätten. Aber sie scheint es nicht einmal zu sehen, daß man ihren Mann fortträgt und die Lichter vom Sarge zum Ausbrennen auf den Boden gestellt sind.

Der Augenblick, in welchem die andern ihre laute Theilnahme hätten beweisen können, geht ungenützt vorüber; nur Krischan Lühe's breite Gestalt schiebt sich noch einmal heran.

„Muthe, wenn du gescheit bist, so gehst du ihm aus dem Wege, eh' er es dich heißt", raunt er ihr zu, wartet aber diesmal nicht ab, ob sie eine Bewegung dazu macht.

Nach einigen Minuten leert sich das Haus. „Es ist nicht von nöthen, die Witwe zu trösten, sie «bringt's allein fertig»", meint Jane. Sie werden alle wiederkommen, wenn's draußen vorüber ist, um zu essen und zu trinken, wie's sich schickt, bis dahin können die Weiber aber erst einmal nach ihrer Wirthschaft sehen.

Nach einer Weile muß Muthe gewahrt haben, daß sie allein gelassen ist; sie hebt den Kopf. Ein bleiches, aber regelmäßiges Gesicht kommt zum Vorschein; zwei braune Kinderaugen blicken umher, dann steht sie langsam auf. Die Kerzen auf dem Boden flackern unruhig von dem Luftzug, welchen ihr schwarzes Gewand verursacht. Sie drückt die Klinke der Seitenthür, vor welcher sie gesessen, auf und tritt ins Freie. Zwei Stufen führen von dort hinab auf den gepflasterten Umgang ums Haus, und gerade ihr gegenüber ist die Gartenpforte. Astern und Georginen blühen auf dem nächsten Beete. Sie tritt ein und wandert durch den buchsbaumgefaßten Weg immer geradeaus, bis zur Tannenwaldung; dort steht sie still, streicht an ihrem Gewande hinunter, blickt zum nebelgrauen Himmel und sagt: „So war's auch, als sie mir den Vater fortgetragen haben."

Seitwärts geht sie, da ist ein kleiner Teich; die Bank, welche an demselben steht, hat ihr Clas im Sommer selber gezimmert. Sie legt die Hand auf die Lehne . . . wie feucht . . . sie schaudert und hebt plötzlich beide Hände empor, und nun findet sie den ersten Schrei und die ersten Thränen: „Ich bin wieder allein, ganz allein!"

## II.

Das Sevemanns-Haus ist nicht nur das stattlichste von allen des Ortes, umgeben von dem größten Areal; es hat auch noch ein Anhängsel: am Ende der Grundstücke liegt das Häuschen, das als „Altentheil" gilt — die Stätte, wohin sich die Aeltern zurückzuziehen haben, wenn sie ihr Anwesen in die Hände des Sohnes geben. In den meisten niedersächsischen Bauerhäusern besteht der Altentheil aus der sogenannten „kleinen Stube" seitwärts im Gebäude, wo die Alten, welche sich zur Ruhe gesetzt haben, hausen. Die von der Seve haben es aber immer besser geben können als andere.

Das Häuschen ist freundlich, sieht fast städtisch aus; denn es hat keiner Viehdiele benöthigt, und ein eigenes Blumengärtchen stößt daran, das sogar eine Laube enthält. Es muß nicht übel sein, hier seinen Lebensabend friedlich zu

Digitized by Google

beschließen und sich vielleicht dabei des fröhlichen jungen Lebens im Haupthause zu freuen.

So ist es auch bei zwei Generationen gewesen ... aber nun steht es der jungen Witwe des Clas zu, und dadurch wird all das Herkömmliche doch ein wenig erschüttert; denn mit zwanzig Jahren still dasitzen auf dem Altentheil, das mag gerade kein plaisirliches Geschäft sein.

Es ist eine Woche nach Clas von der Seve's Begräbniß, an einem Sonntag nachmittags, wo Krischan Lühe mit der langen Pfeife durchs Dorf gegangen, nicht gerade auf den allersichtbarsten Wegen, und vor das kleine Haus gelangt ist, vor welchem er diese Betrachtung anstellt. Er trägt seinen Sonntagsrock, in dem er eine gute Figur macht, und auf seinem röthlichen Gesicht liegt ein wohlwollender Ausdruck. Derselbe wird nach einer Weile zu einer Art von Lächeln, als er mit zusammengekniffenen Augen, um die Sehkraft zu verschärfen, nach dem großen Gebäude geblickt hat und nun wahrnimmt, wie sich in dem Rahmen der zweitheiligen Seitenthür eine dunkle Gestalt zeigt, und daß sich endlich auch die andere halbe Pforte öffnet und Frau Erdmuthe langsam die Stufen herabkommt. Das Federvieh eilt gackernd auf sie zu und zerstreut sich wieder, als es keinen geöffneten Fruchtkorb wahrnimmt; der Hofhund begrüßt sie mit kurzem Bellen und schlüpft hinter ihr ins Haus; ein weißes, geschmeidiges Kätzchen aber folgt ihr, Buckel machend und sich ab und zu an dem Saum ihres schwarzen Wollkleides reibend.

Die Näherkommende gewahrt den Mann nicht; sie hat den blonden Kopf gesenkt und die langen Wimpern liegen wie schattend auf den bleichen Wangen.

„Sie grämt sich", das wird Krischan Lühe zur Ueberzeugung ... aber um was anderes könnte es sein, als daß es mit der Herrlichkeit in dem Sevemanns-Haus ein so schnelles Ende genommen hat ... um Clas, den viel mehr Jahre als Krischan Zählenden kann's doch gewiß nicht sein.

Die junge Frau kommt bis ans Vorgärtchen; dort steht sie still und guckt so aufmerksam auf die Beete herunter, als habe sie noch nie die verwitterten Herbstblumen gesehen ... und solche blühen doch in jedem Jahre.

Endlich wird das dem Zuschauer zu lang; er macht einige Schritte hinter der kleinen Tannenhecke hervor und sagt: „Ein schöner Abend!" Freilich auch in einem Ton, als gälte es dem Ende eines Augusttages.

Muthe blickt auf, nicht einmal erstaunt, und erwidert dann: „Meinst du?"

Diese Frage kommt dem Bauer unerwartet; er räuspert sich, weil er nicht gleich eine Antwort bereit hat, und sagt dann nach einer gehörigen Pause: „Hast du dran gedacht?"

„Woran?" Sie hat so etwas in ihrem Blicke, als sei sie weit weg mit ihren Gedanken von der Stelle, auf welcher sie steht ... anders kann sich Krischan Lühe dies träumerische Starren ins Weite nicht erklären.

„Was ich dir gesagt habe", stößt er dann, mit einer Handbewegung nach dem kleinen Hause zu, hervor.

Sie schüttelt den Kopf und erwidert: „Ich habe es vergessen."

Jedem andern, der so wenig Acht auf seine Worte gibt, würde Krischan Lühe

Digitized by Google

zürnen; aber dies schlanke, junge Weib, das ihn mit seinen geschmeidigen Bewegungen an das Kätzchen erinnert, welches spielend neben ihr hockt, läßt sich kaum, er fühlt es erst in diesem Augenblick, mit andern vergleichen.

„Ich meine", antwortet er, die Pfeife vergessend und den einen Ellbogen auf den Zaunpfahl stützend, „ob du hergekommen bist, um die Läden an den Fenstern aufzumachen? Die Luft muß erst ordentlich durchziehen, wo lange kein Ofen gebrannt hat."

„Nein!" sagt sie und hat wieder den eigenen Blick. „Warum sollte das auch sein?"

Bringen ihn denn diese braunen, fragenden Augen so in Verlegenheit? Er schleudert mit der Fußspitze einen zerbröckelten Ziegelstein fort und brummt: „Ich meine man!" Und dann kommt's nach: „Das Dach muß auch nachgesehen werden, eh du hineinkannst."

Jetzt versteht sie ihn; sie hat aber ein merkliches Zucken um den Mund, als sie entgegnet: „Ich will gar nicht hinein."

Seine Blicke messen sie von oben bis unten. „Willst nicht hinein?" wiederholt er, „hm ... hm ... wirst's aber doch wol müssen. Ueber kurz oder lang mag sich der Erbe einstellen ... und wenn du gescheit bist, gehst du freiwillig; denn so klug wirst du selber sein, ein Recht, da drüben zu bleiben, hast du nicht."

Sie verschlingt die Hände und starrt auf den Boden, und ihm thut sie leid.

„Es mag ja nicht leicht sein, von all dem wegzugehen", setzt er hinzu und glaubt ihr sein Mitgefühl auf die zarteste Art erwiesen zu haben.

Sie wankt nach der Bank vor dem Häuschen und sinkt wie kraftlos darauf nieder.

Er setzt sich an Muthe's Seite, sieht nach dem großen Hause hinüber und dann sagt er: „Mit dem alten Clas hast du eine gute Zeit gehabt, und keiner hat davon sagen können, daß ein unrechtes Wort bei euch gefallen ist. Schwer mag's sein ..."

Sie nickt. „Und nun bin ich wieder allein."

„Wie er dich brachte, hat's Verwunderung genug gegeben", erzählt Krischan. „Einer, wie Clas, der hätte überall eine Reiche gekriegt."

„Ja!" erwidert sie im Tone der Ueberzeugung, und dann kommt es mit einem Seufzer nach: „Er war gut."

Krischan will die Pfeife ausgehen, das ist ein seltenes Ereigniß.

„Wie's zugegangen ist, hat Clas keinem erzählt. Mit Worten hat er nicht viel gemacht."

Das blonde Köpfchen hebt sich lebhaft:

„Wie's zuging? Warum soll ich's nicht sagen, es ehrt ihn ja in seinem Grabe!" Und dann röthen sich ihre Wangen und ihre Augen zeigen, daß sie mit all ihren Gedanken da ist in der Gegenwart, neben ihm, Krischan Lühe. „Mein Vater war ein Schullehrer in einem kleinen Dorfe jenseit Stade", beginnt Muthe, wird aber sofort durch den theilnehmenden Ausruf ihres Zuhörers unterbrochen: „Ach, du lieber Gott ... ein Schulmeister!"

„Er war ein seltsamer Mann", fährt die junge Frau fort, „und er wußte

Digitized by Google

wol, daß er weit Besseres hätte leisten können. Im Dorfe begriff das niemand, und seinen Vorgesetzten war's gerade recht, ihn auf solch verschollenem Platze zu haben, denn er war ihnen ein zu freier Geist. So schlug er sich mit den Sorgen, der Pflege seines kranken Weibes und vielen schwachen Kindern durch."

Krischan nickt. Das ist ja immer so bei den Schulmeistern ... erstaunen kann es ihn nicht.

„Viel Kinder und wenig Brot", gibt er zu, „und von den Jungens hat so einer genug auszustehen. «Ein Elend ist es», hat mein Vater gesagt, «wo zu viel Gelehrsamkeit in dem Kopfe steckt ... da kann einer verhungern und merkt nichts davon.»"

Sie lächelt ein wenig überlegen:

„Genug Stimmen sind's gewesen, die bei uns an Suppe und Brot gemahnt haben; aber fröhlich ging's zu, und wer den Vater gesehen hat, der wußte schon, daß sich der nicht zum Gespött der Schulkinder hat machen lassen."

Der breitschulterige Bauer blickt etwas ungewiß, er meint aber doch nichts Ungeschicktes gesagt zu haben.

„Eins ums andere von den Geschwistern trugen sie hinaus; als die Mutter dann starb, war's sehr einsam ... zuletzt raffte der Typhus den Vater hinweg. Da stand ich zum ersten mal ganz allein auf der Welt."

Krischan schiebt einen Fuß nach dem andern raschelnd über den Boden, hustet und meint: „Es ist manchmal ein so großes Sterben ... hierzulande ist es auch gewesen, Anno ..."; aber er verschweigt dann die Jahrzahl und beugt den grauen Kopf wieder vor, weil die junge Frau spricht:

„So jung war ich und so furchtsam! Was in dem Schulmeisterhäuschen stand, das nahmen die Gläubiger, und ein anderer kam mit Frau und sieben Kindern. Ich wußte, nun müsse ich mich umsehen in der Welt. Aber wie ich bei den Bauern um Arbeit fragte, schüttelten sie die Köpfe und sagten: «Eine Schulmeisterische können wir nicht brauchen, geh' in die Stadt!»"

Der Zuhörer blinzelt mit den Augen, er kennt die Art; man pflegt mistrauisch zu sein gegen so kleine Hände und Füße auf dem Lande.

Erdmuthe seufzt in der Erinnerung an jene Zeit und fährt fort: „Als ich in die Stadt kam, wollte man mich auch nicht ... die Frauen hatten eine so sonderbare Weise, mit der sie mich ansahen."

Ein halb verstohlenes Lächeln, mit dem Krischan Lühe denkt: „Teufel auch, so dumm bin ich nicht. Den Bauern ist sie zu fein gewesen und den Stadtleuten zu hübsch."

„Da war einer in Harburg, der rieth mir nach Amerika zu gehen ... und weil des Vaters einziger Bruder dort lebte, meinte ich, es solle am Ende so sein. Er war ein Auswanderungsagent, und ich gab das letzte hin für die Ueberfahrt."

„O je ... o je", brummt der Graukopf als Zeichen seiner Theilnahme, und dann spricht er salbungsvoll: „Das Wasser hat keine Balken, bleib' im Lande und nähr' dich redlich ... wer's nicht bedenkt, kann's bereuen."

„Leicht war's nicht", sagt Erdmuthe, „und ich habe weinen müssen, als ich im Hafen von Hamburg stand. All die andern hatten jemand, der sie geleitete

Digitized by Google

und Abschied von ihnen nahm; um mich kümmerte sich niemand ... das that's mir an."

„Der eine ist weichmüthiger als der andere", meint der reiche Bauer und ist sich selber nicht recht klar, warum er es sagt.

„«Was gehst du denn weg, wenn's dir weh thut»?" fragte dann eine Stimme neben mir, die mich aufstörte und einem weißhaarigen Manne gehörte."

„Sprechen kannst du, wie's im Buche steht, muß von deinem Vater herkommen", murmelt Krischan, wird aber nicht von ihr beachtet.

„«Weil ich allein bin und keiner etwas von mir wissen will», mag ich wol gesagt haben", berichtet Erdmuthe; „da hat er mich lange angesehen und den Kopf geschüttelt, wie, als könne er's nicht recht verstehen, und hat mir auch die Hand auf die Schulter gelegt und dann gerufen: «Du weinst und willst fort, weil du niemand hast?» und ein zorniges Lachen ist nachgekommen. «Ich kenne einen, der ist von Haus und Hof und seinem alten Vater blos aus Uebermuth, und der weiß nicht einmal, wie's ihm drüben über dem Wasser ergeht. Komm mit, es ist für dich noch ein Platz unter einem ordentlichen Dache da.» Der Mann ist Clas von der Seve gewesen. Acht Tage habe ich versucht, den andern nachzuarbeiten; ich weiß nicht, ob's ganz so wurde, wie's sollte; aber der redliche Wille ist dagewesen. Und als ich eines Abends müde aus dem Felde kam, hat Clas vor der Thür gestanden und mich gefragt, ob ich seine Hausfrau werden wolle ... und ich bin's geworden."

„Wärst auch dumm gewesen ... Clas von der Seve sein Werk, das ist eins!" ruft der Bauer.

Muthe sieht vor sich hin und nimmt dann den Kopf des Kätzchens zwischen beide Hände. „Ich habe nun eine Heimat wieder gehabt ... und Clas war gut ... sehr gut!"

Der Nachbar rutscht hin und her:

„Daß er Gedanken an ein Frauenzimmer gehabt hätte, das hätte keiner geglaubt. Im Dorf konnte er auch eine finden, Pine Hinrichsen hat gewaltig auf ihn gespannt. Na, er hat gewußt, warum. Seit sein Helmold davongegangen war, ist er so anders als sonst gewesen und oft heimlich nach Hamburg hinüber. Da haben sie ausgekundschaftet, daß er immer unter die Auswanderer gegangen ist und manch harter Thaler ist aus seiner Tasche gekommen. Kann an den Helmold gedacht haben ... und darum kann's wahr sein, was du sagst."

Die braunen Augen wenden sich nach seinen lichtblauen:

„Ich lüge nie!"

Erschreckt fährt Krischan zusammen:

„So war's auch nicht gemeint", und dann räuspert er sich; denn ihm ist unbehaglich, daß sie ungünstig von ihm denken könnte. So vergehen einige Minuten, das Kätzchen schnurrt zu den Füßen der jungen Frau, und sie selber scheint wieder mit ihren Gedanken in der Ferne zu sein. Der Bauer thut, als schmecke ihm die erkaltete Pfeife noch, sieht nach dem stattlichen Wohnhause und wieder an dem Altentheil empor, als mache er Vergleiche, und endlich nickt er befriedigt und wirft sich mit einem Ruck in die Brust.

Digitized by Google

Wie aus einem Traum fährt Erdmuthe auf, als sie die rothen, warmen Finger des Mannes auf ihrer Hand fühlt. „Was Clas gekonnt hat", stößt er hervor, „kann ich auch. Wenn dich's nicht freut, hier auf dem Altentheil zu sitzen ... ich heiße Krischan Lühe. In meinem Hause ist Platz."

„Du meinst", stammelt sie erschreckt, „du meinst ..."

„Freilich", fällt er rascher ein, „und ich habe es, Gott verdamm' mich, gleich gedacht und es hat mir keine Ruhe gelassen. Ich bin jünger als der Clas und mit der Seligen habe ich mich gut vertragen, und gut sollst du es auch haben."

Wie sie nicht gleich antwortet, steigt ihm das Blut ins Gesicht. Er hat noch einen Treffer, den spielt er jetzt aus:

„Wilm Klütjen, mein Schwestersohn, wartet auf den Hof, und er wäre mir nicht unrecht. Aber es kann sein, daß die Erbschaft wen noch näher anginge. Ich will eine junge Frau auf mein Werk."

Nun muß sie ihn verstanden haben; er erhebt sich und steht in seiner ganzen Stattlichkeit vor ihr; wenn's gilt, nimmt er's noch mit dem Jüngsten in der Gemeinde auf.

Es ist eine anstrengende Stunde für ihn hier auf der Holzbank geworden; er redet sonst nicht lange und viel, aber als ein Sieger will er hervorgehen.

Sie faltet die Hände: „Was müßtest du denken, Krischan ... erst vor acht Tagen haben sie meinen Wohlthäter fortgetragen."

„Darum ist es nicht", ruft er. „Ich will ein Jahr auf dich warten, nur daß mir keiner zuvorkommen sollte! Und nun weißt du, wie du dran bist."

Der rothe Schein ist wieder auf ihren Wangen:

„Ich will dir's nicht vergessen, Krischan Lühe, was auch werden mag. Noch weiß ich nur Eins, daß ich dem Sohn sein Erbe wohlverwaltet übergeben muß ... er soll's so finden, wie er's verlassen."

„Wenn er gar nicht kommt, dein wird's nicht!" sagt der Bauer, der stets ans Positive anknüpft. „Was zu Recht besteht, kann keiner umstoßen."

Sie schüttelt leise den Kopf: „Ich denke vorerst an meine nächste Pflicht."

Krischan Lühe greift nach der kalten Pfeife, glättet seinen Sonntagsrock und meint: „Ich habe gesagt, was ich wollte. Und ein Jahr mag es bei mir noch so bleiben wie's ist." Dann wendet er sich und geht den Weg, welchen er gekommen. Erdmuthe bückt sich nach dem Kätzchen und trägt's heim ... die beiden aber schauen sich nicht nacheinander um.

## III.

Fast jedes an der Landstraße liegende Bauerhaus ist auch eine Wirthschaft; es wird ein Trunk Bier, ein Schnaps gereicht, und ein Fuhrmann kann seine Thiere füttern. Viel Umstände macht man nicht mit dem einkehrenden Gast; er mag in die Wohnstube treten und an den Fenstern stehend in die öde Landschaft schauen oder sich an dem Spiel der Fliegen ergötzen: die Hausleute haben keine Zeit zum Plaudern, sie müssen ihren Geschäften nachgehen.

So hat sich Tine Pütter auch nicht um den hochgewachsenen jungen Mann mit dem gewaltigen Schlapphut gekümmert, der sich vorhin einen Liqueur hat geben

Digitized by Google

lassen, ihn bisjetzt aber unberührt stehen ließ und in Gedanken versenkt dasitzt. Was geht er sie an, wenn er nur seinen Groschen hinlegt; sie hat ohnedies Zahnschmerz und das eine Auge mit einem Wangentuche verhüllt — so sieht sie noch weniger als sonst.

Der Fremde hat sich in dem Raume umgeblickt, das Schiffsmodell unter der Balkendecke mit kundigem Auge geprüft, und wie jetzt die Thür hinter der flachshaarigen runden Tine zufällt, lacht er laut auf. „Just alles wie sonst auch", ruft er, „ich könnte meinen, ich hätte gestern erst hier gesessen. Zahnweh hat die arme Tine damals auch gehabt, und wenn die Fliegen nicht solch ein vergängliches Geschlecht wären, könnt' ich darauf schwören, daß diese selben damals an dem Ingwer genascht hätten, den ich mir credenzen ließ, als —"

Er schweigt, denn die Thür öffnet sich vor einem zweiten Gaste.

„Nur einen Schluck", ruft der in die Diele hinaus, und nach einer ziemlich langen Pause erscheint Tine schleppenden Schrittes, um ihm denselben zu credenzen. Sie muß aber von der Mäßigkeit des neuen Ankömmlings andere Begriffe haben; denn sie stellt eine gekerbte Flasche neben ihn und sagt: „Es sind noch drei drinn — und es ist wegen der Ruferei."

„Ja freilich!" lacht der junge Mann und schüttelt die Regentropfen von sich; „bei der Nässe, da kann's einem nicht schaden, wenn innerlich warm gemacht wird."

Tine bleibt noch eine Secunde stehen und sagt: „Krischan Lühe hat neulich auch gemeint, dir müßte der Buddel höher gehängt werden."

„Hat er?" klingt es lustig zurück. „Will wol einen Mäßigkeitsverein gründen, der Alte? Du, Tine, dem tritt deiner aber auch nicht bei, und solange der selber einen guten Tropfen mag, kann man ihn auch bei euch kriegen, was?"

Die Frau gibt auf diese Voraussetzung keine Antwort, sondern sagt: „Sie reden allerhand von Krischan ... ist dir noch nichts zugekommen?"

Der Gefragte schlägt mit dem Daumen durch die Luft: „Pine Hinrichsen nimmt er doch nicht, da ist mir nicht bange ... wenn's das ist, was die Leute herumtragen, so mögen sie's lange schleppen. Die macht mir Ohm Lühe sein Werk nicht streitig."

„Sie sagen, er guckt nach einer andern!"

Der junge Mann lacht wieder: „Wenn er nur nach der nicht guckt, die ich aufs Korn nehmen will!" Dann schenkt er sein Glas zum zweiten mal voll.

„Mußt erst sagen, wen du meinst!" forscht Tine.

„Kennst du Wilm Klütjen erst seit gestern, daß du ihn für so dumm kaufen willst?" ist die Entgegnung.

Die Frau hat darauf keine Antwort, kommt von der Thür zurück und stellt sich mit in die Seite gestemmten Armen neben den jungen Bauern:

„Sie sagen ja, Krischan guckt nach dem Sevemanns-Haus."

„Lüge!" ruft Wilm, wird aber ganz roth dabei.

„Und Pieter Reinecke meint, die könnte dir doch nicht passen auf dem Lühe'schen Werke."

„Ich sage, eine Lüge ist's!" gibt der Bursche noch eifriger zurück. „Die ist ja viel zu jung."

Digitized by Google

„So hat Clas von der Seve nicht gedacht", meint Tine, langsam den Rückzug antretend, „und warum soll's ihm Krischan nicht nachmachen? Die Männer im Dorf sind ja alle albern um die Schulmeistersche, und Jane Oelers hat gesagt, wir erlebten noch was, und dann sollte ich an sie denken!"

„Hölle und Teufel!" schreit Wilm und schlägt mit der Faust auf den Tisch; „zuerst scheint mir, daß die Weiber närrisch sind."

„Eine Fremde ist sie und gehört nicht ins Dorf, und das bringt allemal nichts Gutes zu Wege, wo sich so was hinsetzt", sagt Tine, faßt den Drücker und schwenkt sich herum und ruft dann zurück: „Du gingst ihr auch zu Gefallen, sagen die Leute!"

Den Fluch, welchen Wilm Klütjen darauf ausstößt, vernimmt sie nicht mehr; aber der Fremde ist aufgestanden und herangetreten und legt jetzt dem betroffen dastehenden Burschen die Hand auf die Schulter.

„Was ist denn das für eine Schöne", fragt er wie absichtslos, obgleich seine Züge eine unverhohlene Spannung angenommen haben, „die den Männern gefällt und den Weibern nicht?"

„Ach, das Weibervolk!" brummt Wilm vor sich hin.

„Die fallen freilich über so einen jungen, hübschen Vogel her und möchten ihm die Federn einzeln ausrupfen, wenn er bessere hat als sie."

Der Dörfler scheucht die Fliegen fort, welche in dem überheizten Raum noch einmal recht lebendig geworden sind, und zuckt die Achseln.

„Die ist schon eine, der können sie nichts anhaben", brummt er.

„Ich meinte, Clas von der Seve sei dabei genannt", fällt der andere ein.

„Nun freilich, der hat sie ja ins Dorf gebracht und gefreit."

„So ... der hat sie gefreit", wiederholt der Fremde.

„Ein Jahr hat die Herrlichkeit aber nur gedauert", sagt Wilm, als sei ihm das eine Genugthuung, „seit vier Wochen haben sie den alten Clas begraben!"

„Clas Seve begraben!"

Wilm Klütjen achtete nicht darauf, daß der Fremde blaß geworden ist und nach seinem Schlapphut greift.

„Clas Seve begraben", stößt er dabei noch einmal hervor.

„Habt Ihr ihn etwa gekannt?" fragt der Bursche.

„Ja!"

Wilm sieht den andern aufmerksam an, kommt näher und murmelt: „Mir war's auch gleich so wunderlich, als sollte ich Euch kennen ... und nun mein' ich ...", er steht prüfend neben ihm, „daß ich's weiß ... du bist der Helmold!"

„Ja!"

„Bist heil wieder da!"

„Ja ... und mein Vater ist begraben!"

„Das geschieht einmal einem jeden ... und du kriegst ein Werk! Alle Teufel!"

Helmold von der Seve schüttelt sich, als friere es ihn plötzlich:

„Ich habe gemeint, den alten Mann müsse es freuen, wenn ich so plötzlich wiederkäme, wie ich fortgegangen bin."

Digitized by Google

Wilm Klütjen ist noch voll Zorn über das, was er von Tine gehört hat, und so entgegnet er unlustig: „Den Clas hat in der letzten Zeit nur seine Fremdländische gefreut ... der mag an dich gar nicht gedacht haben."

Helmold von der Seve setzte sich wieder und stützte den Kopf.

„Ich meinte, es sei zu Hause alles so, wie es war", spricht er kummervoll vor sich hin.

Der hellhaarige Bursche prüft die Kraft seines Armes an einem hölzernen Stuhl, den er weit von sich hinstreckt, und sagt dazu: „Zwischen Abend und Morgen kann die Welt untergehen." Dann schaut er durch die Scheiben, räuspert sich und kommt an Helmold heran: „Du, wir haben oft miteinander gebalgt und sind mit blutigen Köpfen nach Hause gekommen, Jungens sind unverständig und ich meine, heute sind wir darum nicht böse aufeinander? Dazumal habe ich ein Aber auf dich gehabt, weil du in Stadtschulen gegangen bist. Trägst du's mir nach?"

„Bewahre", bestätigt der Fernhergekommene.

„Dann kannst du mir was versprechen?" blinzelt Wilm, schlau lächelnd.

„Was wird es denn sein?"

Der Gefragte zeigt nach der Thür. „Weiß der Kuckuck, wie das Weibsbild zu der Wissenschaft gekommen ist, ich guckte nach der Muthe. Aber recht hat sie!"

„Muthe ... wer ist das?" kommt die zerstreute Gegenrede.

„Das Frauenzimmer, das dein Vater in den Ort gebracht hat, wer wol sonst? Und nun bist du da und hast ein Machtwort. Sprich ihr zu, daß sie mich nimmt, wirst sie damit ja los von dem Altentheil, auf dem sie dir sonst eine Ewigkeit hersitzen könnte!"

„Tine sagt doch, andere sind ihr auch gut?"

„Ist Schnack! Daß Krischan Lühe so dumm wäre! Der hat immer schon gewollt, ich soll bald eine Junge auf den Hof bringen. Ich mag aber keine andere Deren (Dirn) als die Muthe."

„Ist sie so schmuck?"

„Teufelmäßig!"

Der Heimgekommene geht mit großen Schritten auf und nieder. Sein Vater todt ... und eine Fremde, durch die er von der Sehnsucht nach seinem Sohn geheilt worden ist und auf welche andere schon hoffen, während sie kaum das Trauerkleid um den Verlorenen angelegt hat. Er weiß es wohl, mit Schmerz und Klage hält sich der Bauer nicht auf. Was einmal geschehen ist, nimmt er mit der Ruhe hin, die dem Unabänderlichen gebührt, und mehr als einmal hat sich eine Witwe schon am Begräbnißtage wieder versprochen. Aber diesmal ärgert und kränkt es ihn.

„Bleibt's bei dem Wort?" fragt Wilm.

„Bei welchem?"

„Daß du sie mir zuschlägst?"

„Ja", sagt Helmold unmuthig, „verauctioniren kann ich das Frauenzimmer doch nicht!"

„Aber ihm zureden?" Und Wilm reckt die beiden Hände aus.

Digitized by Google

Helmold legt seine Finger hinein und nickt.

„Dein Wort hast du immer gehalten", sagt der andere zuversichtlich. „Wenn du mir Hiebe angedroht hast, habe ich sie noch jedesmal bekommen. Verdammt will ich sein!" Dabei folgt Tine's dritter Schnaps den andern, und er stürmt davon. Der Aufwand eines besondern Grußes scheint ihm nach Bauernsitte zu hoch.

Helmold von der Seve schüttelt den Kopf. Soll es denn möglich und wahr sein, was er soeben vernommen hat, nachdem er lächelnd darüber gespottet hat, daß alles unverändert geblieben in den zwei Jahren, die er fern gewesen ist?

Er schiebt das unberührte Glas zur Seite und geht hinaus, unbeachtet, wie er gekommen.

Ein grauer Regen fällt; man kann nicht weit sehen, kaum bis zum nächsten Hause, das noch ein Strohdach hat. Die Stille wird manchmal durch das Brüllen eines Rindviehs oder das Krächzen eines hungerigen Raben unterbrochen. So weltfern liegt das Dorf, und das ist ihm früher doch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, erst jetzt, wo er aus der Fremde heimkehrt.

Langsam geht er weiter. Eile braucht er nicht für das, was er finden wird.

Warum es ihn aus der Stille herausgetrieben ins Weltgebrause, dem will er jetzt nicht nachdenken ... er sucht nur seine ganze Kraft zusammen, um gefaßt der väterlichen Schwelle zu nahen, von welcher er im Leichtsinn hinweggeschritten. Eins meinte er schnell in Amerika gewonnen zu haben, die Ueberzeugung, daß es zu Hause so gut ist ... und nun? Auf der breiten Landstraße, auf welcher sich Rinnen und Sümpfe gebildet haben, trippelt ein Mann ihm entgegen. Er brauchte nicht, wie die hamburger Hafenleute, eine Wachstuchkapuze über dem Kopfe zu tragen, wie es seine Gewohnheit ist: Helmold hätte ihn doch an seinem Gange erkannt. Jos Hinzpeter, der ehemalige Mützenmacher, ist es.

Und der bemerkt kaum die fremde Gestalt, als er quer über die Straße zu hüpfen beginnt und schon von weitem ruft: „O du freust mich! Ist das ein Wetter! Und wenn der Herr ein Wirthshaus sucht, just hinter ihm ist eins."

„Komm eben daher!"

„Gerad' aus dem Wirthshaus", lacht der Neugierige und steht nun dicht vor dem Ankömmling und versucht, sich die Regentropfen aus den Augen zu wischen, um besser zu sehen. „Entweder der Helmold, oder sein Geist! O, du freust mich!" ruft er dann überwältigt von der Ueberraschung.

„Der Helmold in Fleisch und Blut!"

Hinzpeter weicht um Armeslänge von ihm zurück.

„Wie hast du's denn erfahren? Und so schnell hast du kommen können? Freilich, wem solch ein Werk zusteht!"

Der Ankömmling gibt über all das keine Auskunft, und der Fragende ist auch damit zufrieden, daß er weiter schwatzen kann.

„Wird auch so 'ne Art von Geisterschreck haben, deines Vaters fröhliche Witwe ... o du freust mich! Die hat noch vorhin gemeint, es könnte noch um ein Jahr anstehen, ehe du zur Erbschaft kämst, und verwalten wollte sie schon ... o je ... ja, was einer sagt und denkt und wie's nachher kommt, das sind oft drei ganz verschiedene Sachen."

Digitized by Google

„Warum sagst du fröhliche Witwe, Jos Hinzpeter?“ forscht Helmold, die Stirn kraus ziehend.

„O, du freust mich!“ lacht der Lustigmacher, „such' dir doch einen Vers drauf. Eine Schulmeistersche, die nichts hat, kriegt den Herrn vom Sevemann's Werk ... und der stirbt nach einem Jahr und sie kann sich ruhig auf den Altentheil setzen und zusehen, wie sich die Männer um sie haben. Und hat sie genug an dem Spaß, geht sie mit dem Reichsten ab. Und wenn du nicht deines Vaters Sohn wärst, wer kann sagen, ob du nicht auch an ihrem Schürzenbande hingst?“

Helmold von der Seve ficht mit seinem Regenschirm durch die Luft; etwas wie ein knirschender Laut kommt aus seinem Munde.

„So ist es nun einmal“, sagt Jos; „auf einem Leichenschmaus denke ich immer an eine fröhliche Hochzeit, denn das ist das Nächste. Einer geht, der andere kommt, und nun bist du da und wirst auch bald eine Junge auf deinen Hof holen. O, du freust mich!“

„Was du nicht weißt!“ spricht Helmold und blickt zerstreut.

Das schmale Gesicht in der Kapuze hat unzählige Falten, und jede scheint besonders zu lächeln.

„Kehrst du mit um?“ fragt er mit einer Handbewegung nach Tine Pütter's Dach.

„Nein.“

„Auch gut, auf ein andermal denn!“

Helmold nickt, und Jos trippelt davon.

Durch enge Wege, zwischen blätterlosen Hecken hin, wandert der Heimkehrende. Wie so anders hat er sich's gedacht, ein Dahinstürmen mehr, und nun meint er mit jedem Schritt zu zeitig zu kommen.

Er preßt die Lippen aufeinander und athmet schwer. Wenn nur das Schwere überwunden wäre, der erste Schritt über die Schwelle und der erste forschende Blick in das Gesicht von seines Vaters Witwe.

Unweit der Hauptfront wendet er sich. Was soll er über die Diele kommen, auf welcher um diese Zeit Knechte und Mägde hantieren? Es verlangt ihn so sehr, still und unbeachtet einzutreten.

Er weiß nicht, welches Gefühl sich jetzt am heftigsten in ihm regt, der Schmerz um den guten alten Vater, welchen er in einer übermüthigen Regung verlassen, oder der Unwille über die unbekannte Frau, die sich in das Herz seines Vaters geschlichen und jetzt lächelnd zusieht, wie sich die neuen Freier heran-drängen.

Er geht dem Nebenpförtchen zu. Aber unter der alten Linde, von welcher Wind und Regen die letzten Blätter jagen, steht er wieder still. Die Halbthür ist offen und eine weiße, flinke Hand wirft den Hühnern über dieselbe Futter hinaus. Jetzt spaziert ein Kätzchen daher und wird liebkosend gestreichelt. Mit einem hastigen Schritt tritt Helmold hervor und steht auf der untersten Stufe und starrt hinauf in ein feines, bleiches Gesicht, das goldschimmernde Haare umrahmen. Er hat ein rasches, kühles Wort auf den Lippen gehabt und findet es nicht mehr ... er starrt und starrt.

Aber auch in die braunen Augen ist ein seltsamer Ausdruck gekommen;

Digitized by Google

eine feine Röthe hat sich über die Wangen der jungen Frau gelegt, und nun faltet sie die Hände auf der Brust, und ein jauchzender Laut klingt zu dem Erstaunten hernieder, wie eine helle Freudenäußerung. Der Mann auf den Stufen reißt den Hut von dem krausen Lockenhaar und bietet dem Regen die Stirn, und dann kommt ein mistöniges Lachen aus seinem Munde: „Ich bin Helmold von der Seve, der in seines Vaters Haus zurückkehrt."

„Helmold von der Seve" — die rothen Lippen haben alle Farbe verloren, als sie das wiederholen, und dann greift die kleine Hand nach dem Thürpfosten und umklammert ihn, damit die wankende Gestalt einen Halt hat, und die Augen schließen sich, als solle es Nacht vor ihnen werden.

Während der Zeit steht Helmold unbeweglich und blickt zu Boden, als habe er eine Scheu vor den fragenden braunen Sternen da oben.

Nach einigen Secunden richtet sich das schlanke junge Weib auf, öffnet die Thür völlig und flüstert: „Seien Sie willkommen in Ihres Vaters Hause, so, wie er Sie selber darin willkommen hieße ... könnte er's noch!"

Wie tappend folgt er der Voranschreitenden nach dem Wohngemach; dort lehnt er sich, den Hut in der Hand haltend, an den Tisch und schaut sich um. Manch einen Gegenstand gewahrt er, den er sonst nicht an seinem Platze gesehen, und wie er der Hin- und Herwandernden zusieht, als sie den Imbiß für den Heimgekehrten aufträgt, empfindet er plötzlich die bange Wahrheit, daß er selber hier am fremdesten geworden.

Muthe zieht mühsam den Pfropf aus einer Weinflasche, putzt sie sauber und stellt sie vor den Ankömmling hin, indem sie sagt: „Das ist von der Sorte, welche er auftischen wollte, wenn Sie doch einmal wieder heimkämen ... ich habe gedacht, nun muß es auch nach seinem Willen gehen."

Wieder bekommt sie keine Antwort, als sie aber ans Fenster gegangen ist, tritt Helmold neben sie.

„Ich irre mich doch nicht?" fragt er bedeutungsvoll und stockt dann wieder.

„Nein!" erwidert sie, „Sie irren sich nicht, wir sind einander schon einmal begegnet."

Er wirft den Hut hin und lacht spöttisch: „Es gibt doch nichts Wunderlicheres als den Zufall, meinen Sie nicht?"

Das Köpfchen neigt sich ein wenig weiter auf die Brust hinab. „Zufall", wiederholt sie mit leiser Stimme.

Dann macht er große Schritte auf und nieder.

Muthe ist sehr bleich, sie sieht ihm zu und fragt endlich mit Anstrengung: „Wenn ich von seinem Ende erzählen soll, brauchen Sie's nur zu sagen."

Helmold schüttelt den Kopf: „Er ist fort, vorläufig ist mir das zu wissen genug."

Es klingt so barsch, daß sie sich abwendet. Er bleibt vor dem Bücherschrank stehen und sagt: „Sieh da, mein Alter ist ja noch plötzlich großartig geworden. Früher meinte er, so etwas gehöre nicht in eine Bauerstube, und bewahrte seine Bücher heimlich in einer hintern Kammer."

„Es ist mir zu Liebe geschehen", spricht sie einfach. „Das war der größte

Digitized by Google

Schatz meines Vaters, um den hat er sich selbst viel abgedarbt. Zu einem Trödler war's gekommen, der wußte nichts damit anzufangen, und Clas fand's aus, um mir eine Freude zu machen."

Die Lippen des jungen Mannes zucken; zweimal erwähnt sie in dem einen Satze, wie theuer sie seinem Vater gewesen ist. Er läßt seine Blicke über ihre Gestalt gleiten. Sind diese zierlich feinen Glieder, dies Köpfchen mit den schimmernden Haaren, die Rehaugen, die ganze Anmuth der Bewegungen wol Dinge, die ein starrer, bäuerisch gearteter Mann wie Clas von der Seve zu schätzen gewußt hat? Und in das Herz, welches die Witwe in der Brust trägt, kann ja keiner sehen ... was wird drin sein? Die Berechnung, mit welcher sie den alten Graukopf umsponnen hat ... Weiberlist, Schlauheit ... bah!

Auf den Wein hindeutend fragt er: „Also hat er doch gehofft, daß ich einmal wiederkäme?"

„Täglich!"

Er wischt über seine Stirn: „Wir sind aber beide eine harte, besondere Art."

„Es muß wol so sein", entgegnet sie, worauf er mistrauisch aufblickt.

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus dem Umstand, daß Sie sich voneinander gewandt hatten."

„Hat der Alte gesagt, weshalb?" ruft er, und eine Röthe geht über sein Gesicht.

„Nein ... er war hierin verschwiegen!"

„Es ist gut." Dann tritt er an den Tisch. „Essen und trinken kann ich noch nicht."

„Wenn Sie nach dem Hausstand sehen wollen", fällt sie darauf ein.

„Hat's nicht Zeit bis morgen?" gibt er nachlässig zurück, worauf sie einen Schlüssel hervorzieht mit den Worten: „Dann wollen Sie vielleicht die Papiere und Bücher durchblättern ... ich habe sie seit der Zeit geführt, wo ich im Hause bin!"

Fast spöttisch ist das Lächeln, mit welchem er auch dieses Angebot zurückweist: „Bin nicht so neugierig!"

„Es wird doch aber einmal sein müssen, Sie sind der Erbe."

Er macht einen pfeifenden Ton: „Wer weiß, Sie wären vielleicht ein besserer Verwalter als ich!" Jos Hinzpeter ist ihm mit seinen Andeutungen eingefallen.

Sie nimmt das ruhig hin, als könne sie keine Nebenabsicht daraus verstehen: „Solange es sein mußte, habe ich meine Pflicht gethan, und nun sind Sie da!"

„Nun bin ich da!" ruft er, erst spöttisch; dann verklingt seine Stimme mit einem Wehlaut, er wirft sich auf einen Stuhl und verbirgt das Antlitz in den Händen.

Muthe geht langsam über die Diele, bis nach dem Haupteingang. Die Scheune drüben steht offen; die Drescher meinen, sie gucke nach ihnen aus, und heben die Flegel rascher. Sie hört weder das Klippklapp, noch achtet sie auf die emporschwirrenden Spatzen, sie bietet das Antlitz dem Regen und flüstert: „Zufall hat er's genannt; mag ja sein, daß es das rechte Wort ist ... aber damals, was war's damals?"



Digitized by Google

Dann ruft sie die Mägde zusammen und gibt ihnen kurze Befehle:

„Einen Umzug haben wir, da hinunter ins Haus, denn hier ist wieder ein Herr eingekehrt!“

Mit offenem Munde starren Stine und Rieke sie an. „O Frau, sieht ja aus wie ein Streit in der ersten Stunde!“

„Wer klug ist, steht vom Stuhl auf, ehe Nachfrage danach ist“, sagt sie, nicht einmal wissend, ob sie selber diese Weisheit gefunden, oder ob sie jemand nachspricht.

Als sie nach einer Weile den Pfad einschlägt, der zum Häuschen hinabführt, blickt Helmold ihr nach, und zähneknirschend murmelt er dabei: „Meines Vaters Witwe!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Zur Chronik der europäischen Höfe.

Von

**Rudolf von Gottschall.**

Comte Paul Vasili, La société de Rome (Paris, „Nouvelle Revue", 1887).
Derselbe, La société de St.-Pétersbourg (Paris, ebendaselbst, 1886).
Derselbe, La société de Londres (Paris, ebendaselbst, 1885).

Die europäischen Höfe haben ihren Chronikschreiber gefunden, der bisweilen wol auch zum Märchenerzähler wird, aber im ganzen doch ein interessantes Album der gekrönten Häupter, ihrer Familie, ihres Hofes, der tonangebenden Staatsmänner und sonstiger in ersten Kreisen auftauchender Notabilitäten der verschiedenen Länder gibt. Er begann mit einer Chronik des berliner Hofes, welche in Deutschland unbesprochen bleiben mußte; darauf ließ er „La société de Vienne" folgen, über welche wir bereits eingehend berichteten*); daran schloß sich der Reihe nach die Charakteristik der Höfe von Petersburg, London, Madrid und Rom. Graf Paul Vasili gehorcht dabei keinen schriftstellerischen Launen; es sind keine Plaudereien, die beliebig herüber- und hinüberschweifen; er hat sein ganz bestimmtes Schema, welches gleichmäßig in allen diesen Werken wiederkehrt, mit wenigen durch den Stoff gebotenen Varianten. Zuerst der Monarch und die Monarchin, dann der Hof mit seinen Herren und Damen, darauf die Minister, die hervorragenden Politiker der einzelnen Parteien, die Aristokratie und die großen Familien. Dann schlägt Vasili, oft gleichsam ermüdet, sein Porträtalbum zu und wirft einige Blicke auf die öffentlichen Zustände, die Armee und Marine, die Presse, Kunst und Wissenschaft; in England darf natürlich der Sport nicht fehlen, so wenig wie in Spanien die Thierkämpfe. Doch das sind alles die minder interessanten und minder originellen Abschnitte seiner Werke, bei denen der Schwerpunkt auf der photographischen Aufnahme der höchst- und hochgestellten Persönlichkeiten liegt und daneben auf dem gesellschaftlichen Klatsch, der allerlei pikante Anekdoten zu Tage fördert.

Kennt Graf Vasili alle diese Höfe aus eigener Anschauung? Oder hat er seine Berichterstatter, deren Referate er zurechtmacht und in eine gleichmäßige Form gießt? Vertritt er nur die Form der modernen Hofchronik? Jedenfalls ist der Ton in diesen Schriften immer derselbe: Graf Vasili ist nicht der Geist,

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1885, I, 692 fg.



Digitized by Google

der stets verneint; er bringt auch oft warm empfundene Huldigungen dar, besonders wo es sich um die Schönheit hochgestellter Frauen handelt; aber ein leiser, spöttischer Beigeschmack fehlt auch dort nicht, wo er sich veranlaßt sieht, Lobsprüche zu spenden. Er hat sehr ausgesprochene Sympathien und Antipathien und er macht oft selbst kein Hehl daraus, daß er durch die Art und Weise, wie ihm diese oder jene Persönlichkeit entgegengetreten, sich bestimmen läßt, durch seine Charakteristik derselben eine kleine Revanche zu nehmen. Hierzu kommen seine politischen Antipathien, die besonders den Deutschen gelten. Wenn er ein diplomatisches Corps schildert, so sind die deutschen Botschafter, Gesandten und Attachés am wenigsten mit lichten Farben bedacht. Wenn irgendmöglich, läßt er dann seiner satirischen Ader freien Lauf. Jedenfalls ruht der Schwerpunkt seiner Werke auf den Licht- oder Schattenbildern der hervorragenden Persönlichkeiten; was er über allgemeine Zustände berichtet, das trägt in der Regel den Stempel eines oberflächlichen Dilettantismus. Gewiß gibt es unter jenen Bildern auch gänzlich verzeichnete, mag nun böse Absicht oder falsche Auffassung den Stift des Zeichners geführt haben: die Mehrzahl derselben wird sich indeß doch einigermaßen mit den Originalen decken, und da die Berichte der Zeitungen sich meist auf die Chronik der Ereignisse beschränken und sich selten dazu hergeben, die Porträts der maßgebenden Personen zu entwerfen, so wird man die Plaudereien des Grafen Vasili immerhin mit Interesse lesen, weil sie mit Bezug hierauf die Zeitungen ergänzen. Außerdem läßt es der Berichterstatter nicht an Indiscretionen fehlen, welche meist das Verbot seiner Werke in den betreffenden Staaten, deren Höfe er schildert, zur Folge hatten, aber der Lektüre derselben jedenfalls einen pikanten Reiz gewähren.

Am reichhaltigsten ist seine neueste Schrift über die Gesellschaft von Rom; denn es handelt sich in derselben um zwei Höfe, den königlichen und den päpstlichen, und die Ausbeute des Chronisten ist daher eine doppelte. Er führt uns auch mit Behagen vom Quirinal in den Vatican spazieren, und nachdem wir die Hofdamen der schönen Königin gemustert, kehren wir bei den Eminenzen ein. Variatio delectat.

Dem König Humbert stellt Graf Vasili ein günstiges Zeugniß aus: man könne seinen Charakter durch ein Wort illustriren, das alle seine Handlungen, seine Vorzüge, seine Irrthümer erkläre, das Wort „Muth"; er habe einen leidenschaftlichen Cultus der Bravour und sei in jedem Augenblick zu jeder That des Heroismus bereit; er bete die Gefahr an, und sein ruhiges Wesen, seine Zurückhaltung erschienen nur als eine Art von Zwangsmittel, um sein überschäumendes Naturell zu beherrschen, das ihn sonst überall, wo nur Gefahr ist, mit fortreißen würde. In der Schlacht von Custozza führte er die Avantgarde und stürzte sich zuerst auf den Feind; Nino Bixio errettete ihn aus unvermeidlicher Gefahr. Doch er nahm es ihm fast übel, daß er es ihm nicht selbst überließ, sich herauszuretten. Seine Sympathien für Deutschland lassen sich damit erklären, daß er den Sieg liebt, nicht wegen der Eroberungen, sondern wegen seines Glanzes: eine siegreiche Armee erscheint ihm als die beneidenswertheste Belohnung für einen Souverän. Die

Digitized by Google

Bravour des Königs führte auch zu dem colonialen Abenteuer von Massauah und ließ ihn den verhängnißvollen Rathschlüssen Englands Folge leisten. Sein Benehmen in Neapel während der Cholera war bewundernswürdig; er lehnte ungeduldig das Lob ab, das man ihm dafür spenden wollte; „ich habe nichts gethan", sagte er, „als meine Pflicht". Ueber die Liebschaften des Königs, besonders aus der Zeit, als er noch Prinz von Piemont war, gleitet die Chronik des Berichterstatters so kurz wie möglich fort. Sein Benehmen sei vollkommen correct dem Publikum gegenüber; in politischer Beziehung habe nur die Königin und sonst keine Frau Einfluß auf ihn gehabt; ihr gegenüber zeige er stets Achtung, Bewunderung, Zärtlichkeit.

Und mit Recht: denn hoch tönt das Lied von der schönen Königin in der Chronik des Grafen Vasili, und hier stimmt er seine Saiten zu vollen Accorden. Königin Marguerite ist Italiens schönste und geistreichste Frau: das ist das A und O dieser Schilderung. Die Italiener treiben einen wahren Cultus mit ihr und schmücken sich mit den Blumen, die ihren Namen tragen (Margherita bedeutet Masliebchen). Sie hat die schönsten Augen; nur die Kaiserin von Rußland kann hierin mit ihr wetteifern; ihr Lächeln ist überaus anmuthig, jede ihrer Bewegungen harmonisch; ihr Gang ist der einer Königin, ihr Gruß von bestrickendem Zauber. In letzter Zeit ist sie ein wenig stärker geworden; sie hat prächtige Arme und Schultern.

Sie hat eine ausgezeichnete Bildung, liebt die Lektüre und freut sich, wenn ihr irgendein neues Werk eines namhaften Autors von ihren Hofdamen empfohlen wird. Sie könnte schriftstellern wie Carmen Sylva, sie hat sehr anmuthende Verse gemacht. Im Umgang legt sie den Hauptwerth nicht auf Geburt und Herkunft, die ihr gleichgültig sind, sondern auf geistige Bedeutung; sie wünscht jeden hervorragenden Mann in ihrem Königreiche kennen zu lernen und unterhält sich mit allen in einer Weise, daß ihre geistige Bedeutung zu Worte und zur Geltung kommen kann. Sie ist musikalisch und singt reizend, wenn sie auch nur eine schwache Stimme hat; der deutschen Musik gibt sie den Vorzug vor der italienischen; in der Malerei ist sie eine Freundin der Venetianischen Schule, Carpaccio's und Bellini's, nächstdem des Mantuaners Mantegna; sie weilt gern in Venedig bei ihrer Hofdame, der Gräfin Marcello, und besucht dort fleißig die Museen und die Kirchen.

Diesem Lichtbilde fehlt jeder Schatten; nur einen ganz leisen hat Graf Vasili angebracht: sie liebt den Luxus und Glanz der Toiletten, wie sie denn auch mit königlichem Anstand zu repräsentiren versteht. Wenige Fürstinnen haben schönere Edelsteine als sie; die Kronjuwelen waren schon glänzend; der König Victor Emanuel hat prächtige Geschenke hinzugefügt und der König Humbert bewundernswerthe Diademe, unvergleichliche Perlen gespendet.

Die Königin hat schwere Zeiten durchgemacht, in den ersten Jahren ihrer Ehe und dann nach dem Attentat von Passanante; der Schreck darüber warf sie auf ein Krankenlager. Gleichwol hat sie etwas Heiteres im vertraulichen Gespräch; alles affectirte Wesen ist ihr verhaßt; sie würde die précieuses des Hôtel de Rambouillet nicht ermuthigt haben.

Digitized by Google

Die Königin hat, seitdem sie als Prinzessin von Piemont nach Rom kam, sich dort einen eigenen Cirkel gebildet, einen Salon, in welchem sich hervorragende Politiker, Gelehrte und Künstler bewegen: in erster Linie Minghetti und Bonghi. Der Senator Marquis Vitteleschi ist einer der eifrigsten Besucher dieses Salons; er ist der vollendetste Typus jener vornehmen Italiener, die man besonders in Rom und Neapel findet, welche an Anglomanie leiden und alle liberalen Reformen acceptiren, wenn sie nur einen englischen Charakter haben; sie bewundern die großen Whigs, welche zugleich die größten Lords in England sind. Der Marquis hat sich besonders der communalen Verwaltung in Rom gewidmet, was Museen, künstlerische und wissenschaftliche Sammlungen betrifft, und der Erhaltung der Monumente. Hierin stimmt der päpstliche Adel mit demjenigen überein, der sich dem Königthum angeschlossen. Der Marquis Vitteleschi war einmal ein schöner Mann; jetzt ist er ein alter Stutzer, außerdem Jäger und Sportsman, Freund aller gymnastischen Uebungen im englischen Stil. Der Baron Giovanni Baracco hat einen wahren Cultus für die Königin: er ist ausgezeichneter Archäolog, liebenswürdig in der Unterhaltung, Aegyptologe, überhaupt ein Mann von großer wissenschaftlicher Bildung. Der Marquis Alexandre Guiccioli, Neffe jener Guiccioli, welche durch ihre Beziehungen zu Lord Byron berühmt geworden, hat eine Comtesse Benkendorf geheirathet, die bei der Königin ausnehmend beliebt ist. Sehr wenig schmeichelhaft berichtet Graf Vasili über einen andern Freund der Königin, Emilio Broglio, und er macht kein Hehl daraus, daß er sich an diesem rächen will, weil er ihm oft unangenehm gewesen ist und weil er findet, daß die Königin gegen ihn zu nachsichtig ist. Es sei ein Mann von wirklichem Werth, aber sehr schlecht erzogen. Er hat einen Katarrh und Hustenanfälle, auf die er stolz zu sein scheint: so nachdrücklich spuckt er in sein Schnupftuch oder in den Kamin. Broglio hat sich 1848 an der Vertheidigung von Mailand betheiligt, wanderte nach Piemont aus und wurde Professor der Nationalökonomie in Turin; unter Cavour und Menabrea war er im Ministerium. Er hat einen olivenfarbenen Teint: der obere Theil des Gesichts hat einen mephistophelischen Typus, der untere den eines Satyrs; er hat große Augenbrauen, die sich zusammenschließen, und Augen, deren Winkel in die Höhe gehen, als wenn die Götter ihn hätten nöthigen wollen, mochte er sich noch so sehr sträuben, den Himmel zu betrachten. Er war mit Manzoni sehr vertraut und erzählt fortwährend dieselben Geschichten von diesem: im übrigen spricht er vorzugsweise von England; er hat ein Buch über die parlamentarischen Zustände in England geschrieben. Nicht viel besser als Broglio ergeht es dem General Menabrea, auf den der Autor auch nicht gut zu sprechen ist: er wird als ein allzu gewandter Diplomat, als ein Ordens- und Stellenjäger geschildert, und es werden allerlei wenig erbauliche Anekdoten von ihm erzählt.

Der Prinz von Neapel ist am 11. Nov. 1869 in Neapel geboren und wird im November 1887 für majorenn erklärt werden, eine Civilliste erhalten und den Rang eines Pairs des Königreichs einnehmen. Sein Erzieher war der General Osio, der dem Prinzen die vollständige Freiheit persönlicher Entwickelung ließ. Die Königin überwachte außerdem mit ängstlicher Sorgfalt die Erziehung ihres

Digitized by Google

Sohnes. Der Prinz von Neapel sieht seinem Vater und seiner Mutter ähnlich, besonders dem erstern, obschon er blonde Haare hat. Man war längere Zeit besorgt wegen seiner Gesundheit; aber durch gymnastische Uebungen, durch Fechten und Reiten hat er sich kräftig herausgebildet. Er liebt die Arbeit und interessirt sich besonders für Naturwissenschaften und Mathematik; er spricht vortrefflich mehrere Sprachen, besonders gut das Französische. Er hat vornehmes Wesen, nichts Banales in seinem Gesichtsausdruck und Geberdenspiel; er ist kühn und verwegen und besitzt den ganzen Muth seines Vaters.

Amadeus, der Bruder des Königs, der Exkönig von Spanien, Herzog von Aosta, ist zwar kein Apoll; aber auch weit davon entfernt, sich als solchen aufzuspielen; er hat ein sehr würdevolles, etwas kaltes und ein wenig ablehnendes Wesen, das dem Charakter der Spanier nicht sonderlich genehm sein konnte. Sehr fromm, liebt er indeß die Frauen, obschon die schönste, die Prinzessin Victoria, seine Gattin war, welche starb, nachdem sie ihm drei Kinder geboren. Der Prinz wohnt in Turin; er ist sehr freigebig und mildthätig; die Feste, die er gibt, sind überaus glänzend.

Schwestern des Königs und des Exkönigs Amadeus sind die Königin von Portugal und die Prinzessin Clotilde, die Gemahlin des Prinzen Jérôme Napoléon. Die erstere, hübsch, graziös, klug, anziehend, ist eine Blondine mit mattem Teint. Ihre Haare, mit denen sie sich vielleicht etwas zu sehr beschäftigt, sind die seidenartigsten und goldigsten, die es in der Welt gibt; ihr Lächeln hat einen unwiderstehlichen Reiz. Das Gesicht von Maria Pia gehört zu denjenigen, die uns fortwährend beschäftigen, denn man entdeckt stets Neues darin. Auf den ersten Blick scheint die Anmuth darin vorzuherrschen; aber sobald man in ihren Augen liest und den Ausdruck der Züge eingehender erforscht, so findet man, daß der Gedanke darin vorwiegt. Ihre Stirn spricht von Nachdenken und Einsicht; es liegt viel Festigkeit in ihren Nasenflügeln, in der Oberlippe. Die Königin von Portugal ist eine der interessantesten Frauen: sie hat eine wunderbare Tournure, eine herrliche Taille und kleidet sich wie die eleganteste Pariserin.

Ganz anders ist die Prinzessin Clotilde, eine Fromme, deren Frömmigkeit durch schmerzliche Erlebnisse gesteigert worden und die sich wenig mit ihrer Toilette beschäftigt; sie gehört zu den resignirten Frauen, und ist von dem Holz, aus dem man die Heiligen schnitzt. Niemals beklagt sie sich, niemals geht ein Wort des Vorwurfs über ihre Lippen; sie sieht alles in christlichem Sinne als eine Prüfung an und weiß zu verzeihen. Sie hat jetzt ein strenges Aussehen, einen automatischen Gang, den gleichgültigen Blick derjenigen, die alle ihre Hoffnung auf den Himmel gesetzt haben.

Die Mutter der Königin, die Herzogin von Genua, ist schön gewesen und hat eine prächtige Haltung bewahrt; in düstere Farben gekleidet, erscheint sie plötzlich im leuchtenden Rahmen des Lago-Maggiore, wo sie ein Schloß in Stresa bewohnt.

Was Graf Vasili uns über die Hofstaaten mittheilt, hat geringeres Interesse. Der frühere turiner Hof ist durch die politischen Umwälzungen aus den Fugen gegangen: schon unter Victor Emanuel gewann er einen mehr militärischen Charakter. Cavour war dem Hofe gegenüber von unerbittlicher Strenge; er duldete

Digitized by Google

durchaus keine Einmischung desselben in die Politik; er verspottete die Hofherren mit der ganzen sarkastischen Schärfe, die ihm zu Gebote stand. Die Uebersiedelung nach Florenz und Rom konnte natürlich nur dazu beitragen, den Hof umzugestalten und besonders den piemontesischen Adel daraus zu verdrängen. Oberst-hofmeister ist jetzt ein Graf Gianotti, der an der Seite des jetzigen Königs bei Custozza kämpfte, ein brillanter Offizier, dem König treu ergeben. Er hat bei der Damenwelt viel Glück gehabt. Die Amerikanerin, die er geheirathet, ist älter als er, doch sie besitzt die Kunst, die Spuren des Alters nicht aufkommen zu lassen; sie ist sehr reich, soll ein merkwürdiges Französisch sprechen und wird mit schelen Augen von den Hofdamen angesehen, vor denen sie den Vortritt hat. Minister des königlichen Hauses ist der Graf Visone, ein fleißiger Arbeiter, der das ganze Ministerium beherrscht: er ist ein feiner Herr, angenehm in seinen Manieren, distinguirt, trotz einer Nase, die, wie Alexander Bixio sagt, als Steuerruder dienen könnte.

Die Königin Marguerite hat sechs Hofdamen zur Verfügung, die alle zwei Monate im Dienst wechseln: außerdem gibt es Palastdamen, welche in den Hauptstädten des Landes wohnen und dort den Dienst thun, wenn die Königin dahin kommt. Zu ihnen gehört die schöne Gräfin Marcello in Venedig, die geistreiche Freundin der Monarchin. Bei vielen dieser Damen wird ihre literarische Bildung und Gelehrsamkeit gerühmt. Darauf wird bei deutschen Höfen weniger der Accent gelegt. Die Gräfin Ersilia Locatelli ist eine solche gelehrte Dame, die allerdings mehr von Minerva als von Venus beschützt wird; sie ist in die Accademia de' Lincei aufgenommen; eine gelehrte Archäologin, spricht sie fließend Griechisch und Lateinisch. Ebenso spricht die Fürstin Pignatelli-Strongoli, die stets eine feine goldene Brille trägt, beide Sprachen.

Eine der ersten Palastdamen, welche man der Königin bei der Verlegung der Residenz nach Rom empfahl, war die Prinzessin von Teano, eine geborene Willbrand, eine englische Schönheit, die etwas Madonnenhaftes hat: sie lebt nach englischen Sitten, die übrigens von der römischen Aristokratie allgemein angenommen sind; sie pflegt jede Art von Sport, ist zu Pferde eine prächtige Amazone, geht auf die Jagd, schießt nach der Scheibe, erzieht ihre Kinder in englischer Weise. Doch Talent zur Hofdame besitzt sie nicht: trotz aller Nachsicht der Königin für die Versehen, die sich die Prinzessin im Hofdienst zu Schulden kommen ließ, mußte sie um ihren Abschied einkommen, der ihr mit Bedauern bewilligt wurde; denn sie war durchaus persona grata bei der Königin. Doch niemals erschien sie pünktlich, wo dies erforderlich war; sie vergaß anzuzeigen, wenn sie verhindert war, ihren Dienst zu thun; sie speiste in der Stadt, wenn sie bei Hofe speisen sollte: kurz, die Königin mußte auf ihre Dienste verzichten.

Die Politiker, Senatoren, Abgeordnete, Minister in und außer Diensten werden von Graf Vasili in mehrern Abschnitten geschildert, in denen das parlamentarische Leben Italiens in ziemlich scharfer Weise glossirt wird. Im Senat sitzen, neben berufenen Notabilitäten, viele Leute, die nicht hineingehören: wir erhalten die Silhouetten zweier über die Straße wandelnder Pairs, die allerdings mehr auf einen kleinstädtischen Jahrmarkt zu gehören scheinen als in die Notabeln-

Digitized by Google

kammer Italiens. Was aber die Deputirtenkammer betrifft, so hält Vasili es für nichts weniger als einen Genuß, auf der diplomatischen Tribüne von Montecitorio den Verhandlungen beiwohnen zu können. Die Italiener sind einzeln die liebenswürdigsten Leute von der Welt; aber in ihren politischen Versammlungen sind sie langweilig und ungenießbar. Nicht selten behauptet ein einzelner Redner das Wort eine ganze Sitzung hindurch oder er spricht mehrere Tage hintereinander. Die Generaldebatte wird nie geschlossen ohne die Abstimmung über eine dem Ministerium günstige oder ungünstige Tagesordnung. In der Regel werden deern 10—15 vorgeschlagen: das gibt dann Gelegenheit zu Reden, Erwiderungen, Repliken, Dupliken ohne Ende. Aehnlich geht es bei der Berathung über die einzelnen Paragraphen zu; es dauert oft zwei bis drei Monate, bis ein Gesetzentwurf durchberathen ist. Dem Senat wird indeß nachgerühmt, daß er weder klerikale Tendenzen verfolge, noch überhaupt dem Fortschritt feindlich gesinnt sei oder Furcht vor Reformen habe; er sei einfach das Organ der Staatsweisheit, der Moderator in dem parlamentarischen Mechanismus. Die thatkräftigste Gruppe desselben versammelt sich um Saracco, einen der wenigen Gegner Cavour's, welchen dieser ernst nahm, einen kritischen Kopf nicht ohne einschneidende Schärfe und bisweilen giftige Bitterkeit, besonders der Finanzverwaltung gegenüber, welche seine Specialität bildet. Diejenige des Marquis di Bella sind die Interpellationen über auswärtige Politik; er ist kein Anhänger Frankreichs und begünstigt die colonialen Bestrebungen, welche sein Freund, der Marquis Alfieri, eifrig bekämpft. Eine Gruppe kriegsberühmter Generale aus der Zeit der Unabhängigkeitskriege versammelt sich um den General Cialdini, eine loyale, wohlwollende, energische Natur mit klarem, durchdringendem Blick und liebenswürdigem Lächeln. Durando, der Präsident des Senats, hat sich ebenfalls als tüchtiger General bewährt und zahlreiche Wunden in den Gefechten erhalten. Sein Gang ist hinkend, sein Aussehen kränklich. Bei langathmigen und monotonen Reden läuft er Gefahr, in seinem Lehnstuhl einzuschlafen, und einer oder der andere seiner Secretäre sucht ihn durch eine discrete Mahnung wachzuhalten.

Von den eigentlichen politischen Größen schildert uns Graf Vasili besonders Crispi, Cairoli und Depretis.

Crispi galt lange Zeit für den Gambetta Italiens; aber er ist nicht mehr jung. Schon im Jahre 1848 betheiligte er sich an der Verschwörung in Sicilien. Die Geschichte seiner drei Frauen hat viel Staub aufgewühlt in Europa. Er ist von griechischem Ursprung, in der Provinz Girgenti geboren: er ist ein Mann der Discussion, ein Advocat, ein Rhetor nach alter Sitte. Wir sehen ihn auf seinem Platze in der ersten Section; er hört den ministeriellen Redner. Er würde bei der Debatte ganz gleichgültig erscheinen, wenn nicht sein Auge von Zeit zu Zeit einen Blitz schleuderte; er verlangt das Wort. Die leeren Bänke füllen sich, Crispi will sprechen; das ist ein oratorisches Ereigniß. Er erhebt sich; er beginnt langsam, kalt wie die großen Redner. Dann gewinnt die schöne italienische Sprache einen vollen Klang in seinem Munde: die Beweisgründe drängen sich; er wird immer heftiger, Zorn und Groll erfüllen ihn ganz. Er findet unerwartete Schlagwörter; aber er bleibt immer gemäßigt und immer bei der Sache. „Er hat

Digitized by Google

geendet, und es bedarf der goldenen Sprache des alten Nestors der italienischen Staatsmänner, der ausgiebigen und vorsichtigen Beredsamkeit von Depretis, um die Bresche wieder auszufüllen, welche die Axt Crispi's in das Staatsgebäude gehauen hat." Nun, jetzt sitzt er selbst wieder am Staatsruder.

Cairoli ist ein edler Charakter, voll Begeisterung und Ueberzeugungstreue. Er ist allein übriggeblieben von einer Familie von Patrioten. Die Bronzebilder seiner Brüder schmücken den Aufgang zum Monte-Pincio; sie sind gefallen für die Unabhängigkeit. Cairoli erfreut sich einer unbegrenzten Popularität: er ist kein gelehrter correcter Redner; er ist ebenso wenig ein Staatsmann von seltenem Scharfblick und unfehlbarer Geschicklichkeit; er ist wie gesagt ein edler Charakter. Der König liebt ihn, seitdem er ihn in Neapel vor dem Messer des Passanante geschützt.

Depretis hat eine lange, thätige, ehrenvolle Laufbahn aufzuweisen; aber ihr fehlen Tage des Ruhms, in die Augen fallende Glanzpunkte. Aus den Reihen des Volkes hervorgegangen, in einem Marktflecken Piemonts geboren, nimmt er jetzt die höchste Stellung in Italien ein. Er ist ein Greis von hoher Figur, mit langem, weißem Bart, einem durchdringenden und ruhigen Blick unter seiner goldenen Brille, ernst ohne strenge Härte, leutselig und reservirt zugleich, ganz dazu geeignet, der höchste Beamte des Volkes und der erste Rathgeber der Krone zugleich zu sein; er hat nichts vom Höfling, nichts von einer sich spreizenden und vordrängenden Eitelkeit. Er soll nie jung gewesen sein, wie diejenigen behaupten, die ihn nach 1848 in der turiner Kammer gesehen haben; er hatte sehr vorgeschrittene Grundsätze, aber einen kritischen Geist und einen etwas unentschlossenen Charakter. Als gewissenhafter und unermüdlicher Arbeiter stieg er in der Achtung seiner Mitbürger; aber Cavour hegte lange Zeit Mistrauen gegen ihn, weil er ihn für einen Gesinnungsgenossen Mazzini's hielt, obgleich er den administrativen Fähigkeiten von Depretis in jeder Weise Rechnung trug. Dieser ist jedenfalls nicht durch die Gunst der Mächtigen in die Höhe gekommen: er ist ein self-made man. Mit der vollkommenen Regelmäßigkeit seines Privatlebens, mit der bescheidenen Würde seines öffentlichen Auftretens vereinigt er eine große Nachsicht für die Schwächen anderer.

Einige Photographien aus dem diplomatischen Corps hat Graf Vasili dem Album der Staatsmänner beigefügt. Den Deutschen ergeht es dabei am schlimmsten; denn er hat eine entschiedene Antipathie gegen das Deutschthum. Wer würde unsern liebenswürdigen Gesandten von Keudell aus dieser Schilderung wiedererkennen? Graf Vasili hat ihn jedenfalls nur bei großen Hof- und Staatsactionen gesehen. Gewiß steigt der deutsche Gesandte zu Pferde und zeigt sich in seiner Kürassieruniform bei den Revuen. Doch so erschien er ja auch auf dem Schlachtfelde von Königgrätz: unsere deutsche Diplomatie hat nun einmal, wie ihr Herr und Meister Fürst Bismarck, einen militärischen Charakter. Wenn übrigens der Graf bei Keudell von einer taille médiocre spricht, so muß man sich fragen, wo er sein Augenmaß und seinen Zollstock gelassen hat. Und wenn er ihn als trocken und kalt charakterisirt: wie paßt dies zu seiner eigenen Mittheilung, daß er sich mit wahrer Leidenschaft der Musik ergibt, dadurch die anmuthige Königin

Digitized by Google

Margherita ganz für sich gewonnen und in die intimen Kreise des Quirinals Zutritt gefunden hat, weniger um Allianzen ins Werk zu setzen, als um eine neue Partitur zu entziffern, oder seine eigenen nicht veröffentlichten Compositionen zu spielen? Das Bild des starren Diplomaten, wie es Vasili entwirft, paßt nur für die Hofceremonien; in die Intimität des Palazzo Caffarelli ist der Berichterstatter gewiß nicht zugelassen worden, wenn er auch über die Schwiegermutter des Gesandten, über den Grafen Arco u. a. zu plaudern weiß. Von Herrn von Schlözer, dem preußischen Vertreter beim Papste, wird ein ganz ungünstiges Bild entworfen: er habe nichts Elegantes, selbst nichts Diplomatisches; er trage sich wie ein alter Student, etwas abgeschabt, besuche die bescheidensten spacci di vino, empfange in seinem nüchternen, mit einem langen Flügel geschmückten Gemach niemand; sein Wort habe etwas Ungehobeltes; aber er sei ein ausgezeichneter Theologe und erfülle seine delicate Mission mit einer gewissen Brutalität, welche allerdings die beste Manier sei, um mit römischen Priestern zu verkehren. Bismarck herrsche durch ihn im Vatican, wie im Quirinal durch Herrn von Keudell. Daß dies Porträt durch die deutschfeindliche Gesinnung des Malers retouchirt ist, bedarf keiner Erwähnung. Die elegant tänzelnde Diplomatie der frühern Zeit mit ihrer Geschmeidigkeit und Schlauheit, ihren ganzen einschmeichelnden Manieren mag das Ideal Vasili's sein. Das Deutsche Reich braucht allerdings andere Diplomaten. Auch der österreichische und französische Gesandte entsprechen seinem Ideal nicht. Desto fideler geht's bei der englischen Gesandtschaft zu. Sir John Lumby gibt ein Fest nach dem andern; man frühstückt bei ihm, ißt zu Mittag, zu Abend, tanzt, geht in dem schönen Garten spazieren; außerdem malt er, und so gut, daß man nicht weiß, woher er die Zeit nimmt, so gut zu malen. Stets ist er bei guter Laune, freundlich lächelnd und theilt den Gästen seine Heiterkeit mit. Prachtvoll ist sein großer Palast eingerichtet: doch so harmlos ist die englische Gesandtschaft nicht, wie es den Anschein hat; es wird dort auch eine diplomatische Thätigkeit von nicht geringer Tragweite entwickelt: das beweist die englisch-italienische Allianz und der Unstern von Massauah.

Wenn die Charakteristiken der Staatsmänner, Hofherren und Diplomaten oft an flüchtige Kreidezeichnungen erinnern, so enthält „La société de Rome" doch auch ein sorgsam und breit ausgeführtes Charaktergemälde, dasjenige des Papstes Leo XIII., in welchem die individuelle und politische Bedeutung glücklich verschmolzen sind und die widerspruchsvollen Züge des Charakters selbst mit Schärfe hervorgehoben werden. Graf Vasili erwähnt, daß trotz aller Bilder, welche Männer der verschiedensten Anschauungen entworfen, noch kein getroffenes Porträt des Papstes vorhanden sei: er habe etwas Proteusartiges, und sein Bild sei schwer festzuhalten. Die photographische Ueberlieferung gebe dem Papst ein sardonisches Lächeln, ein Voltairisches, wie die weniger Ehrerbietigen hinzufügen. Die Pfarrer, die ihren Sitz nicht in Rom haben, nennen ihn gern, wenn sie sich nach ihren Conferenzen gemüthlich gehen lassen, den Papst Voltaire: doch ein großer Mund genügt nicht, um Voltaire ähnlich zu sehen; alle kleinen blinzelnden Augen funkeln nicht von Bosheit; man kann sehr geschickt und sehr fein sein, ohne ein Körnchen

Digitized by Google

von Voltaire's Geist zu besitzen. Leo XIII. hat keine Aehnlichkeit mit Voltaire; sein breites Lächeln hat nichts Grinsendes; er ist im Gegentheil sehr wohlwollend, sehr salbungsvoll, sehr königlich. Von den Lippen des Papstes träufelt der Honig der akademischen Gelehrsamkeit ein wenig langsam und gemessen, aber immer mit den Blumen von Tibur parfumirt, und nicht die Galle von Ferney, der Weinessig raffinirter Bosheit, Worte von beißender Satire. Von Leo XIII. führt man kein einziges jener geistsprühenden, boshaften Schlagworte an, mit denen die Unterhaltung von Pius IX. geziert war. Vergeblich würde man in seinen politischen Reden eine unerwartete Antithese, ein Spiel mit geistreichen Worten, ein hervortretendes Bild suchen: alles ist gemessen, feierlich, oratorisch. Die poetische Nachahmung, die nach dem Urtheil der Kenner den Vorzügen seines lateinischen Stils Abbruch thut, ist aus den klaren, stillen, classischen Quellen geschöpft: das Streben ist auf schöne Sprache gerichtet, nicht auf Esprit. Die Privatgespräche des Papstes sind seinen öffentlichen Reden ähnlich: dieselbe Weisheit, derselbe kalte salbungsvolle Ton, dasselbe Streben, durch die Majestät der Form die Banalität des Inhalts zu verdecken. Aber hinter dieser verbirgt sich eine Politik. Weit weniger geistreich als Voltaire, ist Leo XIII. weit stärker in der Politik und in vielen andern Dingen. Die Freunde überraschender Antithesen mögen sie wo anders suchen als in den päpstlichen Reden; aber wenn sie dieselben in den politischen Briefen des Papstes, und selbst in den Actenstücken suchen, in denen seine geistliche Autorität sich ausspricht, so werden sie vielleicht reichlich entschädigt werden. Das Wesen des Papstes ist nicht weniger feierlich als sein Wort. Sein Körper, den die große Magerkeit größer erscheinen läßt, als er ist, verschwindet ganz unter den prächtigen Stoffen und in den Falten des schweren rothen Mantels; die großen Arme erheben zitternd diese schweren Draperien. Die armen blutleeren Hände sind in kleine, zu enge seidene Handschuhe eingezwängt. Es sind das nicht fette, volle Hände wie diejenigen der Prälaten, die mit ihrem Los zufrieden sind, nicht die Hände eines rauhen Arbeiters, wie diejenigen von Sixtus X. gewesen sein müssen, nicht Soldatenhände wie die von Julius II.; es sind die nervösen Hände eines Schriftstellers, eines Künstlers, eines Denkers. Sie sind fast immer kalt, kälter als der große mit Brillanten eingefaßte Saphir, den sie dem Kuß der Anbeter darreichen.

Der Papst ist, nach der Ansicht des Grafen Vasili, ein tiefer Politiker: wir erhalten eine eingehende Studie über seine Politik gegenüber Deutschland und Italien. Was die letztere betrifft, so meint Vasili, daß der Vatican und der Quirinal im Grunde einig sind, was sich allerdings äußerlich nur bei den Municipalwahlen zeige, wo sie stets denselben Candidaten empfehlen, während die gelegentlichen Kampfreden nur zur Erbauung der Gläubigen dienen. Der modus vivendi zwischen den beiden römischen Höfen sei vollkommen hergestellt. Viele italienische Katholiken erwarteten mehr: eine jährlich durch das Parlament bewilligte Dotation für den Papst, Aufhebung der Instructionen von Pius IX. für die Katholiken: nè elettori, nè eletti, Spaziergänge des Papstes in Rom, vollkommen sichtbare Versöhnung zwischen den beiden Souveränen. Doch diese bewahrten die goldene Mitte. Papst Leo wäre unmöglich geworden für alle, welche in Pius IX.

Digitized by Google

30 Jahre lang das Urbild des vollendeten Papstes sahen, und dem Quirinal wäre mit offener Versöhnung schlecht gedient gewesen.

Papst Leo XIII. ist ein Gelehrter, er war ein glänzender Schüler in der Philosophie, der Theologie, dem kanonischen Recht, den schönen Wissenschaften. Er ist ein Dichter — und darüber haben wir in unserer Zeitschrift eingehend berichtet*): er ist ein Freund der bildenden Kunst und möchte durch Bauwerke seinen Namen verewigen. Der Umbau der Kirche von St.-Lateran, die Verlängerung des Schiffes, das Weiterrücken des Apsis der Basilika sind große Unternehmungen, welche überdies der Munificenz des Papstes Ehre machen. Und so sehr dieser für die alte Weisheit des Thomas von Aquino begeistert ist, so wenig versperrt er den Erfindungen des Zeitgeistes, jener vom Syllabus seines Vorgängers gerichteten Wissenschaft, den Zutritt in sein sogenanntes Gefängniß, den Vatican. Waren die Gemächer des Papstes früher mit Wachskerzen und Oellampen beleuchtet worden, so hat Leo XIII. alsbald das Gas in allen Stockwerken seines Palastes eingeführt, und auch diese Beleuchtung erscheint ihm schon zu altmodisch: es sind bereits bei einem deutschen Hause Siemens'sche Apparate zum Zweck einer elektrischen Beleuchtung des Vaticans bestellt worden. Auch einen hydraulischen Fahrstuhl, ziemlich den einzigen, der sich in Rom findet, hat der Papst im Vatican anbringen lassen; doch dient derselbe meist nur dazu, die stattliche Corpulenz des Monsignore Cataldi in die Höhe zu fördern.

Leo XIII. ist ein Beschützer der Zeitungen, welche sein Lob in allen Tonarten singen; kaum ein anderer Papst ist so in der Presse gefeiert worden. Für Gregor XVI. war diese noch eine satanische Erfindung; ein Roman von Paul de Kock, seinem Lieblingsautor, galt ihm mehr als alle Zeitungen zusammengenommen. Pius IX. beschützte Veuillot und „L'Univers"; doch in Rom selbst gab es kaum eine Presse. Leo XIII. wollte seine Journale und seine Journalisten haben; ja er greift oft selbst zur Feder, um zu verbessern, bisweilen auch um zu redigiren. Mancher Artikel des „Osservatore Romano" zeigt die vestigia leonis. Der „Moniteur de Rome" ist ein von ihm geschaffenes Organ, das ihm ganz ausschließlich gehört und das seinem Leiter Galimberti eine glänzende Carrière schaffte. Außerdem subventionirt der Papst eine große Zahl von Journalen; das Staatssecretariat ist ein wahrhaftes Preßbureau; römische Correspondenten französischer Blätter erhalten monatliche Gratificationen; es gibt einen förmlichen Reptilienfonds im Vatican.

Die Verherrlichung Leo's XIII. steht daher in Italien wie außerhalb in voller Blüte; Debatten sind ausgeschlossen, wenn sie nicht zu dieser Verherrlichung führen; das neue Papstthum umgibt eine Glorie, welche die profane Publistik nicht müde wird, ihm ums Haupt zu schlingen.

Das Charakterbild Leo's XIII. ist mit einer Menge frappanter Detailzüge ausgestattet.

Jedenfalls zeigt es uns, daß ein anderer Geist in den Vatican seinen Einzug gehalten hat. Auch das ganze Cardinalcollegium und die Spitzen des römischen

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1886, I, 634 fg.

Digitized by Google

Klerus werden mit einer Anschaulichkeit geschildert, welche diese einflußreichen Persönlichkeiten den Fernerstehenden naherücken: wir wollen hier nur zwei dieser Porträts herausheben, weil die Originale neuerdings zur deutschen Kirchenpolitik in nächste Beziehung getreten sind. Der jüngstverstorbene Staatssecretär Jacobini folgte dem etwas trockenen und heftigen Nina; er war weit biegsamer als dieser und besaß nicht entfernt den Unabhängigkeitssinn desselben. Man glaubte, daß er der Partei der Intransigenten sehr nahe stehe; doch er ließ davon nichts merken. Er faßte das Leben und seine Stellung von der leichten Seite auf. Immer heiter, ein wenig skeptisch, büßte er bei den schwierigsten Unterhandlungen nicht seine gute Laune ein. Beim diplomatischen Corps war er sehr beliebt; er theilte mit seinem Bruder ein großes Vermögen, und der Wein seiner Rebenhügel ist berühmt in Rom. Dieser dicke kleine Herr, immer munter, trotz seiner schwankenden Gesundheit, ergötzte den Papst durch die Hofgeschichten, die er zu erzählen wußte. Im übrigen that er alles, was sein Herr wünscht, und es fehlte ihm niemals an guten Gründen, um den Willen seines Souveräns bei den Gesandten zur Geltung zu bringen. Er arbeitete so wenig wie möglich, plauderte so viel er nur konnte, behandelte in liebenswürdiger Weise alle Bittsteller, die sich in seinen Vorzimmern im Vatican bei ihm einfanden. Er wies niemand die Thür, bewilligt alles, ohne irgendetwas zu geben, abgesehen von seinem Porträt, mit dem er sehr freigebig war. Bei den diplomatischen Ricevimenti sah man ihn mit Edelsteinen und reichen Spitzen bedeckt, entgegenkommend gegen die Gesandten, galant gegen die Damen, lächelnd, plaudernd, discutirend, einen durchaus liebenswürdigen Politiker. In der That ist die versöhnliche Politik gegenüber der preußischen Kirchenfrage, die jetzt zur Herrschaft gelangt ist, mit seinem Namen verknüpft. Jetzt hat der muntere Herr das Zeitliche gesegnet, mit dem er sich so gut abzufinden wußte.

Weniger schmeichelhaft ist das Bild des jetzt vielgenannten Monsignore Galimberti, welcher die Glückwünsche des Papstes dem Deutschen Kaiser zum 90. Geburtstage überbrachte und allerlei diplomatische Verhandlungen nebenbei mit der Rechten und dem Centrum führte. Das Bild, das von ihm entworfen wird, ist dasjenige eines ehrgeizigen Strebers; doch sieht man bald, woher die ungünstige Beleuchtung kommt, in welche es gerückt ist. Galimberti gilt für einen Prälaten, der mit dem Quirinal und mit der deutschen Regierung kokettirt. Hinc illae lacrymae. Man wird daher auch vieles mit Vorsicht aufnehmen müssen, was über ihn und manche von ihm erlebte Abenteuer berichtet wird. Aus einer kleinen römischen Familie stammend, die an der Revolution sehr betheiligt war, beschloß er per fas et nefas in der Kirche emporzukommen. Er war überaus fleißig, erwarb sich die genaueste Kenntniß der Kirchengeschichte und lehrte 20 Jahre lang diese Wissenschaft in der Propaganda. Er schloß sich an die Coterie der Italianissimi an und kam dann durch diese in die Höhe. Er ist der päpstliche Journalist und hat das Hauptamt auf dem Gebiete der neugeschaffenen „außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten". Man hat ihm seine zahlreichen Schnitzer verziehen, die er als Redacteur begangen, und fabelhafte Summen sind bei der Leitung des Journals in seine Tasche gewandert.

Unbefangener sind wol die Bilder der andern Prälaten entworfen als das-

Digitized by Google

jenige dieses preußisch gesinnten: jedenfalls ist dem Grafen Vasili gegenüber immer die größte Vorsicht geboten. Auch was er sonst in seiner Schrift über Krieg und Marine, die römische Presse, Kunst und Theater sagt, macht oft den Eindruck des Flüchtigen und Parteiischen, wenn er auch gewandt zu plaudern versteht.

Wenn wir uns vom Strande des Tiber an die Newa wenden und den Schilderungen, welche Graf Vasili vom petersburger Hofe gibt, unsere Aufmerksamkeit schenken, so werden wir alsbald durch zweierlei unangenehm berührt: durch die entschieden deutschfeindliche Gesinnung, welche der Russe bei jeder Gelegenheit zur Schau stellt, und durch die herbe Kritik des Kaisers Alexander II., eines edeln Monarchen von wahrhaft reformatorischen Tendenzen. Er habe weder gegeben, was er versprochen, noch erfüllt, was er sich vorgenommen; seine Hand, anfangs so leicht, habe zuletzt schwer auf Rußland gelastet. Unter den verhängnißvollen Ereignissen, die allmählich seine Popularität untergraben haben, fehlt natürlich nicht der Berliner Friede. Seine Umgebung, seine Günstlinge werden einer scharfen Kritik unterzogen; sie hätten seine Herzensgüte in unglaublicher Weise gemisbraucht.

Der jetzige Zar erfreue sich keiner großen Popularität; er sei kein Held der großen Menge. Seine gerade, ehrliche, loyale Natur zeigt ihn als Parteimann im schönsten Lichte: er ist ein guter Gatte, ein trefflicher Vater, ein treuer Freund, dabei ein Mann aus Einem Guß, consequent in seinem Denken. Er macht dem Geist der Zeit nicht das geringste Zugeständniß, läßt kein Compromiß zu mit dem autokratischen Princip, das er vertritt. Eine Reform der innern Zustände Rußlands ist kaum von ihm zu erwarten, eher eine siegreiche Machtentfaltung nach außen hin. Mistrauisch gegen jeden fremden Einfluß, prüft er gewissenhaft selbst das Detail aller Regierungsvorlagen, ehe er sie unterschreibt. Seine Umgebung, die aus ehrenfesten Männern von geringer politischer Bedeutung besteht, und seine Minister benutzen diese Vorliebe des Kaisers für die kleinen Regierungsfragen, indem sie die größern, wenigstens was die innern Angelegenheiten betrifft, ihm fernzuhalten suchen. Der Kaiser ist von größter Rechtlichkeit, er verabscheut jede Corruption; viele angesehene Beamte wurden aus ihren Stellungen entlassen, weil sie verdächtig waren, in Geldsachen nicht ganz reine Hände zu haben. In seinem Auftreten zeigt sich ein merkwürdiger Contrast zwischen der natürlichen Schüchternheit seines Charakters und dem Bewußtsein seiner Allmacht. Sein sanfter und zugleich strenger Blick beweisen dies zur Genüge; er kann liebenswürdig sein und möchte auch dafür gelten; aber er gibt deshalb nie seine Zurückhaltung auf. Die Welt ist ihm langweilig; er weiß mit ihr nicht viel anzufangen, aber er will sie beherrschen. Er ist ein aufrichtiger Patriot und wird nie die Ehre seines Staates preisgeben, nie sich vor dem Stolz und dem Willen der andern beugen; er wird ohne Zaudern den Krieg erklären, sobald er glaubt, daß die Interessen Rußlands ihn verlangen. Seine Intelligenz ist größer, als man annimmt, dagegen sein Charakter nicht ganz so gutmüthig. Er ist heftig, aufbrausend, und seine Umgebung hat bisweilen darunter zu leiden. Er vertraut sich nur sehr wenigen Menschen. Dazu gehören diejenigen, mit denen er schon

Digitized by Google

als Großfürst-Thronfolger in nahem Verkehr stand, die aber als Rathgeber nicht vielseitig genug gebildet sind, wenn auch alle ehrlich und aufrichtig ihrem Herrn ergeben. Der einflußreichste ist der Procurator der Heiligen Synode, Pobedonostzew, ein Mann von Intelligenz, aber engherzig und Fanatiker, der keinen Fortschritt der Zeit anerkennt und Rußland am liebsten wieder in die Lage versetzen möchte, in der es sich vor Peter dem Großen befand. Nach seiner Ansicht hätte jeder gute Russe nichts anderes zu thun, als vor den Heiligenbildern ein Kreuz zu schlagen und vor dem Zaren auf den Knien zu liegen. Dabei hat er Energie und schreckt vor keiner Consequenz zurück. Seinem Einfluß ist das Manifest zuzuschreiben, mit welchem der Kaiser bald nach seinem Regierungsantritt auf die Drohungen der Nihilisten mit der feierlichen Versicherung antwortete, er werde das Princip der Autorität unbeugsam aufrecht halten. Dieser Synodale hat das Zeug zu einem Großinquisitor. Sehr nahe steht dem Kaiser auch der General Tscherewin, der Gegner Ignatjew's. Das Attentat der Nihilisten gegen ihn verschaffte ihm die kaiserliche Gunst. Er ist eine loyale Natur, dabei ein Lebemann, ein Freund der zweifelhaften Schönheiten, sympathisch in seinem ganzen Wesen, ein Genosse der Damen und auch der Ehemänner, welche Carrière machen wollen, Beschützer aller mit Unrecht angegriffenen Beamten. General Richter, ein Deutscher von Geburt, ist der einzige Vertreter der deutschen Interessen in der Nähe des Kaisers. Nach seiner Ansicht muß Rußland nach dem Beifall Europas streben — und was er Europa nennt, ist die jetzt herrschende Macht, Deutschland; er ist behutsam, der Mann der Compromisse, der Vergleiche. Der Minister des kaiserlichen Hauses ist der Graf Woronzow-Daschkow, der persönliche Freund des Kaisers, ein wohlwollender Grandseigneur, der sein königliches Vermögen in königlicher Weise ausgibt.

Der politische Einfluß dieser Männer ist nicht groß; doch sie bilden eine chinesische Mauer um den Thron, die alles andere fern hält. Interessanter erscheinen uns die Silhouetten der eigentlichen Staatsmänner. Da tritt uns zunächst Ignatjew entgegen, der nur kurze Zeit am Steuerruder des Staates gestanden, dessen Sturz nur geringes Bedauern erweckte, während jetzt seit den Wirren in Bulgarien die Sympathien für den Schöpfer des Friedens von San-Stefano wieder im Wachsen sind. Er ist ein räthselhafter, wandelbarer Charakter, dessen größter Fehler seine Selbstgefälligkeit ist. Er will nicht zugeben, auch nicht vor seinem eigenen Gewissen, daß er sich geirrt habe, und dies bestimmt ihn, Lügen auf Lügen zu häufen und sich so hinter allerlei Intriguen zu verschanzen, daß er sich selbst nicht aus dem Labyrinth von Verwickelungen herausfindet, das er mit eigenen Händen aufgebaut hat. Das Ziel seines Lebens ist, der Welt seine außerordentliche Geschicklichkeit zu beweisen. Er ist ehrgeizig, energisch, falsch, aber nicht von Natur. Seine Falschheit ist die Frucht der Umstände und noch mehr diejenige seiner fruchtbaren Einbildungskraft, welche macht, daß er die Phantasien, denen er sich hinzugeben liebt, selbst für wahr hält. Er weiß gut zu sprechen, und sucht Vertrauen einzuflößen; doch hat er schließlich damit nur erreicht, daß ihm alle mistrauen, die in nähere Beziehung zu ihm getreten sind. Er hat wenig Grundsätze und fast zu viel Feinheit. In der Politik erscheint ihm jedes Mittel gut, das zum Ziele führt. Für den Ministerposten war er nicht

Digitized by Google

geschaffen; er hatte keine organisatorischen Talente und wollte alles verändern, verbessern, reformiren, zugleich den Liberalen und den Conservativen genug thun, indem er den erstern mit der Hoffnung auf eine Constitution, den letztern mit dem Versprechen schmeichelte, statt des bisherigen Chaos Ordnung zu schaffen. Und zuletzt ließ er die Sachen gehen wie sie wollten, regte eine Menge Fragen an, ohne sie zu lösen, und da er niemand etwas abschlägt und stets der Ansicht desjenigen ist, mit dem er spricht, so brachte er dadurch seine Autorität in Miscredit. Dabei ist er eifrigster Patriot und begeistert für Rußland.

Ein vollständiges Gegenbild zu dem geschmeidigen Ignatjew ist der gestrenge Graf Tolstoi, den die Liberalen anklagen, daß er den Despotismus Iwan's des Schrecklichen in Scene setzen will, und den Graf Vasili selbst einen auf einen Tyrannen gepforpften Mathematiker nennt. Es ist ein Beamter, der gerade vor sich hingeht, ohne nach rechts oder links zu sehen, den man einen Beamten mit Scheuledern nennen könnte, eine energische, gerade, ehrliche Natur, aber zugleich engherzig, voll von Vorurtheilen, Mann der Routine, Freund der Chicane, der niemals die wirklichen Dinge unter seinen Händen hat, sondern glaubt, daß die Feder sie alle leiten kann, und daß sie sich den Anforderungen eines Decrets oder Berichtes fügen müssen. Trotz seiner kleinlichen Gehässigkeit, die ihn oft persönliche Gegner als Feinde des Staates verfolgen läßt, vertritt er nichtsdestoweniger in Rußland ein Princip der Ordnung, der Autorität, der Entschiedenheit, welches lange Zeit aus der Regierung verschwunden war. Sehr ruhig, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit vollbringt er, was er sich vorgenommen, ohne Ehrgeiz, ohne Eitelkeit, zum Ruhme Gottes und zum Heil der Nation. Niemals weicht er oder gibt er nach; sein Despotismus ist schrankenlos, bisweilen absurd; seine Strenge kennt keine Grenzen. Mit Bezug auf die auswärtige Politik hat er wenig Initiative und tritt nicht für seine innerste Ueberzeugung ein, den Nutzen der französischen Allianz und die Nothwendigkeit, das deutsche Element in Rußland auszurotten.

Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten liegt in den Händen des Herrn von Giers; doch darf man bei der Beurtheilung desselben nicht vergessen, daß er oft dort nur Arbeiter ist, wo man ihn für den Architekten hält: der Kaiser beschäftigt sich mit den auswärtigen Angelegenheiten mit einer Sorgfalt und einem Interesse, die ihn oft gänzlich in Anspruch nehmen, zum Schaden der innern Fragen des Reiches. Herr von Giers spielt oft nur die Rolle einer vorgeschobenen Schildwache, welche die Bewegungen des Feindes zu entdecken oder zu überwachen hat. Der Minister unterzieht sich dieser Aufgabe in unvergleichlicher Weise; gerade als Mitarbeiter ist er unschätzbar und leistet seinem Souverän wirkliche, große Dienste. Im ganzen ist Herr von Giers wenig beliebt; man wirft ihm vor, daß er nicht Russe ist, sich dem deutschen Einfluß zu sehr hingibt, zu friedliebend ist. Seine außerordentliche Reserve, im Verein mit einer gewissen Schüchternheit, tragen dazu bei, das öffentliche Urtheil zu seinen Ungunsten zu beeinflussen; doch man mag sagen was man will, er ist ein geschickter Mann, hinter seiner anscheinenden Biegsamkeit und Geschmeidigkeit verbirgt sich ein eiserner Wille, eine passive, aber entschlossene Hartnäckigkeit. Er spricht sehr wenig, aber er handelt. Er ist ein bewundernswerther Taktiker, man könnte ihn den Turenne der Diplomatie nennen;



Digitized by Google

keine schöne Phrase, keine Freundschaftsversicherungen verblenden ihn; er weiß, was er will. Er ist ein Skeptiker, aber kein Cyniker, unfähig irgend jemand einen Hinterhalt zu legen; doch er versteht's, zu zaudern, die Geschäfte in die Länge zu ziehen.

Der neuerliche Conflict Giers-Katkow macht uns begierig auf das Porträt des letztern: da er nicht zu den Großwürdenträgern des Staates gehört, müssen wir denselben in dem Abschnitt suchen, der von der Presse handelt. Katkow wird hier als einer der einflußreichsten Männer des Reiches bezeichnet, und zugleich einer der berechnetsten: man hat ihn den Ministermacher genannt; er habe sich die erbittertste Feindschaft aller derer zugezogen, welche irgendwie in näherm oder entfernterm Zusammenhange mit der deutschen Partei stehen. Der Redacteur des „Moskauer Boten" ist der Chef der russischen, moskowitischen Partei, Vorkämpfer einer entschieden nationalen Politik, ein eingefleischter Conservativer mit ausschweifenden Ideen von Autokratie. Wenn er auch nicht beschränkten Geistes ist, so ist er doch gewohnt, seine Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt zu fixiren. Er besitzt ein großes Talent, einen methodisch geschulten Geist, ist schwer zu beeinflussen, da er niemals eine Leidenschaft gekannt hat; er hat das Zeug zum Staatsmanne und würde als solcher seinem Lande nützlich sein: vielleicht glaubt er jetzt, daß der Augenblick für ihn noch nicht gekommen sei.

Das ist Katkow's Lichtbild, wie es der Feind der Deutschen, Vasili, entwirft. Was er sonst über russische Zustände sagt, gehört nicht hierher; wir haben es hier blos mit dem petersburger Hofe zu thun. Da müssen wir freilich noch einen Blick auf die Frauen des Hofes und der Salons werfen: denn daß die Frauen in Rußland auch in der Politik eine Rolle spielen, das beweisen selbst die am Galgen aufgehängten Nihilistinnen.

Die Kaiserin selbst bekümmert sich wenig um Staatsgeschäfte: sie geht ganz auf in der Rolle der Mutter und der Gesellschaftsdame. Die Toilette und der Tanz sind ihre beiden Passionen; heiter und vergnügungslustig, gibt sie sich dem Tanz hin mit der Grazie eines jungen Mädchens und genießt das Leben mit bewundernswerther Naivetät. Ihre ganze Persönlichkeit hat einen siegesgewissen Reiz, dem man nicht zu widerstehen vermag. Sie ist keine regelmäßige Schönheit, aber ihre Augen haben einen so feuchten, so wohlwollenden Ausdruck, ihr Lächeln hat etwas so Unwiderstehliches, daß man sie lieben muß, noch ehe sie ein Wort gesprochen hat, daß man von der unvergleichlichen Grazie der Frau gewonnen wird, noch ehe man daran denkt, daß man der Kaiserin gegenübersteht. Sie weiß den ersten Platz in der Liebe des Kaisers zu behaupten. In jeder Hinsicht ist sie echt weiblich: sie hat Güte, Sanftmuth, Großmuth; aber zugleich nimmt sie's mit der Logik nicht so genau, eine Eigenschaft, die mehr als einer Tochter Eva's eigen ist. Unfähig der Intrigue, hat sie nur die Schwachheit, denjenigen, die sie gut unterhalten, manches zu verzeihen, was nicht verziehen werden sollte.

So viel glänzende Farben hat Vasili an das Bild der Kaiserin verschwendet, daß ihm für die andern fürstlichen Damen wenig davon übrigbleibt. Das gilt besonders von der Großfürstin Wladimir Maria Paulowna, der zweiten Dame des Reiches, einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Das Bild, das er von

Digitized by Google

dieser entwirft, weist genug tiefe Schatten auf. Dafür ist sie ja eine Deutsche, und sie gilt ihm für die Berichterstatterin des Fürsten Bismarck, den sie in die geheimen Pläne der russischen Politik einweihe. Sie habe zwar die deutsche Schwerfälligkeit in Paris abgestreift, aber dafür auch manches eingetauscht, was zu ihrem Range nicht paßt; sie wisse sich weder als große Dame zu kleiden noch zu benehmen; ihre Schönheit, ihre Toilette, ihre ganze Erscheinung hätten etwas Herausforderndes. Sie habe einen unruhigen Sinn, den Ehrgeiz von sich sprechen zu machen. Wenn sie alles erreicht habe, was sie will, ärgere sie sich, daß ihr nichts zu wünschen übrigbleibt. Es ist eine höchst einseitige und feindselige Charakteristik: man merkt die Absicht. Möglich, daß die Großfürstin nicht populär ist: das liegt in der deutschfeindlichen Strömung. Hier gibt Vasili der öffentlichen Meinung recht: anders ist es bei der Großfürstin Michael, welche auch wenig beliebt ist, weil man ihr vorwirft, eine böswillige Spötterin zu sein und ihren Gatten zu sehr zu beherrschen. Auf Vasili hat sie im Gegentheil den günstigsten Eindruck gemacht: er findet in ihr eine Frau von außerordentlich viel Geist, von einem männlichen, entschlossenen Charakter, welche die Welt und die Menschen zu beurtheilen weiß, sich ernster Beschäftigung hingibt und durch ihre muntere und geistreiche Unterhaltung zu fesseln weiß.

Doch nun führt uns Vasili zu einer blendenden Schönheit, Zenaide Beauharnais, der Fürstin Leuchtenberg, Schwester des berühmten Generals Skobelew, die in dem Großfürsten Alexis einen begeisterten Verehrer gefunden. Sehr ehrgeizig, frei von Vorurtheilen und Scrupeln, von einer fast königlichen Gleichgültigkeit gegen das Gerede der Welt, trägt sie offen zur Schau, was man gewöhnlich zu verheimlichen pflegt. Ihre Nähe hat geradezu etwas Berauschendes; sie gehört zu den Geschöpfen, welche berufen sind, die Welt durch ihre Schönheit zu beherrschen. Sie hat einen Kopf von Eisen und ein Herz — von kostbarem Edelstein: man kann ihr zum Vorwurf machen, daß sie nicht einen Theil der überaus großen Erbschaft ihres Bruders zur Gründung eines Invalidenhospitals verwendet hat. Eine politische Rolle will sie nicht spielen; sie ist nur ehrgeizig mit Bezug auf ihren eigenen Ruhm: sie will nur die Schönste, die Eleganteste, die Gefeiertste von allen sein.

Eine der stolzesten Damen von Petersburg ist die Prinzessin Kotschubey, die Oberhofmeisterin der Kaiserin. Als sie zu dieser Stelle ernannt wurde, war die petersburger Gesellschaft aufs äußerste überrascht. In Bezug auf Intelligenz und geistige Bedeutung kommen ihr wenig Frauen gleich. Sie hat eins der schwierigsten Probleme des Lebens gelöst, dasjenige, stets seinen Willen zu thun, sich in die tiefsten Abgründe zu wagen, ohne jemals auch nur das Geringste von der gesellschaftlichen Achtung einzubüßen. Sie hat die Gesellschaft gezwungen, ihr nicht nur zu verzeihen, sondern auch zu schweigen über die Verirrungen ihrer Jugend, die sie selbst stets so von oben, mit solcher höchsten Geringschätzung behandelt hat, daß selbst diejenigen, welche Zeugen derselben waren, ihrem eigenen Zeugniß mistrauen. Hochmüthig bis zur Anmaßung kann sie durch ihre verächtlich stolze Haltung beleidigen; trotz ihrer kleinen Figur hat ihr ganzes Wesen wahrhafte Würde: jede ihrer Bewegungen hat Bedeutung; sie weiß in ihr Lächeln ebenso viel Abwechselung zu bringen, wie in die Art und Weise, womit sie ihre Finger-



Digitized by Google

spitzen darreicht. Sie empfängt jede Person, die zu ihr kommt, in verschiedenartiger Weise; niemand besitzt die Kunst der Nuancen so wie sie; ihr Takt ist beneidenswerth; sie hat ihn nie, auch nicht in den verfänglichsten Situationen verleugnet, in die sie gerathen ist. Für ihre Stelle ist sie wie geschaffen, sie lenkt alle mit ihrem Zauberstabe, vertritt mit aller Strenge das Ceremoniell der Etikette; sie schützt die Kaiserin durch ihre Nähe und erinnert in ihrem Costüm als Oberceremonienmeisterin an die Heiligenbilder, welche in Rußland in dem Winkel jeder Hütte aufgestellt werden; sie ist die Schutzheilige des kaiserlichen Hofes. Ihre Tochter Marie Dournow, mit großen schwarzen, ausdrucksvollen Augen, ist so taktvoll wie die Mutter, geistreich und eine der reichsten Frauen. Bei ihr versammelt sich die elegante Welt. Noch mehr indeß bei der Prinzessin Barjatinsky, früher der ersten Modedame von Petersburg, jetzt einer Souveränin der Gesellschaft. Ist man in ihrem Salon zugelassen, so hat man eine feste Stellung gewonnen; man trifft dort einflußreiche Persönlichkeiten, die sonst nicht leicht erreichbar sind. Die Prinzessin selbst ist aller Welt, selbst den Droschkenkutschern, unter dem Namen Prinzessin Betsy bekannt: durch ihre Schönheit, ihre Weltklugheit, ihre Eleganz zieht sie alles an.

Neben den Salons der eleganten Welt gibt es in Petersburg auch politische Salons, bei denen Damen den Vorsitz führen. Zur Zeit als Loris-Melikow das Staatsruder in Händen hatte, zur Zeit der liberalen Aera war Madame Nelikow, Schwester des Generals Annenkow, des Erbauers der Centralasiatischen Bahn, die Seele eines liberalen Salons; ja die Constitution, deren Annahme Loris-Melikow bei dem Kaiser Alexander II. durchsetzte, war in diesem Salon ausgearbeitet worden und einige Artikel hatte Madame Nelikow selbst redigirt. Diese etwas starke Dame mit einem brüsken Auftreten ist eine liebenswürdige und ehrliche Frau, deren Unterhaltung sehr interessant sein würde, wenn sie nicht immer durch die Rücksicht auf Staatsgeheimnisse sich im freien Strom des Gesprächs hemmen ließe.

Und noch zwei contrastirende Frauenbilder aus den vornehmen Kreisen der Newastadt: die Fürstin Paskiewitsch ist begabt mit allen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die einer Frau zur Zierde gereichen; sie hat ein arbeitsames, vielbeschäftiges Leben, theils Studien, theils Werken der Wohlthätigkeit gewidmet; infolge schmerzlicher Erfahrungen hat sie sich von dem Glanz der großen Feste und modischen Zerstreuungen abgewendet; ausnehmend unterrichtet, hat sie mehrere Romane von Tolstoi ins Französische übersetzt und neben ihren großen Kenntnissen hat sie den Charakter eines Engels. Gänzlich verschieden von ihr ist die Fürstin Menschikow: sie hat Geist wie ein Dämon und die Geistesgegenwart eines unter dem Harnisch alt gewordenen Diplomaten. Sie war niemals schön und entschädigte sich dafür durch die Erfolge ihres Verstandes: sie ist von geistsprühender Lebendigkeit; sie hat eine der gefährlichsten Zungen und tödtet ihren Nächsten nicht blos, sie ermordet ihn mit schneidenden Sarkasmen, die nicht aus eigentlicher Böswilligkeit hervorgehen, sondern nur die Folge einer durch nichts zu hemmenden Maßlosigkeit der Sprache sind. Man kann die Fürstin Menschikow mit einem zu sehr belasteten Ballon vergleichen, welcher beständig einen Theil seines Ballastes

Digitized by Google

über Bord werfen muß, um höher steigen zu können; sie ist offen, freimüthig, etwas schroff in ihren Manieren, doch ihre guten Thaten strafen ihre bösen Worte Lügen.

Von der Newa begleiten wir den Grafen Vasili noch an die Themse nach London, Windsor und Balmoral. In den Plaudereien über die Gesellschaft von London nimmt natürlich die Königin Victoria die erste Stelle ein: jeder Engländer, welcher Partei er angehören mag, empfindet für die Königin eine Art von abergläubischer Furcht und blinder Bewunderung. Vasili hebt hervor, daß die Königin von heute und diejenige von früher zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten sind. Die erstere sah in ihrem Gatten ihren Führer, ihren Rathgeber, den beständigen Gegenstand ihrer Anbetung; sie hatte einen glänzenden Hof, war geistreich, reizend, lachlustig, schlug ein Pickenick in den Bergen Schottlands nicht aus, hatte Vergnügen an allem, gehorchte der Etikette nur soweit es unumgänglich nöthig war, war eine Frau von höchster Eleganz und verbreitete einen Abglanz ihres Glückes über die ganze Nation. Wer würde diese Königin in der jetzigen wiedererkennen, welche gealtert, altmodisch, bürgerlich in ihrem Wesen ist, alltäglich in ihrer Unterhaltung, welche die Welt flieht, sich in beständige Trauer verhüllt, sich der Bitterkeit schmerzlicher Erinnerungen hingibt und in ihrem Charakter und Wesen räthselhafte Widersprüche vereinigt? Die Königin verschwindet immer mehr aus dem öffentlichen officiellen Leben; aller ihrer Repräsentationspflichten entlastet sie sich, indem sie dieselben dem Prinzen von Wales überträgt: die Bälle, die Levers, die Drawing-Rooms. Nur den vollständig intimen Empfang behält sich die Königin vor: ihre Diners sind kurz und kalt, ihre Gäste steif, die Hofdamen feierlich, wahre Mumien, die sich um die königliche Sphinx gruppiren. In diesem zurückgezogenen Leben, in welchem ein so geringer Verkehr herrscht, sind die Formen der Etikette immer peinlicher geworden. Die alte Frau von Bunsen erzählt, daß, eines Tages bei der Königin zu Tisch geladen, als sie gerade an Schnupfen litt, sie Wunder der Fingerfertigkeit leisten mußte, um ein wirkliches Schnupftuch unter ihrem officiellen Spitzentuch zu verbergen. Diese Peinlichkeit streift oft ans Komische. Man darf nur in decolletirten Kleidern bei Ihrer Majestät erscheinen: die Königin richtet sich nach den Moden ihrer Jugend und will keine andern sehen; jede neue Mode ist ihr zuwider. Als die Prinzessin von Wales die Mode der auf der Stirn abgeschnittenen Haare einführte, ließ die Königin durch einen ihrer Kammerherren der Lady S., die erschienen war mit dieser von allen Engländerinnen adoptirten Frisur, sagen, sie möchte, ehe sie sich wieder bei Hofe zeige, warten, bis ihre Haare wieder gewachsen wären. Für den Drawing-Room müssen die Damen auf dem Kopfe die drei weißen Federn aus dem Wappen des Prinzen von Wales tragen, die ganz vorn aufgepflanzt werden wie der Schopf gewisser Vögel oder der eines Häuptlings der Sioux. Wenn der Federputz einer dieser Damen nicht der Mode entspricht, so wird sie an ihren Spiegel zurückgeschickt. Nach Tisch macht die Königin bei ihren Gästen die Runde, und da sie ein ausgezeichnetes Gedächtniß besitzt, so weiß sie jeden über seine intimsten Angelegenheiten zu unterhalten. Die Gäste, die einen Tag bei Hofe zu-

Digitized by Google

bringen, bezahlen die Ehre einer solchen Vertraulichkeit mit einem unvermeidlichen Schnupfen; die Königin kann die Hitze nicht vertragen und läßt niemals heizen. Wenn man einige Stunden bei ihr geblieben ist, so kommt es einem vor, als ob man gealtert wäre oder eine Reise in eine andere Welt gemacht hätte. Wohin ist die Zeit verschwunden, wo die junge Königin in den Gärten des Palastes Buckingham große Dejeuners für 600 Gäste gab, wo an Regentagen jeder in ihrem Salon der Reihe nach eine heitere Geschichte erzählen mußte, oder sie sich gepudert als graziöse Menuetttänzerin bewundern ließ; wo sie, nur mit ihren Vergnügungen beschäftigt, bei ihren Ausritten die Schlüssel der officiellen Kassen bei sich führte und regelmäßig unterwegs verlor, sodaß ganze Rotten von Polizeimännern angewiesen waren, sie zum Ergötzen von ganz London zusammenzusuchen?

Nur noch eine Reminiscenz aus jener Zeit ist übriggeblieben: das sind die Hochländerbälle in Balmoral, denen die Königin mit ihrem ganzen Gefolge beiwohnt. Da tanzen die Hofdamen mit den Kutschern, Gärtnern, Köchen; die Kammerherren mit den Kammerfrauen. Die Königin in kurzer Robe, die sie mit beiden Händen à la Zephyrine ein wenig aufhebt, flink wie mit 20 Jahren, leicht und graziös, trotz ihres Alters, betheiligt sich an diesen originellen Tänzen. Die Prinzessin von Wales fordert ihren Kutscher auf und der Prinz hat dagegen nichts einzuwenden, wenn sie nur nicht gerade Walzer tanzt. Die Königin schwärmt für Schottland; die braven Schotten haben ihr ganzes Herz. In Balmoral führt die Königin ein fast ländliches Leben. Da gibt es keine Förmlichkeit, keine Etikettenfrage. Die Königin läßt sich jeden Morgen durch den Dudelsack der Bergbewohner wecken. Außerhalb Schottlands nimmt die Monarchin wieder ihre feierlich strenge Miene an und ihre Leidenschaft für die Etikette verdoppelt ihre Tyrannei: sie schafft jene Regulative, welche eine Qual für ihre Umgebung sind. Jede geschiedene Frau ist ohne Gnade vom Hofe verbannt. Bei den großen Ceremonien erscheint die Königin selten; sie wird nervös, wenn sie eine Ansprache halten soll, wie bei der Vertheilung der Fahnen an die Regimenter. Wenn sie sich dem Volke zeigt, geschieht das stets im offenen Wagen, mag es regnen, stürmen oder schneien: sie will ihren treuen Unterthanen, die gekommen sind, sie zu sehen, keine Enttäuschung bereiten. Bisweilen empfängt sie Personen von politischer Bedeutung; nach jeder Parlamentssitzung wird ein Cabinetskurier an sie abgefertigt, mag sie auch im Herzen Schottlands sich befinden. Wenn ein wichtiges Staatsereigniß eintritt, Krieg, eine Krise u. s. w., so ist sie nur damit beschäftigt, Telegramme zu empfangen und abzuschicken: sie liest, arbeitet und schreibt viel. Wenig Geschmack zeigt die Königin in ihrem Ameublement wie in ihrer Toilette: Balmoral gewährt einen tristen Anblick; es ist vom Grund bis zum Giebel in Grün und Gelb austapezirt und decorirt. Für ihre Geschenke wählt sie oft unmögliche Farben. In der Wohlthat liegt stets eine Drohung; denn die Hofdamen müssen dann solche Shawls und Kleider tragen. Am liebsten schenkt sie indische Shawls, die sie von ihren Unterthanen in Asien erhalten. Ihre Sparsamkeit streift bisweilen an Geiz. Als die berühmte Sängerin Madame Albani sich in Schottland aufhielt, ließ sie die Königin öfters kommen. Das erste mal schenkte sie ihr einen von den berühmten indischen Shawls, das zweite mal eine beschei-

Digitized by Google

dene kleine Brosche, das dritte mal ihre „Memoiren", das vierte mal ihr Porträt und zuletzt gar nichts mehr.

Ihr Intimus John Brown war zugleich Diener und Rathgeber, und da seines Amtes war, die zahlreichen Unterschriften der Königin zu trocknen, so hatte er bei wichtigen Entschließungen oft einen nicht geringen Einfluß. Bisweilen hörte die Königin nur auf ihn. Sie hat ihm nach seinem Tode eine Statue unter ihrem Fenster errichtet und ihm in ihren „Denkwürdigkeiten" einen tiefgerührten Nachruf gewidmet. John Brown hat sich, stolz auf die Zuneigung der Königin, manches zu Schulden kommen lassen, was die Familie der Königin und ihre Unterthanen tadelten. Jedenfalls liegt etwas Rührendes in jener Zuneigung, dem einzigen Lichtblick in einer verdüsterten Existenz.

Der Prinz von Wales ist so überbürdet wie kaum ein anderer Sterblicher in Großbritannien: er hat alle Lasten der Krone, ohne das Vergnügen zu herrschen; er bricht zusammen unter der Last der ihm auferlegten Verpflichtungen; eine Natur von Eisen könnte dies Leben nicht aushalten. Bald empfängt der Prinz Deputationen, bald besucht er Städte, wohnt dieser oder jener Jubelfeier bei, präsidirt bei den verschiedensten Banketten, bei Festen der Mildthätigkeit. Die üppigsten Mittagessen, Frühstücke und Abendessen, die nicht enden wollen, ist er verurtheilt durchzukosten; er schlägt selten eine Einladung aus. Bisweilen erscheint er im Parlament, wohnt Ausstellungen bei, legt so viele Grundsteine zu Monumentalbauten und Denkmälern, daß er selbst Gebäude davon errichten könnte; er hält Hof, veranstaltet Levers und officielle Bälle; die Hälfte seiner Nächte bringt er auf den Eisenbahnen zu; abgesehen von der Politik, die ihm durch die Constitution untersagt ist, regiert er England.

Der Prinz hat etwas von Shakespeare's Heinrich V.; er liebt die Possen, die Abenteuer, interessirt sich für alles, was Interesse verdient, und braucht immer ein Opfer für seine geistreichen Scherze. Seinen Neigungen nach ist er mehr in Paris als in London zu Hause; er liebt den Boulevard, die geistsprühenden Unterhaltungen, das Federballspiel des Witzes. Dabei ist er der vollendetste Gentleman der drei Königreiche, von vollkommener Courtoisie in seinem Umgang; er ist der erste Dandy Englands; es gibt keine Mode, die nicht von ihm ausginge; er weiß in seiner Toilette die größte Feinheit mit wahrer Einfachheit zu vereinigen. Einige angenehme Stunden bringt er täglich im Marlborough-Club zu, der seinem Palast gegenüberliegt. Jede Art von Sport interessirt ihn; er ist einer der besten Schützen. Graf Vasili berichtet, daß, als er das erste mal bei ihm zu Tisch eingeladen worden, er geblendet wurde durch seinen sprühenden Geist; es sei ihm vorgekommen, als habe es nie einen Prinzen gegeben, der mehr Lebhaftigkeit, einen aufgeklärtern Sinn, eine umfassendere Kenntniß aller Dinge besessen. Auf die Länge aber wirkten diese brillanten Eigenschaften doch etwas eintönig. Dem Prinzen fehlt es an wahrer Originalität; die Schnellflüssigkeit seiner Unterhaltung ist eine wahre Strapaze; man hat oft nicht die Zeit, ihm zu folgen. Der Prinz hat, wie allgemein bekannt, seine Liebesabenteuer: seine Bewunderung für Miß Chamberlain, die reizende Amerikanerin, für Madame Langtry und für viele andere sind nie ein Geheimniß gewesen; er ist außerdem in Paris,

Digitized by Google

Madrid und überall zu bekannt, als daß man seine Galanterien geheimhalten konnte. Es läuft bei den Berichten hierüber viel Uebertreibung mit unter; die kleinsten Ereignisse werden zu Triumphen des königlichen Don Juan gemacht. Eine Zeit lang beschäftigte man sich mit der Frage, ob die ernsten Tendenzen des Prinzen für seinen künftigen Herrscherberuf ausreichen würden. Das bezweifelt jetzt niemand mehr, wohl aber, ob er je zur Regierung kommen wird: die Königin kann noch 20 Jahre herrschen und der Prinz sie nicht erleben; denn seine Gesundheit flößt Besorgniß ein.

Die Prinzessin von Wales, Tochter des Königs von Dänemark, ist sehr verführerisch und wird von ihren künftigen Unterthanen angebetet. Sanft und liebenswürdig, besitzt sie alle ruhigen Tugenden; ihre blonde Schönheit ist der Typus, den die Engländer bewundern. Wo anders würde man sie etwas fad finden und ihr Mangel an Physiognomie, an Leben, an pikantem Reiz vorwerfen. Sie ist eine vortreffliche Amazone, die sich zu Roß reizend ausnimmt, eine treue Gattin und Mutter, von würdiger Haltung, ohne Hochmuth, großmüthig, mitleidig, respectvoll gegen das Alter; elegant in ihrer Toilette, die sie stets den Umständen anzupassen weiß. Die Politik interessirt sie durchaus nicht. Welche Frage auch an der Tagesordnung sei, wie sich eine Krisis zugespitzt haben mag: sie kümmert sich nicht darum. Eine neue Coiffure ist ihr wichtiger als alle Bills des Parlaments; aber diese sympathische Prinzessin ist sehr taub; ihre Intelligenz ist nur mäßig, und sie sucht Leute von Bedeutung nicht auf. Dafür hat sie eine andere seltene Eigenschaft: sie sagt niemand Uebles nach und hat deshalb keine Feinde.

Der zweite Sohn der Königin, der Herzog von Edinburgh, ist der Virtuose des Hofes: er ist geboren ein Ruder in der einen Hand und eine Violine in der andern, er hat die ganze Erde durchwandert, alle Vergnügungen kennen lernen. Er ist nicht so galant wie sein Bruder; dafür verschmäht er nicht eine Flasche guten Weins und trinkt gelegentlich wie ein alter Matrose. Er ist ein schöner Mann, aber er verachtet die Eleganz. In seinen Augen glüht bisweilen ein düsteres Feuer, und oft hat er den Blick eines Mephistopheles. In seinem Ton und Wesen ist der Herzog von einer ganz unüberlegten Offenherzigkeit, brüsk in seinen Antworten; seinen Matrosen spielt er Violine vor und ebenso spielt er in Wohlthätigkeitsconcerten oft vor den 7—8000 Zuhörern, welche die Alberthalle faßt.

Die Herzogin von Edinburgh, eine russische Prinzessin, gilt für hochmüthig, obschon sie blos stolz ist; sie hat sich die englischen Manieren nicht angewöhnen können, soviel Mühe sie sich damit gab; sie ist sehr liebenswürdig, weiß geistreich zu plaudern, debattirt gern und versteht es, beweiskräftig zu argumentiren. Die alltäglichen Unterhandlungen sind ihr zuwider.

Der dritte Sohn der Königin, der Herzog von Connaught, ist ein wahrer Soldat, ein Mann von Muth und Disciplin, der seiner erhabenen Geburt nicht das Zugeständniß macht, des Dienstes Obliegenheiten und eines Feldzugs Beschwerden von sich abzulenken: er ist musikalisch wie alle Kinder der Königin, ein Virtuose auf der Trommel, obschon nicht ein solcher Meister, wie der Marschall Pélissier war, der die verschiedensten Melodien auf ihr spielen konnte, doch ent-

Digitized by Google

lockt er ihr prächtige Wirbel. Wahrscheinlich wird der Herzog von Connaught einstens Chef der Horse-Guards und damit der Oberstcommandirende der Armee: eine Stelle, die jetzt noch der Herzog von Cambridge bekleidet.

Sehr viel Interessantes bietet die Schilderung des Hofes, der Umgebung der Königin und des Prinzen von Wales, der Aristokratie und ihrer Schlösser, des Parlaments und seiner hervorragenden Persönlichkeiten: es ist eine reiche Bildergalerie an Charakterköpfen, die uns hier vorgeführt wird. Wir wollen aber von den berühmten Staatsmännern hier nur das Porträt Gladstone's nachzeichnen, der damals, als das Werk erschien, Premierminister war. Seine Fanatiker nennen ihn „the grand old man", die Massen des Volkes „the people's William". Gladstone hat energische Züge, eine stolze Stirn, einen gebieterischen Blick, einen entschlossenen Gang. Niemals läßt er sich durch plötzlichen Aufschwung hinreißen; Zögerung hält er oft für Weisheit, Puritanismus für Tugend. Seine Ansichten sind gemäßigt, seine Pläne klug entworfen. Lange Gewöhnung an Geschäfte hat ihn zu einem nützlichen praktischen Mann gemacht, so oft es sich um innere Fragen handelt; aber er hat nichts Schwunghaftes, Originelles, keine geniale Voraussicht; er folgt dem Gange der Ereignisse; er leitet die Politik nicht, er läßt sie über sich ergehen, ganz wie die Masse der Menschen; der allgemeinen Meinung der Nation schließt er sich an; es ist ein echter Opportunist: man hat von ihm gesagt, daß er eine Mischung von Cromwell und Gambetta sei. Ein redlicher Mann, von rückhaltsloser Freimüthigkeit, die schon oft parlamentarische Stürme gegen ihn entfesselt hat, ließ er sich bisher nur durch aufrichtige Gefühle bestimmen; aber seine Popularität hat seinem geraden Sinn, seinem stolzen Geist fremde Elemente angekränkelt. Er ist allmählich reizbar und stolz, exclusiv, systematisch, unduldsam geworden.

Seine Feinde beurtheilen ihn aufs strengste. Er verdankt seine Stellung, sagen sie, mehr seiner akademischen Kunst als seinen Fähigkeiten; der Fluß seiner Rede ist nicht wahre Beredsamkeit und sein Hauptfehler ist der Mangel an Urtheil. Chamberlain sagt von ihm, daß er nur dem Namen nach ein Liberaler und daß seine Politik der Egoismus ohne Organisationstalent sei, und Beaconsfield nannte ihn einen Sophisten, der sich an seinem eigenen Wortreichthum berausche und eine egoistische Einbildungskraft besitze, unerschöpflich darin, seine Gegner zu mishandeln und sich selbst zu verherrlichen. Was man Gladstone nicht streitig machen kann, ist sein persönlicher Werth, seine wunderbaren wissenschaftlichen Fähigkeiten, seine tiefen und gewandten Schriften, die ihm unter den Gelehrten, Denkern, Literaten und Publicisten einen hervorragenden Rang einräumen. Was seine Stellung als Staatsmann betrifft, so kann man sie in wenig Worten zusammenfassen: vortrefflicher Minister des Innern, kläglicher Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Man kann nicht behaupten, daß er für die Salons geboren sei: er ist weit davon entfernt, wie Lord Granville, Lord Spencer hier eine große Rolle zu spielen, dazu trägt er auch zu kurze Beinkleider, aber im intimen Verkehr weiß er reizend zu plaudern. Er hört mit guter Grazie zu und spricht ohne Aufdringlichkeit; selbst wenn er das Recht hat, über eine gelehrte Frage sich zu äußern, so thut

Digitized by Google

er dies ohne Pedanterie. Er hat Humor und singt gelegentlich lustige Couplets. Dieser Greis von 75 Jahren handhabt in seinen Mußestunden noch die Axt des Holzschlägers, und eine seiner kleinen Eitelkeiten besteht darin, wenn er seine Gäste im Schloß Hawarden empfängt, in ihrer Gegenwart einen Baum zu fällen. Ein „Ehrenbeil" ist ein Geschenk, das ihm oft gemacht worden. Er ist ein unermüdlicher Fußgänger, und zehn Meilen erschrecken ihn nicht; trotz der Ritter vom Dynamit durchwandert er oft allein die Straßen von London; er wäre einmal fast durch einen Wagen überfahren worden, als er einen Blinden über Piccadilly hinüberhalf. Sprichwörtlich ist seine Jugendlichkeit, und seine Galanterie könnte ihm Stoff zu umfangreichen Memoiren geben.

Die Blätter erzählten vor zwei Jahren, daß die Jesuiten eine sehr schöne Irländerin ihrem Feinde zugeführt hätten, um ihn durch sie zum Katholicismus zu bekehren. Auch ein Abenteuer mit einer schönen, leichtsinnigen Dame, Laura B., erzählte man von ihm. Vor einiger Zeit schickte sie ihm ihr Porträt; aber Madame Gladstone, welche mit eifersüchtiger Sorge auch über die Erinnerungen ihres Gatten wacht, bemächtigte sich desselben und schickte es zurück. Ueber die Beziehungen des „großen alten Mannes" zu Madame Langtry ist viel Staub aufgewirbelt worden. Jedenfalls macht er noch immer den Frauen den Hof und sendet bisweilen selbst aus seinem Lehnsessel im Parlament eine Epistel an irgendeine schöne Zuhörerin; doch Madame Gladstone, die, mit einem Operngucker bewaffnet, in der Ministerloge sitzt, verfolgt mit ihren Augen die Correspondenz ihres Gatten, weiß einen Liebesbrief sehr gut von einem officiellen Schriftstück zu unterscheiden, und ihre geheimen Sendlinge wissen den nicht minder geheimen Briefträgern des Gemahls stets das corpus delicti rechtzeitig abzunehmen. Ein böswilliges Stichwort, das in gewissen Gesellschaften die Runde macht, sagt von der Gladstone'schen Familie: „Hopeless, Soapless, Hopeful": Hopeless, hoffnungslos, der Vater; hopeful, hoffnungsvoll, der Sohn, und soapless, ohne Seife, die Mutter, mit Anspielung auf die geringe Sorgfalt, die sie auf ihre Toilette verwendet.

Wie Gladstone schildert Graf Vasili auch die andern englischen Staatsmänner. In allen seinen Schilderungen der europäischen Höfe, aus denen wir hier einen pikanten Auszug gegeben, überwiegt allerdings die skandalsüchtige Lästerung, die aber aus dem Quell der gesellschaftlichen Ueberlieferungen schöpft. Bei der größten Parteilichkeit, besonders gegen alles Deutschthum und alle Vertreter deutschfreundlicher Gesinnung, sodaß diese Mittheilungen alle nur mit Vorsicht zu benutzen sind, muß man doch dem Grafen Vasili eine sehr gewandte Silhouettenschere zuerkennen; man wird nach der Lektüre seiner Schriften die Profile der fürstlichen und politischen Persönlichkeiten viel deutlicher und schärfer erkennen als früher, und der reiche Schatz von Anekdoten, die in den Salons der Diplomatie heimisch sind, wird nicht verfehlen, auch das vulgus profanum zu ergötzen, das sonst zu ihnen keinen Zutritt hat.

---

Digitized by Google

# Preisausschreibungen für Bühnenstücke in Deutschland.

Von

Feodor Wehl.

Der Deutsche Bühnenverein hat unter dem 25. Jan. 1887 eine Preisbewerbung für ein modernes Lust- oder Schauspiel ausgeschrieben, „das ohne die Forderungen eines großen Apparats an allen Bühnen gegeben werden kann".

Weiter heißt es wörtlich in dem Ausschreiben:

„Den Preis erhält das Werk, welches die Prüfungscommission als das beste anerkennt.

„Der Preis besteht darin, daß sämmtliche dem Bühnenverein angehörende Bühnen die Verpflichtung übernehmen, das gekrönte Werk innerhalb eines bestimmten Zeitraumes aufzuführen und für jede Aufführung die bei jeder Bühne übliche Tantième oder Honorar zu bezahlen. Wo Hindernisse, deren Begründetheit vom Directorialausschuß anerkannt wird, der Aufführung entgegenstehen, haben die betreffenden Bühnen dem Autor als Entschädigung ein Honorar, das dem dort üblichen Autorgewinn aus einer Vorstellung entspricht, zu zahlen.

„Die Prüfungscommission wird aus Mitgliedern des Deutschen Bühnenvereins durch den Directorialausschuß bestimmt.

„Sobald von seiten der Prüfungscommission eine endgültige Entscheidung getroffen worden ist, übernimmt der Deutsche Bühnenverein den Druck und die Versendung des preisgekrönten Werkes an die verschiedenen Vereinsbühnen."

Niemand in der Welt wird über die gute Absicht dieser Preisausschreibung im Zweifel sein. Der Deutsche Bühnenverein gibt durch dieselbe ein nachgerade nöthig gewordenes Lebenszeichen und zugleich das Bestreben zu erkennen, die dramatische Schaffenslust neu zu erregen und aufzumuntern. Ob er es in der richtigen Weise thut, ist eine andere Frage, und dies zu erörtern scheint uns immerhin ein nicht zu unterschätzender Gegenstand der Untersuchung.

Wir lassen die Art der Honorirung und die zu ernennende Prüfungscommission ganz aus dem Spiele, indem wir uns lediglich an den eigentlichen Zweck der Unternehmung halten. Welcher kann und soll das sein? Wir sagten es schon: der dramatischen Schaffenslust in Deutschland einen frischen Impuls zu geben.

Digitized by Google

Daß sie im allgemeinen eines solchen bedarf, wird sich von vornherein bestreiten lassen. Die dramatische Schaffenslust ist bei uns niemals stärker gewesen als gerade jetzt. Es werden Stücke in Massen bei uns geschrieben. Die Stückmacherei ist ein einträgliches Geschäft bei uns geworden. Wir haben Dramatiker, die jährlich anständige Summen verdienen, und einige darunter, die vielleicht bald in der Lage sein werden, sich von ihren Verdiensten wie weiland Augustin Eugène Scribe in Frankreich einen prächtigen Landsitz mit dessen dankbarer Inschrift anzuschaffen:

Der Bühne dank' ich diesen Sitz der Ruh'.
Ihn schaffen, Wand'rer, halfst vielleicht auch du!

Scribe verstand sich auf die Kunst der Bühne, aber noch mehr darauf, dieselbe sich lucrativ zu machen. Wir lasen in französischen Memoiren noch kürzlich folgenden Zug von ihm.

Der Componist Herold verlangte seine Mitarbeiterschaft an einem Opernbuche.

„Ist die Sache dringend?" forschte der Autor.

„Allerdings", lautete die Antwort.

„In diesem Falle werden Sie es begreiflich finden", sagte Scribe, „daß ich meine Forderung steigere. Ich bin an andern Arbeiten betheiligt und muß diese also der Ihrigen wegen liegen lassen. Das macht nöthig, daß ich mich mit meinen Mitarbeitern auseinandersetze und sie abfinde. Diese Umstände vertheuern natürlich meine Mithülfe an Ihrem Werke."

Diese Anekdote ist charakteristisch und belehrend, und unsere heutigen Bühnenschriftsteller haben sich in der That daran ein Muster genommen. Sie verstehen sich auf den Handel, aber wir wollen gerecht sein und hinzufügen: auch auf den sogenannten Rummel, der auf den weltbedeutenden Bretern in diesem Augenblick Glück macht. Ihre Stücke sind meist Komödien, dabei durchweg darstellbar, mit guten Rollen, wirksamen Abgängen und durchschlagenden Actschlüssen. Die Handlung ist unterhaltend, das Gespräch voll Geist, Laune und Witz und die Verwickelung in hohem Grade belustigend.

Man soll uns unsere G. von Moser, Franz von Schönthan, Paul Lindau, Oskar Blumenthal, Adolf L'Arronge und andere ihresgleichen nicht schmähen. Sie haben an den Franzosen studirt und gelernt, gefällige und Beifall erweckende Stücke zu schreiben. Hinter ihnen steht ein ganzes Heer von Dramatikern, das nach ihrem Muster zu arbeiten bemüht ist. An dramatischer Schaffenslust, die nach Erfolg, nach Gunst und Tantième begierig und lüstern ist, fehlt es also nicht. Woran aber fehlt es sonst? Nach unserer Meinung an Schauspielen höherer Richtung, an feinern Kunstgebilden, an ernsten und würdigen Dichtungen, an dramatischen Werken, die, im Geist und Kern echt deutsch, die Anbahnung eines Nationaltheaters in Aussicht stellen.

Von dem allen zeigt sich im Preisausschreiben des Deutschen Bühnenvereins keine geradezu greifbare Andeutung. Es fordert kurweg „ein modernes Lust- oder Schauspiel". Was die heutigen Dramatiker darunter verstehen werden, läßt sich leicht errathen. Sie werden im Lustspiel Moser, Schönthan, Blumenthal, im Schauspiel L'Arronge und Lindau nachahmen. Und bedarf es dazu einer beson-

Digitized by Google

dern anlockenden Aufforderung? Sie thun das auch unaufgefordert massenhaft. Was jedoch einer Aufforderung, einer Ermuthigung bedarf, das ist eben die edlere, idealere Gattung des Dramas: das Trauerspiel, die aus deutschem Geist und vaterländischer Gesinnung gesund emporwachsende ernste und würdige Dichtung, welche im Stande ist, den Geschmack zu läutern und ein Nationaltheater in Deutschland anzubahnen.

Diese Anbahnung nachdrücklich zu bewerkstelligen, ist seit Lessing und Schiller wenig gethan worden. Die deutsche Presse und Kritik hat sich dafür nicht zu erwärmen vermocht, und was die leitenden Vorstände der Bühnen betrifft, so war nur selten und nur hier und da einmal einer in der Lage oder im Stande, ihr Vorschub zu leisten. Im allgemeinen zog man es vor, gedankenlos dem dramatischen Zuge des Auslandes und namentlich dem französischen zu folgen. Schon Lessing schrieb im 32. Stücke seiner „Dramaturgie" entrüstet: „Denn daß ein Deutscher selbst dächte, von selbst die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzosen (im Drama) zu zweifeln, wer kann sich das einbilden?"

Man spielte auf deutschen Bretern mit Vorliebe französische Stücke, und spielte sie unter so großem Beifall und Zulauf des Publikums, daß die Theaterpresse in Deutschland fast überall diejenigen Directoren und Intendanten mit Schimpf bedeckte, welche nicht beflissen genug dieser Geschmacksrichtung Rechnung trugen.

Der Vorort dieser Geschmacksrichtung war Wien. Hier erhielt das pariser Drama unbestrittenes Heimatsrecht, und zwar in solchem Grade, daß darunter die eigene dramatische Schöpfung erlahmte und fast aufhörte. Grillparzer, Hebbel, sogar der muntere Bauernfeld wurden mismuthig und verstimmt; Anzengruber behauptete sich nur mühsam selbst mit seinen genialsten Volksstücken. Was ist nun von alledem das Resultat? Der Untergang fast aller Theater in Wien. Wien, ehedem die beste Theaterstadt Deutschlands, hat jetzt eigentlich nur noch sein Burgtheater. Die Privatbühnen siechen langsam dahin. Warum? Die wiener „Neue Freie Presse" hat die Antwort gegeben. Sie sagte jüngst einmal ungefähr Folgendes: „Seit in Paris, wohin die Blicke unserer Bühnenleiter und Dramaturgen unausgesetzt gerichtet sind, nicht viel mehr des Brauchbaren hervorgebracht wird, veröden unsere städtischen Theater, welche die heimische dramatische Schöpfung vernachlässigt und durch Nichtberücksichtigung fast ertödtet haben."

Diese rächende Nemesis ist eine selbstverschuldete und frevelhaft heraufbeschworene. Sie wird ohne Zweifel noch andere Opfer fordern; denn nur gar zu viele Theater in Deutschland haben das wiener Beispiel nachgeahmt und ihr Heil im pariser Drama gesucht. Der Deutsche Bühnenverein hat eine Ahnung von dem drohenden Verhängniß, aber nur eine dunkle und unbestimmte. Er entschloß sich großgemuthet: moderne Lust- und Schauspiele zu krönen und diese gekrönten Lust- und Schauspiele über alle Vereinsbühnen zu führen oder wenigstens von allen Vereinsbühnen nach dem Grade ihrer Stellung honoriren zu lassen. Aber er versäumte bei seinem großmüthigen Vorgange den deutsch-nationalen Standpunkt hervorzuheben und das Trauerspiel in die Bewerbung mit einzuschließen.

Zwei schwerwiegende Versäumnisse, nach unserm Dafürhalten! Der Deutsche Bühnenverein hatte unbezweifelt die ganz besondere Verpflichtung, das nationale

Digitized by Google

Drama sozusagen programmmäßig zu begünstigen und vor allen Dingen die Tragödie in Schutz zu nehmen, die in diesem Augenblick das Stiefkind der deutschen Schaubühne geworden ist. Es ist gewiß nicht übertrieben, wenn man von ihr dichtet:

Trauervolle, bleiche Muse,
Träume nicht von Gunst und Glück:
Wie vor'm Haupte der Meduse
Weicht vor dir die Welt zurück.

Sache des Deutschen Bühnenvereins wäre es gewesen, die Ungunst, in der sich die Tragödie befindet, zu brechen und aufzuheben, nicht aber derselben durch ihre Verschweigung in dem von ihm erlassenen Preisausschreiben gleichsam den officiellen Todtenschein auszustellen.

Dieser durch Verschweigung ausgestellte Todtenschein des Trauerspiels ist eine Versündigung, die der Deutsche Bühnenverein am deutschen Drama begangen hat. Wer soll noch an ein deutsches Trauerspiel glauben, wenn der Deutsche Bühnenverein es verleugnet und damit zugleich mit einem einzigen Federstriche alle Bestrebungen von Ernst von Wildenbruch, Heinrich Kruse, Rudolf von Gottschall, Arthur Fitger, Heinrich Bulthaupt, um nur einige der jetzt noch schaffenden Trauerspieldichter zu nennen, von seinen Repertoiren hinwegweist?

Gerade auf die Bestrebungen dieser Dichter hatte der Deutsche Bühnenverein, nach unserm Ermessen, die schützende Hand zu legen; denn vorzugsweise in ihnen pulsirt noch etwas von dem idealen und volksthümlichen Sinn Schiller's und der ernsten und sittlichen Bedeutung der deutschen Schaubühne, die dem niedergehenden Geschmack unsers großen Publikums gegenüber hoch zu halten und durch eine bis zu einem gewissen Grade feierliche und offenkundige Anerkennung zu unterstützen und zu erstarken der Deutsche Bühnenverein als seine vornehmste Aufgabe ansehen mußte.

Der moderne Staat hat sich bisher noch nicht entschließen können, das Theater für etwas anderes anzusehen als eine Vergnügungsanstalt. In ihm die weltliche Kanzel zu erblicken, die Lessing geweiht, Schiller mit seinem erhabenen Pathos erfüllt, Goethe liebevoll ausgebildet und alle schönen Genien unsers Vaterlandes mit warmer Theilnahme begleitet haben, dazu ist er noch nicht gelangt. Leider läßt sich die Preisausschreibung des Deutschen Bühnenvereins nicht angelegen sein, ihm dazu den Weg zu weisen.

Jene Preisausschreibung hat ersichtlich mehr die Lust an guten Einnahmen und Gewinn dictirt, als die Absicht, der deutschen dramatischen Dichtung einen Aufschwung zu ertheilen. Das bloße Nützlichkeitsprincip hat sie eingegeben, keine hohe patriotische und künstlerische Begeisterung. Der Geist der Stadttheater spricht daraus, der Geschäftsgeist, der den Launen und Neigungen der Menge huldigt und um jeden Preis verdienen will.

Nur um des Verdienstes willen, muß man annehmen, hat man das Trauerspiel ausgeschlossen. Das Trauerspiel ist gegenwärtig nicht zeitgemäß, es ist eine unbeliebte Gattung des Dramas heutzutage. Man will im Theater in diesem Augenblick nicht erhoben, nicht ergriffen und erschüttert sein; man will lachen oder durch sittliche Conflicte in sensationeller Weise gekitzelt und aufgeregt werden.

Digitized by Google

Das haben wir von den Franzosen gelernt. Weil die Franzosen keine Tragödie mehr haben, soll sie auch bei uns Deutschen abgethan sein. Der Deutsche Bühnenverein mit seinem Preisausschreiben besiegelt diese Ansicht. Er verlangt nur modernes Lustspiel oder Schauspiel, also Lachen oder die Zerwürfnisse und Zwiespalte der Ehe und Gesellschaft der Neuzeit. Aristoteles' große Forderung, durch die Tragödie die Leidenschaften zu reinigen und die Sitten zu bilden, ist nicht mehr zeitgemäß; es ist nicht mehr zeitgemäß, die Zuschauer von den Bretern herab durch die Aufrollung großer Geschicke zu erschüttern und das Vaterlandsgefühl durch erhabene Handlungen rege zu machen und in die Brust der Jugend zu pflanzen. Lessing's schöner Traum von einem deutschen Nationaltheater, wenn die Deutschen Eine Nation geworden, Schiller's begeisterte Aufforderung: die Schaubühne als eine moralische Anstalt zu betrachten, von der aus „die Großen der Welt die Wahrheit hören, die sie fast niemals vernehmen, und Menschen kennen lernen, die ihnen selten verständlich werden" — sind überwundene Standpunkte, nach denen keine Seele mehr fragt und welche, wie man vermuthen muß, auch im Deutschen Bühnenverein keine Stätte mehr finden. Der Deutsche Bühnenverein, statt sich an die Spitze einer neuen vaterländischen und hochgemutheten Bewegung zu stellen, statt die deutsche dramatische Dichtung aus der künstlerischen Alltäglichkeit und nationalen Versunkenheit emporzulocken zu großartigen tragischen Aufgaben, folgt dem gewöhnlichen Strom der gedankenlosen Masse, gibt deren Stempel aus und leistet einen beschämenden Verzicht auf das Trauerspiel.

Durch diesen Verzicht ist das Trauerspiel so gut wie beseitigt auf unsern Bretern. Der Philister bekommt recht, der da wohlgemuth erklärt: wir brauchen kein Trauerspiel; wir haben Jammer und Elend genug im Leben und wollen deshalb im Theater nur angenehm unterhalten und erheitert sein.

In diesem Ausspruch treffen Staat, Publikum und, wie man sieht, Deutscher Bühnenverein zusammen.

Das Los ist geworfen und die Tragödie todt.

Und welche Mühe hat man sich gegeben, sie einst ins Leben zu rufen!

Das beweist die Geschichte der Preisausschreibungen für dramatische Werke in Deutschland.

Das erste Preisausschreiben, von dem wir bei uns in neuerer Zeit wissen, ward erlassen: die Tragödie zu schaffen. Derjenige, der es erließ, war Christoph Friedrich Nicolai, der bekannte berliner Buchhändler.

Als dieser 1755 seine, später durch Lessing und Moses Mendelssohn so berühmt gewordene „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ankündigte, zeigte er sofort auch an, „daß für das Jahr 1756 ein Preis von 50 Reichsthalern für das beste Trauerspiel ausgesetzt werde und daß im ersten Band dieser «Bibliothek» eine Abhandlung über das Trauerspiel werde zu lesen sein, welche die Regeln aufstellen wolle, nach denen die eingesendeten Stücke zu prüfen sein würden."

Das war in der That ein wahrhaft gründliches und dankenswerthes Unternehmen, ein gründliches, weil es sich auf wissenschaftliche Grundsätze stützte, ein dankenswerthes, weil Nicolai den ausgesetzten Preis „aus eigenen Mitteln" bestritt.

Digitized by Google

Heinrich Kurz äußert sich in seinem umfangreichen Werke „Deutsche Dichter und Prosaisten" folgendermaßen darüber: „Diese Preisaufgabe ist für die Entwickelung des deutschen Theaters von nicht geringem Erfolg gewesen. Durch sie wurde Christian Felix Weiße veranlaßt, seine Talente für das Trauerspiel zu versuchen, an welches er sich bisher noch nicht gewagt hatte, wie er denn zum Zweck der Einsendung seinen «Richard III.» schrieb, den er auch wirklich einschickte, aber später wieder zurückzog, als er die Redaction der «Bibliothek» selbst übernahm.

„Den Preis erhielt Freiherr von Cronegk aus Ansbach für sein Trauerspiel «Codrus», der jedoch die ihm zutheil gewordene Auszeichnung nicht mehr erlebte. Neben dem «Codrus» wurde «Der Freigeist» von J. W. von Brawe ehrenvoll erwähnt; beide Trauerspiele wurden mit einer eingehenden Beurtheilung im Anhang zum ersten und zweiten Bande der «Bibliothek» gedruckt. Noch bedeutender war es, daß Lessing durch die Preisaufgabe gereizt wurde, einen neuen Versuch im bürgerlichen Trauerspiel zu machen, aus welchem später die «Emilia Galotti» hervorging."

Dies war das Ergebniß der wahrscheinlich ersten deutschen Preisausschreibung in neuerer Zeit, und gleich bei dieser gewahren wir, daß ihre Bedeutung nicht eigentlich in dem gekrönten und dem andern ehrenvoll erwähnten Drama, sondern in der Anregung liegt, die Lessing zur Schaffung seiner „Emilia Galotti" gegeben ward. Der „Codrus" von Cronegk und „Der Freigeist" von Brawe sind jedenfalls nur Werke von untergeordnetem Werth. Lessing schreibt in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" über den erstern: „«Codrus» ward von den Verfassern der «Bibliothek der schönen Wissenschaften» gekrönt, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, sondern als das beste von denen, die damals um den Preis stritten. Wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, welcher von ihnen zuerst an das Ziel kommt, doch noch ein Hinkender." Brawe's „Freigeist" kann nicht als höher stehend bezeichnet werden. Diese Trauerspiele wurden eben verfaßt, als das deutsche Drama sozusagen noch in den Windeln lag und sich an fremden Mustern nur kaum zu bilden begonnen hatte. Cronegk schuf nach französischem Vorbilde und dichtete in Alexandrinern, Brawe nach englischem den „Freigeist" in Prosa und seinen spätern „Brutus" in fünffüßigen Jamben.

Beide Poeten starben jung: Cronegk 27 Jahre alt (1731—58), Brawe zwanzigjährig (1738—58): jeder von ihnen lieferte zwei Trauerspiele; der erstere außer dem „Codrus" noch „Olint und Sophronia", der andere außer dem „Freigeist" noch den schon angeführten „Brutus". Keinem wird man Begabung ganz abstreiten dürfen. Bei Brawe ist das wol dadurch bewiesen, daß seine beiden Tragödien Lessing 1768 in Berlin herausgegeben hat, und bei Cronegk desselben Schriftstellers gleich auf dem ersten Blatte seiner „Dramaturgie" niedergelegte Aeußerung gelegentlich der Aufführung von „Olint und Sophronia": „Welcher dramatische Dichter hätte in solcher Jugend sterben können, ohne die Kritik über seine wahren Talente nicht in Zweifel zu lassen?"

Ein längeres Leben hätte beide Dramatiker vielleicht noch Großes schaffen machen, und jedenfalls haben also die dramatischen Preisrichter keine Unwürdigen ausgezeichnet, wenn sie auch schon keinen Unsterblichen auf den Schild gehoben.

Digitized by Google

Die zweite Preisausschreibung erließen 1775 in Hamburg Friedrich Ludwig Schröder und seine Mutter, die in zweiter Ehe den Schauspieler Ackermann geheirathet hatte. Es wurden 20 Louisdor für die beste Tragödie über Brudermord ausgesetzt. Als Bedingungen wurden gestellt, daß sie

„1) in Ansehung ihres sittlichen Inhalts auf die Bühne gebracht werden dürfe;

„2) die Aufführung keine außerordentlichen Kosten erfordere;

„3) die Anzahl der agirenden Personen nicht überschritten würde, die man billigerweise von einer deutschen Bühne erwarten könne.“ Man fügte in einem Nachsatze hinzu: „daß bei gleicher Güte Stücke in Prosa den Vorzug erhalten sollten“.

Schröder fühlte sich in der Kunst der Darstellung durch den steifen, gereimten Alexandrinervers beengt und sehnte sich, da er bereits Goethe's „Götz von Berlichingen“ und Shakespeare's „Hamlet“ im Kopfe haben mochte, nach größerer Beweglichkeit und Freiheit in der Sprache.

Die Bewerber kamen, wie es scheint, seiner Sehnsucht nach; jedenfalls sind die beiden durch dies Ausschreiben hervorgerufenen und berühmt gewordenen Trauerspiele: „Die Zwillinge“ von J. M. Klinger und „Julius von Tarent“ von Johann Anton Leisewitz, in Prosa abgefaßt. „Die Zwillinge“ wurden berühmt, weil sie den Preis erhielten, und „Julius von Tarent“, weil dieser ihm entging.

Als Lessing einige Auftritte aus dem letztern Werke gelesen, meinte er: dasselbe rühre von Goethe her. Jedenfalls ist es die bessere Arbeit. Beide Trauerspiele behandeln nach der gegebenen Vorschrift denselben Stoff: den Brudermord, beide spielen in Italien. In beiden vollzieht sich der Mord, weil die Brüder ein und dasselbe weibliche Wesen lieben. In beiden ersticht der wildere Bruder den sanftern und in beiden wird der Mörder vom eigenen Vater getödtet.

Es scheint fast, als hätten Klinger und Leisewitz nicht nur nach der nämlichen Vorschrift gearbeitet, sondern die Idee zu der Arbeit auch aus der nämlichen Quelle geschöpft. Selbst die Behandlungsart des Stoffes, der Gang der Entwickelung und die Ausdrucksweise haben etwas Aehnliches. Nur ist Leisewitz in allem maßvoller, gesetzter, künstlerischer. Die Handlung bewegt sich bei ihm ebenso langsam und schwerfällig wie bei Klinger, aber sie ist im ganzen von vornehmerer Haltung und feinerm Geist. Klinger ist ganz Sturm und Drang. Nacht und Gewitter toben über seinen Vorgängen und die Vorgänge selbst entrollen sich mit einem plumpen Aufwand von Leidenschaft und in einer Sprache, die gern das Aeußerste thut. „Ich möchte Feuerwolken zusammenpacken, Sturm und Wetter erregen und mich zerschmettert in den Abgrund stürzen“, ruft sein Guelfo der Geliebten zu. Auch der Guido des Leisewitz ist nicht sehr zahm in den Aeußerungen seiner Zuneigung, aber er drückt sich doch immer mit etwas mehr Adel der Gesinnung aus, z. B. wenn er sagt: „Mitten in Euern Umarmungen soll plötzlich mein Bild in Euerer Seele aufsteigen; die Küsse werden auf Euern Lippen zittern wie Tauben, über denen ein Adler hängt.“

Alles in allem genommen bleibt zu bekennen, daß die rohere Dichtung der feinern vorgezogen wurde.



Digitized by Google

Dasselbe ereignete sich ungefähr zu derselben Zeit in Wien. Kaiser Joseph II. hatte den in der Kaiserstadt angestellten Schauspieler Johann Heinrich Friedrich Müller auf Reisen geschickt, um die Zustände der deutschen Schaubühne und die Mittel, dieselbe künstlerisch zu heben, zu studiren. Müller war mit bedeutenden Schriftstellern und Schauspielern in Beziehung getreten, namentlich auch mit Lessing. Auf Lessing's Rath an Müller ließ am 13. Febr. 1777 der Kaiser bekannt machen:

„Die k. k. Theaterdirection wolle durch öffentliche Erklärung alle fähigen Geister in Deutschland ermuntern: der Nationalbühne Ruhm befördern zu helfen, und wenn sie für Wien gute, brauchbare Originalstücke liefern wollen, so sollen sie erhalten:

„Für ein ungedrucktes Stück von gewöhnlicher Größe (Trauerspiel oder Lustspiel) die Einnahme am Abend der dritten Vorstellung ohne den mindesten Abzug baar am nächsten Tage; kleinere Stücke von Werth die Hälfte."

Der Erlaß bemerkt zugleich: „Annahme oder Verwerfung solle geschehen ohne zu hoch gespannte Kritik und in Rücksicht auf das wiener Theater und Publikum." Nebenbei wird versichert: „Die k. k. Censur wird ihren Ausspruch «in gewohnter Weise mit nachsichtsvoller Billigkeit» thun."

Gekrönt wurden auch hier „Die Zwillinge" von Klinger und ein fünfactiges Lustspiel von Stephanie dem Jüngern: „Der Unterschied bei Dienstbewerbungen."

Beide Preisstücke sprachen indessen nur wenig an, und die ganze Einrichtung scheint bald wieder in Vergessenheit gerathen zu sein, obschon sie die Sache sozusagen am richtigen Punkte angefaßt und ergriffen hatte. Es ist ohne Zweifel Lessing's Geist, der aus dem Worte „Nationalbühne" spricht. Dieses Wort fand aber damals noch ebenso wenig Verständniß und Anklang wie jetzt, obschon die Sache selbst, die Preisausschreibung nämlich, gleich damals schon eine beeiferte Nachahmung fand.

Dem hamburger Stadt- und wiener Hoftheater folgend, setzte 1785 die „Churfürstlich Deutsche Gesellschaft in Mannheim" einen Preis von 50 Dukaten für das beste Lustspiel aus.

Die Preisausschreibung schließt mit den Worten:

„Außer diesem Preise der Deutschen Gesellschaft gestattet dem Sieger die Theaterintendantur die Einnahme bei der zweiten Vorstellung des Stückes. Man erinnert, daß Lustspiele hier im eigentlichen Verstande genommen werden, und daß die Absicht der Gesellschaft ebenso wenig auf die ernsthafte, zärtliche und ins Traurige übergehende Komödie als auf das Possenspiel (Farce) abzielen will.

„Die Deutsche Gesellschaft verwirft weder das weinerliche Lustspiel noch sonst eine Gattung von theatralischen Stücken. Jedoch ist sie nicht gesonnen, den Geschmack in jener Gattung zu befördern. Sie richtet hauptsächlich ihr Auge auf das, was unsern Schaubühnen am meisten abgeht: Bearbeitung komischer Charaktere, Erfindung neuer angemessener Situationen, Philosophie und Weisheit im Gewande des Scherzes, Dialog voll Annehmlichkeit und Salz, mannichfaltige Abstiche eines und mehrerer Charaktere zur Erhaltung einer Hauptlaune, treffende Zeichnung,

Digitized by Google

den Thoren zum Lachen über sich selbst zu reizen, Kunst, den Weisen zu belustigen; mit Einem Worte: Lustspiel ist — freilich eine sehr schwere Sache: aber Sieg an diesem Ziel ist ein großer ruhmvoller Sieg. Unsterblichkeit ist sein Los!

„Die vorzüglichsten der eingehenden Lustspiele werden von der hiesigen churfürstlichen Nationalbühne vorgestellt und erst nach ihrer Vorstellung wird das Urtheil über dieselben abgefaßt und der Preis dem Sieger erkannt.

„Die Bekrönung des Siegers wird alsdann bei der nächsten Vorstellung seines Stückes an der hiesigen Schaubühne noch einmal öffentlich verkündet und gefeiert."

Diese etwas prunkhafte und sozusagen mit vollen Backen in die Welt hinausposaunte Preisausschreibung ergab die Einsendung von zehn Stücken, deren keins einer Aufführung würdig erachtet wurde. Infolge dessen ward das Ausschreiben 1786 erneuert und der Preis auf 75 Dukaten oder eine Denkmünze in demselben Werthe erhöht.

Drei Stücke endlich fand man einer Darstellung würdig.

Das erste derselben: „Der Schlaftrunk", nach einer Skizze Lessing's, am 25. Juni 1786 gespielt, missfiel; das zweite: „Elise oder Einfalt und Bosheit", am 20. Aug. dargestellt, ward ausgepfiffen; das dritte endlich: „Die Erbschleicher", von Friedrich Wilhelm Gotter, zog dieser, nach dem mislichen Erfolge seiner Vorgänger, noch einmal zurück, um es zu verbessern und umzuarbeiten. Nach zwei Jahren (am 4. Mai 1788) in Scene gesetzt, erlangte es einen nur getheilten Erfolg.

Doch ließ man sich, diesen niederschmetternden Erfahrungen zum Trotz, nicht einschüchtern. In den „Ephemeriden der Literatur und des Theaters" finden wir 1787 in Anbetracht der Eröffnung des berliner Nationaltheaters (am 5. Dec. 1786) eine Stimme, die sich für Preisausschreiben folgendermaßen vernehmen läßt:

„Bei dem Mangel an deutschen Meisterstücken hat man seine Zuflucht bisher zu den Bühnen Spaniens, Italiens, Englands und Frankreichs genommen. Durch ausgesetzte ansehnliche Preise oder, was dem gleich kommt, durch Theilnehmung an den Einkünften des aufgeführten Schauspiels kann diesem Mangel vielleicht abgeholfen werden."

Auch Goethe und Schiller suchten, wie aus ihrem Briefwechsel hervorgeht, im Jahre 1800 das deutsche Schauspiel durch eine Preisaufgabe zu beleben.

Schiller schreibt unter dem 9. Nov. dieses Jahres an Goethe:

„Möchten Sie wol an die Preisaufgabe des Intriguenstücks denken, da der letzte Bogen der «Propyläen» endlich gefördert werden soll."

In einem Briefe vom 28. Juni 1801 erwähnt er ein Stück von Rochlitz, das dieser ihm halb vollendet vorgelegt hat, um zu erfahren, „ob es mit einiger Hoffnung und Wahrscheinlichkeit um den Preis kämpfen kann".

Schiller meint: „Es hat einige gute Theaterscenen, die ihre Wirkung nicht verfehlen werden, aber loben läßt sich's nicht und noch weniger krönen, wenn es auch wirklich unter den Concurrenzstücken das beste sein sollte; es ist zu trivial, schwach und geistlos."

An Körner meldet Schiller am 5. Oct. 1801: „Es sind 13 Lustspiele ein-



Digitized by Google

gegangen, die um den von Goethe aufgeworfenen Preis concurriren; die meisten sind ganz unter der Kritik. So steht es jetzt um die dramatische Kunst in Deutschland."

Weder Lewes in seinem Buche „Goethe's Leben und Werke" noch Palleske in dem seinigen von Schiller erwähnen dieser Angelegenheit; auch Goethe selbst in seinen „Tag- und Jahresheften" berührt sie nicht. Sie scheint also im Sande verlaufen und ohne jeden nennenswerthen Erfolg geblieben zu sein.

Indem wir in unserer Uebersicht fortfahren, haben wir zunächst zu berichten, daß eine längere Pause in den Preisausschreibungen für Dramen eingetreten ist, denn wir entdecken eine solche erst 1820 in München wieder „für dramatische Stücke aus der bairischen Geschichte".

Sie ist einzig denkwürdig dadurch, daß sie einem jetzt vergessenen Werke den Preis zuerkannte und das kostbare, herrliche Schauspiel von Uhland: „Ludwig der Baier", das er dazu eingereicht hatte, nicht achtete.

Eine weitere Preisausschreibung wurde 1835 von der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart für August Lewald's Jahrbuch „Allgemeine Theaterrevue" für das beste Lustspiel erlassen. Der genannte Schriftsteller sagt in seinem Vorwort zum Jahrgange 1836 über den Ausfall dieser Angelegenheit: „Im ganzen war aus dem Eingesandten keinerlei Fortschritt des deutschen Lustspiels wahrzunehmen, und es ward bald klar, daß hier von großen Kunstansprüchen überall nicht die Rede sein konnte, sondern nur von einem darstellbaren Drama, das bei der Aufführung gefiele."

Es wurden im ganzen 60 Stücke eingereicht und als das „ansprechendste" darunter „Die Vormundschaft" erklärt, ein Lustspiel in zwei Aufzügen von W. A. Gerle und Uffo Horn.

Dasselbe ist ein lockeres und dürftiges Machwerk, eine schwache Nachahmung der Bauernfeld'schen Komödien, und hat auf den Bühnen nirgends Anklang und Beifall gefunden.

Im Jahre 1841 ward von der berliner Hofbühne ein Preis ausgeschrieben, den zu gewinnen Gustav Freytag sein erstes Drama: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen", verfaßte. Es ist ein liebenswürdiges geschichtliches Lustspiel voll mittelalterlicher Romantik, voll jugendlicher Poesie und übermüthiger Laune, aber umständlich und ziemlich lose und zerfahren im dramatischen Aufbau. Als es im Druck erschien, hat es der Autor einer strengen Selbstkritik unterworfen, in welcher er demselben die gewöhnlichen Fehler eines ersten Theaterstücks zuschreibt: unzeitgemäßen Stoff, Mangel an dramatischer Einheit in der Handlung, zu starkes Heraustreiben episodischer Momente und episches Behagen in den sehr detaillirten Charakteren. Rudolf von Gottschall in seiner „Deutschen Nationalliteratur" sagt darüber: „Die einfache Anlage und ungebundene Form des Stückes, das bereits die Vorzüge der spätern Werke, Anmuth und Wahrheit der Gestalten, naiven Humor und einen lebendigen Fortgang der Handlung in sich vereint, die liebenswürdige Charakteristik des Kaisers und seines Hofnarren können dennoch den Vorwurf nicht abschwächen, daß das Drama im Verhältniß zum Kern der Handlung zu weitschweifig ausgearbeitet ist."

Digitized by Google

Es hat nichts geholfen, daß andere das Stück poetisch und reizend fanden, daß Konstantin Rößler meinte: es begegneten uns darin „gute und liebenswürdige Menschen" und der Dichter „habe den Muth, die Heiterkeit und Schönheit des Gemüths interessant zu finden"; es hat nichts geholfen, daß Emil Kneschke begeistert ausrief: „Welch liebliche Gestalt ist diese Marie von Burgund, die in das unbekannte Bild des in der Kindheit ihr verlobten Mannes den Traum ihres Herzens legt und sich in diesem Traum nicht getäuscht sieht, da ihr nun Maximilian's Gestalt, welcher der Dichter nichts von dem ihr in der Volkssage zuertheilten Glanz genommen hat, entgegentritt. Wie nimmt ferner jeden Hörer der lustige Rath Kunz von der Rosen für sich ein, dessen Späße einen so kecken humoristischen Aufschwung nehmen und der doch in der Neigung zu Kuni auch so viel Tiefe des Gemüths und Herzlichkeit offenbart. Wie glücklich ist das Abenteuerliche, Romantische, zigeunerhaft Wilde und Unstete in der geheimnißvollen Figur des jungen Kuni getroffen, bis sich derselbe zu einem anmuthigen, dem braven, närrischen Kunz in Liebe zugethanen Mädchen entpuppt!"

Trotz aller dieser guten Eigenschaften hat dies geschichtliche Lustspiel auf der Bühne nie heimisch werden wollen, und selbst nachdem man es neuerdings auf dem wiener Burgtheater zu einem besondern Feststück gemacht und äußerst glänzend besetzt und ausgestattet, hat es doch nur einen augenblicklichen, aber keinen dauernden Erfolg davonzutragen vermocht.

Mit dem zweiten Preise ward bei dieser Ausschreibung anerkannt: „Ein Handbillet Friedrich's II.", von Wilhelm Vogel, ein viel gegebenes, aber gewöhnliches Stück.

Bei einer Lustspielbewerbung, die 1851 das wiener Hofburgtheater unter Laube stattfinden ließ, siegte „Der kategorische Imperativ" von Eduard von Bauernfeld, ein Stück, das eingestandenermaßen zu den schwächsten des überaus fleißigen und geistvollen Dramatikers gehört. Auch „Der Liebesbrief" von Roderich Benedix und „Das Preislustspiel" von Eduard Mautner, die um den zweiten Preis zu ringen hatten, den schließlich das letztere errang (100 Dukaten; der erste bestand in 200), sind keine Meisterstücke.

Laube in seiner „Geschichte des Burgtheaters" spricht sich über die ganze Angelegenheit sehr drollig aus. Er berichtet: „Die Preiscommission erkannte ganz deutlich, daß Bauernfeld's «Kategorischer Imperativ» zweifelhaft sei für vollen Erfolg auf der Bühne, weil sein letzter Act nicht mächtig und wirksam genug die aufgeworfene Frage löst und schließt. Sie sagte sich aber: dies Stück hat allen andern voraus literarischen Ton. Und sie war der Meinung, diese Eigenschaft müsse in erste Linie gestellt werden.

„Darin hatte sie auch recht. Ein geringerer Theatererfolg ist bei einem Preisstück viel eher zu verschmerzen als der Vorwurf, daß man ohne irgendeinen höhern Gesichtspunkt das Alltägliche gekrönt habe. Letzteres geschieht oft genug im Theater, eine Preiscommission muß das Alltägliche grundsätzlich vermeiden."

Trotz dieser so vornehm und stolz gegebenen Erklärung tritt aber Laube doch sofort für das Alltägliche in die Schranken, indem er für „Das Preislustspiel" und den „Liebesbrief" eine dramaturgische Lanze bricht. Er leugnet zwar die

Digitized by Google

Schwäche dieser Komödien keineswegs, erblickt aber in den Kämpfen der Kritik über ihren Werth einen großen Vortheil insofern, als dadurch die Theilnahme für das Theater im Publikum vermehrt und sein Geschmack gebildet werde." Von dem „Preislustspiel" rühmt er sehr beredt: „Die Preisausschreibung selbst zum Gegenstande des Lustspiels zu machen, das war natürlich und praktisch, und das Natürliche und Praktische hat immer eine gewisse Dauer. Ein inhaltreiches Thema des laufenden Tages frischweg in leidlicher Fassung auf die Bühne zu bringen, das war lange Zeit nur Sache der Franzosen. Jetzt sind wir auch darauf gekommen und «Das Preislustspiel» hat beigetragen, uns auf diesen Weg zu bringen; das ist nichts Geringes."

Diese Auseinandersetzung ist der ganze Laube wie er lebte und leibte: fest, zuversichtlich, breitspurig belehrsam und sogar eine verlorene Angelegenheit noch mit dem Brustton unerschütterlicher Ueberzeugung vertheidigend.

Er mag übrigens am Ende wol selbst etwas von der schiefen Lage der von ihm in Schutz genommenen Dinge erkannt haben, und schließt seine Erzählung deswegen folgendermaßen:

„Ich höre lachen. Warum lacht man? Weil ich mir so viel Mühe gebe um dies «Preislustspiel»? O, man irrt sich. Dies «Preislustspiel» ist keineswegs mein Trumpf für Vertheidigung der Preisaufgaben. Ich habe einen Trumpf in petto, den niemand erwartet.

„Der Termin nämlich für Einsendung von Preisstücken war vorüber. Seit 14 Tagen etwa nahm die Commission kein Werbestück mehr an. Da kam solch ein unglücklicher Nachzügler. Er wurde an mich gewiesen. Und wer war dieser sorglose Mann, der zu langsam geschlendert war? «Der geheime Agent» war's, von Hackländer.

„Er kam zu spät für die Preisgewinnung; aber er kam als Kind der Preisausschreibung.

„Die damalige Preisausschreibung hat also das beste Lustspiel zu Wege gebracht, welches neben Freytag's «Journalisten» seit zwei Jahrzehnten in Deutschland geschrieben worden ist. Das ist doch wahrlich der Rede werth und ist eine Preisausschreibung werth.

„Vielleicht gelingt das wieder. Mit Einem Worte: man soll, unbekümmert um den Erfolg, immer und überall die Pforten öffnen für dramatische Production, und soll hinter den Pforten Preis und Ruhm in Aussicht stellen. Das schadet niemand, höchstens den Preisrichtern, und diese Curtiusse opfern sich eben heldenmüthig. Es wird aber immer irgendwie nützen. Denn das Entgegenkommen ist fördersam für jede schöpferische Thätigkeit."

Diese ganze Auslassung wird hier mitgetheilt, um die Ansicht eines Fachmannes über Preisausschreibungen für Dramen anzuführen. Laube hielt sie danach im allgemeinen für nützlich. Wenn sie auch nicht zu der Erzeugung von Meisterwerken Veranlassung geben, so regen und spornen sie doch nach seiner Ueberzeugung das dramatische Schaffen an. Das mag denn auch wahr sein. Allein ebenso wahr ist doch wol auch, daß eine Preisausschreibung für Bühnenarbeiten noch niemals dem Theater eine große schöpferische Kraft zugeführt hat.

Digitized by Google

Entweder waren diese Kräfte schon vorhanden und erprobt oder sie würden ohne Zweifel auch ohne dieselbe sich gezeitigt haben. Freytag hätte seine „Journalisten" sicher ohne die Concurrenz in Berlin, Hackländer seinen „Geheimen Agenten" ohne die in Wien geschrieben. Die in einer Preisbewerbung gekrönten Dramatiker jedoch haben sich bisher kaum zu bewähren vermocht.

Die weitere geschichtliche Zusammenstellung möge das beweisen.

Im Jahre 1856 setzte das Maximilians-Ordenskapitel in München zwei Preise „zur Förderung der dramatischen Poesie in Deutschland" für Trauer- und Lustspiel aus.

Es gingen, wenn die Angabe richtig ist, 112 Trauerspiele und 40 Lustspiele ein.

Von den Preisrichtern wurden zur Aufführung vorgeschlagen im Trauerspiel „Der Raub der Sabinerinnen" von Paul Heyse und „Die Witwe des Agis" von Wilhelm Jordan; im Lustspiel „Drei Candidaten" von Martin Schleich und „Feldkaplan und Lieutenant" von Friedrich Albrecht. Die Tragödie von Julius Grosse: „Die Ynglinger", wurde ehrend erwähnt.

Keins dieser Stücke befindet sich heute noch auf dem Repertoire. Niemand, der die drei angeführten Trauerspiele kennt, wird denselben einen bedeutenden Inhalt und Schönheit der Sprache ableugnen, aber jedermann wird zugleich auch einräumen müssen, daß Rudolf von Gottschall recht hatte, sie als „akademische Dramenpoesie" zu bezeichnen. Heyse hat in „Hans Lange", „Kolberg" und „Elisabeth Charlotte" seine wirksamern und erfolgreichern Dramen geschrieben; Jordan aber, dessen kleines Versspiel „Durchs Ohr" allein noch hier und da einmal gegeben wird, hat nie seinen Schwerpunkt im Drama gesucht oder gefunden. Grosse, der sich selbst von Anfang an zum Dramatiker zugeschnitten erachtet, nach seinem Vorwort zu den „Ynglingern" und der nach seinem eigenen Geständnisse darin „jeden Jahrgang für verfehlt ansah, der ihm nicht ein neues Stück gereift hatte", Grosse hat auch nach seiner münchener Anerkennung noch geklagt, daß er „mit einem literarischen Bummelzuge fahre und die Station der Bühne immer noch nicht habe erreichen können".

Die gekrönten Lustspiele sind harmlose Schwänke, die ziemlich unbeachtet vorübergegangen und bald der Vergessenheit anheimgefallen sind, wenn auch schon das erstere dies Schicksal wol nicht durchaus verdient. „Schleich's erste Acte gehören", wie Emil Kneschke in seinem „Deutschen Lustspiel" mit Recht behauptet, „mit zu dem Frischesten und Ergötzlichsten, was deutsche Komik von heute geschaffen hat."

Am 9. Nov. 1859, zu Ehren von Schiller's hundertjährigem Geburtstage, hatte der damalige Prinz-Regent von Preußen, der jetzige Kaiser Wilhelm von Deutschland, den sogenannten Schiller-Preis gestiftet, d. h. er hatte die großmüthige Bestimmung getroffen, daß vom 10. Nov. 1860 ab alle drei Jahre 1000 Thlr. Gold als Anerkennung für dramatische Dichtungen vertheilt werden sollten. Die maßgebende Vorschrift lautet in §. 6 der Stiftungsurkunde: „Zur Auswahl werden nur solche in deutscher Sprache verfaßte neue Originalwerke der dramatischen Literatur zugelassen, welche durch eigenthümliche Erfindung und gediegene

Digitized by Google

Durchbildung in Gedanken und Form einen dauernden Werth haben. Dabei sind solche Werke besonders zu berücksichtigen, welche zur Aufführung auf der Bühne sich vorzugsweise eignen, ohne doch dem vorübergehenden Geschmack des Tages zu huldigen. Es gilt gleich, ob die Form eine metrische oder prosaische ist."

§. 10 enthält die Bestimmung: „Sollte kein Werk des Preises würdig befunden worden sein, so wird nach Verlauf der nächsten dreijährigen Periode der Geldpreis für das alsdann gekrönte Werk verdoppelt, oder es sind geeignetenfalls zwei Preise zu ertheilen.

„Bei längerm Mangel an preiswürdigen Werken kann auf Antrag der Commission eine dem Preise gleichkommende Geldsumme auf eine oder die andere Weise zur Anerkennung und Förderung deutscher Dichtkunst verwendet werden."

Der erste, der den Preis erhielt, war Friedrich Hebbel für seine Trilogie „Die Nibelungen". Damals war die Sache noch frisch und die Preisrichter, durch ihren Auftrag gehoben, voll Eifer und guten Willens. Hebbel's unausgesetzte dramatische Thätigkeit, die begeisterte Anerkennung, die ein Theil der deutschen Kritik ihm angedeihen ließ, die Größe und Gewaltigkeit seiner Nibelungendichtung, die Dingelstedt mit viel Gepränge auf die Breter gebracht, alles dieses wirkte zusammen: die Stimmen der Preisrichter, langsam und schwer, aber doch endlich glücklich auf seinem Verdienst zu vereinen. Man krönte sein Werk, und diese Krönung fiel auf sein Todtenbett. Er starb kurz danach, am 13. Dec. 1863.

Der zweite mit dem Schiller-Preise ausgezeichnete Dramatiker war Emanuel Geibel. Seine Tragödie „Sophonisbe" wurde dadurch geehrt. Dieselbe entstand im Anschluß an die „akademische Dramenpoesie" in München, und obschon sie viel Schönes und in Sprache wie Handlung überall den vornehmen und bedeutenden Geist verräth, hat sie auf der Bühne doch nie den Anklang gefunden, den später desselben Dichters „Brunhild" gewonnen.

Von der Geibel'schen, nach classischem Muster geschaffenen Dichtung schwenkten die Schiller-Preisrichter unmittelbar zu der mehr romantischen Muse Albert Lindner's über, dessen „Brutus und Collatinus" gleichfalls von ihnen mit einer Prämie bedacht wurde. In ihr sollte die mehr ungezwungene, in den Fußstapfen Shakespeare's wandelnde Richtung der deutschen dramatischen Dichtung belohnt werden: ein Fall, der sich bei Heinrich Kruse und dessen Trauerspiel „Die Gräfin" wiederholte.

Kruse wie Lindner sind beachtenswerthe Begabungen, die mehr nach der Seite des genialen Kraftdramas neigen, ohne indessen mit ihren Schöpfungen durchschlagenden Erfolg zu gewinnen. Lindner hat sich nur mit „Die Bluthochzeit" behauptet; Kruse leider mit keinem einzigen Werke, so charakteristisch und drastisch dieselben auch immer genannt werden müssen.

Mit diesen Auszeichnungen hatten die Schiller-Preis-Zuerkenner*) ihren Vorrath

*) Die Commission der Richter bestand aus folgenden Mitgliedern: Ernst Curtius (der berühmte Archäolog und Generaldirector der königlichen Museen in Berlin), Heinrich von Treitschke, Hermann Grimm, Julian Schmidt, Generalintendant von Hülsen, Gustav Freytag, Otto Devrient, August Förster.

Digitized by Google

von Wohlwollen und Beifall vorläufig erschöpft. Sie fanden in der nächsten Zeit keinerlei Veranlassung zu einer weitern Preisvertheilung.

Während voller neun Jahre konnte dieser Areopag zu keiner Entscheidung kommen. Die Theatervorstände erklärten, daß sie keins von den aufgeführten oder ihnen zur Aufführung vorgelegten Stücke einer Auszeichnung würdig erachteten, und die Gelehrten vollends blieben uneins und vermochten keine Bestimmung zu treffen. Gustav Freytag in seiner jüngst erschienenen „Lebensgeschichte" hat eine sehr drollige Darstellung ihrer Verlegenheit gegeben. Diese Herren Professoren, die selten ins Theater zu gehen und nie ein Drama zu lesen pflegen, wären, schreibt er, ungefähr so übel daran, wie ein kleiner Trupp Elefanten, welchem zugemuthet wird, Hackenschottisch zu tanzen. Die curiosesten Ansichten und Aussprüche kamen dabei zu Tage, und man ersieht sehr deutlich daraus, daß man in Deutschland für dergleichen Unternehmungen noch wenig Erfahrung und Geschick besitzt. Die beste Absicht geht durch schiefe Ausführung in die Brüche. Es war ein entschiedener Misgriff, Theaterstücke durch Universitätsprofessoren beurtheilen zu lassen. Warum nicht gar von Pastoren? Jedenfalls kam das Flügelroß vor die unrechte Schmiede!

Und da steht es noch heute und noch immer im alten Irrsal. Um sich damals aber aus der Klemme zu reißen, half man sich 1878 dadurch, daß man sich entschloß, anstatt eines bestimmten Dramas einige durch ihre dramatischen Arbeiten hervorragende Schriftsteller mit dem Preise zu bedenken. Adolf Wilbrandt, der Verfasser von „Graf Hammerstein", „Gracchus", „Arria und Messalina", „Kriemhild" und vielen andern Stücken; Ludwig Anzengruber, der Schöpfer von vorzüglichen Volksstücken: „Der Pfarrer von Kirchfeld", „Der Meineidbauer", „Die Kreuzelschreiber", „Der ledige Hof", „Das vierte Gebot", und Franz Nissel, der einen „Heinrich der Löwe", einen „Perseus von Macedonien", eine „Zauberin vom Stein" und „Agnes von Meran" geschaffen, erhielten die aufgesammelten 3000 Thlr. in Gold unter sich getheilt, „in Anerkennung der Verdienste um die dramatische Dichtkunst".

Von dem zuletzt genannten Dramatiker wußte die Welt wenig. Im wiener Burgtheater hatte man seinen „Löwen", den „Perseus" und ein Bauernschauspiel „Der Wohlthäter" mit Achtungserfolgen aufgeführt. In Deutschland kannten seine Stücke nur die Bühnenvorstände, die sein ehrenwerthes Streben, seine gute, doch keineswegs durchschlagend gestaltende Begabung schätzten, aber durch Aufführungen zu fördern sich nicht eben beflissen zeigten. Das Hoftheater in Stuttgart unter meiner Leitung war wol das einzige, das den Willen zeigte, ihm Vorschub zu leisten. Ich ließ seinen „Wohlthäter" darstellen und wollte, obschon dieser keinen Anklang fand, auch an „Agnes von Meran" gehen, mußte indeß auf höhere Anweisung davon Abstand nehmen, als die Zeitungen die Nachricht brachten, es sei wegen des darin spielenden Zwiespaltes zwischen Königthum und Klerus zur Zeit des sogenannten Culturkampfes unmöglich, das Stück im berliner Hoftheater aufzuführen.

Der Bann, in den König Philipp August von Frankreich wegen seiner eigenmächtigen Trennung von seiner ersten rechtmäßigen Gemahlin Ingeborg von

Digitized by Google

Dänemark, und seiner nicht weniger eigenmächtigen Vermählung mit Agnes von Meran vom Papste gethan wird, bildet nämlich den Kernpunkt dieses Stückes. Es ist hier und da breit in der Handlung und schwerfällig in der Entwickelung, aber immerhin eine Tragödie, die mit verständigen Abänderungen und Kürzungen doch Anziehungskraft und Wirkung würde ausüben können. Der Conflict zwischen Staat und Kirche ist darin allerdings vorhanden, doch keineswegs so hervortretend und herausfordernd, daß man deswegen selbst damals von einer Aufführung durchaus hätte Abstand nehmen müssen. Hülsen stieß sich wahrscheinlich nur an die Längen und die an sich etwas heiklen Vorgänge des Stückes und benutzte den Kirchenbann nur als Vorwand, es sich mit diesem vom Halse zu schaffen. Dieser Umstand genügte jedoch, es für die ganze deutsche Bühne außer Geltung zu versetzen.

Der Antheil am Schiller-Preise wurde Nissel der Balsam für die ihm durch Nichtaufführung seiner Tragödie geschlagene Wunde. Niemand wird ihn dem vielfach leidenden Dichter misgönnt haben.

Anzengruber und Wilbrandt aber sind zwei Dramatiker von so unbestrittenem Verdienst und so ausgezeichneter Befähigung, daß nirgendwo ein berechtigter Einspruch gegen ihre Auszeichnung erhoben werden konnte. Wenn ein bekannter wiener Kunstkenner den Ausspruch that: „Könnten wir alle drei Dichter in einen Topf werfen und mittels chemischen Processes in einen einzigen verschmelzen, so würde das erste Drama dieses Einen den Schiller-Preis erhalten — und verdienen", so ist dies ein witziger Einfall, der recht artig klingt, aber im Grunde doch ebenso ungerecht als unbescheiden ist. Man hat alle Ursache, mit jedem dieser drei Dichter zufrieden zu sein und Gott dafür zu danken. Es ist nur stets der alte deutsche Charakterzug, der immer wiederkehrt, kein Talent, und wenn es auch noch so glänzend wäre, unbedingt anzuerkennen, sondern daran zu kritteln und zu rütteln, bis es um sein bischen Ansehen und Selbstvertrauen glücklich gebracht ist.

Das dichterische Selbstvertrauen und Ansehen übrigens zu erhöhen und zu mehren, hat sich das berliner Hoftheater, das durch die Schiller-Preisvertheilung sich doch zunächst hätte beeinflußt fühlen müssen, wenig angelegen sein lassen. Es hat unter der Leitung Botho von Hülsen's den durch den Schiller-Preis ausgezeichneten Stücken und Dramatikern keinerlei besondere Pflege gewidmet. Zeugt dies einerseits von der Selbständigkeit Hülsen's, so beweist es andererseits, daß sogar an dieser maßgebenden Stelle der Sinn und die Bedeutung der Preisausschreibungen nicht erkannt worden war. Auf was anderes können sie abzielen, als auf die Begründung und Erstrebung einer echt vaterländischen und in höherm Grade volksthümlichen Schaubühne? Und dafür liegen in den gekrönten Dichtern und Dramen immerhin einige Anzeichen und Mittel vor, die man sorgsam zu hüten und zu begünstigen allen Grund gehabt hätte. Dafür rührte aber Hülsen keine Hand, und so ist die hochherzige Unternehmung seines erhabenen Monarchen seither denn auch nach dieser Richtung hin ohne jeden Nutzen und Erfolg geblieben.

Freilich haben die sonstigen Preisausschreibungen kein günstigeres Resultat ergeben.

Digitized by Google

Wenden wir uns zum Entstehungsjahre der Schiller-Preisdichtung zurück, so haben wir nach einem Preisausschreiben des münchener Actientheaters, das 1866 das Volksschauspiel von Arthur Müller: „Das Haberfeldtreiben", krönte, als die nächste bedeutendere Preisausschreibung die von dem Intendanten des wiener Burgtheaters, Freiherrn Franz Joseph von Münch-Bellinghausen, am 30. Oct. 1867 für Lustspiele erlassene zu verzeichnen. Sie bestimmte 200 Dukaten als ersten und 100 Dukaten als zweiten Preis.

Münch-Bellinghausen, als Dichter unter dem Namen Friedrich Halm bekannt, war 1867 Laube's Nachfolger am Burgtheater geworden. Er glaubte mit Preisen für Lustspiele seiner Bühnenleitung einen lebhaften Aufschwung zu geben. Dieser Glaube ist leider ein trüglicher gewesen. Der erste Preis wurde „Schach dem König", historisches Lustspiel in fünf Aufzügen von Hippolyt August Schaufert, der zweite „Ueber den Parteien", Lustspiel in vier Aufzügen von Wolfgang Müller von Königswinter, zutheil.

Das letztere ist nie recht lebensfähig geworden und auch das erstere, obschon es viele recht muntere, ja sogar einige geradezu originelle Auftritte enthält und im Dialog Geist und Witz bekundet, hat, wegen der Breite seiner Anlage und der Unbeholfenheit seiner Entwickelung, auf die Dauer auf den deutschen Bretern doch nicht Fuß zu fassen vermocht.

Dennoch war die Prüfungscommission insofern noch immer glücklich, als sie wenigstens zwei Schriftsteller erkor, die entschieden Beachtung verdienten und sie ohne Zweifel auch gewonnen hätten, wenn nicht ein früher Tod auch sie ihrem dramatischen Schaffen und Wirken vor der Zeit entrissen hätte. Beide besaßen gerade keine starken Begabungen, aber doch Begabungen, die poetische Anlage und feinern Takt erkennen ließen.

Wir gelangen jetzt an die Grillparzer-Preisstiftung. Laube berichtet darüber in seiner Einleitung zu Grillparzer's „Sämmtlichen Werken": „Bei seinem 80. Geburtstage 1871 war die Grillparzer-Gemeinde in Wien dergestalt angewachsen, daß eine große öffentliche Feier gleichsam von selbst stattfand. Der größte Saal der Stadt war angefüllt mit seinen Verehrern, und in Gedichten und Reden wurde unter beistimmendem Jubel der Zuhörer der Greis verherrlicht, welcher in seiner kleinen Wohnung nicht Raum genug hatte bieten können für Deputationen, für Geschenke und Lorberkronen. Eine Stiftung erwuchs aus dieser Feier durch die Sammlung edler Frauen, eine Grillparzer-Stiftung, welche für arme Schriftsteller Unterstützung bereit hält und für neue preiswürdige Dramen Ehrenpreise bietet."

Adolf Wilbrandt erhielt 1875 den letztern für sein Trauerspiel „Gracchus"; neuerdings wurde Ludwig Anzengruber für sein Weihnachtsstück „Heimg'funden" damit bedacht.

Zu den eigentlichen Preisausschreibungen zurückkehrend, ist nun der sogenannte Laube-Preis zu erwähnen, der am 16. Sept. 1876 ausgeschrieben wurde. An diesem Tage feierte Heinrich Laube, damals Director des Wiener Stadttheaters, seinen 70. Geburtstag, und zu Ehren desselben wurden ihm von einem Kunstfreunde 100 Dukaten zu dem Zwecke übergeben, damit ein gutes Lustspiel zu be-

Digitized by Google

lohnen. Ein anderer Theaterliebhaber bestimmte weitere 50 Dukaten für einen zweiten Preis.

Es gingen im ganzen etwa 500 Lustspiele ein, und von diesen erhielt den ersten Preis zugesprochen „Durch die Intendanz", Lustspiel in fünf Acten von E. Henle (Frau Elise Lewy); der zweite blieb zuerst unentschieden, indem man nicht wußte, ob man ihn der Komödie „Der todte Fisch", historischer Schwank in vier Acten von Pollak, oder „Orientalische Wirren", Lustspiel in vier Acten von Otto Girndt, zuwenden sollte. Nachdem das Pollak'sche Stück aber im Stadttheater gespielt und nicht gefallen hatte, ward er dem Girndt'schen Werke zutheil, das indessen — seltsam genug! — wegen Censurbedenken in Wien selbst nicht aufgeführt werden konnte. Ernst Wichert, selbst einer unserer vornehmsten Lustspieldichter, hat es bei seiner Darstellung in Königsberg „als ein gut aufgebautes, im Dialog recht sauberes, doch durch Handlung und Charakteristik nicht genügend fesselndes Stück" bezeichnet. „Der todte Fisch" behandelt die Anekdote vom König Jakob von England, der einem gelehrten Collegium die Frage vorlegte: warum ein todter Fisch leichter als ein lebender sei, und dadurch eine Menge von Untersuchungen veranlaßte, ohne daß es einem der Perückenträger eingefallen wäre, erst die Wahrheit der Frage zu prüfen. Der Schwank ist nicht ohne Laune und Witz, allein in seiner ganzen Ausführung so zutastend und dilettantenhaft, daß er von den Bretern herab keine Wirkung zu erzielen vermochte.

Was nun endlich das Lustspiel des ersten Preises betrifft, so hat dies eine kleine Geschichte hinter sich, die den Verfasser dieses Aufsatzes selbst sehr nahe betrifft. Die Autorin, die damals in Eßlingen bei Stuttgart lebte, hatte ein Lustspiel „Aus Weimars lustigen Tagen" geschrieben, das den Hof der thüringer Hauptstadt mit Goethe, Herzog Karl August, seiner Mutter und Gemahlin in ganz harmloser und lustiger Weise auf die Bühne bringt. Die Haupthandlung dreht sich um eine, allerdings nicht sehr taktvolle Fopperei, die sich Goethe auf einem Schloßmaskenball in Frauenverkleidung gegen seinen erlauchten Busenfreund und Gönner erlaubt. Allein, da im übrigen der Herzog wie die ganze fürstliche Familie in ausnehmender Art gerühmt und gepriesen werden, das Stück in gefälligen Versen abgefaßt ist und schon dadurch von vornherein eine nicht gewöhnliche, sondern etwas vornehmere Haltung zeigt, so meinte ich es auf der Bühne, auf der man Laube's „Karlsschüler", und also den eigenen Vorfahren des würtembergischen Königshauses vorzustellen erlaubte, geben zu dürfen. Ich hatte indeß die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ein Regisseur unsers Hoftheaters, der sich höhern Orts Gunst zu erwerben trachtete, verrieth hinter meinem Rücken meine Absicht dem mit der Schwester des Königs vermählten Prinzen von Weimar, indem er diesem hohen Herrn einzureden wußte: das Stück sei beleidigend für das Andenken seiner hohen Ahnen. Ich wurde infolge dessen veranlaßt, das Lustspiel vom Repertoire wieder abzusetzen, ohne der Urheberin desselben den wahren Grund zu entdecken. Genöthigt, allerlei Vorwände der Verhinderung aus der Luft zu greifen, mag ich wol wenig geschickt gewesen sein und Frau Henle dadurch entrüstet haben. Genug, sie benutzte den Umstand, darauf eine lustige Handlung zu erfinden und daraus das Lustspiel „Durch die Intendanz" zu schreiben. In

Digitized by Google

dem darin auftretenden Intendanten und Oberregisseur bin ich und der vor einiger Zeit verstorbene Karl von Jenderski gemeint.

Die Arbeit ist kein Ausbund von Vortrefflichkeit, und für eine preisgekrönte Schöpfung ein wenig leicht und oberflächlich in Dialog wie Handlung ausgestattet, allein immerhin doch derart, daß sich eine frisch und keck auftretende dramatische Befähigung darin erkennen läßt. Dieselbe hat sich später noch mehrfach und namentlich in dem Lustspiel „Der Erbonkel" bewährt; durch welche Bewährung die Prüfungscommission wenigstens die Genugthuung hat, ihre Wahl nicht vollständig als Misgriff erklärt zu finden.

Bald nach der Laube-Preisausschreibung erließ am 25. Aug. 1877 in München Generalintendant von Perfall mit Bewilligung Sr. Maj. des Königs Ludwig II. eine andere. Sie lautete:

„1) Für eine Tragödie, deren Stoff der deutschen Geschichte zu entnehmen ist. Sie hat sich jedoch von allen nicht rein dichterischen Zwecken fernzuhalten, d. h. sie darf nicht zu jenen Tragödien zählen, welche ungelöste Tagesfragen des religiösen und politischen Parteikampfes auf die Bühne zu bringen suchen.

„2) Für ein Schauspiel. Die Fabel hierzu kann entweder der deutschen Geschichte entnommen werden, oder den socialen Zuständen des gegenwärtigen Deutschland. Auch hier ist das Tendenzstück, das die Poesie nur als Mittel zu einem ihr fern liegenden Zweck misbraucht, von der Bewerbung ausgeschlossen.

„3) Für ein Lustspiel, das in die gebildeten Kreise der deutschen Gesellschaft versetzt und durch consequente Durchführung der Charaktere und logischen Aufbau mit wahrscheinlichen Situationen sich als ein dem Gebiet des Feinkomischen angehöriges Werk erweist. Das Derbkomische darf nur in wohlbegründeten Episoden hervortreten."

Was an dieser Preisausschreibung zunächst wohlthuend berührt, ist der deutsche Standpunkt, den sie überall betont und festhält. Dabei waren die Bedingungen die denkbar günstigsten. Der Preis für jedes zu krönende Stück bestand in 2400 Mark; außerdem sollten die zwei nächstbesten Stücke einer jeden Gattung zur Aufführung im königlichen Hof- und Nationaltheater, resp. im königlichen Residenztheater von der Beurtheilungscommission begutachtet werden können und alle zur Aufführung gelangenden Werke überdies mit Tantièmen, 10 Proc. der Bruttoeinnahme einschließlich der Abonnementsquote, honorirt werden.

Es gingen etwa 192 Tragödien, 119 Schauspiele und 125 Lustspiele ein. Einstimmig des Preises würdig ward keins befunden.

Zur Aufführung begutachtet wurden von den Trauerspielen: „Danckelmann" von Otto Girndt, von den Schauspielen: „Die Tochter des Herrn Fabricius" von Adolf Wilbrandt, und von den Lustspielen: „Neue Verträge" von Alexander Hartmann, nachdem das Lustspiel „Aberglaube" von Elise Werner bei der Aufführung abgelehnt worden war. Ueberhaupt wurden alle diese der Auszeichnung empfohlenen Dramen von der Presse und der darin geübten Kritik beanstandet und bemängelt; am meisten und härtesten „Die Tochter des Herrn Fabricius" von Wilbrandt, und doch ist, sonderbarerweise, gerade dieses Werk das einzige von jenen Preisstücken, das sich auf dem Repertoire behauptet hat.

Digitized by Google

Man mag gegen dasselbe einwenden, was man will, es pulsirt in demselben echtes Theaterblut. Der aus Eifersucht zum Verbrecher gewordene Fabricius, welcher, nach langen Jahren aus dem Gefängniß kommend, seine inzwischen erwachsene und verheirathet gewesene Tochter als Witwe mit seinem Enkelkinde findet und sich überwindet: sich nicht als Vater zu erklären, weil er nicht Schimpf auf die unschuldigen Häupter der Seinen bringen will, ist eine Charakterfigur von ergreifendster Wirkung. Allerdings steht sie in dem Mittelpunkt eines sogenannten Rührstückes, aber dieses Rührstück überragt doch alle seinesgleichen durch die Straffheit und Lebensfrische seiner Handlung, wie durch die geistvolle Durchführung seines aufgestellten Problems. Daß man den nach der Lesung des Stückes ihm zuerkannten Preis nach seiner Aufführung ihm wieder aberkannte, und daß es dieser Aberkennung zum Trotz das einzig dauernde Moment der münchener Preisausschreibung von 1877 ist, wird dieses Werk zur bleibenden Merkwürdigkeit der deutschen Bühne machen.

Girndt's Tragödie ist eine vielfach verdienstliche Schöpfung und beweist, daß dieser Schriftsteller, der jetzt ganz zum Schwank und der Posse übergegangen ist und sich von G. von Moser's leichtgeschürzter Muse gern ins Schtepptau nehmen läßt, von Haus aus entschieden Trieb und Befähigung für tragische Aufgaben in sich trug. In seinem „Danckelmann" ist er leider nur an einen spröden und undankbaren Stoff gerathen.

„Neue Verträge" von Alexander Hartmann kann man als darstellbares Stück gelten lassen, ohne ihm indeß höhere Bedeutung beimessen zu können.

Durch solche, allerdings wenig ermuthigende Erfolge nicht abgeschreckt, erschien bereits am 28. Aug. (Geburtstag Goethe's) 1879 eine neue Preisausschreibung des Stadttheaters von Frankfurt a. M. Der Intendant dieser Anstalt, Emil Claar, gab ihr folgenden Wortlaut:

„Von der Absicht geleitet, in intimen Zusammenhang mit der modernen dramatischen Production zu treten, und gewillt, diese nach Kräften zu fördern, setzt die Intendanz der vereinigten Theater zu Frankfurt a. M. vier Preise aus und zwar für 1) ein Trauerspiel, 2) eine Oper, 3) ein Schauspiel, 4) ein Lustspiel. Jedes dieser Werke muß einen Theaterabend ausfüllen; Autoren und Componisten sind in der Wahl ihrer Stoffe an keine andere Bestimmung gebunden, als daß sie nur Originalarbeiten liefern dürfen, die weder ganz noch theilweise, in keiner wie immer Namen habenden Form früher bereits dargestellt oder veröffentlicht worden sind. Ferner, daß der Componist für Beschaffung eines nach seiner Wahl ernsten oder heitern Librettos zu sorgen hat. Die Intendanz setzt jeden der vier Preise auf 1500 Mark fest, gewährt jedoch, angesichts dieser bescheidenen Summen, die ungewöhnlich hohe Tantième von 15 Proc. der Bruttoeinnahme. Mehr als sonst bei Preisausschreibungen wird in diesem Falle das Publikum zum Mitrichter gemacht; denn es vergibt nicht nur den äußern Erfolg, sondern auch einen großen Theil des materiellen Preises, da nur ein vom allgemeinen Beifall getragenes Werk sich des Vortheils der hochbemessenen Tantième andauernd erfreuen kann."

Man ersieht aus diesem Erlaß, daß man in Frankfurt a. M. auf dem Vor-

Digitized by Google

gang in München fußte und die Zuschauer noch mehr und bestimmender als dort zum Preisrichteramt herbeizog. Unbelehrt durch die dortigen sehr zweifelhaften Vorgänge, nach denen ein Stück vor der Aufführung den Preis zugesprochen erhielt, den man ihm nach der Aufführung wieder absprach, ohne daß anderweitige Aufführungen diesem Ausspruch Zustimmung ertheilt hätten, griff man die dort beliebte Einrichtung nachdrücklichst auf, weil man sich dadurch die Theilnahme des Publikums sichern und die Dramatiker durch zu erwartende vermehrte Einnahmen doppelt anspornen wollte. Dagegen sah man, was einem großen deutschen Stadttheater wol angestanden haben würde, gänzlich von der Hervorhebung eines nationalen Standpunktes ab.

Die Einsendungen erfolgten massenhaft, das endliche Ergebniß aber fiel nicht günstiger als das in München aus.

Nachdem die Preisrichter, ganz wie in München, sich zur Ertheilung eines Preises an irgendeins der eingegangenen Stücke nicht vereinigen konnten, sind dieselben zu der Verständigung gelangt, zwei Stücke ehrenvoll hervorzuheben und zur Aufführung zu empfehlen, und zwar „Stauf", eine historische Tragödie in fünf Aufzügen von Anton Vollmer, und „Die Patricierin", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. In der Oper erhielt das „Käthchen von Heilbronn", Musik von Reinthaler, Text von Heinrich Bulthaupt, den Preis.

Die Oper findet die Anerkennung der Musikverständigen, hat indessen doch keine allgemeinere Verbreitung auf dem deutschen Theater erlangt. „Die Patricierin" von Richard Voß ist jedenfalls ein Werk von großartiger Structur, kühn im Entwurf und schwungvoll in der Sprache, leider jedoch im Ausgange dramatisch nur unbeholfen und einen zerfahrenen Eindruck hinterlassend. Hier und da zur Darstellung gebracht, hat es zwar immer Theilnahme erregt, aber nur wenig dauernd gefesselt. „Stauf" von Anton Vollmer leidet zunächst Einbuße durch seinen Titel. Alle Welt erwartet die Bekanntschaft mit einem Sprossen der Hohenstaufen in dieser Tragödie zu machen und findet zu ihrem Erstaunen in dem Helden dieses Namens einen bairischen Patrioten aus dem Mittelalter. So beginnt das Stück mit einer Enttäuschung, die ein wenig verstimmend wirkt. Dazu kommen Fehler in der Ausgestaltung, die ihr Beeinträchtigendes haben und von welchem der Dichter selbst in einem spätern Briefe an mich folgendermaßen spricht: „Das Ungeschichtliche wesentlicher Hauptzüge; Kleinlichkeit und Breite in historischen und culturgeschichtlichen Details, sowie in der Einzelzeichnung; eine Verwickelung, die nur aus einer politischen Caprice entspringt; Schwäche des Schuldmotivs; skizzenhafte Behandlung episodischer Theile; stellenweise Ueberladung des Vortrags; unrichtig angewandte oder zu weit gehende Parabolik — all das fühlte ich nur zu sehr."

Trotz dieses langen Sündenregisters, das der Verfasser reumüthig eingesteht, athmet die Tragödie doch eine so adelige Gesinnung und so viel patriotischen Geist, auch bei einem Erstlingswurf so verwundernswerthe Technik, daß es sehr zu bedauern ist, daß die frankfurter Kritik das Stück in Grund und Boden verdammte und den Autor dadurch unlustig zu weiterm Schaffen gemacht zu haben scheint. Ein zweiter Leisewitz; doch sein Verstummen wird heutzutage freilich nicht mehr hinreichen, ihm wie jenem die Unsterblichkeit einzutragen.

Digitized by Google

An das frankfurter Preisausschreiben reiht sich das des mannheimer Nationaltheaters vom 16. März 1881. Es lautet:

„Am 13. Jan. 1882 werden es hundert Jahre, daß Deutschlands größter Dramatiker, Friedrich Schiller, seine «Räuber» im mannheimer Nationaltheater zur erstmaligen Aufführung gebracht hat. Diesen hohen Gedenktag der deutschen Bühne, welcher die Namen Schiller, Iffland und Dalberg dauernd verknüpft, beabsichtigt das großherzogliche Hof- und Nationaltheater nicht nur durch eine pietätvolle Darstellung dieser Dichtung zu feiern, sondern auch durch die Krönung eines neuen, in höherm Stil geschriebenen Dramas deutschen Ursprungs mit einem Preise von 1000 Mark.

„Maßgebend für die Ertheilung dieses Preises werden diejenigen Eigenschaften sein, welche die Bedeutung von Schiller's «Räuber» selbst ausmachen. Im Gegensatze zu dem Princip, welches die Actualität von der Bühne ausschließt, soll vielmehr das Drama im Geiste von Schiller's ersten Werken ein Spiegel unserer Zeit und unsers Volkes sein. Es ist selbstverständlich, daß hiermit nicht die dramatische Einkleidung von Scenen politischer oder socialer Natur, welche mit dem Tage entstehen und vergehen, gemeint sein kann, sondern das tiefe und originelle Erfassen von solchen Conflicten, welche die Menschheit allgemein und dauernd bewegen, in jedem bestimmten Zeitraum aber, also auch in unserm, eine besondere und charakteristische Farbe annehmen. Prosa und Vers sollen dabei gleichwerthig sein; ob in höherer oder niederer Sphäre der Gesellschaft spielend, soll ebenfalls keinen Unterschied machen."

Hier erhielt den Preis „Luigia Sanfelice", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß.

Es ist dies ein effectreiches, ergreifendes Stück. Es spielt in der neapolitanischen Revolution von 1779 bis 1780. König Ferdinand II. war vertrieben und der Staat zur Republik erklärt worden. An einem Festtage sollte ein monarchischer Aufstand stattfinden und alle Republikaner ermordet werden. Luigia Sanfelice, die einem jungen Republikaner verlobt war und um die Verschwörung wußte, entdeckte sie ihrem Verlobten und rettete dadurch den Geliebten wie die Verfassung. Aber diese dauerte nicht. Die Monarchie siegte endlich, und nun mußten alle Republikaner ans Messer. Natürlich vor allem auch Luigia, die im Stück inzwischen geheirathet und ihren Gatten im Kampfe verloren hat. Sie wird durch das Königthum zum Tode auf dem Blutgerüst verurtheilt und stirbt durch das Beil, nachdem sie im Gefängniß einem Knaben das Leben gegeben.

Dies alles spielt sich lebendig und mit dem vollen Ausdruck südländischer Leidenschaft ab. Man erkennt an Menschen und Handlung die eigenartigen Charakterzüge Italiens und gleichsam sein farbensprühendes Colorit. Nichtsdestoweniger, oder vielleicht eben deswegen fand auch diese dramatische Preisarbeit keine allgemeinere Verbreitung, sondern blieb auf einzelne Versuche beschränkt.

In demselben Jahr 1881 fanden noch zwei weitere Preisvertheilungen statt. Der augsburger Schiller-Zweigverein verlieh dem Dramatiker Hugo Krebs in Brieg in Schlesien für sein Trauerspiel „Der Bürgermeister von Breslau" einen Ehrenpreis von 200 Mark. Dieser Ehrenpreis war ursprünglich, wie wir in

Digitized by Google

einem Nachwort zu den Zeitgedichten von Rudolf Menger: „Dem Siegeskaiser", lesen, dem ebengenannten Verfasser für sein vaterländisches Trauerspiel „Kaiser Otto III." zugedacht worden, das man einstimmig als preiswürdig erklärt hatte. Der Preis entging ihm, wie er mittheilt, weil er „zur Entgegennahme des Lohnes das vorschriftsmäßige Alter bereits überschritten".

Es scheint also, daß man hier einen jugendlichen Dichter zur Aufmunterung habe krönen wollen.

Die prager Concordia-Gesellschaft hatte in derselben Zeit einen Preis von 20 Dukaten für das beste einactige Lustspiel ausgesetzt, den der leider bald danach verstorbene Karl Karo für die kleine Komödie „Die Burgruine" gewann.

290 Stücke waren eingegangen.

Dies sind in der Kürze die Preisausschreibungen und Preisvertheilungen, die im Laufe von etwa anderthalb Jahrhunderten in Deutschland stattgefunden haben.

Ueberblickt man dieselben der Reihe nach, so überzeugt man sich leicht, daß sie alle wohlgemeint und meist in sehr hohem und hoffnungsvollem Tone abgefaßt sind. Mehr oder minder lassen alle die Erwartung wahrnehmen, daß sich durch eine jede von ihnen ein neuer Aufschwung in der dramatischen Literatur Deutschlands ergeben werde. Die ersten legen entschieden den Schwerpunkt der ganzen dramatischen Kunst auf das Trauerspiel; nach und nach aber verrückt sich das Verhältniß, und nachdem man anfangs ziemlich schüchtern für das Lustspiel eintritt, es dann als gleichberechtigt neben der Tragödie fordert, sehen wir, wie es Schritt für Schritt die tragische Muse verdrängt und die Preisausschreibungen nur in ihm noch die Zukunft der deutschen Breter erkennen.

Die Ausschreibung des Deutschen Bühnenvereins, wie bereits berichtet worden, trägt diesem Zuge der Zeit Rechnung und beschränkt sich lediglich auf die Forderung von Lustspielen und gleichsam nur des dramatischen Anstandes wegen auch noch von Schauspielen. Andere Ausschreibungen, wie die des wiener Burg- und Laube-Preises, fassen ausschließlich das Lustspiel ins Auge. Den deutschen Standpunkt betont mit einigem Nachdruck nur die münchener Ausschreibung von 1877. Von einem deutschen Nationaltheater weiß nur der von Lessing inspirirte Erlaß des Kaisers Joseph II. Lessing, der von 1767 bis 1769 seine „Hamburgische Dramaturgie" geschrieben, war trotz aller niederschmetternden Erfahrungen, die er mit dem deutschen Publikum und den deutschen Schauspielern gemacht, noch immer erfüllt von „dem gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind". Kaum hatte ein geistvoller und edeldenkender Monarch wie Kaiser Joseph II. vaterländischen Sinn in seinen Regierungsmaßregeln wahrnehmen lassen, so war Lessing auch mit seinem „gutherzigen Einfall" bei der Hand. Er, der schon vor Schiller „im Theater die Schule der moralischen Welt" errichtet sah und in jenem nationalen Drange kategorisch gemeint hatte: „Jedes gesittete Volk hatte seine Bühne", das will sagen: seine eigene nationale Bühne, erachtete es nicht für schwierig, daß auch Deutschland sie erhalte, weil er glaubte: „von der Bühne sind fremde Sitten, in welchen



Digitized by Google

wir weder die allgemeine menschliche Natur noch unsere besondere Volksnatur erkennen, bald verdrängt".

Der große Lessing kannte aber seine kleinen Deutschen nicht, die, verliebt in alles Fremde, ihr Theater mit Vorliebe zum Schauplatz, zur dramatischen Versuchsstation aller Völker gemacht und dadurch auf diesem dem eigenen Volksthum fast allen Spielraum genommen haben. Lessing wähnte, wenn die Deutschen eine geeinte feste Nation geworden, würden sie auch ein Nationaltheater erlangen. Sie sind nun glücklich in der That fest und einig geworden, aber der Begriff eines Nationaltheaters ist ihnen noch keineswegs aufgegangen; wie wir immer und immer wieder gewahren müssen. Noch immer huldigen sie dem Genius des Auslandes und thun es selbst dann noch, wenn dieser Genius ein ziemlich niedriges Ansehen hat und ihrer Denkungsart und Gesittung in schimpflichster Weise Hohn spricht. Unser Buchhandel, unsere Zeitungen strotzen von Uebersetzungen; unsere Bühnen gleichfalls. Die vaterländische dichterische Schöpfung findet wenig Beachtung und Pflege; die dramatische wird jedenfalls nicht grundsätzlich begünstigt. Die Kritik, soweit von einer solchen überhaupt noch die Rede sein kann, und die Presse befleißigen sich keiner Schonung, die Bühnenleiter keiner hingebenden Liebe zu derselben. Die Vorstände der Hoftheater zeigen keine vaterländische Gesinnung oder dürfen sie nicht zeigen, und die der Stadttheater sind der Mehrzahl nach nur Geschäftsleute und Speculanten, welche um des lieben Erwerbes willen eine solche nur lächerlich finden zu müssen glauben. Hat doch auch das „Deutsche Theater" in Berlin noch soviel wie nichts gethan, um seinem Namen Ehre zu machen. Ein Dichter wie Ernst von Wildenbruch muß mit seinen Dramen auf ein berliner Vorstadttheater flüchten, um 100 Aufführungen mit einem Trauerspiel zu erleben. Und doch ist er eine bedeutende Begabung und erfüllt vom reinsten Nationalgefühl. Sein „Mennonit" und sein „Väter und Söhne" bezeugen das, und noch mehr bezeugen es die Verse, die er zur 100. Aufführung seines „Neuen Gebotes" dichtete, von denen die letzten zwei lauten:

Nicht dem Dichter sollt ihr danken;
Deutschen Volkes Seele preiset,
Die das Haupt ihm mit Gedanken
Und das Herz mit Glut gespeiset.

Bringt ihm nicht des Kranzes Spende,
Nicht den Schmuck gewirkten Bandes;
Wollt ihr danken, hebt die Hände
Auf zum Dienst des Vaterlandes.

Im Dienst des Vaterlandes zu stehen, das ist der ehrenwertheste und schönste Beruf, dem ein dramatischer Dichter obliegen kann. Aber man muß ihm Muth dazu machen und Gelegenheit geben, denselben auszuüben. Und wo geschieht das in Deutschland? Thut es der Deutsche Bühnenverein? Seine Preisausschreibung scheint uns nach dieser Seite hin sehr zweifelhaft. Die Lohnverheißung für ein modernes Lust- oder Schauspiel wird nur die Tantièmeschreiber spornen. Der Genius des deutschen Volkes ist jedenfalls dabei nicht zum Gevatter geladen worden.

Digitized by Google

Wird er sich ungeladen einstellen?

Die Zeit muß es lehren.

Wir aber können vorderhand nichts anderes thun, als bitter darüber klagen, daß die Mehrzahl aller deutschen Preisausschreibungen, die des Deutschen Bühnenvereins an der Spitze, den nationalen Standpunkt ganz außer Acht gelassen und sich mit beängstigender Vorliebe auf die Pflege des Lustspiels gelegt haben. Soll das Trauerspiel auf der deutschen Bühne wirklich verstummen und nur die Komödie noch eine Stätte darauf finden? Der dramatische Geschmack scheint in der That im Niedergange und Paul Heyse im Recht zu sein, wenn er dichtet:

Von unserer Bühne hat Ungeschmack
Die holden Musen vertrieben:
Sie blasen dir auf dem Dudelsack
Was du für die Flöte geschrieben.

---



Digitized by Google

# Das deutsche Reichsheer.

Nach den Etatsveränderungen vom April 1887.

Von

Hauptmann Bernin.

Mit dem 1. April 1887 sind im Schoße des deutschen Reichsheeres zahlreiche und tiefgreifende Veränderungen vorgegangen. Seine Stämme und Rahmen im ganzen und einzelnen sind mehrfach erweitert, zwei seiner Hauptwaffen, Infanterie und Artillerie, bedeutend verstärkt, große Garnisonswechsel vorgenommen und endlich auch die äußere Erscheinung, Ausrüstung und Uniform, nicht unwesentlich abgeändert worden, kurz: wer das deutsche Reichsheer vom Frühjahr 1887 mit demjenigen der letzten Jahre aufmerksam vergleicht, wird gewaltige Verschiedenheiten, man könnte fast sagen große Umwälzungen in den bestehenden militärischen Einrichtungen erblicken. Auch hier sehen wir wieder, wie das Dichterwort sich bewahrheitet, wenn auch etwas cum grano salis angewandt — das schöne Wort nämlich des alten Atkinghausen:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

Es möchte daher wol zeitgemäß sein, auf die Verhältnisse von sonst (die allerdings hier kaum etwas „Ruinenhaftes" aufweisen) und von jetzt einen prüfenden Blick zu werfen und sodann der Gegenwart einmal vor das Auge zu führen, von welcher Beschaffenheit das „neue Leben" ist, welches gegenwärtig die Reihen des deutschen Reichsheeres durchdringt.

Eine geschichtliche Einleitung, welche das neue Ereigniß zu erläutern im Stande wäre, glauben wir uns wol ersparen zu können, da die Bedingungen und Umstände, welche dasselbe herbeigeführt haben, allgemein bekannt sind; wir werden uns daher auf die Angabe einiger Hauptmomente beschränken dürfen und beginnen mit der Darlegung der innern, beziehungsweise der Organisationsverhältnisse des deutschen Heeres.

Das Reichsgesetz vom 6. Mai 1880 war bis zum März 1887 das letzte gewesen, welches die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres geregelt hatte. In demselben war bekanntlich für die Zeit vom 1. April 1881 bis 31. März 1888 diese Stärke auf 427274 Mann, d. h. auf 1 Proc. der nach der letztvorher-

Digitized by Google

gegangenen Volkszählung (vom 1. Dec. 1875) ortsanwesenden Bevölkerung festgestellt worden. Da nun die Heeresleitung mit der bisherigen Friedenspräsenzstärke den besonders in der großen politischen Welt veränderten Verhältnissen gegenüber nicht mehr glaubte auskommen zu können, machte der allerhöchste Kriegsherr auf ihren Antrag von seinem Rechte Gebrauch und bestimmte, daß eine Reichstagsvorlage ausgearbeitet werde, um ein Gesetz zu Stande zu bringen, welches die der Volkszählung vom 1. Dec. 1885 entsprechende Vermehrung der Heeresstärke zur Folge hätte. Da Gefahr im Verzuge zu liegen schien, so wurde der eigentliche Endpunkt des Septennats (31. März 1888) aufgegeben und schon der 1. April 1887 als Eintrittszeit der neuen Truppenvermehrung von den Behörden ins Auge gefaßt.

Die Gliederung des deutschen Heeres war noch im Jahre 1886 folgende:

483 Infanteriebataillone,
20 Jägerbataillone,
465 Escadrons Cavalerie,
340 Batterien Feldartillerie (mit 1404 bespannten Geschützen),
31 Bataillone Fußartillerie,
19 Pionierbataillone,
18 Trainbataillone.

Die neue Organisation zeigt nun seit dem 1. April 1887 folgendes Bild:

513 Infanteriebataillone,
21 Jägerbataillone,
465 Escadrons Cavalerie,
364 Batterien Feldartillerie,
31 Bataillone Fußartillerie,
19 Pionierbataillone,
18 Trainbataillone.

Aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich auf den ersten Blick, daß die Truppenvermehrung hauptsächlich die Infanterie und Feldartillerie betroffen hat: erstere wurde um 30 Bataillone, die Jägertruppe um 1 Bataillon und die Feldartillerie um 24 Batterien verstärkt. Dazu kommt ferner, daß namentlich die technischen Truppen, wenn auch nicht in ihren Stäben, so doch in ihren Beständen, eine Vermehrung erfahren haben, wie wir dies weiter unten noch näher darlegen werden. Zunächst ist es uns nur um eine schnelle Uebersicht zu thun.

Die der Regierungsvorlage beigegebene Begründung hat mit vollem Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die deutsche Kriegsmacht immer nur unter dem zwingenden Druck der äußern Verhältnisse gewachsen ist. So hat sich letztere von dem Friedensstande von 378069 Mann (1870) im Jahre 1871 auf 401059, und erst 10 Jahre später (1881) wieder auf 427274 Mann*) gehoben. Wenn nun die zuletzt bestimmte Heeresstärke auch ferner beibehalten worden wäre, so würde

*) Aehnliches war bei der kaiserlichen Marine der Fall. Hier wurde im Jahre 1880 die Truppenzahl von 5744 Mann auf 10541, und im Jahre 1886 von der letztgenannten Stärke auf die Höhe von 13892 Köpfen gebracht.

Digitized by Google

das als Frucht eines glorreichen Feldzuges neuerstandene Deutsche Reich für eine absehbare Zukunft Gefahr laufen, bei einem drohenden europäischen Kriege nicht mehr seine, der Erhaltung des allgemeinen Friedens dienende Politik nachdrucksvoll führen zu können; ja es würde sogar, wenn ein Völkerstreit unvermeidlich werden sollte, die kaum errungene Selbständigkeit des Reichs bedroht werden. Aus diesen wohlerwogenen Gründen ist denn nun auch von der deutschen Heeresleitung die abermalige Verstärkung des Reichsheeres geplant und beschlossen worden*); der Bundesrath hat bereits im Spätherbst 1886 dieselbe gebilligt, und nun ist sie auch von dem neuen Reichstage, nachdem der alte Reichstag diese Vorlage abgelehnt hatte und infolge dessen aufgelöst worden war, in dritter, am 11. März 1887 erfolgter Lesung, beziehungsweise in der ersten Session der siebenten Legislaturperiode angenommen worden.

Gehen wir nun auf die verschiedenen Bestimmungen des neuen Gesetzes ein, so muß zunächst die Frage aufgeworfen werden, ob die seit dem 1. April 1887 geforderte größere Präsenzstärke keine Schwierigkeiten bereiten wird. Hierauf ist nun die beruhigende Antwort zu geben, daß eine jährliche Mehreinstellung von 13—14000 Mann (bei dreijähriger Dienstzeit) nicht die geringsten Umstände machen kann, da, wie die im Juni 1886 vorgelegten „Uebersichten der Ergebnisse des Heeres-Ergänzungsgeschäfts für das Jahr 1885" erwiesen haben, der Bestand der „überzählig" gebliebenen Ergänzungsmannschaft rund 20000 Köpfe beträgt, wobei noch in Betracht kommt, daß ein Theil der Militärpflichtigen nur um deswillen der Ersatzreserve erster Klasse überwiesen zu werden pflegt, weil die Ersatzbehörden bei dem Ueberfluß an tauglichen Mannschaften in der Lage sind, nur die körperlich Brauchbarsten zur gewöhnlichen Aushebung zuzulassen.

Nun war allerdings noch in Frage gekommen, ob die den Endzweck des Gesetzes bildende Vermehrung der für den Kriegsdienst vollkommen ausgebildeten Mannschaften nicht dadurch anzustreben wäre, daß unter entsprechend stärkerer Rekruteneinstellung innerhalb der bisherigen Friedenspräsenzstärke eine Verkürzung der Dienstzeit bei der Fahne einzuführen sei. Allein ganz abgesehen davon, daß diese Dienstzeit bei der Infanterie durchschnittlich überhaupt nur 2 Jahre $4^1/_2$ Monate

*) Ueber die Art, wie dieser Entschluß zu Stande kam, ist uns folgende Mittheilung geworden, die wir zwar nicht verbürgen können, jedoch deshalb hier wiedergeben, weil sie durchaus nichts Unwahrscheinliches an sich hat. Hiernach soll im vorigen Spätherbst in Berlin eine Sitzung der höchsten Rathgeber des Kaisers Wilhelm stattgefunden haben, in welcher auch eine Denkschrift des Chefs des Generalstabes der Armee, des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke, über den damaligen Stand der Heere der europäischen Großmächte als Berathungsmaterial zu Rathe gezogen worden sei. Aus derselben soll sich lar ergeben haben, daß die Kriegsmacht des Deutschen Reiches in Verbindung mit den Streitkräften des österreichisch-ungarischen Staates numerisch nicht der verbündeten französisch-russischen Kriegsmacht gewachsen sein könne. (Hierbei ist von einem Blick auf die beiderseitigen Marinestärkeverhältnisse ganz abgesehen worden.) Der Reichskanzler Fürst Bismarck soll, so wurde uns weiter berichtet, infolge dessen darauf bestanden haben, daß unverzüglich eine Gesetzesvorlage, betreffend die Vermehrung der Friedenspräsenzstärke des deutschen Reichsheeres, dem Bundesrathe zuginge, ohne den Ablauf des Septennats am 31. März 1888 abzuwarten.

Digitized by Google

trägt und daß das Deutsche Reich hinsichtlich der gesetzlichen und thatsächlichen Dauer derselben den ihm benachbarten Großstaaten nachsteht, zwang die Rücksicht auf eine numerische Ueberlegenheit, gegen welche Deutschland voraussichtlich in einem künftigen Kriege zu kämpfen haben wird, dazu, die fehlende Zahl möglichst durch die Güte der Ausbildung zu ersetzen. Damit stellte sich eine Verkürzung der Dienstzeit um so weniger als zulässig heraus, als bei der Schnelligkeit, mit welcher in den Kriegen der Gegenwart in civilisirten Ländern Kriegserklärung und erste Waffenentscheidung aufeinanderzufolgen pflegen, die Gelegenheit, Lücken der Ausbildung erst auszufüllen, nicht gegeben ist.

Das neue Gesetz stellte den leitenden Grundsatz auf, daß die Heeresverstärkung in erster Linie der Infanterie zugute kommen sollte. Hierbei deckte sich in glücklichster Weise das militärische Erforderniß mit dem Bestreben, die nicht zu vermeidenden Geldopfer so niedrig wie möglich zu halten — ist doch die Infanterie bekanntlich die billigste aller Waffengattungen. Nichtsdestoweniger mußten doch auch namhafte Vermehrungen für die Feldartillerie, die Eisenbahntruppen und den Train vorgesehen werden. Die Fußartillerie und die Pioniere haben nur insofern Berücksichtigung erfahren, als dies durch locale Bedürfnisse, beziehungsweise die Reorganisation des Militär-Telegraphenwesens, geboten schien. Die Cavalerie hat dagegen keine eigentliche Vermehrung erfahren; es ist sogar hier ein Stab, nämlich der früher bei dem XII. (königlich sächsischen) Armeecorps bestehende Cavalerie-Divisionsstab, aufgehoben worden; die Forderung für die Cavalerie beschränkt sich lediglich darauf, daß die durch das bisher üblich gewesene spätere Einstellen entstandene Rekrutenvacanz der Cavalerie fortan in Wegfall zu kommen hat.

Folgendes sind nun die mit dem 1. April 1887 neu errichteten Stäbe und Truppentheile:

Stäbe.

Es wurden neu aufgestellt: 2 Divisionsstäbe, 4 Infanterie-Brigadestäbe und 1 Cavalerie-Brigadestab, und zwar behufs Errichtung je einer 3. Division beim XII. (königlich sächsischen) Armeecorps und bei dem XV. Armeecorps (Elsaß-Lothringen). Der eine dieser Stäbe wurde der Stab der 32. Division bei dem XII., der andere der der 33. Division bei dem XV. Armeecorps.

Die 4 Infanterie-Brigadestäbe sind folgende: Stab der 63. und 64. Infanteriebrigade (XII. Armeecorps) und Stab der 65. und 66. Infanteriebrigade (XV. Armeecorps).

Der neue Cavalerie-Brigadestab wurde bei der 32. Division (XII. Armeecorps) errichtet.

Infanterie.

Die Vermehrung betrug 5 Regimenter und 15 einzelne Bataillone.

Erstere sind zu 3 Bataillonen zusammengesetzt worden und haben die Nummern 135—138 (preußische) bei dem XV. Armeecorps und Nr. 139 (sächsisches) bei dem XII. Armeecorps erhalten.

Die neuen 15 Bataillone wurden als „vierte Bataillone" folgenden preußischen Infanterieregimentern angehängt: Nr. 14 und 129 (II. Armeecorps — Pommern), Nr. 18 (VI. Armeecorps — Schlesien), Nr. 13, 16, 39 und 53 (VII. Armeecorps —

Digitized by Google

Westfalen), Nr. 40 und 65 (VIII. Armeecorps — Rheinlande), Nr. 80 und 83 (XI. Armeecorps — Hessen-Nassau), Nr. 17, 112, 113 und 114 (XIV. Armeecorps — Baden).

Jäger.

Die Verstärkung betrug 1 Bataillon und zwar 1 sächsisches (XII. Armeecorps).

Feldartillerie.

Neu errichtet wurden 21 Abtheilungsstäbe, nämlich 16 preußische, 2 bairische, 1 sächsischer und 2 würtembergische, sowie 24 Batterien, nämlich 17 preußische, 2 bairische, 3 sächsische und 2 würtembergische.

Eisenbahntruppen.

Es wurden neu aufgestellt 3 Bataillonsstäbe, nämlich 2 preußische und 1 bairischer, sowie 9 Compagnien, nämlich 6 preußische, 1 bairische, 1 sächsische und 1 würtembergische. Bis zum 1. April 1887 hatten bekanntlich nur 8 preußische Eisenbahncompagnien und 1 bairische bestanden; die Vermehrung dieser technischen Truppe, welcher selbstredend im Kriegsfalle viele und gewichtige Aufgaben obliegen, ist also eine verhältnißmäßig sehr ansehnliche.

Train.

Hier wurden 14 Compagnien neu aufgestellt, und zwar 12 preußische, 1 sächsische und 1 würtembergische.

Diese hiermit abgeschlossene Verstärkung der Stäbe hätte noch eine größere sein können; allein die Heeresleitung hat geglaubt, aus Rücksicht auf die Geldopfer sich auf die nothwendigsten Neuerrichtungen beschränken zu sollen; sie bestätigt dadurch aufs neue das Zeugniß, welches ihr der Generalfeldmarschall Graf Moltke in einer seiner Reichstagsreden ausstellte, worin er dieselbe als eine „umsichtige, redliche und sparsame" bezeichnete, indem er zugleich mit Recht hervorhob, daß es zu einer Zeit, in welcher nach dem Ausspruch des deutschen Landsknechts „Patronenhülsen die gangbarsten Papiere" sein würden, die Rücksicht auf die Finanzen eigentlich aufhören müßte. Jedenfalls wird hier wiederum die Thatsache bewiesen, daß von allen großen Armeen das deutsche Reichsheer noch das mindest kostspielige ist; allgemein bekannt ist z. B., daß Frankreich nahezu das Doppelte für seine Armee ausgibt wie Deutschland.

Wir kommen nun zu den neuen Truppentheilen und wollen dieselben, beziehungsweise ihre Vertheilung auf die einzelnen Armeecorps an der Hand der „Allerhöchsten Bestimmung über Errichtung neuer Behörden und Truppentheile" vom 11. März 1887 vorführen:

## A. Infanterie.

XV. Armeecorps.

Infanterieregiment Nr. 135 — Diedenhofen. Das bis zu Ende März 1887 dort stehende 8. rheinische Infanterieregiment Nr. 70 ist nach Saarbrücken verlegt worden.

Infanterieregiment Nr. 136 — Dieuze. Vorläufig sind nur das 2. und 3. Bataillon dieses Regiments in Forbach, beziehungsweise Pfalzburg untergebracht worden.

Infanterieregiment Nr. 137 — Hagenau. Das dort bis zu Ende März 1887 stehende hessische Jägerbataillon Nr. 11 ist zum XI. Armeecorps, dem es bekannt-

Digitized by Google

lich früher angehörte, zurückgetreten und wieder nach Marburg verlegt worden. Vorläufig steht jetzt das 1. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 137 in Hagenau, während das 3. Bataillon desselben einstweilen in Straßburg im Elsaß untergebracht wurde, und das 2. Bataillon zunächst, und zwar bis zum Herbst 1887, im Barackenlager des Artillerieschießplatzes bei Hagenau Aufenthalt genommen hat.

Infanterieregiment Nr. 138 — Straßburg im Elsaß.

XIV. Armeecorps.

4. Bataillon 4. westfälischen Infanterieregiments Nr. 17 — Mülhausen im Elsaß. Das Regiment ist mit allen seinen 4 Bataillonen in seiner Garnison vereinigt worden.

4. Bataillon 4. badischen Infanterieregiments Prinz Wilhelm Nr. 112 — Rastatt. Das Regiment soll künftig mit dem Stabe, dem 1., 2. und 4. Bataillon in Colmar, dem 3. Bataillon in Schlettstadt stehen. Am 31. März 1887 wurden der Stab und das 2. Bataillon dieses Regiments nach Colmar, das 3. Bataillon nach Schlettstadt und das Füsilierbataillon des 8. würtembergischen Infanterieregiments Nr. 126 aus Schlettstadt nach Straßburg verlegt.

4. Bataillon 5. badischen Infanterieregiments Nr. 113 — Neubreisach.

4. „ 6. „ „ „ 114 — Mülhausen im Elsaß.

XI. Armeecorps.

4. Bataillon hessischen Füsilierregiments Nr. 80 — Hanau. In dieser Garnison soll künftig auch das 2. Bataillon dieses Regiments stehen, welches Ende März 1887 Marburg verlassen hat; dasselbe ist bis zum 30. Juni 1887 zugleich mit dem 4. Bataillon vorübergehend in Mainz untergebracht worden.

4. Bataillon 3. hessischen Infanterieregiments Nr. 83 — Kassel. Das 2. Bataillon dieses Regiments hat bis zum 30. Juni 1887 Cantonnements in Kassel bezogen.

VIII. Armeecorps.

4. Bataillon hohenzollernsches Füsilierregiment Nr. 40. — Köln. Das 2. Bataillon des 6. rheinischen Infanterieregiments Nr. 68 ist Ende März 1887 von Koblenz nach Diez verlegt worden.

4. Bataillon 5. rheinischen Infanterieregiments Nr. 65 — Köln.

VII. Armeecorps.

4. Bataillon 1. westfälischen Infanterieregiments Nr. 13 — Münster, vorläufig Paderborn.

4. Bataillon 3. westfälischen Infanterieregiments Nr. 16 — Köln.

4. Bataillon niederrheinischen Füsilierregiments Nr. 39 — Düsseldorf, vorläufig Lippstadt.

4. Bataillon 5. westfälischen Infanterieregiments Nr. 53 — Aachen.

VI. Armeecorps.

4. Bataillon 1. posenschen Infanterieregiments Nr. 18 — Gleiwitz.

II. Armeecorps.

4. Bataillon 3. pommerschen Infanterieregiments Nr. 14 — Straßburg in Westpreußen.

4. Bataillon Infanterieregiments Nr. 129 — Inowraclaw.

Digitized by Google

## B. Feldartillerie.

2. Garde-Feldartillerieregiment, 1 Abtheilungsstab, 1 Feldbatterie. Stab, I., II., III. Abtheilung — Berlin.

1. badisches Feldartillerieregiment Nr. 14. Ebenso. Stab, I., II., III. — Karlsruhe.

Feldartillerieregiment Nr. 15. Ebenso. Stab, I., II., III. — Straßburg im Elsaß.

Westpreußisches Feldartillerieregiment Nr. 16. Ebenso. Stab, I. und III. — Danzig, II. — Allenstein, jedoch ist die letztere vorläufig in Graudenz geblieben.

2. pommersches Feldartillerieregiment Nr. 17. Ebenso. Stab und I. — Graudenz, II., III. — Bromberg, jedoch ist die I. Abtheilung vorläufig in Kolberg geblieben.

2. brandenburgisches Feldartillerieregiment Nr. 18 (Feldzeugmeister). Ebenso. Stab, I., III. — Frankfurt a. d. O., II. — Landsberg.

Thüringisches Feldartillerieregiment Nr. 19. Ebenso. Stab, I., III. — Erfurt, II. — Torgau.

Posensches Feldartillerieregiment Nr. 20. Ebenso. Stab, I., II., III. — Posen, jedoch ist die I. Abtheilung vorläufig in Glogau geblieben, während die III. Abtheilung einstweilen in dem Barackenlager des Artillerieschießplatzes bei Lerchenberg untergebracht wurde.

Oberschlesisches Feldartillerieregiment Nr. 21. Ebenso. Stab, I., III. — Neisse, II. — Grottkau. Die reitende Abtheilung des schlesischen Feldartillerieregiments Nr. 6 ist Ende März 1887 von Grottkau nach Schweidnitz verlegt worden.

2. westfälisches Feldartillerieregiment Nr. 22. Ebenso. Stab, I., III. — Münster, II. — Minden, jedoch ist die III. Abtheilung vorläufig nach Soest gekommen.

2. rheinisches Feldartillerieregiment Nr. 23. Ebenso. Stab, I., II., III. — Koblenz, doch bleiben Stab und I. Abtheilung bis zum 30. Sept. 1887 in Köln, die II. Abtheilung in Jülich, während die III. Abtheilung in dem Barackenlager des Artillerieschießplatzes Wahner Heide untergebracht ist. Am 30. Sept. 1887 werden der Stab und die I. Abtheilung des 1. rheinischen Feldartillerieregiments Nr. 8 nach Saarlouis, die II. Abtheilung nach Jülich, die reitende Abtheilung nach Metz verlegt, 1 Batterie der II. Abtheilung dieses Regiments wird nach der diesjährigen Schießübung zunächst Cantonnements bei Koblenz beziehen.

Holsteinisches Feldartillerieregiment Nr. 24. Ebenso. Stab, I. — Schwerin, II. — Itzehoe, III. — Güstrow, 1 Batterie der letztern Neustrelitz. Die II. Abtheilung bleibt bis zum 30. Sept. 1887 in Mölln.

Großherzoglich hessisches Feldartillerieregiment Nr. 25 (Großherzogliches Artilleriecorps). 1 Feldbatterie. Stab, I., II. — Darmstadt (Bessungen).

2. hannoverisches Feldartillerieregiment Nr. 26. 1 Abtheilungsstab, 1 Feldbatterie. Stab, II., III. — Verden, I. — Oldenburg.

Nassauisches Feldartillerieregiment Nr. 27. Ebenso. Stab, I., III. — Mainz, II. — Wiesbaden.

2. badisches Feldartillerieregiment Nr. 30. Ebenso. Stab, I., III. — Rastatt, II. — Neubreisach.

Feldartillerieregiment Nr. 31. Ebenso. Stab, I., III. — Hagenau, II. — Metz.

Digitized by Google

## C. Technische Truppen.

Bei dem Eisenbahnregiment erhielten die beiden neuerrichteten Bataillone die Benennung „3. und 4. Bataillon" mit den Compagnien 9—12, beziehungsweise 13—16. Die 15. Compagnie ist vom königlich sächsischen, die 16. vom königlich würtembergischen Militärcontingent aufgestellt worden, beide haben auch dementsprechende Bezeichnungen erhalten.

Dem Eisenbahnregiment ist bekanntlich die Luftschifferabtheilung attachirt, welche jetzt in den Etat aufgenommen worden ist. Hierdurch ist jedoch das Dienstverhältniß dieser Abtheilung zum Eisenbahnregiment keineswegs geändert worden, ihre Offiziere bilden nach wie vor mit denen des letztern ein einheitliches Offiziercorps. Das ganze Regiment steht zu Berlin in Garnison.

Bei dem Train erstreckte sich die Vermehrung auf die 12 Bataillone Nr. 1, 3—11, 14 und 15. In den Garnisonen dieser Bataillone wurde je eine dritte Compagnie neu aufgestellt, außerdem ist eine sächsische und eine würtembergische Traincompagnie neu gebildet worden.

Aus unsern Aufstellungen ist zu ersehen, daß das deutsche Reichsheer in fast allen seinen Theilen — nur die Cavalerie bildet hierbei eine Ausnahme — von tiefgreifenden Veränderungen betroffen worden ist. Da die Neubildungen der Truppentheile durch Abgabe bereits ausgebildeter Mannschaften seitens der bestehenden Regimenter u. s. w., sowie durch Einziehung von zur Disposition entlassenen, also gleichfalls ausgebildeten Mannschaften bewerkstelligt worden sind, so hat die Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit des deutschen Reichsheeres durch diese große Organisationsveränderung nicht die geringste Einbuße erlitten. Es bedurfte nur einer verhältnißmäßig kurzen Zeit der bekannten strammen Schulung, um die neu aufgestellten Truppen in einen festen Verband von demselben Gusse zu bringen, wie ihn die ältern und ältesten, kriegserprobtesten Regimenter aufweisen. Vor unsern Augen haben hier abermals die vortrefflichen Grundsätze ihre Wirksamkeit beweisen müssen, welche der heute wie stets unvergessene Reorganisator der königlich preußischen Armee, Generalfeldmarschall Graf von Roon, zum ersten mal bei der Heeresvermehrung des Jahres 1860 in Anwendung brachte, und die sich damals ebenso vortrefflich bewährt haben wie unter seinen Nachfolgern, zunächst dem General der Infanterie von Kameke und jetzt dem Generallieutenant Bronsart von Schellendorff.

In diesem Augenblick weist das deutsche Reichsheer folgende Stärke auf:

166 Infanterieregimenter mit 513 Bataillonen,
21 Jägerbataillone,
93 Cavalerieregimenter mit 465 Escadrons,
364 Feldbatterien,
31 Bataillone Fußartillerie,
19 Pionierbataillone mit 79 Compagnien,
5 Eisenbahnbataillone und 2 Compagnien,
18 Trainbataillone und 1 Compagnie.

Digitized by Google

Diese Truppentheile führen bekanntlich durchlaufende Nummern, mit alleiniger Ausnahme der königlich bairischen, welche eine Numerirung für sich haben. Von Interesse ist besonders ein Blick auf die Nummern der Infanterieregimenter der königlich preußischen Armee und der in die preußische Verwaltung übernommenen Contingente anderer Bundesstaaten.

Die preußische Armee zählte vor etwa 70 Jahren — abgesehen von den Garderegimentern, welche besondere Bezeichnungen und Nummern hatten, 40 Infanterieregimenter, die fortlaufend numerirt waren (von Nr. 1 bis 40). Bei der Heeresreorganisation vom Jahre 1860 durch König Wilhelm und Kriegsminister von Roon wurden 32 neue Infanterieregimenter (Nr. 41—72) errichtet, die man die „Töchterregimenter" nennt, da sie durch Abgaben aus den Linienregimentern (Nr. 1—32) gebildet wurden. (Man braucht nur die Zahl 40 der Nummer des alten Linienregiments hinzuzuzählen, um die richtige Ziffer für das jüngere Regiment zu erhalten, welches mit dem ältern fast stets demselben Armeecorps angehört.) Nach dem Feldzuge 1866 wurden 16 neue Infanterieregimenter gebildet, wodurch die Zahl der letztern auf 88 stieg (Nr. 73—88). Durch Militärconvention mit Mecklenburg kamen dessen 2 Infanterieregimenter hinzu, welche die Nrn. 89 und 90 erhielten, es folgten dann das oldenburgische (Nr. 91), das braunschweigische (allerdings erst später als Nr. 92), das anhaltische (Nr. 93), und die 3 thüringischen (Nr. 94—96). Die folgenden 3 Nummern 97—99 wurden einstweilen offen gelassen, dagegen empfingen die 9 sächsischen Infanterieregimenter die Nummern 100—108, die 6 badischen die Nummern 109—114, die 4 hessischen die Nrn. 115—118 und die 8 würtembergischen die Nrn. 119—126. Bei der Vermehrung der Armee am 1. April 1881 wurden den 8 neuen preußischen Infanterieregimentern die Nrn. 97—99 und 128—132, den beiden neuen sächsischen die Nrn. 133 und 134 zuerkannt.

Daß bei der Verstärkung des deutschen Heeres am 1. April 1887 die 4 neuen preußischen Regimenter die Nrn. 135—138 empfangen haben, ist oben bereits bemerkt worden, das neue sächsische Regiment hat die Nr. 139 erhalten.

Hieraus ist zu ersehen, daß in der ganzen Nummerfolge der deutschen Infanterieregimenter nur eine Nummer noch fehlt, und zwar Nr. 127; jedoch fehlt diese Ziffer nur in der Linie, da sie bereits in der Landwehrinfanterie vertreten ist (bei dem Bezirkscommando Stuttgart).

Mit den preußischen 9 Garde-Infanterie- und den 19 bairischen Infanterieregimentern erhalten wir also die ansehnliche Gesammtzahl von 166 Infanterieregimentern des deutschen Reichsheeres.

Fürwahr eine stattliche Masse! wird der Leser denken, aus der man wol mit Zuziehung der andern Waffengattungen drei solcher Heere bilden könnte, wie Napoleon I. im Frühjahr 1812 ein solches über den Niemen führte und welches bekanntlich die damals unerhörte Stärke von 500000 Mann besaß. Die Bemerkung wäre allerdings ganz richtig; sie würde aber nur beweisen, wie sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die Verhältnisse und Bedingungen im Heerwesen überhaupt verändert haben. Die Feldzüge 1864, 1866 und 1870/71 sind mit stets wachsenden Heeresmassen geführt worden, und voraussichtlich wird der nächste

Digitized by Google

große europäische Krieg ein Aufgebot von Truppen sehen, welches alles bisher Dagewesene bei weitem übertreffen muß.

Hieran trägt aber Deutschland nicht allein die Schuld. Aus der Truppenvermehrung und Heeresorganisation der Nachbarstaaten erwuchs die Nothwendigkeit, auch die Organisation und Stärke des deutschen Heeres der veränderten Situation anzupassen und Abhülfemaßregeln so umfassend und sobald als möglich eintreten zu lassen.

Dies ist nun glücklicherweise am 1. April 1887 geschehen. Mit dem genannten Tage hat, wie man wol sagen kann, eine neue wichtige Aera im Bestehen des deutschen Heeres ihren Anfang genommen. Die deutsche Heeresleitung hat die neue Maßregel angebahnt und nach Beseitigung aller ihr in den Weg gelegten Schwierigkeiten auch glücklich durchgeführt; die Einsicht des neuen Reichstages ist ihr dabei zu Hülfe gekommen. Sie haben beide hierin nur im wohlverstandenen Interesse des Reiches selbst gehandelt, denn wie ein hochbegabter Militärschriftsteller der neuern Zeit*) ausgesprochen hat, ist es „jedenfalls etwas vollkommen Natürliches, wenn die großen Culturvölker der Gegenwart ihre kriegerische Rüstung mehr und mehr vervollständigen, um im Nothfall einen rücksichtslosen Gebrauch aller ihrer Kräfte machen zu können. Der Krieg dient nach wie vor der Politik zur Erreichung ihrer Zwecke; er muß aber auch um untergeordneter Ziele willen auf vollständige Niederwerfung des Gegners ausgehen. Das führt nothwendigerweise zum entscheidenden Gebrauch aller Mittel, der geistigen wie der materiellen, und darum ist es recht und billig, die vorhandenen Kräfte schon im Frieden so vorzubereiten, daß sie auf den Fall der Noth im Kriege verwendet werden können. Nur diejenige Nation ist sicher, welche sich in jedem Augenblick bereit hält, ihre Unabhängigkeit mit dem Schwert in der Hand zu vertheidigen".

Aehnliches hat der große Feldmarschall Graf von Moltke ausgesprochen in den kurzen und kernigen Worten, die er dem im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen „Gedenkbuch" einverleibt hat und welche lauten:

Allezeit bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!

*) Man vergleiche das vortreffliche Werk „Das Volk in Waffen, ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit von Colmar Freiherrn von der Goltz, königlich preußischem Oberstlieutenant (jetzt Oberst) z. D." (2. Aufl., Berlin 1883), S. 7.

Digitized by Google

# Der Bürgerkrieg in Peru.

Von

Dr. Karl Löffler.

## II.

Mittlerweile war am 1. März in Lima die „Nationalversammlung" ihrem vorjährigen Beschlusse gemäß zusammengetreten, um den „zweiten Theil" ihres „vom Volke" (?!) erhaltenen Auftrages zu erledigen, d. i. als „constituirende Versammlung" dem Lande eine neue Verfassung zu geben. Sie hatte es in der Hand, dem unseligen Bürgerkriege ein Ende zu machen und dem Lande den ersehnten innern Frieden zurückzugeben. Allein der iglesistische Ring bildete eine fest geschlossene Mehrheit, an deren Eigennutz und Engherzigkeit alle Versuche scheiterten. Bezeichnend hierfür war schon die Eröffnungsbotschaft. Wie üblich, gab sie über die Regierungsthätigkeit seit dem Schluß der vorjährigen Session einen Ueberblick, aber in einer Art und Weise, die auch nicht die Spur einer Friedensliebe erkennen ließ. „Da bin ich denn*) nach einem Jahre ermüdender Kämpfe", begann echt schauspielerisch Miguel Iglesias und fuhr pathetisch fort: „bereitet den Geist vor für schmerzliche Erregungen und sagt mir sofort, ob ich mit redlichern Vorsätzen die Aufgabe unternehmen konnte, die ihr mir auftruget, und ob sie es verdienten, jeden Augenblick an der reißenden Gewalt aller entfesselten Leidenschaften zu scheitern. Ich fand mich angesichts einer überaus mislichen Lage, deren Ueberwindung große Kraftanstrengungen erforderte, bewaffnet mit zwei einzigen Factoren: euern Vollmachten und meinem guten Willen." Darauf verdächtigte Iglesias die „Rebellen", mit dem auswärtigen Feinde „einen Plan der Anarchie im Schoße der vaterländischen Mutter" (madre patria) verabredet zu haben, weil das chilenische Heer auf Cáceres' Betreiben, der als Bedingung für die Anerkennung des Friedensvertrages von Ancon als einer „vollzogenen Thatsache" die sofortige Räumung des Landes gestellt hatte, „mit ungewöhnlicher Hast (so!) seine Standquartiere verließ, ohne daß die Nationalregierung über die materiell erforderliche Zeit für die Sendung ihrer Garnisonen verfügte"**); und fuhr nach diesem hämischen, durch nichts begründeten Ausfalle

*) Heme aqui, französisch me voilà.

**) Die Räumung erfolgte erst 3½, beziehungsweise 4, ja die von Puno und Arequipa erst 4½ Monate nach der Auswechselung des Friedensvertrages, sodaß die „National-

Digitized by Google

fort: „Die Rebellen wollten, um das große Verbrechen, das sie beschlossen hatten, zu beschönigen, ihre Anklagen gegen die Nationalregierung vorlegen, indem sie dieselben in verwegene Forderungen übersetzten, die kurz meine Abdankung und euere Abdankung, meine Entehrung (?) mit der euerigen und der der Republik, die ihr vertretet, bezeichneten.*) Vor der Entscheidung über das Geschick des Landes durch die Waffen wollte ich mich bewaffnen mit der größten aller Kräfte: der moralischen Kraft, die alle Mängel der rohen ersetzt. Nicht der Rebellen wegen, des Landes wegen, meinet und euerer selbst wegen wollte ich, daß das Volk Schiedsrichter in dem Streite sein sollte; ich gestand die Berufung an dasselbe zu und, indem ich die bewaffneten Garnisonen aus allen Departamentos zurückzog, erwartete ich ruhig das Ergebniß. Ich ging vor, wie ihr selbst in so feierlichen Augenblicken vorgegangen sein würdet. Da habt ihr die Erklärung des Erlasses vom 8. Juli, der zu allgemeinen Wahlen einberief. Und das Volk entschied. (???) Seine Antwort auf den Erlaß, der es einlud, neue Vertreter zu wählen, wenn so sein Wille sei, befestigte die Einrichtungen. Sein Schweigen sagte es sehr laut, daß es in euch eine gesetzmäßige (?) Vertretung hatte, seine Haltung ratificirte euere Vollmachten (?) und stärkte die Gesetzmäßigkeit meiner Handlungen. (?) **) Und daher kam es, daß, als am 27. Aug. der Führer ohne Gesetze, dessen Ehrgeize alle vernünftigen Wege freigemacht waren, die Hauptstadt überfiel, er in wenigen Stunden besiegt und geworfen war. Die Pacification des Landes hat bereits aufgehört ein Problem zu sein, seitdem die Regierung rechnet mit der Sympathie des ganzen Volkes, das sie begreift, sie unterstützt (?) und sie lobt (?); auf die materiellen Mittel, die kraft der Beharrlichkeit und mit Ueberwindung unglaublicher Hindernisse angehäuft sind, und auf das ganz und gar verlorene Ansehen der Anarchisten, die nach 20 Niederlagen prahlen in ihrem letzten Bollwerk. In wenigen Tagen weicht die Faction, die sich in Arequipa eine Zufluchtsstätte gesucht hat, oder sie wird besiegt; und wenn die Regierung sich nicht beeilte, euch zu berufen vor dem Zeitpunkte, den ihr selbst festsetztet, so gehorchte ihre Zurückhaltung dem edeln Wunsche, an euch das Wort nicht zu richten, bevor sie euch mit legitimem Stolze sagen konnte: «Beherrschend eine ausnahmsweise Lage mit vorbildlicher Beharrlichkeit, gebe ich euch, Vertreter, Peru zurück, geeinigt,

---

regierung" vollauf über „die materiell erforderliche Zeit für die Sendung ihrer Garnisonen" verfügte, wie sie denn auch thatsächlich dieselbe ausnutzte. Obendrein erhielt sie von der chilenischen Regierung Waffen und Munition und — auf ihren Antheil an dem Guano der Lobos-(Wolfs-)Inseln — Geldvorschüsse, sodaß sie nicht „materiell schwach", sondern materiell stark den caceristischen „Anarchisten" gegenüberstand, wie dies Iglesias auch in seiner Proclamation vom 8. Juli 1884 selbst sagt.

*) Iglesias war es ja selbst, der durch seinen Erlaß vom 8. Juli, welcher die Senats- und Abgeordnetenwahlen anordnete, die „Abdankung" und „Entehrung" der „Nationalversammlung" verfügt hatte. Bei ihm war es freilich ein „edles, hochherziges Zugeständniß", bei den „Rebellen" eine „verwegene Forderung".

**) Nirgends, selbst in der Hauptstadt nicht, wurden behördlicherseits die geringsten Vorbereitungen zu den Wahlen getroffen, sodaß Iglesias hier eine handgreifliche Unwahrheit sagt, deren er sich voll bewußt sein mußte, wenn er nicht für einen Idioten gelten wollte.

Digitized by Google

ruhig und geneigt, von euerer Weisheit die schützenden Gesetze zu empfangen, die seine glückliche Zukunft sichern.» Verehrliche Vertreter! Es gibt Lagen, die allein beschworen werden können durch die Klugheit und die Ausdauer. Ich glaube eine dieser ausnahmsweisen Lagen beschworen zu haben." Nach Verlesung dieser „aus dem Herzen quellenden" Botschaft, die den Congreß mit der Volksversammlung verwechselte und ihre Sprache der Bühne entlehnte, die von Selbstüberhebung und Selbstberäucherung, von Verdrehung der Thatsachen, ja von handgreiflichen wissentlichen Unwahrheiten strotzte, erhob sich der greise Präsident der „Nationalversammlung" Dr. Antonio Arenas zu einer Erwiderungsrede, die von der üblichen umschreibenden Wiederholung abwich und abweichen mußte. Dem ehrlichen conservativen Staatsmanne, dem Vater der Verfassung von 1860, war es unmöglich, dem General Iglesias in das Fahrwasser der selbstgefälligen Schönfärberei und der offenkundigen Fälschung zu folgen. Er versicherte kurz, die Botschaft werde „der Gegenstand einer unparteiischen und eingehenden Prüfung" sein, und zeichnete dann die Aufgabe, die der Versammlung harrte, indem er mit wenigen, aber kräftigen Strichen ein ganz anderes, wahrheitsgetreueres Bild der Lage entwarf und so, wenn auch nur mittelbar, eine recht scharfe Kritik an der Eröffnungsrede übte. „Die nationale Einigung hat sich nicht vollzogen; der Haß, gereizt durch alte politische Zwistigkeiten, ist nicht erloschen; der innere Kampf dauert fort und weissagt neue Skandale und Schrecken. In so beklagenswerthen Umständen ist es die Pflicht dieser Versammlung, mit Klugheit die Gründe dieser beängstigenden Lage zu erforschen, den Blick in die Vergangenheit zu richten, nicht um Conflicte hervorzurufen, sondern um die Uebel zu beseitigen; die Mittel zu suchen, um schleunigst zur Pacification der Republik zu gelangen; inzwischen die Herrschaft eines gesetzlichen Régime herzustellen und für eine ruhigere Zeit die Reformen aufzuheben, welche ernste Studien, die Ruhe der Geister und vor allem die mächtige Unterstützung der allgemeinen Meinung erheischen. Das Dringende für jetzt ist, daß Peru aus einem Zustande herauskommt, welcher zu keiner erfreulichen Zukunft führen kann. Ein ernstliches Nachdenken wird die schrecklichen Gefahren, die uns bedrohen, erkennen lassen, eine reine und glühende Vaterlandsliebe die nöthige Stärke geben, um sie zu beschwören. Der Versammlung und der Regierung liegt der Haupttheil dieser geheiligten Aufgabe ob. Beide Gewalten haben ihre Haltung vor dem Lande zu verantworten; beide sind demnach verpflichtet, sich ins Einvernehmen zu setzen, um das Vaterland zu retten und ihre Eidschwüre zu erfüllen. Das ist der heißeste Wunsch der wahren Vaterlandsfreunde in diesen ebenso schweren wie feierlichen Augenblicken." Leider war die Mehrheit taub gegen diese patriotische staatsmännische Mahnung. Die Pflicht, welche die achtunggebietendste Persönlichkeit der „Nationalversammlung" feierlich betonte, war für die iglesistischen Mamluken ein leerer Begriff; denn diese Pflicht erheischte Opfer, erheischte den Verzicht auf die Herrschaft und — die Staatskrippe, die man um jeden Preis festhalten wollte.

Den Gedanken, dem Dr. Arenas in seiner Erwiderungsrede Ausdruck gab, hatten die „Demokraten" in einen Gesetzentwurf gefaßt, den sie sofort auf dem Tisch des Hauses niederlegten. „In Erwägung, daß die Sorge für die unmittel-

Digitized by Google

bare Pacification der Republik und ihre endgültige Reconstitution das Haupterforderniß der Lage ist; daß die ausnahmsweisen Umstände, unter denen die jetzige Versammlung erwählt ward, indem einerseits ein Theil des Landesgebiets unter protestirenden Führern in Waffen stand, während andererseits die Räumung von den chilenischen Truppen noch nicht ausgeführt war, die Rückgabe des erhaltenen Volksmandats anrathen", schlugen sie der „Constituirenden Versammlung" vor: ihr Mandat als erloschen zu erklären, die Wahlen des Präsidenten der Republik und der Abgeordneten zu einer neuen constituirenden Versammlung auf den 1. Mai und den Zusammentritt dieser auf den 30. Aug. 1885 anzuberaumen, bis zu diesem Tage aber die Verfassung von 1860 in Kraft zu setzen und der Regierung zur Ueberwachung eine Art Staatsrath von 15 Mitgliedern, von denen höchstens ein Drittel der jetzigen Versammlung angehören sollte, zur Seite zu geben, und schließlich durch eine Commission ad hoc die Vaterlandsliebe des Generals Cáceres anzurufen, „auf daß er die Waffen niederlege und an der nationalen Reorganisation mitarbeite". Dieser Antrag, dessen Annahme und ehrliche Ausführung den Bürgerkrieg mit Einem Schlage beendet haben würde, ward zwar nicht a limine abgewiesen, obwol der berüchtigte mystische Conventsmann Dr. Calderon der Mehrheit aus der Seele sprach, als er in seiner sprichwörtlichen Unverfrorenheit ihn „eine Beleidigung sogar für den gemeinen Menschenverstand" nannte und sich zu der Behauptung verstieg, er sei „nicht von Peruanern und wirklichen Vertretern der Nation unterschrieben", da „die Entsendung einer Commission an den General Cáceres erniedrigend" sei, aber er ward auf die lange Bank geschoben und — beseitigt, indem man andere, entgegengesetzte Anträge von dem gebräuchlichen Geschäftsgange befreite, zur sofortigen Erörterung zuließ und — annahm. In überstürzender Eile wurden „die dem General Iglesias als Provisorischen Präsidenten der Republik übertragenen Vollmachten ratificirt", trotzdem oder vielmehr weil die Redner der Minderheit sich die erdenklichste Mühe gaben, wenigstens eine Vertagung durchzusetzen. Vergebens war es, daß der „demokratische" Dr. Elias Malpartida, Iglesias' erster Finanzminister, in einer bedeutenden mehrstündigen Rede seinen frühern Parteigenossen, den „Nationalen", die den Stamm des iglesistischen Ringes bildeten, das Gewissen zu schärfen suchte und sie eindringlichst vor einem Beschluß warnte, der den Bürgerkrieg in Permanenz bringe. Vergebens war seine vernichtende Kritik des Generals Iglesias, der im Privatleben wol ein ehrenwerther Mann, an der Spitze des Staates aber die ungeeignetste Persönlichkeit sei, der eine schwächliche, unsichere, abenteuerliche Politik verfolge und sich des Treubruchs und des Verraths an der Versammlung, aus der seine Gewalt hervorgegangen, schuldig gemacht habe; den deshalb schon, um nicht mit eigener Hand ihren Namen auf einen Schandpfahl zu schreiben, die Versammlung nicht abermals mit der Gewalt und gar einer unumschränkten Gewalt bekleiden dürfe, den sie vielmehr um der Wohlfahrt des Landes willen durch Entziehung ihres Mandats entfernen müsse. Vergebens war seine dringende Bitte, den Beschluß nur um 14 Tage auszusetzen und erst eine Commission an den General Cáceres abzusenden, um mit demselben die Grundlagen eines Vergleichs zu vereinbaren. Aus den Reihen der Mamluken erschollen nur die Rufe „Rebell!"



Digitized by Google

und „Zur Ordnung!". Der erste Vicepräsident, Monsignore Dr. Manuel Tovar*), der den Vorsitz führte, rief den „demokratischen" Redner zur Ordnung und ließ die Galerien räumen, welche demselben stürmischen Beifall spendeten; die Mehrheit aber schloß die Debatte und „ratificirte" auf unbestimmte Zeit die dem General Iglesias am 1. März 1884 übertragenen Gewalten. Kaum war das Protokoll, das diesen Beschluß enthielt, genehmigt, als am 6. März Dr. Calderon und Genossen einen Antrag einbrachten, der einen zweiten Riegel den parlamentarischen Versöhnungsversuchen vorschieben sollte. Dies Kleeblatt**) beantragte weiter nichts als die Verlängerung des Mandats der Versammlung um vier Jahre. Sein Gesetzentwurf lautete:

---

*) Dr. Manuel Tovar, dem wir noch öfters begegnen, war Redacteur der eingegangenen klerikalen „Sociedad" gewesen, die er mit unleugbarem Geschick geleitet hatte. Ein recht streitbarer Priester, zugleich aber ein Streber erster Klasse, ist er von einer Geschmeidigkeit, die ihm selbst den Anschluß an die von ihm verfemten Liberalen nicht schwer werden ließe, wenn ihm — der Bischofsstab winkte. Von Iglesias ward er noch von Trujillo aus zum Dechanten des Erzkapitels von Lima ernannt, jedoch nicht eingeführt, weil der Erzbischof Dr. Orueta auf Betreiben seines Generalvicars Dr. Bandini sich beeilte, die von Montero für die erledigten Stellen im Domkapitel ernannten Priester in den kanonischen Besitz der Pfründen zu setzen.

**) Dr. Pedro José Calderon hatte für seine Anträge würdige Genossen gesucht und gefunden: Dr. F. Eulogio Casós und Dr. José Silva Santistéban. Es war ein Prachttrifolium von auri sacra fames, wie es besser aus der an anrüchigen catilinarischen Gestalten gerade nicht armen „Nationalversammlung" nicht zusammengestellt werden konnte. Dr. Calderon hatte als „Kanzler" der Dictatur nach der unglücklichen Schlacht von Miraflores am 15. Jan. 1881 den noch nicht zur Ausgabe gelangten Rest der „Inca"-Emission, des famosen „Goldpapiergeldes" Piérola's (5 Incas = 1 Pfd. St.), mit 1,337212 Incas = 10,697696 Papiersoles in Verwahrung erhalten und — für sich verwandt. Erst als die zur Revision und Abstempelung der vom Finanzministerium ausgegebenen Incas ernannte Commission den Verbleib des Restes feststellte, erst als man die Sache öffentlich besprach und in der Presse ziemlich deutlich mit Fingern auf ihn zeigte als den „großen Spitzbuben", den man laufen lasse, bequemte er sich nach 3½ Jahren „freiwillig", wie in dem diesbezüglichen Protokoll auf seinen besondern Wunsch vermerkt steht, zur Herausgabe des anvertrauten Staatsgutes, wobei der Finanzminister Galup es absichtlich übersah, daß er ganz andere Serien ablieferte, als er empfangen hatte. Durch Wechslerjuden aus der Calle de Palacio hatte Calderon die in Verwahrung erhaltene Summe wieder ankaufen lassen und, da das „Goldpapier" bedeutend gefallen war, ein „glückliches Geschäft" gemacht. Dr. Casós, ein haarspaltender Rechtsanwalt, hatte bei den Wirren der Gebrüder Gutierrez im Juli 1872, als der Präsident Oberst José Balta erdrosselt wurde, weil er in letzter Stunde vor dem geplanten Staatsstreich der Militärpartei zurückscheute, sich zum „Generalsecretär" des Kriegsministers Gutierrez hergegeben und die Regierungshauptkasse ausgeplündert, indem er mit der Pistole in der Hand den Cajero Fiscal zur Herausgabe der Bestände, angeblich zur Bezahlung der Truppen, zwang. Nach Niederwerfung des Aufstandes, der „schrecklich, aber gerecht" — „tremendo, pero justo" sagte Don Manuel Pardo bei Antritt der Präsidentschaft — damit endete, daß zwei der drei Gebrüder Gutierrez an den Thürmen der Kathedrale aufgeknüpft, ihre Leichen auf das Pflaster herabgestürzt, auf der Plaza Mayor gebraten und theilweise von dem farbigen Pöbel verzehrt wurden, flüchtete Casós nach Paris und kehrte erst nach etlichen Jahren zurück, um mit dreister Stirn selbst seine Vertheidigung zu führen. Da ihm wegen des Todes des Kriegsministers Gu-

Digitized by Google

„Art. 1. Die Versammlung theilt sich in zwei Kammern, die der Senatoren und die der Abgeordneten; die Senatorenkammer wird mit einfacher Stimmenmehrheit durch die Gesammtheit der Versammlung und aus dem Schoße derselben gewählt; die Vertreter, die nicht das Amt von Senatoren erhalten, bilden die Abgeordnetenkammer, die vervollständigt wird durch unmittelbare Volkswahl gemäß dem Reglement vom 5. Febr. 1855;

„Art. 2. Auf dieselbe Weise (wie die Abgeordnetenkammer vervollständigt wird) werden der Präsident und die Vicepräsidenten der Republik erwählt.

„Art. 3. Die Anberaumung der in den vorhergehenden beiden Artikeln angegebenen Wahlen wird bestimmt am 1. März 1886 erfolgen.

„Art. 4. Am 28. Juli des nächsten Jahres (1886) wird der Congreß sich feierlich installiren gemäß der Verfassung von 1860, die von diesem Tage in voller Kraft bleibt mit den Abänderungen, welche die jetzige Versammlung für gut befindet, in sie einzuführen".

Der Entwurf ward ohne Commissionsberathung sofort zur Erörterung gebracht und — unverändert genehmigt. Den iglesistischen Ring kümmerte wenig die constitutionelle Ungeheuerlichkeit, welche die gesetzgebende Gewalt auf die Usurpation, auf ein Verbrechen aufbaute; ihm waren alle Mittel recht, die ihm die Herrschaft und seinem Candidaten den Präsidentenstuhl sichern konnten, und für ihn gab es keine Gesetze; „no hay ley" lautete ja das berüchtigte Wort des Antragstellers Dr. Calderon, der unter Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften von der Regierung Iglesias' zum Mitglied des höchsten Gerichtshofes ernannt worden war.

Als endlich am 28. März in geheimer Sitzung mit 42 gegen 35 Stimmen die Entsendung einer Commission von drei Mitgliedern beschlossen wurde, „um mit dem General Cáceres über die schleunigste Pacification der Republik zu verhandeln", hatte der iglesistische Ring der Einigung des Landes auf friedlichem Wege Hinderniß über Hinderniß bereitet, sodaß es geradezu unmöglich war, zu einem Abkommen zu gelangen. Obendrein theilte der erste Vicepräsident Monsignore Dr. Tovar — Dr. Antonio Arenas hatte, zum Präsidenten der Corte Suprema für das Geschäftsjahr 1885/86 gewählt, sich beurlauben lassen — die Ernennung der Commission erst am 4. April dem Präfecten von Arequipa mit, nachdem in Lima die Nachricht von Cáceres' Abmarsche in das Innere des Landes eingetroffen war, sodaß dadurch eine abermalige Verzögerung eintrat. Der Präfect von Arequipa, San-Roman, sandte, wie er zurücktelegraphirte, das Telegramm durch einen besondern Boten nach, der in Ayacucho den General erreichte, welcher dort am 25. April eingetroffen war und von dort aus am 30. April folgende Antwort gab: „Der Friede und das Glück meines Vaterlandes ist mein beständiges Sehnen gewesen. Beseelt von diesen Gefühlen sandte ich im Januar eine Commission, die nicht einmal empfangen wurde. Trotzdem werde ich niemals eine

tierrez die Unterschlagung der geraubten Staatsgelder nicht zweifellos nachgewiesen werden konnte, ward das gerichtliche Verfahren gegen ihn bis auf weiteres eingestellt. Der dritte im Bunde, Dr. Silva Santistéban, Richter der Corte Superior von Lima, gilt aber bei Feind und Freund als ein Mann der hohlen Hand, dem selbst in seiner amtlichen Thätigkeit quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos.



Digitized by Google

Gelegenheit, zu einem Vergleich zu gelangen, verfehlen, vorausgesetzt, daß durch denselben die wohlverstandenen Interessen des Landes gewahrt und sichergestellt werden. Wenn die von der Versammlung ernannte Commission kommt mit der Ermächtigung der Regierung von Lima und mit hinlänglichen Vollmachten, um über die Pacification in dem angedeuteten Sinne zu verhandeln, so können die Herren Commissare mich in dieser Stadt (Ayachuco) treffen in einem kurzen Zeitraum." Am 19. Mai frug San-Roman telegraphisch an, ob die Versammlung noch tage, um diese Antwort zu übermitteln, und erhielt vom zweiten Vicepräsidenten Julio S. Hernández am 20. die lakonische Antwort, die Versammlung habe bis zum 2. Mai auf die Antwort gewartet und an diesem Tage ihre Sitzungen geschlossen. Trotzdem telegraphirte San-Roman am 25. Cáceres' Erwiderung an Dr. Tovar, der sie an Hernández abgab. Als man endlich am 28. die nöthigen Anordnungen treffen wollte, damit „die Commissare der Versammlung sich in Ayacucho constituiren" könnten, traf von dem Oberbefehlshaber der „Centrumsarmee", General Pedro Mas, die Mittheilung von der „entscheidenden Niederlage", die der General Cáceres am 25. vor Huancayo erlitten haben sollte, im Regierungspalast ein und warf die ohnehin nicht ehrlich gemeinten Versöhnungsvorsätze über den Haufen. Der iglesistische Ring, der unter dem Druck der öffentlichen Meinung zu der Ernennung der parlamentarischen Commission gute Miene hatte machen müssen, wollte nun, da er „die Rebellen" mit Waffengewalt bedingungslos zur Unterwerfung zwingen zu können wähnte, von derselben nichts mehr wissen.*)

Am 28. April war durch kriegsministeriellen Erlaß das Heer in fünf Divisionen getheilt worden, die erste und vierte zu einem Armeecorps vereinigt, „um die befohlene Zusammenziehung im Departamento Junin zu erleichtern", und am 1. Mai der General Pedro Mas zum Oberbefehlshaber desselben ernannt worden. Der Oberst Jessup, der sich in Ayacucho gegen den caceristischen Obersten Morales Bermudez nicht hatte halten können, hatte, wie befohlen, den Rückzug auf der alten Inkastraße über Huancavelica angetreten, fortwährend bedrängt von den Eingeborenen, die ihm nicht unbeträchtliche Verluste beibrachten. Erst auf dem linken Ufer des Mantaro, hinter der Sierra von Marcaballe, die, von Westen nach Osten streichend, einen Querriegel zwischen der Küsten- und Binnencordillere bildet und, im Westen von dem Mantaro durchbrochen, steil abfällt, hatte er Halt gemacht und in Huancayo sein Hauptquartier aufgeschlagen, während der Corps-

*) „Es ist weder patriotisch, noch würdig, noch angemessen", sagt der aufgeblasene Hernández, Iglesias' Geheimschreiber und zweiter Vicepräsident der „Nationalversammlung", in einem Schreiben an Dr. Antonio Arenas vom 3. Juni, „die Action der legitimen Regierung im kritischen Moment zu schwächen, indem man nach allen erlittenen Täuschungen mit platonischen und zweckwidrigen Reden hemmt die Lösung eines Problems, das die Vorsehung ... endgültig den Waffen anvertraut hat. ... Der Nationalversammlung oder ihrem Vertreter kommt keine andere Haltung zu als die, von ihrem erhabenen Stuhle abzuwarten, daß der Gott der Heere, herausgefordert zur Entscheidung des brudermörderischen Streites von denen, die unserer hochherzigen Einladung" — gegen welche Hernández mit der ganzen Sippe Iglesias gesprochen und gestimmt hatte — „werth erachtet waren, sein unwiderrufliches Urtheil verkünde."

Digitized by Google

commandant General Mas mit dem Gros der vierten Division in Jauja stand. Am 25. Mai abends erschien plötzlich Cáceres, der bis zum 15. Mai in Ayacucho gewartet hatte, dann aber in Eilmärschen dem Feinde nachgerückt war, vor Huancayo, Jessup's Vorposten aus Sapallanga und La Punta vor sich hertreibend. Wider seinen Willen entspann sich durch den Uebereifer einiger Bataillonscommandeure ein ernstes Gefecht, das, als die Einnahme des Platzes nur noch von dem Festhalten der errungenen Stellungen abhing, mit der paniqueartigen Flucht von drei im Mitteltreffen stehenden Bataillonen, die in der Dunkelheit ihre eigenen Truppen mit dem Feinde verwechselten und sich überflügelt wähnten, zu seinem Nachtheil endigte. Er mußte den Rückzug nach Pucará und Marcaballe antreten, um die Zerstreuten zu sammeln, und setzte, als dies völlig unbehelligt vom Feinde geschehen war, denselben über den Mantaro bis Izcuchaca fort, wo er in einer ausgezeichneten Vertheidigungsstellung, die das berühmte, 5 spanische Meilen lange Défilé von Izcuchaca und die massive Brücke, die am Ende desselben über den Mantaro führt, beherrschte, die Ankunft der auf dem Marsche befindlichen Truppen des Obersten Morales Bermudez erwartete. Der Oberst Jessup bauschte dies nächtliche Gefecht zu einer großen, entscheidenden Niederlage der „Rebellen" auf, und der General Mas, der aus seinem Hauptquartier Jauja sofort nach Huancayo geeilt war, sandte an den Kriegsminister Echenique am 28. Mai die Meldung: „Soeben, 9 Uhr vormittags, wird mir mitgetheilt, daß gestern Abend gegen 10 Uhr der General Cáceres sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres hastig auf Izcuchaca zurückgezogen hat. Ich erwarte hier die Zusammenziehung meiner Truppen, um ihn zu verfolgen bis zur völligen Vernichtung. Indeß schon jetzt kann ich versichern, daß die Revolution beendet ist, und ich verspreche, sie keinen neuen Aufschwung nehmen zu lassen." Allein Mas täuschte sich sehr über die Tragweite des Gefechts, das obendrein nur mit Worten ausgenutzt wurde, und ward noch an demselben Tage von seinem Gegner, den er zur Uebergabe aufgefordert hatte, schriftlich, und drei Tage später, als er den angekündigten Vorstoß gegen Izcuchaca (15 spanische Meilen von Huancayo) endlich ausführte, mit der That darüber belehrt. Zurückgewiesen an der Brücke von Izcuchaca, mußte er auf Huancayo zurückgehen, fortwährend beunruhigt von Freischaren der Eingeborenen unter dem Pfarrer Dr. Cárdenas, der von Cáceres zum Obersten und Befehlshaber sämmtlicher Freischaren aus den Ortschaften der Sierra von Macaballe ernannt, schließlich bei einem tollkühnen Angriff in der Nähe von Pucará auf dem Platze blieb. An einem zweiten Versuche, dem Gegner vor Ankunft seiner Verstärkungen eine Schlacht zu liefern, wurde Mas durch eine Depesche des Kriegsministers Echenique verhindert. In Lima wollte man den Erfolg vom 25. Mai nicht durch eine Schlappe wieder preisgeben und befahl deshalb dem Oberbefehlshaber des ersten Armeecorps, keinen Angriff zu wagen, wenn Cáceres sich der Stellungen von Izcuchaca bemächtigt habe. Mismuthig reichte Mas seine Entlassung ein, weil „sein Gesundheitszustand den Strapazen eines Feldzugs nicht mehr gewachsen" sei, blieb jedoch auf Iglesias' besondern Wunsch an der Spitze des Corps, zumal ihm volle Handlungsfreiheit zugestanden ward, eine entscheidende Schlacht anzubieten oder anzunehmen, wenn er sich Erfolg verspreche. Indeß durch die

Digitized by Google

Langsamkeit seiner Bewegungen, zumal einem Gegner wie Cáceres gegenüber, hatte er den günstigen Augenblick verpaßt.*) Unthätig mußte er nun zusehen, wie ihm der Gegner, gestützt auf die „rothhäutige" eingeborene Bevölkerung, die, ein kräftiger und kriegerischer Menschenschlag von schlankem und schönem Körperbau, wie Ein Mann zu Cáceres stand, der mit ihr in ihrer Sprache redete und jeden anhörte und seinen Beschwerden, wo es anging, abhalf, seine Bewegungen völlig verbarg und seine Truppen auf dem rechten Mantaroufer vereinigte. Und schließlich, als er jegliche Fühlung mit demselben verloren hatte und nicht mehr wußte, wo derselbe eigentlich stand, sah er sich gezwungen, sich „rückwärts zu concentriren", weil er fürchtete, Cáceres könne über die Höhen von Chongos, über Chupaca und Mitos nach Pachacaca einen Flankenmarsch ausführen, um auf die Hauptstadt, in der seit dem 4. Juni nur noch die 2. Division (Rosa Gil) stand, einen Handstreich zu wagen und ihm gleichzeitig die Verbindungslinie abzuschneiden.

Die Regierung von Lima hatte endlich den Zug gegen Arequipa, den Iglesias schon am 1. März in seiner Eröffnungsbotschaft angekündigt hatte, zur Ausführung gebracht. Da Arequipa von Truppen fast gänzlich entblößt war, erschien ihr die Gelegenheit günstig zu dem Versuche, die „Rebellen" vom Süden her aufzurollen und ihnen ihre Operationsbasis, die Departamentos Arequipa, Puno und Cuzco zu entreißen. Der Artillerieoberst Vidal Garcia y Garcia, Iglesias' Schwager, ward zum „Delegado Supremo" für den Süden ernannt und schiffte sich am 4. Juni mit der 5. Division unter dem Obersten José Godines**) nach Mollendo ein. Mit ihm gingen die für Puno und Cuzco ernannten Präfecten, Oberstlieutenant José Maria Echenique und Oberst Andres Salas, derselbe, gegen den vor den cuzqueñern Gerichten das Strafverfahren wegen mehrfachen Mordes schwebte. Da in Mollendo wegen stürmischer See die Landung sehr schwierig und gefährlich war, ging man nach Islay zurück, wo am 8. ungestört das Fuß-

*) Mas hat, wie er in einer Zuschrift an den Herausgeber der limeñer „Opinion Nacional" vom 27. Juli 1885 sagt, mit „unwiderleglichen Beweisen" darthun wollen, „daß die Revolution an den Ufern des Izcuchaca (Mantaro) hätte unterliegen müssen, was nicht geschah wegen eines Befehls des Kriegsministers, in welchem meine Action der Verfolgung und des Angriffs auf den Feind beschränkt wurde, und daß, als zuletzt ich ermächtigt ward, eine entscheidende Schlacht anzunehmen oder zu veranlassen, es nicht mehr räthlich war, weil unter den Bedingungen, in denen der Feind, verstärkt und in starken Stellungen, sich befand, abgesehen von andern Gründen, der Ausgang einer endgültigen Schlacht von zweifelhaftem Charakter war, und ich nicht einer Laune des Waffenglücks den Bestand der Regierung unterwerfen wollte", ist aber bis heute diese Beweise schuldig geblieben. In seinen „Aclaraciones", die er allerdings bei „günstiger" Gelegenheit noch vervollständigen will, hat er nur bewiesen, daß der Oberst Jessup ihm einen falschen Bericht erstattete und auf seinen vermeintlichen Lorbern ausruhte, ohne auch nur eine Recognoscirung während des ganzen folgenden Tages vorzunehmen.

**) Godines kannte das Terrain um Arequipa, da er unter der Regierung des Contreadmirals Montero im October 1883 die peruanischen Truppen befehligte, die dem chilenischen Obersten Velasquez den Zugang zu der „heroischen" Stadt des Misti verwehren sollten. Vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 789.

Digitized by Google

volk und die Reiterei gelandet wurden. Ohne Widerstand gaben die Caceristen Mollendo auf und zogen sich unter Mitnahme des rollenden Eisenbahnmaterials nach Arequipa zurück. Der iglesistische „Delegado Supremo" versuchte nun durch Verbreiten der Nachrichten von Cáceres' „Niederlagen" vor Huancayo und Izcuchaca (?!) eine Gegenbewegung in Arequipa herbeizuführen, was ihm jedoch fehlschlug, da Cáceres' Kriegsminister Juan Ibarra, der in Arequipa als „Delegado Supremo" von Südperu befehligte, an der Hand der durch Eilboten aus dem Hauptquartier erhaltenen Berichte den Schwindel seines iglesistischen Collegen aufdeckte. Am 21. schlug Garcia y Garcia in Tingo, wenige Kilometer vor den Thoren von Arequipa, sein Hauptquartier auf; am 24. fand ein Gefecht statt, das unentschieden blieb, und am 30. erfolgte — der Rückzug nach Tambo und Mollendo auf telegraphische Weisung aus Lima. Am 5. Juli trafen dann in Mollendo telegraphisch die Befehle ein, die Truppen sofort einzuschiffen und nach Callao zurückzukehren.

Der Befehlshaber des ersten Armeecorps, General Mas, hatte inzwischen durch den Pfarrer Dr. Dianderas den General Cáceres über seine Friedensabsichten sondiren lassen und, als dieser sich entgegenkommend aussprach, sofort nach Empfang der Antwort am 15. Juni mit dem Secretär des Kriegsministers Echenique den Rath nach Lima gesandt, den Bürgerkrieg durch einen billigen, Iglesias' wie Cáceres' Würde wahrenden Vergleich zu beenden, und dann am 17. einen Waffenstillstand mit eintägiger Kündigung abgeschlossen. Miguel Iglesias war im höchsten Grade überrascht von diesem Schritt seines commandirenden Generals und ließ sofort den Kriegsminister zu sich bescheiden, der aber nicht minder rathlos war. Schließlich ward am folgenden Tage (19.) ein Ministerrath abgehalten und der Justizminister Monsignore Dr. Tovar zum „Regierungsdelegirten in den Departamentos des Centrums" ernannt und mit Vollmachten versehen, „um Verhandlungen, die zur Pacification der Republik führen, zu eröffnen und zu Ende zu führen und um alle Verfügungen, die er in politischer wie in militärischer Beziehung für zweckmäßig finde, in den genannten Departamentos zu treffen." Monsignore Dr. Tovar nahm sich den Chefredacteur der „Opinion Nacional", Dr. Aramburú, als Secretär mit, weil derselbe, unter Manuel Pardo, als dessen Leibblatt die „Opinion Nacional" galt, ein eifriger „Civilista", mit Cáceres' Ministern Dr. Chinarro und Dr. Garcia von jener Zeit her eng befreundet war. Am 24. Juni traf die „Delegacion Suprema" in Jauja ein, und am 25. wiederholte der General Mas sein Entlassungsgesuch, das auch diesmal nicht angenommen wurde, weil man einen Rückschlag auf die Truppen befürchtete. Da Monsignore Dr. Tovar sich zunächst nur um die Stimmung der Truppen bekümmerte und seine Ankunft nicht ins feindliche Hauptquartier, das mittlerweile nach Concepcion vorgeschoben war, melden ließ, so sandte Cáceres am 28. ein Schreiben an den iglesistischen Oberbefehlshaber, in welchem er sich über die Saumseligkeit der Commission, die Friedensverhandlungen zu beginnen, bitter beklagte und über die Instructionen derselben gut unterrichtet zeigte. Er wußte „mit Evidenz", daß Tovar's Sendung „nur das Uebergewicht von Interessen, die nicht die Nationalinteressen sind, be-

Digitized by Google

sorgen soll, letztenfalls sich darauf beschränkend, ihm das Anerbieten persönlicher Garantien zu erneuern", und lud deshalb Mas ein, die Verantwortlichkeit für eine Handlung zu übernehmen, der das ganze Land Beifall klatschen werde: mit ihm unmittelbar zu verhandeln und Commissare zu ernennen, um mit den seinigen die Grundlagen eines Abkommens zu vereinbaren, das die Ansprüche und Bestrebungen des Landes befriedige. Indeß Mas bewies sich Iglesias' Regierung treu. Er beeilte sich, diese Zuschrift dem „höchsten Regierungsdelegirten" mit der Versicherung mitzutheilen, daß er, „wenngleich von dem patriotischen Wunsche beseelt, den Conflict den Wünschen des Landes gemäß gelöst" zu sehen, „nie gegen das fehlen werde, was die Gesetze der Ehre, die Pflicht und die Loyalität gegen die Regierung, der er diene, ihm auferlegten". An den General Cáceres aber sandte er am 30. eine ablehnende Antwort, obwol der ihm angesonnene Schritt „wahrhaft patriotisch" sei und zweifellos „den Beifall des ganzen Landes finden werde", obwol er selbst nicht nur die Wiederherstellung des innern Friedens mittels eines Abkommens wünsche, sondern auch alle zulässigen Anstrengungen gemacht habe und machen werde, sodaß er, falls der Versöhnungsversuch fehlschlage, nicht mehr an der Spitze des Armeecorps bleiben werde. Nach Empfang dieser Erwiderung kündigte Cáceres am 3. Juli den Waffenstillstand, weil er nicht einmal eine officielle Benachrichtigung von der Ankunft des limeñer Regierungscommissars erhalten habe, erklärte sich jedoch bereit, etwaige Vorschläge entgegen und in Erwägung zu nehmen, wenn Monsignore Tovar „mit Kundgebung des Charakters, den er bekleide, um über den Frieden zu verhandeln", sie ihm innerhalb 24 Stunden mache. Um seinen Worten größern Nachdruck zu geben, ließ er am folgenden Tage um 1 Uhr nachmittags angreifen. Der Kampf währte bis zur einbrechenden Nacht und brachte dem Angreifer die starken Stellungen von Masma ein. Am andern Morgen erhielt Cáceres von dem iglesistischen Oberbefehlshaber die Abschrift einer Note Tovar's vom 4. Juli, in der dieser sich zum Beginn der Verhandlungen bereit erklärte und Cáceres um Bestimmung von Zeit und Ort ersuchte. Unverzüglich wurde diesem Wunsche entsprochen, dagegen Mas' Verlangen, die Stellungen von Masma aufzugeben und in die alten zurückzukehren, abgelehnt. Nunmehr wünschte der limeñer Regierungsdelegirte eine Unterredung mit dem General Cáceres „als das wirksamste Mittel, zu unmittelbaren Lösungen zu gelangen und in wechselseitiger, freier und entscheidender Erörterung die endgültigen Bedingungen des Uebereinkommens zu vereinbaren. . . ." Allein diese Unterredung, die nach dreistündigen Vorverhandlungen am 6. in dem Dorfe Santa-Rosa de Ataura stattfand, führte zu keinem Ergebniß, weil Monsignore Dr. Tovar nur persönliche Anerbietungen zu machen hatte, Cáceres diese aber, wie früher, so auch jetzt schroff zurückwies. Bei den alsdann wieder aufgenommenen Verhandlungen stellte der General seine alten Bedingungen und erklärte, als Dr. Aramburú sie lebhaft bekämpfte und als unpraktisch und unausführbar verwarf: dann sei der Weg des Friedens verschlossen, und er werde kämpfen, kämpfen ohne Unterlaß selbst auf den Trümmern und Ruinen, welche in der Nation die anhäuften, die sie gegen ihren Willen regieren wollten. Trotz dieser Erklärung, die an Entschiedenheit und Klarheit nichts zu wünschen ließ, übergab Dr. Aramburú, als

Digitized by Google

am andern Tage die Verhandlungen fortgesetzt wurden, Cáceres' Bevollmächtigten, Dr. Chinarro (Minister des Auswärtigen), Dr. Garcia (Justizminister) und Dr. Dianderas folgenden von Dr. Tovar und ihm unterzeichneten Vorschlag:

„1) Der General Cáceres entsagt der politischen und militärischen Autorität, die er ausübt, mit dem patriotischen Zweck, die Einheit der Nationalregierung aufrecht zu erhalten.

„2) Die Militärkräfte, die ihm gehorchen, werden in das Heer eingereiht, das in diesem Platze (Jauja) cantonnirt; die Chefs, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten werden die Bezüge und Ehren erhalten, die sie gegenwärtig genießen; die Chefs, die nicht weiter dienen wollen, erhalten einen Extrasold ihres betreffenden Ranges.

„3) Die (limeñer) Regierung anerkennt und ratificirt die vom General Cáceres verfassungsmäßig vollzogenen Beförderungen und übernimmt bezüglich seiner finanziellen Acte die Verantwortlichkeit für die Schulden, die er in Ausübung seiner Autorität contrahirt hat, nachdem gebührendermaßen eine Aufstellung gemacht ist.

„4) Sie wird von dem Augenblick ab, in welchem dieses Abkommen gegenseitig genehmigt ist und seine Wirksamkeit beginnt, die individuellen Sicherheiten, welche die Verfassung von 1860 proclamirt, in Kraft bestehend erklären ohne jegliche Ausnahme.

„5) Sie verpflichtet sich auch, in kürzester Frist die constituirende Versammlung einzuberufen, um von ihr die Abschaffung des Gesetzes vom 10. März 1885*) und ein Gesetz zum Ausschreiben der allgemeinen Wahlen zu verlangen.

„6) Sie sichert die volle und uneingeschränkte Freiheit der Volksabstimmung zu und gründet auf die praktische Probe dieses hohen Vorsatzes die beste Zierde ihrer politischen Ehrenhaftigkeit.

„7) Sie gibt diesem Uebereinkommen den erhabenen Charakter einer Versöhnung, bei der es weder Sieger noch Besiegte gibt, und verspricht alle ohne Ausschluß zu den Posten zu berufen, die ihnen ihre Verdienste anweisen, und dies nicht nur wegen einer Pflicht der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, sondern als einen Beweis der Aufrichtigkeit und der bona fides ihrer Absichten."

Selbstverständlich lehnten die caceristischen Bevollmächtigten den ihnen angesonnenen Vergleich ab, der in der Anerkennung der Regierung des Generals Iglesias und der „Nationalversammlung" wurzelte. Mit beißendem Spott bemerkte Dr. Chinarro, daß die Grundlagen desselben sich lediglich auf die bona fides, auf Treu und Glauben stützten, Factoren, die in der Politik schlechterdings ungenügend seien, und daß bezüglich der Abschaffung des „Gesetzes vom 10. März" alles vom Zufall abhänge; und Dr. Dianderas stellte die Frage nach den Sicherheiten, die dem General Cáceres gegeben würden, falls derselbe sich zu einer Anerkennung der Regierung Iglesias' herbeilasse: eine Frage, aus welcher der Hohn sattsam hervorklang, und auf die der stets zungenfertige Dr. Aramburú, nach dem von ihm selbst geschriebenen Protokoll, weiter nichts zu sagen wußte als: „alle, die noth-

*) Das „Gesetz vom 10. März" ist die Theilung der „constituirenden Versammlung" in zwei Häuser und die rechtswidrige Verlängerung des Mandats.

Digitized by Google

wendig sind, um die Ueberzeugung von der Loyalität zu bilden". Schließlich versprachen die Minister Dr. Chinarro und Dr. Garcia einen Gegenentwurf vorzulegen, konnten aber nur die schriftliche Mittheilung machen: „der General Cáceres sei der Meinung, unter den wesentlichen Grundlagen des vorgelegten Entwurfs sei ein Gegenentwurf nicht möglich; er sei jedoch geneigt, jegliche Combination anzunehmen, die in Uebereinstimmung sei mit den in ihrem Schreiben ausgedrückten Gedanken und Grundsätzen", d. i. Iglesias' Regierung, „die in keinerlei Weise der Ausdruck des Willens der Nation", sondern „eine Regierung sei, welche anormale und außergewöhnliche Zustände dem Lande auferlegten", solle zurücktreten, weil „sie heute keinen Grund zum Fortbestehen habe, falls man noch etwas Achtung vor den Grundrechten jeder freien Nation bewahre". Dr. Aramburú beeilte sich nun, den von ihm vorgelegten Vergleichsentwurf als „Ultimatum" zu bezeichnen und „in höherm Auftrage" mitzutheilen, „daß die Delegation ihren Entwurf aufrecht erhalte und ihn als letzte Anstrengung betrachte, zu welcher der gute Wille der Regierung gelangen könne ohne Beeinträchtigung ihrer unabweislichen Gerechtsame". Hiermit waren die Unterhandlungen endgültig abgebrochen. Cáceres hatte diese Erwiderung nicht abgewartet, sondern mit demselben Parlamentär, der das Schreiben seiner Minister an Dr. Aramburú am 8. Juli ins feindliche Lager brachte, die Kündigung des Waffenstillstandes dem General Mas zugesandt. „Dem guten Ausgange der künftigen Operationen des Feldzuges gehorchend", traf der iglesistische Corpscommandant sofort alle Vorkehrungen zum Rückzuge, den er noch vor Ablauf der Kündigungsfrist antrat. Nach zwei Eilmärschen erreichte er mit der Spitze seines Corps am 10. Juli Oroya, wo er zum dritten mal seine Entlassung einreichte, die nunmehr angenommen wurde.

Angesichts der abermaligen Ergebnißlosigkeit der Friedensverhandlungen fühlten beide Gegner das Bedürfniß, ihre Haltung vor dem Lande zu rechtfertigen. Aber während der General Cáceres in seiner Kundgebung d. d. Jauja, 10. Juli 1885, in der er „die beharrlichen Arbeiten seiner Regierung für den Frieden und die Ruhe der Republik auf den Grundlagen ihrer künftigen Ehre und Glücklichkeit" zur Kenntniß des Landes brachte, stets seiner Stellung eingedenk und der Wahrheit treu blieb; während Cáceres, auch wenn er die Gewalthaber in Lima des Eigennutzes und der Selbstsucht anklagte, eine sachliche, ruhige und gemessene Sprache führte, die nur hart und scharf ward bei der Erwähnung Monsignore Dr. Tovar's, des Commissars der Regierung von Lima, der nicht, wie es bei seinem priesterlichen Charakter zu erwarten war, „für den Frieden unter den Menschen und für die Einigung der wegen der Verirrung einiger weniger getheilten Brüder arbeitete": vergaß der General Iglesias in seiner Proclamation vom 13. Juli noch mehr als früher die Rücksichten, die er seiner hohen Stellung schuldig war, schlug mit unsäglicher Unverfrorenheit der Wahrheit ins Gesicht und hatte nichts als gemeine und grobe Beschimpfungen und Verleumdungen des Gegners, gegen den er, als ob ihn eine Ahnung beschlichen, daß es das letzte mal sei, in maßlos heftiger und leidenschaftlicher Weise Gift und Galle spie. Es kennzeichnet den „Patrioten von Montan" schon zur Genüge, daß er prahlerisch

Digitized by Google

mit seinen Verdiensten um sich wirft, die er durch den Friedensschluß mit Chile zu einer Zeit, als „die Republik eine Beute von Narren und Speculanten" war, erworben haben will. Jeder Unparteiische wird ja dem cajamarquiner Patricier den Muth hoch anrechnen, mit dem er an das Friedenswerk heranging, als er fernern Widerstand als nutzlos erkannt hatte, auch wenn nach dem vertraulichen Briefwechsel seines Schwagers Dr. Castro Zaldivar, den er nach Lima zu dem chilenischen Gesandten Jovino Novoa als Unterhändler geschickt hatte, die Vaterlandsliebe nicht die wirklich treibende Kraft war, vielmehr nur als Feigenblatt für den Ehrgeiz und die Ruhmsucht diente.*) Aber niemand, der sehen kann und will, wird dem „Provisorischen Präsidenten der Republik" glauben, daß sein Ehrgeiz nur dahin ging, den äußern Frieden dem Lande zurückzugeben, und daß „nach der Ratification des Vertrags von Ancon es sein innigster Wunsch war, sich der höchsten Autorität zu entäußern, die zu sehr auf seine Schultern drückte". Warum folgte er dann dem Rathe nicht, den ihm Männer wie Dr. Elias Malpartida, sein erster Finanzminister, gaben? Warum klammerte er sich dann geradezu an die „drückende" Autorität, als er mit ihrer freiwilligen „Entäußerung" seinem Vaterlande die Schrecken und Greuel eines langen Bürgerkrieges ersparen und den Frieden und die Ordnung sichern konnte? Was er für sein Bleiben anführte, war mehr als fadenscheinig und hätte ihn gerade zum Gehen veranlassen müssen. „Die Versammlung von 1884", sagte er, „legte mir die Beendigung des schwierigen Werkes auf: der äußere Friede ruhte auf dem innern Frieden; das Land zu einigen im Sinne des Friedens und ihm feste Grundlagen der Ordnung zu hinterlassen, war das logische und einzige Ende meiner Mission; wenn um das Vaterland es sich handelt, vergesse ich immer meine Rechte, um allein meiner Pflichten mich zu erinnern." Und weil nun „eine Faction ungelehriger Peruaner, an deren Spitze ein Mann sich erhob, der ohne Erfolg gekämpft hatte für den Frieden um jeden Preis", wie wider besseres Wissen Miguel Iglesias seinen Mitbürgern einzureden suchte; weil nun diese „Faction", welche die große Mehrheit hinter sich hatte, in seinem Rücktritt von der Macht „das logische und einzige Ende" seiner angeblichen „Mission" erblickte und seinen Ruf, unter seiner Führung sich zusammenzuscharen, entschieden zurückwies, glaubte das „legitime" Staatsoberhaupt sich an ihrem Führer, dem General Cáceres, mit einer Schmähschrift rächen zu müssen, glaubte es ihn mit dem auswärtigen Feinde „geheimer gegenseitiger Zugeständnisse, deren der letzte Peruaner sich schämen würde"**), beschuldigen, ihn der Heuchelei, der Treulosigkeit und des Verraths bezichtigen, ihn einen „unver-

*) Der vertrauliche Briefwechsel fiel am 1. Dec. 1885 in die Hände der „Constitutionellen". Die veröffentlichten Briefe bekunden eine sehr materialistische Anschauungsweise. Was Iglesias in öffentlichen Kundgebungen „seinen Stolz und seiner Söhne Ehrenschild" nennt, wird hier, wo keine Maske vorgebunden ist, zum „Geschäft", in das man Geld stecken müsse, um etwas zu gewinnen. (Brief Castro Zaldivar's vom 8. März 1883.)

**) Iglesias verwechselt die Personen. Ihn selbst trifft diese Beschuldigung, da in seinem Auftrage sein Schwager Dr. Castro Zaldivar sich bemühen mußte, das chilenische Hauptquartier zur Verfolgung der Truppen der „nationalen Vertheidigung" bis zu ihrer „Vernichtung" zu veranlassen. (Castro Zaldivar's Brief vom 10. März 1883.)

Digitized by Google

besserlichen Narren schelten zu dürfen, der aus den Rebellionen eine Stufenleiter seines persönlichen und zügellosen Ehrgeizes gemacht hat"*), der ein „Rebell war an der Regierung von Ayacucho**), Rebell an der Regierung von Magdalena, Rebell an der Regierung von Arequipa***), Rebell an sich selber und an dem Heile seines Vaterlandes gestern, heute und immerdar", glaubte es „die furchtbare Verantwortlichkeit für das Blut, das im brudermörderischen Streite vergossen ist und noch vergossen wird", für seine und seiner Sippe Mis- und Willkürherrschaft von sich abwälzen und allein ihm aufbürden zu können, „diesem Menschen, der sich mit des Wahnsinns Gewalt der Ordnung und der Wiederherstellung seines Vaterlandes widersetzt", der „um jeden Preis seine Zerstörungswuth sättigen will". Um seinen Schmähungen eine sachliche Unterlage zu geben, fügte Miguel Iglesias als Anhang eine Auslese von 27 Actenstücken bei, die indeß zu seinem Unglück nur seine eigene Verlogenheit trotz ihrer Lücken- und Mangelhaftigkeit klar stellten.

Und abermals begann eine Zeit der Verfolgung für die, welche des „Patrioten von Montan" großes „Unternehmen von Selbstlosigkeit und Standhaftigkeit" nicht unterstützen, welche „den wahren Pfad des Patriotismus" nicht wandeln wollten. Die Gefängnisse der Hauptstadt und die Kasematten von Callao füllten sich mit politisch Verdächtigen, denen durchgängig eine gemeine Behandlung, verbunden mit einer Hungercur, zutheil wurde†), und in die Verbannung mußten jetzt auch die „demokratischen" Häupter, Dr. Nicolas de Piérola, Dr. Elias Malpartida u. a. wandern, ja selbst Mitglieder des limeñer Erzkapitels wurden ohne Gehör und Gericht des Landes verwiesen, weil man sie „aus Achtung vor dem geistlichen Gewande" nicht einsperren wollte. Das „Spitzelthum" wurde in unerhörter Weise, aber „loyal wie alles, was von Miguel Iglesias ausging", in die Gesell-

*) Cáceres ist gerade einer der wenigen peruanischen Offiziere, die treu zu den verfassungsmäßigen Regierungen standen und ihren Degen nicht verkauften.

**) Es war dies die zweite Auflage der Regierung Nicolas de Piérola's, die ebenso unrechtmäßig war wie die erste. Von ihr fiel allerdings Cáceres ab, weil Piérola als Hinderniß der nationalen Einheit dastand, nachdem der Süden wie der Norden sich für „die Regierung von Magdalena" erklärt hatte. Vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 619 fg.

***) Erlogen! Iglesias verwechselt abermals die Personen; denn er war es, der zum „Rebellen an der Regierung von Arequipa" wurde, nachdem ihn der Contreadmiral Lizardo Montero, das Haupt derselben, zum General befördert hatte.

†) Aus Callao, 23. Nov. 1885, schrieb der Correspondent des limeñer „Comercio": „Wir hatten Gelegenheit, das Gefängniß der Kasematten in diesem Hafen zu besuchen, in welchem 55 Männer sich inhaftirt befinden wegen politischer Ursachen, und, offen gestanden, wir haben den Ort über alles Maß ungeeignet angetroffen, sogar für Zuchthäusler wegen gemeiner Vergehen. In der That, der Kerker ist dunkel, ohne Lüftung, niedrig, feucht und außerdem sehr ekelerregend, denn in ihm selbst vollziehen die Gefangenen die unerläßlichen Operationen des thierischen Seins." Daß der Correspondent eher zu wenig als zu viel sagte, dafür bürgte der Belagerungszustand, der die Zeitungen, die, wie „El Comercio", im andern Lager standen, sehr vorsichtig und zurückhaltend sein ließ. In Lima legte man den Gefangenen sogar Fußeisen an und gewährte ihnen kaum die nothdürftigste Verpflegung. Wer nicht über besondere Hülfsquellen verfügte, mußte geradezu hungern, wie ein in „El Comercio" trotz der Censur veröffentlichter Brief deutlich genug ausspricht.

Digitized by Google

schaft eingeführt und großgezogen, da man in schamloser Offenheit in allen Tagesblättern an hervorragender Stelle den Angebern je nach der Wichtigkeit der Mittheilung eine Belohnung von 50 bis 1000 Silbersoles (175 bis 3500 Mark) anbot.*) Es hatte ganz den Anschein, als ob der iglesistische Ring mit Gewalt „die Indolenten zum Abschütteln ihrer sträflichen Apathie" zwingen und in das Lager des Generals Cáceres treiben wollte, wie denn in der That hervorragende frühere Piérolisten, so z. B. Dr. Pedro A. del Solar**), dasselbe aufsuchten und mit offenen Armen empfangen wurden.

Mittlerweile war auch der kleine Krieg in den Küstendepartamentos Ica, Lima, Ancahs, La Libertad wieder aufgelodert, die Städte Pisco, Chincha, Ica, Trujillo genommen und verloren, und Cáceres, dessen „Division Exploradora" unter dem Oberstlieutenant Arturo Morales Toledo bis Canta und unter dem Cubaner Pacheco Cespedes bis Chosica vorgedrungen war, sandte am 10. Aug. das Gros seines Heeres unter dem Obersten Remigio Morales Bermudez nach der Westseite der Cordillere. Es war ziemlich genau dieselbe Lage wie im Vorjahre wiederhergestellt. In und um Lima hatte Miguel Iglesias vier von seinen fünf Divisionen, im ganzen 6000 Mann zusammengezogen, um vor den Thoren der Hauptstadt, wo „alle kriegerischen Elemente, über welche die Regierung verfügte, zugleich vereinigt und in Thätigkeit gesetzt werden konnten"***), den „in hundert Schlachten geschlagenen" Gegner zu erwarten und zu — vernichten. Allein „der Führer der Revolution" war durch den ungünstigen Ausgang seines vorjährigen Angriffs gewitzigt und hatte gelernt zu — warten. Durch kleine Schläge, wie am 15. Aug. in Canta, wo die Iglesisten umzingelt und gänzlich zersprengt wurden, 5 todte und 19 gefangene Offiziere mit 200 Mann, ihre einzige Mitrailleuse und 500 Gewehre verloren, suchte er den Gegner zu reizen und zum Aufgeben seines Operationsplanes zu bewegen. Und mit Erfolg. Der limeñer Machthaber ließ sich verleiten, die Offensive zu ergreifen. Am 25. Sept. ließ er, umgeben von seinen Ministern und einem glänzenden militärischen Gefolge, das 1. Armeecorps (5 Bataillone Infanterie, 2 Colonnen Polizeimannschaften, 1 Schwadron Reiterei nebst 6 Krupp'schen Gebirgsgeschützen und 4 Mitrailleusen) defiliren, das unter dem Befehle seines Bruders Lorenzo ins Feld rückte, um, wie er ihm in einer Ansprache zurief: „mit einem kräftigen und entscheidenden Angriffe die Auflösung zu vervollständigen, welche bereits die gezwungenen Scharen des stets be-

*) Sämmtliche Zeitungen der Hauptstadt mußten tagtäglich unter den „Avisos de preferencia", den zwischen den politischen Theil eingeschobenen Anzeigen, folgende Bekanntmachung bringen: „Auf der Subpräfectur und Polizeiintendenz wird eine Belohnung von 50 bis 1000 Soles Silber jeder Person gezahlt, die eine opportune Anzeige mit bestimmten und genauen Angaben macht über einen beliebigen Gegenstand, der zum bessern Dienst der Polizei beitragen kann. Besagte Anzeige kann mündlich oder schriftlich sein, und die strengste Zurückhaltung wird zugesichert, wie auch die Belohnung der Person eigenhändig oder auf die Weise, die in der Anzeige angegeben wird, übergeben wird."

**) Dr. del Solar wurde am 16. Sept. von Cáceres zum Kriegsminister ernannt.

***) Aus den Instructionen, die dem General Pedro Mas nach Huancayo gesandt waren. („Aclaraciones del General Mas.")

Digitized by Google

siegten Führers aufreibt, und das große Werk der Ordnung, der Gesetzlichkeit und der Zukunft ... zu beschleunigen". Am 28. verließ Lorenzo Iglesias die Hauptstadt, um von Chosica aus den Vormarsch auf Canta zu leiten. Hier stand seit dem 15. Aug. der Oberst Morales Bermudez mit ungefähr 1750 Mann, 4 Geschützen und der an jenem Tage erbeuteten Mitrailleuse. In den ausgezeichneten Stellungen von La Chaqui wollte er dem anrückenden Feinde Stand halten und eine Schlacht liefern, als am 30. Cáceres plötzlich in Obrajillo eintraf, seine Truppen aus allen vorgeschobenen Posten zurück- und zusammenzog und den Rückzug auf Tarma antreten ließ, den er selbst leitete. Der „Rebellenführer" hatte schon lange einen eigenartigen, kühnen Plan gefaßt, der jetzt zur Ausführung kommen sollte. Er wollte den Gegner hinter sich her ins Innere locken, dann den Mantaro überschreiten, sämmtliche Uebergänge über den nach Eintritt des Frühjahrs (November) auch an den wenigen Furten unpassirbaren Gebirgsfluß zerstören und dann sich in Eilmärschen auf die Hauptstadt werfen, um dort die Entscheidung herbeizuführen.*) Zu diesem Zwecke hatte er seinen Befehl an den „Delegado Supremo" im Süden, den Obersten Juan Ibarra, wiederholt, die in Arequipa, Puno, Cuzco, Abancay neugebildeten Bataillone ohne Zeitverlust ihm zuzuführen, und den in Trujillo als „Jefe Superior" von Nordperu befehligenden Obersten Romero y Flores auffordern lassen, zu ihm zu stoßen, sodaß er 4000 Mann reguläre Truppen gegen Lima führen könnte. Da sein „Rückzug aus unüberwindlichen Stellungen das handgreifliche Zugeständniß seiner Ohnmacht" war, wie Lorenzo Iglesias in seiner Einfalt am 3. Oct. an den Kriegsminister berichtete, so rückte man ihm nach, wie er es wünschte. Inzwischen aber erkrankte „Trujillos Erstürmer" und starb am 15. auf dem Transport von Canta nach Yasi an einer Lungenlähmung, sodaß im Vormarsch des Corps eine kleine Pause eintrat. Am 21. reiste der Kriegsminister General Echenique und der Chef des großen Generalstabs General Ramirez nach Chicla ab, das am 9. besetzt war, um an Ort und Stelle die durch den Tod des Corpscommandanten nöthig gewordenen Vorkehrungen zu treffen und mit dem neuen Oberbefehlshaber Oberst Gregorio Relayze den Feldzugsplan mündlich festzustellen.

Nach der Rückkehr der beiden Generale ward die 3. und 5. Division zu einem Corps vereinigt und die Bildung einer 6. Division verfügt und mit großer Eile betrieben, um die Hauptstadt zu sichern, wenn das 2. Armeecorps auf den Kriegsschauplatz abging. Am 26. übernahm der Kriegsminister den Oberbefehl über das 2. Corps und schiffte sich bereits am folgenden Abend in Callao nach Pisco ein, um über Ica gegen Ayacucho vorzudringen und dem General Cáceres die Verstärkungen, die von Süden her unterwegs waren, und gleichzeitig die Rückzugslinie abzuschneiden. Am 28. mittags landete er in Pisco und in der Bai von Paracas, setzte sich aber erst am 2. Nov. auf und an dem Eisenbahndamme entlang gegen Ica in Marsch, wo er am 5. — selbstverständlich unter „großem Jubel" der Bevölkerung — einzog. Am 11. reiste er nach Lima zu einer Be-

*) Brief des Ministerpräsidenten Dr. Francisco Flores Chinarro an den Herausgeber des limeñer „Comercio", d. d. Jauja, 6. Jan. 1886.

Digitized by Google

sprechung und kehrte am 14. nach Pisco zurück, um die Vorbereitungen zum Einschiffen seines Corps nach Mollendo zu treffen. Der Feldzugsplan war theilweise geändert: statt des Marsches auf Ayacucho war der Zug gegen Arequipa beschlossen.

Unterdessen hatte der Oberst Relayze seine beiden Divisionen am 6. und 7. Nov. von Casapalca und Chicla aufbrechen lassen, die erste unter dem Obersten Jessup bis zur Oroyabrücke vorgeschoben, die cáceristischen Vorposten von dem jenseitigen (linken) Flußufer, das von den Anhöhen des rechten Ufers beherrscht wird, vertrieben und die Wiederherstellung der zerstörten Brücke in Angriff genommen. Am 11. konnte der Uebergang und am 13. der Vormarsch gegen Jauja über die Hochebene von Cachi-Cachi (13 spanische Meilen) beginnen. Als Cáceres, der sich von Tarma nach Jauja zurückgezogen hatte, am 14. die Marschrichtung des Feindes festgestellt hatte, beschloß er in Ausführung seines Planes den Uebergang auf das rechte Mantaroufer über die Hängebrücke von Tambo, die eine spanische Meile südwestlich von Jauja nach dem Dorfe Huaripampa führt. Aber kaum hatte am Abend die Ueberführung der Geschütze begonnen, als von den sechs dünnen Drahtseilen, welche die Brücke trugen, zwei rissen. Die Ausbesserung ging während der dunkeln Nacht nur schwierig und langsam von statten, sodaß erst am andern Morgen um 7 Uhr der Uebergang des Geschütz- und Munitionsparks fortgesetzt werden konnte. Um 10 Uhr ließ Cáceres sein Heer, das, mit den vor wenigen Tagen von Ayacucho eingetroffenen Verstärkungen 3270 Mann stark, in 4 Divisionen zu je 2 Bataillonen Fußvolk, 2 Schwadronen Reiterei und 1 Brigade Artillerie mit 11 gezogenen Geschützen und 3 Mitrailleusen getheilt war, aus Jauja defiliren und die 1. Division unter dem Obersten Justiniano Borgoño, die aus den beiden Veteranenbataillonen „Zepita" und „Junin" bestand, die Höhen von Anaspuquio, welche die Brücke beherrschen, zur Deckung des Uebergangs besetzen. Gegen Mittag, ehe noch eine Division das rechte Ufer gewonnen hatte, erschienen auf den Höhen nördlich von Jauja die Spitzen des Feindes. Sofort ließ Cáceres eine Schwadron Reiterei zur Aufklärung vorgehen und erlangte die Gewißheit, daß der Feind über die Höhen am Flusse vorrückte, als ob er Kenntniß von seiner Bewegung hätte. Relayze hatte ihn allerdings zuerst in den Stellungen von Masma gesucht und war dann, als er ihn hier nicht gefunden, südwestlich vorgerückt. Um 1 Uhr entspann sich nun zwischen dem Corps Relayze und der Division Borgoño, die jedoch von 4 Geschützen, welche auf dem hart am rechten Ufer belegenen, steil abfallenden Hügel Santa-Rosa aufgefahren waren, und der mittlerweile dorthin gelangten 4. Division wirksam unterstützt wurde, ein Gefecht, das zum Wendepunkte in dem Kriege und für die Iglesisten wegen seines anscheinend günstigen Erfolges verhängnißvoll ward. Während drei Stunden hielt Borgoño zäh seine Stellungen und begann erst nach 4 Uhr, als die letzte Division den Uebergang bewerkstelligt hatte und die Drahtseile der wiederum schadhaft gewordenen Brücke gekappt waren, sich langsam auf seinen rechten Flügel zurückzuziehen, um die drohende Flankirung abzuwehren und den Weg nach Concepcion zu gewinnen. Um 6 Uhr, als die Nacht hereinbrach, hatte er seine Stellungen dem Feinde überlassen und brach das Gefecht ab. Unverfolgt erreichte er Con-

Digitized by Google

cepcion, überschritt dort den Mantaro und brach die Brücke hinter sich ab. Cáceres hatte durch die Langsamkeit seiner Uebergangsbewegung, die allerdings durch den schlechten Zustand der Brücke bedingt war, über 400 Mann, größtentheils Gefangene (2 Obersten, 24 Hauptleute und Lieutenants nebst 359 Mann) verloren, jedoch durch den Siegeswahn, in den der iglesistische Corpscommandant sich und seine Regierung einwiegte, für die Durchführung seines kühnen Planes mehr gewonnen, als wenn er in einer Schlacht das iglesistische Corps vernichtet hätte. Unter Zurücklassung eines Pikets von 200 Mann und einer Freischar in Huaripampa, um Versuche zur Wiederherstellung der Brücke zu stören und gleichzeitig seine Bewegung zu verdecken, marschirte er am 16. südlich nach Mitos, wo der Oberst Borgoño zu ihm stieß, und gönnte hier dem Heere einen Rasttag, der zur Zerstörung sämmtlicher Brücken über den Mantaro bis Huancayo abwärts benutzt wurde. Der bisherige Kriegsminister Dr. Pedro A. del Solar ward zum „Generalminister" ernannt, da die übrigen ihre Entlassung eingereicht und nach Concepcion sich zurückgezogen hatten, und in einem Kriegsrathe enthüllte Cáceres seinen bisher nur dem Ministerium bekannten und streng geheimgehaltenen Plan, der begeisterte Zustimmung fand. Am 18. wurde der Marsch südlich nach Chupaca fortgesetzt, um den iglesistischen Befehlshaber noch mehr in dem Glauben zu bestärken, daß eine Vereinigung mit der Süddivision des Obersten Juan Ibarra, zu deren Uebernahme der Oberst Morales Bermudez am 2. von Huancayo nach Ayacucho abgegangen war, beabsichtigt sei. In der That war der Oberst Gregorio Relayze von seinem anscheinenden Erfolge so berauscht und irregeleitet, daß er an demselben Tage (18.) in einem Bericht an den Finanzminister Galup, der einstweilen den Kriegsminister Echenique vertrat, sein Siegesbulletin vom 15. noch überbot. „Der Sieg hat nicht vollständiger sein können . . .", schrieb der kurzsichtige Soldat, „. . . und ich schicke mich an, die Artillerie, die verlassen auf dem andern Ufer geblieben ist, mit andern Kriegstrophäen zu sammeln, sobald die bereits angeordnete und begonnene Wiederherstellung der Brücke vollendet ist. . Der revolutionäre Führer, der in blasser Furcht (despavorido) flieht in Begleitung einiger seiner Anhänger, vielleicht ohne bestimmte Richtung, wird ein für allemal seine Ohnmacht begriffen haben, gegen die Vaterlandsfreunde und Vertheidiger der Ordnung zu kämpfen."

Von Chupaca aus begann nun über die Sierra von Morococha der lange geplante Flankenmarsch, der überaus kühn angelegt, ja angesichts der Schwierigkeiten, welche die unwirthsame Cordillere um diese Jahreszeit mit ihren Gewitter- und Schneestürmen bietet, geradezu verwegen war. Am 19. marschirte man auf steil ansteigenden Pfaden längs des Gebirgsbaches Chupaca bis auf die Puna, die öde Hochebene der Cordillere, 5 spanische Meilen bis zu dem armseligen Weiler Yanacancha, am 20. immer steigend 6 Meilen bis zur Weidehacienda Hatunhuasi, wo inmitten eines grauenhaften Unwetters, das drei Tage anhielt, im Schnee übernachtet wurde. Das Marschziel des dritten Tages, die Höhe von Cochas, von welcher der Chupaca herabkommt, ward ungeachtet eines elfstündigen, bei dem Schneesturm sehr beschwerlichen Marsches nicht erreicht. Erst am andern Morgen, nachdem man noch angestrengt drei Stunden marschirt hatte, waren die 7 Meilen

Digitized by Google

zurückgelegt, worauf den ermüdeten Soldaten Rast gegönnt wurde. Von hier aus ward die 2. Division nach Oroya detachirt, um die dortige Brücke, zu deren Sicherung der iglesistische Corpscommandant eine starke Colonne zurückgelassen hatte, zu zerstören und dann nach Yauli zu marschiren, wohin das Gros geraden Wegs zog. Am 23. mußte man nach einem vierzehnstündigen, auf dem fast meterhohen Schnee überaus mühseligen Marsche, in welchem man kaum 6 Meilen zurückgelegt hatte, in Estanque, mehr als 14400 Fuß über dem Meere, auf einem weiten Schneefelde übernachten, auf dem am andern Morgen von der Kälte erstarrt 19 Mann todt aufgefunden wurden. Als der Tag graute, suchte Cáceres selbst eine in der Nähe belegene Silbermine auf, um persönlich von den eingeborenen Arbeitern Erkundigungen einzuziehen, und hörte von einem von Yauli heraufkommenden Eingeborenen, daß ein nur von 15 bis 20 Reitern bewachter Gefangenentransport unterwegs nach Chicla sei. Sofort sandte er 11 seiner Ordonnanzoffiziere unter dem Fregattenkapitän José Gálvez voraus, um sich über die Thatsache Gewißheit zu verschaffen und die Gefangenen zu befreien. Als Gálvez nun in Yauli erfuhr, daß der Transport zwei Stunden vorher durchgekommen sei, und daß sein Führer große Eile gezeigt habe, Chicla zu erreichen, weil er von der Nähe caceristischer Truppen Witterung erhalten habe, setzte er unverzüglich dem Piket nach, das bei seiner Ankunft in Casapalca abends um 7 Uhr nur noch einen kleinen Vorsprung hatte. Um dasselbe, das den Thalweg verfolgte, abzuschneiden, nahm er den Weg über die Höhen und hörte plötzlich das Signal der Locomotive. Dies änderte seinen Entschluß. Ohne Schwanken eilte er mit seinem Häuflein zur Eisenbahnstation hinab, bemächtigte sich derselben und des Zuges, der aus zehn mit Waffen, Munition, Montirungsstücken und Proviant beladenen Wagen bestand, und ging dann in das Thal hinab, dem Gefangenentransport entgegen, dessen Escorte überrascht und nach kurzem Widerstande entwaffnet wurde. Gegen Mitternacht brach der „Generalminister" Dr. del Solar mit der Division Borgoño von Yauli auf, langte um 6 Uhr morgens in Chicla an und verlud sofort seine Truppen in den bereit stehenden Eisenbahnzug nach Chosica, wo er nachmittags eintraf. Während der Nacht ward der Schienenstrang, den die Iglesisten zerstört hatten, wiederhergestellt und die Division bis zur Zuckerfabrik Vitarte, 10 Kilometer von Lima, vorgeschoben. Nunmehr ging der Zug nach Chicla zurück, um das Gros des Heeres zu befördern, und am 27. Nov., 12 Tage nach seiner „völligen Niederlage" am Mantaro, hatte der „revolutionäre Führer", der „in blasser Furcht" geflohen war „ohne Ziel und Richtung", sein Heer in Vitarte vereinigt, bereit, den entscheidenden Schlag gegen die Machthaber in Lima zu führen. Aber bevor „der Soldat ohne Gesetze", der „mit des Wahnsinns Gewalt der Ordnung und der Wiederherstellung seines Vaterlandes sich widersetzte", der „um jeden Preis seine Zerstörungswuth sättigen wollte", zu dem Schlage ausholte, ließ er angesichts „der Schwere und Wichtigkeit der in der Entwickelung begriffenen Ereignisse" von seinem Generalminister am 27. eine Note an das diplomatische Corps in Lima richten und nochmals seine Bereitwilligkeit zu einem Vergleiche kundgeben, wenn, wie er selbst, so auch der General Iglesias der Macht entsage, „damit ohne Gewalt und Zwang das Volk frei seinen Mandatar bestimmen könne".



Digitized by Google

Allein Miguel Iglesias, rei publicae regenerator, konnte sich noch nicht entschließen, auf seine „grausame, aber edle Aufgabe" der Wiedergeburt seines Landes aus Blut und Eisen, „den Gegenstand seiner zweijährigen Sorgen und Aengste", zu verzichten; erst mußte die ultima ratio populi mit ihrer ehernen Stimme ins Ohr ihm dröhnen; in ihrer eindringlichen Weise ihn lehren seine „Pflichten" zu vergessen und allein seiner „Rechte" sich zu erinnern; ihn mahnen, seinen „innigsten Wunsch" zu befriedigen und der Regierung schwere, „auf seine Schultern zu sehr drückende" Bürde abzuwerfen; ihn nöthigen, der „Rebellen verwegenen Forderungen" zuzustimmen und seine und seiner Nationalversammlung „Abdankung und Entehrung" zu verfügen.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel war das Telegramm von dem Erscheinen caceristischer Truppen und der Wegnahme Chiclas, das der auf einem Eisenbahnhandkarren im Dunkel der Nacht entkommene Subpräfect in aller Eile von der nächsten Eisenbahnstation sandte, am 24. nachts in den alten Palast der ehemaligen spanischen Vicekönige gefahren und hatte dem Hause Iglesias, das von Herrschaft und Sieg träumte, in Flammenschrift ein grausiges Mene tekel gezeigt. Don Joaquin, der Ministerpräsident, eilte sofort nach Callao, um einen Dampfer der englischen Pacific Steam Navigation Company zu chartern und nach dem Süden zu senden zum Zurückholen des 2. Armeecorps, das man bereits nach Mollendo unterwegs glaubte. Der Kriegsminister Echenique ward indeß am 25. noch in Pisco mit dem Einschiffen seiner Truppen beschäftigt angetroffen, sodaß er nur den Curs seiner beiden Transportdampfer nach Norden zu ändern brauchte, am 26. abends in Callao landen und seine Truppen in die Stellungen von Salinas, Encalada und Quiroz mit den Hügeln Polvorin und San-Bartolomé zu derselben Zeit einrücken lassen konnte, als Cáceres sein Heer in Vitarte vereinigte. Dem iglesistischen Ringe schwoll nun wiederum der Kamm, und trotzig wies der Minister des Auswärtigen Garcia Urrutia, als ihm am 29. eine Commission des diplomatischen Corps die Note Dr. del Solar's überreichte und auf die Unzuträglichkeiten eines Kampfes innerhalb der Stadt aufmerksam machte, darauf hin, daß selbst in Paris, dem Victor Hugo'schen „Herzen des Weltalls", genau dieselben Vorgänge sich abgespielt hätten.

Am 29. nahm Cáceres eine Aufstellung parallel der Eisenbahnlinie und zog, nachdem eine Recognoscirung gegen die Zuckerfabriken Salinas und Encalada ihm Gewißheit über die feindlichen Stellungen verschafft hatte, in der Nacht seine Truppen auf dem rechten Flügel zusammen. Am andern Morgen um 5 Uhr begann der Vormarsch zum Angriff. Die 2. Division (Borgoño) eröffnete das Gefecht und führte den Vorstoß mit solcher Wucht, daß sie im ersten Anlaufe den Feind aus seinen Stellungen in Encalada und Quiroz vertrieb und sich in denselben festsetzte, bis die übrigen drei Divisionen, die in einem Abstande von je einer halben Stunde später aufgebrochen waren, herankamen, um gegen die feindliche Hauptstellung in San-Bartolomé convergirend vorzugehen. Um 1 Uhr nachmittags begann der Sturm, unterstützt von zwei Geschützen, die auf dem Hügel von Quiroz aufgefahren waren; eine halbe Stunde später war die Freischar Atahualpa auf der Spitze des San-Bartolomé, auf der zwei Krupp'sche Geschütze

Digitized by Google

in ihre Hände fielen, um 5 Uhr die ganze Stellung genommen. Die Iglesisten zogen sich südwestlich auf ihren rechten Flügel zurück, in die mit Krupp'schen Geschützen und Mitrailleusen gespickten Stellungen von San-Agostino und Pino Chico, aus denen sie durch das wohlgezielte Feuer, das nunmehr die „Constitutionellen" vom San-Bartolomé aus auf sie richteten, mit Einbruch der Nacht ebenfalls in die Hauptstadt hineingetrieben wurden. Um 6 Uhr abends stand Cáceres' Heer auf dem östlichen Quadranten der Stadt von der Portada de Barbones bis zur Portada de Maravillas. Während der Nacht theilte Cáceres sein Heer: den rechten Flügel mit der 3. und 4. Division stellte er unter den Befehl seines „Generalministers" Oberst Dr. Pedro A. del Solar, die Führung des linken mit der 1. und 2. Division übernahm er selbst. Als der 1. Dec. anbrach, erfolgte der Einmarsch in „die Stadt der Könige", der im Laufschritt vor sich ging und wobei ohne Kampf die ersten Stellungen genommen wurden. Solar rückte durch das alte Thor von Barbones, Cáceres durch das von Maravillas und Mercederias. Es ging alles „wie am Schnürchen". Die Iglesisten unter dem Befehl des Generals Pedro Mas, der tags zuvor zum Platzcommandanten ernannt war, beschränkten sich auf die Vertheidigung des Regierungsgebäudes mit seiner nächsten Umgebung: den Thürmen der Kathedrale, der Klöster San-Francisco, San-Pedro, La Merced, San-Agustin und Santo-Domingo, und des Forts Santa-Catalina im Süden der Stadt und hatten eine nutzlose Stellung auf dem San-Cristóbal genommen, dem im Nordosten von der Stadt steil ansteigenden 480 Meter hohen Bergkegel, auf dem Ende 1880 der Dictator Nicolas de Piérola mit einem Aufwande von 1 Mill. Soles die famose, auf seinen Namen getaufte „Citadelle" hatte errichten lassen. Um 8½ Uhr, als Solar mit der 3. Division auf den Inquisitionsplatz vordrang — die 4. Division blieb als Reserve auf dem Platze vor dem Kloster Buenamuerte zurück — eilte unter Führung seines Vorsitzenden, des Kapitäns zur See Villavicencio, das „Constitutionelle Comité" mit einer Schar Studenten herbei und vertrieb, von den Mönchen heimlich eingelassen, die iglesistischen Schützen von dem Thurme des Klosters San-Francisco, von dem aus nun das Regierungsgebäude kräftig beschossen wurde. Um 12 Uhr nahm Cáceres, der zunächst die Straßeneingänge, die nach dem Platze Santa-Catalina führen, hatte besetzen lassen, um seine linke Flanke gegen einen etwaigen Ausfall der Besatzung des Fort zu decken, den Thurm des alten Jesuitenklosters San-Pedro, verlegte sein Hauptquartier von der Medicinschule nach dem Congreßsaale am Bolivarplatze und stellte seine Verbindung mit dem Corps del Solar's her. Der ganze obere Theil der Hauptstadt war in seinen Händen und die Einnahme des Regierungsgebäudes nur noch eine Frage der Zeit. Deshalb ward von der 1. Division ein Bataillon nebst zwei Geschützen aus der Stadt nach dem Pinohügel zurückgezogen, um eine etwaige Flankirung des linken Flügels und eine Ueberraschung im Rücken zu verhindern, die auf dem südlichen Quadranten, auf dem eine breite Allee sich hinzieht, leicht auszuführen war und von einem entschlossenen, kühnen Gegner, zumal wenn er va banque zu spielen gezwungen ist, erwartet werden mußte; deshalb ward auch auf der ganzen Linie der Befehl ertheilt, die Munition zu schonen. Nur die Artillerie auf dem Colegio Real und an den Straßen, die nach dem Regierungsgebäude



Digitized by Google

münden, durfte ihr Feuer auf dieses fortsetzen, auf dessen flachem Dache Iglesias seine Krupp'schen Geschütze und Mitrailleusen aufgepflanzt hatte. Die Nacht setzte dem Kampfe, der 13 Stunden gewährt, aber dank der beiderseitigen Vorsicht verhältnißmäßig wenig Blut gekostet hatte, ein vorläufiges Ziel. „Die Regierung von Lima" stand vor ihrem Ende. Im Palast herrschte eine dumpfe, beengende und drückende Atmosphäre; überall, in den Präsidentengemächern wie in den Vorhöfen und Wachtstuben, sah man hippokratische Gesichter. Hinter den Barrikaden dagegen, auf dem Inquisitions- und dem Bolivarplatze waren die „Constitutionellen" in gehobener, kampfesfreudiger Stimmung und brannten vor Begierde, den Stoß ins Herz zu führen, und nur der ausdrückliche Befehl Cáceres' verhinderte einen Handstreich auf das Regierungsgebäude, den die Studenten mit dem „Constitutionellen Comité" geplant hatten.

„Der Lazarus, der seine Auferstehung feierte", war friedlich gestimmt und wollte weiteres Blutvergießen vermeiden. In einem eigenhändigen Schreiben wandte Cáceres sich an den General Iglesias „mit der Einladung zu einem unmittelbaren Vergleich", dessen Grundlagen beiderseitige Commissare festsetzen sollten, und rief ihm mahnend zu: „Halten wir uns gegenwärtig, daß wir Peruaner sind, und daß die gegenwärtigen Augenblicke der Geschichte gehören!" Gleichzeitig ließ er dies Schreiben durch seinen „Generalminister" dem diplomatischen Corps zur Kenntnißnahme mittheilen, um demselben Gelegenheit zu geben, nochmals seine guten Dienste im Palaste anzubieten. Außerdem ließ er mehrere hervorragende Notabeln aller Parteien am andern Morgen zu sich in den Congreßsaal einladen und machte sie mit seinen Entschließungen bekannt, unter seinen alten Bedingungen auch jetzt noch einen Vergleich abzuschließen. Drei der erschienenen Notabeln, Dr. Antonio Arenas, Präsident der Corte Suprema, Ignacio de Osma, Alcalde, und Aurelio Denegri, Vicealcalde der Hauptstadt, waren sofort bereit, sich zum Palast zu begeben und dem General Iglesias den Vergleich anzuempfehlen. Inzwischen hatte aber auch das diplomatische Corps, insbesondere der chilenische Gesandte Jovino Novoa, sofort nach dem Empfange der Note Solar's Schritte gethan, um Cáceres' Einladung zu unterstützen, sodaß Iglesias sich veranlaßt gesehen hatte, einen Kriegs- und Ministerrath abzuhalten, um seine Lage klar zu stellen und einen Entschluß zu fassen. Der Platzcommandant General Mas hatte hier die von ihm gesuchte*) Gelegenheit gefunden, für den Friedensschluß zu wirken. Um seine Meinung zuerst befragt, hatte er Aufschluß über die Vertheidigungsfähigkeit des Palastes verlangt und, als er hörte, daß für die Verproviantirung vom Kriegsminister keine Vorkehrungen getroffen seien, ohne weiteres den Rath gegeben, Cáceres' Einladung anzunehmen, einen Rath, dem Iglesias wie auch das Ministerium mit Ausnahme zweier Minister zugestimmt hatten. Trotzdem wich Iglesias, als die drei Notabeln bei ihm erschienen und ihr Anliegen vorbrachten, anfangs

*) Mas hat am 22. Jan. 1886 beim Empfange des aus der Verbannung heimkehrenden Exdictators Nicolas de Piérola das Verdienst, den Abschluß des Vergleichs bewirkt zu haben, für sich beansprucht und erklärt, die Ernennung zum Platzcommandanten angenommen zu haben mit der Absicht, die erste günstige Gelegenheit, die sich darbiete, wahrzunehmen, um den Kampf durch einen Vergleich zu beenden.

Digitized by Google

einer bestimmten Erklärung aus, weil er ohne Vorwissen des Ministerraths nicht handeln dürfe, und machte dann nach kurzer Berathung mit seinen Ministern ihnen die Mittheilung, er habe „den Auftrag, den Gegenstand zu lösen, in die Hände des diplomatischen Corps gegeben". In der That erschienen bald darauf die Mitglieder desselben im Congreßsaale, und der chilenische Gesandte Novoa, der die Führung übernommen hatte, gab die Erklärung ab: das diplomatische Corps habe seine guten Dienste dem General Iglesias angeboten, dieser sie angenommen und seine Bereitwilligkeit kundgegeben, in Unterhandlungen mit dem General Cáceres einzutreten auf der Grundlage, „daß beide die Gewalt, die sie innehaben, niederlegen und mittels Specialcommissare eine dritte Wesenheit bestimmen, um zu den Präsidenten-, Senatoren- und Abgeordnetenwahlen einzuberufen"; eine Erklärung, die, von Cáceres mit Genugthuung begrüßt, da sie ja seine eigene, stets wiederholte Bedingung enthielt, protokollirt und doppelt ausgefertigt wurde. Nachmittags nach 3 Uhr wurde das von Iglesias unterzeichnete Protokoll mit der Mittheilung der ernannten Specialcommissare überbracht, worauf Cáceres sofort die Ernennung der seinigen folgen ließ. In der Wohnung des spanischen Ministerresidenten traten alsbald die beiderseitigen Bevollmächtigten zusammen und einigten sich nach siebenstündigen Verhandlungen über folgende Punkte:

„1) Die Verfassung von 1860 tritt sofort und uneingeschränkt in Kraft.

„2) Die Entsagung, auf welche die von den Generalen Cáceres und Iglesias unterzeichnete Acte sich bezieht, wird noch ausdrücklich durch diesbezügliche, eigens zu dem Zwecke ausgefertigte Erlasse bekannt gemacht.

„3) Die Gewalt, auf welche die erwähnte Acte sich bezieht, soll ein Ministerrath übernehmen, ernannt von den Commissionen mit der Bezeichnung der Portefeuilles, das ein jeder versehen soll, und dessen, dem der Vorsitz zukommt.

„4) Der Ministerrath wird zu den Volkswahlen für den Präsidenten und die Vicepräsidenten der Republik, die Senatoren und Abgeordneten innerhalb des dritten Tages nach seiner Constituirung berufen; diese Wahlen geschehen der Verfassung von 1860 gemäß.

„5) Die Truppen des Generals Cáceres ebenso wie die des Generals Iglesias verbleiben unter dem Befehle ihrer bezüglichen Generalcommandanten, jedoch zur Verfügung des Ministerraths und müssen sich in die folgenden Orte begeben: die Truppen des Generals Cáceres cantonniren in der Zone von Santa-Clara (15,3 Kilometer von der Hauptstadt an der transandinischen Eisenbahn), die des Generals Iglesias in der Zone von Chorrillos; die, welche vom Norden kommen sollen, in Callao, und die, welche der Oberst Gregorio Relayze befehligt, in der Zone, welche die neue Regierung bestimmt; mit der Räumung der Hauptstadt wird am morgigen Tage, Donnerstag den 3. des laufenden Monats um 1 Uhr nachmittags begonnen, indem die Hauptstadt unter dem Schutze der Polizeimannschaften unter dem Befehl des gegenwärtigen Präfecten des Departamento bleibt.

„6) Der Ministerrath, beauftragt mit der Vollzugsgewalt, wird gebildet auf folgende Weise: Präsident des Raths und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Dr. Antonio Arenas; Minister des Innern, der Polizei und öffentlichen

Digitized by Google

Arbeiten Dr. José Eusebio Sánchez; Justiz-, Unterrichtsminister u. s. w. Monsignore Dr. Manuel Tovar; Kriegs- und Marineminister Oberst Manuel Velarde, und Finanz- und Handelsminister Pedro Correa y Santiago; die Portefeuilles bleiben unentsagbar."

Cáceres' Sieg war vollständig. Drei von den fünf Mitgliedern der neuen Regierung: Dr. Sánchez, Vocal (ordentliches Mitglied) der Corte Suprema und 1874 unter Manuel Pardo Justizminister, Oberst Velarde, in Tacna Montero's Generalstabschef und 1881 Minister des Innern in der „Regierung von Magdalena", und Correa y Santiago, denen obendrein die wichtigsten Posten zugefallen waren, gehörten voll und ganz seiner Partei an; Dr. Arenas war ein Conservativer des guten alten Schlags und ein liebenswürdiger versöhnlicher Charakter; nur Monsignore Dr. Tovar, der in der gestürzten Regierung dasselbe Ministerium innehatte, gehörte dem iglesistischen Ringe an. Die Seele des Ministerraths war und blieb Dr. Sánchez, der Minister des Innern.

Noch an demselben Tage gab Cáceres in einem Schreiben an den „Präsidenten des Ministerraths" Dr. Arenas seine „formale Entsagung". Am andern Tage folgte Iglesias mit einem Erlasse, der nur von drei Ministern gegengezeichnet war; der Finanzminister Galup und der Kriegsminister Echenique hatten ihre Unterschriften nicht gegeben. Zu gleicher Zeit erschien ein Erlaß der neuen Regierung, in welchem „angesichts der Entsagung der Herren Generale Iglesias und Cáceres und in Erfüllung der dritten Clausel des endgültigen Abkommens, das von den Commissaren genannter Generale abgeschlossen worden, der Ministerrath von diesem Tage an die Vollzugsgewalt übernimmt, die er der Verfassung von 1860 gemäß ausüben wird". Am 4. erfolgte eine Ansprache an die Nation, in welcher der Ministerrath, „berufen zur Mitwirkung an dem Werke der Eintracht", nachdem „die letzten Ereignisse, die niemand erwartete", den blutigen Kampf beendet, „ankündigend dem Vaterlande ruhige Tage und die Herstellung von seinen Unglücksfällen", sein Regierungsprogramm kurz und bündig mit folgenden Worten zeichnete: „. . . Die Aufgabe, die uns auferlegt ist, beschränkt sich darauf, das Vertrauen wiederherzustellen, die Ordnung zu befestigen und die schnelle Einsetzung einer verfassungsmäßigen Regierung zu erleichtern. Inzwischen werden die Gesetze loyal erfüllt, das Einkommen der Nation gewissenhaft verwaltet und die Freiheit des Stimmrechts der Bevölkerung beschützt werden mit allen Mitteln, die im Bereiche unserer Autorität liegen. . . ." Am 5. wurde in der üblichen feierlichen Weise der Erlaß verkündet, der die Präsidenten-, Senatoren- und Abgeordnetenwahlen auf den ersten Sonntag im März und den Zusammentritt des Congresses auf den letzten Sonntag im Mai 1886 anberaumte. In Lima war unermeßlicher Jubel, und der Handelsstand gab sein Vertrauen in die neue Ordnung der Dinge zu erkennen, indem er auf Bitten des Finanzministers den von Iglesias und Genossen gänzlich geleerten Staatssäckel mit 100000 Silbersoles füllte, ohne andere Sicherheit als die Ehrlichkeit der neuen Regierung zu erhalten.

Indessen so ganz klar und rein war der politische Horizont noch nicht. Der iglesistische Ring spann allerhand Fäden, um wieder Herr der Lage zu werden.

Digitized by Google

Gegen das Abkommen vom 2. ward der Oberst Maximiliano Frias, der in den constitutionellen Reihen mit am meisten gehaßt war, zum Generalcommandanten von Callao ernannt und suchte in aller Stille den Posten anzutreten. Dieser Faden ward jedoch noch rechtzeitig zerschnitten. Der neue Kriegsminister Velarde befand sich gerade in Callao, um sich der dortigen Garnison zu versichern, und eilte, von der Ankunft des iglesistischen Obersten benachrichtigt, sofort herbei, um ihn persönlich über seine Anwesenheit in dem Hafenplatze zur Rede zu stellen, und ließ ihn, als er seine Ernennung zum „Generalcommandanten von Callao" vorwies, sofort gefangen abführen. Das illoyale Vorgehen des iglesistischen Ringes gab die willkommene Handhabe, die Entwaffnung und Auflösung der nach Chorrillos verlegten iglesistischen Bataillone zu verfügen und gleichzeitig die Verlegung einiger caceristischer Bataillone nach der Hauptstadt und eine durchgreifende Säuberung des Polizeicorps vorzunehmen. Natürlich wurden auch die Präfecten und Unterpräfecten der gestürzten Regierung ihres Amtes enthoben, auch wenn sie ihre Entlassung nicht begehrten, vielmehr sich ohne weiteres der neuen Ordnung der Dinge fügten und gar, wie in Trujillo der Oberst Vargas Quintanilla*), über Nacht anbeteten, was sie verbrannt hatten, und als glühende Verehrer der Verfassung und des Volkswillens, die sie bislang mit Füßen getreten hatten, sich geberdeten. Außerdem ward noch der caceristische Oberst Borgoño als Regierungscommissar mit außerordentlichen Vollmachten nach dem Norden gesandt, um die Entwaffnung und Entlassung der iglesistischen Truppen wie der „constitutionellen" Freischaren durchzuführen und die Gensdarmerie neu zu bilden.

Als dunkler Punkt blieb aber noch das „1. Armeecorps" in Jauja. Der Oberst Relayze, der am 27. Nov. noch nicht wußte, wohin Cáceres „in blasser Furcht" vor ihm geflohen war, war außer sich über die durch seine Kurzsichtigkeit verschuldete Wendung der Dinge. Er weigerte sich, den Befehlen der neuen Regierung nachzukommen, zog am 9. Dec. seine Truppen in Tarma zusammen und brach nach der Hauptstadt auf. Als er am 16. in Casapalca anlangte, wurde ihm ein Schreiben des Generals Iglesias zugestellt, in welchem dieser auf Begehren des Ministerraths ihn mahnte, sich dem Abkommen vom 2. zu fügen. Er hielt am 17. einen Kriegsrath, um die Haltung zu bestimmen, die nunmehr zu beobachten sei. In diesem legte der Oberst Jessup, der sich noch zuletzt die gröblichsten Ausschreitungen hatte zu Schulden kommen lassen**) und sich gegen ihre straf- und

*) Juan Nepomuceno Vargas Quintanilla, ein echter iglesistischer Scherge, der am 16. Nov. noch dem Obersten Briceño geschrieben hatte: „Wenn sie (die Caceristen) uns zufällig überlisten und entwischen sollten, so sind sie bis auf den Tod zu verfolgen, ohne ihnen Schonung zu geben, und ist alles anzuzünden, was auf dem Marsche sich befindet", sagte jetzt in einer Ansprache an das Volk von Trujillo, das die Nachricht von Cáceres' Siege und Iglesias' Sturze mit einer großen Kundgebung feierte: „Im Namen des erretteten Vaterlandes betrachte ich euch mit Verehrung und Achtung; denn das Gefühl eines Volkes ist das Gefühl der Vaterlandsliebe, ausgedrückt durch die Kundgebung, die ihr soeben gemacht habt; ja, Bürger, das Volk in seinen Delirien von Vaterlandsliebe drückt sein Fühlen aus, und man muß es hören, muß seinen Willen achten; der Wille dieses ist der Gottes."

**) In dem Bericht des iglesistischen Präfecten von Tarma, Oberst La Rosa, heißt es unter anderm: „In Jauja ließ er (Jessup), kaum angekommen, den Alcalden (Bürgermeister)

Digitized by Google

civilrechtlichen Folgen sicherstellen wollte, einen Entwurf vor, der für die Anerkennung der neuen Regierung folgende Bedingungen festsetzte:

„1) Keinem Chef oder Offizier des Armeecorps kann wegen der Handlungen, die sie während der Verwaltung des Generals Iglesias ausgeführt haben, ein Civil- oder Militärproceß gemacht werden.

„2) Die Militärgrade, einschließlich der am 20. Nov. durch den Corpscommandanten verliehenen, werden vom Ministerrathe anerkannt und ausgefertigt.

„3) Das Corps wird ohne die geringste Aenderung in seinem Bestande oder seiner Organisation in Chorrillos cantonniren,

„4) dem Präsidenten, den die Nation erwählt, übergeben, und

„5) sein Unterhalt und seine Ausrüstung wird dem Ministerrathe obliegen, ohne daß aus irgendeinem Grunde für einen einzigen Tag der Sold fehlen darf.

„Diese Bedingungen, deren Erfüllung die Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschlands gewährleisten, sind unwiderruflich, und falls sie nicht angenommen werden, ist das Heer entschlossen vorzugehen, wie es den Interessen der Nation am besten entspricht."

Der Entwurf wurde einstimmig gutgeheißen, unterschrieben und dem Abgesandten des Kriegsministers zugestellt. Selbstverständlich lehnte der Ministerrath, der keineswegs den Geschädigten und Mishandelten den Rechtsweg abschneiden, der auch ebenso wenig ein selbständiges, von ihm unabhängiges Truppencorps dulden und demselben mehr als die Hälfte des Militärbudgets opfern konnte, diese Zumuthung ab, machte aber, um ohne Blutvergießen die Unterwerfung des Corps Relayze zu erlangen, die Zugeständnisse: 1) kein Verfahren, weder straf- noch civilrechtlich, ex officio einzuleiten; 2) die Beförderungen anzuerkennen, die der General Iglesias und in seinem Namen der Corpscommandant mit genügender Vollmacht vollzogen, und 3) den Offizieren, die nach der endgültigen Ordnung des Heeres überschüssig sein sollten, nach ihren Fähigkeiten andere Stellungen zu geben, wogegen die Mannschaften, die nicht weiter dienen wollten, beurlaubt und die bleibenden nach dem Abkommen vom 2. Dec. zur Verfügung der Regierung stehen sollten. Um diese Zugeständnisse als recht annehmbar und die Wünsche der „Verwaisten des Patrioten von Montan" als ganz aussichtslos erscheinen zu lassen, wurden fünf Bataillone Nationalgarde, drei in Lima und zwei in Callao, unter erprobten verfassungstreuen Offizieren gebildet, die den Sicherheitsdienst in der Hauptstadt übernahmen, während Cáceres seine Bataillone, über 3000 Mann stark, zusammenzog und gefechtsbereit in Quiroz Stellung nahm. Diese Vorkehrungen brachten dem iglesistischen Corpscommandanten und seinen Offizieren das Unhaltbare ihrer Lage zum Bewußtsein, zumal auch in ihrem Rücken der caceristische Oberst Morales Bermudez erschien, der am 15. Nov. in Ayacucho den Befehl über die von Cuzco angekommene Süddivision übernommen hatte, um das von Ica heranrückende Corps Echenique zu beobachten, am 23. aber von Acobamba, wo er von dem Treffen auf den Höhen von Anaspuquio und dem Flankenmarsche nach Lima, sowie von

greifen und — geißeln unter dem Vorwande, daß er die Herausgabe einer gewissen Summe verweigerte, die dem General Cáceres gehörte, und die dieser Beamte angeblich in seiner Gewalt hatte. . . ."

Digitized by Google

Echenique's Gegenmarsche nach Pisco Kenntniß erhielt, in Eilmärschen nach Izcuchaca aufgebrochen war, um Cáceres' kühne Bewegung zu unterstützen, indem er sich dem überlisteten und genarrten Corps Relayze an die Fersen hing. Vor sich den Feind, der ihm in jeder Hinsicht überlegen war, hinter sich den Feind, der, wenn auch nur halb so stark wie er, bereit war, sich auf ihn zu stürzen, sobald es vorn zur Schlacht kam, mitten unter einer feindlich gesinnten Bevölkerung, mit der es bereits zum Kampfe gekommen war, mußte Relayze wohl oder übel sich bequemen, die „unwiderruflichen" Bedingungen zurück- und die Zugeständnisse des Ministerraths anzunehmen. In Vitarte unterzeichneten am 19. abends der Oberst Jessup mit zwei andern Stabsoffizieren die Capitulation des Armeecorps, die am 21. in allen ihren Theilen vom Ministerrathe ratificirt wurde. Am 22. kam die 2. Division, 1157 Mann mit 8 Geschützen, am 23. die 1. mit rund 1000 Mann und der Generalstab in Lima an, wo sie auf dem Bahnhofe vom Kriegsminister und seinen Adjutanten empfangen, nach den innern Höfen des Regierungsgebäudes geführt, entwaffnet und mit einem Silbersol Handgeld vorläufig entlassen wurden, da auf die Aufforderung des Kriegsministers fast die gesammte Mannschaft vorgetreten war und ihre Entlassung begehrt hatte. Am 24. schloß den Reigen der Oberst Morales Bermudez, dessen Truppen für die Entbehrungen und Strapazen des Marsches wenigstens den Lohn erhalten sollten, die Weihnachtstage in der Hauptstadt feiern zu können. Der Bürgerkrieg war beendet, der innere Friede in der ganzen Republik hergestellt, sodaß am Weihnachtsabend bei dem Banket, das der „Club Nacional" dem General Cáceres gab, der Vorsitzende desselben, Ignacio de Osma, in seiner Ansprache sagen konnte: „Wie das Christenthum in dieser selbigen Nacht die Geburt des Erlösers der Welt feiert, so feiern wir hier mit patriotischem Jubel die Ankunft des innern Friedens Perus, weil dieser seine Erlösung und seine Rettung ist; und Sie, Herr General, der Sie sehr nahe daran sind, die Geschicke der Nation zu leiten, bewahren Sie ihn mit kräftiger Hand, damit Sie unter seinem Schatten sie führen können auf dem Wege der Ehrenhaftigkeit, der Gerechtigkeit und der Arbeit."

In der Hauptstadt war unterdessen die Wahlbewegung schnell in Gang gekommen. Die „Constitutionellen" benutzten die Zeit und schmiedeten das Eisen, weil es warm war. Die Wahlclubs schossen wie Pilze aus der Erde hervor, alle nur die eine Candidatur, die des Generals Andres A. Cáceres, für die höchste Würde des Landes aufstellend. Der „Gran Capitan", dessen „eiserner Arm" Hunderten von politischen Gefangenen die Kerkerthüren gesprengt und die goldene Freiheit wiedergegeben hatte, war der Gegenstand zahlloser Huldigungen. Selbst der greise, inzwischen verstorbene Erzbischof von Lima, Dr. Francisco Orueta, der sich gegen die iglesistische Wirthschaft freilich von Anfang an sehr zurückhaltend, ja ablehnend verhalten hatte, konnte sich der Strömung überwallender Vaterlandsliebe nicht entziehen, gab vielmehr seiner Genugthuung über die eingetretene Wandlung der Dinge und seiner Verehrung für „den Soldaten ohne Gesetze", der „mit des Wahnsinns Gewalt" diese Wandlung herbeigeführt hatte, in einer Kundgebung Ausdruck, die in ihrer einfachen Großartigkeit für den „Patrioten von Montan", der als „gläubiger Katholik" seine Anhänglichkeit an die Kirche stets betont, ja

Digitized by Google

die seit den Tagen Ganganelli's gesetzlich verbotene Niederlassung der fahrenden Syllabusritter Loyala's gestattet und ihnen ihren frühern Sitz in der Hauptstadt, das Kloster San-Pedro, „zu Schulzwecken" zurückgegeben hatte, vernichtender war denn jede andere. „Um die ersehnte Pacification der Republik und die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Ordnung zu feiern" und „dem Allmächtigen zu danken, daß er sie auf den guten Weg zurückgeführt", veranstaltete er am 9. Dec., dem Jahrestage der Schlacht von Ayacucho, die Perus Selbständigkeit und Unabhängigkeit von dem spanischen Colonialjoche besiegelte, in der Kathedrale ein festliches Hochamt mit Tedeum und richtete, nachdem er dem Ministerrathe hiervon Mittheilung gemacht und ihn eingeladen hatte, „demselben beiwohnen zu wollen", an den General Cáceres ein besonderes Einladungsschreiben, weil er es als seine „Pflicht" erachtete, den General, der „das Hauptwerkzeug gewesen, dessen Gott sich bedient hat, um ihnen diese Gunstbezeigungen zu erweisen, persönlich einzuladen, denselben mit seiner Gegenwart zu verherrlichen". Am 11. fand eine große Versammlung der „Constitutionellen" statt, die nach der Wahl des „Leitenden Centralausschusses der constitutionellen Partei" einstimmig „den General Don Andres Avelino Cáceres als Candidaten für die nächste verfassungsmäßige Präsidentschaftsperiode" proclamirte. Cáceres nahm die Candidatur an, aber nicht als „eine Vergeltung, die man ihm erweise", sondern als „eine Pflicht, die man ihm auferlege". Wenige Tage später proclamirte die „Union y Fraternidad Militar" dieselbe Candidatur. Nun folgte ein Club dem andern, in der Hauptstadt wie in der Provinz, und sandte dem General die Mittheilung von der Proclamirung seiner Candidatur zu, die dieser stets beantwortete, seinen Dank abstattend und die Mahnung hinzufügend, „künftighin sich mit dem «Centralausschuß der constitutionellen Partei» zu verständigen, damit die nöthige Einheit in die Wahlbewegung komme". Cáceres schlug so zwei Fliegen mit Einer Klappe. Er brachte nicht nur Einheit in die Präsidentschafts-, sondern auch in die Congreßwahlen und sicherte sich von vornherein eine überwältigende Mehrheit in beiden Häusern der Volksvertretung. Wer seine Candidatur aufstellte, mußte wohl oder übel auch die Senatoren- und Abgeordnetenliste annehmen, welche die constitutionelle Parteileitung empfahl. Der „leitende Centralausschuß der liberalen Partei" beschloß seine Organisationsarbeiten um sechs Monate zu vertagen und seinen Mitgliedern volle Freiheit für die bevorstehenden Wahlen zu gewähren, d. i. bis auf weiteres in der „constitutionellen Partei" aufzugehen. Die „demokratische Partei" wartete die Ankunft ihres Herrn und Meisters ab, der sofort, als in Paris die Nachricht von Iglesias' Sturze eingetroffen war, seinen Getreuen telegraphisch die Abreise nach Peru kundgethan hatte; der iglesistische Ring aber war, soweit er nicht bei den „Demokraten" Unterschlupf suchte und fand, vollständig von der Bildfläche verschwunden, und Miguel Iglesias, der unter dem Schutze des italienischen Vertreters nach Callao an Bord des italienischen Kriegsschiffes Cristofero Colombo geflüchtet war, als wegen der Haltung des Corps Relayze die Aufregung des Volkes in Lima bedenklich wurde und einen Ausbruch befürchten ließ, schiffte sich am 26. Dec. auf dem englischen Süddampfer ein, um sich nach Paris, dem Dorado aller gefallenen südamerikanischen Größen, zu begeben.

Digitized by Google

Als am 22. Jan. der Exdictator Nicolas de Piérola in Callao ankam, um, wie er seinen Getreuen, die mit dem Contreadmiral Aurelio Garcia y Garcia und dem General Pedro Mas zu seinem Empfange aus der Hauptstadt herbeigeeilt waren, versicherte, „mit ihnen an dem Werke des Landes mitzuarbeiten" und seine „Bürgerpflicht zu erfüllen . . ., ohne zu fliehen oder zu suchen einen Posten", fand er die „constitutionelle Partei" im ganzen Lande „geschlossen und disciplinirt", fand er überall einmüthig von ihr proclamirt die Candidaturen des Generals Andres A. Cáceres als Präsidenten, des Obersten Remigio Morales Bermudez als ersten, und des limeñer Großhändlers Aurelio Denegri als zweiten Vicepräsidenten der Republik. Wenige Tage genügten deshalb auch dem Führer der „Demokraten", obwol er immer noch an der Täuschung festhielt, er und das Volk seien Eins, um zu der Erkenntniß zu kommen, daß seine Sache aussichtslos, daß er gegen die Volksströmung, von der Cáceres' Candidatur getragen wurde, geradezu ohnmächtig sei. Am 25. gab er in einer ad hoc abgehaltenen Sitzung des „leitenden Comité der demokratischen Partei" sein Gutachten über die Haltung der Partei bei den bevorstehenden Wahlen schriftlich ab: ein Gutachten, das von dem Comité selbstverständlich einstimmig gutgeheißen, als „Manifest an die Mitglieder der demokratischen Partei" verbreitet ward. „Soll die demokratische Partei theilnehmen an den bevorstehenden Wahlen?" und „Würde im Falle der Betheiligung ich die Candidatur für die Präsidentschaft der Republik annehmen?" frug Piérola, um beide Fragen kategorisch zu verneinen, weil „der demokratischen Partei und ihrem Führer unvermeidlich versagt ist, das zu thun, was das Land heischt und bedarf". Natürlich räumte der alte Fuchs, der lüstern nach den Trauben schaute, die ihm zu hoch hingen, nicht seine Schwäche ein; nur „die Umstände, unter denen er um die Gewalt zu streiten und sie auszuüben haben würde", verboten ihm die Massen, die er angeblich hinter sich hatte, zum Wahlkampfe aufzubieten. Dank diesem „Manifest an die Mitglieder der demokratischen Partei" verliefen die Wahlen in einer für Peru unerhörten Ruhe. Nur an einigen Orten kam es wegen rein persönlicher Interessen bei den Abgeordnetenwahlen zu blutigen Auftritten. Der General Andres A. Cáceres ward fast überall einstimmig zum Präsidenten, sein Unterbefehlshaber Oberst Remigio Morales Bermudez zum ersten, und der limeñer Handelsherr Aurelio Denegri zum zweiten Vicepräsidenten mit erdrückenden Mehrheiten gewählt und von dem neugewählten Congreß, der am 30. Mai ad hoc zu außerordentlichen Sitzungen eröffnet wurde, nach Prüfung der Wahlacten am 1. Juni einstimmig ausgerufen. Am 2. Juni leistete der neue „constitutionelle Präsident der Republik" den üblichen Eid: „Verfassung und Gesetze treu zu erfüllen und erfüllen zu lassen", und ergriff am folgenden Tage die Zügel der Regierung, die „der mit der Vollzugsgewalt beauftragte Ministerrath" unter dem Vorsitze Dr. Antonio Arenas' gerade sechs Monate zu großer Zufriedenheit geführt hatte.

Der neue „constitutionelle Präsident der Republik" steht im kräftigsten Mannesalter und besitzt eine eiserne Constitution, die ihn die ungeheuern Strapazen der Feldzüge von 1879 bis Ende 1885 mit Leichtigkeit ertragen ließ. Er stammt aus einer der wenigen Familien, die ihr europäisches Blut fast völlig rein erhalten

Digitized by Google

haben. Am 10. Nov. 1836 zu Ayacucho geboren, verließ er mit 17 Jahren die dortige „Universität", um in das Heer des Generals Ramon Castilla zu treten, der die Führung der Revolution übernommen hatte, die gegen den Präsidenten General José Rufino Echenique wegen der gesetzwidrigen und heimlichen Ausgaben von Schuldtiteln im Betrage von mehr als 12 Mill. Pesos (48 Mill. Mark) ausgebrochen war. Am 13. Mai 1854 ward er Unterlieutenant; vier Jahre später, bei der Erstürmung von Arequipa, wo der alte Verschwörer General Manuel Ignacio Vivanco sich zum „Jefe Supremo" erklärt hatte, wegen hervorragender Tapferkeit vom alten Castilla zum Hauptmann befördert, machte er, der sich an keiner Verschwörung betheiligte, langsam die militärische Stufenleiter durch, bis er am 27. Oct. 1879 die Ernennung zum „wirklichen Oberst" erhielt. Die „Revista Militar de Chile", eine zweifellos unparteiische Stimme, sagte am 15. Dec. 1885 von ihm: „... Es ist Thatsache, daß Cáceres wieder einmal nicht nur seine ungebrochene Thatkraft, sondern auch eine ungewöhnliche militärische Erfahrung gezeigt hat. Er ist demnach keineswegs ein wenig furchtbarer Feind, wie man ihn bisher beurtheilt hat. Andererseits entdeckt man beim ersten Blick den mit Einsicht und Muth begabten Krieger; denn wer weiß nicht, daß er seit 1881 bis heute, d. i. während fünf Jahre gekämpft hat, zuerst gegen das chilenische Heer und dann gegen das Heer des Generals Iglesias, und man muß sich gegenwärtig halten, daß es nicht sein größter militärischer Ruhm ist, diese Kämpfe unterhalten zu haben, sondern der fürchterliche Kampf, den er gegen die Natur geführt hat: er hat ungeheuere Entfernungen durchmessen, schneebedeckte Cordilleren, wasserreiche Flüsse, dürre Ebenen, wilde Urwälder und steile Défilés passirend. Alles ohne Rast und Ruh'! Die eisige Kälte des Hochgebirges, die tropische Hitze der Ebene, der Mangel an Wasser und Lebensmitteln, die Knappheit der Munition und Transportmittel, die zahlreichen Unfälle, die seine Truppen erlitten: nichts ist im Stande gewesen, seinen eisernen Willen zu beugen, noch seine physischen Kräfte und Energie zu brechen." Und der porteñer „Mercurio", eins der bedeutendsten und bestredigirten Blätter Chiles, das früher, wie die ganze chilenische Tagespresse, nur von dem „Banditenführer" gesprochen hatte, schrieb einige Monate später: „... Cáceres ist unstreitig der zur Zeit hervorragendste Charakter in Peru. Wir gestehen, daß wir anfangs eine gänzlich verschiedene Ansicht, wenn nicht vom Krieger, so doch wenigstens vom Menschen, vom Bürger hatten. Wir glaubten, wie so viele andere, daß sein persönlicher Ehrgeiz keine Zügel habe, und daß, um regieren zu können, es ihn wenig kümmere, ob Peru in einen Kirchhof verwandelt dastehe. Wir bildeten uns ein nach dem, was man uns gesagt hatte, daß er ein gewöhnlicher Soldat sei, unfähig ein gebildetes Volk zu regieren. Wir haben mit Leuten gesprochen, die den General Cáceres persönlich kennen, und selbst mit solchen, die seine politischen Feinde sind. Fern davon, ein rauher und ungeschliffener Soldat zu sein, besitzt Cáceres in seinem Umgange eine vornehme Liebenswürdigkeit, spricht richtig und elegant und handhabt stets eine gewählte Sprache. Als Militär hat er, das leugnet niemand, Beweise gegeben, daß er ein unermüdlicher Organisator und ein geschickter General ist. Selbst die chilenischen Offiziere, die ihn haben bekämpfen müssen, gestehen, daß er ihr

Digitized by Google

einziger furchtbarer Gegner in Peru war während der letzten Jahre des Krieges. Sein Einzug in Lima und sein Triumph haben auf eine unzweideutige Weise seine militärischen Gaben bewiesen. Es war das ein Meisterstreich.... Das Ansehen, das Cáceres genießt, wird die Lage Perus retten. Selbst seine Feinde achten ihn, und die Fremden setzen volles Vertrauen auf seine Festigkeit und Loyalität." In der That, Cáceres' Verwaltung verspricht für das stark geprüfte unglückliche Land eine recht heilsame zu werden. Das neue Staatsoberhaupt huldigt gesunden politischen wie wirthschaftlichen Ansichten, ist für guten Rath stets zugänglich und dankbar, dabei aber jeder Ueberstürzung abgeneigt. „Multum, non multa" ist sein Wahlspruch, oder, um seine eigenen Worte anzuführen: „Ich will, daß man das Ausführbare studirt und dann auch wirklich ausführt; wenig Gesetze, aber gut vollzogen." Das ist ein Programm im Lapidarstil, dessen Verwirklichung die Wunden eines fünfjährigen auswärtigen und eines sich anschließenden zweijährigen Bürgerkrieges bald heilen dürfte, da das Land an ungehobenen Bodenschätzen überreich ist. Der erste Schritt ist geschehen. Für alle Zweige der Staatsverwaltung sind „berathende Commissionen" (Comisiones Consultativas) eingesetzt, in welche die hervorragendsten Männer aller Parteien berufen sind. Der zweite Schritt wird nicht ausbleiben, wenn diese Commissionen ihre Aufgabe ernst nehmen und sich als leistungsfähig erweisen. Was aber vor allem noththut, das ist die Sicherung des innern Friedens, ohne den keine Reform gedeihen, kein Aufschwung erfolgen kann. Diesen aber verbürgt die große persönliche Macht, die Cáceres als Mitgift in sein hohes Amt mitbrachte in einem Umfange, wie selbst der alte Castilla in seinen besten Tagen sie nie besessen hat, nicht minder aber seine That- und Willenskraft, die, verbunden mit einer unnachsichtigen, fast an Härte streifenden Strenge gegen Meuterer, die Verschwörer und Umstürzler lähmt, weil sie ihren Kopf in Gefahr wissen. Ueberhaupt dürfte, wenn nicht alle Zeichen trügen, in Peru jetzt eine neue Zeit anbrechen und die alte geschlossen sein, von der es mit bitterm Spott hieß:

Pais feliz, cuyo entretenimiento inocente
Es de hacer revolucion para eligir cada tres meses un nuevo presidente.

(Glückliches Land, dessen unschuldiger Zeitvertreib es ist, Revolution zu machen, um jedes Vierteljahr einen neuen Präsidenten zu wählen.)

Digitized by Google

# Toynbee Hall.

## Eine londoner Missionsanstalt.

Von

Dr. A. Schlottmann.

Vor etwa zehn Jahren unternahmen einige junge Leute, die in Oxford studirten oder studirt hatten, aus eigenem Antriebe eine Missionsthätigkeit, welche zum Zweck hatte, das Los der arbeitenden Bevölkerung im Osten Londons zu verbessern. Der Vorläufer und Führer, wenigstens der geistige Führer der kleinen Schar war Arnold Toynbee, damals Lector der Nationalökonomie in Balliol College in Oxford. In welcher Weise gedachten diese jungen Leute thätig zu werden? Die arbeitende Klasse im Osten der Stadt war keineswegs verwahrlost oder vernachlässigt. Zu Zeiten besonderer Noth wurde die Freigebigkeit der Bemittelten nie vergeblich in Anspruch genommen. Mit Hospitälern und andern Anstalten, in denen Leidende unentgeltlich Hülfe finden, ist London wahrscheinlich so gut versehen wie irgendeine große Stadt in Europa. Für die Erziehung war viel geschehen; außer den gewöhnlichen Elementarschulen, den Abend- und Sonntagsschulen gab es Ragged Schools für den Unterricht und theilweise für die Versorgung vagabundirender Kinder. Seit 1872 war der Schulbesuch obligatorisch. Sogar für die ästhetische Bildung der armen Ostlondoner hatte man Sorge getragen durch die Errichtung des Bethnal Green Museum. Hier ist, in der Mitte eines dichtbevölkerten, früher übel berufenen Districts, eine reiche Sammlung von etwas heterogenen Gegenständen, Gemälden, Statuen, Erzeugnissen der Industrie und Agricultur an fünf Tagen der Woche und an drei Abenden bis 10 Uhr dem Publikum gratis zugänglich. Wenn der im Westen Wohnende die weite Reise nicht scheut (Bethnal Green ist etwa 5 englische Meilen von Westminster entfernt), so kann er sich überzeugen, daß diejenigen, denen diese Sammlung besonders gewidmet ist, reichlichen Gebrauch davon machen; namentlich in den Abendstunden ist das Museum stets stark besucht. Man darf vielleicht in diesem Falle den bildenden Einfluß von Werken der Kunst und Industrie nicht hoch anschlagen; es fehlt meist an der nothwendigen Belehrung, die dem Beschauenden das Verständniß und den Genuß dessen, was er sieht, zugänglich macht; aber es ist schon viel damit gewonnen, daß man dem Arbeiter Gelegenheit bietet, seine Mußestunden in heitern Räumen zuzubringen, umgeben von Gegenständen, denen er möglicherweise irgendein geistiges Interesse abgewinnt, und ihn aus dem Branntweinlocal

Digitized by Google

entfernt zu halten, welches für Tausende der einzige Zufluchtsort ist, wohin sie sich aus der Unbehaglichkeit und Langeweile ihres häuslichen Lebens retten.

Die erwähnten Mittel zur Verbesserung der physischen und moralischen Existenz des Volkes erfüllen alle, mehr oder weniger, einen lobenswerthen Zweck. Toynbee war aber der Ansicht, daß damit keineswegs genug geschehen sei, selbst wenn jedes dieser Mittel in seiner Weise vollkommen wäre. Die begüterte Klasse müsse den Armen mehr geben als Geld und das, was durch Geld beschafft werden kann. Was die untern Schichten der Bevölkerung vor allem bedürften, sei die thätige Sympathie der Gebildeten; es müsse eine Annäherung, ein wirklicher Verkehr zwischen den verschiedenen Ständen stattfinden; es sei weniger nöthig, sogar weniger wünschenswerth, dem Armen eine bessere Lage zu schaffen, als ihm den Weg zu zeigen, wie er sich selbst helfen könne. Und Toynbee ließ es nicht bei theoretischen Speculationen bewenden. Er und seine von ihm angeregten Genossen nahmen während der langen Universitätsferien im Ostende Londons ihre Wohnung. Sie wollten zunächst die Lebens- und Denkweise des Arbeiters kennen lernen, wollten soviel wie möglich mit ihm leben, sein Zutrauen zu gewinnen suchen und sehen, ob sie einen dauernden Einfluß auf ihn auszuüben vermöchten. Vorlesungen und Klassenunterricht waren keineswegs ausgeschlossen. Ihre Hauptbemühung aber war, Bekanntschaften zu machen, womöglich Freundschaften zu schließen, Schwierigkeiten, die das Leben ihrer neuen Bekannten darbot, mit ihnen zu besprechen und Rath zu ertheilen, ohne doch als gleichsam Höherstehende, als Patrone zu erscheinen. Es läßt sich denken, daß zur glücklichen Durchführung einer solchen Mission viel Takt gehörte, oder ein naiver Instinct, wie er nur aus wirklicher Begeisterung für die Sache entspringen konnte. Daß Toynbee diese Begeisterung und die Gabe, mit dem Volke zu verkehren, in hohem Maße besaß, bezeugen alle, die ihn kannten; alle sprechen von ihm mit Liebe und wahrer Verehrung.

Von dem Geiste, der Toynbee beseelte, von seiner Opferfreudigkeit und dem hohen Ziele, das er sich gesteckt hatte, geben die folgenden Worte Zeugniß. Sie sind dem letzten von zwei Vorträgen entnommen, die er kurz vor seinem Tode (1883) vor einer Versammlung von Arbeitern hielt.

„Wir, die Mittelklasse und nicht nur die Reichen, haben euch vernachlässigt: statt Gerechtigkeit habt ihr Wohlthätigkeit bei uns gefunden, statt Sympathien kühlen Rath. Aber ich glaube, wir bessern uns. Wenn ihr uns nur vertrauen wolltet, ich glaube, manche von uns würden bereit sein, ihr Leben euerm Dienste zu widmen. Ich erkläre offen und bestimmt: wir müssen euch um Verzeihung bitten; denn wir haben euch unrecht gethan, wir haben uns schwer an euch versündigt, wenn auch nicht immer wissentlich. Wir sind willens, euch das zu opfern, was uns lieber ist, als Ruhm und gesellschaftliche Stellung: unser Leben, das Leben mit unsern Büchern und mit denen, die wir lieben. Wir bitten euch nur um Eins als Gegengabe: wenn wir euer materielles Wohl heben, euch ein besseres Leben möglich machen, bestrebt euch, auch wirklich ein besseres Leben zu führen. Bedenkt, daß materielles Wohl nicht das letzte Ziel ist. Wie der Baum, wurzelt der Mensch in der Erde und wächst zum Himmel empor. Haltet fest an der Liebe

Digitized by Google

zu euern Mitmenschen, habt immer hohe Ideale vor Augen, dann werden wir unser Glück darin finden, euch zu helfen; thut ihr das nicht, so werden unsere Bemühungen vergeblich sein."

Diese Thätigkeit wurde einige Jahre lang während der Ferien fortgesetzt. Leider starb Toynbee früh und das Unternehmen drohte ins Stocken zu gerathen. Rev. S. A. Barnett, ein im Ostende lebender und thätiger Geistlicher, nahm die Idee Toynbee's auf. Er hielt es vor allen Dingen für nöthig, daß ein festes Centrum für eine derartige Missionsthätigkeit geschaffen werde, ein Institut, das der permanente Träger und Förderer des dieser Thätigkeit zu Grunde liegenden Princips wäre, in dem junge Leute für die Zeit ihres Wirkens eine Heimat fänden, durch das sie in den Stand gesetzt würden, da anzuknüpfen, wo ihre Vorgänger abgebrochen hatten. Der Gedanke fand zunächst im Balliol College unter den Freunden Toynbee's, dann in den andern Colleges von Oxford und in Cambridge lebhaften Beifall. Von den erforderlichen 11000 Pfd. St. wurden sofort 2500 unterzeichnet. Im November 1884 war das Gebäude vollendet und eingerichtet; im December wurde es eröffnet unter dem Namen Toynbee Hall, gewiß das schönste Denkmal, das man dem verstorbenen Philanthropen errichten konnte.

Toynbee Hall steht neben St.-Jude's, Whitechapel, Mr. Barnett's Kirche. Die Einrichtung ist ungefähr die eines Universitätscollege und umfaßt bescheidene Wohn- und Schlafzimmer für 17 junge Leute von Oxford und Cambridge, Räumlichkeiten für die gemeinsamen Mahlzeiten, für Klassenunterricht und Vorlesungen, für gesellschaftliche Zwecke, einen freien Raum hinter dem Gebäude zum Tennisspiel. Das Institut ist Eigenthum einer Gesellschaft von Subscribenten, deren Fonds durch ein Comité verwaltet werden. Der Zweck der Gesellschaft ist nur ganz im allgemeinen ausgesprochen: „Sorge für die Erziehung der Bevölkerung armer Districte Londons und anderer großer Städte; Veranstaltungen zur Erholung und Unterhaltung; Untersuchung der Lage der Armen und Unterstützung von Plänen, durch welche ihr Wohl gefördert werden kann." Die Art und Weise der Ausführung dieser Idee bleibt fast ganz dem Urtheil der Insassen von Toynbee Hall überlassen. Es sind dies meist junge Leute, die eben ihre Studien in Oxford oder Cambridge absolvirt haben. Sie bezahlen für Wohnung und Kost. Es sind ihrer augenblicklich 17, d. h. alle Wohnungen sind besetzt; viele Anmeldungen haben schon zurückgewiesen werden müssen. Nur wenige der „Residenten" können ihre ganze Zeit oder auch nur einige Tage der Woche der Missionsarbeit widmen. Die meisten sind während des Tages für eigene Zwecke thätig, bereiten sich z. B. für ihren künftigen Beruf vor und können nur die Abende dem Dienste des Instituts opfern. Dieser Umstand ist jedoch nicht zu beklagen; denn ein großer und wichtiger Theil der Arbeit, der die meisten Kräfte in Anspruch nimmt, der Unterricht, muß natürlich auf die Abendstunden fallen; die Schüler sind während des Tages ebenso sehr anderweitig beschäftigt wie die Lehrer.

Bedenklicher scheint der stete Wechsel der Residenten. Die Missionsthätigkeit ist für sie kein Lebensberuf, sondern nur eine vorübergehende Beschäftigung; sobald die juristischen, medicinischen u. s. w. Examina bestanden sind, ist ihres Bleibens nicht länger; kaum haben sie ihren Wirkungskreis kennen gelernt, persönliche

Digitized by Google

Beziehungen angeknüpft und sind fähig geworden, ihr Bestes zu leisten, so machen sie neuen Ankömmlingen Platz. Von den 14 Insassen, mit denen Toynbee Hall eröffnet wurde, sind jetzt, nach zwei Jahren, nur noch 6 vorhanden. Wenn dies ein Uebelstand ist, so ist es ein unvermeidlicher, wenigstens für die nächste Zeit. Mit derselben Schwierigkeit hat das University Extension Scheme zu kämpfen, dessen weiter unten noch gedacht werden wird. Die jungen Leute, die von den Universitäten ausgeschickt werden, um Vorlesungen zu halten, bleiben immer nur kurze Zeit in einer solchen Stellung. Das Honorar, welches ihnen die Städte, in denen sie wirken, zahlen können, ist so gering, daß es ihnen nicht schwer wird, bald eine lucrativere Beschäftigung zu finden. Es wird vielleicht künftig gelingen, durch eine angemessene Besoldung gute und erprobte Lectoren festzuhalten; der höhere Unterricht könnte natürlich nur dabei gewinnen. Die Verwalter der Finanzen von Toynbee Hall würden nicht leicht ein ähnliches Mittel in Anwendung bringen können. Und es fragt sich, ob es wünschenswerth wäre, daß sie es könnten; vielleicht würde der Charakter der Missionsthätigkeit sehr darunter leiden. Jetzt wissen die Armen, daß die jungen Männer, die sich mit ihnen beschäftigen, ihre Zeit, ihre Kenntnisse, ihre Sympathie aus freiem Willen und ohne Lohn oder Belohnung zu erwarten, ihnen widmen. Eine Besoldung der Geber könnte die Gabe in den Augen der Empfänger ihres besten Werthes berauben.

Toynbee Hall hat keinen ausgesprochen religiösen Charakter, obgleich der Dirigent (Warden) ein anglikanischer Geistlicher ist, der oben erwähnte Rev. S. A. Barnett. Unter den Residenten gibt es Kirchliche, Indifferente und Agnostiker. Jeder sucht seiner Ueberzeugung gemäß zu wirken. Eine solche Freiheit hat man mit gutem Vorbedacht gestattet. Ein entschieden kirchliches Institut hätte einen bedeutenden Theil der Bevölkerung von vornherein abgestoßen; denn nicht nur sind die Sekten unter dieser Bevölkerung stark vertreten; auch der Skepticismus hat, namentlich unter den Arbeitern, viele sehr eifrige und keineswegs leichtfertige Anhänger. Dieser Mangel des religiösen Elements hielt die hochkirchliche Partei in Oxford ab, sich an der Gründung von Toynbee Hall zu betheiligen. Sie errichteten ein ähnliches Institut mit entschieden hochkirchlichen Tendenzen in Bethnal Green; dasselbe erfreut sich, wie das Schwesterinstitut (wenn man den Ausdruck unter diesen Umständen gebrauchen darf) in Whitechapel, des besten Gedeihens. Uebrigens mag nebenbei erwähnt werden, daß trotz der Divergenz der religiösen und natürlich auch der politischen Ansichten die Eintracht unter den Bewohnern von Toynbee Hall noch nie gestört worden ist.

Als die ersten Residenten vor zwei Jahren in Whitechapel ankamen, fanden sie ein bedeutendes Feld für ihre Thätigkeit vorbereitet durch ein sogenanntes „Centrum", das University Extension Movement. Diese vor etwa zehn Jahren von Cambridge ausgegangene Bewegung, an der sich später auch die andern Universitäten Englands betheiligten, hat zum Zweck, eine Universitätsbildung auch denen zugänglich zu machen, die nicht im Stande sind, eine Universität zu besuchen. Die betreffenden Syndicate in Cambridge, Oxford oder London schicken auf das Gesuch der Ortschaften sogenannte reisende Lectoren aus, deren Beruf es ist,



Digitized by Google

nach einem bestimmten Syllabus Curse von meist zwölf wöchentlichen Vorlesungen zu halten, einen an diese anknüpfenden Klassenunterricht zu ertheilen und die schriftlichen Arbeiten der Schüler durchzusehen und zu beurtheilen. Das äußerst geringe Honorar — 5 Sh., 3 Sh., ja bis zu 1 Sh. für den Cursus — macht es auch dem Arbeiter, dem Lehrlinge und kleinen Handwerker möglich, an diesem Unterricht theilzunehmen. Eine Ortschaft, in der zeitweilig Vorlesungen gehalten werden, bildet ein „Centrum" der Bewegung. Whitechapel war ein solches Centrum. Da es aber keinen passenden Ort für die Versammlung der Zuhörer und Schüler gab, so lag es nahe, daß Toynbee Hall ihnen gastlich seine Thore öffnete. So waren gleich Anknüpfungspunkte für zahlreiche Beziehungen zwischen Residenten und Arbeitern gegeben. Und solche Beziehungen erweitern sich von selbst, wie Kreiswellen im Wasser; denn der gewonnene Bekannte macht gern unter seinen Freunden Propaganda für das, was er als die gute Sache erkannt hat. Aber es gibt noch andere Wege, um dem Arbeiter näher zu treten. Ein Resident erzählt z. B., wie er sich in einen der politischen Arbeiterclubs aufnehmen ließ, eingeführt durch ein ihm schon bekanntes Mitglied. Man empfing ihn sehr freundlich und begegnete ihm auf dem Fuße vollkommener Gleichheit. Er begnügte sich eine Zeit lang, dann und wann im Club zu erscheinen, mit seinen neuen Bekannten zu plaudern, auch wol ein Spiel mit ihnen zu machen, und wurde so mit vielen unter ihnen vertraut. Endlich bat man ihn, einen Vortrag zu halten, wozu er sich gern bereit finden ließ. Danach wurde es ihm nicht schwer, eine Anzahl der Leute zu wöchentlichen Zusammenkünften zu veranlassen, in welchen ein Werk über Nationalökonomie gelesen und gemeinsam besprochen werden sollte. Diese Studien wurden einen ganzen Winter hindurch fortgesetzt und erregten bei einigen einen solchen Enthusiasmus, daß sie sich auch zu Hause noch weiter mit dem Gegenstande beschäftigten.

Besprechung eines anerkannten Werkes in Lesegesellschaften (Reading Parties), wobei jeder mittheilt und empfängt, ist eine vortreffliche Form des Unterrichts, die in Toynbee Hall möglichst häufig angewandt wird. Aber für die meisten Gegenstände ist natürlich der gewöhnliche Klassenunterricht geeigneter. Kenntnisse der mannichfaltigsten Art werden hier dem Wißbegierigen zugänglich gemacht. Und es gibt viele Wißbegierige unter den Arbeitern; manche sind großer Opfer fähig, um ihren Drang nach Belehrung zu befriedigen. Professor H. Morley erzählt, er habe einen ungewöhnlich unterrichteten Mann kennen gelernt, der den ganzen Tag über auf einem der londoner Werfte beschäftigt war. Als dieser gefragt wurde, wie er die Zeit zum Studiren fände, sagte er: „Ich bin glücklicherweise einer von denen, die wenig Schlaf bedürfen; ich kann bis 1 Uhr in der Nacht lesen und doch um 6 bei der Arbeit sein." Er freute sich, daß er Französisch gelernt hatte, denn er könne Molière's Stücke lesen und darüber lachen. Die Berichte über die „Bewegung zur Ausbreitung der Universitätserziehung" theilen ähnliche Erfahrungen mit. Man hört von Leuten, die sechs, ja zehn englische Meilen weit gehen, um den Vorlesungen in einem Centrum beizuwohnen. Zwei Bergleute pflegten nach dem nächsten, fünf Meilen entfernten Centrum mit der Eisenbahn zu fahren; zurück aber mußten sie zu Fuß gehen. Dies thaten sie

Digitized by Google

während eines ganzen Cursus, d. h. drei Monate lang, trotz finsterer Nächte, scheußlicher Wege und schlechten Wetters, einmal sogar nicht ohne Lebensgefahr. Es ist wahrscheinlich, daß die meisten dieser Leute über eine gewisse Befriedigung, die ihnen das Ansammeln von Kenntnissen gewährt, nicht hinauskommen. Selbst ein solches Resultat ist nicht geringzuschätzen; eine Rückwirkung auf das Leben, eine „Zähmung der Sitten" wird auch hier nicht ganz ausbleiben. Aber es fehlt nicht an solchen, die eine sehr klare Einsicht in den Werth der ihnen gewordenen Bildung besitzen. Ein Handwerker sagte in einer öffentlichen Versammlung: „Ich habe sechs Jahre lang die Vorlesungen in unserm Centrum besucht, und ich kann es nicht aussprechen, was ich ihnen schuldig bin. Sie haben eine Umwälzung in meinem Leben bewirkt. Sie haben meinen Blick erweitert und mein Interesse vervielfältigt. Mein ganzes Leben ist heller und glücklicher geworden." Ein Bergmann beklagt, daß er 34 Jahre lang in Bergwerken „begraben" gewesen sei, ohne zu wissen, welche geistige Genüsse er während dieser langen Zeit versäume.

Wenn man dergleichen liest, wenn man erfährt, daß viele Arbeiter in ihren Mußestunden ernsten Studien obliegen, so möchte man beinahe glauben, daß des Guten zu viel geschieht. Die Befürchtung liegt nahe, daß die erhöhte Bildung in vielen einen Widerwillen gegen die mechanische Arbeit erzeugen könnte, zu der sie vom Morgen bis Abend und Tag für Tag verurtheilt sind. Die Erfahrung kann allein entscheiden, ob diese Befürchtung begründet ist; bisjetzt sind noch keine Klagen laut geworden. Einzelnen Arbeitern gelingt es auch, sich aus ihrer Lage herauszuarbeiten und sich eine ihrer Anlage und Bildung angemessenere Laufbahn zu eröffnen.

Es ist der Plan des Instituts von Toynbee Hall, seiner Lehrthätigkeit unter der arbeitenden Klasse der benachbarten Bevölkerung eine möglichst weite Ausdehnung zu geben. Unter seinen Auspicien sind Vereine zur Verfolgung specieller wissenschaftlicher Zwecke ins Leben gerufen; es sind Unterrichtsklassen eingerichtet worden für Pupil Teachers, die sich für das Lehramt in Elementarschulen vorbereiten, Klassen für die wissenschaftliche und technische Fortbildung von Knaben, welche die Schule schon verlassen haben, Klassen für Frauen und Mädchen. Letztere werden theilweise von denen geleitet, die sich für die Aufgabe des Instituts interessiren. Ueberhaupt muß erwähnt werden, daß die Residenten eine bedeutende Unterstützung ihrer Arbeit bei zahlreichen Freunden des Instituts finden; einige derselben sind unter dem Namen von „Associates" in eine nähere und permanentere Verbindung mit Toynbee Hall getreten. Während der Wintermonate sind die Sonnabendabende allgemein interessirenden oder nützlichen Vorlesungen gewidmet, die sich lebhafter Theilnahme erfreuen. Männer wie Lord Wolseley, Mr. Tom Hughes, Sir John Lubbock, Professor Judd haben schon durch solche Vorträge eine Whitechapel-Zuhörerschaft unterhalten und belehrt.

Ueber der intellectuellen Förderung der arbeitenden Klasse wird deren physisches Wohl, Sorge für gesunde Erholung und Unterhaltung, in Toynbee Hall nicht vergessen. Wie bei fast jeder andern Art ihrer Thätigkeit bleibt auch hier das meiste der Initiative und Neigung der einzelnen Residenten überlassen. Der



Digitized by Google

eine gründet ein Cadettencorps und einen Ruderclub unter den Mitgliedern eines schon bestehenden Knabenclubs; ein anderer versammelt einige Knaben und sucht sie zu unterhalten; er lehrt sie boxen und fechten, er leitet sie nach und nach an, den so entstandenen Club, der bald 75 Mitglieder zählt, selbst zu verwalten; er lobt in seinem Bericht ganz besonders die vortreffliche Aufführung der Jungen und den guten Ton, der unter ihnen herrscht. Körperliche Uebungen und Spiele werden auf alle Weise befördert, unter Erwachsenen wie unter Knaben; bei der Leidenschaft, mit welcher dergleichen Uebungen und Spiele in allen Ständen betrieben werden, bedarf es nur eines Anstoßes und der Beschaffung der Mittel, um die nöthigen Organisationen ins Leben zu rufen. Und es handelt sich hier nicht blos um Vergnügen und Erholung. Wenn es wahr ist, was man in England gern behauptet, daß in keinem andern Lande eine so allgemeine und entschiedene Bereitwilligkeit herrscht, sich dem Gesetze zu beugen, so tragen die Spiele, namentlich Cricket, nicht wenig dazu bei, eine solche Gesinnung bei der Bevölkerung zu erzeugen und zu befestigen.

Wir haben oben des Bethnal Green Museum gedacht und der Ursache, weshalb die Masse der Besuchenden nur geringen Vortheil aus dem Betrachten solcher Sammlungen zieht. Einige der Residenten von Toynbee Hall versuchen, diesem Uebelstande abzuhelfen, wenn auch zunächst nur in sehr beschränktem Maße, indem sie dann und wann kleinen Gesellschaften ihrer Bekannten aus der Nachbarschaft als Führer durch Museen und Bildergalerien dienen.

Toynbee Hall scheint selbst ein kleines Museum werden zu wollen. Ueberall sieht man Bilder, Photographien nach bekannten Gemälden oder Statuen und andere Kunstwerke. Diese Schätze sind zunächst zur Unterhaltung der Besucher bestimmt; denn das Institut übt eine ausgedehnte Gastlichkeit; die Räume füllen sich häufig mit eingeladenen Arbeitern und ihren Frauen; zur Unterhaltung der letztern sind befreundete Damen gern bereit. Die Gäste finden eine freundliche Aufnahme, bescheidene Bewirthung und verbringen einen heitern Abend mit Gesprächen, Musik und Betrachten der Sammlungen. Sie scheinen gern zu kommen, sind anfangs wohl ein wenig befangen, namentlich die Frauen, die seltener als die Männer mit der Außenwelt in Berührung kommen, fühlen sich aber bald in der neuen Umgebung zu Hause. Darf man nicht hoffen, daß für viele der Arbeiter diese Gesellschaften nicht blos eine angenehme Unterbrechung ihres einförmigen Lebens, sondern eine Schule der guten Sitten sind, daß sie im Laufe der Zeit zur moralischen Hebung der untern Klassen beitragen werden? In Toynbee Hall ist man muthig genug, sich solchen Hoffnungen hinzugeben.

Man bemüht sich schon seit mehrern Jahren, armen Kindern aus dem Osten Londons wenigstens einmal während des Sommers einen Ausflug aufs Land möglich zu machen. Es erfordert eine weite Reise, um aus dem Häusermeer hinauszukommen und das Freie zu erreichen; Froude übertreibt wol nicht, wenn er sagt, daß Hunderttausende von Kindern in London heranwachsen, ohne je eine Wiese oder einen Wald zu sehen. Für einige Stunden des Jahres sollen also die armen Kinder aus ihren schmuzigen Häusern und Straßen entfernt werden;

Digitized by Google

sie sollen eine reinere Luft athmen und Dinge sehen, die sie bisher vielleicht nur dem Namen nach oder aus Bilderbüchern kannten. Gewiß, das ist wenig genug; aber auch dies Wenige ist nicht leicht zu erreichen. Dazu ist Geld nöthig, das durch freiwillige Beiträge zusammengebracht werden muß, und die Hülfe von Männern, die Muße und Neigung haben, Ausflüge zu veranstalten und zu leiten. Auch an diesem guten Werke betheiligen sich Residenten des Instituts. Aeltern werden besucht, Schwierigkeiten besprochen und überwunden. Und es gibt nicht geringe Schwierigkeiten; die Aeltern müssen einen Theil der Kosten tragen; die Kleidung des Kindes macht oft große Sorge; aber die Beharrlichkeit des Freundes siegt, es wird ein großes Opfer gebracht, und der Fürsprecher ist vielleicht ebenso glücklich wie sein Schützling. So muß mancher Gang gemacht und manches Wort gesprochen werden, ehe die Excursion zur Ausführung kommt.

Toynbee Hall hat sich die Aufgabe gestellt, das physische Wohl nicht minder als den intellectuellen und moralischen Zustand der arbeitenden Klasse zu fördern. Man kann sich zwar leicht denken, daß die Wohnungen der Unbemittelten in den starkbevölkerten, theilweise übervölkerten Districten Ostlondons nicht immer den Anforderungen der Gesundheitsregeln entsprechen; aber die Berichte von einzelnen Fällen, die dann und wann bekannt werden, lassen alle Vorstellung hinter sich zurück. Viele der Häuser sind von Speculanten so billig wie möglich aufgeführt und waren von Anfang an mangelhaft eingerichtet. Die Sanitätsbehörde eines Districts ist allerdings durch eine Reihe von Parlamentsacten mit hinreichender Gewalt ausgerüstet worden, um jedem Uebel, das zu ihrer Kenntniß gelangt, abzuhelfen; sie kann die Zahl der Miether in einem Hause reguliren, sie kann ein verdächtiges Gebäude untersuchen lassen, unter Umständen sogar eine Inspection von Haus zu Haus anordnen; sie kann baufällige oder der Gesundheit gefährliche Häuser demoliren. Nichtsdestoweniger dauert ein Uebel oft lange Zeit im Verborgenen fort. Der Vermiether vermeidet alle Kosten, solange sein Haus gefüllt bleibt; der Miether thut keine Schritte, vielleicht weil er das Gesetz nicht kennt und nicht weiß, welche Macht es ihm gibt dem Vermiether gegenüber, oder weil er fahrlässig ist oder keine Zeit hat, sich um die Sache zu bekümmern; vielleicht auch weil er sich scheut, mit Personen, von denen er mehr oder weniger abhängig ist, in Collision zu gerathen. Hier ist nun die Hülfe unparteiischer Männer, die Muße haben und die nöthigen Kenntnisse besitzen, höchst erwünscht. Toynbee Hall hat ein „sanitarisches Hülfscomité" geschaffen zur Förderung der Interessen der Behörde auf der einen Seite und des Miethers auf der andern. Während der letzten zwei Jahre sind durch Vermittelung des Instituts gegen 600 Häuser untersucht und, wo es nöthig war, in bessern Stand gesetzt worden.

Toynbee Hall hat ferner mit Hülfe von Freunden die Errichtung von Musterwohnungen für Arbeiter unternommen. Der Mangel an guten Miethshäusern ist in Ostlondon sehr groß, und Ueberfüllung trotz der Gesetze und trotz aller Aufsicht schwer zu vermeiden. Es ist jedoch in den letzten 20 Jahren sehr viel zur Verminderung des Uebels geschehen.

So hat Sir Sidney Waterlow's Improved Industrial Dwellings Company Häuser dieser Art im Werthe von 250000 Pfd. St. aufgeführt und ein Unter-

Digitized by Google

kommen für mehr als 1200 Familien geschaffen; im Jahre 1862 machte der amerikanische Philanthrop Peabody der Stadt London ein Geschenk von 4½ Mill. Doll. zur Errichtung von Arbeiterwohnungen, und wenn ein großer Theil dieses Kapitals noch keine Verwendung gefunden hat, so liegt dies allein an der großen Schwierigkeit, passende Grundstücke zu erwerben.

Wenn es ein ausgesprochener Grundsatz des Instituts in Whitechapel ist, dem Arbeiter behülflich zu sein, sich selbst zu helfen, so sollte das in Ostlondon sehr ausgebreitete Vereinswesen ein fruchtbares Feld für die Thätigkeit der Residenten darbieten. Dies ist in der That der Fall. Producirende und blos verkaufende Genossenschaften (Cooperative Societies), Handwerkervereine, Wohlthätigkeitsvereine u. s. w. finden in Toynbee Hall thätige Helfer. Was speciell die schwierige Armenunterstützung betrifft, so besitzt das Institut selbst keine Fonds zu wohlthätigen Zwecken; einige der Residenten leisten aber wichtige Dienste, indem sie sich der vorsichtigen Verwendung der Geldmittel, die ihnen von Vereinen oder von für besondere Fälle gebildeten Comités zur Verfügung gestellt werden, unterziehen; sie werden dabei von den Arbeitern selbst vortrefflich unterstützt. Ueberhaupt fehlt es unter den Arbeitern nicht an Talenten für Organisation und Verwaltung; auch herrscht unter ihnen eine entschiedene Neigung zum Zusammenwirken für bestimmte Zwecke. Das Vereinswesen verdient ohne Zweifel die volle Theilnahme von Männern, welche sich die Erziehung und Hebung der untern Volksschichten zur Aufgabe gemacht haben; es hat, abgesehen von dem unmittelbaren Nutzen für die Betheiligten, die größte Wichtigkeit als eine Schule zur Förderung des Gemeinsinnes und zur Vorbereitung für die politische Rolle, welche die arbeitende Klasse in England zu spielen berufen scheint.

Wir haben die wichtigsten Seiten der Thätigkeit geschildert, die von Toynbee Hall ausgeht. Bei der großen Freiheit, die dem einzelnen gelassen ist, würde es kaum möglich sein, ein vollständiges Bild dieser Thätigkeit zu entwerfen. Man sieht, daß das Institut den Grundsätzen Toynbee's treu geblieben ist und in seinem Geiste weiter wirkt; seine Ideen haben nur eine festere Gestalt gewonnen und werden systematischer verfolgt. Die Bewegung, zu welcher er den ersten Anstoß gab, hat ohne Frage eine große politische Bedeutung, nicht allein als ein Zeichen der Zeit, sondern auch in ihrer absoluten Wirkung. Sie ist aus einem demokratischen Geiste entsprungen und befördert einen solchen Geist in der arbeitenden Klasse. Der Radicale Labouchère sagte vor kurzem: „Unsere Gegner werden die Demokratie so wenig aufhalten, wie der Sand am Meer die Flut aufhält.“ Wenn er damit sagen wollte, daß die weitere Ausbildung demokratischer Institutionen in England gesichert ist, würde er gewiß wenig Widerspruch finden. Aber für Labouchère sind Demokratie und Republik gleichbedeutend. Ein vorurtheilsfreier Beobachter englischer Zustände, der frühere amerikanische Gesandte in London, Mr. Lowell, spricht sich vorsichtiger aus: „Die demokratische Tendenz ist offenbar; die äußern Formen sind vergleichungsweise von geringer Bedeutung.“ Das mag sein. Aber die bestehenden Formen sind von einer festen Structur und versprechen noch lange auszuhalten.

Digitized by Google

Die Geringfügigkeit der von Toynbee Hall repräsentirten Kraft gegenüber der kolossalen Arbeit, die auszuführen ist, liegt auf der Hand. Auch darf man nicht vergessen, daß es neben der arbeitenden Klasse, deren wir in diesen Zeilen fast ausschließlich gedacht haben, eine noch tiefer stehende Schicht der Bevölkerung gibt, die fast allen humanisirenden Einflüssen bisjetzt unzugänglich geblieben ist. Aber wie einer der Residenten sagt, man weiß, daß man auf dem rechten Wege vorwärts schreitet, und man sieht Resultate, wenn auch geringe. Jede junge Mission ist in einer ähnlichen Lage wie das Institut im Osten Londons. In seinem neuesten Gedichte läßt Tennyson seinen Helden ausrufen: „Let us hush this cry of «Forward» till ten thousand years have gone.“ „Aller Fortschritt ist Illusion. Verbrechen, sittliche Versumpfung und Elend, wohin man blickt.“ Der Dichter spricht hier ohne Zweifel seine eigene Ueberzeugung aus. Wir wollen hoffen, daß trotz der Verehrung, die der Laureate genießt, die Residenten von Toynbee Hall sich nie zu seiner Ansicht in diesem Punkte bekehren und seine Entmuthigung nie theilen werden.

---

Digitized by Google

# Chronik der Gegenwart.

## Theatralische Revue.

Die deutsche Ausländerei ist unausrottbar, besonders bei allem, was das Theater betrifft — und doch soll gerade die Bühne ein nationales Institut sein. Die Herrschaft des neufranzösischen Dramas ist eine unbestreitbare Thatsache: doch dies genügt den Deutschen nicht. Nun müssen aus Skandinavien für die Bewunderung der Nation neue dramatische Größen herübergeholt werden. Und merkwürdigerweise — unser Publikum verhält sich ablehnend gegen das, was seinem Wesen, seiner Gemüthsart, seiner nationalen Eigenart widerstrebt; aber die Kritik thut einen Kniefall nach dem andern vor den bewundernswerthen Dramatikern des germanischen Nordens. Das konnte man wieder bei Henrik Ibsen's neuestem Stück: „Rosmersholm"*) sehen, das in Augsburg und dem berliner Residenztheater zur Aufführung kam und das sich bei unbefangener Beurtheilung als ein gänzlich verfehltes, den Grundgesetzen des Dramas ins Gesicht schlagendes Stück ausweist. Gewiß verleugnet es nicht die eigenartige Begabung des Dichters, und die mag bei den Schweden und Norwegern Anerkennung finden: doch diese wortkarge, zugeknöpfte Muse mit ihren gesuchten und ausgeklügelten Combinationen und ihrer gleichsam herausgerechneten Tragik steht in eben solchem Widerspruch mit der Dichtweise aller großen Dramatiker, wie mit dem Geschmack und der Empfindungsweise des deutschen Volkes, das durch seine großen Dichter daran gewöhnt ist, daß Affecte und Leidenschaften mit hinreißender Wärme und packendem Schwung zum Ausdruck kommen. Dabei sind diese norwegischen Zustände uns gänzlich fremd; das Colorit der dortigen Parteikämpfe ist ein anderes, und es fehlen dort überhaupt gänzlich die tiefen Gegensätze unsers geistigen Lebens.

Das ganze Stück ist eine von Act zu Act sich rückwärts aufdröselnde Novelle. Ein früherer Pfarrer Rosmer hat eine Gesellschafterin seiner Frau ins Haus genommen, Rebekka West, welche diese Frau davon zu überzeugen suchte, daß sie ihres Gatten nicht würdig sei; die Frau wird infolge dessen irrsinnig und stürzt sich ins Wasser. Das liegt hinter der Scene, ebenso die ganze Vergangenheit Rebekka's, von der wir im Verlaufe der Handlung bruchstücksweise einiges erfahren. Das muß man sich aber möglichst mühsam zusammensuchen. Rebekka, welche den guten Rosmer für die freie Richtung gewinnen will, mit ihm ein platonisches Freundschaftsverhältniß unterhielt, bekennt ihm doch zuletzt, daß sie von Haus aus eine sinnliche Leidenschaft für ihn empfunden, die nachher der großen entsagenden Liebe gewichen. Sie wollte Rosmer freimachen und adeln; der Seelenadel ist das dritte Wort in diesem Kreise; aber was ihr fehlt, nachdem sie freies Feld gewonnen, ja als Rosmer sie heirathen will, ist das Gefühl der Schuldlosigkeit. Sie sucht etwas, das sie freisprechen könnte in Rosmer's Augen, damit

*) Die Dichtung ist auch im Buchhandel erschienen: „Rosmersholm, Schauspiel in vier Acten, 2. Aufl., deutsch von M. von Booch" (Berlin, S. Fischer's Verlag, 1887).

Digitized by Google

er glaube, sie sei durch ihn geadelt worden. Nach kurzem Sinnen entdeckt Rosmer, dies Etwas wäre, wenn sie denselben Weg ginge, den Beate gegangen — und er geht ihn mit ihr: sie adeln sich beide, indem sie sich vom Brückensteg in die Flut stürzen. Das alles ist im Ton gehalten, als ob sie spazieren gingen und bei diesem Spaziergang ein ethisches Problem zu lösen suchten.

Das Ganze ist nur der letzte Act eines etwas verworrenen Dramas. Diese tragische Katastrophe könnte aber ebenso gut nach einigen Scenen bei Beginn des Stückes stattfinden; denn von einer fortschreitenden Handlung ist nicht die Rede, und auf das Vergangene konnte ja der Dichter gleich das volle Licht fallen lassen. Die humoristischen Genrefiguren, wie Ulrik Brendel, der frei gewordene Skandinavier, bewahren ihren episodischen Charakter: in ihrer Zeichnung liegt ein gewisser genialer Zug — und das ist das einzige, was wir an diesem Stücke loben können, dessen erstaunlicher Tiefsinn von den Hallucinationen einer nachstammelnden Kritik gepriesen wird, das aber in Wahrheit in seiner gesucht knappen, lakonischen Form, mit seinen novellistisch-psychologischen Studien und dem brüsken Abschluß, der wie ein bizarrer Einfall des Helden gemahnt, nichts weiter ist als das Capriccio eines norwegischen Dichters und seiner kühlen, schroffen, ungenießbaren Dichtweise, welches das deutsche Publikum ein volles Recht hat zurückzuweisen.

Solche Wortkargheit kann man dem neuen Schauspiel Paul Heyse's: „Die Weisheit Salomo's"*), nicht schuld geben, wohl aber läßt es kühl bis ans Herz heran. Das Stück ist bisher in Hannover und Weimar zur Aufführung gelangt mit einem mäßigen Erfolg. Die Anmuth der Sprache, der graziöse Gedankenausdruck nehmen wie immer bei Paul Heyse für den Dichter und sein Werk ein; aber es fehlt dem Stücke der dramatische Reiz, und auch wenn man dasselbe als ein didaktisches Gedicht in dialogischer Form auffassen wollte, würde man doch zur Einsicht kommen, daß die Weisheit Salomonis, die sich darin ausspricht, nicht gerade groß sei und sich zum Theil auf die Moral der bekannten Fabel beschränke, daß die Trauben sauer sind. Es war ein glücklicher Gedanke, die beiden Frauengestalten der Bibel, die Königin von Saba und Sulamith, die Braut des Hohen Liedes, in ihrem Contrast neben Salomo zu stellen; aber es ist dem Dichter nicht gelungen, für diese Gegensätze eine Handlung von dramatischer Spannkraft zu erfinden. Salomo liebt Sulamith, will sich ihrer um jeden Preis bemächtigen, ja sie unter seine Gattinnen aufnehmen. Sulamith aber liebt den jungen Hirten Hedad und die Königin von Saba ihrerseits liebt wiederum Salomo. Das Ende aber ist, daß Salomo auf den Besitz der schönen Sulamith verzichtet und sie ihrem Hirten überläßt, nachdem er denselben vorher dem Tode geweiht und begnadigt hat. Wenn man an die tausend Weiber Salomo's denkt, so wird seine Liebe zu Sulamith kaum tiefern Antheil erwecken; er beherrscht sich und bezwingt eine leidenschaftliche Laune: das ist des Pudels Kern.

Fremder Freuden
Sich neidlos freun ist aller Weisheit Krone —

das ist die Lehre, die der König der heimkehrenden Fürstin von Saba mit auf den Weg gibt, zugleich mit dem frommen Wunsch, auch ihr möge dort ein nicht eitles Glück erblühen,

Das über Zeit und Tod unwandelbar
Dein Herz mit Wonne füllt.

Die Intriguen der Königin, Sulamith aus dem Wege zu räumen, ja mit sich fortzunehmen, und des Hirten kühnes Streben, sie zu befreien, verursachen den dramatischen Wellenschlag, durch den die Handlung einigermaßen fortbewegt wird.

*) Die Dichtung bildet das 17. Bändchen von Paul Heyse's „Dramatischen Dichtungen" (Berlin, Wilhelm Hertz, 1887).

Digitized by Google

Der Gedanke an das Hohe Lied Salomo's wird die Erwartung rege machen, daß die orientalische Glut, welche die biblische Dichtung durchdringt, auch in Paul Heyse's Versen sich spiegele. Das ist aber nicht der Fall: der Pulsschlag der Leidenschaft fehlt; der Dichter vermeidet absichtlich alles Ueberschwengliche, wie denn Ueberfülle der Phantasie nie zu seinen Fehlern gehört hat; er befleißigt sich durchweg maßvoller Anmuth. Auffallen muß es indeß, daß er den fünffüßigen Jambus bisweilen durch freie Rhythmen unterbricht, in denen der biblische Psalmenton durchklingt. Namentlich ist es die Königin von Saba und ihre Begleiterin, welche den Dialog oft in dieser hymnenartigen Sprechweise führen; doch erhebt er sich dabei nirgends zu rhapsodischem Schwung, wie man doch erwarten muß, sondern diese Stellen unterscheiden sich in Ton und Haltung fast gar nicht von denjenigen, die in fünffüßigen Jamben gedichtet sind. So erscheint der Wechsel des Rhythmus nicht durch innere Gründe motivirt.

Bei weitem mehr dramatisches Mark und Feuer hat das neue Trauerspiel von Ernst von Wildenbruch: „Der Fürst von Verona", dessen wir schon in der vorigen Revue bei Gelegenheit der Aufführung am Hoftheater zu Hannover gedachten, das inzwischen, nach einigen Abänderungen, am berliner Hoftheater mit vielem Erfolg in Scene gegangen und auch im Buchhandel erschienen ist.*)

In diesem Drama sind es nicht die Montecchi und Capuleti, welche sich mit gezückten Schwertern in den Straßen von Verona gegenüberstehen, sondern die Ghibellinen und die Welfen. Es ist eine eigenartige Erfindung des Dichters, durch welche sich die Exposition sehr lebhaft gestaltet, den Kampf der beiden Parteien durch eine Art von Rosenkrieg zu veranschaulichen, der in einem Klostergarten durch das Werfen rother und weißer Rosen zwischen jungen Mädchen aus den Geschlechtern der Ghibellinen und Guelfen geführt wird. Selvaggia, des welfischen Grafen von Sanbonifazio Tochter, von beiden Parteien geliebt und verherrlicht, träumt von einem Bunde der weißen und rothen Rosen, von einer Versöhnung — und in der That, sie ist vom Schicksal berufen, diese Versöhnung ins Werk zu setzen. Ihre Stiefmutter, Adelaide, freilich will die Hand der Tochter einem wilden Parteigänger des Hauses, Scaramello, geben. Da erscheint der neue ghibellinische Fürst von Verona, der milde edle Mestino della Scala, und rasch hat sich der Jungfrau Herz ihm zugewendet, deren Erscheinung ihm alsbald heiße Liebe eingeflößt hat. Romeo und Julie — sie haben sich gefunden, und ihr Bund ist eine Bürgschaft des Friedens; doch zu tief hat sich der Haß der Parteien in die Herzen eingefressen; der Funken glimmt unter der Asche; beim Verlobungsfeste selbst gerathen die Wüthenden aneinander; die Nachricht, daß Konradin über die Alpen gegangen, entfacht die alte Zwietracht zu lichter Flamme. Scaramello, in seiner wüthenden Leidenschaft, tödtet Selvaggia, als sie ihm nicht folgen will.

Wir rühmten das oft hinreißende Feuer in diesem Stück und können dem glücklichen Wurf einzelner Scenen nur Anerkennung zollen: doch das Drama hat, wie die meisten von Wildenbruch, auch die Fehler seiner Tugenden; es herrscht darin eine flackernde Beleuchtung der unruhig bewegten Gruppen; aber es fehlt oft das helle, aus Seelentiefen aufsteigende Licht mit seinem sanften Verweilen. Es ist zu viel Tumult, zu viel Massenbewegung in diesen Stücken; der Kampf der Guelfen und Ghibellinen darf doch immer nur den Hintergrund bilden, wie der Kampf der Montecchi und Capuleti in „Romeo und Julie". Ein Vergleich mit Shakespeare's Meisterwerk zeigt am deutlichsten, was wir bei Wildenbruch vermissen. Sein Drama ist doch auch eine Tragödie der Liebe; aber kaum ringen sich die entscheidenden Momente der Liebestragödie aus diesem tumultuarischen Gewirr von Scenen und Personen los. Es fehlt künstlerische Klarheit und

*) „Der Fürst von Verona", Schauspiel von Ernst von Wildenbruch (Berlin, Freund u. Jeckel, 1887).

Digitized by Google

Läuterung und die rechte Perspective für die dramatischen Gruppen. Dieses künstlerische Moment vermissen wir auch bei der Sprache: der fünffüßige Jambus ist nur selten in einzelnen Liebesscenen und Empfindungsmomenten eingeflochten; sonst herrscht der oft polternde Ton der genialen Kraftdramatik, deren Hauptträger der leidenschaftliche Scaramello ist.

Fast scheint es, als ob neuerdings in der Geschmacksrichtung des Publikums eine für die Tragödie günstige Wendung eingetreten sei. Die lange Reihe von Aufführungen, welche Wildenbruch's Drama „Das neue Gebot" am Ostendtheater in Berlin bei stets gutbesetztem Hause erlebte: ein Erfolg, der fast mit demjenigen von Possen und Operetten wetteifern konnte, sowie die nicht minder große Zahl von Vorstellungen, welche Schiller's „Jungfrau von Orléans" in der Inscenirung und Darstellung der Meininger am berliner Victoriatheater erreichte, scheinen dafür zu sprechen, daß der Sinn des Publikums sich wieder mehr der ernsten Dramatik zuwendet. Man mag dabei immer in Anschlag bringen, daß Wildenbruch in Berlin ein überaus großes Publikum besitzt und daß die Ablehnung des „Neuen Gebot" seitens der berliner Hofbühne wegen der ins kirchenpolitische Gebiet hinüberspielenden Tendenz die besondere Aufmerksamkeit der Berliner auf dieses Stück gelenkt hatte, ferner daß eine Inscenirung seitens der Meininger ein ganz selbständiges künstlerisches Interesse in Anspruch nimmt: immerhin bleibt der nachhaltige Erfolg von Tragödien in Berlin eine unbestreitbare Thatsache, und die Unverwüstlichkeit der Schiller'schen Dichtung ist von neuem bewiesen. Der Glanz und Prunk der Inscenirung, der Geschmack und das Verständniß der scenischen Anordnungen, die bis in jedes Detail durchstudirte Darstellung, das Talent, welches die Trägerin der Titelrolle, Fräulein Lindner, an den Tag legte, mögen noch soviel zum Erfolg beigetragen haben: gerade der begeisterte, hinreißende Schwung der Jungfrau selbst, welchen die vornehme Kritik achselzuckend abthun, welche sie den Schulklassen als würdigen Gegenstand warmer Theilnahme überlassen zu müssen glaubt, hat doch immer den Löwenantheil des Erfolges.

Auch die berliner Hofbühne unter dem neuen Intendanten Grafen Hochberg wendet zunächst ihren eifrigsten Fleiß darauf, die classischen Trauerspiele in neuer würdiger Inscenirung zu bringen; sie hat im Laufe der Saison sogar mehrere schon im vorigen Jahre angenommene Novitäten nicht aufgeführt, weil sie die Neugestaltung jener dauernden Grundlagen des Repertoire fast ausschließlich in Anspruch nahm. So ist neuerdings unter der tüchtigen Leitung des Herrn Deetz mit schönem Erfolg die „Wallenstein"-Trilogie neu einstudirt in Scene gegangen und mehrmals hintereinander wiederholt worden. Die neue Aera wird jedenfalls auch der neuen ernsten dramatischen Dichtung zugute kommen, die am Hoftheater mehr als früher eine Stätte finden wird.

Was besonders dazu ermuthigen darf, ein solches Horoskop aufzustellen, ist die absteigende Linie, in welcher sich der Werth und der Erfolg der Schwänke und schwankartigen Lustspiele bewegen. Sie beschreiben zwar noch immer einen beachtenswerthen Kreis über die Bühne: aber als langlebig erweist sich keins dieser Stücke mehr; manche machen ein zweifelhaftes Fiasco, und wenn die Directionen immer wieder darauf zurückkommen, so gehorchen sie ebenso der Noth wie dem eigenen Triebe: der Noth, für das alltägliche Unterhaltungsbedürfniß Novitäten bringen zu müssen, und dem eigenen Triebe, da sie stets von neuem hoffen, solche Kassenerfolge zu erzielen, wie sie früher mit Stücken ähnlichen Kalibers davongetragen.

Wie sehr sticht Gustav von Moser's „Soldatenfreund", ein Schwank, den er in Gemeinschaft mit Otto Girndt verfaßt hat und der in Leipzig keinen rechten Erfolg hatte, gegen das treffliche Lustspiel „Krieg im Frieden" und selbst noch gegen „Reif-Reiflingen" ab, obschon dies letztere Stück bedenklich auf das Niveau

Digitized by Google

der Gesangsposse herunterglitt. Der arme Lieutenant mußte aber in einer Trilogie zu Tode gehetzt werden, und so ist der verheirathete Reif-Reiflingen, der uns hier vorgeführt wird, nur noch ein Schatten des frischen, muntern Junggesellen von früher; die prächtige Figur, die unser neuer dramatischer Julius von Voß in den ersten Stücken geschaffen, ist hier ganz zur Schablone verblaßt. Auch der Soldatenfreund, der dem Stücke den Namen gibt, ist nur eine fleischgewordene Mosaik von Anekdoten und ebenso sein Gegner, der Soldatenfeind, der Kaufmann. Die Intrigue ist ohne drastische Komik und flößt überhaupt keine Theilnahme ein. Außer den „Goldfischen", einem Lustspiel, an welchem außer Franz von Schönthan auch der Schauspieler des Deutschen Theaters Gustav Kadelberg als Mitverfasser Antheil hat, hat seit Neujahr keine andere Novität besonderes Glück gehabt.

„Goldfische" sind ein Saisonstück des berliner Deutschen Theaters gewesen. Sie behandeln das Thema der Geldheirathen: im Grunde ist es wieder ein Offiziersstück der Moser'schen Schule; denn der Held ist ein schneidiger Lieutenant, Erich von Felsen, dessen Liebe zu der reichen Witwe Josephine von Pöchlaar, durch verschiedene Schicksalswendungen hindurchgehend, im Mittelpunkte der Handlung steht. Eine eigentlich komische Figur aber ist der Wolf von Pöchlaar-Benzberg, ein Offizier außer Diensten, in sehr ungünstigen Vermögensverhältnissen, aber mit einer erfreulichen Aussicht: wenn jene Josephine heirathet, fällt ihm ihr Vermögen zu. Er bietet nun alles auf, sie unter die Haube zu bringen, macht dabei die größten, bisweilen etwas unwahrscheinlichen Verkehrtheiten, wie wenn er einen verheiratheten Mann, dessen Ehe doch kein Geheimniß sein kann, als Josephinens Freier zu engagiren sucht. Zuletzt gelingt es ihm noch, nach einigen eclatanten Misgriffen, einen älteren Goldfisch in seinem Netze zu fangen. Das Stück hat die Runde über sehr viele Bühnen gemacht; es hat in der That einige ergötzliche Scenen, wenn man andern auch die Lustspielmache anmerkt, die es mit der innern Wahrscheinlichkeit nicht so genau nimmt. Es leidet überdies an einer gewissen Redseligkeit in den ernsteren Auftritten, und besonders der schneidige Offizier unterscheidet sich von seinen Vorgängern im „Veilchenfresser" und „Krieg im Frieden" durch eine wenig soldatische Empfindsamkeit, die ihren Gefühlsschatz bis auf den letzten Heller ausgibt. Die mehr ernste Wendung, deren Lösung der letzte Act bringt, erscheint nicht genugsam motivirt. Doch da unter den Blinden der Einäugige König ist, so konnten „Goldfische" diesmal sich als das Saisonstück behaupten.

Ein neues Lustspiel von Triesch, dem Verfasser des vielgegebenen „Hexenmeisters", „Die Nixe", ist am wiener Burgtheater in Scene gegangen. Das Stück sprach sehr an, besonders der erste Act und eine große Scene im dritten. Vergeblich wird man darin jene Romantik suchen, welche der Titel anzukündigen scheint: es handelt sich nur um eine gemalte Nixe, aber um eine wirkliche Schöne, welche jene Nixenaugen hat, die der gefeierte Maler Welsbach für sein Bild braucht und sucht. Er findet sie, und seine eigene Tochter Selma — Welsbach ist ein Witwer im Alter von einigen vierzig Jahren — trägt dafür Sorge, daß diese Nixenaugen nicht blos in seinem Atelier glänzen, sondern daß sie seinem ganzen Leben leuchten. Eine so fürsorgliche Tochter flößt immerhin ein gewisses Interesse ein, um so mehr, als sie nicht blos aus Tochterliebe handelt: sie will selbst einen jungen, etwas ungehobelten, man könnte sagen verbummelten Bildhauer sich erobern, und das gelingt ihr in jener großen Scene des letzten Actes, der bei gutem Spiel wol überall einschlagen wird; denn sie hat etwas Anmuthendes und Rührendes zugleich. Die „Nixe" selbst ist für den Maler keine so leichte Beute: sie ist ein verzogenes Kind, correspondirt hinter dem Rücken ihres Vaters mit einem etwas geckenhaften Liebhaber, hat auch sonst Vorliebe für allerlei Verfängliches, und alle diese Seitenwege müssen erst gesperrt werden, ehe der Maler sein

Digitized by Google

Modell zu seiner Hausfrau machen kann. Ausgezeichnet spielten in Wien Fräulein von Hohenfels (Selma), Frau Schratt als Else und Herr Thimich als der für die menschliche Gesellschaft und das eheliche Glück gerettete Bildhauer Löhring.

Von französischen Stücken sind in dieser Saison in Deutschland nur „Georgette" von Victorien Sardou und „Chamillac" von Octave Feuillet aufgetaucht. Ersteres wurde in Hamburg gegeben, das letztere hat Ludwig Barnay in sein Gastspielrepertoire aufgenommen. Sardou hat in „Georgette" dasselbe Thema behandelt wie in „Odette", aber mit einer entgegengesetzten Variante. Es handelt sich um übelberufene Mütter schuldloser Töchter, deren Lebensglück durch den Ruf der Mutter gefährdet wird. Odette findet keinen andern Ausweg, als sich ins Wasser zu stürzen, um dies Hinderniß aus dem Wege zu räumen, da die Familie des Schwiegersohns nichts von Beziehungen zu einer solchen Demi-Monde-Dame wissen will. Georgette, die sich nach allerlei abenteuerlichen Fahrten eine Herzogskrone durch die Vermählung mit einem altersschwachen verkommenen Herzog aufs Haupt setzt, steht nicht einer so peinlichen Nöthigung gegenüber. Zwar muß der junge Geliebte ihrer Tochter auf die Hand derselben verzichten, weil die Familie mit Georgette durchaus keine Verbindung haben will. Doch ein älterer unabhängiger Herr von Geist und Liebenswürdigkeit, der Onkel des Neffen, bietet der Tochter dafür seine Hand, und so wird alles zu einem guten Ende geführt. Es ist interessant, zu sehen, wie einer und derselbe Dichter ein und dasselbe Problem noch einmal behandelt, indem er es von der entgegengesetzten Seite auffaßt. Ueberhaupt lassen sich die zahlreichen Varianten der französischen Stücke auf gewisse Formeln zurückführen, sodaß der Reichthum des Repertoire nur ein scheinbarer ist.

Die Frauen mit anrüchiger Vergangenheit spielen dabei eine Hauptrolle. Doch warum sollten die Männer mit zweifelhaften Antecendentien ausgeschlossen sein? Ein solcher ist der Held des Feuillet'schen Schauspiels, „Chamillac", ein junger Offizier, der, um eine Ehrenschuld zu bezahlen, sich fremden Geldes bemächtigt hat; vergeblich hat er den Tod in der Schlacht gesucht, zu dem ihn sein Vorgesetzter bestimmt hatte. Er hat inzwischen eine reiche Erbschaft gemacht und führt nun ein magdalenenhaftes Leben, indem er sich mit Werken der Wohlthätigkeit und der Besserung entlassener Sträflinge beschäftigt. Er hat sich mit einer jungen Malerin verlobt, die ihm ihre Erziehung verdankt; doch hat er sein Herz auf einmal einer Witwe, Jeanne de Tryas, geschenkt, die mit einem Major von schroffem Charakter verlobt ist. Jeanne hat einen Bruder, der, wie Chamillac dem Laster des Spiels ergeben, bedeutende Summen verloren hat und sich der Schande preisgegeben sieht: Chamillac ist einer seiner Hauptgläubiger. Zu diesem begibt sich Jeanne und wird durch den Edelmuth und großherzigen Sinn desselben gänzlich gewonnen. Der Major, der sie bei Chamillac überrascht, schenkt ihren Versicherungen keinen Glauben und fordert diesen. Chamillac wird im Duell schwer verwundet, und nachdem er genesen, tritt seinem Glück ein Onkel Jeanne's in den Weg, der das frühere Vergehen des Spielers kennt und ihn nöthigt, vor Jeanne seine Schuld zu beichten. Diese verzeiht ihm und reicht ihm ihre Hand fürs Leben.

Das Stück hat nur eine wirksame große Scene, ebendiese Beichtscene des letzten Actes. Darauf können berühmte Darsteller ihren Erfolg in dieser Rolle begründen. Im ganzen hat Chamillac, den man als einen Demi-Monderich bezeichnen könnte, viel von der Rührseligkeit der Feuillet'schen Dramen; aber auch der elegante Stil dieses einst in den Tuilerien so beliebten Autors verleugnet sich nicht darin.

Das deutsche Theater hat durch den Tod des Freiherrn von Loën, des Generalintendanten der weimarischen Hofbühne († 28. April), einen empfindlichen Verlust

Digitized by Google

erlitten: denn mit den immerhin beschränkten Mitteln dieses Theaters wußte Loën in Oper und Schauspiel Erfolge zu erringen, welche mit Recht die deutsche Presse beschäftigen: wir erinnern nur an die Aufführungen von Otto Devrient's Faust-Einrichtung und an den Cyklus Wagner'scher Opern. Vor allem aber hatte Loën ein auch in zahlreichen Essays bewährtes kritisches Urtheil und brachte dem Schaffen der modernen Dramatiker eine durchaus sympathische Theilnahme entgegen. Vielen hat er mit muthiger Initiative die Bahn geebnet; auch freute es ihn, wenn er Stücke namhafter Dichter, wie Paul Lindau und Paul Heyse, zuerst zur Aufführung bringen konnte. Er selbst war ein gewandter Stilist von feinem Geschmack und behandelte in seinen Erzählungen „Bühne und Leben", „Verloren und nie besessen" manches psychologische Problem von Interesse.

Freiherr von Loën war in Dessau als Sohn des dortigen Oberhofmarschalls am 27. Jan. 1828 geboren; er schlug die militärische Carrière ein, betheiligte sich als Offizier an dem schleswig-holsteinischen Feldzuge und wurde dann Adjutant des Erbprinzen und Kammerherr. Im Jahre 1867 wurde er an Dingelstedt's Stelle zum Intendanten des weimarischen Hoftheaters berufen. In diesen 20 Jahren hat er mit Eifer und Hingebung, mit einer nach allen Seiten hin bewährten Liebenswürdigkeit und Herzensgüte die Bühne geleitet. In den letzten Jahren kränkelte er öfter und mußte alljährlich Karlsbad besuchen. Ein Ohrpolyp, den er sich in Jena operiren ließ, hatte bereits den letzten Winter seinem Geiste die sonstige Frische und Freudigkeit geraubt; infolge der Operation, die zwar glücklich verlief, aber seine Kräfte zu sehr erschöpfte, starb er am 28. April in Jena. Ein warmer Anhänger des Modernen in der dramatischen Dichtnng, Freund Gutzkow's und der Gleichstrebenden, deren Bild er einmal in der „Leipziger Zeitung" in einer Reihe von culturgeschichtlichen Aufsätzen mit feiner Silhouettenschere ausgeschnitten, ein Gegner aller romantischen Experimente, hat er gerade dadurch unter den deutschen Intendanten eine bevorzugte Stellung eingenommen.

In Berlin wie in Wien tritt gleichzeitig das Bestreben hervor, Volkstheater zu schaffen: ein neuer Beweis dafür, daß die Bühnen dieser volkreichen Residenzstädte nicht ausreichen, alle künstlerischen Ansprüche zu befriedigen, auch diejenigen nicht, welche zu erheben die große Menge ein begründetes Recht hat. In Berlin hat Julius Barnay die Sache in die Hand genommen und ist bestrebt, das Walhallatheater, in welchem bisher die leichtgeschürzte Muse der Operette ihr Zelt aufgeschlagen, in ein Volkstheater zu verwandeln. Ueber den Verlauf der Verhandlungen erfährt man Widersprechendes: bald sollen sie ins Stocken gerathen sein, bald spricht man von günstigen Aussichten für das Zustandekommen des Unternehmens. Jedenfalls wird die Operette ihre jahrelange Heimstätte verlieren; denn sie ist durchaus nicht für ein Volkstheater geeignet; sie befriedigt nur den künstlerischen Haut-goût, das Raffinement einer Genußsucht, die Aug' und Ohr wohlfeil und ohne Anstrengung zu befriedigen sucht, wobei denn auch der Geist durch einige pikante Bonmots und Lustfeuerwerke des Esprit gelegentlich abgefunden wird. Das Burleske, das in der Operette eine nicht unbedeutende Rolle spielt, macht sie zwar dem Volksgeschmack zugänglich: aber die ironische Beleuchtung der Offenbachiaden und der nach ihrer Schablone geschaffenen deutschen Nachschöpfungen entfremdet sie wieder dem Sinne des Volkes, welches eine klare auf sich selbst ruhende Handlung und in der Komik einen allgemein verständlichen Spaß verlangt.

Von einem Künstler wie Barnay ist zu erwarten, daß er seine Ziele höher stecken wird: eine Volksbühne muß den höhern Kunstinstituten Concurrenz machen, wenngleich auf einem andern Boden, unter andern äußern Bedingungen. Die große Tragödie darf am wenigsten ausgeschlossen sein: denn sie gerade wird vom Volke bevorzugt. Das haben die Classikeraufführungen zu wohlfeilen Preisen ge-

Digitized by Google

zeigt, überall, wo sie eingeführt wurden: die ausverkauften Häuser und der begeisterte Antheil des Publikums fehlten nirgends.

Diese Thatsache möge auch an der neuen Volksbühne beachtet werden, die in Wien unter Leitung Franz von Schönthan's erstehen und für welche ein Actienkapital von 800000 Fl. zusammengebracht werden soll. Es liegt ein Programm für diese Bühnenleitung vor, demzufolge sie das Volksstück, das Familiengemälde und die Posse in erster Linie beachten will. Wir vermissen auf diesem Programm gerade die große Tragödie, welche für ein Volkstheater unerläßlich ist, während das Familienstück leicht in einer Weise gedeutet werden könnte, welche Lustspiele und Conversationsstücke nicht ausschließt. Wir meinen aber, daß gerade das Conversationsstück bei einem Volkstheater auf den Index librorum prohibitorum gesetzt werden müsse, während Volksdramen, wie sie Anzengruber und Ganghofer geschrieben, selbstverständlich ihr gutes Recht haben, hier in erster Linie populär zu werden. Alles aber, was der französischen Comédie nachgedichtet ist, darf hier nicht erscheinen, ganz abgesehen von Rücksichten auf die Bedenklichkeiten in moralischer Hinsicht schon deshalb nicht, weil diese Salongespräche und Salonintriguen, diese feinen psychologischen Uebergänge oder unerwarteten Sprünge des Seelenlebens dem Volke fremd und unverständlich sind. Was aber Dialektstücke betrifft, so ist natürlich an einer Volksbühne nur der Dialekt berechtigt, der am Orte selbst gesprochen wird: jeder andere ist geradezu unvolksthümlich und es gehört der Straußenmagen der heutigen Gebildeten dazu, um all das halbverstandene Kauderwelsch aus deutschem Norden und Süden zu verdauen.

Von einer Filiale der wiener Hofburg, welche der neuen Volksbühne Concurrenz machen sollte, ist es wieder ganz still geworden: jedenfalls ließe sich von der Leitung und Mitwirkung hervorragender Künstler des Burgtheaters Bedeutendes erwarten.

Wie sich auch die Verwirklichung und der Erfolg aller dieser Unternehmungen gestalten mögen: daß sie angeregt werden und die Presse in ausgiebiger Weise beschäftigen, gehört jedenfalls zur signatura temporis. Die Reformbedürftigkeit unserer Bühnenzustände prägt sich in diesen Bestrebungen aus. Gewiß, auch die höchste Kunst ist volksthümlich und niemals hat die Tragödie das Wort ausgesprochen: „Odi profanum vulgus et arceo"; aber es gibt erkünstelte Trauerspiele, problematische Stücke jeder Art, die sich in der breiten Mittelregion zwischen der Höhe und Tiefe bewegen — und diesen dramatischen Räthselwesen wird jedenfalls die Volksbühne verschlossen bleiben.

---

## Politische Revue.

20. Mai 1887.

Die Verhandlungen in beiden in Berlin tagenden Körperschaften, dem Deutschen Reichstage und dem preußischen Landtage, nahmen in den letzten Wochen ein hervorragendes Interesse in Anspruch. Die veränderte Physiognomie des Reichstages zeigt sich nicht blos bei den Abstimmungen, die meistens zu Gunsten der Regierungsvorlagen ausfallen; sie zeigt sich auch bei den Berathungen, die in der Regel glatt verlaufen, in der Mäßigung, welche die Redner der Opposition sich auferlegen. Es herrscht im ganzen ein gedämpfter Ton in der Debatte.

Am meisten trat dies bei den Berathungen über den militärischen Nachtragsetat hervor, dessen Bewilligung oder Ablehnung von einer weit tiefer greifenden Bedeutung war als die das Septennat betreffenden Beschlüsse. Dieser Nachtrags-

Digitized by Google

etat hatte die überraschende Höhe von 333 Mill. Mark, von denen nur 22 Mill. auf die dauernden Ausgaben kommen, welche durch die beschlossene Erhöhung des Friedensstandes der Armee verursacht wurden. Die verhältnißmäßig große Zahl von 211 Mill. soll auf Festungs-, Eisenbahn- und Kasernenbauten verwandt werden.

In der ersten Berathung am 15. April erklärte der Kriegsminister selbst, daß der Nachtragsetat wegen seiner Höhe allgemeine Ueberraschung hervorgerufen haben dürfte. Er protestirte aber dagegen, daß diese Höhe durch die von der Mehrheit des Reichstags beschlossene Heeresverstärkung hervorgerufen worden sei: die Summe, welche durch die letztere unmittelbar erwachsen, halte sich unter dem Anschlag, der bei Vorlage des Gesetzes gemacht worden; der gegenwärtige Etat werde das Reich in Zukunft um 141¼ Mill. Mark für Heereszwecke belasten. Die Summe sei sehr hoch, aber sie wurde von den verbündeten Regierungen für nothwendig gehalten, namentlich was Eisenbahn- und Festungsbauten und die gesteigerte Schlagfertigkeit des Heeres betrifft, da die gegenwärtige Zeit nicht danach angethan sei, derartige Ausgaben zurückzustellen, wenn wir sehen, daß wiederum überall mehr oder weniger in allen Staaten jetzt derartige größere Aufwendungen gemacht werden. Abgeordneter von Bennigsen beantragte, daß der Etat der Budgetcommission zu genauer Prüfung überwiesen werde. Mit Bezug auf die Deckungsfrage erkundigte er sich nach der Zuckersteuer, die nicht zurückgestellt werden dürfe, worauf er vom Bundesrathstische eine befriedigende Antwort erhielt. Die Deutschfreisinnigen Rickert und Richter drückten ihre Verwunderung darüber aus, daß bei den frühern Verhandlungen von diesen hohen Forderungen der Kriegsverwaltung kein Wort gesprochen worden sei. Rickert nannte die Vorlage wenig motivirt und meinte, daß auf irgendeinem Gebiete Compensationen geschaffen werden müßten; Deutschland sei ohne Erschütterung seiner finanziellen Verhältnisse nicht im Stande, solchen großen Anforderungen zu genügen. Der Kriegsminister erklärte, damals sei die Vorlage noch nicht fertig gewesen. Was Compensationen betrifft, so sei eine Verkürzung der Dienstzeit der Infanterie nicht möglich; die Schwierigkeiten für die letztere hätten sich verdreifacht. Richter meinte, wir kämen jetzt mit unsern Ausgaben Frankreich und Rußland sehr nahe, wenn wir sie nicht überholt hätten. Für strategische Eisenbahnen hätte Preußen Hunderte von Millionen ausgegeben, ohne eine Entschädigung oder einen Zuschuß zu erhalten. Die Socialdemokraten protestirten gegen den Etat. Da dieselben indeß nicht in der Budgetcommission sitzen, so ging dort die Vorlage, nachdem der Kriegsminister die nöthigen vertraulichen Aufschlüsse gegeben, einstimmig durch.

Es war begreiflich, daß von den Hauptrednern die Steuerfrage mit in die Debatte gezogen wurde; auch ließ die Berathung über die Besteuerung des Branntweins nicht lange auf sich warten. Die erste Lesung fand am 10. Mai statt. Die Reichsregierung sah, wie der Finanzminister von Scholz sagte, ein, daß eine Verständigung mit dem Reichstage nur zu gewinnen sein dürfte, wenn neben der beizubehaltenden und in Einzeltheilen zu reformirenden Maischraum- und Branntweinmaterialsteuer eine schon beim Uebergang des Branntweins in den freien Verkehr zu erhebende Verbrauchsabgabe eingeführt würde. Diese ist jetzt für den weitaus größten Theil des Consums auf 50 Pf. für den Liter reinen Alkohols, bei dem übrigen auf 70 Pf. berechnet und würde etwa 100 Mill. Mark ergeben.

Die Debatte machte den Eindruck, daß es wol zu einer Verständigung über die Gesetzesvorlage kommen werde: alle Parteien, mit Ausnahme der Socialdemokraten, erklärten dieselbe für discutabel. Ein wichtiges Moment war der Eintritt der süddeutschen Staaten in die Branntweinsteuergemeinschaft, da darin ein Verzicht auf ihre Finanzhoheit liegt. Finanzminister von Scholz hob hervor, daß es bei den Berathungen im Bundesrathe die wichtigste Frage gewesen sei, ob die

Digitized by Google

Vortheile des Entwurfs für den Brenner groß genug seien, um den Anschluß der süddeutschen Staaten zu ermöglichen. Die Schonung der von der Steuerlast betroffenen landwirthschaftlichen Betriebe würde denselben erleichtern, ebenso die nach bewährtem bairischen Muster durchgeführte Besteuerung der Maischbottichsteuer. Der bairische Finanzminister von Riedel erklärte, die Wirkung der Vorlage auf Baiern werde eine bedeutende sein: er selbst sei noch nicht ermächtigt, den Anschluß Baierns zu erklären, da vorher der Landtag gehört werden müsse. Den Schutz für die Landwirthschaft erklärte er für durchaus nothwendig; sonst würden wenige Reiche, aber immer mehr oder minder Arme ruinirt werden. Den Motiven der verbündeten Regierungen habe die ungesetzliche Begünstigung einzelner Volksklassen fern gelegen. Der würtembergische Finanzminister von Schmid besprach die Verhältnisse des Branntweingewerbes in Würtemberg: er bestritt, daß dem Süden ohne weiteres ein Geschenk gemacht werde: doch werde derselbe gern, wo es die Wohlfahrt und Sicherheit des Reiches gelte, seine Finanzhoheit opfern. Der freiconservative Abgeordnete Gamp polemisirte gegen die Steuerpolitik der Deutschfreisinnigen und erklärte sich für die Vorlage, die ihm als eine Grundlage zur Verständigung erscheine und auch als ein Weg zur Beschränkung der Trunksucht und Anbahnung einer größern wirthschaftlichen Einheit. Nicht die Brennereibesitzer, sondern die Schenkwirthe, die 2—300 Proc. gewinnen, hätten den Hauptgewinn aus dem Branntwein. Der Centrumsabgeordnete Spahn erklärte, die Steuerkraft des Volkes habe ihre Grenzen, auch dürfe der berechtigte Branntweingenuß der norddeutschen Bevölkerung nicht übermäßig beschränkt werden. Das Centrum wolle indeß zur Deckung der durch die Militärvorlage nothwendig gewordenen Mehrausgabe durch Annahme der Vorlage beisteuern. Nur würden in derselben die landwirthschaftlichen Brennereien gegenüber den gewerblichen zu sehr begünstigt. Aehnlich sprach sich der nationalliberale Abgeordnete Oechelhäuser aus, der im übrigen warm für die Vorlage plaidirte. Besonders in der dreijährigen Revision sieht er ein nothwendiges Correctiv. Der deutschfreisinnige Abgeordnete Witte verlangt Beseitigung der Maischraumsteuer durch die Fabrikatsteuer.

Der zweite Tag der Berathung, der 11. Mai, brachte eine lebhaftere Debatte. Der Abgeordnete Richter revidirte die Rechnungen der Regierung und fand eine „doppelte Buchung", indem in dem preußischen Deficit von 40 Mill. Mark 30 Mill. enthalten wären, welche durch die Erhöhung der Matricularbeiträge entstanden seien; ferner rechnete er heraus, daß Norddeutschland den Süddeutschen durch die Branntweinsteuergemeinschaft ein Geschenk von 26 Mill. mache, mehr als das Drittel dessen, was Süddeutschland zu den militärischen Ausgaben des Reiches beisteuere; auf diese Weise schaffe man eine Quelle nationaler Zwistigkeiten, denn von der Biersteuergemeinschaft, welche diese Ungerechtigkeit ausgleichen könne, wollten die süddeutschen Finanzminister nichts wissen. Dies bestritt Minister von Scholz in seiner Erwiderung: man sei auf dem besten Wege, sich bezüglich des Bieres den in Baiern bestehenden thatsächlichen Verhältnissen zu nähern. Das preußische Deficit falle durchaus nicht zu zwei Dritteln mit dem Reichsdeficit zusammen; im Reiche ständen wir vor einer Mehrausgabe von etwa 43 Mill. über den jetzigen Etat. Die Vortheile des Gesetzes würden keineswegs blos den großen, sondern auch den mittlern und kleinern Brennereibesitzern zugute kommen. Auch handle es sich nicht um eine Entschädigung derselben, sondern darum, die Landwirthschaft vor dem Untergange zu schützen. Richter hatte auch erklärt, das Gesetz bilde möglicherweise den Uebergang zum Monopol. Darauf erklärte der Minister, er verstehe nicht, wie man dies von einem Gesetz sagen könne, welches die Production in völliger Uneingeschränktheit lassen will, welches eine Steuerabstufung herstellt, welches den Consum nicht unter die Leitung der Regierung bringt.

Ein noch schärferer Gegner erwuchs den Richter'schen Behauptungen in dem Abgeordneten Miquel, der jedes tiefere Eingehen auf die eigentliche Bedeutung



Digitized by Google

des Gesetzes vermißte und in ihnen nur eine leichtfertige Kritik, eine misgünstige Beurtheilung erblickte. Es sei nicht leicht, einen Ausgleich zu finden zwischen den verschiedenen Interessen von Nord und Süd in Deutschland; man müsse die historische Entwickelung berücksichtigen; Zugeständnisse an den Süden seien unvermeidlich; der Zollverein habe ihm große Bevorzugung eingeräumt; dennoch sei er für alle Theile vom größten Segen gewesen. Wer Ausgaben bewillige, müsse auch für Einnahmen Sorge tragen. So etwas komme wol in Stadtverordnetenversammlungen vor, daß sie sich schwierig zeigten, neue Einnahmequellen für nothwendige Ausgaben zu erschließen; in der Vertretung der deutschen Nation dürfe das nicht vorkommen. Speciell wendet sich Miquel gegen die Behauptung Richter's, daß der Branntweinconsum nicht geringer werden würde bei Vertheuerung des Branntweins, indem die Branntweintrinker dann lieber auf andere Nahrungsmittel verzichten werden. An der Hand statistischer Thatsachen unternimmt Miquel den Nachweis, daß z. B. in Elsaß-Lothringen das Gegentheil der Fall sei, der Branntweingenuß im Verhältniß zur Besteuerung ab- und zunahm. Auch Miquel verwirft die Besteuerung nothwendiger Lebensbedürfnisse, doch stellt er entschieden in Abrede, daß der Branntwein dazu gehöre. Die Vorlage ward einer Commission überwiesen.

Die diesmalige Session des preußischen Landtages hat eine große Zahl wichtiger provinzieller Angelegenheiten erledigt, ihr Schwerpunkt ruht aber in der Beendigung des Culturkampfes, mindestens in seiner schroffen, das letzte Jahrzehnt beherrschenden Gestalt; es ist ein modus vivendi zwischen Staat und Kirche hergestellt, ein Zustand, der durch das päpstliche tolerari potest gebilligt wird. Die Verhandlungen am 21. und 22. April beleuchteten noch einmal die Stellung der Parteien zur kirchenpolitischen Vorlage, endeten aber mit dem Siege des Friedenswerkes. Abgeordneter Gneist erklärte im Namen seiner Partei, daß sie sich mit den an die Curie gemachten Concessionen nicht einverstanden erklären können, der Staat müsse Einfluß auf die Vorbildung der Geistlichen behalten und Antheil an der Besetzung geistlicher Aemter haben; er beantragte eine commissarische Berathung der Vorlage. Darauf verlas Abgeordneter Windthorst eine kurze Erklärung seiner Partei: das Centrum werde, den Hoffnungen des Heiligen Stuhles sich anschließend, der Aufforderung desselben Folge leisten; sollte wider Erwarten die Vorlage in irgendeinem Punkte zu Ungunsten der katholischen Kirche abgeändert werden, so werde das Centrum gegen die Vorlage im ganzen stimmen. Abgeordneter Richter protestirt gegen das Einspruchsrecht, das jetzt nicht mehr wie früher ein Bestandtheil der kirchenpolitischen Gesetzgebung, sondern ein staatliches Bestätigungsrecht ist, welches dazu beitragen würde, Servilismus und Streberthum in die Kreise der Geistlichen zu tragen. Sei doch die ganze Geschichte des Septennats nur der Versuch, die kirchliche Autorität nutzbar zu machen für politische Interessen weltlicher Natur: er verurtheilt den Versuch des Papstes, eines Ausländers, sich in deutsche Angelegenheiten zu mischen. Alle freiheitlichen Parteien hätten ein Interesse, sich den Bestrebungen zur Beseitigung des Einspruchsrechtes anzuschließen; eine religiöse Freiheit könne nicht bestehen, ohne ein gewisses Maß politischer Freiheit. Abgeordneter Richter, der Rufer im Streit, hatte seinen gewaltigen Gegner nicht vergeblich herausgefordert. Fürst Bismarck ergriff das Wort, um eine seiner entscheidenden Glanzreden zu halten, auf welche man stets, wenn die vorliegenden Fragen zu einer Krisis drängen, rechnen kann. Allerdings hatte diese Rede eine unverhältnißmäßig lange Einleitung, welche der Polemik gegen den Abgeordneten Richter gewidmet war, trotz ihrer sarkastischen Haltung aber auch Schlaglichter auf die eigentliche kirchenpolitische Frage fallen ließ. Er warf dem Abgeordneten Richter vor, daß er nur das Mundstück für Aeußerungen sei, welche

Digitized by Google

die Centrumsabgeordneten, die ihm Bravo zurufen, selbst nicht hätten in den Mund nehmen wollen, gegenüber dem Papste und seinen öffentlichen Kundgebungen. Daß nur politische Rechte das Einspruchsrecht der Regierungen motiviren, sei doch selbstverständlich: das Papstthum sei eine nicht blos ausländische, auch eine nicht blos weltallgemeine, sondern deshalb auch eine deutsche Institution für die deutschen Katholiken.

Nach seiner Polemik gegen Richter wandte sich der Reichskanzler an die Freunde der Regierung im Hause mit der Warnung, die jetzige Vorlage durch ihr Verhalten nicht zu Fall zu bringen. Es seien darin den katholischen Mitbürgern diejenigen Concessionen gemacht, die sich ohne Schaden für den Staat machen ließen. Käme diese Vorlage zu Fall, so würde die Frucht einer langjährigen und mühsamen Arbeit der Regierung zerstört, die in diesem jetzt mit der Curie geschlossenen Compromiß ihre Krönung gefunden hat. Die Regierung könne weder doctrinäre noch confessionelle Motive ihrer Haltung unterlegen, sondern nur politische. Man möge ihn einen Opportunisten nennen: das sei ein Mann, der die günstigste Gelegenheit benutzt, um das durchzuführen, was er für nützlich und zweckmäßig hält. Sollten die nationalen Parteien gegen die Vorlage stimmen, so würde es ihm unmöglich sein, an einem Staatswesen, das ihm solche Erfahrungen biete, noch länger mitzuwirken. Seine persönliche Ehre sei dabei engagirt: er habe die innern Streitigkeiten abthun wollen, die für uns entbehrlich sind, um schwerern Prüfungen in auswärtigen Kämpfen gewachsen zu sein.

Nach der Rede des Reichskanzlers, die einen tiefen Eindruck machte, sprach noch Graf Schwerin für die Deutschconservativen, worauf Virchow die Opportunitätspolitik Bismarck's als eine inconsequente hinstellte und fragte, warum denn überhaupt Concessionen gemacht würden. „Um einen dauernden Conflict zu vermeiden", lautete des Reichskanzlers Antwort.

Am 22. April sprach sich der Nationalliberale von Eynern gegen die Vorlage aus. Was an diesem Tage die conservativen und klerikalen Redner sagten: das drehte sich nur zum Theil um die kirchenpolitische Vorlage, fast mehr um den Kleist-Hammerstein'schen Antrag zu Gunsten der größern Selbständigkeit der evangelischen Kirche. Fürst Bismarck hatte denselben schon am 21. gestreift und den großen Unterschied zwischen der evangelischen und katholischen Kirche hervorgehoben. Die ganze Verfassung der protestantischen Kirche beruhe ursprünglich auf der Gemeinde. Dieser könne dadurch nicht geholfen werden, daß man das Gewicht der Gemeinde vermindert und das der Geistlichkeit verstärkt, ebenso wenig dadurch, daß innerhalb der Geistlichkeit und der kirchlichen Obrigkeiten der Schwerpunkt verschoben wird: nur durch reichliche bessere Dotation und Ausstattung, nicht durch einen Eingriff in die Verfassung. Freiherr von Hammerstein sprach am 22. eifrig pro domo: das Ansehen der evangelischen Kirche leide darunter, wenn die katholische und der Papst auf eine Höhe gehoben werden, die sie nie innehatten. Aehnlich sprach sich sogar der Centrumsabgeordnete Bruel mit heftigen Ausfällen auf die Politik des Fürsten Bismarck aus. Dieser antwortete beiden Rednern mit schlagender Polemik. Bei der zweiten Lesung am 25. April knüpfte sich eine lebhaftere Debatte nur an den fünften Artikel, die Zulassung der Orden: die Ueberlieferung der Schulen an dieselben gab besonders Virchow Anlaß zu einem Protest. Doch auch dieser Artikel wird mit einer Mehrheit von 230 gegen 117 Stimmen angenommen. Dagegen stimmen geschlossen die Nationalliberalen, dafür geschlossen das Centrum; die übrigen Parteien sind getheilt.

Von den übrigen Verhandlungen des Abgeordnetenhauses erweckten diejenigen über die Theilung von Kreisen in Posen und Westpreußen (14. Mai), bei denen die Polenfrage wieder den üblichen Staub aufwirbelte, wie diejenigen, welche auf den Antrag Althaus für Reform des directen Steuerwesens Bezug hatten (12. Mai), das meiste Interesse. Der Antrag verlangte, die bestehende Klassen- und klassi-



Digitized by Google

ficirte Einkommensteuer nach den Grundsätzen einer gleichmäßigen und gerechten Besteuerung zu gestalten, eine Kapitalrentensteuer einzuführen, die Gewerbesteuer mit Bezug auf den Rückgang des Kleingewerbes zu reformiren. Der Antrag wurde durch eine motivirte Tagesordnung beseitigt, in welcher die Erwartung ausgesprochen wurde, die Staatsregierung werde mit entsprechenden Vorlagen vorgehen. Die preußischen Landtagssitzungen wurden am 14. Mai geschlossen.

Die Geschichte der deutsch-französischen Verstimmungen ist um eine Episode reicher geworden, die viel Staub aufgewirbelt hat. Es ist das der Fall Schnäbele, die Verhaftung und Freilassung eines französischen Polizeibeamten, der die lothringisch-deutsche Grenze überschritten hatte. Ob diese Verhaftung auf französischem oder deutschem Boden stattgefunden, darüber fanden die genauesten Untersuchungen statt, die allerdings zu widersprechenden Resultaten führten. Die französischen Zeugen, zwei in den Weinbergen arbeitende Winzer, behaupteten das erstere: als gute Patrioten wurden sie für ihre Zeugenschaft bei einem so welterschütternden Ereigniß damit belohnt, daß die illustrirten pariser Blätter ihr Bildniß brachten. Von deutscher Seite wurde die Verhaftung auf deutschem Boden festgestellt. Die pariser Blätter der Radicalen und Intransigenten sahen in diesem Vorgang eine Bismarck'sche Provocation und schütteten das Füllhorn ihres Zorns über den Reichskanzler aus: die officiösen und gemäßigten Blätter wahrten eine ruhige Haltung, da sie ja constatiren konnten, daß der Fall zum Gegenstand einer diplomatischen Verhandlung geworden, die in eingehender Weise zwischen den beiden Staaten geführt wurde.

Schnäbele ist einer der Agitatoren, welche mit den Unzufriedenen in Elsaß-Lothringen in engstem Zusammenhang stehen. Bei den Untersuchungen wegen Landesverraths, welche vom Reichsgericht geführt werden, ist sein Name überall zu finden; nach seiner Verhaftung sollte er ebenfalls vor das Reichsgericht gestellt werden, er würde dann schwerlich leichten Kaufs davongekommen sein. Obschon die Verhaftung auf deutschem Boden eine Thatsache ist, obschon sie auf gerichtlichen Beschluß hin vollzogen wurde, weil Schnäbele der Spionage und des Landesverraths mehr als verdächtig ist: so konnte doch die Behauptung der pariser Blätter, Schnäbele sei in eine Falle gelockt worden, nicht gerade widerlegt werden. Zwar der deutsche Polizeicommissar Gautsch selbst hat, wie er mehrfach versicherte, ihn nicht hinterlistig herbeigelockt, sondern sich wegen eines umgeworfenen Grenzpfahls mit ihm in amtlicher Unterredung verständigen wollen: aber die Geheimpolizei hat davon Wind bekommen und ohne Wissen von Gautsch Schnäbele verhaftet, auf Grund des richterlichen Befehls, welcher sie dazu autorisirte, sobald dieser den deutschen Boden betreten. Immerhin konnten die Vorgänge von Pagny, die am 20. April stattfanden, den Grund zu einer deutsch-französischen Verstimmung schlimmster Art geben, und mit Freuden begrüßten die Friedensfreunde diesseit und jenseit des Rheins das Schreiben des deutschen Auswärtigen Amtes an den französischen Botschafter in Berlin vom 28. April, durch welches der letztere die Mittheilung empfing, daß die Freilassung Schnäbele's angeordnet worden sei.

Das Schreiben stellt indeß ausdrücklich fest, daß die Verhaftung auf deutschem Boden stattgefunden, innerhalb der deutschen und ohne Verletzung französischer Hoheitsrechte, ebenso, daß die Schuld Schnäbele's eine von ihm selbst eingestandene sei, sowie durch eigene Briefe desselben bewiesen werden könne. Die Verurtheilung durch das Reichsgericht würde nicht zweifelhaft gewesen und würde um so strenger ausgefallen sein, als Schnäbele bei seiner strafbaren Thätigkeit das Ansehen misbraucht habe, welches ihm seine Stellung in dem Grenzverkehr beider Länder verlieh, die daher ein besonderes Maß von gegenseitigem Vertrauen voraussetze: er habe aber diese Stellung und dies Vertrauen misbraucht, um deutsche Reichsangehörige für Geld zu verbrecherischen Verhandlungen gegen

Digitized by Google

ihr Vaterland zu verleiten. Für die Freilassung Schnäbele's sei aber trotzdem die völkerrechtliche Auffassung maßgebend gewesen, „daß Grenzüberschreitungen, welche auf Grund dienstlicher Verabredungen zwischen Beamten benachbarter Staaten erfolgen, jederzeit als unter der stillschweigenden Zusicherung freien Geleites stehend angesehen werden können". Das Auswärtige Amt hat hiermit in geeigneter Weise den entscheidenden Punkt getroffen, welcher auch in Deutschland bei Unbefangenen ins Gewicht fiel.

In Frankreich war natürlich großer Jubel über Schnäbele's Freilassung: man schrieb sie der energischen Haltung der Regierung zu, und die Popularität des Ministers Flourens begann zu steigen. Eine Anerkennung der deutschen Loyalität in den französischen Blättern durfte man freilich nicht erwarten. Alle Demonstrationen und Subscriptionen zu Gunsten Schnäbele's, z. B. zur Anschaffung eines mit Brillanten besetzten Kreuzes der Ehrenlegion, wurden von dem Ministerium untersagt: immerhin stand Schnäbele, trotz seiner Freilassung, noch unter Anklage des Landesverraths gegen eine befreundete Regierung, und in dem Schreiben des Auswärtigen Amtes war ausdrücklich gesagt, daß er, wenn er sich von neuem auf deutschem Gebiete betreffen ließe, ohne durch amtliche Verabredung gedeckt zu sein, verhaftet und zu gerichtlicher Verantwortung gezogen werden würde. Schnäbele wurde zunächst aus den deutsch-französischen Grenzdistricten versetzt und seine Pensionirung nach Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze in Aussicht genommen. An die Grenzcommissare ist der Befehl ergangen, sich aller Umtriebe in Elsaß-Lothringen zu enthalten.

Der Fall Schnäbele war noch nicht von der Tagesordnung verschwunden, als die „Lohengrin"-Aufführung in Paris neuen Lärm verursachte. Während das Publikum im Theater sich für die Schöpfung Wagner's, besonders für den ersten und dritten Act der Oper begeisterte, fanden vor dem Theatergebäude Straßenunruhen statt, welche zu Verhaftungen führten. Das Ministerium, für die nächsten Tage ein Anwachsen der Bewegung fürchtend, verbot die weitern Aufführungen der Wagner'schen Oper, gewiß in der besten Absicht, jede Störung freundlicher Beziehungen zu vermeiden, aber nicht ohne von einem großen Theil der Presse mit dem Vorwurfe bedacht zu werden, daß es dem Janhagel der Straße auf Kosten des künstlerischen Interesses der Gebildeten an Schwäche grenzende Zugeständnisse mache. Jedenfalls hat Wagner's Tonmuse durch die von Herrn Lamoureux veranstaltete erfolgreiche Aufführung des „Lohengrin" eine Revanche erhalten für das Fiasco, welches die Pariser seinerzeit dem „Tanhäuser" bereitet haben.

Im ganzen ist die Haltung der französischen Presse jetzt gemäßigter als früher, und auch Organe der Intransigenten blasen die Friedensschalmei: die Hoffnung auf eine Allianz mit Rußland ist immer mehr im Verschwinden, und auch die Vorgänge in Deutschland, die Vermehrung der Armeestärke, die der Regierung günstigen Reichstagswahlen, der Friede auf dem Gebiete des Culturkampfes, vor allem die Huldigungen, welche dem Deutschen Kaiser an seinem Ehrentage von allen Seiten, auch von Rußland, zutheil geworden sind, haben die Bestrebungen der Patriotenliga in den Hintergrund gedrängt und auch dem kriegerischen Auftreten Boulanger's einen Dämpfer aufgesetzt. Daß Deroulède den jetzigen Zeitpunkt wählte, um von jener Liga, als deren Führer er betrachtet werden muß, zurückzutreten, ist bezeichnend genug.

Gleichwol ist noch ein Symptom zu verzeichnen, welches nicht zu Gunsten des Friedens ausgelegt werden kann: es ist die für den October bestimmte versuchsweise Mobilmachung eines französischen Armeecorps im Süden oder Westen, welche Boulanger schon längst beabsichtigt und für welche er jetzt die Zustimmung Grévy's erhalten hat. Der Versuch, die neue Organisation einmal auf eine thatsächliche Prüfung zu stellen, ist seitens des Kriegsministeriums begreiflich. Bedenken erregt nur, daß dies Armeecorps erst kurz vorher bestimmt werden soll,

Digitized by Google

daß also die Commandanten aller Armeecorps die nöthigen Vorbereitungen treffen müssen, um nicht von dem Mobilisirungsbefehl überrascht zu werden. Dadurch aber wird die ganze Armee in eine kriegerische Unruhe versetzt. Von deutscher Seite wird wahrscheinlich ebenfalls die Mobilisirung eines Armeecorps stattfinden.

Der Ministerpräsident Goblet hat in Havre am 9. Mai eine Friedensrede gehalten. Frankreich wolle nur den Frieden, es sei damit beschäftigt, die jetzige Staatsordnung endgültig zu begründen: gleichwol werde es nie seine Rechte und seine Ehre opfern. „Weit entfernt, irgendein Volk zu bedrohen, ist Frankreich stets bereit, mit Freuden jede Freundschaft anzunehmen.“ Im Innern sieht Goblet die große Schwierigkeit in den Spaltungen der Republikaner: die einen wollen radicale Umgestaltungen, obschon die Regierung, welche sie dazu aufforderte, nie eine Mehrheit für dieselben finden würde; die andern fürchten eine zu rasche Umwälzung. Die Gefahr für das Verlegenheitsministerium Goblet, welches sich bisher mit einigem Glück behauptet hatte, lag in der Finanzfrage, für deren Lösung die Regierung keinen andern Ausgang wußte als eine Anleihe von 1 bis 2 Milliarden und eine Erhöhung der Steuern. Die Minister haben 25 Mill. Ersparnisse in Aussicht gestellt, bisher aber blos die Hälfte gemacht, und zwar fällt der Löwenantheil derselben dem Kriegsministerium zu, welches über 9 Mill. erspart hat. Der Budgetausschuß der wiedereröffneten Kammer findet diese Ersparnisse zu geringfügig: mit 25 gegen 5 Stimmen hat er annehmbarere Vorschläge verlangt: gegen eine neue Anleihe und erhöhte Steuern hat sich auch die Rechte in ihrer letzten Parteiversammlung ausgesprochen, während die äußerste Linke in ihren Organen eine durchgreifende Reform des Staatshaushaltes verlangt. Die Thatsache, daß das Militärbudget so kolossale Summen verschlingt, wird von allen Parteien ignorirt: einen bestimmten Weg der Reform und Reorganisation hat bisjetzt keine anzugeben gewußt. Trotzdem trat das Ministerium am 17. Mai zurück, nachdem die Kammer eine motivirte Tagesordnung, die eine Art von Vertrauensvotum enthielt, abgelehnt hatte.

Daß zwischen Rußland und Frankreich keine förmliche Allianz zu Stande gekommen, trotz der wiederholten entgegengesetzten Behauptung der „Patrie“, erscheint uns zweifellos. Anders verhält es sich mit der voraussichtlichen Haltung Rußlands bei einem neuen Deutsch-Französischen Kriege. Für diesen Fall dürfte Rußland schwerlich, wie während des letzten Krieges, Gewehr bei Fuß verharren und beitragen helfen zu einer neuen Vermehrung der deutschen Macht. So sprechen wenigstens die Organe, welche die Richtung Katkow's vertreten, indem sie nach wie vor dem Fürsten Bismarck die Schuld an der Vereitelung des Friedens von San-Stefano zuschieben sowie an der Festsetzung Oesterreichs in Bosnien und der Herzegowina. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat diese Katkow'schen Behauptungen, in denen der russische Deutschenhaß neue Nahrung findet, durch Mittheilung der betreffenden Actenstücke widerlegt, wird aber damit den Schreiern an der Moskwa und der Newa schwerlich den Mund stopfen. Wenn auch die Erfindungen des Deutschenhasses zu den Mythen gehören — dieser Haß selbst, der alle Kreise des russischen Volkes durchdringt, ist eine unleugbare Thatsache. Und schwerlich würde selbst der Kaiser, der im Grunde seines Herzens dem Moskowiterthum Katkow's zugeneigt ist, dem Ansturm der öffentlichen Meinung Stand halten können, wenn Deutschland und Frankreich abermals aneinandergeriethen. Immer von neuem wird von Petersburg aus geschrieben, daß die Stellung des Ministers Giers erschüttert sei. Wie feindlich aber die Regierung dem Deutschthum gegenübersteht: das beweist der neueste Ukas des Kaisers Alexander II., demzufolge vom 1. Aug. ab in allen Gymnasien und Realschulen der baltischen Provinzen die russische Sprache als Unterrichtssprache eingeführt werden soll. Damit ist auch der Universität Dorpat der Boden fort-

Digitized by Google

gezogen, in dem sie wurzelt; und der ergänzende Ukas, der die deutsche Universität der Ostseeprovinzen vernichtet, wird nicht lange auf sich warten lassen. Von einem härtern Schlage ist bisher das vielfach geknebelte und unterdrückte Deutschthum in Rußland nicht getroffen worden. Von Berlin aus steht keinerlei Protest hiergegen zu erwarten. Die deutsche Politik schützt die Interessen der Reichsangehörigen in allen Zonen, aber sie kümmert sich principiell nicht um die Deutschen in andern Staaten und vermeidet jeden Eingriff in die Hoheitsrechte der befreundeten Souveräne.

Bulgarien gegenüber beobachtet Rußland nach wie vor eine gleichgültige Haltung, indem es in keiner Weise seine Karten offen auf den Tisch legt. Absichtlich enthält es sich jeden Vorschlags einer Throncandidatur, um den bulgarischen Regenten ihre Stellung zu erschweren. Von diesen ist jetzt die Einberufung der Großen Sobranje in Aussicht genommen, welche keine Thronbesetzung, da alle Deputationen und Abgesandte unverrichteter Sache nach Sofia zurückgekehrt sind, und da es von allen Throncandidaten, den Herzog Ferdinand von Koburg, den Prinzen von Leuchtenberg und den andern wieder ganz still geworden ist, sondern wol nur eine Verlängerung der Vollmachten der Regentschaft wird beschließen können. General Kaulbars, der in Dresden sich von mehrern in Deutschland lebenden jungen Russen interviewen ließ, spricht den bulgarischen Regenten jede Fähigkeit ab, das Land zu regieren. Im übrigen erklärt er sich für einen der bestverleumdeten Männer Europas. Gegen den Fürsten Alexander habe sich Rußland nicht deshalb erklärt, weil er die russische Autorität in Bulgarien nicht gehörig respectirt habe, sondern weil er die Absicht gehabt, unter Verletzung der Berliner Abmachungen sich zum Herrscher eines großen vereinigten Staates emporzuschwingen, der die ganze Balkanhalbinsel umfassen sollte. Der Fürst habe übrigens seine kühnen Pläne durchaus nicht aufgegeben und werde gelegentlich wieder unter seinen Getreuen in Sofia auftauchen und sein gefährliches Spiel aufs neue beginnen. Dann werde aber Rußland mit den actenmäßigen Beweisstücken für die usurpatorischen Gelüste des Battenbergers hervortreten.

Diese Enthüllungen zeigen wenigstens, wie man in Petersburg über die bulgarische Frage denkt. Kaulbars hat bekanntlich das Ohr seines Monarchen und verhandelt direct mit ihm, wobei der Premierminister oft ganz beiseitegelassen wird. Gleichwol sind die Mittheilungen mit großer Vorsicht aufzunehmen: ein Großbulgarien würde ja alsbald in einem Großserbien, wie es die Serben planen, eine Nebenbuhlerschaft finden, die seiner siegreichen Ausbreitung auf der Halbinsel und seinem Streben, einen dieselbe beherrschenden Großstaat zu gründen, die größten Hindernisse in den Weg legen müßte. Im Augenblick freilich befindet sich Serbien in einer kritischen Lage. Man spricht von Zerwürfnissen zwischen dem Könige und der Königin, die eine politische Tragweite haben sollen; ebenso von Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Könige und einzelnen Ministern: jedenfalls ist die Frage wieder acut geworden, ob Serbiens auswärtige Politik nach Oesterreich oder nach Rußland hin gravitiren soll. Das jetzige fortschrittliche Ministerium hat stets die guten Beziehungen mit Oesterreich aufrecht erhalten; aber es sind den Serben daraus wirthschaftliche Nachtheile erwachsen, indem die Ungarn in jeder Weise den Erzeugnissen Serbiens den Zutritt auf den österreichischen Markt zu erschweren suchten, sowol durch Controlmaßregeln an der Grenze wie durch die sonstige ungünstige Tarifpolitik. Vor allem aber ist die Finanzlage Serbiens eine höchst bedrängte; die Kassen sind leer, die Steuern können nicht vermehrt werden; und doch bedarf man des Geldes für die Zinszahlung und die Rüstung des Heeres. Die Regierung wird sich genöthigt sehen, eine Radicalcur vorzunehmen, die Staatsschulden, wie der Kunstausdruck lautet, zu „vereinheitlichen" und den Zinsfuß zu reduciren, wobei allerdings die serbischen Staatsgläubiger das Zusehen hätten und ihr Geld verlieren. Die Misstimmung

Digitized by Google

im Lande ist groß: die im vorigen Jahre gewählte Skupschtina ist nur durch die vom König ernannten Mitglieder und durch die Verhaftung und Einkerkerung zahlreicher Mitglieder der Opposition ein ohne bedenkliche Reibungen functionirendes Rad der Staatsmaschinerie geworden. Unter diesen Umständen ist eine Ministerkrisis kaum zu vermeiden: bei einer solchen könnte nur Rustitsch wieder ans Ruder kommen. Wie es scheint, hat man in Oesterreich die Bedenken gegen ihn fallen lassen, besonders wenn er verspricht, die Verträge zu halten und gegen eine Russificirung Serbiens anzukämpfen. Sollte Rustitsch aber auch selbst diese gemäßigte Haltung behaupten und Rußland gegenüber nur ein verletzendes Auftreten vermeiden wollen, so ist doch die Frage, ob seine eigene Partei ihn nicht weiter drängen wird, als er selbst zu gehen wünscht, um so mehr, als mit seinem Namen von früher her die russische Politik Serbiens aufs engste verknüpft ist.

Den gefährlichsten Gegner hat Rußland immer in England; die englische Politik hat stets Hülfsquellen genug, um dem Riesenstaate, dessen Uebermacht in Bezug auf Kriegsheer und Kriegsmittel nicht in Frage gestellt werden kann, ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten und ihm den Weg zu erschweren, der zu seinen großen Zielen führt. Ueberall, wo Rußland im Interesse seiner volkswirthschaftlichen Entwickelung und des Absatzes für seine endlosen Binnenländer nach den südlichen Meeren drängt, tritt ihm England gegenüber: in Asien wehrt es ihm den Weg nach Indien und dem Persischen Meere; in Europa sucht es ihm die Meerengen zu versperren, die in das Mittelländische Meer führen. In Asien schiebt es Afghanistan, in Europa die Pforte vor. Sein Schützling in Afghanistan, Abdurrhaman, macht ihm gegenwärtig indeß viel Sorgen; die Macht desselben ist bedroht durch die rebellischen Bergvölker, und während über die Grenzregulirung zwischen London und Petersburg verhandelt wird, rücken die russischen Truppenmassen, deren Beförderung durch die Transkaspibahn jetzt wesentlich erleichtert ist, an die Grenze, um bei irgendeiner innern Krisis im Afghanenlande rasch zur Hand zu sein. Bedenklich erscheinen besonders die Bewegungen der russischen Truppen im Norden von Hindostan, an der Grenze der russischen Provinz Ferghana, auf dem Pamirplateau. Die Engländer lassen aber ihren Schützling ebenso wenig im Stich. Gleichzeitig scheint indeß die englische Politik bei der Pforte jetzt mehr Erfolg als früher zu haben. Sir Drummond Wolff sucht in Bezug auf die ägyptische Frage ein Einverständniß mit der osmanischen Regierung zu erzielen: die Räumung Aegyptens seitens der englischen Truppen ist natürlich ein stehender Posten in der gegenseitigen Abrechnung: da aber der Termin immer im Dämmer der Ferne verschwindet, so muß England wol durch andere Zugeständnisse die Gunst der Pforte sich erworben haben. Thatsache ist wenigstens, daß zwischen Petersburg und Konstantinopel gegenwärtig nicht das beste Einvernehmen herrscht.

In seiner auswärtigen Politik ist England durch seine innere gehemmt, da die Lösung der irischen Frage stets die erhitztesten Parteikämpfe zur Folge hat. Am 18. April hat das Unterhaus das Gesetz, welches die Verhütung der Verbrechen in Irland zum Zweck hat, mit großer Mehrheit angenommen: dagegen stimmten die Anhänger Gladstone's und Parnell's. Die Minorität war unermüdlich in langathmigen Reden, welche die Entscheidung verschleppen sollten; es kam zu lärmenden Scenen. Von Oberst Sanderson wurden die Parnelliten als Genossen der Führer des Geheimbundes hingestellt, als deren Opfer Lord Cavendish und Burke im Phönixpark zu Dublin gefallen. Der Parnellit Healy antwortete in der heftigsten Weise und wurde von den Sitzungen des Hauses ausgeschlossen.

---

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichniß.

Seite

**Am Teufelssee.** Novelle von Emil Taubert. I. . . . . 1
**Segesta, Selinunt und der Mons Eryx.** Von Ferdinand Gregorovius. . . 28
**Die gegenwärtige Stärke und Organisation der französischen Armee.** Von Julius von Wickede. . . . . 50
**Deutsche Literarhistoriker der neuesten Zeit.** Von Rudolf von Gottschall. . 65
**Das elektrische Glühlicht.** Von Professor Franz Joseph Pisko in Wien. . . 92
**Das Erdbeben in Griechenland.** Von Consul V. G. Marshall in Patras. . . . 109
**Die neue Socialgesetzgebung des Deutschen Reiches.** Von H. von Scheel. . . 114

**Chronik der Gegenwart:**

Literarische Revue: Gedichte von Robert Hamerling, Emil Rittershaus, Ernst von Wildenbruch, Alfred Friedmann, Oskar Linke, Ernst Wechsler, Faust Pachler. — Romane von Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Georg Ebers, Paul Lindau, Wilhelm Jensen. — Neue historische Schriften. . . . . 128
Politische Revue: Eröffnung des Deutschen Reichstages; die Militärvorlage. — Sturz des Cabinets Freycinet in Frankreich. — Die bulgarische Deputation. — Aegypten und die irische Frage. . . . . 137

---

**Gustav Freytag.** Ein Dichterporträt von Ernst Ziel. . . . . 145
**Am Teufelssee.** Novelle von Emil Taubert. II. III. (Fortsetzung.) . . . . . 172
**Die Vollendung des deutschen Nordseekriegshafens an der Jade.** Von Major a. D. Victor Kurs. . . . . 191
**Die jüngsten Arbeiterunruhen in den Vereinigten Staaten von Amerika.** Von Rudolf Doehn. I. . . . . 206
**Zur neuern Geschichte der Niederlande.** Von Karl Theodor Wenzelburger. I. 217
**Die Landarmee und die Kriegsflotte Rußlands.** Von Julius von Wickede. . 236
**Die Memoiren und Tagebücher des Henri de Catt.** Von Professor Dr. J. G. Hagmann. . . . . 259

**Chronik der Gegenwart:**

Revue der bildenden Künste: Kunstausstellungen. — Concurrenzen. — Denkmäler. — Restaurationsarbeiten. — Monumentale Malereien. — Panoramen. — Architekturwerke. — Ausgrabungen. — Nekrologe. . . . . 272

Digitized by Google

Seite

Politische Revue: Die Militärfrage im Deutschen Reichstage und die Auflösung desselben. — Eröffnung des preußischen Landtages. — Ministerkrisen in Frankreich und England. — Die Krisis in Dänemark. . . . . 281

---

**General Boulanger.** Von Friedrich Sulzer. . . . . 289
**Am Teufelssee.** Novelle von Emil Taubert. IV. (Schluß.) . . . . . 297
**Ostafrika und die Deutschen.** Von Friedrich von Hellwald. . . . . 320
**Der gegenwärtige Stand der Wallenstein-Frage.** Von Professor Dr. Hans Prutz. 348
**Die Landarmee und die Kriegsflotte Oesterreich-Ungarns.** Von Julius von Wickede. . . . . 377
**Die jüngsten Arbeiterunruhen in den Vereinigten Staaten von Amerika.** Von Rudolf Doehn. II. . . . . 396
**Blicke in die deutsche Criminalstatistik.** Von Ludwig Fuld. . . . . 419

**Chronik der Gegenwart:**

Politische Revue: Die Kämpfe bei den Wahlen zum Deutschen Reichstage und das Wahlresultat. — Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses. — Französische Friedenspolitik. — Verhandlungen über Bulgarien. — Die Niederlage der Italiener bei Massaua. . . . . 425

---

**Friedrich Ferdinand Graf von Beust.** Von Friedrich Schütz. . . . . 433
**Helga-Land.** Skizze aus dem Lande der tausend Seen von Benvenuto Sartorius. . . . . 454
**Die deutschen transatlantischen und ostasiatischen Dampferlinien.** Von Reinhold Werner, Contreadmiral a. D. . . . . 465
**Marco Minghetti.** Von Otto Speyer. . . . . 479
**Rußlands Machterweiterung im Südosten.** Von Staatsrath Dr. O. Heyfelder in Petersburg. . . . . 495
**Die deutsche Physikalisch-technische Reichsanstalt.** Von Professor Franz Joseph Pisko in Wien. . . . . 516
**Johannes Scherr.** Ein Lebensbild von Otto Henne am Rhyn. . . . . 532
**Die Ministerien Ferry und Freycinet.** (1883 bis 1886.) Von Friedrich Sulzer. 541
**Der Kukklux-Clan.** Ein nordamerikanischer Geheimbund. Von Robert Lutz. . . 553

**Chronik der Gegenwart:**

Musikalische Revue: Hochflut der Concertmusik und Concerttournéen. — Neue Opern: „Marffa" von Johannes Hager, „Merlin" von Goldmark, „Donna Diana" von Heinrich Hoffmann, „Otto der Schütz" von Victor Neßler. — Deutsche Opern im Auslande. — Verdi's „Otello". — Französische und russische Opern. . . . . 561

Politische Revue: Eröffnung und Verhandlungen des Deutschen Reichstages. — Die kirchenpolitische Vorlage im preußischen Herrenhause. — Die internationale Situation. — Meuterei in Bulgarien. — Attentatsversuch in Rußland. . . . . 568

---

Digitized by Google

Seite

**Baiern in den Jahren 1882 bis 1887.** Von Wilhelm Müller. . . . . 577
**Katharina.** Novellette von Konrad Telmann. . . . . 601
**Zur Reform des juristischen Studiums.** Von Ludwig Fuld. . . . . 629
**Der Bürgerkrieg in Peru.** Von Dr. Karl Löffler. I. . . . . 642
**Dora d'Istria.** Von Arthur Kleinschmidt. . . . . 663
**Joseph Ignaz Kraszewski.** Ein literarischer Essay von Robert Waldmüller. . 671
**Die neueste Moorcultur in Deutschland.** Von Victor Kurs, Major a. D. . . 678
**Die Bedeutung der Repetirgewehre und der Waffen von kleinem Kaliber.** Von William Balck. . . . . 697

**Chronik der Gegenwart:**

Revue der Erd- und Völkerkunde: Dr. Junker's Rückkehr und Dr. Schnitzer's Lage in Centralafrika. — Entdeckungsreisen von Oskar Lenz, Hermenegildo Capello und Robert Ivens, Grenfell, G. A. Krause und Robecchi in Afrika, von Krasnow, Potanin, Maitland, Talbot, Woodthorpe und Tanner in Asien. 709

Politische Revue: Die kirchenpolitische Frage im preußischen Landtage. — Die Attentate und der Conflict Katkow-Giers in Rußland. — Die bulgarische Regentschaft. — Die irische Verbrechenverhütungsbill in England. — Das Ministerium Goblet und die französische Deputirtenkammer. — Das neue italienische Ministerium. . . . . 715

---

**Auf dem Altentheil.** Novelle von E. Vely. I.—III. . . . . 721
**Zur Chronik der europäischen Höfe.** Von Rudolf von Gottschall. . . . . 739
**Preisausschreibungen für Bühnenstücke in Deutschland.** Von Feodor Wehl. . 763
**Das deutsche Reichsheer.** Nach den Etatsveränderungen vom April 1887. Von Hauptmann Zernin. . . . . 788
**Der Bürgerkrieg in Peru.** Von Dr. Karl Löffler. II. . . . . 798
**Toynbee Hall.** Eine londoner Missionsanstalt. Von Dr. A. Schlottmann. . . 830

**Chronik der Gegenwart:**

Theatralische Revue: Ibsen's „Rosmersholm", Paul Heyse's „Weisheit Salomo's", Ernst von Wildenbruch's „Der Fürst von Verona". — Geschmackswendung zu Gunsten der Tragödie. — Neue Lustspiele und französische Stücke. — Freiherr von Loën. — Volkstheater. . . . . 840

Politische Revue: Verhandlungen des Deutschen Reichstages: der militärische Nachtragsetat und die Branntweinsteuer. — Schluß des preußischen Landtages nach Annahme der kirchenpolitischen Vorlage. — Der Fall Schnäbele und der Sturz des Ministeriums Goblet in Frankreich. — Deutschenhaß in Rußland. — Die Krisis in Serbien. — Auswärtige und innere Politik Englands. . . . . 847

---

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google